NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664149 3

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1791.

3

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.
1791.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Julius 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIDEN b. d. Gebr. Luchtmans und in Comm. der Weidmannischen Buchh. zu Leipzig: *Marci Antonii Mureti Opera omnia, ex manuscriptis aucta et emendata, cum brevi annotatione Davidis Ruhnkenii*, cujus praefatio praeposita est Tomo quarto. *Tomus I.* CXII u. 839 S. *T. II.* 1010 S. *T. III.* 860 S. *T. IV.* XXII u. S. 1789. 8. (9 Rthlr. 16 Gr.)

Es war von einem solchen Herausgeber zu erwarten, dass er nicht ohne den erforderlichen Vorrath, und wo die gedruckten oder gewöhnlichen Quellen abgiengen, selbst mit Zuziehung handschriftlicher oder doch zur Zeit noch keinem andern Herausgeber zugänglicher Schätze zu Werke gehen werde: und in der That, selbst da, wo Rec., (der den Apparat Muretischer Ausgaben und Schriften so ziemlich zusammen hat und den längst genährten Vorsatz, eine vollständige Sammlung Muretischer Schriften mit der Zeit selbst zu veranstalten, itzt zu seiner Befriedigung vernichtet sieht), am ersten begierig war zu erforschen, ob dem Blicke des Herausgebers nichts entgangen sey; selbst da fand er sich durch einen ganz unerwarteten reichlichen Ueberfluss angenehm überrascht, wie dies z. B. der Fall mit dem *Muretischen Empfehlungsschreiben* war, das Dionysii Lambini ungemein seltenen Scholien über den *Aristoteles de moribus* vorgedruckt ist, und welches Hr. R. in dem *Auctario Operum Mureti*, das dem vierten Bande angehängt ist, v. S. 593—596, aber aus einem *eigenhändig von Lambino oder dessen Amanuens. verbesserten Exemplar* hat abdrucken lassen; ähnlicher Veranlassungen hier zu geschweigen.

Der *erste Band* mit einem saubern Bildniss des Muretus von Jonkis enthält die *Reden*, *Briefe* und *Gedichte*. Von den Vorreden der frühern Herausgeber hat der itzige nur die Präfation des Jac. Thomasius und eine neuere der zu Pavia in J. 1741. im drey Octavbänden veranstalteten Ausgabe aufzunehmen für gut befunden. Thomasii Vorrede, so sonderbar ihm auch die bey der Ausgabe der Werke eines irrgläubigen Philologen der theologischen Orthodoxie in Sachsen zu Gefallen gemachten Verwarnungen anstehen, enthalt doch wirklich manche gute literarische Anmerkungen; für die Aufnahme der Vorrede des Joannes Checcotius aber, der bey seinem fast zu weit getriebenen und wohl Gelehrten selbst nicht verständlichen mehr als Christischen ζῆλος vetustatis, dennoch als ein ungemein gründlicher und geschmackvoller Kenner des gelehrten Alterthums und der dazu erforderlichen Wissenschaften erscheint, werden diejenigen, welche die italienische Ausgabe nicht besitzen, dem Hrn. R. aufrichtig Dank sagen. Auf diese folgt: *Vita M. Antonii Mureti ex scriptis eius et funebri oratione Francisci Bencii collecta*, die schon in der Leipziger Ausgabe des Thomasius aufgenommen war, und zu welcher in desselben Vorrede einige erhebliche Berichtigungen von historischen Datis u. s. w. vorkommen. Nun die *Reden* selbst S. 1—359, wie in der Thomasiusschen Ausgabe in zwey Abtheilungen, deren erste die Reden bey kirchlichen oder politischen Veranlassungen und Feyerlichkeiten enthält, die uns itzt weniger interessiren, zum Theil auch voll ungenießbarer Schmeicheleyen gegen die Sedes Sacro-Romano-Apostolica und voll von Pfafferey und intolerantem Verfolgungsgeist sind. Die Reden der zwoten Abtheilung sind uns wichtiger: die meisten derselben sind Eingangsreden zu seinen öffentlichen Vorlesungen und viele davon empfehlen sich durch eine schöne Darlegung und helle Uebersicht des Plans der zu erklärenden Schriften, durch ausgesuchte und treffende Reflexionen, fast alle aber durch manchen verrathenen Handgriff des Interpreten, in welcher Hinsicht wir sie jungen Humanisten, so wie bereits mit den Variis lectionibus geschehen ist, durch einen besondern Abdruck in die Hände geben würden. Die Reden stehen nach der Ordnung der Thomasiusschen Ausgabe; doch, mit Vermeidung der Druckfehler und Unrichtigkeiten derselben. Der Text der Reden ist nach den frühern Ausgaben, die von kritischen Werthe sind, sorgfältig verglichen und berichtiget, namentlich nach der *Aldinischen v. J. 1576*, welcher Muretus selbst vorstand und von der sich ein Exemplar mit Mureti handschriftlichen Verbesserungen in der Bibliothek des berühmten Recanati befand, das dem Herausgeber der Veronesischen Ausgabe v. J. 1727. zu Gebote stund, woher Hr R. diese Correctionen für seine Ausgabe entlehnt hat. Man sehe Tom. 1. S. 38. 40. 51. 60. 74. 88. u. s. w. Dann nach der *Ingolstadter v. J. 1592*, aus welcher einige interpolirte Stellen in die spätern Ausgaben geflossen sind; wie aus Tom 1. S. 41. erhellt, der *Leipziger v. J. 1672* durch Jac. Thomasius und der beyden schon genannten *italienischen Ausgaben von 1727 und 1741*. Noch ein kritisches Hülfsmittel bey diesem Theil der Muretischen Werke ist von, fast möchten wir sagen, so *absoluter Seltenheit*, dass es dem würdigen Herausgeber auf keine Weise zum Vorwurf gereichen kann, nicht darauf geführt worden zu seyn: wir meynen die, vom Mureto selbst oder seinen Freunden *pour le moment* veranstalteten, einzelnen Originalabdrücke einiger Reden, die aber selbst Hrn. R—s italienischen Freunden, wie dem dienstfertigen und gelehrten Morelli in Venedig, nicht bekannt gewesen seyn können oder doch abgegangen seyn müssen, wie z. B. der zu Pavia gemachte Originaldruck der XIX Glückwünschungs-Rede der ersten Abtheilung auf den zu Lepanto erfochtenen Sieg über die türkische

Flotte, die, wie aus Mureti Brief an den Sacratus (Tom. I. p. 428.) erhellt, mit ganz aufserordenlichem Beyfall angehört und fogleich zum Abdruck befordert wurde, worinn doch einige Stellen anders gefafst find, als fie in den Ausgaben der gefammelten Reden vom Aldus und aus diefer in den übrigen lauten; z. B. Tom. I. S. 155. der Leidenfchen Ausgabe: *vt ex tanta — vnus pirata et vnus item — et aberentur, qui adferrent*, wo Muretus das *elaberetur* und *adferret* der Originalausgabe abgeändert haben mufs; Ebendafelbft: *vt ea fruftra hoftis optaret*, wo im Originaldruck fteht: *ea ut* f. h. o; S. 159. *quae — a monte olivarum vsque ad — pertineret*, was Mureto richtiger gefchienen haben mag, als die Lesart der Originalausgabe: *pertingeret*, die auch in Thomafii Ausgabe S. 174 fteht. Wir ergreifen diefe Gelegenheit, ein kleines lateinifches wenn auch nicht hervorftechendes Gedicht, das Joannes Franciscus Ferrarius damals auf den Muretus verfertigte, und das mit jenem Abdruck zugleich bekannt gemacht worden ift, hier für die Befitzer der neuen Ausgabe bekannt zu machen, obgleich Muretus felbft es der Erhaltung durch den Aldinifchen Abdruck feiner Reden nicht werth geachtet zu haben fcheint:

Joannis Francisci Ferrarii Civis Romani
in
Marcum Antonium Muretum
civitate donatum.

Hoste triumphato, spoliis Orientis onustus
Dum repetis patrios, alte Columna, lares,
Pro populo meritas Superis Muretus agebat
Grates, facundo maximus ore ruens.
Admirata viri divinum Roma leporem,
Pro! fluit eloquio Tullius alter, ait
Comprobat hic Marci re nomen; verba ego rursum
Prisca bibo, priscos audio laeta sonos.
Nec mora, Romanis adscribit civibus illum,
Et gremio gaudens consouet ipsa suo.
Hunc decorat titulis, ornantem ornatus (Virg. Aen. I, 650) *vt ornet,*
Et Latium prisco floreat eloquio.

Diefe Verfe enthalten die Veranlaffung zu dem dem Mureto ertheilten jure indigenatus deutlich und geben folglich einen Aufichlufs über einen Punkt in feiner Lebensgefchichte; den felbft der Italiener *Pietro Lazeri* in feiner vortreflichen *Diatriba de vita et scriptis Mureti*, nicht bis zur Gewifsheit hat bringen können. S. 361. u. f. folgen noch: *M. Antonii Mureti Opuscula varia tum soluta, tum ligata oratione ex bibliotheca Antonii Federici Seghetii et e schedis ipsius Mureti manu exaratis.* Diefe hat Hr. R. aus der Ausgabe des Checconius aufgenommen, und unmittelbar hinter die Reden gefetzt, weil das betrachtlichfte in diefen Ineditis Reden find. Ein Paar Fragmente Muretifcher Reden, die der nur genannte Lazeri im 2 Band der Miscellaneorum ex Manuscriptis Libris Bibliothecae Collegii Romani Societatis Jesu Romae, 1757. zuerft bekannt gemacht, hat Hr. R. in dem Auctario S. 598 ff. nachgetragen, da ihm die auch in Deutfchland wenig bekannte, Lazerifche Sammlung zu fpat zu Handen kam.

Beträchtlich vermehrt erfcheinen die Briefe S. 377—652. Zuerft von S. 377—402. die zwifchen Lambino und Mureto gewechfelten, *M. A. Mureti ad Dionys. Lambinum et Lambini ad Muretum Epistolae*, die Thomafius in feiner Ausgabe übergehen, Checconius in die feinige zwar aufgenommen, aber doch den letzten merkwürdigen Brief des Lambinus an Muret übergangen hatte: wahrfcheinlich aus partheifchen Rückfichten, wie Hr. R. S. 377. in einer Anmerkung vermuthet, wo das Nöthige über diefe Briefe kürzlich beygebracht, auch die feltene Quelle angedeutet ift, woraus der neue Herausg. fchöpfte, und die Rec. gleichfalls vor Augen hat; nemlich die *Epistolae Sacrorum virorum, quibus veterum auctorum loci complures explicantur, tribus libris a Joanne Michaele Bruto comprehensae atque nunc primum in lucem editae. Lugduni, apud heredes Seb. Gryphii, 1561.* 8. v. S. 379—428. Eben diefe 15 Briefe, die lambinifchen mit eingerechnet, befinden fich aber auch, was Hr. R. nicht angemerkt hat, in der weit feltenern Sammlung, welche die Aufichrift führt: *Trium differtissimorum virorum praefationes ac epistolae familiares aliquot: Mureti, Lambini et Regii. Parisiis, 1579.* 12. v. S. 3—48. Beyde haben wir mit dem Ruhnkenifchen Abdruck forgfältig verglichen, und doch einige Unrichtigkeiten im letztern mittelft diefer Vergleichung wahrgenommen, die fich doch vielleicht auch ohne diefelbe heben liefsen, z. B. To. I. S. 395. in Lambini Brief: „*Librorum menda, quemadmodum tu praescripserat, fustuli*" mufs, beyden Sammlungen zu folge, verbeffert werden: „*Librariorum.*" Uebrigens ift der Gryphifche Abdruck, dem Hr. R. gefolgt ift, richtiger als der zu Paris veranftaltete, wie uns einige im letztern fehr verftümmelte Stellen überzeugt haben. Die *Menagiana*, deren fich Hr. R. S. 377. zur Aufklarung der zwifchen Lambin und Muret entftandenen Fehde vortreflich zu bedienen gewufst hat, find, welches wir doch noch anmerken wollen, nach der Amfterdammer Ausgabe v. J. 1713. angeführt, wo die Noten des de la Monnaye die beyden letzten Bandchen ausmachen; denn in der Pariser Ausgabe v. J. 1729 fteht die von Hr. R. nachgewiefene Stelle nicht Tom. IV, p. 222, fondern Tom. IV, p. 29. Diefs, dem Herausgeber die Bezüchtigung eines falfchen Citats zu erfparen.

Auf diefe, vorhin in keiner Ausgabe der Muretifchen Werke mit gleicher Vollftandigkeit aufgenommenen Briefe, folgen v. S. 403 — 652. *M. A. Mureti Epistolae tribus libris distinctae; quibus admiscentur passim et Aliorum quaedam ad Muretum*, gleichlautend mit dem Abdruck in der Thomafiusfchen Ausg., aufser in dem fchon angeführten Falle und dafs Hr. R. Sacrati Briefe an Muret, denen er keinen grofsen Werth beygelegt, weggelaffen hat. Die nützlichen Anmerkungen des Thomafius find beybehalten. Sonft ift, nach der Bemerkung des Checconius in den frühern Briefen vorzüglich ein Stium Terentianum fichtbar; in den fpatern hat Muret feinen Stil auch nach andern Muftern zu bilden gefucht. Eine betrachtliche Nachlefe Muretifcher Briefe, die der neuen Sammlung allein eigen ift, kommt wieder in dem bereits erwähnten Auctario v. S. 582 — 611. vor; fie find aus der Lazerifchen und Amaduzzifchen Sammlung von Anecdotis, aus Sacrati und Marci Antonii Bonciarii Epistolis genommen

Digitized by Google

men. Einen Brief, den Lami anonymiſch in Vita Richardi Romuli Richardi pag. LXX — LXXII dem Muretus beygelegt und Hr. R. S. XXIII der Vorrede zum 4ten Bande mitgetheilt hat, erklärt Bandini in Vita Petri Victorii p. 69. für unächt und Hr R. pflichtet ihm bey.

Den Beſchluſs des erſten Bandes machen Mureti lateiniſche und griechiſche Gedichte. Zuerſt *die Juvenilia*, die Muret nach der durch ihn ſelbſt in Frankreich veranſtalteten Ausgabe, man kann nicht ſagen warum, nachher wieder vernachläſsigte und nicht einmal unter die ſpäterhin in Italien edirten libros 2 carminum aufzunehmen würdigte. Hr. R. hat ſich dazu des Pariſer Abdrucks v. 1552. 8. ex officina Viduae Mauricii a Porta bedient. Noch giebt es von dieſen Juvenilibus eine deutſche zu Barth in Pommern ex officina principis im J. 1590. 8. veranſtaltete und niedlich gedruckte Ausgabe, die Hrn R. unbekannt geblieben ſeyn muſs und einige kleine Verſtoſse ausgenommen, ganz nach dem Pariſer Originaldruck gemodelt iſt. Auf dieſe folgen *M. Ant. Mureti Poemata varia duobus libris diſtincta.* Unter dieſen S. 783. einige von Checcottus zuerſt bekannt gemachte, die ihm ſein Freund Segheti mitgetheilt hatte, und S. 788. ein paar Fragmente Muretiſcher Elegieen aus Handſchriften der leidner Bibliothek; die jedoch, wie Hr. R nachher ſelbſt gewahr ward, ſchon in Mureti Commentar uber Ariſtotelis Ethica eingedruckt waren, wo ſie Tom. III. pag. 296. und 454. der Ruhnk. Ausg mit einigen kleinen Abweichungen vorkommen. Da Hr. R. die Aldiniſche Ausgabe der Gedichte v. J. 1575. 8., die in Thomaſii Handen war, bey dem Abdruck des erſten Bandes noch nicht aufgetrieben, Thomaſius aber einige freyere Gedichte, aus überſpannter Gewiſſenhaftigkeit, übergangen hatte; ſo muſte die Aufnahme derſelben gleichfalls bis auf das Auctarium im 4ten Bande verſchoben werden, wo ſie nun v. S. 612. nach der Abſchrift, die Hr. Morelli aus einem gefundenen Exemplar genommen, abgedruckt zu leſen ſind.. Auch Rec., wenn er früher von Hrn. R. Vorunterrichtet geweſen wäre, hätte ihm die Ausgabe haben ſelbſt mittheilen können, wodurch Hr. R. gefunden haben würde, daſs die S. 614. ſeiner Ausgabe befindliche *Elegia ad Neaeram puellam* gleichfalls S. 54 und 55. der Aldiniſchen Ausgabe ſchon aufgenommen ſey. Hr. R. hat ſie aus der Ausg. zu Verona entlehnt und geſteht in der untengeſetzten Anmerkung nicht zu wiſſen, aus welcher frühern Ausgabe ſie gefloſſen ſey. v. 16. lieſst aber ed. Ald. unſtreitig richtiger: *Solus ego*, als hier *Solus ero*

Im *zweyten Band* kommen zuerſt von S. 1. — 372 die *Libri XV Variarum Lectionum ad Hippolytum Eſtenſem*, wovon zuerſt nur *Libri VI Venetiis, 1559. 4.* dann *Libri XV. Antwerpiae ap. Plantin. 1586. 8.* erſchienen, welche Ausgaben Rec, beide mit handſchriftl. Anmerkungen gelehrter Manner vor ſich hat. Dann die Variarum Lectionum Libri IV et Obſervationem Juris lib. ſingularis nach der Ausgabe vom Marcus Velſer, Auguſtae Vindelic. 600. 8 abgedrucket v. S. 373 — 520. Beide Collectionen waren zwar bereits im 2 Band des Thesaur. Gruteriani aufgenommen; nach Grutert ſonderbarer Gewohnheit, mit Weglaſſung der *Muretiſchen* und *Velſerſchen* Zuſchriften, für deren Erhaltung hier billig geſorgt iſt. Nun beginnt die Reihe der beſondern Muretiſchen Commentare und Scholien über einzelne lateiniſche und griechiſche Schriftſteller. Zuerſt v. S. 521 — 648. der *Commentarius in Ciceronis Catilinarias quatuor.* Nach dem ſeltenen Abdruck: *Ingolſtadii 1602. 8.* ſind hier die erklärten *ῥήσεις*, die ohnehin in dem Ingolſtädter Exemplar ſehr fehlerhaft u. verdorben abgedruckt ſind, gänzlich weggelaſſen. Hierauf *die Scholia in Terentium, vermuthlich* nach der Aldiniſchen Ausgabe v. J. 1555. 8. Eine frühere Pariſer, aber jugendliche Ausgabe ſeiner Scholien über die Andria und den Eunuchus v. J. 1551. hat Hr. R., auch nachdem ſie endlich durch Hn. Morellis nicht genug zu lobende Bemühung gefunden war, der Vergleichung nicht werth geachtet; dennoch aber die ihr beygegebene Zuſchrift in der Vorrede des 4. Bandes S. XX. nachgeliefert und mit Hülfe derſelben eine im 1 Band S. 708 vermeintliche Unrechtigkeit verbeſſert: wer ſteht uns aber davor, ob *hier* oder *dort* in der Orthographie des Namens gefehlt ſey! — *Commentarius in Catullum* und die mit ihm nachher verbundenen *Scholia in Tibullum et Propertium.* Auf dieſe die *Scholia in Horatium* und dann die *Scholia in Ciceronis Philippicas*, welche den 2 Band beſchlieſsen. Alle; wie Hr. R. verſichert, ſo viel ihm möglich war, nach Aldiniſchen Originalausgaben abgedruckt.

Der *dritte Band* enthält wieder lauter Muretiſche Commentare. Zuerſt die ſchätzbaren *Scholia in Senecam*; aber *nicht* nach der, ſelbſt in Italien äuſserſt ſeltenen *Romiſchen* Ausgabe v. J. 1585, von der doch Fabricius wiſſen wollte, daſs ſie ſich mit Jos. Scaligeri Handſchriftl. Anmerkungen in der Leidner Bibliothek befinde; ſondern nach der Pariſer v. J. 1607., daher auch Hr. R. *Francisci Bencii* Prafation, der die Römiſche Ausgabe nach Mureti Ableben beſorgt, nicht beyfügen konnte. Der ſehr ausgearbeitete *Commentarius in Ariſtotelis Ethica ad Nicomachum*; deſſen *fünftes* Buch hier weſentliche Vorzüge vor der Originalausgabe hat, weil Hr. R. aus der Veroneſer Ausgabe Murets eigenhandige Verbeſſerungen nutzen konnte, die dem aldiniſchen Exemplar der Reden v. J. 1576., dem das *fünfte* Buch jenes Commentars beygedruckt iſt, beygeſchrieben und aus Recanati Bibliothek dem Veroneſiſchen Herausgeber mitgetheilt waren. Hierauf *Ariſtotelis Oeconomica. Jacobo Ludovico Strebaeo* (ſonderbar genug heiſs es in dem Ingolſtädter Abdruck: *Jacobo Ludovico*, mit Weglaſſung des Zunahmens) *interprete, cujus interpretationem M. A. Muretus locis aliquot emendavit Scholiisque illuſtravi. Ariſtotelis Topicorum Lib. VII. et in eumdem Alexandri Aphrodiſ. Commentarius M. A. Mureto interprete. M. A. Mureti in et, II. Librum Platonis de Republica Commentarius*, und die *Notae in Xenophontis Κύρου παιδείαν* et *ἀνάβασιν*, ſämmtlich nach der Ingolſtadter Ausgabe v. J. 1602. 8. die mit der oben bey den Scholiis in Cic. Catilinarias angeführten nicht zu verwechſeln iſt, u. wovon Rec. das von dem ſeel. Reitz in Sachen und Ausdruck berichtigte Exemplar gebraucht, woraus ſich noch manche Verbeſſerungen in dem neuen Abdruck machen lieſſen, wenn hier der Ort dazu wäre. Nur ein paar Beyſpiele zur Probe: Tom. III. p. 245. Z. 20. v. u. ſteht: *et viri facti ſpernimus eos cibos*; wegen des darauf folgenden *ita virtute confirmatus* muſs es aber heiſsen: *et ut viri facti ſ. e. c.* S. 258. nicht

med. iſt die Stelle aus Homeri Ilias 14, 217: παρφασις ἐπεο ἔκλεψε zwar richtiger abgedruckt, als in der Ingolſtädter Ausgabe, aber ganz unſchicklich nach den Worten: *ſunt autem occulti hoſtes vitatu difficiliores* eingeſchoben, da ſie doch handgreiflich nach den Worten: *in quo ineſt* ſtehen ſoll, weil es auf den *ceſtum* geht. S. 261. Z. 15. v. o. iſt die Ingolſtädter Leſeart *quodque ad artis non praecipuum tantum eſt*, vom Hrn. R. nicht unglücklich wie es ſcheint, ſo abgeändert: *quodque ad artes*. Reitz vermuthete *in operibus artis*. Eine ſcharfſinnige Reitziſche Vermuthung zu S. 276. Z. 19 v. u. können wir nicht unterdrücken, da ſie der von Muret angeführten Stelle des Cicero de offic. I, 19, 7. p. 160 Heuſing.: *omnem morem Lacedaemoniorum inflammatum eſſe cupiditate vincendi*, durch die vorgeſchlagene Verbeſſerung: *moram* und *inflammatam* gewiſs mehr Gefügigkeit und Wahrheit ertheilt, als die gewöhnliche Leſart u. d. gl. Den Reſt dieſes Bandes nehmen ein: *Ariſtotelis Rhetoricorum Libri duo, Gl. A. Mureto interprete* und *M. A. Ml. in librum* I. *et* II. *Scholia*. Dann die unvollendet gebliebenen *Scholia in* I. *Ciceronis Tusculanarum*. Die *Scholia in Ciceronis Officia, in libros V. Cic. de Finibus* und endlich in *Cic. Orat. pro R. Deiotaro*. — ſämmtl. nach dem oben genannten Ingolſtädter Abdrucke, den wir gleichfalls mit den ſchätzbaren Reitziſchen Verbeſſerungen in Handen haben; aber etwas daraus mitzutheilen uns ungern enthalten müſſen.

Im *vierten Bande* folgen die noch übrigen Commentare über alte Schriftſteller nach. Zuerſt: *M. A. Mureti in Taciti Annales Commentarius*, der an innerm Werth ſeinen ähnlichen Arbeiten gar ſehr nachſteht und mehr für Anfänger geſchrieben, aber doch nicht ganz ohne Schönheiten und eigene Reize — beſonders jungen Leſern, die ſich zum Studium der Römiſchen Geſchichtſchreiber vorbereiten wollen, ſehr zu empfehlen iſt. Abgedruckt aus der Ingolſtädter Ausgabe v. J. 1604. 8; aber hin und wieder berichtigt, wie uns die Vergleichung belehrt hat. Hierauf folgen *Notae in Tacitum*, dieſs ſind bloſs kritiſche Randanmerkungen und Varianten, die Acidalius wahrſcheinlich aus Mureti Handexemplar ausgezogen und ſeinen Anmerkungen über den Tacitus eingemiſcht hatte. Jenes Exemplar befindet ſich noch in der Bibliothek des Collegii Romani Soc. Jeſ. Endlich *Notae in Salluſtium et in prooemium conjurationis catilinariae ſcholia* nach der Ingolſt. Ausg. v. J. 1604, in welcher ſie mit dem Commentarius in Taciti Annales zugleich ans Licht geſtellt ſind. Nun folgen Mureti civiliſtiſche Arbeiten. Zuerſt: *Commentarius de origine et progreſſu Juris Romani vt et de legibus, ſenatusconſultis, reſponſis prudentum et conſtitutionibus Principum in Tit. D. de Jurisdict. et de offic. ejus, cui mandata eſt jurisdictio*, was auch unter der Aufſchrift; Tractatus aureus de jurisdictione et imperio — auctore M. A. Mureto mit der berufenen Catalexis des Jo. Emerici a Rosbach zu Frankfurth in J. 1603. in 8. abgedruckt iſt; doch iſt hier die unnütze, ſchlecht gerathene und von einer fremden Hand herrührende: *Graecorum interpretatio* weggeblieben. Dann v. S. 403. *Notae in Juſtiniani Inſtitutiones* nach der Utrechter Ausgabe, mit denen Muret am wenigſten Ehre eingelegt. Den Beſchluſs machten: *Commentaires de M. A. de Muret ſur les Amours de P. de Ronſard* die zu Paris 1553. 8. erſchienen waren und nach Hrn. R. Geſtändniſs ohne Schaden hätten können übergangen werden, aber doch immer, bey der Seltenheit der Orig. ausgaben, ihren Nutzen für den Freund der alten franz. Literatur und Sprache haben dürften. Da wir von dem *Auctario Operum M. Antonii Mureti*, welches den übrigen Theil dieſes Bandes einnimmt, bey ſchicklichen Veranlaſſungen ſchon geſprochen; ſo haben wir nur noch von der Vorrede des Hrn. R., die 29 S. anfüllt, etwas zu ſagen. More Ruhnkeniano werden alſo darinn die Verdienſte und Vorzüge des Muretus beſtimmt und vorgetragen, die Veranlaſſung dieſer Ausgabe, und wie er dabey zu Werke gegangen, erzählt, die frühern Herausgeber freymüthig und treffend beurtheilt, über die einzelnen Stücke, die in ſeiner Sammlung aufgenommen ſind, einige praetermiſſa noch nachgeholt und zum Schluſſe gewünſcht, daſs aus der Barberiniſchen Bibliothek und aus den Schätzen des Collegii Romani noch mehrere Anecdota Muretina möchten ans Licht gegeben werden, wozu, unſers Erachtens, die von Hrn. Fontani angefangenen Novae Deliciae Eruditorum oder die Anecdota literaria des Hrn. Amaduzzi ein paſſender Sammelplatz wären.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Stade*, b. Friedrich: *Verſuch einer Literatur der Schiffbaukunſt.* Der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe zu Hamburg gewidmet. 1791. 4o. S. 4 Als Vf. dieſes eben ſo ſchätzbaren als ſchwer zu ſchreibenden Beytrags zur Literatur-Geſchichte nennt ſich in der Vorrede Hr. See-Capitain *Muller* zu Stade. Dieſer Nahme berechtigt zu Erwartungen, und die Ausführung entſpricht dieſer Erwartung völlig. Mit Ordnung, Vollſtändigkeit, und kritiſcher Prüfung verbreitet Hr. *M.* ſich über die bisher zu dieſem Fach der Literatur von andern Schriftſtellern geſammelten Materialien, über Bücher zur Erklärung der Kunſtſprache des Seemanns, über theoretiſche Anleitungen zum Schiffbau, über praktiſche Erläuterungen deſſelben und über einzelne die Ayche, das Bauholz, das Maſtenmachen, das Auftakeln, die Seilerkunſt, das Segelmachen und das Ankerſchmieden betreffende Abhandlungen. Dieſe Vollſtändigkeit war um ſo ſchwerer, und iſt um ſo verdienſtlicher, da bisher noch kein Schriftſteller dieſen Gegenſtand behandelt hat, und da ſelbſt der Vorarbeiten ſehr wenige ſind, indem in allen denjenigen Schriften über den Schiffbau, die ſich auf Vorgänger beziehen, nur die Titel der Hauptwerke angeführt ſind, mit hin Hr. *M.* alles ſelbſt leſen und prüfen muſste Rec. hofft, daſs der Vf. es nicht bey dieſer Probe bewenden laſſen, ſondern die Literatur der Marine und der Navigation, mit eben dieſer kritiſchen Vollſtändigkeit ganz und im Zuſammenhange bearbeiten werde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Julius 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIDEN, b. d. Gebr. Luchtmanns und in Comm. der Weidm. Buchh. zu Leipzig: *Marci Antonii Mureti Opera omnia*, etc.

(Beſchluſs der im vorigen St. abgebrochenen Recenſion.)

Bey dieſen Bemühungen hat es aber der vortreffliche Herausgeber nicht bewenden laſſen; denn noch ſind durch alle vier Bände, vorzüglich aber den erſten beiden Reden an häufigen Stellen kurze Anmerkungen von der Hand des Hn. R. untergeſetzt. Dieſe enthalten auſser den Vergleichungen der frühern Ausgaben, wovon ſchon geredet iſt, nützliche Erinnerungen und Berichtigungen über Sprache und Sachen. Daher iſt häufig, doch ohne unnöthigen Wortaufwand, wie es Gegenſtände dieſer Art erfordern, für die Reinheit des Ausdrucks geſorgt, unlateiniſche Wendungen und Redarten, wo Muret ſich entweder vergaſs, oder ihn die Scripta ſequioris aetatis, oder auch die zu ſeiner Zeit noch nicht kritiſch berichtigten Texte irregeleitet hatten, oder wo er ſich verſchrieben zu haben ſchien, wie To. I. S. 256, ſind kürzlich kritiſirt und berichtigt, und wo es nöthig ſchien, auf die neuern Philologen und Kritiker, die manches richtiger beſtimmt und erläutert haben, verwieſen. Eben ſo ſind falſche Gedanken, ſchiefe oder gewagte Urtheile kurz, aber gelehrt und gründlich widerlegt, wie To. I. S. 28. der ſchiefe Tadel des Eratoſthenes. Auf literariſche kurze Anmerkungen ſich an mehreren Stellen einzulaſſen, erlaubten wohl dem würdigen Herausg. weder Zeit, noch Neigung; ſonſt hätte z. B. in den Briefen To. I. S. 590 (Lib. III. ep. 41. ed. Thomaſ.) nützlich erinnert werden können, daſs *die Schrift, wofür* der itzt das Bibelſtudium bey einer gefühlten Leere des Herzens im Alter liebgewinnende Humaniſt, dem *Gilbert Genebrardus* ſo rührenden Dank ſagt, dieſes franzöſiſchen Theologen nachher zu Cölln im Jahr 1615 editer *Commentarius in Pſalmos* geweſen zu ſeyn ſcheine. Oder der To. I. S. 691 unrichtig genannte *Daniel Sleicher*, (wo doch der Originaldruck der Juvenilium S. 60, ſo wie die oben angeführte Ausgabe Bardi Pomeraniae unverdorben leſen *Schleicher*, was auch Hr. R. weiter unten S. 727 befolgt hat) dieſer Freund Mureti alſo würde ihm aus Joglers Biographieen der Rechtsgelehrten im Leben des Balduin S. 44 als ein Anhänger Duarens bekannt geworden ſeyn, der bey dem zu Bourges (in Academia Biturigum) entſtandenen Tumult von der Partey des Balduin erſtochen wurde u. ſ. w. Bey Gelegenheit der Variarum Lectionum ſagt Hr. R. S. 19 der Vorr. „Hic ſi Criticum agere voluiſſem, ſaepe mihi res ipſa copioſam materiam dediſſet, Sed talis disputatio non congruebat huius editionis conſilio.“ Gleichwohl kommen hin und wieder vortreffliche Winke vor, wie gleich im Eingang To. II. S. 10. 11. S. 22. Eben hier ſind von dem Herausgeber an den nöthigen Stellen — gleich diejenigen Stücke bemerkt, die Muretus dem Lambino, nach der Beſchuldigung des letztern, abgeborgt, und womit er ihm in der Ausgabe der Var. Lect. zu jenes groſsem Verdruſſe zuvorzukommen geeilt hatte. Hierüber iſt Lambini merkwürdiger Brief To. I. S. 395—402 nachzuleſen, worin Lambin eine mehr als *grammatiſche* Empfindlichkeit äuſsert, dem aber doch wohl Muret ſein „*Aut non curanda gloria, aut ex gravioribus rebus petenda eſt*,“ (Var. lect. II. 17.) nur darum entgegenſetzt, weil er ſich beſchämt und in die Enge getrieben ſah. Auch zieht Hr. R. mit unbeſtechlicher Partheyloſigkeit, die allerdings etwas anſtöſsigen Unebenheiten in dem Charakter ſeines Autors und die unedle Verkleinerungsſucht deſſelben gegen den ehrlichen Lambin, die die italieniſchen Editoren ſo gern vertuſchen möchten, ohne alle täuſchende Blendung hervor. Man leſe, was To. I. S. 377. T. 3. S. 43 in der Note und anderwärts von ihm geſagt iſt. Dem poetiſchen Theil hat Hr. R. keine berichtigenden Anmerkungen von ſeiner Hand beygefügt; dagegen überlieſs ihm der vortreffliche Hr. van Santen, auf den Hn. R. das Horaziſche „*legitimum ſonum digitis et aure callens*“ mit vollem Rechte anwendet, die ſeinem Exemplar beygeſchriebenen proſodiſchen Berichtigungen, welche zu Ende der Vorrede des 4ten Theils von S. 30—32 abgedruckt ſind: *Laurentii Santenii Notae Proſodiacae in Mureti carmina.* Dem Chriſtiſchen Exemplar der *Juvenilium*, das Rec. beſitzt, hat entweder *Chriſt* ſelbſt, oder *Arn. Chapmarius* (vid. *Catalog. Bibl. Chriſt. Part. II. S. 181. n. 6185*) ähnliche Verbeſſerungen beygeſchrieben, auch zuweilen ganze Verſe umzuſchmelzen und in eine geſchmeidigere Form zu gieſsen verſucht, wozu aber hier kein Raum iſt. Einmal hat der geſtrenge Richter dem Muretus doch Unrecht gethan. S. XXXII in der Anmerkung zu To. I. S. 762 in dem Dankſagungsgedicht an den Groſskanzler *Jan Zamoyski* ſoll der Dichter in dem 21ſten Vers:

Cui duos toto parem alios ſi Europa tuliſſet

duos, audaci exemplo, *monoſyllabiſch* gebraucht haben. Freylich wenn es *mit der Lesart* ſeine Richtigkeit hätte; es muſs aber *duo* geleſen werden, welche Lesart ſich 1) in einer *handſchriftlichen*, vielleicht von gleichzeitiger Hand gemachten *Sammlung Muretiſcher Gedichte*, die Rec. ſelbſt vordem in Polen eingeſehen und Collation davon genommen hat, auch 2) *bey Martin Opitz* findet, der dieſes Mur. Gedicht in dem 20ſten Kapitel ſeiner Varr. Lectionum (Dantiſci, 1637. 4.)

einge

eingerückt hat. Eine Unbequemlichkeit, die leicht zu vermeiden gewesen wäre, ist es doch für den *prüfenden* Leser, dass, wo in den Ruhnkenischen Anmerkungen auf Checcottii *lange* Präfation zurückverwiesen ist, nicht, wie man vermuthen sollte, die Seitenzahlen des *neuen* Abdrucks, sondern die durchgehends gar sehr abweichenden Numern der *Ausgabe von Pavia* citirt sind. Der mit Recht gerühmte Brief an Zoppi *über das alte Trauerspiel* steht nicht, wie S. 64. Z. 12 v. u. gesagt wird: Lib III. 50, sondern Lib. III. 44. Bey den Anmerkungen der vor dem 1sten Theile stehenden Thomasiusschen Vorrede muss man eingedenk seyn, dass immer die Seitenzahlen *der Leipz. Ausg. v. J. 1672* angeführt sind, und da die früher oder nachher veranstalteten Leipziger Abdrücke in den Seitenzahlen wieder von einander abweichen, so lässt sich, ohne jene Ausgabe bey der Hand zu haben, mit Mühe etwas finden. Bey *manchen* erleichtern indess die gleichlautenden Nummern über den Briefen das Auffinden. Druckfehler haben auch nicht ganz vermieden werden können. Th. I, S. 74. Z. 12 v. o. muss statt *At quem* stehen: *Ad quem*. S. 61. Z. 5. v. u. muss wohl nach *obstetricata est* das Punct weg, weil *post ergo* unmittelbar mit dem Vorhergehenden zusammenhängt. Doch diese und ähnliche Kleinigkeiten lassen wir endlich fahren, um noch einen Gedanken anzubringen, den Hr. R. dem Rec. wohl zu Gute halten wird. Er empfiehlt nämlich den angehenden Humanisten und Kritikern das Studium der Muretischen *Variar. lect.*, um ihren eigenen Producten dieser Art nach diesem allerdings hervorstechenden Muster *mehr Richtigkeit in Sprache und Ausdruck und eine gefälligere Einkleidung* zu geben. Das erstere halten wir für ein so unentbehrliches Erforderniss eines guten Interpreten und Kritikers, dass wir es nicht etwa nur in kritischen Observationsbüchern, sondern in unsern sämmtlichen grossen und kleinen lateinischen Commentaren, so wie zu unsrer Väter Zeiten, gewissenhaft befolgt sehen möchten, weil wir *durchaus* vollkommen mit Hn. R. *eines* Glaubens sind: „*turpissimum esse iis, qui veterum elegantias aliis enarrent, ipsos uti sermone barbaro et lutulento.*" In Ansehung des zweyten Punctes hingegen würden wir den bemerkten Gebrauch jener *Varr. lect., so, wie die Sachen itzt stehen*, nur *mit vieler Einschränkung* zu empfehlen wagen. Denn nicht zu gedenken, dass 1) noch die Frage seyn könne, ob kritische Conjecturen und Emendationen auch eben eines so schönen Kleides bedürfen, und ob nicht vielmehr eine schlichte, aber doch bestimmte, Kürze ihr schickliches Gewand sey: so kömmt 2) in Betrachtung, dass ein solcher Nimbus von Worten das ohnehin unter seiner Last erliegende philologische Studium noch mit neuen Weitläuftigkeiten überhäufen würde, und dass vielleicht Muretus selbst in diesem Stücke zu weit gegangen sey. Sonst würden dieser Ausgabe 1) *ein guter Universalindex*, 2) von den in den Muretischen Commentaren angeführten Stellen *genauer nach neuern Ausgaben gemachte Citaten*, so wie ohngefähr in der Platnerischen Ausgabe der Gronovschen Observationen von dem *wackern und verdienten Irmisch* geschehen ist, 3 *in margine dieser Ausgabe beygesetzte Seitenzahlen der einzelnen Originalausgaben*, und endlich 4) welchen Mangel wir *Luchtmannischen Pressen* kaum verzeihen — ein *reinerer* und *geschmackvollerer Druck*, zumal im *Griechischen*, welches oft kaum *leserlich* ist, — noch einige accessorische Vorzüge ertheilt haben.

Nürnberg, b. Zeh: *Christoph Gottlieb von Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur. Sechszehnter Theil.* Mit 2 Kupfertafeln. 1788. 423 S. in 8. ohne Inhalts- und Druckfehlerverzeichniss. (1 Rthlr.)

Dieser Theil enthält *drey* Aufsätze, die *Kunstgeschichte*, und *neun* die Literatur betreffend. I. *Ueber Hannibals Bildniss auf Gemmen* (und Münzen). Eigentlich historische Nachrichten, wo Hannibalsköpfe auf Münzen und Gemmen anzutreffen. Es hätten sich noch mehrere z. B. in Begers Thesauro Palatino fol. 59 u. dgl. angeben lassen. Einige Hannibalsköpfe bey *Ursinus*, *Stosch* und *Caylus* will Hr. v. M. nicht dafür gelten lassen; aber den bekannten Kopf des Mars in Stosch Descr. de pier. gr. S. 412. n. 28. hält *er* für Hannibals *aechtes* Bildniss. Auf das bekannte physiognomische Fragment von Lossius (Gotha, 1776. 8.) und auf die Gegenerinnerungen Lavaters in den physiognomischen Fragmenten, hat Hr. *v. M.* keine Rücksicht genommen. II. *Von den berühmten Holzschnitten des Todtentanzes, die nach den Zeichnungen des jüngern Holbeins von Hanns Lützelburger, genannt Frank, verfertiget wurden.* Die Entdeckung, dass der wahre Urheber dieser sogenannten Holbeinischen Holzschnitte nicht der jüngere Hanns Holbein, sondern Hanns Lützelburger sey, verdankt man dem berühmten Hn. von Mecheln zu Basel. Diese unnachahmlichen Meisterstücke der Formschneidekunst sind alle 2 Zoll und 5 Linien hoch, und 1 Zoll 10 Linien breit; Holbeins Zeichnungen waren grösser, und sind jetzt durch den Fürsten Gallitzin an die russische Kaiserin gekommen. Die Schattirungen durch kleine krumme Striche, die feinen Punctirungen, die durch Kreuzschnitte (*entretailles*) meisterhaft ausgeführte Falten in den Gewändern und andre den Kunstverstand des Meisters in der Formschneidekunst darlegende, glücklich überwundene, Schwierigkeiten zeichnen diese seltenen Ueberbleibsel vor allen andern aus. Hr. v. Murr beschreibt sie mit Verweisung auf die nach Holbeins Zeichnungen von Hn. *v. Mechel* gefertigten Kupferstiche in dem *Oeuvre de Holbein*. III. *Anzeige von Kupferblattern einiger Nürnbergischen Künstler.* Angenehm waren uns die Nachrichten von *Johann Adam Schweikart*, (er schrieb sich auch *Schweickhard*), der unter andern Zeichnungen und Kupferstichen für die Stoschische Gemmensammlung arbeitete, wovon die Platten nebst der ganzen Stoschischen Daktyliothek im J. 1765. nach Berlin gekommen sind. Sie waren für den zweyten Band der Sammlung bestimmt, der nicht erschienen ist. Hr. *v. M.* der von einigen Probedrücke und Schwefelabgüsse besitzt, von denen auch bey der Huberschen Uebersetzung der Winkelmannschen Kunstgeschichte Gebrauch gemacht worden, hat sie hier genauer verzeichnet. *Literatur* I. Portugiesisch: 1) *R.* (ev.) *P.* (atr.) *J.* (oan.) *B.* (reweri) *Varia de Vita P. Gabrielis Malagridae*, der 1761 den 21 Septbr. als der Secterey schuldig, öffentlich strangulirt und verbrannt wurde. Vieles kann

der

der *unbefangene* Leſer doch nicht ohne Theilnehmung für den Mann leſen, von dem Clemens XIII ſagte, als ihm deſſen ſchimpfliche Hinrichtung erzählt wurde: *Ha la Chieſa di Dio un Martire di più.* Seine äuſserſt beſchwerlichen Miſſionen (*Miſſiones volantes* heiſsen ſie hier.) auf Barbados, zu Para, und in ganz Braſilien. 2) *Litterae P. Benedicti de Fonſeca Soc. Jeſ. Procuratoris quondam Generalis Provinc. Maragnonenſis d. 11. Aug. 1779. ad R. P. Anſelm. Eckart*; aus dem Portugieſiſchen überſetzt. Sie enthalten neue Beyträge zu dem Leben des P. Malagrida; manches iſt hier weiter ausgeführt. Seine groſsen Verdienſte bey der Miſſion in Piagui; nicht nur um die Cultur des Landes, ſondern auch um die Moralität der Einwohner. Aus einer Stelle des Briefs erſieht man, daſs das von Malagrida geſtiftete Urſulinerinnenkloſter 1779 noch beſtand. Die Nonnen beſchäftigten ſich mit Erziehung der Töchter. 3) *Excerpta non nulla Ulyſſipomenſibus e Litteris.* Sie gehen von 1786. d. 15 May bis 1787. d. 30 April, und betreffen Angelegenheiten des Hofes, der Jeſuiten, und literariſche Merkwürdigkeiten. Die Bulle Papſt Pius VI, worinn die Eybeliſche Schrift: *Was iſt der Papſt?* verdammt war, werde bey dem Beyſitzer der Reàl Meza Cenſoria, dem Antonio Pereira de Figueredo, dem Vf. der Theologia Tentativa wider die Gewalt des römiſchen Stuhls, keine günſtige Aufnahme gefunden haben. 4) *Theſes ex univerſa Jurisprudentia, in Gymnaſio Academico Conimbricenſi publice defenſae ſub auſpiciis Joſephi, Braſiliarum principis* etc. A. 1787. Statiſtiſche Folgerungen laſſen ſich wohl aus Catheder theſibus nicht ziehen, doch hier ein Paar zur Probe. S. 83: *Omnia, quae Eccleſia in Republica poſſidet, ex Imperantium voluntate poſſidet; igitur donationes, quae Eccleſiae ab Imperantibus fiunt, ſi ex re fuerit, etiam Eccleſiaſtica auctoritate non intervenient, pro arbitrio revocari poſſunt.* S. 84.: *Cujuscunque religionis cultus, Reipublicae ſecularitate integra, non modo intra civitatem tolerari, ſed, ſi e Republica fuerit, ſine ulla impietatis labe, legibus dirigi poteſt.* 5) *Chirographa perſonarum celebrium.* Sie ſind von der Königin Chriſtina, von der Königin von Portugall, Maria Anna, und von dem P. Gabr. Malagrida nach dem Originale von Hn. v. M. aufgenommen, und auf der erſten Kupfertafel geſtochen. II. *Status Provinciae Maynenſis in America Meridionali ad annum uſque 1768 brevi narratione deſcriptus a R. P. Franciſco Xaverio Veigl, eadem in Provincia olim Societatis Jeſu Miſſionario.* Obgleich die Nachrichten dieſes wackern Miſſionars von der Landſchaft Maynas ſchon in dem von Hn. v. M. 1785 zu Nürnberg herausgegebenen: *Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu in Amerika*, und unter dem beſondern Titel: *F. X. Veigls Nachrichten über die Verfaſſung der Landſchaft von Maynas in Südamerika* ebendaſelbſt bekannt worden ſind, ſo wollen wir es dem Hn. v. M. doch nicht eben zum Vorwurf machen, daſs er hier noch das Original des Vf. für die des Deutſchen unkundige Leſer nachgeliefert hat; eher könnte man damit unzufrieden ſeyn, daſs die, dem deutſchen Abdrucke beygegebene, vom P. Veigl vielfaltig verbeſſerte Karte, deren S. 97. gedacht iſt, nicht auch dem Original hinzugefügt worden, die den Käufern des Journals billig nachzuliefern wäre. Für jetzt nur *Liber* 1. *Provinciae Maynenſis deſcriptio topographica*, wo in 12 Kapiteln „*calamo non ſatis hiſtorico, „nec mere geographico, ſed utique legentium varietati ac„commodato,*" wie der Vf. ſelbſt ſagt, von der Lage, den Grenzen, dem Klima, den an den Flüſſen Marañon, Paſtaza, Gualläga und Napo wohnenden Völkerſchaften, ihrer Verſchiedenheit, Sprache u. ſ. w. von den Urſachen der gröſsern Sterblichkeit in den Miſſionsdörfern, zwar unterhaltend, aber in einer etwas ſchwerfälligen Sprache gehandelt iſt. Dann folgen noch: *Specimen linguae Quichuae, quae toti Peruvio communis eſt, vulgo dictae del Inga*, oder das Vater Unſer in der Sprache der Ynga mit der Auslegung. Den übrigen Raum des Buchs nimmt der *Beſchluſs der im XIV Theil angefangenen ausführlichen Beſchreibung der Reichsinſignien, die chronologiſche Geſchichte der Reichskleinodien und die Ueberſicht der Krönungsſtädte deutſcher Kaiſer und Könige* ein, worunter noch aus einer Handſchrift der Ebnriſchen Bibliothek eines Ungenannten: *Haſta ſuſpecta*, oder *Anzeigung etlicher Urſachen, warumb das Speer zu Nürnberg für das rechte Speer des Herrn nicht gehalten werden kann*, v. J. 1634 abgedruckt, und aus *Bochat Memoires de la Suiſſe* Tom. II. p. 563 die Unterſuchung über die heilige Lanze *recht unnöthiger Weiſe hier* aufgenommen iſt.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Unger: *Götterlehre oder mythologiſche Dichtungen der Alten.* Zuſammengeſtellt von *Karl Philipp Moritz.* Mit 65 in Kupfer geſtochnen Abbildungen nach antiken geſchnittnen Steinen und andern Denkmälern des Alterthums. 1791. 416 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da die mythologiſchen Dichtungen der Alten von Hn. M. in dem Sinne dargeſtellt werden, worinn ſie von den vorzüglichſten Dichtern und bildenden Künſtlern des Alterthums, *als eine Sprache der Phantaſie*, behandelt worden ſind, ſo ergiebt ſich aus dieſem eignen Geſtändniſs des Vf., daſs ſein Buch keine kritiſche Behandlung der Mythologie, nicht Philoſophie der Fabel, folglich keine *Götterlehre*, nicht einmal eine Geſchichte der Götter, ſonderu eine Schilderung der Gottheiten, als Dichterweſen, enthalten ſoll. Dieſen Zweck hat auch der Vf. immer vor Augen gehabt, ungeachtet er mit freygebiger Hand noch mehr ſpendet, als er verſpricht, und theils die Hauptmomente der mythiſchen Geſchichte und die allmahlichen Verwandlungen und Ausſchmückungen der Mythen berührt, theils in einige Gegenden des Fabellandes die Fackel der Philoſophie, welche andre vor ihm angeſteckt hatten, hineintragt. Nicht alſo für den kritiſchen und philoſophiſchen Forſcher iſt dieſes Buch eigentlich beſtimmt, ſondern es iſt ein ſchönes Geſchenk, das der Vf. den Freunden der Muſen macht, die ſich gern an den Dichtungen der Bildner und Sänger ergötzen, und die, trotz philoſophiſcher und religiöſer Aufklärung, unter den ſchönen Weſen der Fabelwelt ſich wohl befinden.

Die ganze Religion der Alten iſt dem Vf. eine Religion der Phantaſie nicht des Verſtandes; ihre Götterlehre ein ſchöner Traum, der zwar viel Bedeutung und Zuſammenhang in ſich hat, auch zuweilen erhabene Aus-

ſichten giebt, von dem man aber die Genauigkeit und Beſtimmtheit der Ideen im wachenden Zuſtande nicht fodern darf. Nur Griechenlands Götter ſind es, die der Vf. als die herrlichſten Producte einer begeiſterten Phantaſie darſtellt: die barbariſche Fabel, ſelbſt die altrömiſche weiſs nichts von jenen lieblichen Dichtungen.

Die mythologiſchen Dichtungen, um die Reſultate der Einleitung mitzutheilen, als Sprache der Phantaſie betrachtet, machen eine Welt für ſich aus, in der ſie nach Wohlgefallen herrſchen. Ihr Weſen iſt zu bilden; ihr Gebiet reicht ſo weit, als die Sinne und die Phantaſie. Die Begriffe des Verſtandes und der Vernunft ſind ihnen fremd. Sie ſchweben gern über der Wirklichkeit, aber ſie lieben es, ſich der Vorwelt anzuſchmiegen, um durch das Schwankende der Zeiten und Oerter in ihren Schöpfungen vollkommne Freyheit zu behalten. Durch ihre Vereinigung mit den älteſten Begebenheiten erhalten ſie mehr Gewicht, und verhindern ihre Auflöſung in bloſſe Allegorie. „Die Hand, welche den Schleyer, der dieſe Dichtungen bedeckt, ganz hinwegziehen will, verletzt zugleich das zarte Gewebe der Phantaſie, und ſtöſst alsdann, ſtatt der gehofften Entdeckungen, auf lauter Widerſprüche und Ungereimtheiten.“ (Dies iſt zu allgemein geſagt. Das ſchöne Bild der Phantaſie verſchwindet freylich durch die Auflöſung, aber nicht immer iſt es Unſinn, was hinter der Hülle verborgen liegt; oft zeigt ſich ein wahrer Begriff aus der phyſiſchen oder moraliſchen Welt, wie der Vf. ſelbſt von *den alten Göttern* geſteht. Nur in dem Sinne hat der Vf. Recht, daſs man nicht alles im Bilde deuteln muſs, was bloſs Dichterlaune und Dichterſchmuck iſt.) Man muſs zuerſt dieſe ſchönen Dichtungen nehmen, wie ſie ſind; ſie ſind in ſich vollendet, ihr Werth liegt in ihnen. Die Menſchen ſind darinn den Göttern ſo untergeordnet, daſs auf ſie und ihre ſittlichen Bedürfniſſe wenig Rückſicht genommen wird. Sie ſind oft das Spiel der höhern Mächte, die, über alle Begriffe der Moralität erhaben, durch hohe Macht und Kraft ſich auszeichnen, aber, wie die Sterblichen, zeugen und gezeugt werden, und ſogar mit den Menſchen ſich vermählen.

Es würde zu weit führen, wenn wir den Vf. in die einzelnen Schilderungen der Gottheiten begleiten wollten: wie ſehr würde auch ein trockner Auszug gegen dieſe ſchöne Einfalt der Erzählung und gegen die mit Witz, Scharfſinn und Geſchmack ausgeführte Darſtellung abſtechen! Dieſes Chaos von zerſtreuten, unzuſammenhängenden, verſchiedenartigen Dichtungen zu ordnen, und unter leicht zu überſehende Geſichtspuncte zu bringen, war nur das Werk eines lichtvollen Kopfes, und, wenn der kritiſche Forſcher es auch nicht billigen möchte, daſs Dichtungen verſchiedner Zeiten, Oerter und Arten, gleich als zu einem Ganzen gehörig behandelt werden, ſo wird den Vf. der Dank und Beyfall jeder ſchönen Seele, welche für die Gebilde des Phantaſienſpiels Sinn hat, ſchadlos halten. Wir bemerken nur noch die Faden, an welche Hr. M. ſeine Erzählungen gereiht hat. Die Erzeugung der Götter. Der Götterkrieg. Die Bildung der Menſchen. Die Macht und das Fatum. Die alten Götter. Die neue Bildung des Menſchengeſchlechts. Die menſchenähnliche Bildung der Götter. Die heiligen Wohnplätze der Götter unter den Menſchen. Das götterähnliche Menſchengeſchlecht. Die Weſen, welche das Band zwiſchen Göttern und Menſchen knüpfen. Die Lieblinge der Götter. Die tragiſchen Dichtungen. Die Schattenwelt. Den Beſchluſs macht die reizende Dichtung von Amor und Pſyche, welche deswegen ſich an das Todtenreich anſchlieſst, weil die zarteſten Begriffe vom Tod und Leben derſelben eingewebt ſind, und gleichſam über die Schauer der Schattenwelt einen ſanften Schleyer decken.

Die gut gerathnen Zeichnungen zu den Kupfern ſind von Hn. Prof. *Karſtens* verfertigt, und beſtehen in einer Auswahl vom Gemmen aus Lippert und Stoſch, die für die Jugend zu Beförderung anſchaulicher Erkenntniſs nützlich ſeyn werden. Die zu S. 51. vorgeſtellte *Furie* hat wenig Ausdruck, und hätte ſollen gegen eine andre mit Schlangengeiſseln und Fackel, dergleichen auf halberhabnen Werken mehrere vorkommen, vertauſcht werden. Beyfall und weitre Nachahmung verdient die nach Pauſanias entworfene Zeichnung der Macht, in deren Schooſse die Genies des Schlafes und des Todes ruhen. Nur beruht die Vorſtellung der Knaben mit verſchränkten Füſsen auf einer auch von Leſſing gemachten Misdeutung des griechiſchen Worts (διεστραμμένοι), die bereits *Heyne* über den Kaſten des Cypſelus gerügt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCH. *Hamburg*, b. Meyn: Diſſ. ſolemnis hiſtorico-literaria *de meritis Hamburgenſium in hiſtoriam naturalem*, quam praeſide *Paulo Dieterico Gieſeke*, M. D. Phyſ. et Poet. Prof. P. et Bibliothecario ſecundo defendet *Chriſtianus Philippus Lipke*, Hamb. Theol. Stud. 1791. 35 S. in 4. Ein merkwürdiger Beytrag zur Literargeſchichte der Naturhiſtorie, der ſich durch Vollſtändigkeit eben ſo ſehr, als durch Gründlichkeit und durch eine ſehr intereſſante Zuſammenſtellung der Syſteme der hier genannten Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts mit dem Linnäiſchen Syſtem und mit einigen neueren Naturhiſtorikern auszeichnet. Mit einer ſeltnen Beſcheidenheit eignet Hr. G. ſich bloſs die Herbeyſchaffung der Materialien zu. Es werden hier unter alten und neuern Hamburgern 9 vorzügliche Beförderer der Naturgeſchichte, 12 Beſitzer vorzüglicher Sammlungen und 19 Schriftſteller aufgezählt, unter welchen hauptſächlich von den Schriften und Lebensumſtänden des *Stephan von Schoneſelde*, *Gwernerus Hoefink*, *Joachim Jungius*, *Mart. Fogelius*, *Joh. Vategius*, *Fried. Martens* und *Theod. Kerkerius* ausführliche Nachricht ertheilt wird. Das unausgefüllt gelaſſene Sterbejahr des S. 5. erwähnten Bürgermeiſter *Vogler* (eigentlich *Vogeler*) kann Rec. ſuppliren; er ſtarb 1642. Der Schluſs verſpricht eine gelegentliche Fortſetzung dieſer gelehrten Arbeit, zu der Rec. Hn. G. um ſo mehr aufzufordern wünſcht, da er bey einem ſehr ſeltenen Umfang von Kenntniſſen in dieſem Fach der Literargeſchichte, und bey ſeinen bekannten Einſichten in die Wiſſenſchaft ſelbſt, zugleich, als Bibliothekar die glücklichſte Gelegenheit in Händen hat, die auf der Hamburgiſchen Stadtbibliothek vorhandenen reichhaltigen Materialien für dieſen Zweck zu benutzen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Julius 1791.

PHILOSOPHIE.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Friedrich Weifsens*, Superintendenten zu Sulz am Neckar, *kleine Metaphyfik, oder erfte Gründe unferer Kenntniffe von Gott, der menfchlichen Seele und der Welt überhaupt.* 1790. 108 S. 8.

Ein befcheidener felbftdenkender Wahrheitsforfcher verdient jederzeit Achtung und Aufmerkfamkeit. Als einen folchen zeigt fich der Vf. diefer kleinen (kurz gefafsten) Metaphyfik. Bey der rühmlichen Wärme für die Beförderung der Religion und Moral verkennt er gleichwohl nicht das Unbefriedigende der metaphyfifchen Syfteme, und fucht daher die wichtigen Wahrheiten von Gott, der Seele und der Welt überhaupt auf feinem eigenen Wege ins Licht zu fetzen. Er geht hiebey von dem Grundbegriffe exiftirender *eingefchränkter* Kräfte aus. Um nun beurtheilen zu können, ob es ihm befser als feinen Vorgängern gelungen, und welchen Gewinn alfo die Metaphyfik fich von feiner Schrift zu verfprechen habe, wird es blofs nöthig feyn, die *Grundlage* feines Syftems zu unterfuchen.

Dafs eine *endliche* Kraft exiftire, davon, fagt Hr. *W.*, bin ich mir felbft der nächfte und gewiffefte Beweis. (Ein *Hume*, der den Begriff der *Urfache*, und mithin auch den der *Kraft* als blofs durch Gewohnheit erfchlichen anfieht, würde diefes nicht fo geradezu gelten laffen, fondern fagen: unfer Bewufstfeyn lehre uns blofs, dafs eine Folge von Gedanken in uns ift; dafs aber die nachfolgenden Gedanken eine *Wirkung* der vorhergehenden fey, und daher eine *Kraft* exiftire, welche die Urfache diefer Succeffion enthält, müffe der Metaphyfiker erft beweifen. Doch Rec. will hier auf diefe, obgleich gerechte, Anfoderung an den Metaphyfiker nicht dringen, fondern das Dafeyn endlicher Kräfte als ungezweifelt annehmen.) Nun finde ich in ihr als *Kraft* keinen Grund, ihre Wirkfamkeit aufhören zu laffen: alfo mufs ich fie mir als die lauterfte abfoluteffe Kraft vorftellen, mithin ift *keine endliche* Kraft gedenkbar, man fetze dann eine *unendliche* Kraft voraus. Ift aber jene ohne diefe nicht einmal gedenkbar, wie vielmehr mufs diefe exiftiren, wenn jene exiftirt? Woher kommen aber nun die *Grenzen* einer *endlichen* Kraft? Blofs von dem Gedanken: *hier, da, dort foll ihre Wirkfamkeit aufhören, diefe Grenze fey diefer, jener gefetzt*, können fie nicht herkommen, denn fonft müfsten alle endliche Kräfte vom erften Augenblicke ihrer Exiftenz an ihre ganze Wirkfamkeit äufsern, auch müfsten fie nachher in ihren feftgefetzten Grenzen immer und ewig bleiben. Es mufs alfo etwas da feyn, das eine Kraft in ihrer Wirkfamkeit zurückhält, um fie zu einer *endlichen* zu machen, dieles aber kann nicht eine aufsere endliche Kraft feyn, die auf jene wirkt, und ihr dadurch Grenzen fetzt, denn fonft bliebe nicht nur wieder die Frage: woher *diefe* ihre Grenzen haben, fondern *jene* müfste auch vorher ganz unbeftimmt, ohne gewiffe Grenzen exiftiren. Alfo mufs der Begriff einer endlichen Kraft *fchon* etwas in fich faffen, das die weitere Wirkfamkeit derfelben hindert, d. i. in ihr die Grenzen fetzt. Diefes aber kann *kein einfaches* Wefen feyn, denn eine Kraft, als ein Princip der Activität, mufs *einfach* feyn, weil, wenn fie z. E. aus zwey Theilen zufammengefetzt wäre, beide Theile Principe der Activität feyn müfsten, folglich *zwey* Kräfte ausmachten, und umgekehrt jedes einfache Wefen mufs auch eine *Kraft* feyn, denn fonft wäre es blofs ein mathematifcher Punct, der keine Realität hat. Wäre demnach das, was in einer endlichen Kraft die Grenzen fetzt, ein *einfaches* Wefen, fo müfste man fagen: *eine* endliche Kraft beftehe aus zwey endlichen Kräften, von deren beiderfeitigen Endlichkeit der Urfprung doch noch nicht erklärt ift. Alfo mufs das, was eine Kraft zu einer endlichen macht, etwas *ausgedehntes* feyn, welches einem mathematifchen *Continuum* gleicht, nur mit dem Unterfchiede, dafs diefes nur ein Werk der Einbildungskraft ift, jenes aber Realität hat. Diefes ausgedehnte blofs leidende träge Wefen, das eine Kraft nicht etwa blofs wie ein *Ring* umfafst, oder ein *Anhängfel* von ihr ift, um ihr Grenzen zu fetzen, fondern zum Begriff und Wefen einer endlichen Kraft gehört, mufs alfo, da es nicht aus einfachen felbftftändigen Kräften, nicht aus Atomen, wie die Materie, befteht, fondern ein Continuum ift, um fo mehr ins Unendliche theilbar feyn, als es bey einer endlichen Kraft den *Abgang* des *Unendlichen* abdruckt: Raum und Zeit find an und für fich nichts, fondern werden erft durch die Endlichkeit der exiftirenden Kräfte erzeugt, jener durch die *reelle* Ausdehnung, und diefe durch die *reelle* Folge der fteten Wirkfamkeit und Entwickelung einer endlichen Kraft. Alle endlichen Kräfte müffen alfo im Raum und in der Zeit exiftiren. Nur Gott exiftirt weder im Raum, noch in der Zeit. Den ausgedehnten Wefen fchreibt Hr. W. die blofse *Exiftenz*, den endlichen Kräften aber *Subfiftenz* zu, und nennt daher letztere nach dem eingeführten Sprachgebrauch *Subftanzen*. Gott allein, fagt er, fubfiftirt für fich, und exiftirt von fich felbft.

Auf diefer Grundlage fucht nun der Vf. fein Syftem mit Scharffinn aufzubauen. Indeffen ift nur zu bedauern, dafs fie nicht die Probe halt; — ein Schickfal, das nothwendig jeden Metaphyfiker treffen mufs, der aus blofsen Begriffen ein Syftem von Realfätzen herzuleiten fucht. Folgende Bemerkungen werden diefes hoffentlich aufser Zweifel fetzen.

Digitized by Google

1) Der Begriff einer endlichen Kraft enthält freylich den Begriff der Kraft als einer Realität und den des Mangels, und sagt so viel: eine endliche Kraft ist *nicht Allkraft*, oder *allvermögend*, d. i. *nicht* eine *unendliche*. Er leitet also allerdings die Vernunft unvermeidlich auf die Idee einer unendlichen Kraft. Allein dieses heißt nichts weiter, als er nöthigt die Vernunft, das Problem aufzuwerfen: ob denn eine Kraft nothwendig endlich seyn müsse, oder ob es nicht auch eine unendliche geben könne und wirklich gebe? Nun haben wir zwar keinen Grund, mit dem Begriffe der Kraft nothwendig den der Schranken zu verbinden, d. h. eine unendliche Kraft für *unmöglich* zu halten, denn der Begriff derselben enthält als ein Begriff von lauter Realem keinen Widerspruch. Allein hieraus schon schliessen, dass sie in der That *möglich* sey, ja dass ohne Voraussetzung ihrer Möglichkeit eine endliche Kraft sich gar nicht einmal denken lasse, ist ein offenbarer Fehlschluss von der Möglichkeit des *Begriffs* auf die Möglichkeit der *Sache*, so wie der *Cartesianische* aus dem Begriffe des reellsten Wesens auf seine Möglichkeit und Existenz, der, wenn er wirklich gültig wäre, dem Beweise des Vf. bey weitem vorzuziehen seyn würde.

2) Diese Verwechselung des Satzes: der Begriff einer existirenden endlichen Kraft *führt* auf die *Idee* einer unendlichen, mit dem: er setzt die *Möglichkeit* und *nothwendige Existenz* der letztern voraus, ist auch die Quelle von dem eigenen Missverständnisse, das Hr. W. bey der Frage verräth: wo die Grenzen einer endlichen Kraft herkommen? Er stellt sich nemlich vor, dass jede endliche Kraft an und für sich als Kraft *unendlich* seyn würde, und daher nur dadurch endlich werde, dass sie mit etwas ausgedehntem verbunden sey, das ihre Wirksamkeit zurückhält. Nun behauptet Hr. W. §. 23. selbst, dass nur *eine* absolut unendliche Kraft möglich sey, also könnten a) die endlichen Kräfte nichts anders als blosse *Einschränkungen* und *Modificationen* der unendlichen seyn, und da blos die Kraft, als Kraft, die *Substanz* seyn soll, (§. 20.) so gäbe es, gerade so wie Spinoza wollte, nur eine einzige Substanz, von der alle endliche Dinge blos Modificationen wären. Hr. *W.* scheint auch diese Folge selbst wahrgenommen, und sich dadurch in Verlegenheit gefühlt zu haben, denn wie hätte er sonst §. 23. sagen können: Gott allein *subsistirt* für sich? wie §. 38. die Frage thun können: „sollte man also nicht sagen: die endlichen Kräfte *existiren* zwar jede besonders, aber sie *subsistiren nicht für sich selbst*, sondern sie haben ihre *Subsistenz*, ihren Halt, ihre Unterstützung unaufhörlich in Gott? Es würde die boshafteste Verläumdung seyn, wenn jemand den Vf. wirklich des Spinozismus verdächtig machen wollte; denn das widerlegen alle seine nachfolgenden Behauptungen. Allein da seine Principien, wenn man consequent verfährt, wirklich dahin führen; so kann schon dieses hinreichen, ihn gegen ihre Richtigkeit misstrauisch zu machen; b) würde der Satz: Gott ist der Urheber der Welt, alsdann den sonderbaren Sinn bekommen, die endlichen Kräfte haben es ihm zu verdanken, dass er sie, die für sich eben so unendlich, als er, seyn würden, zu endlichen gemacht hat. c) Zum Glück aber fallen alle diese Folgen von selbst weg, da die ganze Voraussetzung des Vf. in sich selbst widersprechend ist. Denn eine *unendliche* Kraft muss *jeden Widerstand überwinden* können, folglich kann ihre Wirksamkeit durch nichts zurückgehalten werden, also enthält die Behauptung: eine Kraft könne blos durch etwas, das ihre Wirksamkeit zurückhält, endlich werden, und würde ohne dieses für sich allein als blosse Kraft unendlich seyn, einen directen Widerspruch. Jede endliche Kraft muss also von der unendlichen, schon *für sich* als *Kraft*, d. i. als Princip der Activität *wesentlich* unterschieden seyn. Von der Art ist z. B. unsere *Denkkraft*. Hr. *W.* sieht es S. 52. selbst ganz richtig ein, dass diese für sich allein als Kraft sich nie eine Vorstellung von irgend einem existirenden Dinge hätte machen können, wenn ihr nicht Bilder von aussenher zum Anschauen beygebracht worden wären. Also ist eine Denkkraft, wie die unsrige, die nur *mittelbar* durch ein Vermögen, *afficirt* zu werden, zur Vorstellung existirender Dinge kommen kann, schon an sich als *reine Denkkraft* eingeschränkt, und endlich ja, anstatt dass sie nach dem System des Vf. erst durchs Vermögen, afficirt zu werden, zu einer eingeschränkten Kraft wird, würde sie vielmehr ohne letzteres als blosse *Denkkraft* noch weit eingeschränkter, und gar keiner Wirksamkeit fähig seyn.

3) Der Satz: eine Kraft, als ein Princip der Activität, muss *einfach* seyn, ist nach dem Beweise, den Hr. *W.* davon giebt, ein ganz tautologischer Satz, und sagt nichts weiter, als dieses: *eine einzige Kraft ist eine einzige Kraft*; denn eine Kraft ist ein Princip der Activität, bestünde also eine einzige Kraft aus zwey dergleichen Principien, so bestünde sie aus zwey Kräften, also wäre sie nicht eine einzige Kraft.

4) Was mag Hr. *W.* doch wohl unter dem *Ausgedehnten, das einem mathematischen Continuum gleicht*, denken? Es soll das seyn, was die Wirksamkeit der Kraft zurückhält. Es soll also (S. 12.) der Kraft *widerstehen*, mehr oder weniger Anstrengung der Kraft erfodern, um von ihr überwunden zu werden, dabey aber aus sich selbst gar nicht wirken können, sondern seiner Natur nach ein blos leidendes und träges, doch aber *nicht Materie*, sondern ein *blos ausgedehntes* Wesen seyn, das indessen *vergrobert* und *verfeinert* werden kann, und *mehr* oder *weniger* ins *Unendliche* theilbar ist, je mehr oder weniger es den *Abgang* des *Unendlichen* abdruckt, das ferner von der Kraft *durchdrungen* und *belebt* wird (§. 15.) Hr. *W.* verheelt nicht seine Verlegenheit, sich über dieses seltsame Ding *bestimmt* und *verständlich* auszudrücken, und in der That möchte wohl der grosse Apoll selbst hiezu sich zu schwach fühlen. Denn abgerechnet, dass *mehr* oder *weniger* ins *Unendliche theilbar*, und ein *Einfaches*, das sich in die *Ausdehnung verliert*, schon an sich Widersprüche sind; so kennt Rec. nichts, was *blos ausgedehnt* wäre, als den *Raum*. Dieser ist nun freylich nichts actives, aber auch *nichts leidendes und träges*, und einer Kraft *widerstehen* kann er eben so wenig als *vergrobert* und *verfeinert* werden. Hr. *W.* will daher auch selbst nicht unter seinem blos ausgedehnten Wesen den Raum verstanden wissen. Also liegt ihm ob, verständlich zu machen, was denn dasselbe bedeuten soll. Kann er dieses aber nicht, so wird er von selbst einsehen, dass Behaupt-

Digitized by Google

hauptungen, unter denen sich gar nichts denken läfst, nicht wohl eine Grundlage der Metaphysik abgeben können.

Leipzig, b. Crusius: *Versuch über einige psychologische Fragen* von *Villaume*. 1789. 467 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Hat etwa wirklich jemand den Namen *Kant* und sein Ansehen bey dem Publikum unbefugt und ungerecht gebraucht, um Hn. *Villaume*, wie er in der Vorrede klagt, in einer Recension ganz ins Allgemeine hin zu sagen, *dafs die Schlüsse a posteriori keine Geltung haben können*? oder hat Hr. *V.* irgend ein unschuldiges Wort, das einmal einem Rec. gegen den *Mifsbrauch* des Empirismus gelegentlich etwan entfiel, so unbestimmt und allgemein gedeutet, dafs ers nöthig findet, bey Herausgabe dieser Abhandlung *dem* Trotz zu bieten, der es ihnen vorwerfen wollte, *sie wären empirisch, und beruhen nur auf Erscheinungen*? In jedem Falle hat Rec. daran so wenig Schuld, und nimmt für seine Person so wenig Theil, dafs er vielmehr Hn. *V.* frey gesteht: *desto besser für sein Buch, wenn es empirische Probleme empirisch löst*. Wenn er die Grenzen der wirklichen und möglichen Erfahrung nicht überschreitet, wenn es neue und genaue Beobachtungen aufstellt, alte und bewährte Erfahrungen sammelt, sie zweckmäfsig ordnet und beurtheilt; wenn es keine andern, als solche Vernunftschlüsse enthält, die sich an Thatsachen der Wahrnehmung und Beobachtung bestimmt anschliefsen, und auf Gegenstände der Natur sicher anwenden lassen: dann, und nur dann, wird es dem entschiedensten Verehrer der kritischen Philosophie, wofern er nur ihren wahren Zweck nicht ganz verkennt, ein höchst willkommenes Buch seyn, woraus er den Kreis reeller Kenntnifs von den Dingen als Erscheinungen erweitern kann; ein Buch, das er gern und mit Vortheil gegen ein ganzes Magazin von solchen Büchern eintauschen wird, deren übermenschlich weise Verfasser ihm Kenntnifs von den nicht erscheinenden *Dingen an sich selbst* verheifsen?

Wenn das gegenwärtige Buch auch nicht ganz und gar dieser Idee entsprechen sollte, so wird es doch gewifs auch das seine zu Erweiterung, Berichtigung, Anordnung und zu nützlicher Anwendung und Verbreitung der Erfahrungskenntnifs von der menschlichen Natur beytragen. Es enthält *sieben* Abhandlungen, deren keiner es an guten und brauchbaren Bemerkungen über ihren Gegenstand gebricht, wenn sie auch nicht alle viel *neue* Beobachtungen enthalten, oder auch die bekannten Erfahrungen in einem ganz zweckmäfsigen Zusammenhang von bestimmten Begriffen und Naturgesetzen vereinigen. 1) *Ueber die Träume.* Das Alltägliche der hier aufgestellten Nachrichten macht sie nur um desto würdiger, genau untersucht zu werden, und macht die Prüfung desto leichter. Bey der Erklärung von der Art und Weise, wie die Vorstellungskräfte im Traume wirken, liegt die Schwierigkeit und der scheinbare Widerspruch der Phänomene und ihrer Resultate zwar zum Theil in der Dunkelheit der Sache und in der Unvollständigkeit unsrer Anschauung von derselben; zum grofsen Theil aber würde sie durch genauere Erklärung der Begriffe von Verstand, Vernunft, Phantasie u. s. f. verschwinden. Obz. B. Verstand im Traume wirksam sey, darüber weifs Hr. *V.* nicht zu entscheiden; er stellt widersprechende Phänomene auf. Hier ist der Mangel an bestimmten Begriffen offenbar Schuld. Verstand in allgem. Bed. mufs in allen Träumen wirksam seyn, weil ohne ihn kein empirisches Bewufstseyn möglich wäre; denn dieses Bewufstseyn hängt von der Identität der Handlung ab, wodurch wir das Mannichfaltige des Stoffes zu Einer Vorstellung vereinigen, und ihn dadurch zum Eigenthum des Vermögens der Apperception überhaupt machen. Aber die höhere Anwendung des Verstandes (Verstand in engerer Bedeutung), zur Beurtheilung des einzelnen Vorgestellten nach entwickelten allgemeinen Begriffen und Grundsätzen, pflegt *gewöhnlich* im Traume zu cessiren, wie dies auch öfters im wachenden Zustande geschieht, bey der sogenannten *Träumerey*. 2) *Werden wir uns im künftigen Leben des jetzigen erinnern?* Die Antwort auf diese Frage fällt aus physischen und teleogischen Gründen *verneinend* aus. Die Sache wird hier von allen Seiten ruhig und ohne Schwärmerey erwogen, und mit so viel Wahrscheinlichkeit sich über solche Gegenstände räsoniren läfst, so viel hat Hr. V. hier wohl geleistet. Für gewifs und entscheidend will er auch seine Gedanken darüber gar nicht ausgeben. 3) *Von den Gesetzen, welche den Menschen in seinem Urtheile über Wahrheit und Irrthum leiten, oder von den Kennzeichen der Wahrheit.* Jeder Mensch urtheilt über Wahrheit und Irrthum nach dem Zustande seiner Vorstellungen; dieser Zustand mag ihm habituell oder vorübergehend und abwechselnd seyn. Wahrheit ist ihm, was mit seinen Vorstellungen in diesem Augenblicke harmonirt, und Irrthum, was zu seinen jetzigen Vorstellungen nicht pafst. Dies ist das allgemeine Kennzeichen für den Denker und für den Pöbel. Jeder *Kopf* wendet es aber anders an, wie der Vorrath seiner bereits erworbenen Vorstellungen und seine Fertigkeit im Denken es mit sich bringt; jede Art von *Gegenständen* der Erkenntnifs fodert eine verschiedene Art seiner Anwendung. Diese praktisch wichtigen psychologischen Sätze, die Hr. V. durch gut gewählte Beyspiele und Erfahrungen erläutert und bestätiget hat, müssen alle von der Wahrheit in subjectiver Bed. oder von dem *Fürwahrhalten* verstanden werden. Es läuft auch auf Harmonie mit schon vorhandenen Kenntnissen hinaus, und es bleibt hier ununtersucht, wie diese unsere *ersten* Erkenntnisse, womit die folgenden Vorstellungen übereinstimmen müssen, entstehen, und worauf sich unsere Ueberzeugung von ihnen gründet. Dazu hatte es eine subtilere Erfahrung der Natur unsers Vorstellungs- und Erkenntnifsvermögens bedurft. 4) *Kann der Genufs nicht statt der Leiden zur Entwickelung des Menschen dienen?* Einmal diese Natur des Menschen, diese Gesetze seiner Kräfte und diese Wirkungsart ihrer Vermögen vorausgesetzt: so ist es offenbar, und es wird von dem Vf. unwiderspechlich gezeigt, dafs wenn auch der rohe, noch ungebildete Mensch, wenn das neugebohrne Kind zum Gebrauche seiner Kräfte geweckt, wenn die Thatigkeit des Menschen lange unterhalten, oft erneuert, über allerley Gegenstände ausgebrei-

gebreitet, und ihre Anwendung veredelt werden ſollte, Leiden und Schmerzen unvermeidlich waren. Ob die unangenehmen Gefühle *als Gefühle*, oder wegen des Zuſammenhanges mit ihnen in und auſser dem Geiſte liegenden Urſachen, zu der Entwickelung nothwendig ſind? dieſs läſst ſich durch die angeführten Thatſachen nicht entſcheiden. Ueberhaupt wäre es gut, wenn man dergleichen zuſammenhängende Gegenſtände noch von mehreren Seiten unterſuchte, um der vollen Wahrheit näher zu kommen. Unleugbar iſt es doch auch, daſs viele Leiden der Ausbildung des Geiſtes eben ſo hinderlich ſind, als öfters der Genuſs es nicht iſt. Die Beſtimmung der Gefühle liegt noch ſehr im Dunkeln. 5) *Beantwortung eines Einwurfs wider die Unkörperlichkeit der Bewegkraft.* In einer früher erſchienenen Abhandlung hatte Hr. V. aus dem Daſeyn der Bewegkraft bey Menſchen und Thieren auf das Daſeyn eines unkörperlichen Princips (Geiſt, Seele) geſchloſſen, dem dieſe Kraft angehöre, und hatte alſo der Materie ſelbſt dieſes Vermögen abgeſprochen. Mit dieſer Hypotheſe (wie er es nennt) ſcheint das Phänomen zu ſtreiten, von Thieren, welche, wenn man ſie zernichtet hat, noch Empfindung zeigen, und in ihren getrennten Theilen Leben, Bewegung und ſogar Kunſttriebe äuſsern; von Polypen, die man zertheilen kann, und deren getrennte Theile noch fortleben, ſich wieder erganzen, oder ſich wieder zu einem neuen ganzen Thiere zuſammenfügen. Dieſen anſcheinenden Widerſpruch verſucht er nun in dieſer Abhandl. zu löſen. Die Polypen, ſagt er, die Bandwürmer und alle die vermeynten Thiere, die eine ſolche Theilung und Reſtitution zulaſſen, ſind eigentlich keine Thiere, ſondern Aggregate von thieriſchen Keimen, Embryonen von thieriſchen Stoffen. Sie haben alſo auch keine Seele. Ihre *eigene Bewegungskraft* iſt nur ſcheinbar, und läſst ſich allenfalls blos mechaniſch erklären; auf eine ähnliche Art, wie die berühmten Erſcheinungen der *Mimoſa pudica* und der *Dionea muſcipula*. 6) *Ueber das Bonnetiſche Syſtem von der Organiſation des Gehirns.* Alle anthropologiſchen Hypotheſen dieſer Art gehören freylich nicht zur Naturlehre unſers Geiſtes, und ſie konnen keine einzige Erſcheinung deſſelben vollſtändig erklären. Allein als Verſuche, die im Allgemeinen unverkennbare Harmonie der geiſtigen mit den materiellen Phänomenen, welche ſich ohne Zweifel bis auf die feinſten Verhältniſſe erſtreckt, in dieſen nahern and feinern Beſtimmungen problematiſch vorſtellbar zu machen, verdienen ſie auch die ſchnöde Verachtung nicht, die ihnen itzt vermuthlich wegen des dogmatiſchen Tones einiger von ihren frühern Vertheidigern, wiederfahrt. Nützlich iſt es, daſs Hr. V. die ohne Zweifel höchſt witzige und gut bearbeitete Hypotheſe des Hn. *Bonnet* wieder ins Andenken gebracht, und nach ihren Gründen und Gegengründen unterſucht hat. Das Uebergewicht zeigt ſich auf Seiten der Gründe; entſchieden iſt nichts, und wer könnte auch hier entſcheiden? 7) *Ueber die Selbſterkenntniſs.* Sie iſt unendlich ſchwer. Dieſs hat Hr. V. recht gut gezeigt. Am Schluſſe (S. 466) ſagt er etwas über die Tugend, was ſehr leicht misgedeutet und gemiſsbraucht werden könnte: „Alle Strenge einer unbiegſamen Tugendliebe beobachten, kann nicht nützen; „man verſtöſst damit, die Tugend wird unwirkſam gemacht, ſie bringt keine Frucht. Man iſt der menſchlichen Schwachheit Schonung, und den Menſchen Dank „und Gefalligkeit ſchuldig; und ich glaube, das nach „dem ſtrengſten Rechte. *A force de Vertu on peut être „blamable.* Denn was wird man damit ausrichten? Man „kann alſo nicht ganz dieſen Weg gehen, noch weniger aber den Weg der Gefalligkeit und des Anſchmiegens an die Schwachheiten Anderer. Dieſs würde wenigſtens zur gänzlichen Charakterloſigkeit und unter „Umſtänden zu allerley ſchädlichen Irrungen Anlaſs geben — Wie iſts möglich, zwiſchen dieſen Extremen „den richtigen Mittelweg zu zeichnen? Die Foderung „ſcheint mir unerfüllbar.“ — Die *Scheinbarkeit* dieſes Räſonnements leidet keinen Zweifel; man könnte ihm ſogar nicht die *Gründlichkeit* abſprechen, wenn es eben ſo wahr und ausgemacht wäre, als es jetzt noch manche zuverſichtlich äuſsern, daſs die *Tugend* nichts anders ſey, als eine Modification oder ein Zweig der Klugheit; daſs ſie keinen andern Werth habe, als den die Nutzbarkeit der Folgen ihr ertheilt, und daſs ſie ihren ganzen Werth verliere, ſobald man nichts mit ihr ausrichten und nützen kann. Denn alsdann verſtattet auch die Regel der Tugend ihre *Ausnahmen*; ja ſie müſſen gemacht werden, weil ſich die übrigen neben ihr in gleichem Range ſtehenden Klugheitsregeln einander einſchränken. Auſserdem aber und ſobald man von dieſer unerwieſenen Vorausſetzung abgeht, macht die Regel der Pflicht eben darinn eine Ausnahme von jeder andern Lebensregel, daſs ſie in ihrem eigenen Gebiete keine Ausnahme zulaſst. Gefalligkeit aber, Nachſicht, Klugheit — ſind nicht Schranken, ſondern Zweige der Tugend, und ſind von der Anwendung des reinen Sittengeſetzes auf menſchliche Lagen und Verhältniſſe unzertrennlich. Der Hauptzweck — Moralität — ſchlieſst den Nebenzweck nicht aus; er will nur vorgezogen ſeyn. Oft ſchlieſst er ihn ſogar mit in ſich. Den Weg der Tugend und der Klugheit zu *zeichnen*, iſt nicht unmöglich, nicht einmal ſehr ſchwer; der Menſch aber, der ſeiner ganzen Beſtimmung getreu ſeyn will, muſs feſt entſchloſſen ſeyn, den erſten Weg *nie* zu verlaſſen, und den zweyten mit Kenntniſs ſeiner Sphäre alsdann zu betreten, wenn er es kann, ohne ſich einen Schritt von jenem erſten Wege zu entfernen. Hr. V. iſt wohl im Grunde deſſelben Sinnes, und es geſchah nur um mancher von ſeinen Leſern willen, daſs wir ſeine zweydeutigen Aeuſserungen über eine für die Menſchheit höchſt wichtige Sache näher zu beſtimmen und zu berichtigen ſuchten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 5. Julius 1791.

RECHTSGELAHRTHEIT.

DRESDEN, gedr. b. Meinhold: *Der Rechtsgelehrte als Menſch*, für Rechtsbefliſſene, ausübende Rechtsgelehrte und Publikum. Von *Friedrich Auguſt Fritzſche* Vier Theile. 1789. 836 S. 8.

Der Inhalt dieſes Buchs iſt ſehr gemiſcht. Es enthält hauptſächlich Raiſonnement über die heutige Studierſucht, über die Erziehung, inſonderheit künftiger praktiſcher Rechtsgelehrten, über das juriſtiſche Studium auf Univerſitäten, über die Vorzüge und Mängel des Advocaten-Standes, und über die Vorurtheile des nichtſtudirten Publikums gegen dieſen Stand. Wohlgemeynte Bemühung des Vf., gewiſſe Wahrheiten allgemeiner zu verbreiten läſst ſich nicht verkennen: auch finden ſich einzelne gute und richtige Bemerkungen. Aber im Ganzen hat das Buch in Materie und Form ſehr viel Sonderbares und Schiefes. Was über die Studierſucht geſagt iſt, gilt wohl von einigen Gegenden, vielleicht von dem Lande, worinn der Vf. lebt, iſt aber, allgemein genommen, übertrieben. „Alles (heiſst es S. 1.) was athmet, will jetzt ſtudiren. Das Kind an der Hand der Mutter, der Junge in der Dorfſchule, hinter dem Pflug, in der Werkſtatt, ſogar der Handwerksgeſell noch, alle wollen ſtudiren; nicht etwa Heilkunde, oder Mathematik, oder Kriegskunſt, oder Gottesgelahrtheit, nein: die *Rechte* (?) wollen ſie einſtimmig ſtudieren.“ Die gerügten Fehler der Erziehung gelten gröſstentheils von jedem andern Stande eben ſo gut, als von dem des Rechtsgelehrten. Von dem guten rechtlichen Erzieher erfodert er unter manchen allgemeinen Eigenſchaften, daſs er Vermögen, und, wo möglich, ein Landgut beſitze, daſs er, wenn auch nicht das angeſehenſte, doch wenigſtens, und zwar ſchlechterdings, ein gewichtvolles Amt bekleide etc. Auf Univerſitäten verwirft der Vf. den mündlichen Unterricht bey der Rechts-Theorie, und läſst den Lehrern nur Diſputatoria, Examinatoria, Relatoria, Elaboratoria und eine Vorleſung über Rechtsfälle übrig, weil das Selbſtſtudium nicht allein möglich, ſondern auch nothwendig und unentbehrlich ſey. Der Vf. hat die Gründe für dieſe ſeine Meynung mit vielem Fleiſse aufgeſtellt, und verdient in dieſer Hinſicht geleſen zu werden. Allein er hat dabey auf die durch Erfahrung hinlänglich erprobten Vorzüge eines guten und zweckmäſsigen mündlichen Vortrags nicht genug Rückſicht genommen; er hat nicht bedacht, daſs die Beyſpiele derjenigen, die ſolche Wiſſenſchaften allein durch Selbſt-Studium erlernet haben, viel zu ſelten ſind, und daſs dabey zu beſondere ſubjectiviſche Fähigkeiten, Neigungen und Verhältniſſe zum Grunde gelegen haben, als daſs man ſie zur Regel machen könnte: er hat den mündlichen Unterricht des Lehrers und das Selbſtdenken des Zuhörers als Gegenſätze angeſehen, da doch beide gar wohl mit einander beſtehen können und ſollen: er hat den Zuhörer immer nur von der Seite betrachtet, wo er täglich ſieben Lehrſtunden beſucht, den Vortrag wörtlich nachſchreibt, und ihn dann zu Hauſe dem Gedächtniſs mühſelig einzuprägen ſucht, aber nicht von der Seite, wo er mit Vernunft höret, ſich bloſs dasjenige aufſchreibt, was er theils nach der Natur der Sache, theils nach ſeinen individuellen Bedürfniſſen nöthig findet, und zu Hauſe (oder — wie der Vf. ſo gern will — im freyen Felde) nicht bloſs das Gehörte wiederholet, ſondern auch weiter darüber nachdenkt und nachſchlägt: er ſetzt Mängel von Seiten der Lehrer ſowohl als der Lernenden voraus, die freylich nicht ſeyn ſollten, die aber den mündlichen Vortrag an ſich ſo wenig verwerflich machen, als ſonſt der Misbrauch einer Sache den richtigen Gebrauch derſelben: er hat das akademiſche Studium zu erleichtern geglaubt, und es doch im Grunde mühſamer und beſchwerlicher gemacht. Was er auſserdem noch von den Pflichten des Lehres und des Lernenden, von dem Studium der vaterländiſchen Rechte, von der nöthigen akademiſchen Anweiſung zu praktiſchen Arbeiten ſagt, iſt allerdings richtig. Dem akademiſchen Lernenden empfiehlt er übrigens zum täglichen Gebrauch ein gelehrtes Allerley, ein Heft zu Sammlungen, Tabellen, ein Verzeichniſs der beym Studiren entſtandenen Zweifel, und ein Syſtem. Ueber die Vorzüge des Advocaten-Standes, die er nicht zu gering anſchlägt, muſs man ihn ſelbſt hören S. 704: Dann folgt noch mancherley über das traurige Schickſal des Anfängers und über die ſonderbaren Begriffe und Anfoderungen des Publikums, über die Form der juriſtiſchen Wiſſenſchaften, über die gewöhnliche Prüfungsart künftiger Advokaten, u. dgl. — Der Vf. denkt ſich für ſein Buch ein ſehr vermiſchtes Publikum. „Leſer, (ſagt er in der Vorrede) vielleicht Handwerker, vielleicht Kaufmann, vielleicht Kopiſt, vielleicht noch Schüler — Publikum! ich habe nun um deinetwillen die Heiligthümer der Rechtsgelehrſamkeit beraubt, (das können wir eben nicht ſagen) ich habe das, was den Rechtsgelehrten bisher gröſstentheils allein bekannt war, ſo gemeinnützig nun gemacht, daſs nun jeder, er ſey, wer er wolle, in dieſe ihm bis heute verſchloſſenen Geheimniſſe eindringen darf.“ Dieſer Gedanke hat bey ihm eine ſehr vermiſchte Art des Vortrags, und in einigen Stellen eine geſchwätzige und dem Leſer höchſt unangenehme Weitſchweifigkeit erzeugt. Ernſter philoſophiſcher Vortrag und ſpaſshafter Dialog wechſeln auf eine unerwartete Weiſe mit einander ab. Bald ſtöſst man auf eine ſtrenge Claſſification der Rechtsgelehrſamkeit, bald

auf eine Unterhaltung zwiſchen einem Gerichtsverwalter und ſeiner Gerichtsherrſchaft. Der Vf. fühlt dieſes ſelbſt, und führt in der Vorr. zu ſeiner Entſchuldigung an, daſs ſein Stoff in einem andern Gewande nur wenig würde bemerkt werden. Allein dies buntſcheckigte Gewand muſs viele Stellen dem Gelehrten, und viele dem Ungelehrten widerlich machen. Aber noch weit weniger laſſen ſich einige ſehr unedle Ausdrücke vertheidigen; z. B. (S. 15.) „Der Junge geht mir zu Hauſe ſo viel müſsig, Herr Magiſter! alſo ſchlagen ſie die *Kanaille*, wenn er faul iſt, und Ihnen nicht folgen will, daſs ihm“— In der Bücherkunde iſt der Vf. zum Theil noch gar ſehr zurück. So ſtellt er S. 474. zur Gelehrtenkunde Hellbach's Entwurf einer Bibl. f. Rechtsgel., Bayle's kritiſches Wörterbuch und Schroeckhs's allgem. Biographie neben einander: S. 507. für Juriſten und mit Rückſicht auf verſchiedene Kunſtwörter ſoll „des Hn. D. Cruſius Vernunftlehre, *oder auch* die von den Herren Wolf und Heineccius“ dienen. Im Völkerrecht empfiehlt er: Grundriſs eines europ. Völkerrechts, Regensb. 1777. im deutſchen Staatsrecht: J. J. Moſer's erſte Grundlehren des St. R. und Schmauſs Comp. jur. publ. im Kirchenrecht J. H. Böhmer Inſt. jur. can. Neuere und beſſere Schriftſteller kennt er nicht. Für das Territorialſtaatsrecht hat er gar keinen allgemeinen Schriftſteller, ſondern nur zwey für Kurſachſen. S. 428. ſagt er: „Die Pandecten von Ludovici ſind auſserſt leicht und faſslich; aber nicht immer vollſtändig und beſtimmt genug. Dieſe Lücken erſetzt Menke mit Anmerkungen von Schoene vortreflich. Was beiden fehlt, ſagt Heineccius in ſeinen Pandecten, die ich aber keinem Anfänger, ſondern dem ſchon Geübten empfehle. Beſſer, als alle dieſe, woraus ſogar Menke und Berger geſchöpft haben, iſt der *theſaurus juris civilis* von Mollenbeck — S. 559. heiſst es: Das einheimiſche Lehnrecht iſt nur mit Unterſchied ent- und unentbehrlich. Denn wenn der künftige Praktiker ſich mehr mit dem bürgerlichen Privatrechte einſt beſchäftigen will, ſo iſt ihm dieſes Eindringen in dieſes Studium (der Vf. meynt, wie man aus dem vorigen ſieht, hier das Studium des Lehnrechts überhaupt, auch des Longobardiſchen) entbehrlich, auſser dieſem Fall nicht.“ (Als ob nicht jedem Advocaten öfters Lehnsfälle vorkommen könnten!) S. 568 „Gelehrter Zeitvertreib iſt's, daſs man die ohnehin ſchwere Wiſſenſchaft des Proceſſes durch nähere Unterſuchung der römiſchen, kanoniſchen, mitteldeutſchen, reichshofrath- und reichskammergerichtlichen Proceſſe ſich noch mehr erſchweret.“ (Eine ſchöne Empfehlung der Gründlichkeit!) S. 269. „Der Lehrer fühlt's nur zu oft ſelbſt, daſs die Vorleſung über eine Wiſſenſchaft in einer Zeit von 4 bis 6 Wochen; wöchentlich 2 Stunden dazu genommen, wie z. B. die römiſche Rechtsgeſchichte, beendiget werden könne. (Alſo z. B. röm. Rechtsgeſchichte in 8. höchſtens 12 Stunden) u. ſ. w.

FRANKFURT a. M., in der Andreäiſchen Buchh.: *Franz Ludwig von Cancrin erſte Gründe der Berg- und Salzwerks Kunde* XI Theil, welcher das Berg- und Salzrecht in ſich begreift 1. Abtheil. teutſches Bergſtaatsrecht. 2. Abth. teutſches Bergprivatrecht. 3. Abth. teutſches peinliches Bergrecht. 4. Abth. teutſches praktiſches Bergrecht. 5. Abth. teutſches Salzrecht. Jede Abtheilung mit einem beſondern Titel: Erſte Gründe etc. und mit einem zweyten: F. L. von Cancrin Grundſätze des teutſchen Berg- und Salzrechts zum Gebrauch der Vorleſungen entworfen. Die 5 Vorreden ſind vom 30 Jun., 10 Sept., 12 Octob., 8 und 22 Nov. 1788.

Der I Abth. iſt eine Einleitung vorgeſetzt, welche einige ſehr weitläuftige und unbeſtimmte Erklärungen der Begriffe von *Bergwerken* und *Bergrechten*, und zwey ſehr mangelhafte Verzeichniſſe von Bergwerksgeſetzen deutſcher Länder und von Bergwerks Schriften enthält. Die ganze I Abth. beruht auf einem Grundſatz, der S. 33 als unbezweifelt und unwiderſprochen vorausgeſchickt wird, „daſs bey der erſten Vertheilung der Erde nur die Oberflache des baubaren Feldes den Staatsbürgern angewieſen, die Dinge im Schooſse der Erde aber dem Staate vorbehalten worden.“ (Der Bergbau wäre alſo ein urſprüngliches Hoheitsrecht.) Dieſer Vorausſetzung folgt eine ziemlich magere Geſchichte des Bergregals von Tubalcain bis auf unſere Zeiten, die ſchon aus Pfeffingers Vitriar. Illuſtr. T. III einige ſehr weſentliche Zuſätze hatte erhalten können, und überhaupt ohne Rückſicht auf deutſche Reichsgeſchichte und deutſches Recht und ohne alle hiſtoriſche Entwickelung ausgearbeitet iſt. Unter andern heiſst es S. 39 „K. Heinrich VI habe den Bergbau ausſchlufsweiſe zu den Kaiſerl. Majeſtätsrechten gezogen.“ Der Vf. meynt wahrſcheinlich die bekannte Urkunde für das Bisthum Minden 1189, welche als einzelne Urkunde, einem geiſtlichen Fürſten gegeben, und überdem als hiſtoriſch und diplomatiſch zweifelhaft wohl für kein Reichsgeſetz gelten kann. Dieſe an ſich ſehr leichte Vorſtellung des Bergregals wird dadurch noch leichter, daſs der Vf. deſſen Grund und Wirkungen in Anſehung der Verhältniſſe zwiſchen den deutſchen Fürſten und ihren Vaſallen und Unterthanen, desgleichen die Grenzen zwiſchen Landeshoheit und Bergregal ganz übergeht. Nunmehr wurden denn allerdings die Sätze S. 43 etc. über die bloſs aus der Geſchichte jedes Landes zu beantwortende Frage: welche Mineralien zum Bergregal gehören? ſehr unbeſtimmt und zum Theil widerſprechend. Da auch alle Gewalt und Rechte der Fürſten an dem Bergbau ihrer Lande, alle Bergwerks-Privilegien, als Abgaben Befreyungen etc. hier lediglich aus dem Bergregal hergeleitet werden, ſo fehlen auch nothwendig alle Regeln und Anleitungen zu Beurtheilungen ſolcher Fälle, wenn Vaſallen durch Receſſe den Bergbau, wie andere Nutzungen ihrer Güter, eigenthümlich beſitzen, oder wenn ein Fürſt unter anderer Landeshoheit am Bergregal Antheil hat. Uebrigens iſt im ganzen Werke das, was nicht ſelten und beſonders in der III Abth. aus den gemeinen Rechten vorausgeſchickt wird, theils unbeſtimmt ausgedruckt, theils ohne Kritik zuſammengeſtellt. Der Plan ſelbſt iſt unnöthig in viele Unterabtheilungen zergliedert, welche zum groſsen Theil an ſich auf keinem richtigen Grunde beruhen, oder der Theorie nach falſch ſind. So theilt ſich z. B. die ganze Bergſtaatsrechtslehre S. 47 etc. Abth. I.: „erſtlich in die Rechte und Verbindlichkeiten der Bergherrn im Verhältniſs

Digitized by Google

„zu ihren Bergwerksverwandten und dann zweytens in „eben dieſe Rechte und Verbindlichkeiten der Berg„werks Verwandten im Verhältniſs zu ihrem Bergherrn.“ Unter den erſtern erſcheint ferner S. 65. der V Titel: „vom Recht des Bergherrn auf der Unterthanen Grund „und Boden Bergwerke zu bauen“ — welcher die Verhältniſſe gegen Bergwerks Verwandte gar nicht angeht. Die Lehre vom Retardat, das als Bedingung der Bergbelehnung zu den Verhältniſſen des Bergherrn gegen die Gewerken gehört, ſteht Abth. II. S. 80. unter den Rechten der Gewerken unter ſich. Ein ähnliches Beyſpiel geben die Eintheilungen der II Abth. S. 7 — 10. Die Eintheilung der Bergbelehnung S. 68. daſs ſie 1) durch eine Special-Bergbelehnung über einen ganzen Landes Diſtrict, 2) durch das Frey Erklären geſchehe, iſt in der Theorie unrichtig. Jene Belehnung giebt ein Eigenthumsrecht; das ſogenannte Frey-Erklären nur ein perſönliches Recht, um die Erlaubniſs zum Schürfen zu bitten, und alsdenn unter gewiſſen Umſtanden dem Finder eines Ganges etc. ein Vorzugsrecht zur Belehnung vor andern, die früher um dieſelbe baten. Hätte der Vf. dieſe zweyte Gattung auch richtiger „durch Beſtätigung „eingelegter Muthungen“ genannt, ſo würde immer noch die dritte, die Conceſſion zu Hüttenwerken, fehlen. Auch in Anſehung der vorgetragenen einzelnen Sätze iſt nichts neues geliefert. Anſtatt die Bergwerks-Geſetze aller deutſchen Länder zu vergleichen, die übereinſtimmenden Vorſchriften als erſte Grundſätze zum Grunde zu legen, und theils Folgerungen davon herzuleiten, theils die Abweichungen der Geſetze von einander beſonders zu bemerken, hat der Vf. nur Hartwichs Bergbuch und Köhlers Anleitung zu den Rechten und der Verfaſſung des Kurſächſiſchen Bergbaues faſt wörtlich ausgeſchrieben. Jenes bedurfte ſeinem Plane nach keines Zuſammenhanges der alphabetiſch geordneten Artikel unter ſich, und wird durch die überall angeführten Berggeſetze, ſo viel deren damals bekannt waren, und durch die eingerückten Bergurthel ſehr brauchbar. Hr. Köhler hingegen ſchrieb nur von Sachſen, und der Leſer nimmt daher auch jede kleine Bemerkung in ſeiner Anleitung etc. nur als Sächſiſches Recht und Gewohnheit an. Hieraus hat unſer Vf. ohne ein einziges Geſetz anzuführen, ein verworrenes Gewebe gefertigt, das in keinem Lande ganz anwendbar iſt, und wovon niemand weiſs, welche einzelne Theile hier, oder dort Rechtens ſeyn mögen.

Leipzig, b. Fritſch: *Theoretiſch praktiſcher Grundriſs der Lehre von gerichtlichen Einwendungen* in bürgerlichen Streitſachen, und nach gemeinen Rechten, von D. *Chriſtian Wilhelm Wehrn*, der Kurmainz. Akad. d. Wiſſ. Mitgliede, Kurmainziſchen Provincial-Gerichts Aſſeſſor und Lehrer der Rechte in Erfurt. 1790. 164 S. 8.

Der Vf. handelt dieſe Lehre in ſieben Abſchnitten ab. 1) Wem und wider wen ſtehen Einreden zu? 2) Von der Vorſchützung der Einreden und ihrer Form. 3) In welcher Ordnung und Verbindung ſind die Einreden vorzuſchützen? 5) Vom Beweiſe, inſofern er hier ſowohl überhaupt, als beſonders in Anſehung der Einreden in Betrachtung kommt. 6) Wodurch zieht man ſich, auſser den vorher angeführten Fällen, hauptſächlich noch den Verluſt ſeines Rechts und ſeiner Einreden zu; wodurch nicht? 7) Wie hat ſich der Richter in Anſehung der Einreden zu verhalten? In den Noten ſind noch einige andere, hieher eigentlich nicht gehörige Rechtsfragen erörtert. Z. B. Von der Nichtigkeit und ihrer Statthaftigkeit wider Urtheil und die Hülfe; von der Reſtitution wider die Hülfe; ſind harte Geſetze richterlicher Milderung unterworfen? von den Einreden und ihrem Beweiſe in der Appellations Inſtanz u. ſ. w. — Im ganzen iſt es nicht zu verkennen, daſs Hr. W. ſeinen Gegenſtand mit vieler Mühe bearbeitet, die beſten Schriften fleiſsig benutzet, und durch die gröſsten Theils gut gewählten Allegate dem Anfänger ſowohl, als dem Geſchäftsmanne einen wahren Dienſt geleiſtet hat. Schade nur, daſs die Begriffe nicht immer beſtimmt genug ſind, daſs die gewählte Ordnung ſo gar unſyſtematiſch iſt, daſs viele wichtige Punkte bey weitem nicht hinreichend erörtert ſind, daſs die Schreibart zu gezwungen und gedehnt iſt. Gleich im Anfang hätte der Vf. billig, um den Begriff von Schutzreden recht einleuchtend zu machen, den Unterſchied derſelben von Klagen und der Kriegsbefeſtigung entwickeln ſollen. In die Noten ſind viele Materien geworfen, die in die Paragraphen gehört hatten. Von den befreyeten, und nicht befreyeten Einreden, von den Proceſshindernden und gemeinen zerſtörlichen Schutzreden kommt zwar hin und wieder manches zerſtreut vor; allein eine eigene vollſtändige Entwicklung derſelben ſucht man vergeblich. Nicht einmal eigene §§. ſind ihnen gewidmet. Endlich machen öfters ganze ſeitenlange §§. einen eigenen Satz aus. Hätte daher der Hr Vf. die eigentlich nicht hierher gehörigen Rechtsfragen ganz weggelaſſen, ſich auf ſeinen Gegenſtand beſchränket und dieſen vollſtändiger, in einer natürlichen Ordnung und ungezwungenen Schreibart erörtert; ſo würde er ſein Verdienſt um dieſe ſo wichtige Materie gewiſs noch um vieles erhöhet haben.

Berlin, b. Perit u. Schöne: *Repertorium über die Beytrage zur juriſtiſchen Literatur in den Preuſsiſchen Staaten.* 1790. LXXXXII u. 236 S. 8.

Vor dem gut gearbeiteten Sachregiſter und dem Regiſter der literariſchen Notizen dieſes bekannten Werks ſteht noch die Beſtätigung eines Vertrags über die Grenzen der Gerichtsbarkeit zwiſchen dem Kammergericht und dem Stadtmagiſtrat zu Berlin von 1787. ein vorheriges Urtheil darüber von 1768. und das Verzeichniſs der Juden die in Preuſsen die Rechte chriſtlicher Kaufleute erhalten haben.

Ohne Druckort: *Teutſche Staats Literatur.* Januar — December. 1790. 790 S. 8. Januar — April. 1791. 225 S. 8.

Dies neue Journal, das Anzeigen und Beurtheilungen aller bey der Reichsverſammlung in Regensburg erſcheinenden, auch anderer das Staatsrecht und die Staatsklugheit betreffenden, Schriften liefert, empfiehlt ſich vorzüglich durch Vollſtändigkeit in Anſehung der erſtern und durch Freymüthigkeit. Mehrere Urtheile ſind auch

gründ-

gründlich abgefafst; einigen aber ſieht man Oberflächlichkeit und Eilfertigkeit an.

NATURGESCHICHTE.

München, b. Strobl: *Verzeichniſs der bisher hinlänglich bekannten Eingeweidewürmer, nebſt einer Abhandlung über ihre Anverwandſchaften*, von *Franz von Paula Schrank*, kurfürſtl. pfalzbayer. geiſtl. Rathe und Prof. zu Ingolſtadt. 1788. 116 S. 8.

Bey den zahlreich entdeckten Eingeweidewürmern, iſt eine kurze Claſſification, worin man, ſo viel möglich, die unterſcheidenden Kennzeichen leicht überſehen kann, gewiſs ſehr nöthig. Dazu iſt nun dieſes kleine Buch ſehr geſchickt. Die 14 Gattungen ſind 1) der Zwirnwurm; ein fadenförmiger, durchaus gleicher glatter Wurm. 2) Der Riemenwurm: ein platter, länglichter gliederloſer Wurm, ohne deutliche Mündungen. 3) Der Haarwurm. Ein langgezogener Wurm; das Vorderende haardünn, länger; das hintere dicker, kürzer. 4) Nelkenwurm. Ein am Vorderende gerundet erweiterter, ungegliederter, länglichter Wurm, von Geſtalt einer wahren oder gemahlten Trompete. 5) Rundwurm. Ein elaſtiſcher, rundlichter, nadel- oder ſaiten- oder federkielförmiger Wurm, an beiden Enden dünner: drey Knötchen am Kopfe. 6) Kappenwurm. Ein länglichter, ungegliederter Wurm am Kopfe eine geſtreifte Kappe. 7) Palliſadenwurm. Ein langezogen ſpindelförmiger Wurm, der Kopf kugelförmig: gepreſst palliſadenformige Spitzen hervorſtechend. 8) Schleimwurm. Ein fadenförmiger Wurm, ſchleimig, wie aus Punkten zuſammengeſetzt; ein zurückziehbarer durchſichtiger Körper am Vorderende. 9) Splitterwurm. Ein länglichter, einförmiger Wurm: vorne mit einer einzigen Saugmündung. 10) Doppelloch. Ein länglichter Wurm; eine Sengemündung am Vorderende, eine andere weiter zurück am Körper. 11) Kratzer, ein länglichter, rundlichter Wurm, ohne deutliche Saugmündung: Am Vorderende des Körpers verſchiedne Rechen vom Hacken. 12) Blaſenwurm. Der Kopf mit Saugmündungen; der Körper ſich rückwärts in eine Blaſe endend. 13) Bandwurm. Ein langgezogener, aus in einander eingelenkten Gliedern beſtehender, am Hinterende blaſenloſer Wurm; der Kopf mit Saugmündungen. 14) Flügelwurm. Kopf kugelformig; der Körper uneben am Grunde wie mit Flügeldecken bedeckt. Unter dieſen Gattungen ſind nun 157 Arten mit ihrem Wohnort, Kennzeichen und dazugehörigen Schriftſtellen angeführt. Angehängt ſind noch verſchiedene Arten welche fernere vollſtändigere Beobachtungen erfodern. Das Verzeichniſs der Eingeweidewürmer nach ihrem Wohnort iſt nach den Thieren, darinn ſie gefunden ſind, claſſificirt. Z. B. ſaugende Thiere; der Menſch. Darinn der Menſchenhaarwurm, Spulwurm, Springwurm, Doppelloch, kugelformiger Blaſenwurm, ein anderer Blaſenwurm, der kürbiskernige, häutige und breite Bandwurm. Im Affen ein Blaſenwurm u. ſ. w. In der Abhandlung über die Verwandſchaft der Eingeweidewürmer claſſificirt der Vf. zuerſt die Würmer nach Müller, vergleicht damit die Eingeweidewürmer und ſtellt dabey manche nützliche Betrachtungen an. Uebrigens ſoll dieſe Schrift die gröſseren Werke des Pallas, Müller, Bloch, Götze u. a. nicht entbehrlich machen, ſondern vielmehr ihren Gebrauch erleichtern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göſchen: *Briefe über die Kaiſerwahl während derſelben aus Frankfurt geſchrieben.* 1791. 208 S. 8.

Der Inhalt dieſer Briefe iſt ſchon aus mehrern Anzeigen, z. B. der im Intelligenzblatt der A. L. Z. d. J. N. 22. bekannt genug. Sie ſind wirklich ſehr leicht und angenehm geſchrieben, gewähren dem, der nicht in Frankfurt zur Zeit der groſsen Nationalverhandlungen war, eine zweckmäſsige Ueberſicht, und dem, der anweſend war, eine unterhaltende Recapitulation. Daſs die Urtheile nicht ſehr eindringend und freymüthig, und daſs die Charakterſchilderungen alle gleichförmig ins Helle gearbeitet ſind, daran ſcheint wohl die Lage des Vf. vorzüglich Schuld zu ſeyn. Die claſſificirte Darſtellung der Zuſätze zur Wahlcapitulation S. 133 wird für mehrere Leſer belehrend ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *St. Petersburg*, b. Schnoor: *Nachricht von der Stiftung und Einrichtung der wohlthätigen Kranken-Anſtalt in St. Petersburg.* 1789. 28 S. 8. Der Vf. dieſer Nachricht Hr. *Lange*, Prediger der deutſchen lutheriſchen Gemeinde zu Petersburg, und Hr. D. *Guckenberger*, zweyter Arzt am See-Hoſpital, ſind die würdigen Männer, denen dieſe 1788 errichtete Kranken-Beſuch-Anſtalt ihre Fundation und bisherige Direction verdankt. Sie iſt ganz nach dem Muſter des bekannten *Hamburgiſchen*, itzt mit der dortigen allgemeinen Armen-Anſtalt verbundenen, Inſtituts gebildet, obgleich dieſes nicht genannt iſt. Auſser Hn. D. *Guckenberger* haben ſich noch 18 andre Aerzten und Wundärzten zur unentgeltlichen Beſorgung der Kranken in den verſchiedenen Theilen der Stadt, und mehrere Menſchenfreunde, unter denen auch der Name des Groſsfürſten und der Groſsfürſtinn ſich findet, zur Unterſtützung der Anſtalt mit jährlichen Beyträgen verbunden. In dem erſten 1¼ Jahren ſind in allen 707 Kranken aufgenommen, von denen 542 geneſen und 55 geſtorben ſind. Die Koſten für Arzney, Verpflegung, Wärterinnen, Botenlohn und Begräbniſs betrugen 2958 Rubel 71 Kop. (folglich in Durchſchnitt 4 Rub. 18 Kop., da bey der itzigen *Hamburgiſchen* Anſtalt der Kranke im Durchſchnitt keinen vollen Thaler koſtet.) Sehr rühmlich iſt es, daſs man die Anſtalt auch auf fremde Religions-Verwandte verbreitet, aber auffallend war Rec. doch in dieſer Beziehung der Ausdruck S. 24., daſs es nicht *ſchicklich* ſey, daſs Hr. Paſt. L. alle Kranken beſuchen könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Julius, 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Riga, b. Hartknoch: *Abermahl ein Beytrag zur Kenntniss und Heilung der Pest*, von D. *J. M. Minderer*, russischkaiserl. Collegien - Assessoren und ältesten Oberwundarzt der Armeen. 1790. 161 S. 8.

Allgemeinere Krankheiten, wie die Pocken, die die grösten Aerzte der letztern Jahrhunderte bearbeitet haben, enthalten für selbstdenkende Aerzte noch immer neuen Stoff, und *Hoffmann* und *Hufeland* konnten in den letztern Jahren noch Werke über sie schreiben, die sehr viel eignes haben, und in denen sich ihr praktisches Genie von der vortheilhaftesten Seite zeigt. Wenn wir also den Vf. dieser Schrift über die Pest als einen Mann von feinem Beobachtungsgeist und wahrer Einsicht ankündigen, so müssen wir nicht geringe Erwartungen erregen. In der That finden auch hier nicht nur die Aerzte, die in ihrem Kreis die Krankheit selbst zu befürchten haben, viele Belehrung, sondern jeder, der faule und bösartige Fieber zu behandeln hat, die in ihren Erscheinungen und ihrer Heilart so viel analoges mit der Pest haben. Und dem würdigen Arzt, der für seine Wissenschaft selbst Interesse hat, ist sie unabhängig von seinen Kranken wichtig. Sie wurde auf Veranlassung des jetzigen Türkenkrieges für die Aerzte und Wundärzte der russischen Armee mit Benutzung der Papiere des Vf., der Erfahrungen seines Freundes, des Wundarztes *Dmitry Popow*, und der besten Schriftsteller verfasst. Den Anfang macht eine historische Uebersicht der herrschenden Krankheiten bey der russischen Armee von 1769—74, so weit er sie beobachtete, ihren Gang im Grosen nach und mit Angabe der Ursachen, die Einfluss auf sie hatten. Im Herbst 1770 wurde das *Bauerische* Corps von der heftigen Kälte gezwungen, sich Gruben in die Erde zu machen, und sich eng in diesen Löchern zu betten. Die Luft musste so verdorben werden. Bald darauf zeigte sich die Pest beym *Seliewerstooschen* Grenadierbataillon. Sie ward anfänglich für ein Faulfieber gehalten, griff aber zu schnell um sich, um nicht Verdacht zu erregen. Beulen und Carbunkeln waren nicht zu sehen; nach genauem Nachforschen hörte man doch von Schmerzen im subinguine und in den Achselhöhlen. Sie war am 2ten, 3ten, höchstens 4ten Tag tödtlich. Die meisten lagen in einer Betäubung und Beraubung aller Sinne. Wenige hatten heftiges Fieber und die Hirnwuth. Erst nach dem Tode zeigten sich schwarze Flecken. Wahrscheinlich erhielt sie dieses Bataillon aus Ismail, von wo die Zufuhr kam, und wo sie einige Regimenter hatten. Nach dieser Stadt wurden die Truppen endlich in die Winterquartiere verlegt, und die Pest musste nun allgemeiner werden.. Trotz eines hier seltnen heftigen Frostes und eines anhaltenden durchdringenden Nordwindes, wütete die Seuche bis in die Mitte des Februars 1771. Diese Zeit über war das Fieber heftiger, die Hirnwuth häufiger. Jetzt kamen auch Beulen und Carbunkel zum Vorschein. Im Februar ward sie schon gutartiger. — Um das Uebel zu hemmen, wurden die besten Anstalten getroffen. Die geringste Berührung steckte an. Alle Krankenwärter und Todtengräber wurden hingerafft, ob sie gleich mit Hacken und Kitteln versehen waren. Zigeuner übernahmen endlich die Beerdigung, und blieben gesund, so unvorsichtig sie auch dabey zu Werk giengen. Ihr einziges Vorbeugungsmittel war, dass sie sich und ihre Kleider gleich ins Wasser warfen. Man schaffte die Kranken in aufgeschlagene Gezelte ausserhalb der Stadt, und errichtete endlich ein Pesthospital. Bey der augenblicklichen schrecklichen Gefahr unterhielt Freundschaft, Mitleid, Eigennutz und Raubsucht doch immer Communication etc. Hr. Popow hatte die Besorgung dieses Hospitals. Durch diesen lernte der Vf. die Krankheit vorzüglich kennen, deren Gang, Erscheinungen, Zufälle er aber selbst sahe, weil Kranke von jedem Zeitraum aufstiefsen, ehe sie abgeschickt werden konnten. Ein Infanterieregiment litt vorzüglich. Man legte es ausserhalb der Stadt in Zelte, ungeachtet der Kälte und des tiefen Schnees, hob die Communication auf, es wurde purgirt und zur Ader gelassen, und so gerettet. Die Einwohner der Stadt blieben frey, und wenn sie erkrankten, so waren die Zufalle viel gelinder und weniger tödtlich. 3 bis 4 Soldaten hatten in einem Hause oft die Pest, indem der Wirth mit Frau und Kindern gesund blieben, ob sie gleich *alle* in einer Stube in grosser Gemeinschaft lebten. Die Pest hörte nun auf, und vom Februar bis zum Ende Aprils war nun der faule Seescorbut herrschend. Beynahe die Hälfte des Corps lag an dieser scheuslichen Krankheit darnieder. Bey einigen starben einige Glieder ab. Andere litten sehr an herumziehenden rheumatischen Schmerzen, die sich endlich fixirten, und Lähmungen oder kalte Geschwülste formirten. Bey anderen endigte sich der heftigste Schmerz durch den Brand. Die Mundfäule hatten sie alle; bey einigen nahm sie so überhand, dass alle Bemühungen vergeblich waren, Backen und Kinnladen vor dem Brand zu schützen. Im April kamen nicht hartnäckige Frühlingswechselfieber. Die Truppen bezogen nun das Lager vor der Stadt. Die Donau war aus ihren Ufern getreten, die ganze Georgeninsel unter Wasser. Als es fiel, hatte es allenthalben Sümpfe und Pfützen gemacht, die durch die Sonnenhitze in mephitische Dünste aufgelöset wurden. Die Feinde standen am andern Ufer, wurden oft angegriffen, und die Sieger brachten mit der Beute die Pest zurück, die

in einer ganz andern Geſtalt und einzeln ausbrach. Den ganzen Sommer durch bis in den ſpäteſten Herbſt blieb dieſes Verhältniſs, und ſo kam neuer Peſtzunder ſtets zu. Sie geſellte ſich bald zu dieſer, bald zu jener Krankheit. Unter der Larve von Wechſel-, Gallen-, oder andern Fiebern verſteckte ſie ſich oft. Das Fieber wurde dann nach 3 bis 5 Tagen plötzlich heftiger, und Beulen zeigten ſich in den Weichen. Durch Koſaken kam von der Küſte des ſchwarzen Meers Peſtgift, und auch aus Iſaktſche, das ſchneller um ſich griff, dem aber doch gute Polizeyanſtalten und die Kunſt bald Grenzen ſetzten. Ihre Verbreitung wurde aber auch vielleicht von der freyen Luft im Lager und der beſſern Ausdünſtung im Sommer gehemmt. Sie war mehr gallichter Natur. In der Mitte des Auguſts 1772 zeigte ſich die Peſt wieder in etwas, ſie war gallichter Art, nicht bösartig, ohne Flecken und Carbunkeln, nur mit Beulen in den Weichen, ſie ſchien eine beſondere Abart zu ſeyn. Sie war unter den Schiffszimmerleuten und Matroſen, die an den niedrigen feuchten Ufern in Hütten lagen. Mit den Türken war damals keine Gemeinſchaft. Den Sommer 1773 hatten die Ruſſen keine Peſtkranke, ob ſie gleich immer mit den Türken zu thun hatten. Sie nahmen aber auch keine Städte ein, wo der Zunder der Seuche eher zu fürchten iſt, ſondern griffen den Feind in ſeinnn Lagerplätzen an.

Von den ſpeciellen Bemerkungen heben wir nur die wichtigſten aus. Bubonen und Carbunkeln fehlten alſo oft, ſtanden aber in jeder denkbaren Beziehung zur Krankheit. Ihre Stelle vertraten Petechien, waren aber auch mit ihnen zugleich da, dunkelrothe, bleyfarbige, ſchwarze, ſie kamen oft erſt nach dem Tode zum Vorſchein. Die geringſte Berührung dieſer ſchwarzen Flecken hatte Anſteckung zur unvermeidlichen Folge. Im Anfang der Krankheit war die weiſse, gleichſam mit Kreide überzogene, bebende Zunge das zuverläſſigſte Zeichen der Anſteckung, und ein pathognomiſcher Zufall dieſes Zeitraums. Hr. *M.* glaubt, die Peſt würde öfterer und die mehreſte Zeit in Conſtantinopel ſelbſt erzeugt, wäre ſporadiſch, und würde unter gewiſſen Umſtänden epidemiſch. Merkwürdig iſt der Umſtand aus einem Brief des Apothekers *Bunge* in Kiew. Er fürchtete in einer Peſtepidemie viel von den Gerbereyen, die in einem entlegenen Winkel von *Podol* zwiſchen den Bergen liegen, und wo ſo wenig Wind und friſche Luft durchſtreichen kann, — wo der Dunſtkreis mit faulenden thieriſchen Subſtanzen ſtets angefüllt iſt. Aber *dieſer ganze Theil der Stadt blieb verſchont*, und hatte nicht einen Todten. (Man vergleiche hiermit einige Beobachtungen von *Herz* und *Brandis*, und die ſcharfſinnigen Bemerkungen des Hofrath *Lichtenbergs* in ſeiner Vorrede zur vierten Ausgabe von *Erxlebens* Naturlehre.) In dem andern Theil der Stadt ſtarben täglich 24. Einige glaubten, die dünnere Luft in Petſcher würde ſie ſichern, und zogen dahin. Aber ſie irrten. Es ſtarben auf den Bergen täglich 70. (Aber war die Volksmenge an beiden Orten dieſelbe?) Eine Peſtepidemie ſey ſehr ſchwer bey ihrem Entſtehen zu erkennen.

Der Vf. preiſet die wohlthätigen Wirkungen der ausleerenden Mittel, der Brech- und abführenden Mittel gar ſehr, und zwar da ſie ſchnell erfolgen müſſen, des Brechweinſteins zu 6 bis 10 Gran in 3 bis 8 Unzen Waſſer und der Jalappenwurzel. Selbſt der dünne Leib erfoderte dieſe. Aber er beſtimmt genau die Fälle, die ihre Anwendung zulaſſen, und die Zeit und Art, wann und wie ſie ſtatt findet. Die Chinarinde wäre in der Peſt, ſo wie in andern faulen und bösartigen Fiebern ſchädlich, ſo lange keine deutlichen Remiſſionen und kein wahrer Zuſtand der Schwäche da wäre. Der Vf. ſahe durch ihren unzeitigen Gebrauch viele tödtliche Fälle. Rügte er ſie, ſo berief man ſich auf ſo viele groſse Männer, deren Ausſprüche für Orakelſchlüſſe galten, und da ſtehe ich dann, drückt er ſich wahr und lebhaft aus, und wünſche, daſs alle die Bücher verbrannt und alle die Lehrſtühle umgeworfen werden, wo nichts auf einzelne Fälle beſtimmtes gelehrt wird. Die tumultuariſche Ausſtoſsung des Peſtgifts muſs vorbey ſeyn, oder der Bubon ſchon in völliger Eiterung ſtehen, — ſchon durch die Haut ſich einen Weg gebahnt; — im Carbunkel muſs das Todte ſich vom Lebendigen durch die Eiterung ſchon abgeſondert haben, wenn die Rinde ſtatt finden ſoll. Im wahren Zuſtand der Schwäche komme keine Eiterung ohne ſie zu Stand. Die mineraliſchen Säuren giebt er nicht im Getränk, um dieſes dem Kranken nicht zu verleiden, da er durchaus viel und oft trinken muſs; — er läſst ſie zu beſtimmten Zeiten nehmen. Von einigen in Ruſsland gewöhnlichen Getränken, die fixe Luft enthalten, verſpricht er ſich viel. Wenn die erſten Wege rein ſind, ſo ſucht er durch heiſse Ziegel- oder Feldſteine auf die Ausdünſtung zu wirken, ohne das Blut mehr in Wallung zu bringen. Die gewöhnlichen äuſsern reizenden Mittel, die Senf- und Blaſenpflaſter, ſind hier zu unwirkſam, ſie müſsten denn über den ganzen Unterleib gelegt werden.

In der Peſt mit gänzlicher Beraubung aller Kräfte und des Bewuſstſeyns gelingt es nur ſelten, einen Kranken zu retten. Man muſs alles thun, ihn zu ermuntern, mixtura ſimplex, Hirſchhorn- oder Salmiakgeiſt u. ſ. w. geben, ihn mit Eſſig, Eisreiben, Blaſenpflaſter über den Unterleib, heiſse Feld- oder Ziegelſteine auf die Füſse legen. Kommt er zu ſich, ſo ſucht man durch Eſſigklyſtiere die wurmförmige Bewegung der Gedärme wieder herzuſtellen. Entſtehen Ausleerungen, ſo hat man einige Hoffnung, die Rinde wird nun gegeben, die reizenden Klyſtiere fortgeſetzt. Hat ſich der Kranke erholt, ſo verordnet man dazwiſchen ein ſchnell wirkendes Abführungsmittel. Der Zeitpunkt dazu iſt, wenn die Zunge, die bey dieſen Kranken faſt natürlich und feucht iſt, nach dem Gebrauch der China trocken wird. Die Peſtkranken, die mit der Hirnwuth und mit heftigen Fieberanfällen befallen waren, ſtarben ſtets den ſchaudervollſten Tod oder am Schlagfluſs. Die ſchönſten, tapferſten Leute waren dieſer Art von Peſt ausgeſetzt. In äuſserer Behandlung der Bubonen und Carbunkeln verfährt Hr. *M.* nach vortreflichen Grundſätzen. Er fand es nie unumgänglich nöthig, den Puls zu fühlen, und glaubte alſo nicht, dieſer Gefahr ſich ausſetzen zu müſſen. Zu Krankenwärtern, die wegen ihrer öftern und nähern Berührung der Kranken in der gröfsten Gefahr der Anſteckung ſind, ſchlägt er die von der Peſt geneſenden vor, die ſel-

ten

ten ſogleich wieder angeſteckt werden. Seine Vorſchläge, die ſich auf die mediciniſche Polizey und alles, was zum Wohl der Peſtkranken, der Menſchen, die mit ihnen in Verbindung bleiben und des Publicums von der Obrigkeit geſchehen kann, beziehen, zeigen von vieler Einſicht, ſind beſtimmt und genau verfaſst, und gründen ſich auf Erfahrung.

Das Ganze iſt alſo ein ſchätzenswerther Beytrag zur Bereicherung unſerer Kunſt, wie wir ihn von einem Wundarzt nicht erwartet hätten, da nach unſrer Erfahrung ſelbſt Wundärzte der höhern Klaſſe ſelten fähig ſind, die feinern Theile der Arzneykunſt zu cultiviren. Nur in der Vorrede fanden wir eine Stelle, die wir bey einem ſo vernünftig und fein denkenden Mann ſeinem jetzigen oder ehemaligen Standpunkt in der Geſellſchaft anrechnen müſſen, und die uns den gewöhnlichen Chirurgus leibhaftig darſtellt. Er fleht den Himmel ernſtlich an, durch Katharinens mit ſtarker Hand gezognes Schwerd die Türken, *dieſe Feinde des chriſtlichen Namens gänzlich vertilgen* zu laſſen!!

Pyrmont u. Hannover in der Helwingiſchen Hofbuchh.: *H. M. Marcard*, Oldenburgiſchen Leibmedicus u. ſ. w., *Kurze Anleitung zum innerlichen Gebrauch des Pyrmonter Brunnens zu Hauſe und an der Quelle.* 1791. III S. 8.

Viele Kranke haben das Bedürfniſs, ſich von den Eigenſchaften des Pyrmonter Waſſers und der bey ſeinem Gebrauch nöthigen Einſchränkung, Vorſicht, Lebensart u. ſ. w. zu unterrichten, ohne ſich durch groſse Octavbände und wiſſenſchaftliche Unterſuchungen durcharbeiten zu können. Dieſen wird dieſe kurze Anleitung ſehr willkommen ſeyn, die ſie über ſo vieles, was ihnen zu wiſſen nützlich ſeyn kann, bündig und vollſtändig belehrt, und bey allen ſchwierigen und verwickelten Fällen an Aerzte oder auf das gröſsre Werk verweiſet. Aerzte darf dieſe Anleitung aber ſchlechterdings nicht befriedigen, und die ausführliche Beſchreibung von Pyrmont iſt ihnen unentbehrlich, ſelbſt ohne Rückſicht auf das P. Waſſer, da ſie an wichtigen Erörterungen über chroniſche Krankheiten ſo reich iſt, und ſo viel Licht über die ganze Kunſt verbreitet. Die wichtigen Bemerkungen, die dieſer kleinen Schrift eigen ſind, heben wir aus.

Die Neigung zu Koliken, die gefährlichſte, die im Körper ſtatt finden kann, hebt das P. Waſſer *zuverläſſig*, wenn nicht Brüche zum Grund liegen, oder die Eingeweide fehlerhaft und wirklich verdorben ſind. Schon vor langer Zeit hat man in England gegen Nierenſchmerzen es ſehr heilſam befunden. Nach veneriſchen Krankheiten ſoll es zur Herſtellung der Kräfte überaus zuträglich ſeyn, und auch zu einer ſichern Probe dienen, ob noch veneriſche Ueberreſte in den Säften zurückgeblieben ſind. Kranke, die ſich völlig curiert hielten, bemerkten bey der Brunnencur wieder Spuren davon. Wer nach einer tüchtigen Brunnencur von P. W., ſagt Hr. M., keine Spur des alten Uebels wieder bemerkt, der kann ſich *aufs zuverläſſigſte und gründlichſte* geheilt halten. (Vom Verſchwinden der veneriſchen Krankheit nach unvollſtändigem oder falſchen Gebrauch des Queckſilbers auf eine kurze Zeit ſprechen ſo viele Schriftſteller, und doch findet ſich bey keinem etwas beſtimmtes und ausführliches darüber. Rec. kann ſich daher nicht überzeugen, ob dieſer neue Ausbruch wirklich veneriſch war, und mit dem erſten Uebel zuſammenhing, oder von andern Urſachen und neuer Anſteckung abhing. Er wünſcht von Hn *M.* hier Belehrung zu erhalten.) Bey allen ſtarken und bedenklichen Blutflüſſen, allenthalben, wo wahre Eiterungen in den Eingeweiden des Körpers ſtatt finden, mit etwaniger Ausnahme der Eiterungen in den Harnwegen, bey wahrer, eingewurzelter Epilepſie und der Art von Wahnſinn, bey welcher ſich eine groſse Agitation des Nervenſyſtems zeigt, findet das P. W. gar nicht ſtatt, oder nicht in Menge und nur mit Vorſicht. Die, die beſtändigen, entkräftenden Durchfällen unterworfen ſind, vertragen es ſehr oft nicht, wenigſtens nicht in Menge, und dieſes iſt der einzige Hn. *M.* bekannte Fall, wo das Spaawaſſer zuweilen einen Vorzug vor dem Pyrmonter habe, weil es mehr ſtopfend als eröffnend iſt. Den täglichen, lange fortgeſetzten Gebrauch des P. W. in kleinen Quantitäten von einem Paar Gläſern, bey dem die Jahrszeit gleichgültig iſt, empfiehlt der Vf. als vortreflich. Durch ihn ſollen bey gehöriger Beharrlichkeit von mehrern Monaten groſse und langwierige Nervenkrankheiten, Schwäche des Magens, der Därme und Eingeweide gehoben worden ſeyn. Er ſoll keine Abbrechung von Geſchäften und keine beträchtlichen Veränderungen der Diät erfodern. Dieſe *kleine Cur*, wie er ſie nennt, hat er ſogar oft bey ſchwachen ſchwangern Frauen mehrere Monate durch mit dem gröſsten Nutzen und zur offenbaren Erhaltung der Frucht brauchen geſehen und ſelbſt angerathen. Auch Mütter, die ſelbſt ſtillen, bedienen ſich dieſer kleinen Cur oft zur Aufrechthaltung ihrer Kräfte. Einige Flaſchen P. W., die 14 volle Jahre im Keller des Hn. Tiſſot gelegen hatten, probierte dieſer groſse Arzt und Hr. *M.* Als der feſtſitzende Pfropf ausgezogen wurde, hörten ſie einen ſtarken Schall, und fanden es noch ſehr kräftig und ſo, daſs ſie viel und weil es warmes Wetter war, mit Vergnügen davon tranken. Die Titelvignette ſtellt das dem König von Preuſsen auf dem Königsberg bey Pyrmont errichtete Denkmal vor.

NATURGESCHICHTE.

Duisburg u. Lemgo, auf Koſten des Vf. und in der Meyerſchen Buchh.: *Beyträge zur Naturgeſchichte von Blaſius Merrem*, Prof. zu Duisburg u. ſ. w. I Heft. 1790. 4. 47 S. mit 12 ausgem. Kupferabdr. II Heft. Leipzig 1790. 59 S. mit 12 ausgem. Kupferabdr.

Schöner Druck, gute Kupferſtiche, bündige Kürze mit Genauigkeit machen dieſes Werk, (das auch den Titel: *Beyträge zur Naturgeſchichte der Amphibien* führt,) dem Naturforſcher angenehm, um ſo mehr, da es Thiere betrifft, deren Kenntniſs noch ſehr mangelhaft iſt. Die genauen Beſchreibungen aller Theile der Schlangen und Unterſuchungen, in wiefern ſie Abänderungen unterworfen ſind, fehlen noch gar ſehr, ſo wie gute und genaue Abbildungen. Die mannichfaltige Bildung des Kopfs, ſeine Bedeckung und die Bildung ſeiner Schilder, die Ge-

ſtalt des Rumpfs und der Schuppen, die Lage der Schuppen, ihre Breite, Bildung und Anzahl, Verhältniſs der Länge, Bildung der Zahne, der Zunge, der Augen u. ſ. w. geben eine Menge zuverlaſſiger Kennzeichen an die Hand; aber nicht die Summe der Bauch- und Schwanzſchilder zuſammengenommen. Ehe eine groſse Menge von Schlangen auf ſolche Weiſe beſchrieben ſind, oder ehe man wenigſtens nicht mit einem ungemein groſsen Vorrath von Schlangen verſehen iſt, muſs man keine Syſteme darüber entwerfen oder Kennzeichen feſtſetzen wollen, ſondern nur Materialien dazu ſammeln, wie hier der Vf. gewiſs rühmlichſt gethan hat. Vor der Einleitung iſt in der Vignette der Umriſs eines Natterkopfs dargeſtellt, damit die Benennungen der Schilder am Kopfe der Schlangen ſo viel leichter verſtandlich ſeyn möchten. Die im erſten Hefte beſchriebenen Schlangen ſind: *Kupf. 1 die ſchmalbauchigte Natter.* Vielleicht ſey Sebas afrikaniſche, ſchöne, ſafrangelbe, weiſsſtirnigte Schlange und deſſen ceyloniſche Waſſerſchlange Duberria eben dieſe Art. K. 2. *Vaunatter;* Seba's artig bandirte ſiamiſche Schlange. 3. *Kreuznatter;* der Vf. hielt ſie anfangs für ganz neu, fand ſie aber bey Seba Th. I. Tab. 103. fig. 8. 4. *Geſchlängelte Natter;* Coluber Cobella L. 5. *Aeskulaps Natter;* Coluber Aesculapii. 6. *Higiäens Natter.* Seb. II. t. 34. f. 5. Klein hat ſie mit Unrecht mit der Vaunatter vereinigt. 7. *Graue Natter;* Coluber canus L. 8. *Wolkennatter;* Col. nebulatus. 9. *Rauhe Natter;* C. ſcaber L. 11. *Bronze-Natter;* Coluber annulatus L. und 12. *chillernde Natter;* Col. mycterizans?

Das zweyte Stück liefert von Hn. D. und Medicinalrath *Janſen* in Düſſeldorf *Beſchreibung verſchiedener Schlangen.* Das erſte Stück enthält folgende zwölf Abbildungen: *Königlicher Schlinger;* Boa Conſtrictor L. Der Vf. nimmt nemlich folgende Gattungsnahmen an: Klapperer, Crotalus L.; Schlinger, Boa L.; Natter, Coluber. L.; Blindſchleiche, Anguis; Ibiyara, Amphisbaena L.; und Schlupfer, Caecilia. 2. *Stumpfköpfiger Schlinger.* Boa canina, oder Enydris, rar, oder neu. 3. *Schlingende Natter.* Da der Schwanz dem gröſsten Theil ſeiner Länge nach unten mit einfachen, nur ganz an der, vermuthlich ergänzten, Spitze mit einer doppelten Reihe Schilder bedeckt iſt, ſo würde nach dem Linneiſchen Gattungskennzeichen dieſe Art die Schlinger mit den Nattern vereinigen. Sie hat aber einen Natterkopf, den Rumpf und runden Schwanz einer Natter, zu welchen der Vf. dieſe wahrſcheinlich neue Art auch rechnet, und ſie auch ausführlich beſchreibt, 4. *Unregelmäſsige Natter.* Der Vf. hält ſie auch für neu, und an ihr ſind ebenfalls unter dem Schwanze 17 ganze Schilder, da die übrigen doppelt ſind. Der Kopf, Schwanz und Rumpf ſind übrigens natterförmig. 5. *Kettennatter;* Coluber plicatilis. Sie ſoll nach Seba die amboiniſche Bali-ſalan-bökit des Valentin ſeyn, aber ihr fehlen die Giftzähne. Sebas mit Bändern und Ketten geſchmückte Schlange ſcheinet eine bloſse Abänderung dieſer Art zu ſeyn. 6. *Eckigte Natter;* Coluber angulatus L. Seba's Serpens amer. viperae aemula ſey eine andere Art, nemlich die viperköpfige Natter. 7. *Die ſtumpfſchwänzige Natter;* Coluber albus L., obgleich dieſe oben braun und unten weiſslich iſt. 8. Eine Abänderung der *geſchlängelten Natter.* 9. *Die perlfarbne Natter;* Serpens ceylonica crucifera, Seba. Th. II. t. 12. f. 2. 10. *Vipernköpfige Natter,* Seb. II. t. 12. f. 1. Linne rechnete ſie zu der eckigten. 11. *Zuſammengedrückte Natter,* ſcheint neu zu ſeyn; und 12. *veränderliche Natter;* Coluber pullatus L. Auf die ausführliche Beſchreibung dieſer 24 Schlangen müſſen wir die Naturkundiger ſelbſt verweiſen, welche auch gewiſs die baldige Fortſetzung dieſer guten Arbeit wünſchen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Berlin: Rede über die Wichtigkeit der Pathologie* bey Gelegenheit ſeiner öffentlichen Einführung, von *F. G. Th. Gönner,* Profeſſor der Pathologie beym königl. Collegio medico-chirurgico. 1790. 30 S. 8. — Der wiſſenſchaftliche Inhalt dieſer Rede iſt die erſte Vorleſung eines Collegii über die Pathologie, und enthält einen Umriſs derſelben, eine Beſtimmung ihrer mannichfaltigen Eintheilungen, die Angabe einiger ihrer Grundbegriffe und ihres Verhältniſſes zu andern Theilen der Arzneygelahrtheit, ganz nach den gewöhnlichen Begriffen, wie ſie in jedem Lehrbuch vorgetragen werden, doch hier mit Deutlichkeit entwickelt. Seit 1788, wo des Vf. *Einleitung in die Pathologie* erſchien, hat er alſo das Unfruchtbare leerer Abſtractionen und willkührlicher Erklärungen nicht einſehen gelernt. Der Fähigkeit ſeiner Zuhörer, die zum gröſsten Theil aus angehenden Chirurgen und Barbiergeſellen beſtehen, ſind ſie nun gar nicht angemeſſen, und ſie haben auch auf Akademien den Nachtheil, die herrſchende Neigung gegen alles Raſonniren zu vermehren und zu rechtfertigen, das den wahren Arzt nur bildet, und wenn es ſich in den gehörigen Schranken hält, und von Erfahrung ausgeht, die es nur zu erläutern ſuchen muſs, unſre Kunſt auf mannichfaltige Weiſe erweitern kann. Ihnen haben wir es zu danken, daſs jetzt in unſrer mediciniſchen Literatur eine Zeit iſt, in der man eine Lehre nicht widerlegen kann, indem man ihre Widerſprüche entwickelt, und wo Prüfung des herrſchenden Syſtems nicht veranlaſst wird, wenn Männer von Anſehen ein entgegengeſetztes aufſtellen, denn man kann alle Lehren und Syſteme ächt philoſophiſch verachten und ignoriren, und doch ohne anzuſtoſsen, alle gangbaren Hypotheſen und Grundſätze vorausſetzen und zum Grunde legen; nur muſs man keine deutlichen Begriffe von ihnen geben, und ſie als Reſultate einer ausgebreiteten Praxis darſtellen. Die neueſten Schriftſteller über die Gallenfieber und die geringen Bemühungen, die Humoralpathologie gegen die ſiegreichſten Angriffe zu vertheidigen, was ſie gewiſs zuletzt, beweiſen die Wahrheit dieſer traurigen Bemerkungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 7. Julius 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. den Gebr. Robinſons: *Poems upon ſeveral Occaſions*; Engliſh, Italian and Latin, with Translations, by *John Milton*. With Notes Critical and Explanatory, and other Illuſtrations, by *Thomas Warton*, B. D. — — The Second Edition, with many Alterations, and large Additions. 1791. XLVI und 608 S. gr. 8. (8 Sh.)

Wenn in England ſelbſt das, gewiſs nicht unbedeutende, Verdienſt dieſer Gedichte *Miltons*, von den ſtrahlenden Vorzügen ſeines epiſchen Talents überglänzt, der allgemeinen Aufmerkſamkeit nicht bemerkbar genug wurde; ſo iſt das unſtreitig in Deutſchland unſtreitig noch mehr der Fall geweſen, und es verlohnt ſich daher wohl der Mühe, bey Gelegenheit des wiederholten Abdrucks dieſer Ausgabe ſowohl den Werth der Gedichte ſelbſt, als den darauf gewandten muſterhaften Fleiſs eines der trefflichſten engliſchen Kunſtrichter, unſern Leſern etwas umſtändlich bekannt zu machen.

Zuerſt erſchienen dieſe Gedichte beynahe 30 Jahre früher, als das *verlorne Paradies*, und machten faſt nicht das mindeſte Aufſehen. Selbſt nachdem das Publikum durch dieſs Meiſterwerk auf ſeinen Urheber aufmerkſamer geworden war, blieb man anfangs noch gleichgültig gegen ſie. Politiſche Unruhen, Partheygeiſt, Religionsſtreitigkeiten und die Unwiſſenheit des Fanatismus lieſsen dieſe Werke des Genies nicht aufkommen. Erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fieng man an, ſie zu ſchätzen. Ihre Sammlung erſchien zuerſt 1645. *Patrik Hume*, ein Schottländer, ſchrieb 1695 einen weitläuftigen und ſehr gelehrten, von den nachherigen Auslegern oft im Stillen benutzten Commentar über das *verlorne Paradies*, worin er jedoch nicht die kleinſte Erläuterung aus jenen Gedichten hernahm. Eben ſo wenig machte *Bentley* in ſeiner durchaus verfehlten, überkritiſchen Ausgabe davon Gebrauch. *Addiſon* war einer der erſten, der dieſen Gedichten im *Spectator* Lob wiederfahren lieſs. *Pope* wuſste ſich ihre Schönheiten und deren Verkennung ſehr gut zu Nutze zu machen, und entlehnte aus dem *Comus* und *Penſeroſo* manche neue Beywörter und Phraſen für ſeinen Brief der Heloiſe an Abelard. In den Ausgaben des Dr. *Pearce* und der beiden *Richardſons* von dem *V. P.* wurden öftere Erläuterungen aus dieſer Quelle geſchöpft; und in der Folge trugen *Jortin*, *Warburton* und *Hurd* ſehr viel zu ihrer gröſsern Schätzung bey. Die Maske, *Comus*, wurde 1738 mit Dr. *Arnes* Muſik auf die Bühne gebracht; und 1741 ſetzte *Handel* ausgehobene Stellen aus dem *Allegro* und *Penſeroſo*. Einige dieſer Gedichte wurden von *Maſon* nachgeahmt; *Miltons* Epopöe wurde immer mehr geleſen und bewundert. Die männlichen Melodieen der reimloſen Jamben, die nach ihrer Wiedererweckung durch *Philipps* lange Zeit waren vernachläſſigt worden, nahmen das Ohr des engliſchen Publikums ein, und *Miltons* ſämmtliche poetiſche Werke gaben nun richtigere Begriffe von einer beſſern und vollkommenern Gattung von Poeſie. In dem ganzen Charakter des Nationalſtils äuſserte ſich eine merkliche Revolution. Der engliſche Versbau erhielt ein neues Colorit, neue Einrichtung und Phraſeologie, und *Miltons* Schule wetteiferte nun mit der von *Pope*.

Schade, daſs dieſer jugendlichen, blühenden Geiſteswerke eines ſo vorzüglich ſchöpferiſchen Genies nur ſo wenige ſind! und noch mehr Schade, daſs er die ſchönſten, vollſten Kräfte ſeines Geiſtes an politiſche Streitſchriften, zur Vertheidigung der Neuerungsſucht und Anarchie, verſchwendete! Dieſer Beſchäftigung opferte er ſein Geſicht, ſeine Geſundheit, ſeine Ruhe, ſeinen natürlichen Hang, ſein Studium der ſchönen Literatur. Auch ſeine vielen und edlen tragiſchen Plane gab er gar bald wieder auf. Auf ſeinen Reiſen war er Willens, Sicilien und Athen zu beſuchen, Länder, die mit ſeinen feinern Gefühlen ſo verwandt, mit ſeinen poetiſchen Ideen ſo verſchwiſtert, und ſeiner Phantaſie durch ſeine gewohnte Lectüre und durch ſeine vertraute Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur ſo tief eingeprägt waren. Aber ſo mächtig war ſein patriotiſcher Hang, daſs er kaum in Italien von dem Anfange der Nationalfehden hörte, als er auf einmal ſeinen Vorſatz änderte und in ſein Vaterland zurückeilte, um die Sache idealiſcher Freyheit zu verfechten. Und doch ſcheint er ſich mitten in dieſem Gewirre zuweilen nach dem ruhigen Genuſſe literariſcher Abgeſchiedenheit zurückgeſehnt zu haben.

Miltons lateiniſche Gedichte zeichnen ſich ſehr vortheilhaft aus. Man hält ihn gemeiniglich für den erſten Engländer, der nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften lateiniſche Verſe mit klaſſiſcher Eleganz ſchrieb; obgleich dieſe Ehre mehr *Lelands* Hendekaſyllaben und Epigrammen gebührt. In der *elegiſchen* Gattung war offenbar *Ovid* ſein Muſter, wiewohl ſeine Manier auch viel Originales hat. Auch ſeine Hexameter waren Nachahmungen dieſes römiſchen Dichters; nur ſind ſie noch leichter, flieſsender und abwechſelnder. *Dr. Johnſon* zieht ohne Grund *Mays* und *Cowleys* lateiniſche Poeſie der Miltonſchen vor.

Uebrigens liefert Hr. *Warton* hier eben die Gedichte, welche mit einigen wenigen Vermehrungen noch zu des Dichters Lebenszeit 1673 in einer zweyten Auflage erſchienen. Er hat ſie mit zahlreichen Anmerkungen begleitet,

gleitet, die vornehmlich dazu beſtimmt ſind, ſeine Schönheiten zu erläutern oder zu rechtfertigen, ſeine Nachahmungen Anderer ſowohl, als ſeiner ſelbſt auszuzeichnen, ſeine veralteten Ausdrücke zu erklären, und durch Anführung und Zuſammenhaltung der Parallelſtellen aus ſeinen übrigen poetiſchen und proſaiſchen Werken ſeine Lieblingswörter zu beſtimmen, und das Eigenthümliche ſeiner Phraſeologie ins Licht zu ſetzen. Es laſſen ſich daher manche dieſer Anmerkungen nicht bloſs auf die Stellen, wozu ſie gehören, ſondern auf *Miltons* ganze Schreibart anwenden. *Spenſer* und *Shakſpeare* waren nicht die einzigen frühern Dichter ſeiner Nation, welche M. nachahmte, ſondern auſserdem noch mehrere, die vor oder mit ihm zugleich lebten. Hievon ſind mehrere Beweiſe angeführt. Auch hatte man ſeine Nachahmungen jener beiden groſsen Dichter bisher nicht ſorgfältig genug bemerkt. Als M. dieſe Gedichte ſchrieb, waren noch manche abergläubiſche und romanhafte Volksbegriffe gangbar, auf die er oft anſpielte, und die daher jetzt einer nähern Erläuterung bedurften, die aus andern gleichzeitigen Schriftſtellern gezogen werden muſsten. Die Noten zu den lateiniſchen Gedichten haben ſelbſt für den bloſs gelehrten Leſer viel Intereſſe. Einige Beyträge erhielt Hr. W. von dem verſtorbenen *Boule*, andere von *Warburton* und *Hurd*, und noch andere von ſeinem würdigen Bruder. Den Text der Gedichte ſuchte er ſo deutlich und fehlerfrey als möglich zu liefern; und dieſe ſeine Bearbeitung erſchien 1785 zuerſt.

Gegenwärtige zwote Ausgabe war von ihm mit den vielen Verbeſſerungen und anſehnlichen Zuſätzen, die ſie enthält, ſchon ganz vollendet und der Preſſe einige Monate vorher übergeben, ehe der Tod zu Ausgang des vorigen Jahres, dieſen würdigen Gelehrten dahin nahm, und in ihm einen der gröſsten engliſchen Literatoren. — Als Anhang zu der Vorrede iſt *Miltons* Teſtament mit Anmerkungen des Herausgebers abgedruckt, woraus ſich Manches in Hinſicht auf die Lebensumſtände und Denkungsart dieſes groſsen Dichters, aufklärt.

Den Anfang dieſer Sammlung macht das Gedicht, *Lycidas*, eine Monodie, auf den unglücklichen Tod eines gelehrten Freundes, *Edward King*, der im Schiffbruch umkam, 1637 verfertigt. Es iſt ungemein poetiſch, und Dr. *Joſeph Warton* ſagt mit Recht, daſs man nach dem Maaſse des Wohlgefallens an den Schönheiten dieſes Gedichts den Grad ſeines ächten Geſchmacks an wahrer Poeſie beurtheilen könne. Von mythologiſchen Bildern hat M. darinn häufigen und ſehr glücklichen Gebrauch gemacht. Schaferpoeſie war damals die Lieblingsgattung. Mehr Ausdruck des Gefühls lieſse ſich vielleicht darinn erwarten. Deſto glücklicher aber ſind die überall in dieſes Gedicht verwebten Allegorien. Die Miſchung theologiſcher Streitigkeiten mit fremdartigen Ideen und Bildern war damaliger Zeitgeſchmack.

Es folgen die beiden Meiſterwerke in der beſchreibenden Dichtungsart, *L'Allegro* und *Il Penſeroſo*, wovon Hr. *Voſs* unlängſt eine ſo treffliche deutſche Nachahmung geliefert hat. Die Idee dazu, und ſelbſt manches in der Ausführung, ſcheint M. aus einem alten engl. Gedichte genommen zu haben, welches vor der erſten Ausgabe von *Burtons* Anatomie of Melancholy befindlich iſt, und das nämliche Sylbenmaaſs, aber bey weitem nicht die Schönheiten dieſer Nachahmung, hat. Dieſe haben ſelbſt dadurch gewonnen, daſs der Contraſt der beiden Hauptcharaktere nicht immer genug abgeſetzt iſt. Der Schwermuth hat der Dichter durchaus ihre ganze Würde zu erhalten gewuſst; und ſeine Fröhlichkeit iſt die Heiterkeit des Ernſtes. Ueberall wählte er Bilder und Züge, welche Stoff zu ächter Poeſie und Beſchreibung darboten. Selbſt ſeine glänzendſten Schilderungen ſind durch die gemäſsigten Farben der philoſophiſchen Betrachtungen gemildert. Beide Gedichte ſind Reſultate der nämlichen Gefühle und der nämlichen Gedankenwendung. Dr. *Johnſon* iſt bey ſeiner Kritik über den Allegro nicht recht in den Geiſt dieſes Gedichts eingedrungen.

Die *Arcades* beſtehen aus drey Liedern, welche zu einer theatraliſchen Vorſtellung gehörten, die der verwittweten Gräfin von *Derby* zu Hareſield von verſchiedenen ihrer Anverwandten gegeben wurde. Das Ganze war eine Art von Schäferſpiel; und auſser dieſen Gedichten ſcheint alles Uebrige Proſe und Maſchinerie geweſen zu ſeyn.

Ausführlicher iſt die bekannte Maske, *Comus*, die zu Ludlow-Caſtle 1634 vor dem Grafen von *Bridgewater*, damaligen Präſidenten von Wales, zuerſt aufgeführt wurde. Von Seiten der Poeſie gebührt ihr unter *Ms.* Gedichten nächſt dem *verlornen Paradieſe* der erſte Rang. Hr. W. hat umſtändliche Notizen über Ludlow-Caſtle, über den Grafen *v. B.* und ſeine Familie und über den Urſprung dieſes dramatiſchen Gedichts, vorausgeſchickt. Plan und Fabel ſcheinen aus einem alten engliſchen Luſtſpiele, *The Old Wives Tale*, zum Theil wenigſtens, entlehnt zu ſeyn, aus welchem Hr. W. im Anhange zu den Anmerkungen über dieſes Gedicht einen Auszug mittheilt. Vielleicht kannte jedoch M. dieſs alte, jetzt ſehr ſeltene, Schauſpiel gar nicht. Aus dem *Arioſt* hingegen iſt Verſchiedenes offenbar genommen; und vornehmlich liegt die Fabel von der *Circe* bey dem Charakter des *Comus* zum Grunde. Hätte M. dieſe Maske wieder überarbeitet, als ſein Ohr und Geſchmack vollkommen ausgebildet waren, ſo wäre ſie gewiſs das ſchönſte von allen ſeinen Gedichten geworden. Mit dramatiſcher Strenge muſs man ſie indeſs nicht beurtheilen. *Comus* iſt eine Folge von dialogiſchen Reden, welche nicht durch das Abſtechende der Charaktere intereſſiren, nicht eine Abwechſelung von Vorfallen darſtellen, nicht allmählig die Neugier immer reger machen, ſondern die unaufhörlich die Aufmerkſamkeit durch erhabene Geſinnungen, durch phantaſiereiche Bilder der reinſten poetiſchen Ader, durch einen Ueberfluſs maleriſcher Beſchreibung, poetiſcher Anſpielung und blühenden Ausdrucks auf ſich ziehen. Für die Handlung, der man Unwahrſcheinlichkeit vorgeworfen hat, läſst ſich manches ſagen.

Auch die *Oden*, von welchen die auf die Geburt des Erlöſers die ausführlichſte iſt, ſind nicht ohne edle und erhabene Züge, und man muſs die darinn vorkommenden Concetti mit der damaligen Jugend des Dichters entſchuldigen. Eben dieſs gilt von den folgenden vier Gedichten, welche *Miſcellanies* überſchrieben ſind, unter welchen

Digitized by Google

welchen auch die bekannte Grabschrift auf *Shakspeare*, das erste von M. gedruckte Gedicht, befindlich ist.

Die *Sonnete* gehören zu den schönsten Stücken der Engländer in dieser Gattung. Es sind ihrer 23, und unter ihnen 6 in italiänischer Sprache. M. wäre gewiss glücklicher darin gewesen, wenn ihm der Reim mehr zu Gebote gestanden hätte. Auch war sein Genie zu erhaben und frey für diese metrischen Fesseln; es überströmt, wie Hr. W. sagt, die Ufer dieser so engbegränzten Dichtungsart: pontem indignatus Araxes.

Die Uebersetzungen sind theils aus dem *Horaz*, theils Fragmente aus ältern und neuern Dichtern, meistens schon von *Tikell* aus den prosaischen Schriften unsers Dichters gesammlet, theils poetische Umschreibungen der *Psalmen*. Die schönsten Stanzen daraus stellt Hr. W. S. 397 ff. in einer Note neben einander.

Seine *lateinischen* Gedichte schrieb M. meistens in seiner frühen Jugend; einige schon, als er erst 17 Jahr alt war. In dieser Rücksicht sind sie in der That ungemein männlich und correct, und verrathen eine nicht gemeine Vertraulichkeit mit der klassischen Literatur. Bey Gelegenheit der *Epigramme* findet man hier manche schätzbare Erläuterungen über des Dichters politische Streitigkeiten und Verhältnisse. Und am Schluss der *Sylvae* oder vermischten Gedichte macht Hr. W. S. 573 folgende Anmerkung: „*Miltons* lateinische prosaische Schriften sind nichts weniger, als im ächten römischen Stil geschrieben. Vielmehr haben sie eine moderne, selbstgemachte Latinität, ein Gemisch von Phraseologie, die aus einer allgemeinen Nachahmung mehrerer Schreibarten entstand, und für des Vf. Zweck bequem genug war. Seine Defensio pro populo anglicano wider den *Salmasius*, wofür er von der presbyterischen Parthey so ansehnlich belohnt wurde, die beste Vertheidigungsschrift, die jemals für Hinrichtung der Könige geschrieben ward, und die seinen Ruhm über ganz Europa verbreitete, ist gegenwärtig völlig vergessen. Sein Denkmal in der Westmünster Abtey ward ihm nicht eher errichtet, als bis man über *Milton* den Dichter, *Milton*, den Politiker, vergessen hatte. Man wandte sich an Dr. *George* zu Cambridge wegen einer Grabschrift, und dieser fand es am dienlichsten, *Miltons* des Republikaners Aufnahme unter die Denkmäler der Könige und Prälaten in folgenden Hexametern zu rechtfertigen, die wegen ihrer einfachen Schönheit bekannter zu werden verdienen;

Augusti Regum cineres, sanctaeque favillae
Heroum, vosque, o venerandi nominis umbrae,
Parcite, quod vestris infensum regibus olim
Sedibus infertur nomen; liceatque supremis
Funeribus finire odia, et mors obruat iras.
Nunc sub foederibus cocant felicibus una
Libertas et jus sacri inviolabile sceptri.
Rege sub AUGUSTO fas sit laudare CATONEM.

Unter jenen *Sylvis* befinden sich auch drey kleine *griechische* Gedichte von M., über welche in dieser neuen Ausgabe gelehrte Anmerkungen von Hn. *Charles Burney*, — vermuthlich einem Sohne des bekannten Geschichtschreibers der Musik, — in einem besondern Anhange hinzugekommen sind. Eins derselben ist auf einem schlechten Kupferstich von *Miltons* Bildnisse; und Hr. W. nimmt davon S. 529 ff. Anlass, einige Notizen über die bisher bekannten Bildnisse seines Dichters zu sammeln. Es giebt davon vier oder fünf Originalgemälde. Das eine, ein Kniestück von *Cornelius Janssen*, schon 1618, folglich in *Ms.* 11ten Jahre, verfertigt, kaufte Hr. *Tho. Hollis* 1760 für 31 Guineen; und als in seiner Wohnung Feuer auskam, gieng er, dieß Bild in der Hand, ruhig aus dem Hause, ohne sonst etwas in Sicherheit zu bringen. Dieß Bild ist von *Cipriani* in Kupfer gestochen. Das beste ist eine Zeichnung in Crayon von *Faithorne*, nach dem Leben gezeichnet, als M. 62 Jahr alt war. Ums J. 1725 brachte der Kupferstecher *Vertue* dieß Bildniss nebst verschiednen andern, zu *Ms.* damals noch lebenden Lieblingstochter *Deborah*. Sie wurden wie von ungefähr, ins Zimmer gebracht, wo er sich mit ihr unterredete, und ganz bestürzt rief sie aus: „O Gott! das ist meines Vaters Bild! Wie kamen sie dazu?“ Sie sah auch ihrem Vater sehr ähnlich. Nach einer Profilzeichnung von *Deacon* hat man einen Kupferstich von dem berühmten, unglücklichen *Ryland*. — Lustig genug ist es, dass *Vandergucht* für *Tonsons* Ausgabe des *V. P.* von 1713 einen Nachstich von eben dem Kupferstich von *Marshall* verfertigte, worauf M. jene griechischen Verse schrieb, und in aller Unschuld diese Satire auf sich selbst darunter setzte. — Jetzt hat *Sir Joshua Reynolds* ein Miniaturgemälde von *Milton* für 100 Guineen erkauft, das mit *S. C. 1653* bezeichnet, und auf der Rückseite mit einer historischen Nachricht versehen ist, welche *Samuel Cooper* als den Maler angiebt. Es ist vortrefflich gearbeitet, und sein jetziger Besitzer hält sich von dessen völliger Aehnlichkeit überzeugt. Es hat jedoch ungemein viel Gleichheit mit *Seldens* Bildniss von *Vandyk* in der Bodleyischen Bibliothek zu Oxford.

Nürnberg, in der Felseckerschen Buchhandl.: *Anna Boley, Königin von England*, von *Julius* R. Grafen *von Soden*. 1791. XIV und 159 S. in 8.

Der Vf. dieses Trauerspiels ist schon durch mehrere mit Beyfall aufgenommene, dramatische Arbeiten vortheilhaft bekannt. Mit Recht befremdete es ihn, dass noch kein brittischer Dichter darauf gefallen ist, das hier gewählte Subject auf die Bühne zu bringen, um so mehr, da es so viel Interesse für eine Nation haben müsste, die Anna's Tochter, die glückliche Elisabeth, bis zur Anbetung liebte, der diese Nation, ihre jetzige Grösse, ihren hohen Grad von Wohlstand und Nationalreichthum verdankt. Zwar hatte *Shakspeare* in sein historisches Schauspiel, *Heinrich VIII*, die *Anna Boleyn* oder *Bullen* mit eingeführt; aber was von ihr darinn vorkommt, betrifft nur ihre Erhebung zur königlichen Würde, ihre Krönung und die Geburt der Elisabeth. Ihre nachmalige Verstossung und ihr unglücklicher Tod ist allerdings ein sehr tragischer Stoff. Vielleicht liess man ihn unbearbeitet, weil ihr Charakter und die Gründe ihrer Verurtheilung von den englischen Geschichtschreibern selbst schwankend und verschieden angegeben werden. *Hume* hat zuerst ihre Unschuld gerettet, und sein Zeugniss wird

Digitized by Google

gar

gar sehr durch den rührenden Brief bestätigt, welchen Anne kurz vor ihrem Tode an den König schrieb. Der V. hat diesen Brief und die hieher gehörige Stelle aus *Humes* Geschichte von England in dem Vorbericht abdrucken lassen, und den Umständen dieser Erzählung ist er auch in seinem Trauerspiele treu geblieben, sowohl in Ansehung der Charaktere, als der Situationen. Anna's Charakter zeichnete er vorzüglich nach ihrem letzten Briefe und den Anstrich von Lebhaftigkeit und Munterkeit, der Heinrichs Maske wurde, mußte er verwischen, da er sie blos in der letzten unglücklichen Periode ihres Lebens darstellt.

Wider den Plan, welcher bey der Anordnung dieses Trauerspiels zum Grunde liegt, läßt sich wohl wenig erinnern. Er ist leicht und übersehbar; dennoch aber verflochten genug, um Erwartung und Theilnahme zu erregen. Nur der Schluss scheint etwas zu kurz abgebrochen zu seyn, und man hätte vielleicht noch die nächsten Eindrücke von Annens Hinrichtung auf Heinrichs Gemüth dargestellt und ihre Verräther beschämt zu sehen gewünscht. Doch, so wie er ist, hat dieser Schluss mit Annens Hingange zum Tode mehr Rührendes, und das Schicksal der Hauptperson sieht man doch wenigstens völlig entschieden.

An der Sprache dieses Stücks und dem Ausdruck der Gesinnungen hätten wir eben so wenig auszusetzen. Vielleicht sind nur der Gemeinsprüche ein wenig zu viele; sie halten aber gröstentheils durch ihren guten Gehalt schadlos. Auch ist der Ausdruck hinreichend abgestuft, der Lage und Denkart der Personen gemäss, und, wie es uns scheint, dann am glücklichsten, wenn bittrer Spott oder inniges Gefühl dabey zum Grunde liegt. Zu den schönsten Scenen rechnen wir die achte des dritten Aufzuges zwischen Norris und der Königin, die vierte des vierten Acts zwischen Norris und Norfolk, und die dritte des fünften zwischen Norfolk und dem Könige. Diese letztre ist besonders sehr glücklich dialogirt.

Was man aber bey so vielem Guten wohl am meisten und zum Nachtheil des Ganzen vermissen möchte, ist ein leichter und wohlklingender Versbau. Wessen Ohr nur einigermaßen an die Schönheiten des englischen Blank-verse und an die mannichfaltigen harmonischen Abstufungen, deren der Jambe fähig ist, sich gewöhnt hat, dem müssen die vielen hier vorkommenden Härten sehr anstössig seyn, und durch die nicht seltene Unbehülflichkeit der Perioden und der Wortfolge noch unangenehmer werden. Nur ein Paar Stellen zum Beyspiele:

Seite 49.

— — — Wahr wär's also! selbst
der Thron schützt nicht vor aller Leiden gröstem;
befleckter Ehebettschmach, der Ehre Brandmahl,
das Volkestaune dem schuldlosen Gatten
für seinen Glauben an die Tugend aufdrückt.
Der heil'ge Purpur ist nicht heiligend!
Hebt nur den Geist, *nicht auch das Herz, zum Stolz*
auf Reinheit?

Seite 81.

— — — — — ich
kenn' Norris, weiss es, dass der Mann und erst
der Liebende! — auf seinen Vorzug: Kraft
und Muth im Ritterspiele, Stolz, dem Reiz,
ihn vor der Dame seines Herzens zur
Bewundrung auszustellen, unterliegt.

Seite 91.

Mein Oheim! flehend, ahndend, hoffend, sehnend,
in Flammen selbst nur Dauer sehend, windet
die arme Menschheit sträubend sich vor dem
Zermalmenden Gedanken der Vernichtung!

Wir halten es indess nun auch für billig, eine Probe von den wirklich schönen Stellen dieses Trauerspiels zu geben, die in demselben doch gewiss nicht selten vorkommen, und in denen das erwärmte Gefühl auch den Versen freyern und leichtern Gang mittheilte. Rochefort steht vor dem Gerichte der Peers, einer unerlaubten Liebe seiner Schwester, der Anne Boleyn, angeklagt:

Seite 125.

Norfolk.

Vertraulichkeit ist dein Verbrechen!

Rochefort.

Wie?
ist Traulichkeit der Liebe Tochter nicht?
der einz'ge Engel, der mit sanftem Fittig
uns in des Lebens schwülen Sommertagen
wohlthät'ge Kühlung zuweht? Wehe, wehe
dem Leidenden, dem Niemand freundlich, traulich
des Schmerzens Klag' entlockt! auf dessen Wunde
der Freundschaft Thränenthau nicht heilend fällt! —
Doch strafbarer Vertraulichkeit, bey Gott!
der kann nur finstrer blinder Groll mich zeihn!
Hat die *Schattirung* der Empfindungen
im Bruderherzen der Allvater nicht
so richtig schon gezeichnet? Liebt er wohl
die *schöne* Schwester, nicht die *gute*, edle?
Und wenn Geschwistrige, schon von der Knospe
des Seyns, zur Liebe alles, Blut und Umgang
und Freyheit lockt, auffodert und begünstigt,
hat wundervoll den Reiz der Wollust, sonst
allmächtig, *hier* er nicht getilgt? und Abscheu
mit Flammenzügen in das Herz gezeichnet?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. Julius 1791.

NATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Hofmann: *Briefe des Abbé de Mortesagne über die erloschenen Vulkane von Vivarais und Velay.* Aus dem französischen. 1791. 182 S. und VIII S. Vorbericht. 8.

Diese von Hn. *Faujas de Saint-Fond* in seiner *Histoire naturelle de la France meridionale* (Paris 1780.) mit einigen Anmerkungen herausgegebenen Briefe sind die Frucht einer Beobachtungsreise über die jetzigen Reste von ehemaligen Vulcanen in den auf den Titel genannten Gegenden von Languedoc, wie sie der Abbé de M. schon 1777. angestellt hatte. Sie sind so angenehm, faslich, malerisch und lebhaft geschrieben, dass der Uebersetzer, Hr. Prof. *Witte*, durch die unternommene Bemühung, sie in Deutschland bekannt zu machen, unfehlbar seine Absicht erreichen wird, in Beziehung auf seinen *Versuch über den Ursprung der Pyramiden* denjenigen eine Erläuterung über Vulkanische Naturproducte zu verschaffen, welche von dem Daseyn und den Producten erloschener Vulcane noch wenig oder gar nicht unterrichtet seyn möchten. Der erste Brief macht eine schauderhafte Beschreibung von dem Klima und der Lebensart in *Obervivarais*, das der Vf. selbst mit Lappland vergleicht. Im zweyten wird von einem isolirten Basaltberg, *Tartas* aus die Uebersicht der ganzen Gegend gezeichnet und diese in grosse Districte getheilt, nach welchen die folgende geologische Beschreibung sich ordnet. Die merkwürdigsten Vulkanischen Gegenstände finden sich in der Vertiefung von Puy und an dem Bette der Loire, so weit sie sich vom Spitzfelsen Gerbier des Joncs an, durch die Gebirge von Vivarais drängt. Die sonderbarste Stelle heben wir hier von S. 45. aus. „Aus der Tiefe des Bettes der Loire (bey dem Arlempde) auf dem Rücken ihres östlichen Ufers entdeckt man einen vulkanischen Klumpen, welcher aus diesem Standpunkte betrachtet, den abentheuerlichsten Eindruck macht. In einer geraden Flucht von ungefähr 40 Ruthen zeigt sich eine Art eines runden Thurms, über welchem sich ein zugespitzter Kegel erhebt, der das Dach desselben auszumachen scheint. Ohne Zwischenraum kommen darauf in drey besondern Abtheilungen drey Mauerwände, die sich oben auf verschiedene Weise endigen. Die letztere von diesen stöfst unmittelbar auf ein grosses Vordergebäude, welches aufs beste den Vordertheil eines Tempels von einer Bauart vorstellt, die ich auf Gerathewohl die Aegyptische nennen will. Es besteht zuförderst aus einer Colonnade, wovon die Säulen beynahe von gleicher Höhe sind und in dem Maasse immer näher an einander stehen, als sie in das Innere der ganzen Masse hineinreichen. Am Ende dieser Colonnade ist eine grosse Oeffnung, die zu einer sehr dunkeln Höle führt. vornen aber über dieser Säulenstellung erhebt sich, in Gestalt eines Architravs, ein massives, seiner ganzen Oberfläche nach wagrecht gefurchtes Stück, das sich mit einem Zirkelbogen endigt, dessen Höhe wenigstens noch einmal so grofs als die Höhe der Säulen ist, so dafs das Ganze desselben bey einer Breite von 30 Fufs wohl eine Höhe von 170 bis 180 Fufs haben mag. In gleicher Reihe mit dieser sonderbaren Vorderseite befindet sich eine neue Mauerwand, welche die andere Hälfte von der Mauer der Vorderseite des Tempels auszumachen scheint. Und zuletzt wird diese ganze Aussicht, durch eine Art von übermäfsig grofsen, auf einer von seinen Spitzen senkrecht gestellten Schiff geschlossen, dessen Vertiefung nach so richtigen Verhältnissen gebildet ist, dafs man behaupten möchte: es sey von Menschenhänden gemacht. Dennoch ist alles dieses nichts anders als das Werk der Natur. Ein breiter und dicker Basaltfluss, der sich aus dem Krater des Masclaux, welcher nur einige Flintenschüsse davon entfernt ist, ergofs, hat sich in die Loire hinabgestürzt und das, was davon auf dem Rande des scharf abgeschnittenen Ufers hangen blieb, nahm die beschriebene in der That bewundernswürdige Gestalt an. Das ganze Stück wird der Mittagsfelsen (Roche du Midi) genannt.“ Soweit Mortesagne. Aehnliche ganz sonderbare Erscheinungen giebt sein dritter Brief und Faujas erinnert dabey unter andern auch an die Insel Castel-a-mare, die nach Hamilton durch eine in lauter Prismen getheilte Basaltlave gebildet ist. Wenn nach dem Lesen solcher Beschreibungen ein Versuch gemacht wird, die durch sichere Geschichte unenträthselte Erscheinungen einiger morgenländischen aufserordentlichen Monumente aus ähnlichen Wunderprodukten der Natur zu erklären, so ist doch wohl der Kitzel, eine solche Hypothese eher zu belachen als zu prüfen, mehr erkünstelt als natürlich. Gesetzt, dafs nun jenes Schiff auf dem Roche du Midi mit Runischen Charakteren bedeckt wäre, wie nach ältern Nachrichten einst die Pyramiden — oder dafs wir noch jetzt darauf kufische, spätere arabische und griechische Inschriften (Schriften also aus so verschiedenen spätern Zeitaltern) lesen könnten, welche aber von Entstehung des Ganzen nicht ein Wort sagten, — wie auf den Persepolitanischen Ruinen das der Fall ist, — würde man solche unläugbare Spuren von Menschenkunst irgend in die Frage über die kunstmäsige Entstehung des Ganzen einzumischen, sich beygehen lassen, wenn nicht anders etwa die allzustarke Neigung zu lachen alle Lust zur kalten Prüfung verscheucht hätte. Die erste zur Entscheidung nothwendige Frage wäre vielmehr die Bestimmung der *Steinart* solcher Monumente.

mente. Wenn z. B. ein Beobachter, gegen welchen die Kunde des Morgenlands ſo oft mit Recht dankbar iſt, *Niebuhr* in ſeiner Reiſebeſchr. I Th. S. 197. beſtimmt verſichert: „Die Steinart, wovon die beiden groſsen Pyramiden gebaut ſind, und der Felſen, worauf ſie ſtehen, ſey gar nicht verſchieden, ſondern alles *ein weicher Kalkſtein*" wenn er S. 197 eben dies von der dritten Pyramide ſagt, daſs ſie „gleichfalls von *Kalkſtein* gebaut ſey, aber noch eine Menge *Granitſteine* dabey liegen" ſo ſagt dagegen *Maillet*, welcher uns die zugängliche Pyramide umſtändlicher beſchreibt, als kaum ihr präſumtiver Baumeiſter thun könnte, S. 276. (der Haager Ausg. 1740.)" *Marbre Granite, telle que toutes celles, (pierres) dont la (troiſieme cf. p. 283.) Pyramide eſt compoſee. Haſſelquiſt* verſichert wenigſtens von Sphinx (S. 88. deutſch. Ueberſ. von 1762.) daſs er „auf der Stelle aus einem *Kalkberge* gehauen ſey." Abdollatiph hingegen bewundert das *rothliche* in ſeinem Geſicht (Engl. Ausg. S. 106.), ſo wie er auch die (dritte) Pyramide aus einem *rothlichen harten Stein* beſtehen laſst und nach Hn. Wahls Anmerkung zu dieſer Stelle, *Belon* in ſeinen Obſ. L. IV. c. 44. und *Greaves* den *Baſalt* dieſer dritten Pyramide mit ihren Zeugniſſen beſtätigen. Gewöhnlich ſtellt man ſich die Pyramiden als ganz gleichförmig behauen vor. S. von der dritten *Niebuhr* a. a. O. S. 190. *Maillet* ſpricht S. 289. bey der zugänglichen Pyramide von *inegalités non pas peu conſiderables*, von *pierres qui ont un grand pied et demi moins que les autres*. Wie können wir uns die *Urtheile* jener Augenzeugen von der Entſtehung dieſer Monumente binden laſſen, da ſie nicht einmal in den Hauptpunkten, welche ſie *geſehen* haben, übereinſtimmen? Wer ſieht nicht, daſs unparteyiſche ernſte Unterſuchung unter ſolchen Umſtänden noch gar ſehr in dieſer Frage ſtatt findet und nicht gerade zum Voraus alles Zweifeln über dieſen Gegenſtand unter die literariſchen Abentheuer unſerer Zeit verwieſen werden kann? Geſetzt auch, daſs am Ende von dieſem Zweifeln vieles gelöſt würde, ſo iſt ja gerade dies der Zweck des Zweiflers, dem es nicht um rechthaberiſches Behaupten, ſondern um Erörterung des Gegründeten und Erweislichen, zu thun iſt. — Im vierten Brief trägt M. in der anziehendſten Einkleidung ſeine Gedanken von der Entſtehung und den Wirkungen der Vulkane im allgemeinen vor, wo er nicht bloſs auf Auswürfe und Ergieſsungen derſelben, ſondern vorzüglich auch auf eine dritte Wirkungsart *durch den Druck* S. 106. aufmerkſam macht, an die 1538 auf dieſe Art erfolgte Schöpfung des Monte nuovo in Neapel erinnert, bey mehreren iſolirten Lavenbergen ſeiner Gegend dies unmittelbare *Emporſteigen* annimmt und ſelbſt eine ſolche mehr als 200 Fuſs hohe Erſcheinung genauer beſchreibt. Der fünfte Brief kommt noch einmal auf den Felſen bey Arlempde zurück, der ſechste von den Vertiefungen von Puy beſchlieſst die unterhaltende Briefſammlung. In der Ueberſetzung aber ſind *des Hn. Faujas de Saint Fond allgemeine Bemerkungen über die Vulkane von Vivarais und Velay* angehängt; welches zur genauern Kenntniſs der Gegend wirklich nothwendig war. Die lebhafte Phantaſie des Hn. de Morteſagne hat ihm oft ſeine Situation ſo ſehr vergegenwärtigt, daſs er ſeine Leſer darinn ganz deutlich einzuführen vergiſst. Faujas berechnet S. 165. die Vulkaniſche in dieſen Gegenden erſchienene Maſſe auf 4 Billionen und 160 Millionen Cubiktoiſen. Die ägyptiſchen Vulkane dürften nicht halb ſo verſchwenderiſch geweſen ſeyn, wenn von ihnen der Grundſtoff der Pyramiden herzuleiten ſeyn ſollte. Zugleich wagt er hier S. 180 die Vermuthung, daſs jene Vulkane die angezeigten erſtaunlichen Wirkungen zum Theil noch, während die ganze Gegend unter Waſſer geſtanden habe, hervorgebracht haben möchten. Weiter ausgeführt würde dieſer Gedanke auf die Vereinigung der beiden ſtreitenden Hypotheſen führen, über welche Hr. *Noſe* in ſeinen *orographiſchen Briefen über das Siebengebürg* richtig ſagt: Vulcanismus iſt verbrüdert mit Neptunismus, einer ergänzt den andern, beide ſtreben zu gleichen Zwecken! Noch ein ſinnreicher Gedanke von Hn. Faujas. Er zeichnet eine Art vulkaniſcher Karten, nach welcher ſich die Vulkanenkette in Frankreich von Cantal bis Adge erſtreckt, alsdann aber ins Meer geſenkt in gerader Linie die ausgebrannten Vulkane von Corſica erreicht. Der durch das vulkaniſche Feuer verbrannte Strich von Italien leitet auf einen gleichen Strich auf Neapel und Sicilien, auf die dortigen vielen erloſchenen und zwey noch brennenden Vulkane hin. An dieſe knüpft er die verſchiedenen ausgebrannten Vulkane im Archipel und erlaubt alſo wohl dem Combinationsgeiſt die Frage: ob ſich jene Vulkanenkette nicht noch gerader durch Aegypten verfolgen laſſen möchte? — S. 43. und an einigen andern Stellen iſt *Deiche* ſtatt *Teiche* zu leſen.

PHILOLOGIE.

ALTONA, b. Kaven: *Anweiſung in der Hochdeutſchen Sprache für die Jugend in Niederdeutſchland.* Nebſt Vorſchlägen zu dergleichen Sprachübungen. Verfaſſet von *Lebrecht Heinrich Samuel Jehne*, Prof. 1790. 22 B. 8. (16 gr.)

Ueberflüſsig iſt es gewiſs nicht, bey der Abfaſſung eines grammatiſchen Lehrbuchs auf die Provinz, worinn man lebt, beſondre Rückſicht zu nehmen; und zweckmäſsig iſt es eben ſo wenig, wenn man den Niederdeutſchen, Oberdeutſchen und Hochdeutſchen auf einerley Art, und ohne dieſe beſondre Hinſicht auf ſeinen Dialekt, unterrichtet. Denn es treten hier natürlich manche eigenthümliche Bedürfniſſe ein, denen der Lehrer abzuhelfen ſuchen muſs, und leicht abhelfen kann, wenn er die Vergleichung der Mundart und Sprachart mit der reinen deutſchen Schriftſprache nie aus den Augen verliert. Selbſt den Hochdeutſchen, den man dieſe letztere lehren will, muſs man auf manche ihm im gemeinen Sprechen anklebende Unrichtigkeiten aufmerkſam machen, von denen der Niederdeutſche und Oberdeutſche nichts weiſs, der aber dafür wieder ſeine, dem Hochdeutſchen unerhörte, Lieblingsfehler hat.

Bisher hat man wirklich auf dies Bedürfniſs noch zu wenig Rückſicht genommen. Unſre beſten Sprachlehren ſind von allgemeiner Beſtimmung. Hie und da ſind wohl die Provincialismen, die Eigenheiten Ober- und Niederdeutſchlands in Wörtern, Redensarten und Wortfügungen bemerkt und gerügt worden; aber ſelten beſaſs

besafs der Vf. einer Sprachlehre hinlänglich genaue Kenntnifs von den Eigenheiten der übrigen Dialekte aufser dem seinigen; oft war er auch für diesen und wider jene zu sehr eingenommen, um sich dieser etwas mühsamen Aufmerksamkeit unterziehen zu wollen. Das Rathsamste bleibt daher vorerst, mehrere Anweisungen zu schreiben, und dabey auf die Provinz, in der und für die man schreibt, beständig sein Augenmerk zu richten.

Gegenwärtige Anweisung ist aus diesem Gesichtspunkte geschrieben; und wer sie daraus beurtheilt, wird sie für sehr nützlich halten, zumal, wenn er sie näher kennen lernt, und das viele Gute und Brauchbare in ihr wahrnimmt. So ist schon das sehr zu billigen, dafs der Vf. die lateinischen Kunstwörter weggelassen hat, um sein Buch auch denen, die sie nie gehört haben, brauchbar zu machen. Denn allerdings mufs, wie er im Vorberichte sagt, ein deutsches Madchen, das z. B. aus *Adelung's* Sprachlehre hochdeutsch lernen wollte, bey Eröffnung des Buchs verzagen über all das liebe Latein, womit alle Seiten angefüllt sind. Freylich haben auch die deutschen Kunstwörter ihr Unbequemes und Unbehülfliches; sie sind meistens fremd und unerhört; aber durch allgemeinere Einführung würde sich vieles hievon verlieren; und verständlicher sind sie denn doch auf jeden Fall. Vornemlich aber ist diese Anweisung dadurch empfehlungswürdig, dafs sie zugleich praktisch ist, und zu Sprachübungen, die so nothwendig sind, Gelegenheit und Hülfe darbietet. Die Menge der Beyspiele, ihre gute Wahl, und die Nebeneinanderstellung abweichender Fälle giebt in der That diesem Lehrbuche einen beträchtlichen und wesentlichen Vorzug.

Die *Rechtsprechung* hat der Vf. ganz übergangen, weil er lebendigen Ton und Hauch nicht mit todten Buchstaben zu schreiben weifs. Sehr wahr. Aber doch hätten wir gewünscht, dafs er den Lehrer wenigstens auf einige herrschende Fehler der niederdeutschen Aussprache des Hochdeutschen aufmerksam gemacht hätte, um seine Lehrlinge in ihrer Verbesserung zu üben. Dies hätte sich eher durch Buchstaben andeuten lassen, als Abstufungen der Aussprache selbst.

Seinen ganzen Sprachunterricht theilt der Vf. in die Lehre von der *Wortbildung* und von der *Wortfügung*. Zu jener gehört die Herkunft und Ableitung der Wörter, die Wortbiegung, und die Zusammensetzung der Wörter. Zur Wortfügung auch die Wortfolge; und von jeder wird im zweyten Haupttheile besonders gehandelt. Sodann folgt die Lehre von der Rechtschreibung, und zuletzt eine Reihe von Vorschlagen und Beyspielen zu mancherley Sprachübungen, worunter auch fehlervolle Formeln und Aufsätze sind, um dem Schüler ihre Verbesserung zu übertragen, und ihn auf die Entdeckung der Fehler desto aufmerksamer zu machen. Eine Methode, deren Rathsamkeit und guten Erfolg Rec. aus Erfahrung kennt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir von dieser allgemeinen Beurtheilung dieses Lehrbuchs, und der kurzen Anzeige seines Inhalts und Plans, ins Einzelne gehen, und uns bey den Vorschriften und Bemerkungen des Vf. auch da, wo sie uns näherer Bestimmung oder einiger Einschränkung zu bedürfen scheinen, umständlich verweilen wollen. Natürlich mufste hier manches aus andern Sprachlehren wiederholt werden; aber der Vf. ist nicht blofser Ausschreiber, sondern es verräth sich überall, dafs er die Gegenstände selbst durchdacht, und fremde Sprachbemerkungen und Regeln durch ihre Stellung, Einkleidung und Anwendung sich eigenthümlich zu machen verstanden hat. Auch finden wir ihn meistens eben so frey von Neuerungssucht, als von zu grofser und ängstlicher Anhänglichkeit an hergebrachte Form, und von Zuversichtlichkeit in seinen Behauptungen. Wider die Regeln der Rechtschreibung liefse sich vielleicht das Meiste erinnern; und oft hätten wir gewünscht, dafs dem einmal herrschenden Schreibgebrauche eben so viel Recht und Ansehen, als dem Sprachgebrauche in der Lehre von der Wortbildung, Wortfügung und Zusammensetzung gelassen wäre. Im Ganzen aber werden doch Schullehrer immer gut dabey fahren, wenn sie sich dieses Buchs zur Grundlage bey ihrem Unterricht in unsrer Muttersprache bedienen.

Potsdam, b. Horvath: *Deutsche Sprachlehre* von *Johann Ernst Stutz*. 1790. 1 Alph. 7 B. in gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Seit zwölf Jahren fieng der Vf. an, seine Muttersprache mit mehrerm Fleifse zu studiren, als er vordem gethan hatte. Er las die besten grammatischen und philosophischen Schriften über dieselbe; er fand nicht in allen Stücken Genugthuung, hatte viele Mühe, sich deutliche Begriffe zu verschaffen, und fieng endlich an, die Gegenstände der Grammatik stückweise zu bearbeiten, um sich selbst dadurch mehr Licht und Gewifsheit verschaffen. Im letzten Jahre hat er sie in die gegenwärtige Ordnung gebracht. Er hat zwar diese seine Arbeit auch mit zum Schulunterrichte bestimmt; erwartet aber nicht, dafs die seinige andre Grammatiken verdrängen werde; aber zugesellt, meynt er, könnte sie ihnen doch werden; und wenn sie gemeinschaftlich mitwirke, jungen Leuten früher, als bisher geschehen, deutliche Begriffe von ihrer Muttersprache beyzubringen; so werde das viel zur schneller fortgehenden Cultur der Sprache selbst beytragen. Auch werde sein Buch vielleicht Geschäftsmännern beym Nachschlagen Befriedigung geben können. Vornemlich hat er sich Mühe gegeben, den Grund der Sprache in ihr selbst zu suchen, und aus ihrer Natur, so viel er konnte, deutliche Begriffe zu entwickeln. Die Arbeiten seiner Vorganger, besonders eines *Adelung*, *Moritz*, *Meiner*, *Heynatz*, *Purmann* und *Harris*, gesteht er dabey benutzt zu haben. Um Neuerung und Sonderbarkeit war es ihm am wenigsten zu thun. Seitdem er über die Sprache mehr nachdachte, ist ihm der Sinn dazu vergangen.

Nach einer vorläufigen Einleitung von der Sprache überhaupt, und von dem Plan und der Ordnung seiner Sprachlehre, handelt er diese in zwey Haupttheilen ab, deren erster die Anweisung, richtig zu sprechen, und der zweyte die Orthographie, oder die Anweisung, richtig zu schreiben, enthält. In dem ersten Theile handelt er zuerst von den einfachen Bestandtheilen oder Buchstaben, dann von den Sylben, von den Wörtern, vom Satz, und den Perioden. Bey der Orthographie schickt der

Digitized by Google

Vf. einige allgemeine Grundſätze voraus, und handelt ſodann von der Rechtſchreibung der Buchſtaben, der Sylben, der Wörter und der Sätze.

In der Ausführung dieſes Entwurfs folgt der Vf. einer Ordnung, die, im Ganzen genommen mit der in den *Adelungiſchen* Lehrbüchern über die deutſche Sprache mehrentheils übereinſtimmt, die aber auch nicht wohl anders getroffen werden konnte, ohne dem natürlichen Zuſammenhange der Gegenſtände zu ſchaden. Die Methode iſt aphoriſtiſch; und dadurch iſt ſowohl die Gedankenfolge, als die Auseinanderſetzung der einzelnen Materien, deſto leichter und überſehbarer geworden, wozu auch das gute Verhältniſs der Paragraphen, in Anſehung ihrer Ausführlichkeit, nicht wenig beyträgt. Für den gewöhnlichen Schulunterricht möchte dies Lehrbuch wohl etwas zu umſtändlich ſeyn, aber dem Lehrer, und überhaupt jedem Leſer, der über die Sprachlehre gründlichere und genauere Belehrung wünſcht, iſt es ſehr brauchbar.

Würzburg, in der Stahelſchen Univerſitäts-Buchh.: *Teutſche Sprachlehre für die Mittelſchulen* an der Univerſität zu *Würzburg*, von *Michael Adam* Köl. 1791. 22 Bog. 8. (14 gr.)

Auch in dieſem Lehrbuche wird eine Einleitung über Sprachlehre überhaupt, vorausgeſchickt, und die Eintheilung des Ganzen iſt gleichfalls zwiefach, in die Anweiſung, richtig zu ſprechen, und richtig zu ſchreiben. Der erſte Theil hat drey Abſchnitte, worin zuerſt von der Eintheilung und Ausſprache einzelner Wörter, in Rückſicht auf ihre einfachen Grundbeſtandtheile, gehandelt wird; hernach von den ſogenannten Redetheilen, von ihrer Bildung und Beſtimmung, und von den Veränderungen, deren ſie fähig ſind; und endlich von der Syntax. Man ſieht bald, daſs der Vf. ſich die ähnlichen Arbeiten ſeiner Vorgänger, beſonders die *Adelungiſchen*, durchgängig zu Nutze gemacht hat, ob er gleich hie und da einzelne Bemerkungen und Vorſchriften anders geordnet, eingekleidet und beſtimmt hat. Auch ſcheint er zuweilen auf das Bedürfniſs ſeiner Provinz beſondre Rückſicht genommen zu haben, welches aber doch wohl noch öfter hätte geſchehen ſollen. Manche, mehr nur für die hochdeutſche Mundart gehörige, Regeln möchten ſich doch wohl ſo ſchlechthin, beſonders in der Ausſprache, nicht auf den oberdeutſchen Dialekt anwenden laſſen; ſie hätten daher lieber modificirt, als bloſs wiederholt werden ſollen. Nur durch dergleichen Abänderungen ſcheint die Vervielfältigung deutſcher Sprachlehren ſich entſchuldigen zu laſſen; denn wir haben an den bisherigen mehr als genug, wenn eine neue Arbeit dieſer Art ſich nicht durch mehr Neues und Eigenthümliches unterſcheidet, als die gegenwärtige.

Helmſtädt, b. Fleckeiſen: *Verſuch einer nähern und richtigern Beſtimmung des Geſchlechts einiger deutſchen Wörter*, von M. *J. C. Vollbeding*. Nebſt Zuſätzen von dem Hn. M. *Kinderling*. 1790. 56 S. 8.

Allerdings iſt die Beſtimmung des Geſchlechts deutſcher Wörter, die überhaupt vom bloſsen Gebrauche weit mehr, als von ſichern Regeln abhängig iſt, in vielen Fällen ſchwankend und ungewiſs; und ſelbſt unſre beſten Schriftſteller weichen darinn gar oft von einander ab. Ein Buch, wie das gegenwärtige, iſt alſo nichts weniger, als überflüſſig, und kann wenigſtens über manche zweifelhafte Fälle belehrend werden. Man ſieht bald, daſs der Vf. über ſeine Sprache nachgedacht hat, und ſowohl mit dem ganzen Idiom, als mit den Eigenheiten der verſchiednen Mundarten, bekannt iſt. Zuerſt giebt er ein Verzeichniſs ſolcher weſentlicher Nennwörter, welche, meiſtens bey einerley Schreibart, und in Einerley Bedeutung, unter ein verſchiednes Geſchlecht gezogen werden. Das richtigere Geſchlecht ſteht bey den Wörtern hier allemal voran, und das irrige oder zweifelhafte eingeklammert. Z. E. *der* (das) *Aeſtrich*; *das* (der) *Bauer*, wenn es Vogelbauer bedeutet; *der* (das) *Flachs*; *das* (der) *Frieſel*; das (der) *Tuch*. Dieſem Verzeichniſſe ſind einige Wörter von ſchwankendem Geſchlecht angehängt. Der zweyte Abſchnitt liefert ſodann ein Verzeichniſs derer weſentlichen Nennwörter, die, unter einer verſchiednen Bedeutung, dennoch auf gleiche oder beynahe gleiche Art geſchrieben und ausgeſprochen werden, nebſt der nähern Beſtimmung des wahren Geſchlechts. Z. B. *der — die* Bricke; *der — die* Bruch; *der — das* Harz, u. ſ. f. — Von Hn. M. *Kinderling*, deſſen Eifer für deutſche Sprachforſchung rühmlich bekannt iſt, ſind noch Zuſätze von Wörtern verſchiednes Geſchlechts bey einerley Bedeutung, beygefügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Sommer: *Raccolta di vari conti e floriette da ridere*, publicata da *Luigi Enrico Teuchero*, Candidato di Giurisprudenza. 1790. 126 S. kl. 8. (8 gr.)

Es gehet dem Herausgeber nicht anzuzeigen, wo er dieſe ſchönen Sachen hergenommen. Allein man wird ohneviel Kopfbrechens auf die berühmten oder berüchtigten *Trattenimenti italiani* (Venecia, 1752) in 2 Octavbänden franzöſiſch und italieniſch, (aber auch ſonſt viel früher) fallen. Aus dieſer unlautern Quelle, woher ſchon Ebeling in die *Miscellanee in proſa italiana*, Hamburg 1775. gr. 8. S. 8—22. das erträglichſte aufgenommen, hat der Leipziger Sammler allen Unrath, unbeſorgt für die etwanigen Eindrücke auf junge Gemüther mit herüber geleitet. Man ſehe nur die 29ſte und 33ſte Geſchichte. Bey der *eilften* Geſchichte muſs der Sammler ſelbſt die unbeſchreibliche Armſeligkeit gemerkt haben, denn er hört mitten in dem Radotage auf, wo das Original noch *dritthalb* Seiten fortfaſelt. Dazu kommen noch Unrichtigkeiten, Druckfehler und Auslaſſungen, mehr als in einem Unterrichtsbuche vorkommen dürfen. Gleich auf den erſten Blättern ſind uns vorgekommen: S. 12: *freddamonte* ſtatt: *freddamente*. S. 13: *morta ſo* ſtatt *mortajo*. S. 19: *eriditerei* ſtatt: *ereditarei*. S. 26. *egli aveva paſto* ſtatt: *poſti*. S. 12. nach *innamorato era* kann *cotanto* nicht weg ſeyn. Zuweilen ſind die gar zu närriſchen Ausdrücke und Wendungen des Originals doch mit erträglichern vertauſcht. S. 17: *Sentendoſi vicino all' articolo della morte*, wo im Orig. ſteht: *all' artiglieria della morte*, oder die gar zu ſchleppende Erzählung der Urſchrift in etwas abgekürzt oder ſonſt eine ausgezeichnete Narrentheidung verſchnitten. Druck und Papier ſind in dem Exemplar, das wir vor uns haben, beſſer, als eine Rhapſodie ſolcher Frivolitäten verdient hätte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Julius 1791.

FREYMAURERE Y.

1) Leipzig, b. Jacobäer: *Abgenöthigte Fortsetzung des Anti-St. Nicaise, als eine Beleuchtung des von dem Hn. Oberhofprediger, Consistorialrath und Definitor D. Starck herausgegebenen Krypto-Katholicismus, in so fern er die stricte Observanz, ihre verehrungswürdigste Obere und mich anzugreifen für gut gefunden hat,* von *E. F. Kessler von Sprengseysen.* 1788. 336 S. 8.

2) Dessau u. Leipzig, (in Commission) b. Köhler: *Beleuchtung der letzten Anstrengung des Hn. Kessler von Sprengseysen, seine verehrungswürdigen Obern, die Berliner, und sich selbst vor aller Welt zu vertheidigen. Nebst einigen Erwägungen, das neue Betragen der Berliner betreffend.* Von Dr. *J. A. Starck*, Fürstl. Hess. Oberhofprediger etc. 215 S. 8.

Auf das, was in dieser A. L. Z. No. 20b vom Jahre 1788 vom Hn. *v. Sprengseysen* geurtheilt worden, sind wir verbunden, den Lesern auch dasjenige mitzutheilen, was derselbe darauf in der Vorrede erwiedert hat. Die Briefe, worinn ihm von der angeblichen Tonsur des Hn. Dr. St. Nachricht gegeben worden, wären wirklich in seinen Händen, und er erbietet sich, auf Verlangen des letztern, hierüber einen Eid in die Hände seines Fürsten oder eines hiezu Bevollmächtigten abzulegen. Was er aber aus diesen Briefen seinen Freunden im Vertrauen geschrieben, sey wider seinen Willen öffentlich bekannt gemacht worden. Jedoch hoffe er, dafs die Männer, die jene Briefe an ihn geschrieben, nach den starken Herausfoderungen des Hn. St. kein Bedenken tragen würden, sich in einem oder dem andern Journale zu nennen. Er selbst könne dieses nicht thun, um nicht gegen sein gegebenes Wort zu handeln. Ihn Injuriarum zu belangen, habe Hr. St. keinen Grund gehabt, da er keine einzige Injurie gegen ihn ausgestofsen, wovon hingegen dessen ganzer Kryptokatholicismus wimmele. Sogar die Beschuldigung, dafs *St.* eine Tonsur gehabt haben sollte, habe er in seinem Anti-Nicaise nicht berührt. Eben so wenig habe er ihn des Jesuitismus beschuldiget, und er könne nicht dafür, wenn die von ihm gelieferten Starkschen Schriften diese Vermuthung selbst hervorgebracht hätten. Er habe nicht einmal bey der Pension, die Stark von dem *Clergé de France* erhalten sollte, oder erhalten habe, die Vermuthung geäufsert, dafs dieser sogenannte *Clergé de France Jesuiten* wären u. s. w. (Rec. sollte meynen, dafs Hr. St. mit dieser Erklärung zufrieden seyn könnte; und verlangt er diese Eidesleistung nicht, so mufs der Eid für geleistet geachtet werden. Dazu, dafs die Briefsteller sich nennen werden, scheint nunmehr, nach Verlauf zweyer Jahre, kein Anschein vorhanden zu seyn, und obgleich Hr. *v. Spr.* sich des Besitzes dieser Briefe wegen gerechtfertiget hat, so können sie doch so auch nichts gegen Hn. *St.* beweisen.) Nach diesem Eingange kommen wir nun zu den Schriften selbst. No. 1. ist in einem anständigen Tone und mit Kaltblütigkeit abgefafst, und auch dann, wenn der Vf. wärmer wird, hält er sich blofs in den Schranken allgemeiner Urtheile, und bedienet sich keiner für seinen Gegner schimpflichen Prädikate. Hr. St. hingegen ist sehr heftig, beleidiget seinen Gegner nicht selten durch Schimpfreden, und sucht ihn zu verkleinern und verächtlich zu machen, (wovon schon sein Buch eine Probe auf dem Schilde führt,) welches er doch als ein Lehrer der christlichen Religion, die dergleichen schlechterdings verbietet, um so weniger thun sollte, als Hr. v. Spr. seinen sonstigen Verdiensten an einigen Stellen seines Buchs Gerechtigkeit widerfahren läfst. Beide Gegner folgen einander auf dem Fufs nach. In der Einleitung zieht der Hr. Vf. von No. 1. die beleidigendsten Stellen aus dem St. Nicaise aus, um die Behauptung zu entkräften, dafs der Vf. desselben weder den verstorbenen Bar. v. Hund noch auch die stricte Obs. angegriffen habe. Hierauf geht er zum Starkschen Werke über Kryptokatholicismus etc. selbst über, und sucht 1) gegen den ersten Theil desselben die Möglichkeit und Wirklichkeit der Ausbreitung des Katholicismus durch Katholiken, und besonders Jesuiten unter den Protestanten zu zeigen; 2) aber sich gegen die ihm in der 1sten, 2ten und 3ten Abtheilung des zweyten Theils gemachten Vorwürfe und Einwendungen zu vertheidigen, endlich aber werden Actenstücke als geltende Beweise, dafs der sel. Hr. Geh. R. *Schubart v. Kleefeld* ein rechtschaffener Mann gewesen, gegen die Beschuldigungen des Hn. *St.* und Hn. v. *Perard*, mitgetheilet. Hr. *St.* verfolgt nun auch in Nro. 2. seinerseits den Gang des vorigen, und nachdem er Hn. *v. Spr.* seiner Meynung nach, abgefertiget hat, kommt die Reihe auch an die Herren Berliner, von S. 147 bis zu Ende. Es ist nicht zu läugnen, dafs in manchen Puncten das Recht auf Hn. *St.* Seite, hingegen auch wieder manche Widerrede und Beschuldigung desselben nicht genugsam begründet zu seyn scheint. Wenn z. B. sich Hr. *v. Spr.* in der Vorrede S. VI. zum Beweis, dafs er die die Starkische (vorgebliche) Tonsur betreffenden Briefe wirklich besitze, erbietet, hierüber einen Eid in die Hände seines Fürsten etc. abzulegen; so antwortet Hr. *St.* S. 16. „Wer mufs dies Anerbieten nicht höchst verdächtig und lächerlich finden? Unstreitig ists aber Hn. *Keslern* leichter, einen Eid abzulegen, dafs er solche Briefe besitze, als sie zu produciren; denn da ihm die *Vernachlässigung* eines Eides so wenig kostet, dafs er, wie wir leider gesehen haben, aus blofser Rachsucht und Wuth gegen mich, Schriften ins Publicum ausstreuete, die ihm der Orden anvertrauet hatte, wie wenig

nig wirds ihm denn kosten, *hundert Eide zu schwören* über Briefe, die er erhalten haben will?" (Das ist doch wahrhaftig, um auf das gelindeste zu urtheilen, sehr übertrieben und injuriös. Wahrscheinlich zielt Hr. St. hier auf den ökonomischen Plan des T. H. Systems; der ist aber kein wesentlicher Theil der Fr. M., und bey weitem noch nicht von der Wichtigkeit, als das, was Hr. St. selbst von der Fr. M., und besonders der sogenannten stricten Observanz zur Verkleinerung derselben bekannt gemacht hat. Warum acceptirt denn Hr. *St.* dieses Anerbieten seines Gegners nicht, warum wendet er sich denn nicht an die Obrigkeit des Hn. *v. Spr.*, um ihn zur Edirung dieser Briefe anhalten zu lassen, da er doch durch ihn an seiner bürgerlichen Ehre gekränkt zu seyn glaubt?) S. VIII. läugnet Hr. *v. Spr.* ihn des Jesuitismus beschuldigt zu haben, und setzt hinzu: „Kann ich dafür, wenn *seine von mir gelieferten* Schriften diese Vermuthungen von selbst hervorbringen?" Dagegen sagt St. S. 21: „Wo ist denn *in meinen Schriften* nur die mindeste Spur anzutreffen, wodurch diese schändliche Verläumdung nur einigen Anstrich von Wahrscheinlichkeit erhalten könnte? *Meine Schriften*: Gewiss der Kopf des Ritters muss eine schwere Contusion erlitten haben, wenn er in denselben, welche allem Katholicism und Jesuitism so sehr entgegen sind, Vermuthungen desselben finden kann." (Hr. D. *St.* thut, als wenn er nicht wisse, was Hr. *v. Sp.* für Schriften meyne, da es doch keine andern als die Ordensschriften, den die Pension vom Clergé de France betreffenden Brief etc. seyn können. Der *dreymalgesegnete Vater*, auf welchen Hr. D. St. hinweist, ist doch in der That eher unter Katholiken als unter Protestanten zu suchen; oder er muss es sagen, wo er sonst zu finden ist. S. 15. führt Hr. *v. Spr.* folgende Stelle aus der 2ten Auflage des St. Nicaise S. 182. als eine ehrenrührige Beschuldigung an, die der stricten Observanz und dem Bar. *v. Hund* von dem Vf. desselben gemacht worden sey: „Einige kamen sogar auf den Gedanken, dass das ganze System *ein Werk des Betrugs* sey, und dass der Bar. *Hund* sich dieser Reforme in dem Freymaurerorden bedient, um seine verfallnen Finanzen auf Kosten der Brüder wieder in Ordnung zu bringen." Dagegen erwiedert Hr. St. sehr richtig: (S. 30.) „Freylich wäre dies ein wichtiger Vorwurf, wenn *Nicaise* dies gesagt hätte; aber da er blos die *Gedanken anderer* anführt, ohne sich darüber zu erklären, ob er sie für gegründet oder ungegründet halte, wie kann ihm denn dies als eine Sünde angerechnet werden? „Aber dann muss Hr. St. diesen Grund auch für den Hn. *v. Spr.* gelten lassen. Auch dieser hat blos die *Gedanken anderer* wegen der vorgeblichen Tonsur angeführt, und soviel uns bekannt ist, sie noch an keiner Stelle seines Antinicaise für gegründet erklärt.) Um sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, dass er Hn. *St.* Dinge Schuld gegeben, die nicht erweislich wären, behauptet Hr. *v. Spr.*, dass er ihm nichts Schuld gegeben habe, als was schon vor 20 Jahren von ihm gesagt und geschrieben worden wäre, und bezieht sich deswegen auf die Stelle in dem Buche *über das Ganze der Freymaurerey*, dass Hr. *St.* seine grossen maurerischen Kenntnisse den Geistlichen in Auvergne zu verdanken habe. Er, Hr. *v. Spr.*, sey also nicht der erste, der ihn genannt, nicht der erste, der über die Stelle in der *Apologie* der Fr. M. O. *Aus Blut und Dunkelheit kommt Licht*, Licht verlangt habe. Gegen diese Aeusserung erklärt sich Hr. *St.* (S. 34 ff.) so: Man müsse erst abwarten, ob der Vf. des *Ganzen der Fr. M.* diese ungegründete Nachricht von den Geistlichen in Auvergne in der angekündigten 2ten Ausgabe seines Buchs noch behaupten oder zurücknehmen werde. (Dadurch wird ja aber *die* Behauptung nicht widerlegt, dass schon lange vor der Erscheinung des Anti-Nicaise unter den Brüdern des Templarischen Systems *die Rede gewesen*, St. habe seine maur. Kenntnisse von den Geistlichen in Auvergne. Selbst der Vf. des *Ganzen der Fr. M.* sagt S. XIX. der 2ten Auflage, er habe diese Nachricht von mehrern; aber wenn er nicht irre, wären diese Brüder bereits verstorben; einige Namen, deren er sich erinnert, habe er dem Hn. D. *St.* mitgetheilt. Hr. *v. Spr.* wird auch gewiss nicht so schliessen wollen, wie Hr. *St.* ihn schliessen lassen will. Er meynt nur einen Grund zur Vermuthung zu haben, dass, wenn Hr. *St.* seine grossen maurerischen Kenntnisse von jenen Geistlichen in Auvergne erhalten, auch die klerikalische Branche aus dieser Quelle geflossen seyn könne. Wir haben die Stelle im 2ten Th. des Katholicismus S. 243 — 246 der 2ten Abtheil., wo Hr. *St.* die Grundlosigkeit jener Sage von Auvergne dargethan haben will, nachgeschlagen; aber diesen Beweis nicht gefunden, wohl aber die Behauptung, dass es der Kleriker nicht bedurft habe, um den Jesuitismus in den templarischen Orden einzuführen, da alles, was den Verdacht des Katholicismus und Jesuitismus zu erwecken fähig seyn konnte, schon in dem templarischen Orden der stricten Observanz gelegen habe, ehe noch die Kleriker zu demselben traten. Man kann Hn. *St.* auch hierinn Recht geben, und er gewinnt gleichwohl für den Nichtkatholischen Ursprung des Klericats nichts. Man könnte überdies noch sagen, dass eben wegen dieser Eigenschaft des templarischen Ordens den Klerikern die Verbindung mit demselben um so wünschenswerther geschienen habe. Uebrigens übergeht Hr. *St.* die oben aus seiner Apologie angeführte Stelle *aus Blut etc.*, und bringt zu ihrer Rechtfertigung und Erklärung nichts bey.) Was Hr. *v. Spr.* über den ersten Theil des Kathol. sagt, trifft doch Hn. St. nicht, und was letzterer dagegen erinnert, ist richtig, da er die Bekehrungssucht der Katholiken nie geläugnet hat. Eben so richtig ist der Schluss, den Hr. *St.* gegen die Aeusserung des Hn. *v. Spr.* S. 133. aufstellt: „dass er zwischen der Person des Hn. Doctors, des Hn. *v. Vegesack* und der übrigen *templarischen Kleriker* sehr zu distinguiren Ursache finde, dass der Brief des Hn. *v. Vegesack*, (worinn dieser seit 1749 im Orden der Tempelherrn in Frankreich aufgenommen zu seyn bekennet,) von neuem nach Frankreich hinweise, und einiges Licht über die französische Geistlichkeit, die Pension u. s. w. gebe." „Was geht *mich* das an, (sagt Hr. *St.* S. 89.,) werde *ich* deswegen verdächtig, dass B. *v. Vegesack*, als ich ein Knabe von 8 Jahren war, von einem französischen Grafen (*de la Tour du Pin*) zum Tempelherrn gemacht worden? — Sind alle diejenigen verdächtig, die in Frankreich Tempelherrn geworden, so muss es ja *Hund* nothwendig mit seyn, der vom Ritter *von der rothen Feder* in Frankreich zum T. H aufgenommen worden, daselbst eine Loge gehalten, auch sogar den Auftrag erhalten, den O. in Deutschland auszubreiten.

Wer

Wer wird nun daraus klug, dafs der Ritter, (so nennt Hr. St. den Hn. *v. Spr.*,) sagt, *ich* sey verdächtig, *Vegesack* nicht? Aus seinem Document folgt gerade das Gegentheil. Wo ist im ganzen Vegesackschen Briefe nur mit einer Sylbe an mich, an französische Geistlichkeit, an Pension und daran gedacht, dafs ich Ordenskenntnisse in Frankreich erhalten haben solle?" — Wir brechen hier ab und sagen nur noch, dafs Hr. *St.* auch diesmel sein Geheimnifs, was es nemlich mit seinem Clericate für eine Bewandnifs habe, wer der *dreymal gesegnete*, (wohl zu merken *gesegnete*, nicht segnende) *Vater* sey, und die hohen Obern sind, die sich der Maurerey als eines mit Hieroglyphen gestickten Vorhangs bedienen, — nicht verrathen hat. Wir verdenken ihm dies auch nicht, aber wir können es auch andern eben so wenig verdenken, wenn sie ihre Geheimnisse ebenfalls für sich behalten, und H. *St.* hat kein Recht, seinen Gegner so abscheulich zu schimpfen, und ihn zur Namhaftmachung der Briefsteller Producirung der Briefe und zum Beweis der Authentie derselben mit einem so vollen Maafse ergossener Galle aufzufodern, da er selbst durch seine mystische Sprache zu jenen Vermuthungen Gelegenheit und Veranlassung gegeben hat, und selbst zur Entkräftung und Vernichtung derselben, durch ein freymüthiges Geständnifs der Quelle seines Clericats und einer unbefangenen Erklarung des wahren Sinnes jener mystischen Ausdrücke noch gar keine Anstalt gemacht hat, so dringend und wiederholt er auch dazu aufgefodert worden ist. Was sollen denn die Freymaurer mit seinen maurerischen Schriften anfangen? sollen sie ihren Inhalt nicht verstehen? sollen sie keine Vermuthung wegen ihres wahrscheinlichen Sinnes machen? wozu läfst er sie drucken? Kann Hr. *St.* seinen Lesern verwehren, ihre Vermuthungen darüber eben so öffentlich zu äufsern, als er selbst jene geheimnifsvollen Redensarten bekannt machte? Kann er ihnen wehren, Spuren zu Entdeckung ihres geheimen Sinnes aufzufinden? und sind nicht eben diese mystischen auf unbekannte Obere hinweisenden Aeufserungen, (und nicht etwa jene Briefe) die Quelle, aus welcher alle nachherigen Untersuchungen über das Clericat des Hn. St. geflossen sind?

1) Frankfurt a. M., in der Gebhardischen Buchh.: *Meine ohnmafsgebliche Meynung über Dr. Starcks Tonsur, seiner Gegner Scheermesser, Nicolais Illuminatenthum, und andere hieher gehörige Materien. Dargelegt in einer Epistel an Freunde und ans Publicum.* 1788. 172 S. 8. (10 gr.)

2) Templin u. Ephesus: *Der Berlinismus, oder Freundschaftsgespräch über Dr. Stark und seine Gegner.* 1788. 132 S. 8. (6 gr.)

3) Berlin, b. Matzdorff: *Ueber die Besorgnisse, welche die Protestanten sich wegen des Jesuitismus machen könnten.* Von *Carl J. A. K. J. N.* 1790. 48 S. 8.

Drey unerhebliche Schriften. No. 1. ist eine Stimme aus dem von Hn. *Starck* und seinen Gegnern so oft aufgerufenen Publicum, die zwischen denselben Recht sprechen will. Es fehlt aber hier nicht allein gänzlich an einer genauen und vollständigen Aufstellung der *species facti*, der Gründe der Parteyen und der Zweifels- und Entscheidungsgründe, sondern der Vf. macht sich auch gegen die Gegner des Hn. St., (den Hn. *v. Sprengseisen* ausgenommen,) durch den öftern Gebrauch gehässiger Beynamen, die er ihnen beylegt, der Parteylichkeit verdächtig. Zur Probe, wie unfahig dieser Verfasser sey, in dieser Angelegenheit ein Urtheil zu fallen, mag die Antwort auf die schon durch ihren possirlichen Ton anstofsige Frage S. 63. „*warum* wohl die Berliner Herrn das ganze Spectaculum Spectaculorum mit diesem Spectrum aller Gespenster mit dem Kryptokatholicismus getrieben haben?" hier einen Platz finden. „Aufrichtig, wenn ich auch hierüber leidliche Vermuthungen hätte, so würde ich sie weder ihnen noch niemanden (jemanden) mittheilen, und zwar aus guten Gründen, (wozu wirft er denn also die Frage auf? und die guten Gründe?); denn ich glaube nicht, dafs wahre Publicität dabey gewinne, wenn jeder einzele Mann, ohne alle weitere Rücksicht, alles, was er denkt und glaubt, dem lieben Publicum auftischen darf. Lesen Sie Dr. *Starks* Schriften, so erklärt er das durch ein *Gelaich*, das die *Illuminaten*, die grofsen Jesuitenfeinde, und — nach ihren *Originalschriften* zu urtheilen, *die entschiedendsten Feinde aller geoffenbarten Religion*, mit Hn. Nikolai haben." Dies Geschwätz vom Illuminatismus des Hn. *Nicolai*, das wenigstens die Herrn *Gedike* und *Biester* gar nicht trifft, und mit der Frage in gar keiner Verbindung steht, geht nun noch eine Seite lang fort. S. 66. heifst es: „Warum aber gleichwohl nicht *endlich* eingesehen werde, dafs das besagte Gespenst ein Gespenst und weiter nichts sey, da doch Herr Ritter *Zimmermann* sogar den *Erfinder der Posse* laut genannt habe? wollen Sie, lieber D., wissen! Sie sind ein braver Mann, lieber D. *Die* Frage habe ich längst aufgeworfen; aber — wer soll sie uns beantworten? Haben Sie wohl je zugesehen, wenn Kinder sich hölzerne Degen machen, und *papierne* Grenadiermützen, und sich dann Soldaten zu seyn dünken? Oder wenn kleine Madchen Holzerchen unter die Schürze steckten, um Reifröcke zu haben, und sich einbildeten, sie seyen nun Damen? Und wie da immer ein grofser oder ein naseweiser Junge, oder ein solches Mädchen die andern anführte? Wie *in aller Welt* können die Kinder nicht einsehen, dafs sie keine Soldaten und keine Damen sind? Die Frage ist genau die unsrige! Ich weifs keine weitere Antwort, als — *die Menschen bleiben immer Kinder!*" Und *wie in aller Welt*, wird ihm das Publicum, *das er für ein Kind halt*, entgegen rufen, kann der Vf. nicht einsehen, dafs er gar keinen Beruf habe, in dieser Sache zu urtheilen?

Der Vf. von No. 2. erklärt nun zwar das Publicum nicht für ein Kind, sondern halt es nur für *krank*. Seine Krankheit, meynt er, sitze *im Magen*, der sey schwach, sehr schwach. Das habe Dr. *Starck* nicht gewufst, sonst hätte er diesem Publicum keine Belehrung von *siebzehnteehalbhundert Seiten* dargereicht. Der Vf. glaubt besser mit der Constitution des Publicums bekannt zu seyn, und giebt ihm hier die Quintessenz des Starkschen Buchs, wie er sagt, so unverfälscht und gewissenhaft, dafs er auch die eigenen Ausdrücke und den Stil desselben beyzubehalten und nachzuahmen suche. Nur hat er sie, um es dem schwachen Magen des Publicums noch mehr zu erleich-

tern, in die Form des Dialogs gegoſſen. Wir begreifen aber nicht, wie der Vf. den Magen des Publicums ſchwach nennen kann, wenn er, mit Beobachtung einer guten Diät, ſich lieber an eine wenige nahrhafte Koſt hält, als mit einer Menge wäſsriger kraftloſer Speiſen überladen will. Denn was kann das, was nicht Quinteſſenz iſt, anders ſeyn?

No. 3. iſt ein verunglücktes Mittelding zwiſchen Ernſt und Perſiflage gegen diejenigen, welche heimliche Machinationen der Jeſuiten unter den Proteſtanten beſorgt haben. Es beſteht in einer Unterredung zweyer Freunde, von welchen der eine jene Beſorgniſſe auf eine bis zum höchſten Grad des Lächerlichen und Kindiſchen getriebene Art ſchildert, der andere aber die *lächerlich ängſtlichen* Beſorgniſſe und Vorſtellungen des erſtern *ernſthaft* widerlegt. Der Witz des Vf. hat weder Salz noch Stachel, und trifft nirgend einen Gegenſtand, da noch niemand jene Beſorgniſſe ſo geäuſsert hat, wie ſie der Vf. vorſtellt. Am meiſten mag er ſich auf die Vergleichung jener Beſorgniſſe mit dem von dem *Ziehen* geweiſſagten Erdbrande zu gute thun, da ſie ſo oft wiederholt wird. Ueberhaupt iſt der Witz an mehrern Stellen ſo ſchielend, daſs man oft nicht weiſs, ob es Scherz oder Ernſt ſeyn ſolle.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Amſterdam: Beytrag zur Erläuterung einiger mathematiſchen, ontologiſchen und philoſophiſchen Wahrheiten.* 1790. 72 S. 8. Die elendeſten Auswüchſe der Vernunft dem Publico unter dem heiligen Titel von *Wahrheiten* in die Hände ſpielen, iſt etwas dreiſt, und Brochüren von der Art kleidet dann auch ein anonymiſcher Verfaſſer und Verleger, und ein wahrſcheinlich erdichteter Druckort ſehr wohl. Wozu der ſogenannte Beytrag zur Mathematik, der einen zum Theil nur halb wahren Commentar über Euklids Definitionen der Einheit und Zahl, der geraden und ungeraden, einfachen und zuſammengeſetzten Zahlen, und der geometriſchen Körper, Flächen, Linien und Puncte enthält, dienen ſoll, iſt nicht wohl abzuſehen. Denn um ſich den Uebergang zum *ewigen Mechanismus* der Weltkräfte zu bahnen, hätte der Vf. auch eben ſo gut vom Einmaleins anfangen können. Der ontologiſche (dem Titel zu Folge) *unphiloſophiſche* Beytrag ſucht das *Syſteme de la Nature* gegen die Chikanen des theologiſchen Dogmatismus zu vertheidigen. Schade nur, daſs dieſes durch noch gröſsere Chikanen eines atheiſtiſchen Dogmatismus höchſt ſeicht und unlogiſch geſchieht. Zum Belege dieſes Urtheils, deſſen Wahrheit Rec., wenn es nöthig wäre, Punct für Punct im hellſten Lichte darzuſtellen bereit iſt, werden ſchon ein Paar Proben hinreichend ſeyn. S. 26. ſchlieſst der Vf. ſo: „Ohne die Bewegung „der Materie fände keine Natur ſtatt, folglich iſt die Bewegung „der Materie *weſentlich*. Alſo ſetzt ſie keine *freyhandelnde intel-*„*ligente Urſache*, keine Wahl oder *Willkühr* voraus." Nach einer *ſolchen* Logik wird man alſo auch ſo ſchlieſsen müſſen: Ohne eine genau abgemeſſene Bewegung des Räderwerks und Pendels findet keine richtige Pendeluhr ſtatt, folglich iſt eine genau abgemeſſene Bewegung dem Räderwerke und Pendel einer richtigen Pendeluhr weſentlich. Alſo ſetzt ſie keine freyhandelnde intelligente Urſache, keine Wahl oder Willkühr voraus!! Daraus, daſs etwas einem Dinge weſentlich iſt, folgern, daſs das Ding ſelbſt mit dem, was ihm weſentlich iſt, keine freyhandelnde intelligente Urſache haben könne, das iſt doch wahrlich die ſublimſte und tiefſte Philoſophie zugleich. In dem ſehr erbaulichen und geſitteten Dialog S. 42 — 48 beweiſt der Vf. mit vielem Scharfſinn, daſs, „um ein Blatt *hervorzubringen*, gar kein *Verſtand* gehöre, aber „wohl, um ein Blatt zu *malen*, denn jenes ſey Natur, dieſes aber „Nachahmung der Natur, alſo ein Kunſtwerk." Allein das Gemälde entſteht doch bloſs durch die Bewegung der Hand und des Pinſels. Kann nun aber der Verſtand und Wille des Malers dieſe Bewegung ſchlechterdings nicht *verurſachen*, ſondern iſt ſein vermeynter Wille (S. 30.) nichts weiter als das *Gefühl* oder *Bewuſstſeyn* der *Tendenz*, welche die Hand hat, ſich und den Pinſel zu bewegen; ſo iſt ja ein gemaltes Blatt eben ſowohl ein bloſses Naturproduct, als ein gewachſenes, ſo ſind ja Kunſtwerke überall leere Täuſchungen, und ſo mag denn auch freylich dieſer Beytrag des Vf. durch eine bloſse Bewegung ſeiner Hand und Schreibfeder entſtanden ſeyn. Wenn er aber, um einen Gott *glauben* zu können, erſt ſeine *Unmöglichkeit* zu beweiſen ſucht; ſo ſind ſelbſt die Geſetze der Bewegung gar zu regelmäſsig, als daſs durch ſie eine ſolche Miſsgeburt entſtehen könnte.

KINDERSCHRIFTEN. *Wittenberg*, b. Chariſius, u. in Comm. b. Kühne: *Moraliſche Briefe für Kinder, beſonders für Mädchen, in Schulen zu gebrauchen, von Friedr. Sam. Fiedler;* Cantor in Baruth im Kurkreiſe; (ohne Jahrzahl.) 102 S. 8. (6 gr.) Die Vorrede hebt an: „Weder Autorſucht noch ſonſt Etwas trieb mich „an, dieſe Briefe drucken zu laſſen; ſondern das Bitten und der „Rath verſchiedener guter Freunde," — aber iſt denn dieſer Rath guter Freunde nicht *ſonſt etwas?* — Faſt möchte Rec. argwohnen, daſs dieſe verſchiedenen guten Freunde den gutwilligen Hn. Cantor mit ihrem Rathe und Bitten ein wenig zum Beſten gehabt haben; denn man findet darinn weder Spuren von padagogiſchen oder briefſtelleriſchen Talenten, noch etwas Muſterhaftes für Kinder, die ſich im Briefſchreibeu üben wollen: und ſind vollends die in den Briefen geſchilderten Charaktere, wie der Hr. C. in der Vorrede verſichert, wirkliche Originale; ſo machen ſie fürwahr der Baruthiſchen Zucht nicht viel Ehre. Moraliſche Briefe für Kinder zum Gebrauch in Schulen, müſſen nach Rec. Vorſtellung wirklich gute Geſinnungen enthalten, in einer reinen deutſchen Sprache und nach den Regeln des guten Geſchmacks, welche ſich mit der nöthigen Popularität recht gut vertragen, abgefaſst ſeyn. An allen dieſen Erfoderniſſen fehlt es gegenwärtigen Briefen: die meiſten der kleinen Briefſtellerinnen denken und ſprechen pöbelhaft, z. B. „*das laſſe ich wohl bleiben*; — „*Beſſer werden mag ich nicht*;" — „*Es war doch recht dumm*;" — welches letztere Urtheil noch dazu ſich auf eine Handlung des Hn. Cantors bezieht. Fehler wider die Geſetze der Sprache und guten Schreibart findet man auf allen Seiten, und um unſere Leſer von dem Geſchmack des Vf. urtheilen zu laſſen, nur eine Stelle aus einem Briefe des Hn. Cantors ſelbſt an einige ſeiner Schülerinnen: „So, ſo, ſehen „ſoll ich eure Briefe nicht. So kommt man hinter eure lüderli-„chen Streiche! Ihr ſeyd mir ein Paar artige Schülerinnen. Es iſt „gut, daſs ich nun weiſs, womit ihr in euern Gedanken umgehet. „Um eine neue, groſse, und friſch gebundene Ruthe ſeyd beſorgt, „und zur Strafe ſollt ihr mir jede eine dergleichen öffentlich brin-„gen und auch öffentlich damit gezüchtiget werden. Ihr gottlo-„ſen, lüderlichen und faulen Mädchens! Und das erſtemal, als ich „euch wieder beyſammen ſehe, oder daſs ihr euch ſolche impertinente Zettel ſchreibt, (dachte denn der Hr. C. nicht daran, daſs „er ſelbſt Concipient dieſer impertinenten Zettel geweſen iſt?) ſo „ſollt ihr einen Tag eingeſperrt werden, und nur trocken Brod „zu eſſen bekommen:" — doch genug!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. Julius 1791.

FREYMAUREREY.

Leipzig, in der Waltherschen Buchh.: *Apologismos an das bessere Publikum* von D. *J. A. Stark*, Fürstl. Hess. Oberhofprediger u. s. w. 1789. 178 S. in 8. (10 gr.)

2) Ebend. u. in dems. Verl.: *D. Bahrdts Beleuchtung des Starkischen Apologismos.* 1790. 72 S. in 8. (5 gr.)

3) Weimar, b. C. L. Hoffmanns seel. Wittwe und Erben: *Ueber den gegen den Hn. O. H. P. D. Stark zu Darmstadt erregten ungegründeten Verdacht des heimlichen Katholicismus und dessen Apologismos. Erstes Stück. Nebst Beylagen.* 1790. 72 S. in 8.

Hr. St. will dem *bessern* Theil des Publikums, (der durch die Ausstreuungen der Berl. Monatsschriftsteller, als ob Hn. *Starks* grosse und viele Vertheidigungsschriften nichts Befriedigendes und zur Sache Gehöriges, sondern nur eitel Schimpfwörter enthielten, abgeschreckt worden sey, die letztern selbst zu lesen,) durch diesen *Apologismos*, von der Grundlosigkeit der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen überzeugen. Das Buch liefert aber weder neue Vertheidigungsgründe, noch neue Data zur Verstärkung derjenigen, die er bereits in seinen vorigen polemischen Schriften gegen die *Monatsschriftsteller*, die *Frau von der Recke* und Hn. *v. Sprengseisen* aufgestellet hat. Es ist also blos als der Kern dieser Schriften anzusehen, weswegen wir uns auch um so weniger dabey aufzuhalten brauchen. Nur zwo Anmerkungen mögen uns noch erlaubt seyn. Hr. D. St. sagt erstlich von dem in dem sogenannten *Examen impartial* gegebenen Schlüssel zu dem Buche *des Erreurs et de la Verité*, er sey so beschaffen, dass man nicht nur ein jedes Buch zu einem Jesuitenproduct machen könne, sondern dass auch selbst nach demselben, wenn man ihn auf jene Bücher anwende, die er entziffern soll, aus diesen Büchern der gröfste Unsinn herauskäme. Nach diesem Urtheile kann Hr. St. jenes *Examen impartial* wohl unmöglich gelesen haben. Wer den darinn gegebenen Schlüssel kennt, und auf jene Bücher angewendet hat, ist ganz vom Gegentheil überzeugt. Er verbreitet über das Buch *des erreurs* etc., das nichts als Unsinn enthält, wenn man die darin gebrauchte mystische Chiffersprache nach der gewöhnlichen Wortbedeutung nimmt, Licht und Klarheit, und giebt den Sätzen und Materien Zusammenhang; da hingegen, wenn man ihn auf andere Bücher anwendet, der natürliche Sinn derselben in Unsinn verwandelt wird. Da Hr. St. vermuthen läfst, als ob er jene Bücher verstände, so wünschten wir wohl von ihm eine Probe zu sehen, wie er das Buch *des Erreurs* mit Beybehaltung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs so erklärte, dass ein verständlicher Sinn und Zusammenhang herauskäme. Unsere zwote Anmerkung betrifft das sogenannte *bessere* Publikum. Wenn Hr. St. das Publikum, d. i. den Inbegriff von Individuen, die seine neuesten polemischen Schriften kaufen, mit Bedacht und mit Rücksicht auf die gegenseitigen Gründe lesen, und über das Gelesene urtheilen, für seinen Richter überhaupt erkennt, wie er sich denn oft genug auf das Publikum beruft, und auf dessen Urtheil provocirt, so kommt es ihm als blosser Parthey nicht zu, zum Voraus einen Unterschied zwischen einem *bessern* und einem schlechtern Theil des Publikums zu machen; denn dadurch wirft er sich selbst zum Richter über dieses Publikum auf, das doch keinen Richter über sich hat, und macht sich noch überdiefs der Bestechung schuldig. Gegen einen Theil dieses Buchs nimmt Hr. D. Bahrdt in No. 2. die Publicität, Denk- und Pressfreyheit und die Berliner Monatsschriftsteller, welchen Hr. St. Misbrauch derselben und Ueberschreitung ihrer Grenzen vorgeworfen hat, in Schutz. Hr. B. redet voll Muth und Feuer für einen Gegenstand, in welchem er lebt und webt. Er spricht völlig frey, indem er eines mächtigen Rückenhalts, der *Vernunft*, versichert ist, und seine Gedanken stehen voll und mit ihrer ganzen Kraft ausgerüstet da, indefs die des Hn. Oberhofpred. die Gebrechen einer ängstlichen und für ihr eigenes schwaches Leben bekümmerten Orthodoxie, der der Athem ausgehen will, an sich tragen, es sey nun, dass Hn. Sts. Orthodoxie eine wahre oder nur verstellte Kranke sey. Wenn sich Hr. St. gegen den ihm von Hn. *Gedike* gemachten Vorwurf, dass er durch seinen angestellten Proceſs die Absicht gehabt habe, *der deutschen Literatur ihr edelstes Kleinod, den Geist der freyen Untersuchung zu rauben*, vertheidigen will, so führt er die Worte des *Demosthenes* als seinen Wahlspruch an, *dass freyen Menschen kein gröfseres Unglück begegnen könne, als wenn sie die Freyheit zu reden verlieren.* Von jenem Vorwurfe des Hn. *Gedike* geht Hr. B. hier aus, und bestreitet die Gründe, welche Hr. St. zur Unterstützung seiner in seinem Apologismos vorgetragenen Meynung, dass sein gegen die Berliner Monatsschriftsteller angestellter Proceſs auf die schriftstellerische Freyheit in Deutschland keinen nachtheiligen Einfluſs würde gehabt haben, wenn sie auch bestraft worden wären, aufgestellt hat. Hr. B. beleuchtet alle seine Gründe dafür, und zeigt dann den Widerspruch, dass Hr. St. N. 1. S. 34 und 35 den Nutzen der Publicität bezweifelt und ihn für ein Problem erklärt, und doch vorher die Publicität eine Wohlthat des menschlichen Geschlechts nannte. Hierauf wird gezeigt, dass Hr. St. die Folgen der Publicität auf das Uebertriebenste vorstelle, wenn er behaupte, dass durch sie allge-

allgemeine Sicherheit und alles Zutrauen der beſten Freunde aufgehoben werde, daſs ſie Schmähungen und Satiren, auf Fürſten ſowohl, als auf den Privatmann, hervorbringe, (wovon die gegenſeitigen Ueberzeugungen der beſten Fürſten der ältern Zeiten durch Anführung mehrerer, die Freymüthigkeit begünſtigender Maximen, Geſetze und Ausſprüche derſelben, aus alten Schriftſtellern aufgeſtellet werden,) und daſs ſie endlich das Volk aufwiegele. Den Beſchluſs macht der Vf. mit einer Vertheidigung ſeiner Schrift *über Preſsfreyheit und deren Grenzen*, aus welcher er die Hauptgrundſätze darlegt, um Hn. St. zu beweiſen, daſs er jederzeit darinn auf eine durch Geſetze eingeſchränkte Publicität und Preſsfreyheit dringe, und daſs nach denſelben die Berliner Monatſchriftſteller die Grenzen der Publicität auf keine Weiſe überſchritten hätten. Folgendes nur zur Probe: Mit Recht behauptet der Vf., daſs, wenn der Starkſche Schluſs gelten ſollte: Wer gegen eine Religion, welche geſetzliche Exiſtenz hat, ſeine abweichenden Ueberzeugungen frey und öffentlich bekennet, deſſen Publicität iſt ſtrafbar, dieſe Strafbarkeit auch auf den Stifter der chriſtlichen Religion und auf Luthern fallen müſſe, indem in den Ländern und Zeiten, worinn Chriſtus und Luther gelebt, das Judenthum und die katholiſche Religion allein geſetzliche Exiſtenz gehabt hätten. Eben ſo richtig bemerkt der Vf., daſs die Exiſtenz quakeriſcher, mennoniſtiſcher, zinzendorfiſcher, deiſtiſcher Gemeinden in vielen Ländern, wo ſie geduldet würden, eine geſetzliche ſey; und er hätte hinzufügen können, daſs demungeachtet in dieſen Ländern gegen die Unterſcheidungslehren dieſer *geſetzlich* exiſtirenden Secten von den Geiſtlichen der *herrſchenden* Kirche öffentlich geprediget werde. In der Vorrede zu dieſer Brochüre wird erzählt, daſs ſie anfänglich mit dem Apologismos unter *einem* Titel habe erſcheinen ſollen; übrigens aber ſey nur ein Theil derſelben von Hn. *Bahrdt*, indem er wegen ſeiner Verhaftnehmung das Ganze nicht habe vollenden können, das Hiſtoriſche habe ein anderer Gelehrter hinzugefügt. Dieſe Vorrede rührt wahrſcheinlich von einem Dritten her, der Hn. B. nicht gewogen zu ſeyn ſcheint, da er ſein Buch ein *Libell* nennt, und von der Verlagsbuchhandlung ſagt, ſie ſey wegen der Fortſetzung in Verlegenheit geweſen, da ſie keinen Schriftſteller gekannt habe, deſſen *Sarkasmen* den Abſatz ſo gut beförderten, als die Bahrdtiſchen.

No. 3. iſt ein bloſser Auszug aus Hn. *Starks* Apologismos, zu Gunſten des Hn. Oberhofpredigers vom Hn. Generalſuperintendenten *Schneider* zu Eiſenach gefertiget, und anfänglich bloſs für deſſen *Acten, Urkunden und Nachrichten zur neueſten Kirchengeſchichte* beſtimmt; nun aber auch beſonders gedruckt. Hoffentlich, ſagt Hr. *Schn.* zu Ende ſeiner Vorrede, ſieht das Publikum *nun* ein, daſs Hr. Stark *völlig* gerechtfertiget ſey. Wodurch? Doch nicht durch dieſen Auszug? —

Leipzig, b. Kummer: *Erklärung an das Publikum wegen eines Briefs, den Hn. O. H. P. Stark betreffend.* Aufgeſetzt von dem Verfaſſer des Briefs, dem Paſtor *E. D. Werht* zu Groſs-Autz in Curland. Nebſt einigen neuen Erläuterungen über des Hn. O. H. P. *Starks* Clericat. 1789. 144 S. in 8. (8 gr.)

2) Frankfurt und Leipzig, in der Gräffſchen Buchhandl.: *Documentirter Anti-Werht*, nebſt einer kurzen Abfertigung der drey *Berliner* und des Hn. *Karl von Sacken*, von D. *J. A. Stark* etc. 1789. 368 S. in 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Hr. St. hatte in ſeinem *Auch Etwas wider das Etwas der Frau von der Recke* u. ſ. w. den Brief dieſer Dame, mit welchem ſie ihm dieſes ihr Buch überſchickte, nebſt einem demſelben beygelegten Auszug eines andern an ſie geſchriebenen Briefs abdrucken laſſen, worin unter andern die merkwürdige Aeuſserung enthalten war: „Man wiſſe zuverläſſig, daſs ein Kurländer, ein ſehr rechtſchaffener und determinirter Mann, den ſicherſten Beweis von Hn. *Starks* Uebertritt zum Katholicismus geben könnte, wenn er es wollte, und er ihm (Hn. St.) nicht ſein Ehrenwort gegeben hätte, nie von dieſem ſeinem leichtſinnigen Schritte einen öffentlichen Gebrauch zu machen.“ Hr. St. foderte hierauf den ungenannten Briefſteller der Fr. v. d. R. auf, den Namen jenes Mannes zu nennen, damit dieſer ſolches beweiſe. Hier tritt alſo der zuvor ſchon als Verfaſſer jenes Briefs an die Fr. v. d. R. bekannt gewordene Hr. Paſtor *Werht* mit ſeiner Erklärung hervor. Nachdem er die Veranlaſſung zu jenem Brief und die Urſachen, die ihn bewogen haben, denſelben abzufaſſen und Theil an dieſem Streite zu nehmen, erzählt hat, geſteht er, daſs er in Mittheilung dieſer Nachricht an die Fr. v. d. R. zu raſch und unvorſichtig zu Werke gegangen ſey, indem er ſich zuvor hätte erkundigen ſollen, ob ſein Freund auch geneigt ſey, jene Behauptung nöthigenfalls öffentlich zu beſtätigen und mit Documenten zu beweiſen. Nun aber, da ſein Freund ihn gebeten habe, ihn nicht mit in dieſen Streit zu ziehen, müſſe er zwar von dieſer Seite den gehofften Beweis aufgeben; aber damit ſey die Sache überhaupt noch nicht abgethan. Es wären vielmehr noch viel andere Umſtände vorhanden, welche *zuſammengenommen* auf den Hn. D. St., ſeine geheime Fr. M. Rolle und beſonders auf ſein Clericat ein nachtheiliges Licht würfen und das Betragen deſſelben ſehr verdächtig machten. Alle dieſe Umſtände trägt denn Hr. W. hier vor. Er legt Hn. St. mit Andern zur Laſt, daſs er ſich bemühet habe, den Hang zur Myſtik bey Perſonen, die ihn genährt, zu unterhalten und zu befördern; daſs er unter dem Mantel der Religion, Aberglauben und Hierarchie durch allerley Mittel zu gründen geſucht, daſs er darauf ausgegangen ſey, ſich ein groſses und wichtiges Anſehn zu geben, um ſeine eigenen Abſichten und die Abſichten ſeines hohen clericaliſchen Ordens zu befördern. Er theilt einen Abriſs von Hn. St. maureriſchem Leben mit, um zu zeigen, daſs er von ſeiner Jugend an eine geheime Rolle geſpielt habe, welche von ſeiner öffentlichen Rolle als Gelehrter und proteſtantiſcher Theologe ſehr unterſchieden geweſen ſey, und liefert zuletzt einen *Auszug aus dem (ſehr merkwürdigen) den 16ten May 1772 geſchloſſenen Vertrage zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Branche des Tempelrittervordens*, mit Anmerkungen begleitet. Auſser dieſem Auszug iſt uns doch

Digitized by Google

doch hier nichts vorgekommen, das nicht auch schon von Andern gesagt worden wäre. Dasjenige hingegen, was der Vf. von dem erwähnten Vertrage mittheilt, ist für das Publikum allerdings neu, da davon noch nichts öffentlich bekannt geworden ist. Wir werden deswegen unten am längsten dabey weilen. Gegen diese Schrift ist nun auch Hr. St. mit einem *Antiwerht* (No. 2.) in das Feld gerückt, in welchem er seinem Gegner jeden Schritt streitig zu machen sucht, und zwar in einem Tone, der den gegen seine übrigen Gegner genommenen an Derbheit noch übertrifft. Freylich hat auch Hr. W. ihn eben nicht schonend genug behandelt, und ihm also zu einem solchen Verfahren gegen ihn Anlass gegeben. Denn je delicater die Materie dieses Streits ist, desto mehr Behutsamkeit sollte man in der Wahl der Ausdrücke und Wendungen anwenden, damit niemand an seiner *bürgerlichen* Ehre gekränkt werde, und Hr. St. würde zu einem gleichem Benehmen um so mehr verbunden seyn, da er durch seine freymaurerischen Schriften allerdings zu den bekannten Vermuthungen Gelegenheit gegeben hat. Hiernächst kann es aber nicht fehlen, dass bey Behauptungen, die sich auf blosse, nach noch nicht ganz klaren factis gemachte, Conjecturen und mündliche Erzählungen und Sagen gründen, die Aufbringung der Beweise recht oft sehr schwer, ja unmöglich seyn, und dass nicht auch der Gegentheil Zeugnisse für sich aufbringen könnte. Hr. W. würde also besser gethan haben, wenn er dergleichen Behauptungen ganz unberührt gelassen und sich lediglich auf eine nähere Beleuchtung und Vergleichung der Starkschen, als protestantischer Theolog und als Freymaurer in seinen Schriften geäusserten Grundsätze und Meynungen und auf jenen merkwürdigen Vergleich eingeschränkt hätte. So aber hat er Blössen gegeben, die sein Gegner mit Vortheil zu nutzen gewusst haben würde, wenn er auch nicht der geübte Streiter wäre, der er wirklich ist. Daher sieht man ihn auch oft von Hn. St. zu Beweisen aufgefodert, die er wahrscheinlich schuldig bleiben wird. Aber auch in den Gegenbeweisen und Behauptungen des Hn. St. findet sich gar Manches, das die Prüfung nicht aushält, und es sind ihm Stellen entwischt, die er bey kälterm Blute nicht würde geschrieben haben. So kann (nach S. 16) das Zeugniss eines kurländischen Arztes nicht beweisen, dass er *nie* eine Tonsur gehabt habe. Dieses Zeugniss könnte nur für die Zeit seines Aufenthalts in Kurland, keineswegs aber für die frühern Zeiten, z. B. für das Jahr 1765, wo er sich bekanntlich zu Paris befand, gültig seyn. Wenn Hr. St. (S. 17) das Recht zu haben glaubt, die geheimen Wege *Schröpfers* zu entdecken; so kann er ja dasselbe Recht nicht Andern gegen ihn selbst absprechen; und wie kann Hr. *von Sacken* wissen, dass Hr. St. Schröpfern *immer* gewiss verachtet habe? S. 65 thut Hr. St. seinem Gegner Unrecht, wenn er ihn beschuldigt, dass er die Fr. M. und den T. H. Orden des Katholicismus beschuldige. S. 66 nennt er das von Hn. W. bekannt gemachte Factum der beiden Branchen des T. H. O. ein *vorgebliches* Document, und S. 63 erklärt er das Wort *vorgeblich* als ein solches, das *Erdichtung* anzeige. Er macht also hier das Factum als erdichtet, als untergeschoben verdächtig; in der Folge aber, wo er sich näher darüber einlässt, macht er ihm seine Aechtheit nicht streitig, welches er gewiss nicht unterlassen haben würde, da er das Original selbst in Händen hat. S. 71 ist eine Stelle, die bemerkt zu werden verdient. Hr. W. sagt nemlich S. 8. seiner Schrift: es wären viele rechtschaffene Männer in Kurland über die Starksche Drohung im 2ten Bande des K. Kath. S. 228. (2te Abth.) dass, wenn seine Geduld risse, er von Dingen reden würde, welche gewiss das hässlichste Licht über die Familiaren der Berliner Monatsschriftsteller, (unter welchen Hr. St. Kurländer gemeynt habe,) verbreiten würden," äusserst indigniret worden. Auch er, Hr. W., habe an dieser Indignation Theil genommen, und daher geglaubt, die Fr. *v. der Recke* durch den mehrgedachten Brief wegen jener vermeynten Gefahr, womit Hr. St. die Kurländer zu bedrohen schiene, beruhigen zu müssen. Hr. St. meynt dagegen: „man werde wohl dem Pastor W. seinen Patriotismus zu danken nicht Ursache haben, da er selbst gestehe, dass es oft und auf mannichfaltige Art von ihm verlangt worden sey, zu schweigen. Wer kann dieses, fährt Hr. St. fort, verlangt haben? Von solchen, die von der Sache gar nicht unterrichtet sind, wohl Niemand. Die beiden Hnn. *v. Sacken*, der Reichsgraf *Keyserling* und Bar. *Ronne* auch wohl nicht. Und warum, setzt Hr. St. hinzu, sollte man von ihm (Hn. W.) verlangt haben, zu *schweigen*, *wenn man nicht voraus gesehen hätte, dass durch seinen Angriff ich gewiss gereizt, und zum Reden, ja wohl gar zum Documentiren, bewogen werden würde.*" Also weiss doch Hr. St. von Kurländern wirklich Dinge, die, wenn er sie bekannt machte, ein hässliches Licht über sie verbreiten würden? Hr. St. scheint dieses den Kurländern doch nicht umsonst so hingeworfen zu haben. Und was fragt er denn S. 83: „was dies wohl für Verhältnisse und Umstände seyn mögen?" da er dieses S. 71 so gut weiss? In No. 1. lässt Hr. W. S. 26 vermuthen, dass unter dem *dreymal gesegneten Vater* der Pabst zu verstehen sey. Diese so abgeschmackte Zeichendeuterey (sagt Hr. St. S. 99) ist ja bereits so hinlänglich widerlegt, dass Hohnlache und Verachtung die schicklichste Antwort darauf ist. Wir haben die Stelle im K. Katholicismus Th. 2. Abth. 2. S. 209, auf die sich Hr. St. hier bezieht, nachgeschlagen; aber auch nicht eine Sylbe gefunden, wodurch diese Behauptung *widerlegt* würde. Es steht daselbst weiter nichts, als: „Wer kann so unsinnig seyn, unter einem *ganz maurerischen* Ausdruck *dreymal gesegneter Vater*, den dreyfach gekrönten Bischof von Rom zu verstehen? Wer sich so tief erniedrigen könnte, diesen elenden Zeichendeutern sich gleich zu stellen, dem sollte es gewiss nicht schwer fallen, aus dem Zinnendorfschen System, zu welchem Hr. *Biester* gehört, und den Ausdrücken desselben noch weit ärgere Dinge herauszuklauben. Und eben so unsinnig ist, wenn dieser ehrvergessene Pasquillant bey dem Ausdruck *segnende Vorsicht* auf dasjenige hinweiset, was bey den Jesuiten *Providentia divina* heissen soll. Hr. St. will zwar den Ausdruck *dreymal gesegneter Vater* zu einem ganz maurerischen Ausdruck machen, aber weder das Zinnendorfsche System, noch das System der stricten Observanz, noch die weltliche Branche der Tempelherren, weiss davon etwas; Hr. *v.*

Sprengseifen würde alsdann dieſen und dergleichen Ausdrücke gewiſs nicht verkannt haben. Hr. St. hat zwar ganz recht, wenn er gegen das Dilemma des Hn. W.: er müſſe das Clericat entweder ſelbſt erdichtet, oder, welches ihm wahrſcheinlicher ſey, aus Frankreich erhalten haben, S. 165 einwendet, daſs ſolches nicht folge. Allein er vergiſst, ein anderes Dilemma zu berühren, welches bündiger iſt: Entweder iſt das Cler. von ihm erdichtet, oder es iſt ihm mitgetheilt. Iſt das Letztere, und das Clericat, wie er will, eben ſo unſchuldig, als der Orden der Tempelritter; warum macht er denn aus dem Namen und Aufenthalte ſeines Chefs ein ſo groſses Geheimniſs, da er ſich doch nicht ſcheut, den Ort der Aufnahme des Chefs der Tempelritter zu nennen? Er könnte ja dadurch dem Streite mit einemmale ein Ende machen. — S. 55 findet es Hr. W. befremdend, daſs Hr. St. ſchon als ein junger Menſch von 25 Jahren unter den Clerikern zu dem wichtigen Poſten eines *Kanzlers* beſtellt worden, und Hr. St. antwortet, daſs die Herren *von Dörper*, *v. Fircks*, *v. Hund*, auch nicht älter, ja noch jünger, geweſen wären, als ſie zum Tempelorden getreten. Hier vergiſst Hr. St. doch wohl den Unterſchied zwiſchen Clericat und weltlichen Tempelorden. Wenn die Cleriker ſich das Anſehn gaben, die höchſten Ordensgeheimniſſe zu beſitzen, und alſo mehr ſeyn wollten, als die Ritter, ſo war es doch wirklich zu verwundern, wie er in einem ſolchen Alter zu einer Stelle gelangen konnte, die bey den Clerikern als Bewahrern der Geſetze und Geheimniſſe, gewiſs ein groſſes Vertrauen erfoderte. S. 175 behauptet Hr. St., *nicht* geſagt zu haben, daſs ohne ihn das rechte Geheimniſs nicht zu erlangen wäre, und beruft ſich auf ſeinen Brief im Anti St. Nic. Th. II. S. 12, in welchem bloſs die Rede von einer angeſehenen Loge der laten Obſervanz ſey, die er der ſtricten Obſervanz habe zuführen wollen. Er verſchweigt aber, was in demſelben Briefe weiter unten S. 13 ſteht, daſs dieſe Loge reicher durch die wenigen ſey, von welchen ſie regiert werde, die das *innerſte Geheimniſs* des Ordens beſäſsen und zu erhöhen trachteten, und vielleicht die einzige Loge des heutigen Alters ſey, die dergleichen Meiſter und *Väter des Tempels* aufweiſen könne. Und S. 18 fügt er hinzu: *Wer in dem glücklichen Beſitz des Lichts iſt*, begehrt kein anderes u. ſ. w. War aber jenes *innerſte Geheimniſs* und dieſes *Licht*, das jene Brüder der gerühmten Loge beſaſsen, kein anderes, als das auch ein Eigenthum der Ritter war, ſo konnte Hr. St. in ſeinem Briefe an den Hn. *von Hund* davon kein ſo groſses Aufheben machen; er brauchte bloſs zu ſagen, daſs Männer in jener Loge wären, die das Geheimniſs, das Licht des Tempelordens ebenfalls beſäſsen. Durch alle jene Ausdrücke wollte er ihm vielmehr zu verſtehen geben, daſs es eine Loge gäbe, die in einigen Gliedern das wahre Geheimniſs beſitze, das die Ritter nicht hätten. — Noch Einiges aus dem zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Branche der Tempelherren geſchloſſenen Vertrage. Dieſem Pacto zufolge concedirte der weltliche Zweig dem geiſtlichen unter andern, „daſs die Clerici ihr eigenes *kirchliches Regiment* haben, und daſs ihre Verſammlungsorte beſtändig *Templa* heiſsen ſollten. Nur die *Clerici templarii* ſollten bey allen *Fratribus Equitibus militiae Chriſti geiſtliche Handlungen* verrichten; *Weihungen von Kirchen und Kapellen*, alle Officia, die bey der Einführung eines Heermeiſters, prioris, ſubprioris, praefecti, oder in andern dergleichen Fällen erforderlich wären; desgleichen bey Begräbniſſen, Benedictionen, die Herſagung öffentlicher Gebeter, *Indictiones minoris vel maioris Banni*, ſollten zu allen Zeiten Beſchäfftigungen der Clericorum bleiben. Das Privilegium der Fratrum Clericorum, geiſtliche Handlungen an ſolchen Orten und bey ſolchen Perſonen, *die mit dem päbſtlichen Interdict belegt ſind*, ſoll lediglich der *Klugheit* der Cleriker überlaſſen bleiben, jedoch dergeſtalt, *daſs man ſich von Seiten der weltlichen Branche aller daraus erwachſen könnenden Verantwortung entſchütte*. Ferner wurde ihnen zugeſtanden, daſs ſie die Geſetze bewahren, über deren Beobachtung wachen u. ſ. w.; dagegen ſich der Direction in *Politicis et Oeconomicis* begeben ſollten; daſs kein Eques die Macht oder Erlaubniſs, in die *Kenntniſſe des Innerſten* der Fratrum Clericorum einzudringen, haben, vielmehr den *Canonicis regularibus* nachgelaſſen ſeyn ſollte, dieſe *ihre Beſchäfftigungen auf das Geheimſte zu bewahren*, und Niemanden von denſelben *Rechenſchaft geben zu dürfen*; daſs der Heermeiſter, dem Herkommen gemäſs, mit dem *geiſtlichen Officio*, welches bey den *Canonicis regular.* befindlich ſey, conſacrirt werden, und ohne ſolches deſſen Einſetzung ungültig ſeyn ſollte; dagegen verſprechen die Ritter den Clericis, ſie) zu ſchützen, ihren Nutzen und Sicherheit zu fördern, ihnen die ſchuldige Achtung zu bezeigen und ein *unverbrüchliches Stillſchweigen* von dem, was ihnen *in allem Betracht auf ſie bekannt* werden dürfte, gegen Andere heilig zu beobachten."

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Florenz*, b. Grazioſi: *Oſſervazioni ſu la Baſilica fieſolana di S. Aleſſandro.* 1790. 40 S. in 8. (Mit 2 Kupferplatten.) Die Beobachtungen über dieſe alte Kirche zu Fieſole unweit Florenz ſind von einem florentiniſchen Baumeiſter *Giuſeppe del Roſſo* geſchrieben. Die Geſchichte derſelben, vermöge welcher ſie urſprünglich ein Tempel des Bacchus, in der Folge aber durch den Oſtrogothenkönig, Theodorich, zur chriſtlichen Baſilik ſoll eingeweihet worden ſeyn, iſt auf ſehr gewagte Vermuthungen gegründet, die überdem weder einen intereſſanten Geſichtspunct für den Geſchichtsforſcher, noch für den Architekten anbietet. Rec. müſste ſich ſehr irren, wenn dieſes Gebäude bedeutender wäre, als ſo viele andere Kirchen in Italien, welche in der Zeit des gänzlichen Verfalls der Kunſt von den Ueberbleibſeln heidniſcher Gebäude nach dem allgemein angenommenen Plane der Baſiliken elend zuſammengeſetzt wurden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12 Julius 1791.

FREYMAUREREY.

Leipzig, b. Kummer: *Erklärung an das Publicum wegen eines Briefs, den Hn. O. H. O. Starck betreffend* etc.

2) Frankfurt u. Leipzig, in der Gräffchen Buchh.: *Documentirter Anti-Werht* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stucke abgebrochenen Recenſion.*)

Wir wollen hier nur einige Hauptpunkte aus dieſem in der That höchſt auffallenden Pacto, von welchem ohne Zweifel der *Canzler* der Cleriker ſelbſt der Concipient war, ausheben und ſehen, wie die Hn. *Werht* und *Starck* darüber commentiren. Von dem *kirchlichen Regiment* ſagt W.: hier ſey ſchon die Prieſterhierarchie in ihrer glorreichen Geſtalt. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen hätten kein kirchliches Regiment und Hr. St. hätte die groſse Unſchicklichkeit dieſer Sache fühlen ſollen, ehe er das Factum unterſchrieben hätte. St. antwortet: die *kirchl. Reg.* u. *Templa* ſollten weiter nichts bedeuten, als *Kapiteleinrichtung* und *Kapitelverſammlung*. So wie die Ritter ihre eigene Kapiteleinrichtung und K. Verſammlung gehabt hätten, ſo hätten ſie den Clerikern concedirt, dergleichen auch nach ihrer Art zu haben. Da die Clerici ſo willfahrig geweſen wären, jenen an ihrer auf die alten Einrichtungen gebauten und bereits eingeführten Verfaſſung nichts auszuſetzen, ſo hätten dieſe auch die Rechte der Cleriker des alten Tempelordens aufgeſucht, ſie ſämmtlich in das Pactum geſetzt und letztern überlaſſen, die ohnehin im ganzen Orden ſich verſtehende längſt bekannte Regel: *in quantum hodie ſunt applicabiles!* ſelbſt in Anwendung zu bringen. Wir erinnern dagegen, daſs obige Auslegung willkührlich und einſeitig iſt. Wo iſt der Beweis, daſs die alten *Clerici* des alten T. O. ihre Verſammlungen *Templa* geheiſsen haben? und womit kann bewieſen werden, daſs die Ritter es *ſelbſt* in das Pactum geſetzt, daſs die Cler. ihr eignes kirchl. Regim. haben ſollen? wahrſcheinlich thaten ſie dieſes ſo wenig hier, als bey den übrigen Punkten, in Anſehung welcher ſie ſich aller daraus entſtehen könnenden Verantwortung entſchütteten; und wie kann ſich Hr. St. hier *ſo* ausdrücken, da er S. 351. ſagt: Hr. *von Raven*, der Prior der Cler., habe dieſes Pactum auf dem Convent zu Kohlo *entworfen* und geſchloſſen. Er hatte alſo doch erſt das Project oder die Punctation gemacht, und alſo haben nicht die Ritter dieſe Dinge in das Pactum geſetzt, oder unmittelbar ſelbſt als Puncte in Vorſchlag gebracht; und die übrigen Cleriker, und unter dieſen Hr. St. ſollten dieſe Puncte vor Schlieſsung des Vergleichs nicht geſehen haben? Rec. muſs geſtehn, daſs ihm dieſes unglaublich vorkomme. Was die *Weihungen von Kirchen und Kapellen* betrifft, ſo ſagt St.: er habe, als er das Pactum zu Geſicht bekommen, darüber *herzlich gelacht*, da dieſes Recht bey den gegenwärtigen Zeiten ganz unausführbar wäre. Immer den Geſichtspunkt vor Augen, den erneuerten Tempelorden dem alten ſo viel möglich gleich zu machen, hätten die Ritter unter die für die Cler. beſtimmten Punkte auch dieſes Recht ihres alten O., das ſie im *Du Puy* fanden, mit geſetzt. Wir haben im *Du Puy* keine Sylbe gefunden, daſs die *Cleriker* des alt. T. H. O. das Recht gehabt hätten, Kirchen und Kapellen *einzuweihen*. Es iſt bloſs den *Rittern* zugeſtanden, Kirchen und Kapellen zu *bauen*. Ueberdies kömmt es, wie geſagt, darauf an, ob die Cleriker dieſe Rechte von den Rittern verlangt haben, oder ob ſie ihnen von dieſen angeboten worden. In keinem von beiden Fällen hätte aber Hr. St. als ein proteſt. D. d. Theol. nicht darüber lachen, und das Pact. nicht unterſchreiben, ſondern es ganz von der Hand weiſen ſollen. Sein Anführen, daſs er herzlich gelacht habe, kann ihm jetzt zu keinem Beweis dienen. — „Die *Indiction des Bannes* oder der *Excommunication*, (erinnert Hr. W. S. 110.) iſt bey den Kathol. nur ein Vorrecht des Pabſtes und der Biſchöfe. Sehr wenigen Ordensgeiſtlichen iſt etwas weniges davon zugelaſſen; aber *die Jeſuiten*, ſelbſt ihre Untervorgeſetzten, haben dieſes Privilegium beſonders über die Ihrigen beynahe *unbeſchränkt*.“ Hr. St. antwortet dagegen S. 316: „daſs die alten Tempelh. nach ihrer LVII. LXVII. und LXVIII. Regel die Indiction des Bannes, ſo wie die neuen Tempelritter auf dem Convent zu Altenberge ebenfalls, exercirt hätten.“ Das kann aber Hn. St. nichts helfen; denn dadurch wird nicht widerlegt, daſs dieſe Indict. ein Vorrecht des Pabſtes, der Biſchöfe und Jeſuiten ſey; es bleibt unwiderlegbar, daſs die Jeſuiten dieſes Vorrecht wirklich gehabt haben, und daſs ſich die neuern Cleriker dieſes jeſuitiſche Vorrecht, ſo wie das Recht Kirchen und Kapellen zu weihen, angemaſst haben; eben um deswillen hätte er als proteſt. Theolog die Einrückung dieſes Paſſus in den Vertrag nicht zugeben ſollen. Auch das hilft ihm nicht zu *ſeiner* Rechtfertigung, daſs er die Ritter immer vorſchiebt, und das, was ihm zur Laſt fällt, ihnen aufbürden will. Dieſe wuſsten von weiter nichts als dem Rechte der Ausſchlieſsung, und bedienten ſich in vorgekommenen Fällen ſicher der Ceremonien nicht, die jener *geiſtliche Bann* erfoderte. Aber was mehr als alles dieſes ſagen will, iſt, daſs wir beym Nachleſen jener allegirten Regeln, beym *Du Puy* wider nicht ein Wort von *Excommunication*, die die templariſchen *Cleriker* verrichtet hätten, gefunden haben. Heiſst das den Temp. R. O. dem *alten* ſo viel möglich gleich machen? doch wohl eher dem Jeſuiterorden? Es iſt doch ſonderbar, daſs Hr. St., der in jenen Regeln etwas geſehen hat, das nicht darinn ſteht, ſo übereinſtimmend mit dem Con-

Digitized by Google

cipienten des Pacti denkt, der den neuern Clerikern ein Recht zuwenden wollte, das die alten ſich nicht angemaſst hatten. — Das Weſentliche, was Hr. St. der Anmerk. des Hn. W. S. 113. „Daſs der Punct: wo die Ritter die Verrichtung geiſtlicher Handlungen an mit dem päbſtl. Interdict belegten Perſonen und Orten, lediglich der Klugheit der Cleriker überlaſſen, von den letztern ausdrücklich verlangt worden, ſehe man aus der gleich darauf folgenden *Verwahrung* der weltlichen Branche, daſs ſolche deswegen nichts verantworten wolle", entgegen ſetzt, iſt dieſes, S. 319: „Es würde die unſinnigſte Foderung geweſen ſeyn, wenn die Cleriker begehrt hätten, die Ritter ſollten ihnen jenes Privilegium geben oder beſtätigen. Bey Katholiken, die das päbſtl. Interdict gelten lieſsen, würde beides, Foderung und Zubilligung, Eingriff in die Kirchenrechte, und bey Proteſtanten, die es nicht gelten lieſsen, ein Unding geweſen ſeyn. Hätten die Cler. ein ſo ſeltſames Privil gehabt, ſo hätten ſie es nicht erſt von den Rittern fodern dürfen; hätten ſie es nicht gehabt, ſo hätten ſie es ihnen auch nicht geben können." Aber dieſer Artikel ſteht doch einmal in dem Pactum! warum nahmen denn die Cleriker dieſes Privil. an, wenn es ihnen nicht gegeben werden konnte, und es ihnen ſeltſam und lächerlich vorkam? Dieſe Gründe ſind doch wirklich ſehr dürftig, und entziehen der Werthiſchen Behauptung gar nichts. Hr. St., der wahrhaftig es nicht daran hat fehlen laſſen, ſein Clerikat den Rittern ſo wichtig vorzuſtellen, ſollte es alſo nebſt den übrigen Clerikern wirklich *dieſen* überlaſſen haben, die Privilegien und Rechte der Cleriker und ihr Verhältniſs zur weltlichen Branche feſtzuſetzen, da die Cleriker allein darüber die beſte Kenntniſs beſitzen muſsten und Auskunft geben konnten? Es ſollte ihnen gleichgültig geweſen ſeyn, was ihnen die Ritter für Vorrechte anweiſen laſſen würden? Das glaube wer will, uns leuchtet das nicht ein. Hr. St. äuſsert S. 349: „daſs man das Pactum, das W. in einem ſo finſtern Lichte darzuſtellen ſich beeifere, nicht verfänglich finden könne, ohne zugleich alle Ritter, die es durch ihre Unterſchrift authoriſirt hätten, für die erbärmlichſten Tröpfe oder für ganz gewiſſenloſe Leute auszugeben" — Man muſs gerecht ſeyn. Hr. W. hat nicht die Ritter, ſondern nur Hn. St. in Anſpruch genommen. Und was werden die Ritter von ihm ſelbſt denken, da er die Punkte, die er lächerlich und ſeltſam findet, für *ihr* Werk erklärt? — Noch können wir nicht unerinnert übergehn, daſs den Hn. Oberhofprediger die gegen die Fr. v. d. *Recke*, den Hn. Karl v. *Sacken*, der zuletzt noch wegen ſeines Inſerats (in No. 71. des Intell. Bl. der A. L. Z. vom 6ten Jun. 1789) gegen Hn. St. — ſo wie die ſogenannten *Berliner* nur ſo neben her, — ſeine Sentenz erhält, und gegen Hn. *Werht* angeführten Stellen aus dem *Hudibras* ſehr übel kleiden, und daſs ſeine Schimpfreden gegen die, beſonders zu Anfange ſeiner Schrift ziemlich oft gebrauchten, Stellen aus dem Lucian, Plutarch u. a. alten Claſſikern, nicht zu ſeinem Vortheil abſtechen. Unter der Menge von Schimpfwörtern aber hätte er ſich am wenigſten der Ausdrücke *curiſcher Paſtor*, *Ehrnpaſtor* u. dgl. bedienen ſollen, weil man ſonſt von ihm glauben könnte, er hielte es für eine Schande, ein *Paſtor*, ein *curiſcher* oder *curländiſcher* Paſtor zu ſeyn, oder daſs mit der Titulatur *Ehrn*, die den Landpaſtoren von den Conſiſtorien gegeben zu werden pflegt, das Gegentheil von der Bedeutung dieſes Worts verknüpft ſey. Die Beylagen zu dem Starckſchen Werke ſind A. ein Brief des Vf. an den Hn. *v. Dorper*. B. die Antwort deſſelben, worin er erklärt, daſs das, was er ſeinem Schwager, Hn *Werht* von dem Catholicismus des Hn. St. geſagt habe, bloſser Spaſs geweſen ſey, um den *beſoldeten Geheimniſsjägern eine Naſe zu drehen*. C. ein Schreiben des Hn. *Moritz von Sacken* an Hn. St., in welchem letzterer von dem Jeſuitismus und der Schwärmerey frey geſprochen wird. D. enthält eine *Charakterſchilderung des Paſtors Wehrt, aus dem Briefe eines angeſehenen Mannes in Curland*. Es heiſst darin: er habe einen *ſchwachen Kopf*, wenn gleich *eben kein boshaftes Herz*; ſein Witz in mündlichen Erzählungen habe Beyfall gefunden, daher er *gern erzählte*. Letzteres mag wahr ſeyn, aber in dem gegenwärtigen Buche haben wir keine Spuren gefunden, die einen *ſchwachen Kopf* charakteriſirten.

Gieſsen: *Fortgeſetztes Etwas zur Erläuterung der Starckſchen Sache in Bezug auf den Aufenthalt in Kurland, aus kurländiſchen Originalbriefen documentirt.* 1789. 52 S. 8

2) Ohne Anzeige des Druckorts: *Karl von Sacken über das Etwas des Hn. von Grolmann.* 14 S. 8.

3) *Beylage zur Mietauiſchen Zeitung. Auch ein Erzſpaſs als Pendant zu Wekhrlins hyperboreiſchen Briefen*, Seite 324. 16 S. 8.

4) Berlin u. Stettin, bey dem Vf.: *Fried. Nicolai letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten und Zunöthigungen in dem den Hn. O. H. P. Starck betreffenden Streite.* 1790. 213 S. 8.

5) Mitau: *An das Publikum von E. D. Wehrt*, Prediger des Groſs-Autziſchen Kirchſpiels in Kurland. 1790. 16 S. 8.

In No. 1. bekennt ſich der Hr. Regierungs- und Conſiſtorial-Director *von Grolmann* zu Gieſsen als Vf. des *Etwas zur Erläuterung der Starckſchen Sache*, (in No. 26. des Int. Bl. der A. L. Z. 1789), das die bekannten Antworten des Hn. Peter v. *Sacken* auf die von dem Hn. *v. Gr.* aufgeworfenen Hn. Starck betreffenden Fragen enthält. Gegen dieſes *Etwas* lieſs Hr. *Nicolai* eine *nöthige kurze Erklarung* etc. drucken (No. 42. des Intell. Bl.), worinn er eines Theils gegen den *v. Grolmann* zu beweiſen ſucht, daſs er mit Hn. St. keinen Streit habe, und den Hn. v. Sacken zur Erklärung, ob die Aeuſserung: „daſs die Frau *v d. Recke* in dieſe Streitigkeiten *hineingezogen* und ihre edle Gutmüthigkeit *auf die entſetzlichſte Art* gemiſsbraucht worden," auf ihn gehen ſolle, und in dieſem Falle ſolches zu beweiſen, auffodert, andern Theils aber er die Fragen des Hn. v. Gr. nicht zweckmäſsig und erſchöpfend genug fand, dem Hn. v. Sacken andere von jenem übergangene Fragen zur Beantwortung vorlegt. Eben ſo hatte auch Hr. *Karl v. Sacken*, ein Bruder des vorigen in No. 71 des Int. Bl. das Zeugniſs

nifs deſſelben zu entkräften geſucht und zum Beweis, daſs Hr. *Starck* in Kurland wirklich *Rollen geſpielt* habe, erzählt, daſs dieſer den Vater des Hn. v. Sacken zum Verkauf zweyer Güter und zu einer Donation von 10000 Rthlr. an deſſen jüngern Bruder, Hn. Peter v. Sacken, willig gemacht habe u. ſ. w. Gegen dieſe zwey Erklärungen iſt nun das ſub No 1. angezeigte *fortgeſetzte Etwas* gerichtet, daſs ſich dem gemäſs in 2 Theile theilen läſst, deren erſter Hn. *Nicolai*, der zweyte aber Hn *K. v. Sacken* und deſſen mitgetheilte Familien-Anekdote allein angeht. Im Betreff der letztern theilt Hr. v. *Grolm.* S. 42. einen Brief eines ungenannten Kurländers mit, welcher dienen ſoll, die von dem Hn. Carl v. S. ſeinem Bruder und Hn. Starck gemachten Vorwürfe zu entkräften und die Sache ſelbſt ins Licht zu ſetzen; und auf dieſen anonymiſchen Brief antwortet Hr. K. v. S. wieder in den unter No. 2. und 3 angezeigten Pamphlets, wovon das letzte in Form einer vor dem Forum des kurländiſchen Publikums vorgefallenen gerichtlichen Verhandlung abgefaſst, aber wegen des darin nachgeahmten Gerichtsſtils, eben nicht angenehm zu leſen iſt. Wir halten uns hier blos an das, was mit der Starckſchen Sache in weſentlicher Verbindung ſteht; nemlich an den erſten Theil der v. Grolmannſchen Schrift (N. 1.) und an die des Hn. Nicolai (N. 4.) Die Hauptſache in jener beſteht in den Antworten des Hn. Peter v. Sacken auf die von Hn. Nicolai aufgeworfenen Fragen, wovon wir die vornehmſten hier kürzlich anführen. 1) Es ſey ihm *nicht bekannt*, und er *glaube* auch *ſchwerlich*, daſs ſich irgend ein rechtſchaffner Mann in Kurland finden werde, der behaupten und gründlich beweiſen könne, daſs Hr. St. jemanden in Kurland mit Erwartungen hoher Geheimniſſe hingehalten habe. 2) Er habe nicht einmal unter ſeinen vertrauteſten Freunden eine Loge etablirt oder Zuſammenkünfte gehalten, worin er Aufnahmen oder Unterricht in geheimen Wiſſenſchaften gegeben. Er wolle jedoch nicht leugnen, daſs Hr. St. ihm und ſeinen vertrauteſten Freunden manches Manuſcript zum Leſen, auch wohl zum Abſchreiben gegeben, das *jeder Philoſoph leſenswerth finden würde.* Dieſe Schriften handelten nicht vom Jeſuitismus, nicht von der röm. kath. Religion, nicht von Magie und Geiſtercitationen, oder hatten auf ſolche Dinge nur den fernſten Bezug; ſondern ihr Inhalt ſey für *jeden klugen* Mann lehrreich und unterrichtend. (Ob dieſe Manuſcripte Ordensſachen betroffen haben, und was ihr Inhalt geweſen ſey, wird nicht geſagt. Schriften, die *jeder* Philoſoph leſenswerth, *jeder* kluge Mann lehrreich und unterrichtend finden würde, ſollten doch billig nicht blos auf den Zirkel vertrauter Freunde eingeſchränkt, ſondern zum allgemeinen Nutzen publicirt, wenigſtens ihr Inhalt beſtimmt und *ausdrücklich* angegeben werden.) 3) Hr. St. habe, wenn er einige Kenntniſs und *ſeltene* Schriften beſitze, ſelbige in Petersburg von einem rechtſchaffnen und angeſehenen Mann, der Proteſtant, und kein Uhrmacher ſey, erhalten. (Ob das jene Schriften unter der vorigen Num. ſind, wird wieder nicht geſagt.) 4) Wenn man *die* ſeine *Schüler* nennen wolle, die ſeine vertrauten Freunde geweſen, ſo habe er denſelben *alle möglichen Erwartungen* erfüllt, und was er ihnen verſprochen, genau gehalten. (Worinn dieſe Erwartungen und Verſprechungen beſtanden haben, wird eben ſo unbeſtimmt gelaſſen.) Eben ſo ſind auch die übrigen Fragen, durch *er wiſſe und glaube nicht*, es ſey ihm *nicht bekannt*, beantwortet, und um deswillen weder für die eine noch die andere Partey entſcheidend.

Die Schrift des Hn. *Nicolai* No. 4. hat 3 Abſchnitte: In dem erſten vertheidiget ſich der Vf. gegen die unter No. 1. angeführte Schrift des Hn. v. Grolm. nach unſerer Ueberzeugung gründlich. Durch einen S. 62. ff. in extenſo mitgetheilten Brief des Hn. P. v. Sacken wird nunmehr der Verdacht des Hn. Nic. beſtätigt, daſs die Aeuſserung des erſtern, „die Fr. v. d. Recke ſey in dieſen Streit *hineingezogen* und ihre Gutmüthigkeit gemiſsbraucht worden," auf ihn gegangen ſey, und Hr. v. S. bekennt zugleich, nunmehr von der Unſchuld des Hn. N. völlig überzeugt zu ſeyn; welches offene Geſtändniſs Hn. v. S. wahre Ehre macht. In dem zweyten Abſchnitt erhält Hr. v. *Dörper*, wegen des mit ſeinem Schwager, dem Paſt. *Werht*, getriebenen *Spaſſes* und der den Berliner Monatsſchriftſtellern und Hn. *Nic.* zugefügten Beleidigungen, da er jene *beſoldete Geheimniſsjäger*, *Spionen*, und *Verräther*, die für baares Geld auch das verriethen, was nur ſchimäriſch exiſtire, nannte, und von Hn. Nic. ſagte, er nahme Ausſpaher geheimer Geſellſchaften in Dienſt und Lohn, hätte mancherley Commerage auf ſeinen Reiſen geſammlet, die Neugier des leichtgläubigen Haufens mit buchhändleriſchem Genie berechnet, um mit verrathenen Geheimniſſen einen lucrativen Handel zu treiben, ſeine Abfertigung. Hr. N. beleuchtet das Betragen deſſelben von allen Seiten und deckt alle Blöſsen auf, die er in ſeinen Briefen an Hn. Werht, Starck und v. Grolmann gegeben hat. In der That iſt auch das Verfahren des Hn. v. D. ſchlechterdings nicht zu entſchuldigen, und es ſind keine Gründe erdenklich, die ihm nur den Schein eines Rechts dazu hätten geben können. Denn wenn auch die ſeinem Schwager gemachte Entdeckung ein bloſser Scherz geweſen wäre, ſo war es doch nicht erlaubt, zur Vertheidigung oder Entſchuldigung dieſes Scherzes ſich ſo gewaltſamer und ehrenrühriger Angriffe gegen würdige Männer zu bedienen und den Grund dieſes Scherzes auf eine doch ſchlechterdings unerweisliche Schlechtheit ihres moraliſchen Charakters zurückzuführen. — Der *dritte* Abſchnitt iſt gegen Hn. *Starck*, in 2 Abtheilungen, gerichtet. In der zweyten rüget der Hr. Vf. eine falſche Conſequenz, die jener aus einer Stelle in Hn. *Nic. öffentliche Erklärung über ſeine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden*, gezogen, und ſolche als eine ausgemachte Wahrheit in ſeiner *Beleuchtung der letzten Anſtrengung* etc. verbreitet hat. Hr. N. ſagte nemlich, daſs er unter andern auch aus dem Grunde in dem Ill. O. keinen einzigen wirkſamen Schritt gethan habe, weil in einer andern Verbindung (einer Fr. M. Loge,) zu welcher er gehöre, gegen den Ill. O. gewarnt worden wäre. Nun hatte Hr. St. gehört, daſs man bey den Roſenkreutzern vor den Ill. gewarnt habe, er ſchloſs alſo. Nic. ſey ein Roſenkreutzer; und baute auf dieſen Trugſchluſs die (wie ſich der Vf. ausdrückt) *hamiſche Inſinuation*, Nic. hätte ſich in *mehrern* geheimen Geſellſchaften, wärs auch nur als *Spion*, herumgetrieben.

Auf weſſen Seite hier das Unrecht ſey, braucht wohl nicht beſonders herausgeſetzt zu werden; es ſpringt in die Augen. In der erſten Abth. nimmt der Vf. Hn. Paſtor *Werht* gegen den Starckſchen *Antiwerht* in Schutz, und zeigt augenſcheinlich, wie ſehr ſich letzterer ſelbſt widerſpreche, wenn er das zwiſchen den Klerikern und Rittern des T. O. geſchloſſene Pactum als *unbedeutend* und *unbeweiſend* vorſtelle, und behaupte, daſs die den erſtern darinn concedirten Privilegien ihnen *lächerlich* geweſen, und bloſs von den *Rittern* ohne Zuthun der Kleriker in das Pactum geſetzt worden wären. Hr. St. habe doch, nach S. 63 des 2ten Th. des Anti St. Nic. von den Klerikern ſchon 1767 gerühmt, „daſs ſich bey ihnen noch Vorſchriften und Titularia befänden, die ganz nach der alten Verfaſſung eingerichtet wären, wie z. E. in *funeralibus* und andern Fällen," und in ſeiner Klagſchrift gegen die Monatsſchriftſteller ausdrücklich geſagt, daſs die Ritter die Vorrechte der Ritterſchaft, und die Kleriker, *die auch etwas hätten vorſtellen wollen*, die Vorrechte des Klerikats, *beide vor ſich* gefunden hätten. Auch verſichere er S. 351 ſeines *Antiwerhts* „der Prior der Kleriker, Hr. *von Raven*, ſey es geweſen, der dieſe Sache betrieben, das Pactum *entworfen* und *geſchloſſen* habe." Nun gebe aber die geſunde Vernunft, daſs der Prior Clericorum, *wenn er die Sache ſelbſt betrieb*, nicht in *ſeinem eigenen Entwurfe* die eigentlichen Privilegien und Titularia, welche die Kleriker zu *beſitzen* vorgaben, werde *weggelaſſen*, und dagegen ſolche hineingeſetzt haben, welche ſeinen Clericis, die doch das Pactum auch mit unterſchreiben muſsten und mit Hn. St. wirklich unterſchrieben haben, *lächerlich* geweſen wären. Wenn nun aber, fährt Hr. N. fort, die *Ritter*, (die, ehe ſich Hr. St. mit ſeinem Kanzleramte bey ihnen meldete, von keinen *templariſchen Klerikern* etwas wuſsten, und deren Rechte nicht kannten, wie denn auch von ſolchen Vorrechten *in keinem einzigen gedruckten Buche* ein Wort ſteht,) die Rechte der Kleriker *nachgeſchlagen* und *gefunden* haben ſollen; *wo* hatten ſie ſolche nachgeſchlagen und gefunden? Dies *wo*, ſagt der Vf., giebt Hr. St. nicht an; denn er wollte nicht, daſs der Leſer dahin ſähe, wo ſeine ärgſte Schwäche iſt, und wo alle ſeine Vorſpiegelungen in nichts zerfallen. Nur ſtreuet er nachher gelegentlich S. 308. 314. u. ſ. w. unvermerkt ein," man dürfe nur die alte templariſche Regel beym *Du Puy* nachleſen, da werde man finden, daſs *alles*, was im Pactum von den Klerikern geſagt wird, *lauter Dinge* wären, welche ſchon bey den alten T. H. im Gange geweſen. Hingegen zeigt Hr. N., daſs nach allen Urkunden beym *Du Puy* die Kleriker, oder vielmehr Capellani, Sacellani oder Presbyteri, der alten T. H. in dieſem Orden *höchſt unbedeutende Leute* und gar nicht von der Wichtigkeit waren, wozu ſie Hr. St. erheben will; und daſs nicht allein weder in den von St. citirten hier wörtlich eingerückten, noch in allen übrigen Stellen der alten templ. Regel, ein Wort von den in dem Pacto der neuern Kleriker enthaltenen Privilegien, ſondern ſogar noch überdies von manchen Anmaſsungen derſelben gerade das Gegentheil ſtehe, und daſs die Behauptung des Hn. W., die Privilegien, Kirchen und andere geiſtliche Gebäude, in Ermangelung eines Biſchofs, bloſs durch ihre Prieſter weihen zu laſſen, geiſtliche Handlungen an mit dem päbſtl. Interdict belegten Orten und Perſonen zu verrichten, und der Indiction des Bannes wären wirkliche Vorrechte der Jeſuiten geweſen, guten Grund habe. Dieſe Unterſuchung iſt, wie ſich auch zum voraus von dem Vf. der Abhandlung *über die Tempelherren* vermuthen lieſs, zu wichtig, und die darinn dargelegten Gründe ſind zu auffallend wahr, als daſs ſie nicht von jedem, den dieſer Starckſche Streit intereſſirt, ganz geleſen zu werden verdienten, weshalb wir uns auch enthalten, ferner einzelne Proben daraus mitzutheilen. Nur dies muſs Rec. noch ſagen: daſs er ſich der Gedanken nicht erwehren konnte, daſs Hr. St., da ihm als einem mit der chriſtl. Kirchengeſchichte ſo vertrauten Gelehrten jene Uebereinſtimmung der Vorrechte ſeines Klerikats mit den Vorrechten der Jeſuiten gewiſs nicht unbekannt geweſen, doch wohl beſondere Gründe gehabt haben müſſe, dieſe Uebereinſtimmung zu ignoriren.

Im No. 5. ſubmittirt Hr. P. *Wehrt*, (ſo ſchreibt er ſich jetzt) ohne ſich auf die Beſchuldigungen und perſönlichen Angriffe des Hn. St. beſonders einzulaſſen, ſeine Sache dem Urtheile des unbefangenen und unterrichteten Publikums, dem er auch um ſo zuverſichtlicher entgegen ſehen kann, da ihn Hr. Nicolai ſo nachdrücklich vertreten hat. In Anſehung ſeines moraliſchen Charakters erkennt er gerade die Männer, von welchen Hr. St. S. 356 ſeiner Schrift ſagt, daſs ſie ihn verachteten, als competente Richter, und unterwirft ſich ihrem Ausſpruche. Alles geſchieht in einem einem Lehrer der Religion anſtändigen Tone.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Schwerin* u. *Wismar*, b. Bödner: *Elmerich*. Trauerſpiel in 4 Aufzügen, nach dem Engliſchen, 90 S. 8. Andreas, König von Ungarn, reiſet nach dem gelobten Lande, vorher bekleidet er Elmerich mit der Stadthalterwürde, und ganzen königlichen Macht. Die Königin liebt Elmerich, und geſteht es ihm, da kaum ihr Gemahl zum Thore hinaus iſt. Er bleibt ſeiner Pflicht und Zenomiren, ſeiner Gattin, treu. Dieſe wird von Konrad, Prinz von Mähren, Bruder der Königinn, geliebt, und auf Anſtiften der rachgierigen Königinn, von ihm geſchändet. Elmerich läſst nun dieſen Prinzen erdroſſeln, welches auch der Königin wiederfahren ſoll, die ſich aber in ein Schwerdt ſtürzt. Der König, den ſeine Gemahlin, als würde ſie von Elmerich verfolgt, hat zurückrufen laſſen, findet die Leichen, will anfangs Elmerich tödten, erfährt alles, beſtätigt ſeine Urtheile und Gewalt und reiſet dann weiter an den Jordan. — Dieſe Gräuel folgen in ſo kurzer Zeit, und ſo unvorbereitet auf einander, das Ganze iſt ſo unleidenſchaftlich, daſs man ſich weder für Tugend noch Laſter intereſſirt. Die Königinn iſt ein gemeines laſterhaftes Weib, die ihre Flammen bekennt, da faſt noch der Nachtrab von ihres Mannes Heere, in den Thoren von Ofen ſeyn muſs. Solche Charaktere empören. Die andern alle laſſen weder kalt noch warm.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Julius 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Neueſtes katechetiſches Magazin zur Beförderung des katechetiſchen Studiums.* Ausgearbeitet von *Johann Friedrich Chriſtoph Gräffe*, Paſtor zu Obernjeſa bey Göttingen. *Erſtes Bändchen, über Begriffe in katechetiſcher Hinſicht bey der Landjugend.* 1789. 126 S. 8. (6 gr.)

Hier tritt ein neuer Schriftſteller im katechetiſchen Fache auf, von dem ſich viel erwarten läſst, der eignen Beobachtungsgeiſt, pſychologiſche Menſchenkenntniſs, alte Literatur, in ſofern ſie hiezu dient, einen hellen thätigen Geiſt und Erfahrung aus eignen Verſuchen zeigt und mittheilen will. Sein Plan iſt dieſer: 1) er will die Katechetik nach allen ihren Theilen und Zweigen nach und nach ganz umfaſſen, daher 2) über die wichtigſten Theile dieſer Kunſt Abhandlungen liefern, die ganz praktiſch ſind, ins Specielle gehen, und bey jeder Regel eine oder mehrere Anwendungen hinzufügen; 3) Katechiſationen über den Hannöverſchen Katechismus mit Anzeige, warum ſie von dieſem oder jenem Geſichtspunct ausliefen, dieſe oder jene Wendung nahmen; 4) ſein Augenmerk dabey beſonders auf Bauerukinder richten, und deswegen 5) Beobachtungen und Erfahrungen über Bauern und deren Kinder in Abſicht ihrer Denkungsart, ihrer Principien, Richtung und Maſſe ihrer Ideen mittheilen, um ihre Seele in Thätigkeit zu ſetzen, oder vorherzuſehen, womit ſich ihre Seele künftig in gewiſſen Lagen beſchäftigen werde, um ihr eine gute Richtung zu geben. 6) Es ſoll daher kein Journal ſeyn, nicht Schriften beurtheilen, nur von Zeit zu Zeit eine Reviſion anſtellen, wie weit man im katechetiſchen Fache gekommen ſey; 7) alles ganz praktiſch vortragen. Er macht ſich zu keinen Terminen der Fortſetzung anheiſchig. Jedes Bändchen ſoll einen beſondern Titel haben, damit man jede Abhandlung einzeln kaufen könne.

In dieſer erſten Abhandlung *über Begriffe in katechetiſcher Hinſicht bey der Landjugend* zeigt der Vf. zuerſt, dafs man durch die rechte, dem kindlichen Verſtande proportionirte, Sprache ſich den Weg bahnen müſſe, auf ihre Denkart gehörig zu wirken. Dafs man folglich 1) der jungen Seele nicht zu viel Gegenſtände auf einmal aufdringen, ſondern zuerſt nur *einen* Begriff zum Ueberdenken aufſtellen muſs. 2) Dafs man bey einer neuen Vorſtellung einige Zeit verweilen müſſe, um der Seele des Kindes mehr Gelegenheit zu geben, den neuen Begriff in ſein Eigenthum zu verwandeln, welches durch ein Beyſpiel von katechetiſcher Unterredung gut erläutert wird; 3) dafs man eine Sache, oder einen Begriff von mehrern Seiten vorſtellen, ſonderlich durch Erfahrungen, die aus der Kinder Leben und Geſichtskreiſe entlehnt ſind, erläutern müſſe, welches an der Geſchichte Joſephs zum Muſter geſchieht, wobey hier doch vorausgeſetzt wird, dafs die Kinder die Geſchichte ſelbſt ſchon wiſſen, oder aus vorhergegangener Vorleſung im Gedächtniſs behalten haben. Zum feſtern Behalten iſt denn ſolche Zergliederung und der Verſuch, ſie die Geſchichte ſelbſt wieder erzählen zu laſſen, allerdings gut, ſo wie die folgende Entwickelung moraliſcher Lehren aus derſelben. Als ein Hülfsmittel, die Kinder zum Reflectiren anzuleiten, läſst ſie der Vf. zu einer gegebenen Definition einen Gegenſtand nennen, und ſucht in ihnen eine Fertigkeit zu erwecken, alles aufs Leben anzuwenden und zu unterſcheiden, wo ihre erlernten Grundſätze einpaſſen, z. E. was *ihnen* Sünde ſeyn würde, wie der Schein oft trügt, zur Verhütung der Verführung junger Mädchen und andrer Sünden und Glücksſtörungen. Das iſt alles zweckmäſsig und bildet verſtändige Menſchen und Chriſten; da die Vernachläſſigung dieſer Methode dagegen ſtumpfe Gedankenloſigkeit in der Religion und Immoralität nach ſich zieht. Bey Gelegenheit der pſychologiſchen Bemerkung, dafs Menſchen ohne höhere Cultur der Seelenkräfte weit mehr ſinnliche als Verſtandesbegriffe haben, kommt eine beyläufige gute Anmerkung über diejenigen bibliſchen Stellen vor, wo der Liebe gerade Hafs entgegengeſetzt wird, als gäbe es kein Mittel zwiſchen beiden, da es doch, wie bekannt, nur heiſsen ſoll, weniger lieben, nemlich: „hätte man dieſen Gange, wie ſich Begriffe und deren Bezeichnungen „beym uncultivirten Menſchen nach ſeiner individuellen „Lage verhältniſsmäſsig formen, mehr nachgeſpürt, ſo „würden jene particulariſtiſchen Meynungen, die ſo marternd wären, nie haben aufkommen können. Dergleichen Beſchreibungen und Ausdrücke muſs man auch „nicht Orientalismen nennen, ſondern ſinnliche Begriffe „und ſinnliche Sprache, wie ſie ſich allenthalben bey allen noch jetzt lebenden Menſchen finden,“ — wovon der Vf. Beyſpiele aus ſeiner Erfahrung S. 99. anführt. Hieraus zieht er nun folgende Regeln: 1) man fange beym Unterricht nicht vom Geiſtigen, Ueberſinnlichen an; 2) man nehme die Sachen und Lehren nur von der Seite, wie ſie den Kindern am meiſten bekannt ſind; 3) man erſchwere nicht das Nachdenken der Landjugend durch zu viele abgezogene Begriffe von Ebenmaafs, Verhältniſs, Schicklichkeit, Uebereinſtimmung, Abſicht, Mittel, Grund und dergl., die ſogar Cicero, der ſie in ſeinen philoſophiſchen Schriften häufig braucht, doch in ſeinen Reden an das Volk vermeidet, (eine groſse Lection für junge Prediger und Candidaten!) 4) man mache moraliſche unſinnliche Gegenſtände, Lehren und Wahrheiten durch ſinnliche Bilder oder Vergleichungen faſslich, lebhaft und anſchaulich.

ſchaulich, und 5) komme wichtigen moraliſchen Begriffen durch erweckte lebhafte und ſtarke moraliſche Empfindungen zu ſtatten. Alles wahr und gut; und wiewohl es ſchon oft geſagt iſt, doch von dem Vf. in ein neues Licht geſtellt. Wir wünſchen nur, daſs er mit Vermeidung unnützer Digreſſionen ſich über dasjenige ausbreite, was er durch die Erfahrung der Fähigkeit der Kinder aus den unterſten Ständen angemeſſen, und bey ihnen anwendbar gefunden hat.

Worms, b. Kranzbühler: *Grundſätze von der Regierungsform der katholiſchen Kirche*, von *Bonifaz C. S. Schalk.* Zweyte verbeſſerte Ausgabe. 172 S. 8.

Dieſe Abhandlung erſcheint ſeit zwey Jahren nun ſchon zum drittenmale. Zuerſt ward ſie in das *neue Magazin des neueſten Kirchenrechts und der Kirchengeſchichte katholiſcher Staaten* 1. B. 1. H. eingerückt unter der Aufſchrift: *über die kirchliche Regierungsform*, dann beſonders abgedruckt unter dem Titel: *über kirchliche Regierungsform bey den Katholiken.* Der Hr. Vf. fand es für gut, bey der zweyten Auflage ſich zu nennen, und den Titel wieder abzuändern. Vergleicht man dieſe Ausgabe mit den vorhergehenden, ſo wird man keine weſentliche Veränderung, aber beſondre Ueberſchriften bey jedem Paragraphen antreffen, und hält man die Arbeit des Hn. Vf. mit den bereits unter den deutſchen Kanoniſten über dieſen Gegenſtand feſtgeſetzten Grundſätzen zuſammen, ſo findet man ſein Geſtändniſs ſehr wahr, daſs er nichts neues vorbringe. Wenn er aber darinn ſein Verdienſt ſetzt, daſs er Wahrheiten ſage, die noch zu wenig geſagt ſind, und nicht oft genug geſagt werden können, ſo mag ſich dieſer Anſpruch nur auf ſeine katholiſchen Glaubensgenoſſen beziehen. Der unparteyiſche Chriſt entdeckt hier die vergebliche Bemühung, die kirchliche Verfaſſung einer bekannten Regierungsform anzupaſſen, und das verdächtige Beſtreben, die Bibelſtellen, die den Primat betreffen, auf einer Seite, wenn man daraus wider die Unkatholiſchen das Dogma herleiten will, in dem ausgedehnteſten Sinne zu nehmen, und auf der andern wieder ſo zu beſchränken, daſs daraus nicht mehr, als das Intereſſe des Episcopalſyſtems geſtattet, geſchloſſen werden dürfe. Die Erhaltung der Einigkeit in der Kirche wird bereits für das Princip des Primats, und für den ſichern Maſsſtab, die Rechte deſſelben zu beſtimmen, angenommen; und man bedenkt nicht, wie ſchwankend und unſicher eben dies Princip ſey, indem es in der Schrift nicht angegeben iſt, und nur eine Vernunftgeburt einiger afrikaniſchen Väter zu ſeyn ſcheint. Indeſſen dient es dazu, die groben Auswüchſe des Primats zu beſchneiden, und zu zeigen, was derſelbe *nicht* ſey. Es iſt immer Gewinn und Annäherung zur Wahrheit, wenn einſtweilen nur die blinde Anhänglichkeit an die curialiſtiſchen Grundſätze in Nachdenken und Zweifel aufgelöſt wird. Dazu mag dieſe Abhandlung gute Dienſte thun.

FREYMAUREREY.

1) München u. Augsburg: *Das Geheimniſs der Boſsheit des Stifters des Illuminatismus in Baiern*, zur Warnung der Unvorſichtigen hell aufgedeckt, von einem ſeiner alten Kenner und Freunde. Mit Begnehmigung des hochwürdigen Ordinariats. 1787. 108 S. 8. (4 gr.)

2) Edessa: *Der ächte Illuminat, oder die wahren, unverbeſſerten Rituale der Illuminaten.* Enthaltend 1) *die Vorbereitung*, 2) *das Noviziat*, 3) *den Minervalgrad*, 4) *den kleinen und* 5) *den groſsen Illuminatengrad.* Ohne Zuſatz und ohne Hinweglaſſung. 1788. 212 S. 8. (14 gr.)

3) Hannover, in der Schmidtſchen Buchhandlung: *Philo's endliche Erklärung und Antwort auf verſchiedene Anfoderungen und Fragen, die an ihn ergangen, ſeine Verbindung mit dem Orden der Illuminaten betreffend.* 1788. 142 S. 8. (9 gr.)

Eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen kann es nicht leiden, wenn man es um ihren Dunſtkreis her hell machen, geſunde Begriffe verbreiten, und die Menſchen von der Bahn religiöſer Schwärmerey und Kopfhangerey abziehen, und ſie zu nutzlichen nicht bloſs für jene einzelne Klaſſe, ſondern für das gemeine Weſen thätigen Bürgern umſchaffen will. Sie ſchreyen dann gleich über Gefahr, die der Religion, dem Staate und den Fürſten drohe, weil ſie ſich für die einzige Stütze derſelben halten und reclamiren die Hülfe des weltlichen Arms, weil die Sache, die ſie vertheidigen, nicht auf eignen ſichern und überzeugenden Gründen beruht. Dies iſt denn auch bey No. 1. das Geheimniſs der Boſsheit des Stifters des I. O., und ſo iſt auch die helle Entdeckung derſelben und die Warnung vor ihr beſchaffen, die aus der Feder des bekannten Exjeſuiten, Hn. *Stattler*, gefloſſen iſt. Der Stil iſt dem Inhalte und dem Raiſonnement völlig angemeſſen; jener iſt ſo unrein als dieſe. Kennzeichen des vernünftigen Selbſtdenkens ſind dieſem Manne und ſeines Gleichen Beweiſe von Stolz und Hochmuth; die Quelle aller Tugend und der aus ihr entſpringenden Glückſeligkeit iſt ihnen die *Demuth*, nemlich diejenige, die die leidige und unvermögende Vernunft unter den Gehorſam des blinden Glaubens gefangen nimmt. „Denn (heiſst es S. 105 ff.) eben deswegen, nemlich uns immer in der Demuth zu erhalten, und der ſo gefährlichen Klippe des Hochmuths vorzubeugen, übergab er (Chriſtus) ſeine himmliſche Lehre *nicht der Einſicht unſers Verſtandes* und unſerer Sprachgelehrſamkeit, um ſie ſelbſt in Schriften zu leſen und zu finden, ſondern er unterwarf unſer Urtheil darüber für immer dem *Anſehn des* beſtändig in ſeiner Kirche aufgeſtellten *untrüglichen Lehramtes.*" Entſetzlich! Wie demüthig doch dieſe Herren ſind?

No. 2. Das verbeſſerte Syſtem der Illuminaten hat der Stifter dieſes nunmehr erloſchenen Ordens, H. Hofr. *Weishaupt* im J. 1787. und in einer neuen und vermehrten Auflage im J. 1788. ſelbſt bekannt gemacht. Hier giebt ein Ungenannter, der ſich zu Ende der Vorrede *H. v. L.* unterſchreibt, die Originalſchriften, welche die 4 erſten Grade dieſes Ordens, wie ſie urſprünglich und vor der Verbeſſerung deſſelben beſchaffen waren, enthalten, heraus, und das Publicum hat nun alles in Handen, was zur Beurtheilung des Zwecks und der Mittel, ſo wie der Zweckmäſsigkeit oder Unzweckmäſsigkeit der Einrichtung und

Digitized by Google

und der Nützlichkeit, Unschädlichkeit oder Schädlichkeit dieses Ordens erfoderlich ist; es muss allerdings ein gutes Vorurtheil für ihn erregen, dass man sich nicht gescheuet hat, die Einrichtung desselben nach seinem ganzen Umfange der öffentlichen Prüfung auszusetzen. Da Rec. Gelegenheit gehabt hat, noch vor der öffentlichen Erscheinung dieser Schriften dieselben ganz kennen zu lernen, so kann er versichern, dass sie so, wie sie der Ungenannte hier giebt zuverlässig ächt sind.

Dass Herr *von Knigge* der *Philo* sey, der in No. 3. auftritt, hat das Publicum längst erfahren. Seine gegenwärtige Schrift ist zur Kenntniss der Verhältnisse verschiedener Personen, die an der Spitze des Illum. Ordens standen, der Art, wie dieser Orden zur Entstehung kam und verbreitet wurde, der Hindernisse und Beschwerlichkeiten, die dabey zu übersteigen waren, der Organisation desselben, so wie seines Verhältnisses zur Freymaurerey und besonders der eklektischen, von Wichtigkeit. Man muss der Offenheit und Wahrheitsliebe des Hn. v. K. vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da er nicht allein nichts verschweigt, was ihm entgegen ist, und auch andere, die ihm gegenüber stehen, mit Billigkeit und Schonung behandelt, und ihre Verdienste nicht verkennt, sondern auch in der That von sich und seiner Mitwirkung zur Entstehung und Verbreitung des O. mehr entdeckt, als man, ohne unbillig zu seyn, von ihm verlangen konnte. Sehr lehrreich ist die Erzählung des Hn. Vf. von dem Ursprunge und dem Fortgange seines Hanges zu occulten Wissenschaften, die einige Zweige der F. M. in ihren sogenannten höhern Graden zu besitzen entweder aus Unwissenheit oder aus Vorsatz, um dadurch zu andern Zwecken zu gelangen, vorspiegeln. Sie enthält gewissermasen die Geschichte aller jungen F. M. von thätigem wissbegierigem Geiste, die, da sie sich selbst nicht aus dem Wirrwarr von unbegreiflichen Dingen, womit ihnen bey ihrem ersten Unterrichte der Kopf angefüllet worden, zu helfen wissen, sich nun Leuten, die sich rühmen, über diese Dinge Aufschlüsse geben zu können, in die Arme werfen, um endlich einmal zur anschaulichen Erkenntniss derselben und zu einer vollkommenen Befriedigung ihrer Wissbegierde zu gelangen, bis sie zuletzt gewahr werden, dass Geld und Zeit, die sie auf Erlernung nützlicher Wissenschaften und zur Wohlfahrt ihrer Nebenmenschen verwenden konnten, umsonst verschwendet sind. Die Erzählung des Vf. vom Anfange bis zum Ende lässt sich nicht wohl kurz zusammen fassen, ohne den Eindruck, der aus der Verbindung der Theile zu einem Ganzen resultirt, zu schwächen. Wir heben also nur einige einzelne Nachrichten aus. Im Jul. 1780 trat Hr. v. K. zum Ill. O., da er verzweifelte, auf dem Wilhelmsbader-Convente zur Verbesserung der F. M. etwas nützliches zu Stande gebracht zu sehen, und *Diomedes*, den die Illum. in Baiern abgeschickt hatten, um für diese Verbindung in protestantischen Provinzen Colonien anzulegen, ihm diese Gesellschaft als eine solche geschildert hatte, „die mächtig und unterrichtet genug ware, um alles zu wirken, alles auszuführen, alles zu lehren, was Er, (Hr. v. K.) nur verlangen möge." (Das hiels freylich viel, ja in Rücksicht auf das, was Hr. v. K. damals noch, wo seine Neigung, gewisse transscendente Dinge zu Gegenständen einer anschauenden Erkenntniss zu machen, noch nicht so ganz verstummt zu seyn schien, erwarten mochte, etwas unmögliches versprechen. In der That gab dieser Orden anfanglich auch so etwas von Besitz wichtiger und untrüglicher Erkenntnissgründe in Ansehung metaphysischer Gegenstände, z. B. der Unsterblichkeit der Seele, welches doch höchstens nur subjective Ueberzeugungen seyn konnten, zu verstehen, welches aber wahrscheinlich in der Folge, da man sichs vorgenommen hatte, das System immer mehr zu reinigen und zu verbessern, auch abgestellt worden wäre.) Zu welchem Grade von innerer Stärke und Wirksamkeit blos subjective Ueberzeugungen gehoben werden können, davon zeugt folgendes Beyspiel. Da *Spartacus* an *Philo* noch immer einen Hang nach höhern Wissenschaften und speculativer Philosophie wahrnahm; so versprach er ihm auch von dieser Seite in der Folge die vollkommenste Genugthuung. Einst aber schrieb er ihm die sehr bedeutenden Worte über seine *Gewissheit* von der Unsterblichkeit der Seele: „Auch in diesem Puncte habe er dem Orden seine ganze Ruhe zu danken; er habe kürzlich durch den Tod eine sehr geliebte Gattin verlohren, wisse aber nun gewiss, dass sie für ihn nicht auf immer verlohren sey!! Uebrigens, setzt Hr. v. K. hinzu, bat er mich, jetzt weniger an diese Dinge, als an thätige Wirksamkeit für den Orden zu denken, versprach mir alles Uebrige als den Preis meiner Arbeit, und fügte hinzu: „Ich solle mich an seine Person halten, wenn er nicht alles wahr machte, was er mir verspräche, und worauf er mir seine Ehre verpfände." Man würde sehr fehl schliessen, wenn man behaupten wollte, dass Spartacus damit etwas anders beabsichtiget habe. Es war sein völliger Ernst und die allgemeine Mittheilbarkeit dieser seiner Ueberzeugung für ihn etwas sehr mögliches und ausführbares. Eben das grosse lebendige Interesse, das er für dieselbe fühlte, riss ihn anfanglich hin, niemanden, ausser einigen vertrauten Freunden, den Ursprung des Ordens zu offenbaren, und es selbst beym Hn. v. K. als ein Mittel zu brauchen, ihn zur Verbreitung des O. in Thätigkeit zu setzen, und es wirkte auch, wie die Folge gezeigt hat. — Mit der Minervalklasse, heisst es S. 52., habe es in protestantischen Ländern durchaus nicht fortgewollt, und sie sey auch vorzüglich nur in versinsterten katholischen Provinzen und auf mittelmässige Alltagsmenschen anwendbar. Rec. kann hierinn dem Hn. Vf. nicht beypflichten. Die Schuld muss in jenem Falle immer an dem M. Magistrat gelegen haben, und eine Anstalt zum vernünftigen Unterricht junger Leute ist doch in protestantischen Ländern auch bis jetzt noch durch nichts entbehrlich gemacht worden. Hr. *Weishaupt* hatte also allerdings Grund, auf der Errichtung solcher Minervalklassen zu bestehen. Mit Grunde hingegen würde der Hr. Vf. Hn. W. tadeln, dass er zu Durchsetzung seiner Plane einen Despotismus der Obern gegen die Untergebenen, und einen unbedingten blinden Gehorsam dieser gegen jene für nöthig gehalten habe, wenn dem wirklich so ware. Denn wenn die Zumuthungen, welche an die Untergebenen geschahen, billig, anständig und erlaubt waren, so hatte man keinen Grund, ihnen die Ursachen, Zwecke und Bewegungsgründe vorzuenthalten, und da der Orden, ausser der Ausschliessung, kein Zwangsmittel hatte, so ware es ungerecht

Digitized by Google

gewesen, ein Mitglied darum aus dem Orden zu weisen, weil es nichts ohne vernünftige Bewegungsgründe und Zwecke thun wollte. (Wir wünschten, dafs sich Hr. W. über diesen, so wie über andre Puncte dieser Schrift, die ihn betreffen, erklärte, welches gelegentlich in der Fortsetzung seines *Pythagoras* geschehen könnte.) Auch das ist richtig, dafs die Begriffe über Aufklärung im O. noch sehr unbestimmt waren, wir setzen hinzu, dafs es überhaupt noch an einem festen System der Erziehung und des Unterrichts mangelte, das sowohl nach Grundsätzen als Methode in der Folge noch hätte entworfen werden müssen. Zur Ausarbeitung des Illuminatensystems bekennt sich der Hr. Vf. (S. 86.) selbst. Da er dabey die Aufsätze des Spartacus, deren Hauptcharakter Nachahmung des Jesuiteninstituts zu guten Zwecken ausmachte, zum Grunde legen, dasjenige aber, was er selbst hinzuthat, das Gepräge von seinem Thätigkeitstrieb, Anhänglichkeit an Mystik und sanfter Schwärmerey, tragen, überdies auch das Ganze in die Fr. Maur. hineinpafsen und auf die Hieroglyphen derselben anwendbar seyn, auch Leuten von allerley Ständen, Gemüthsarten, Fähigkeiten und Stimmungen interessant gemacht werden mufste, so läfst sich leicht denken, dafs auf diese Art eben kein Ideal herauskommen konnte. (Im Vertrauen gesagt, so wie es Hr. v. K. gemacht hat, ist es noch etwas weniger als kein Ideal. Er mufste schlechterdings dabey alle eigne und fremde Neigungen fahren lassen, und keine Rücksicht darauf nehmen. Das mystische Zeug, das er aus seinem eignen Vorrath hineingewebt hat, giebt der Sache im Gegensatz mit dem, was in dem System schlichten Menschenverstand verräth, ein sehr zweydeutiges Ansehn.) Dieses System war in 3 Hauptklassen getheilt, deren jede 2 Unterabtheilungen hatte: 1) die Pflanzschule begriff das *Noviziat* und die *Minervaklasse* in sich. Dann folgte 2) die Maurerey, und zwar die *symbolische* und die *schottische*, oder der *Illuminatus minor* und *major*; und endlich 3) die Mysterienklasse, welche die *kleinen* und die *grofsen Mysterien* enthielt. Die Schriften, welche die 4 Unterabtheilungen der beiden ersten Hauptklassen betrafen, sind diejenigen, die in der Schrift N. 2. enthalten sind. Durch den kleinen Illuminatengrad ward dieser O. mit der F. Maurerey verbunden. Ein Ill. minor mufste nothwendig die 3 symbolischen Fr. M. Grade besitzen. Der grofse Ill. Grad fafste unter sich das schottische Noviziat und den schottischen Ritter oder dirigirenden Illuminaten. In jenem Grade wurden einige tausend (?) Fragen aufgeworfen, nach welchen man den innern und äufsern Charakter des Menschen erforschen sollte, und keiner sollte zu diesem Grade befördert werden, bevor sein Aufseher nicht alle Fragen über ihn beantwortet hätte. Denn jeder grofse Ill. hatte ein Paar kleine Ill. unter seiner Aufsicht. In *diesem*, dem schot. R. Grade, wurde die F. M. der 3 symbol. Gr. nach den Planen und ertheilten Instructionen der O. Obern dirigirt. Zugleich enthielt das Ritual und der Katechismus dieses Grades Winke zu höherer Entzifferung der maurerischen Hieroglyphen, nebst der Weisung, fleifsig darüber nachzudenken, und den Obern Gedanken über diesen Gegenstand mitzutheilen. Dieses Ritual (sagt Hr. v. K. S. 100.) hat Hr. Hofr. *Weishaupt* äufserst abgeschmackt, zu religiös, schwärmerisch und theosophisch gefunden, und der Vf. sucht sich deswegen hier zu rechtfertigen. Was er aber sagt, hat uns nicht befriediget. Durch diese Einmischung ist der Plan unnöthig und ohne Nutzen erweitert und verwickelter worden. Man sieht durchaus, dafs sich Hr. v. K. von seinem Hange nach Geheimnissen auch hier noch nicht hat losmachen können. Die kleinen Mysterien begriffen den *Priester*- und *Regentengrad* in sich. Der Zweck des erstern war ganz religiös, er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Ursprunge und der Fortpflanzung der christlichen Religion. Unter andern wurde z. B. gelehrt, dafs Jesus den *höhern Sinn* seiner Lehre nur seinen vertrautesten Jüngern mitgetheilt habe, dieser sey von ihnen durch die Disciplina arcani unter den ersten Christen fortgepflanzt, in den Mysterienschulen der Gnostiker, Manichäer, Ophiten u. s. w. exoterisch und esoterisch gelehrt, und dann endlich, nach manchen andern Wanderungen, in Hieroglyphen versteckt, ein Eigenthum des — Freymäurerordens geworden! (und wie sieht es mit den Beweisen aus? sind auch diese in diesem O. gegeben worden, und worinn bestanden sie?) Der *Regentengrad* enthielt die gemessensten Instructionen für alle höheren Obern, nemlich für die Vorsteher der schottischen Ritter, Provincialen, Inspectoren und National-Obern. Sie regierten das Ganze, und waren, um frey handeln zu können, von den Areopagiten, oder ersten Stiftern des O. ganz unabhängig. Die *grofsen Mysterien* sind nicht zu Stande gekommen. Sie sollten nur aus 12 Areopagiten bestehen, und die Gegenstände ihrer Arbeiten die Erfahrungen und Ueberlieferungen alles dessen seyn, was nur im speculativen Fache, in den *Geheimnissen* der Religion, und in der *höhern* Philosophie den Menschen ergründbar, grofs, heilig und wichtig seyn kann. — Und demnach ist es denn gut, dafs der Fortgang dieses Werks, da es doch auch wieder in den Supernaturalismus ausarten sollte, unterbrochen worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Cassel*, mit Hampeschen Schriften: *Die Sympathie der Seelen.* Drama von *C. A. v. Münchhausen*, und (sollte heifsen: *in Musik gesetzt von*) *C. G. Grosheim.* 15 S. Die Personen der Cantate sind David, Jonathan und ein Chor von Hirten. Der Vf. zeigt Anlage zu dieser Gattung, besonders in Absicht der Versification. Doch wird er wohl thun, künftig in ähnlichen Arbeiten für mehr Einheit des Plans, mehr bestimmte Empfindung, und wenn er historische Personen wählt, für feinere und schärfere Behandlung des Ueblichen zu sorgen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Julius, 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

NEAPEL, in der Lesegesellschaft: *Nuova descrizione geografica e politica delle Sicilie* — dell' Avvocato *Gius. Maria Galanti.* Tomo III. 1789. 410 S. 8.

Dieser dritte Band des bekannten vortrefflichen Werkes (von dem ersten s. A. L. Z. 1788. No. 257.) enthält das dritte Buch, worinn der Zustand der Finanzen des Reiches weiter entwickelt wird; das 4te von der Verwendung der öffentlichen Einkünfte oder von den Staatsunkosten, und das 5te von dem natürlichen Zustande des Reiches. Die Uebersetzung einer Stelle aus den ersten Blättern, mit welchen dieses dritte Buch anhebt, sey ein Beweis des Geistes und der Grundsätze, die in diesem Buche sichtbar sind: „Zur Zeit, wo das Lehensystem noch seine volle Kraft zeigte, machten die königlichen Städte die Hauptmacht des Monarchen aus; und wir haben gezeigt, wieviel dieselben zur Verbesserung der bürgerlichen Ordnung beytrugen. Hingegen wenn wir auf den Zusammenhang der politischen Uebel Acht haben, so werden wir finden, dass die Grundursache derselben in den Ueberresten dieser Lehenregierung liegt. Durch die allzugrosse Ungleichheit der Stände und Glücksgüter ward der Charakter der Einwohner verdorben, und in ihren Herzen die Vaterlandsliebe, die Liebe zum gemeinen Besten erstickt. Statt der Bürger sah man eine Menge Bettler und Sklaven, welche in Muthlosigkeit und Verachtung dahinleben, indessen einige wenige müssige Wesen, die eben so verdorben sind, blos zu existiren scheinen, um in jeder Art von übermüthiger Verschwendung zu vegetiren. Was ist jemals von solchen Einwohnern zu hoffen?" So schreibt ein Mann in Neapel, noch ehe eine grosse Nation diese nämlichen Uebel auszurotten suchte. — Der Vf. fährt fort: „In einem Buche, wie dieses, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Menschenliebe geweihet, ist es nöthig, die Thatsachen über unsere Lehenverfassung und über den Geist einer verderblichen und zugrundrichtenden Regierung, welche durch so viele Jahrhunderte in dem schönsten Theile von Europa gedauert hat, auseinanderzusetzen, u. s. w. —

Aus dem Verzeichniss der Orte und ihrer Bevölkerung, welche theils dem König, theils dem Adel, theils der Geistlichkeit angehören, kommt folgende Anzahl der gesammten Unterthanen heraus: 1,004,868 königliche, 3,376,504 adeliche und 191,130 geistliche. Der Vf. specificirt die Rechte dieser 3 Stande bey jedem Orte, und zeigt bey jeder Gelegenheit das Verderbliche dieser unter sich getrennten Mächte und ihres getheilten Interesse. Die Geldeinkünfte des Königs belaufen sich im Ganzen auf 6,564,164 Ducati. (Im zweyten Bande wurden die vollen Einkünfte des Königs auf 8 Millionen angegeben.)

Das vierte Buch enthält die verschiedenen Ausgaben, zu welchen die öffentlichen Staatseinkünfte verwendet werden. Die Summe, welche das königliche Haus empfängt, beläuft sich auf 1,223,000 Ducati. Hiezu bezahlt die Kammer (Tesoria generale) 600,000 Duc., die Kasse der Allodialgüter 120,000, der Gewinn vom Lotto zu Rom 200,000, für die öffentlichen und königlichen Gebäude giebt die Kammer noch 173,000, und für Pensionen und wohlthätige Subsidien 130 000 Ducati. Wirklich verwendet der Hof jährlich grosse Summen zur Erhaltung und Vervollkommnung verschiedener Zweige der Nationalindustrie, besonders der öffentlichen Gebäude. Auch hat die letztere Einrichtung der Seidenfabrik in der Colonie *S. Leucio* bey Caserta den König eine grosse Summe gekostet. Das Staatsministerium sowohl zu Haus, als an fremden Höfen, beläuft sich auf 250,000 D. An die Gerichtshöfe in der Hauptstadt zahlet die Kammer jährl. 130,000 D., und für die Gefangenen auch 13000 D., die ausserordentl. Einnahmen und Ausgaben nicht eingerechnet. Die Tribunale in den Provinzen kosten der Kammer jährlich ungefähr eine halbe Million. Für ein einzelnes sind die gewöhnlichen Unkosten 6389 Ducati. Der Vf. giebt hiebey immer die Listen, sowohl des Personale, als der verschiedenen Gehalte. Auch macht er dabey eine interessante Digression über die Verbrechen und Strafen.

Auf die ganze Bevölkerung von 4,815,182 Seelen zählet man jährlich 600 Todtschläge, 3680 Gefangene und 1220 Verurtheilte, wo neun mit dem Tode bestraft werden. Die Missethäter sind hauptsächlich aus der niedern und bedürftigen Klasse. Die Haupturſachen dieser Uebelthaten sind zu grosse Ungleichheit, die vielen Jurisdictionen der Baronen, wo es besonders viele Strassenräuber giebt, und von welchen man die Strafe abkaufen kann; zu Ermordungen und Verwundungen geben die meiste Gelegenheit die vielen Festtage, wo sich der Pöbel berauscht, und dann eine allgemein schlechte Erziehung und Duldung des Müssigganges. Auch tragen die schrecklichen Kerker viel dazu bey, wodurch der Bösewicht die Strafen verachten lernt. — Die Art der jetzigen Galeerenstrafen ist unwirksam, so wie auch das öftere Exiliren. Der Vf. schlägt daher Arbeitshäuser sowohl für die Gefangenen, als die zur Galeere Verdammten, vor, zu deren Einrichtung so viele unnütze Klöster dienen würden.

Jetzige Verfassung und Unkosten der Armee des Reiches, die sich jährlich auf 3 Millionen belaufen, und wovon Sicilien 1,080,000 Ducati bezahlt. Ein Regiment zu Fuss besteht in Friedenszeiten aus 1,110 Mann, in Kriegszeiten aber aus 1,700 Mann. — Die Armee beste-

beſtehet aus 20 Regimentern zu Fuſs, 4 fremden und 16 theils Nationaltruppen, Veteranen und Vallonen. Die erſten vier Regimenter ſind immer auf dem Kriegsfuſs complet; von den andern hat jedes 600 Mann Miſſen. — Die Cavallerieregimenter ſind 8, jedes zu 674 Mann, ſowohl zu Friedens- als Kriegszeiten. — Das Leibregiment (Corpo reale) hat 2253 Mann. In dieſe Unkoſtenrubrik kommen noch die Militärſchule, die Invaliden, die königlichen Jäger, Hellebardiers, Feldjäger, Provincialtruppen. — Die ganze Armee auf den Kriegsfuſs geſtellt, macht zuſammen 51,819 Mann zu Fuſs, und 5,388 zu Pferd. Hier iſt wieder eine genaue Liſte beygefügt, was jedem Soldaten, vom oberſten Officier an bis auf den gemeinen Mann, monatlich oder täglich bezahlt wird. — Verfaſſung und Unkoſten der königlichen Marine. Dieſe koſtet jetzt nach einer neuerlichen Vermehrung jährlich 1.023,000 Duc., wovon Sicilien jetzt 120.000 bezahlt. — Die zwey Hauptſchiffswerfte ſind zu Neapel und Caſtell'amare. Die königliche Marine beſteht jetzt aus 4 Linienſchiffen, 8 Fregatten, 1 Orca, 6 Corvetten, 6 Schebeken, 4 Brigantinen und 10 Galeotten, welche zuſammen 39 zum Kriege gerüſtete Schiffe ausmachen. Das hierzu gehörige Perſonale ſowohl von Offizieren als Gemeinen, beſteht aus 2874 Mann. — Der Vf. glaubt, daſs es der Vortheil des Reiches ſeyn würde, immer eine kleine Marine zu halten, um bey den Zwiſtigkeiten der Seemächte ſo viel möglich neutral zu bleiben. Sie ſoll einzig und hauptſächlich dienen, die Handlung gegen die Anfälle der Seeräuber zu ſchützen. — Die Preſidj auf den Küſten von Toscana, deren Einwohner ſich nur auf 4932 Seelen belaufen, und eine Abgabe von 18.000 Ducati bezahlen, koſten dem König jährlich 163,000 Duc., weil immer zwey Regimenter in Garniſon dort liegen. Von den Grenz- und innern Veſtungen des Reiches ſind Peſcara, Gaeta und Capua die beſten. Dieſe letztere iſt der eigentliche Schutz der Hauptſtadt; obwohl Neapel auch mit ſeinen eigenen Schlöſſern verſehen iſt, wie denn jede Seeſtadt ihre Schlöſſer hat. Die ganze Seeküſte iſt mit Thürmen verſehen, welche Invaliden bewachen, nebſt beſtändig ſtreifenden Garden zu Pferd.

Im Jahr 1753 gab Karl III. einen Fond von 10,000 Duc. zu einer Militärwittwenkaſſe her. Die verheyratheten Offiziere und diejenigen, welche Penſionen von geiſtlichen Gütern oder aus dem öffentlichen Schatz genoſſen, zahlten anfänglich dazu; jetzt giebt aber der König jährlich 25,512 Duc. dazu, und die Offiziere ſind frey. Dieſe Kaſſe ſteht ſich jetzt jährlich auf 37302 Ducati. Die Penſionen werden nach dem Offiziersrang gegeben. Man muſs die Erlaubniſs vom König zum Heirathen haben, ſonſt iſt man dieſer Penſion unfähig.

Staatsunkoſten für die Heerſtraſsen, Erziehungsanſtalten, Kranken- und Armenhäuſer. Um die innere Communication im Reiche zu befördern, wird nun ſehr ernſtlich gearbeitet, Hauptſtraſsen anzulegen, die alle von Neapel als von ihrem Mittelpunct ausgehen. Gegen die römiſche Gränze bis Terracina 68 Meilen weit; bis Sannio 107 Meilen, bis Teramo in Abbruzzo 162 Meilen ſind ſie vortrefflich. Dieſe letztere hat zwey Seitenwege nach Aquila und Sora, an denen wirklich gearbeitet wird. Der Weg nach Lecce durch Apulien von 234 Meilen iſt auch ſchon bis Biſceglie, 129 Meilen weit, fertig. Zwo Nebenſtraſsen dieſer letztern, erſtlich über Foggia nach Manfredonia, und zweytens nach Melfi ſind auch gemacht. An der Straſse nach Calabrien bis Reggio von 280 Meilen wird auch gearbeitet, aber bis jetzt iſt nur eine Strecke von 46 Meilen fertig. Dieſe hat gleichfalls zwey Seitenwege; einen nach Mutera, den andern nach Turſi. Bis jetzt haben nur die Straſsen nach Rom und Apulien ordentliche Poſten; die andern ſind bloſs für Couriers. Die Provinzen zahlen jetzt für den Straſsenbau 280,000 Duc. Die Kirchengüter geben das Meiſte hiezu; hingegen die Lehnsherren faſt nichts, obgleich ſie den meiſten Nutzen davon ziehen.

Aus dem nun folgenden Artikel ſieht man, welcher Verbeſſerungen dieſes ſchöne Reich noch fähig iſt. Es iſt keine Provinz, die gegen die beiden Meere zu nicht ungeheure Strecken hat, die gleichſam zur Pfütze geworden, und deswegen in den Sommermonaten wegen der böſen Luft unzugänglich ſind; da doch eben dieſe Gegenden in ältern Zeiten die blühendſten Städte hatten, und eine faſt unglaubliche Menge Einwohner ernährten. Die *Campania felice* iſt zum Theil ausgetrocknet, doch ſind Volturnum, Linternum, Cuma, Baja etc. noch ganz entvölkert. Im nemlichen elenden Zuſtande finden ſich im Principato citeriore die Gegenden am Fluſſe Sarno, als Velia und Perto. Faſt die ganze Küſte von Calabrien iſt ungeſund, wie auch die untern Theile von Italien, welche das Marcheſato ausmachen, obwohl ehemals Crotona, Sibari, Locri berühmte Städte allda waren. Das nämliche Elend betrifft die Baſilicata, wo ehemals Metapontum und Heraclea blühten. Die Gegend von Otranto, die einen Umfang von 200 Meilen hat, zählet jetzt nur vier Städte, Taranto, Gallipoli, Otranto und Brindiſi. Die Geſtade des Meeres ſind allda groſsentheils mit Pfützen und Waldungen bedeckt. Zwiſchen genannten vier Städten findet ſich keine andere Wohnung. Apulien iſt eine wahre Wüſteney. Auch Bari und Capitanata hat verſchiedene Sümpfe. In den Gebürgen von Abbruzzo iſt bey Colonnella, Giulia nuova und Peſcara auch ſchlechte Luft. — Der Deſpotismus der Römer hat der Bevölkerung und Bebauung dieſer ſchönen Provinzen den erſten Stoſs gegeben. Der Verfall des römiſchen Reiches entvölkerte ſie durch die nachkommenden Revolutionen vollends. Die jetzigen Beſitzer dieſer Strecken, der Adel und die Geiſtlichkeit ſind zu reich, um vermittelſt einer gröſseren Bevölkerung auf die Verbeſſerung und den Anbau derſelben zu denken. Die Anſtalten der Regierung können nur nach und nach ihren wohlthätigen Wirkungskreis in dieſer Rückſicht verbreiten; aber vorher iſt eine Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes dieſer Nation nöthig. Der Vf. redet hier von Erziehungsanſtalten, von Religion und Wiſſenſchaften. — „Die Religion, ſagt er, iſt von Gott nur zum Wohl der Menſchheit eingeſetzt, und das Hauptverdienſt der chriſtlichen Religion iſt, daſs ſie alle Pflichten der Menſchheit anbefiehlt; aber unſere Vorfahren begnügten ſich, mehr die Dogmen davon zu glauben, als den Geiſt und die Sittenlehre davon zu befolgen. Die Unkoſten der Religion ſollen

sollten Unkosten des Staates seyn, und die Diener der Religion sollte man unter den besten Bürgern, so wie die obrigkeitlichen Personen, wählen. Die Sache ist höchst wichtig, wenn man bedenkt, dass der Mensch in der Gesellschaft sich hauptsächlich nach derselben bildet. Aber die Religion ist seit 15 Jahrhunderten so durch Irrthümer und Leidenschaften entstellt, dass ihre gänzliche Reform nur für künftige Jahrhunderte zu hoffen ist. Es sey uns genug, dieselbe vorbereitet zu haben."

Die wissenschaftlichen Anstalten werden sehr streng beurtheilt, besonders die neue Akademie, welche 1780 auf den Fuss der Londner und Pariser ist eingerichtet worden, und wozu der König jährlich 10.000 Ducati giebt. Der Vf. glaubt: „um das schöne Jahrhundert von Friedrich von Schwaben wieder aufblühen zu machen," müssten die Hauptgegenstände der Akademie folgende seyn: *a)* Topographie des Reiches, *b)* Chorographie, *c)* natürliche und diplomatisch sichere politische Geschichte. *d)* Nationalsprache, *e)* Schulverbesserungen. — Der König hat nun angefangen, in der Hauptstadt und in vielen herumliegenden Gegenden die Normalschulen auf den Fuss der österreichischen Erblande einzuführen. Die Klöster werden besonders hiezu gebraucht, und die Mönche, welche nicht lehren, müssen 10, die Nonnen aber 5 Procent zu deren Unterhalt bezahlen. Die See- und Agriculturschulen sind nach den verschiedenen Gegenden auch damit verbunden. Diese Schulen sollen im ganzen Reich eingeführt werden. Der Vf. tadelt die Erziehung zu Haus und in den Collegien, Seminarien und Klöstern sehr, und dringet auf ihre Verbesserung. Von den Mädchen sagt er: sie werden entweder zum Kloster verdammt, oder man sucht liebenswürdige Coquetten aus ihnen zu zu machen, anstatt sie zu Hausmüttern und Erzieherinnen zu bilden. —

In der Menge und dem Reichthum der milden Stiftungen wird nicht leicht ein anderer Ort in Europa mit Neapel verglichen werden können. Es sind allein 45 Conservatorii da, die zusammen 5000 Personen einschliessen, und deren Zweck kein anderer ist, als Religionsübungen und Andacht. Menschen von allen Ständen und Alter können da unterkommen. Nebst diesen ist das *Real Albergo de' Poveri*, worinn sich an Kindern und alten Leuten 800 Köpfe befinden. Seine Renten belaufen sich auf 33.941 Ducati. Auf seinen neuerlichen Bau hat man 900.000 Ducati verwendet. Die Kinder suchet man in verschiedenen Handwerken zu unterrichten. Das Conservatorium vom heil. Geist nimmt blos Kinder auf, deren Mütter ein liederliches Leben führen. Nach 10 Jahren bekömmt jedes ein Heirathsgut von 100 Ducati. Das *Convitto dell' Azienda* für verwaisete Mädchen von 230 Köpfen ist jetzt am besten eingerichtet. Die Normalschule ist damit verbunden, nebst dem Unterricht in allen Arbeiten von Leinen-, Seiden- und Baumwollenzeug. Im Alter von 18 Jahren wird ihnen eine Dote von 100 Ducati bestimmt. — Der Conservatorii, wo die Knaben zur Musik anerzogen werden, sind drey, von 230 Schülern. Das Castriren ist ihnen verboten. Die grösten Meister sind darinn erzogen worden. — Neapel hat allein 10 Spitäler, alle sehr begütert, aber schlecht eingerichtet. Verschiedene nehmen auch Wöchnerinnen auf; andere Findelkinder, deren jährliche Anzahl sich im ganzen Reiche auf 25,000 beläuft. Noch andere geben Heirathsgüter an arme Mädchen. — Die Findlinge sterben wegen ihrer schlechten Besorgung grösstentheils. Fast jede Provinzialstadt hat ihr Spital, Findel- und Leihhaus. Da, wo dieselben nicht hinlänglich mit Einkünften versehen sind, müssen die Klöster beysteuern. Die Spitäler in den Städten der Campania felice, Neapel ausgenommen, haben allein ein Einkommen von 90.000 Ducati; aber wegen ihrer elenden Einrichtung sind dieselben mehr schädlich, als nützlich. Die Brüderschaften in Neapel sind in grosser Anzahl, und besitzen zusammen einen unermesslichen Reichthum. Es sind Menschen von allen Ständen dabey. Ihr Hauptzweck sind Winkelandachten. Sie begleiten die Leiche der verstorbenen Mitbrüder, und lassen eine für jeden bestimmte Anzahl Messen lesen. Sie stehen den zum Tode Verurtheilten bey; Einige helfen den armen Processführenden; Andere geben Aussteuern für arme Mädchen, und kaufen Christensclaven los. — Der Monti di Pietà (Leihhäuser) sind 8 in Neapel. Die Pfänder, die nicht über 10 Ducati gehen, zahlen nichts. Diese Häuser geben ungeheure Allmosen, Aussteuern und Unterstützungen. Der *Monte della misericordia* verwendet jährlich allein hiezu 60.000 Ducati. Die geliehene Summe belief sich 1788 auf 3.963.113 Ducati. Der Vf. sieht alle diese Institute aus dem ächten Gesichtspunct an. Der Geist der Religion hat sie gestiftet; sie sind die Hauptursachen der Betteley und des Müssigganges. Der Vf. wünscht, dass der grösste Theil dieser Fonds möchte zu Schulen und Arbeitshäusern in den Provinzen verwendet werden. —

Das 5te Buch ist sehr interessant. Man berechnet das Reich auf 23,104 Quadratmeilen; die Bevölkerung im Ganzen auf 4.815.182 Seelen, also kämen auf jede Quadratmeile 208 Menschen. — Die Campania felice und Appulien sind die besten Getraideländer. Man pflanzet in vielen Gegenden auch Erdäpfel. Es ist ein starker Reisbau in verschiedenen Provinzen, wo Sumpf ist. Alle Arten Zugemüse finden sich häufig fast in allen Provinzen; Hanf und Flachs in allen Gegenden. Baumwolle besonders stark um Bari und Lecce. Der Saffranbau wird jetzt vernachlässigt. Tabak wächst in allen Provinzen; der um Lecce ist besonders berühmt. Der Hopfen wächst auch häufig. Der Weinbau ist sehr stark in allen Provinzen; besonders in Appulien und Calabrien, aber man versteht das Weinmachen nicht. Die Reben, welche an den Ulmen hinaufwachsen, geben einen rauhen Wein, der meistens nach Genua verführt wird, und sich durch die Fahrt bessert. Der Lagrima Christi, der am Vesuv wächst, ist erst gut, wenn er ein Jahr hat; die übrigen Weine halten sich meistens nur ein Jahr, aber blos weil man sie nicht zu machen und zu halten weiss. Die besten Weine sind der von Posilippo, Capri, Pillerello, Puzzuoli, Ischia-Trani; in Calabrien von Pargia, S. Elia, Girace, Mantamo, Nicastro, Castiglione u. s. w. Viele sind süss; einige so stark, dass man einen Tag vorher Wasser damit mischen muss, wenn man sie trinken will. In mehrern Provinzen sind die Trauben vortrefflich zum Essen. Die Oelbäume sind häufig, fast

Digitized by Google

in allen Provinzen, besonders aber um Bari und Otranto. Das Oel von Venafro in Campania ist das beste. Der Handel desselben wird gehindert, daher die wenige Sorgfalt, es zu machen und zu bauen. Baumfrüchte giebt es aller Art. Die Seeküsten geben besonders sehr viele Limonen, Orangen und Citronen. Calabrien hat deren ganze Wälder. Von diesen, wie auch von Mandeln, Feigen, Castanien, werden eine ungeheure Menge ausgeführt. Auch mit Capern und gesalzenen Schwämmen wird ein starker Handel getrieben. Der Maulbeerbaum wird besonders in Calabrien und der Campania gepflanzt. Die Würmer machen drey Aerndten. Zu Sorrent und um Neapel wird die beste Seide gewonnen. In Calabrien und Capitanata sind die Bäume, welche die Manna bringen, häufig. Von den Baumarten sind die vorzüglichsten: die Hagenbuchen, Eichen, Cartanien, Ulmen, Pappeln, Weiden, Fichten, Buchen und Pinen. Jede Provinz hat häufige und nach der Lage eigene Waldungen. In Calabrien sieht man fast keinen Baum, als Castanien und Pinen, die Waldungen sind aber ohne alle Aufsicht; deswegen ist da und dort Mangel an Brenn- und Bauholz. In den Gebürgen giebt es seltene Medicinalkräuter u. a. m. Zur Aufnahme der Viehzucht kennet man noch keine künstliche Wiesen; die Weiden aber in Abbruzzo und Appulien sind vorzüglich gut. Die Pferde sind wohlgebaut, feurig, grofs. Der Vf. sagt: die Pferde aus Apulien wären die besten in Europa. In Calabrien sind die Pferde weniger grofs, aber schön und dauerhaft. Die Rassen werden vernachlässigt, weil man den Verkauf ins Ausland verbot. Die Maulthiere sind häufig und sehr gut, besonders in Lecce und Abbruzzo. Eine Menge Esel findet sich überall. Der Vf. schlägt vor, das Kameel in Calabrien zu naturalisiren. Das Hornvieh ist häufig, besonders in der Campania; das Kalbfleisch von Sorrento ist vom feinsten Geschmack. Die gröfsten Heerden Kühe finden sich aber in Otranto und Capitanata. Büffel findet man überall in sehr warmen und sumpfigen Gegenden; man spannt sie vor den Pflug und in Karren. Das Fleisch davon ist nur der Pöbel zur Herbstzeit; die Häute geben gutes Sohlleder. — Die Ziegen könnten in viel gröfserer Menge seyn; aber man weifs nicht den gehörigen Nutzen davon zu ziehen. Von den Schafen hat man sechs Arten, verschieden in Gröfse, Farbe, Güte der Wolle und des Fleisches; in Abbruzzo sind die besten. Die Ebenen von Appulien wimmeln von Millionen Schafen. Der Vf. schlägt Mittel vor, die Wolle zu verbessern. Diese wird meistens nach Frankreich und Deutschland über Venedig verkauft; das Fleisch geht in den Kirchenstaat und Toskana. Von Käsen giebt es viele Arten, der berühmteste ist der Caciocavallo und die Provole von der Milch der Büffelkühe; doch werden aus Sicilien, Sardinien und Morea noch viele Käse eingeführt. Schweineherden giebt es häufig in den Gebürgen, wo Eichelwälder sind. Die Ausfuhr ist verboten, damit die Hauptstadt immer reichlich versehen bleibt. Das Wild ist in vielen Gegenden häufig, als Hirsche, Rehe, Schweine, Haasen, Füchse, Kaninchen, Wölfe, Baren, welche den Herden in manchen Gegenden sehr gefährlich sind. Die Bienenzucht ist vernachlässigt, ausser in der Provinz Lecce. Es ist eine grofse Consumtion von fremdem Wachs im Reiche. Das Geflügel, als Hennen, welsche Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Pfauen, ist sehr haufig. Abbruzzo allein verkauft jährlich an den Kirchenstaat 20,000 Puterhühner. Das Wildgeflügel ist auch zu jeder Jahrszeit in unerhörter Menge vorhanden. Ehedem waren die Heuschrecken den schönsten Feldern sehr gefährlich; jetzt aber erscheinen sie seltner. Der Fischfang ist in beiden Meeren, in den Landseen und Flüssen sehr ergiebig. Die Hauptgattungen werden nach den verschiedenen Provinzen beschrieben; aber die Fischerey ist wegen der zu starken Abgaben zu schlecht bestellt. Die Neapolitaner und Tarentiner verstehen sich allein gut auf den Fischfang. Man führt noch alle Jahre um eine halbe Million schlechten Stockfisch wegen der vielen Fasttage ins Reich ein. —

Das Reich hat zugleich viele Mineralien; als in Calabrien giebt es Mineralsalz, Gold, Silber, Antimonium, Vitriol, Alaun, Schwefel, Bley, Markasit, Kupfer, Eisen; aber man fodert sie nicht aus, weil es an Bergwerkskunde fehlt. Die Regierung hat nun junge Leute, um Mineralogie zu studiren, nach Deutschland geschickt. In verschiedenen Provinzen zeuget sich natürlicher Salpeter, und in Calabrien auch das Alkali minerale. Im mittägigen Calabrien in der Gegend von S. Elia giebt es auch Schmelztiegelerde, wovon die Venetianer jahrlich sehr viel holen. Bey Avellino ist seit kurzem auch eine Steinkohlengrube entdeckt worden. In den Apenninischen Gebürgen giebt es schönen gefärbten Marmor. Man sieht im Palast zu Caserta viele Säulen, die bey Taburno gehauen worden. Zu Luccoli in Abbruzzo und in Calabrien sind häufige Granitgebürge; auch giebt es grünen Marmor da, aber man versteht ihn nicht zu poliren. In den Provinzen bauet man gröfstentheils von Kalkstein. Gipsgruben sind in mehrern Gegenden. In Neapel bauet man gröfstentheils vom vulkanischen Tufstein, der sich vortrefflich mit der Puzzolona bindet.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Volksschr. *Leipzig*, b. Schneider: *Ueber Vorzüge, Beschwerden und Trost im Alter.* Auf besondere Veranlassung zum weitern Nachdenken und zur Beruhigung für gutgesinnte Greise geschrieben von *F. A. L. Nietzsche*, Prediger zu Wollmerstädt in Thüringen. 1789. 48 S. in 8. Diese kleine Schrift enthält nicht nur sehr viel Gutes, sondern ist auch in einer reinen und fliessenden Sprache abgefafst. Das Meiste konnte freylich auf so wenigen Blättern mehr angezeigt, als ausgeführt werden; aber vielleicht ist es gerade diese Kürze, wodurch sie sich solchen Personen, welchen sie vorzüglich nützen sollen, am meisten empfiehlt. Dafs der Jüngling und Mann nicht mit solchem Vertrauen zu Gott beten können, als der Greis, ist wohl eine zu gewagte Behauptung. Die *sogenannten philosophischen Aufklärer* hätte der Vf. immer aus dem Spiele lassen können; wiewohl er sie nur in einer Note einquartirt hat; denn er hat nichts damit gesagt, und der Vorzug des Christenthums vor der Philosophie, welcher bewiesen werden sollte, gewinnt durch solche Wendungen nichts.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Julius 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

NEAPEL, in der Lesegesellschaft: *Nuova Descrizione geografica e politica delle Sicilie* Tomo III. etc.

(Beschluss der im vorigen St. abgebrochenen Recension.)

Das Land ist reich an Quellwassern, und von einer Menge Flüsse durchschnitten, wovon in ältern Zeiten sieben schiffbar waren. Jetzt sind sie die Ursache vieler Sümpfe, weil sie in keinen ordentlichen Betten laufen. Zum Bewässern künstlicher Wiesen oder zu Fabriken werden sie nirgends gebraucht.

Das Gemälde welches der Vf. von dem Zustande der Landwirthschaft und dem Elend des Landmannes macht, ist schrecklich. Die Hindernisse, die sich der Aufhülfe dieser nützlichen Klasse von Menschen, und dem Feldbau entgegensetzen, sind so mit der politischen Verfassung verwickelt, dass sich ohne grosse Erschütterung fast kaum eine Verbesserung denken lässt. — Das ganze Land ist in Domänen, Lehn-, Kirchen- und Gemeingüther getheilt. Der Landmann hat kein freyes Eigenthum. Die Domänen und Gemeingüter dienen zu elenden Weiden, oder werden an Generalpächter gegeben. Die Güter des Adels und der Geistlichkeit sind alle Fideicommiss; nichts kann veräusert, nichts zerstückelt werden, und beide sind contributionsfrey. Der Bauer, welcher unter denselben steht, ist mit so vielerley, und lächerlichen Abgaben beladen, dass er nie zu etwas kommen kann. Er ist so arm, dass er immer Geld vorher empfangen muss, um nach der Aerndte den Gläubiger mit den Producten nach einem vorherbestimmten Preise zu bezahlen. Was ihm noch bleibt, nehmen ihm die Advocaten und Bettelmönche ab. Der Vf. stellt zwischen dem neapolitanischen und englischen Bauer eine Vergleichung an, und setzt hinzu: „Der Bauer bey uns ist das elendeste Geschöpf in der Nation: er ist ein Lastthier, dem man gerade so viel lässt, als genug ist, seine Last fortschleppen zu können. Ich habe gezeigt, dass er alles dessen, was er einärndet, theils von den Baronen, der Priesterschaft, den Gouverneurs, den Zollbedienten, den Bettelmönchen, theils von den Zollbedienten, den Subalternen der Gerichte, den Advocaten und Bettlern beraubt wird. Ein grobes Tuch, ein Hemd von Zwillich, beide meist zerrissen, machen seine Kleidung aus. Aus einem Stücke Brod von türkischem Korn, einer Krautsuppe blos mit Salz gewürzet, und aus schlechtem Weine, besteht sein Mittagsmahl. Eine elende und schmutzige Behausung, die allen Elementen Preis gegeben ist, ist sein Aufenthalt. Er lebt unter ewigen Bedrängnissen und Erpressungen; daher viele ihr undankbares mühvolles Leben verlassen, und Spitzbuben und Strassenräuber werden. Einer der Vorschläge, welche der Vf. zur Aufnahme des Ackerbaues machet, besteht in der Einrichtung einer Haupt- und subordinirter Provincialakademien der Landwirthschaft. Der Fonds könnte aus den geistlichen Gütern gezogen werden. Der Plan hievon ist schön ausgedacht, und ziemlich neu.

Die Uebersicht des Manufacturwesens ist eben auch nicht sehr erbaulich. — Die Seidenfabriken sind in Neapel gemein, aber sehr unvollkommen. Man verspricht sich sehr viel von der jüngst eingerichteten Fabrike in S. Leucio. In Cantazaro, und bey Lacava giebt es auch viele Weberstühle; allein die grosen Auflagen haben bisher ihren Fortgang gehindert. — Der Vf. giebt ein Verzeichniss der verschiedenen Provinzen, Städte, und Arten Zeuge, welche in Wolle gearbeitet werden, aber es ist sehr kurz, und ohne Ordnung. Die Leinwand- und Baumwollenfabriken sind unbedeutend; man weiss nichts von den Raffinements anderer Nationen. Die Gerbereyen sind elend; das Sohlleder kömmt gröstentheils aus der Fremde. Die Schaaf- und Ziegenfelle werden an die Levantiner verkauft. Die Violinseiten von Neapel werden sehr geschätzt. In den Glasfabriken wird nichts als das Nothwendigste gemacht. Die Töpfereyen sind sehr allgemein; und die Fayancefabrike in Neapel vortreflich. Die Porzellänfabrike in Neapel übertrift vielleicht alle übrigen in Europa, was Zeichnung und Form betrifft. — Das Papier ist schlecht und theuer; das weisse kömmt aus dem Auslande. Die Herren Hackert geben sich viel Mühe, die Papiermühlen zu verbessern. Die Eisenwerke sind in elendem Zustande; das Eisen ist so theuer, schlecht und selten, dass es in Calabrien oft an den nöthigen Geräthen zum Feldbaue gebricht. Die Tischlerarbeiten sind noch gar nicht verfeinert. Die Marmor- und Lavenarbeiter sind in Neapel sehr geschickt. —

Die Ursachen der schlechten Beschaffenheit des innern Handels sind folgende: 1) muss alles dreyssig Meilen umher in die Hauptstadt verkauft werden; und so auch in den Provinzen nach dem nächsten Hauptort. Die Monopolien und Befreyungen hindern alle Circulation. Es sind Taxen auf alle Esswaaren sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen. 2) Die Menge Zölle, die öfters an Eigenthümer theils verkauft, theils verpachtet sind. Viele Strassen sind noch zu machen, und schiffbare Canäle oder Flüsse giebt es nicht. Bankerotte unter den Handelsleuten sind sehr häufig, weil alles wegen Armuth auf Credit handelt; selbst bey offenbaren Betrug bleiben sie unbestraft, weil bey der Unordnung von Gesetzen, und vor den elenden Tribunälen die Richter und Ad-

Advocaten den Bösewicht schützen. — Die besten Märkte sind jetzt nebst Neapel Foggia und Salerno. — In zweyten Bande gab der Vf. die Bilanz in Rücksicht der äussern Handlung. Die Seeräuberey ist immer noch eine Hauptursache, welche die äussere Handlung störet, obwohl dieselbe nicht mehr so gefährlich ist, seitdem die Marine in einen bessern Stand gekommen. Die Stadt Bari handelt im adriatischen Meere sehr viel mit Venedig, Triest und Dalmatien: die Tarentiner im ionischen Meere. Die Einwohner der Stadt Parghelia in Calabrien handeln nach Frankreich, Spanien, selbst bis in Amerika, besonders aber in dem Golfo von Neapel. Der Vf. wünschet eine allgemein freye Exportation des Getreides; Neapel allein hat das Recht, den Ueberfluss auszuführen. — Banken giebt es allein in Neapel; von den Provinzialstädten haben nur allein Lecce und Bari Wechselverkehr mit Neapel, wo sechs Banken sind, welche zusammen über 20 Millionen in Umlauf setzen. Der Vf. hängt hier die Geschichte des Geldes an, und giebt Nachricht von dem verschiedenen Werth der Gold-, Silber-, und Kupfermünzen, die im Umlauf sind. — Die Zinsen sind in Neapel von zwey bis vier Procent; in den Provinzen aber von fünf bis acht Procent. — Die grosse Ungleichheit des Maafses und Gewichtes in den verschiedenen Provinzen bewirkt viel Unordnung.

London, b. Cadel: *Travels into Poland, Russia, Sweden and Denmark* — by *William Coxe*. Vol. the *fifth*. 1791. 486 S. 8. ohne das Register.

Des Vf. Reisen durch die im Titel benannten Länder erschienen zuerst 1784; wir haben auch in unsern Blättern Hn. Pezzls Uebersetzung zu seiner Zeit angezeigt. Hr. C. hat darinn die nordischen Reiche nach eigenen Bemerkungen, nach andern in England unbekannten Werken, und einzelnen ihm mitgetheilten, wichtigen Nachrichten so darstellend, getreu und ausführlich beschrieben, dass in dem Vaterlande des Vf. seine Arbeit als die Hauptquelle angesehen wird, den gegenwärtigen Zustand dieser Länder zu erfahren. Um diesen sehr unterrichtenden Reisen einem grösern Umlauf zu verschaffen, besorgte der Verleger schon 1789. neben der ersten Quartausgabe, eine wohlfeilere in vier Octavbänden, und dieser fünfte Band dient derselben als Anhang, worinn der Vf. Berichtigungen und Zusätze gesammelt hat, die er auf einer zweyten Reise 1784 durch eben diese Gegenden machte. Da er auf dieser Reise häufig andere Oerter und Provinzen berührte, so findet man hier ausser den erwähnten Zusätzen und neuen Bemerkungen, einzelne im Ganzen verwebte vollständige Beschreibungen, wie von Norwegen, Dalecarlien, von Sweaburg etc., so dass man diesen fünften Band wohl als ein von den vorigen abgesondertes Werk, als eine neue nordische Reise ansehen kann. Die Manier des Vf. ist schon aus den ersten Theilen, und andern mit Beyfall aufgenommenen Arbeiten bekannt, daher wir hier nur wiederholen dürfen, dass Hr. C. nach seinem längern oder kürzern Aufenthalt die Merkwürdigkeiten der besuchten Oerter und Provinzen unterhaltend schildert, und seine Beschreibungen, mit kurzen Auszügen der Landesgeschichte, biographischen Anekdoten, und statistischen Angaben, über Bevölkerung, Handel und Revenüen, auch für Staatskundige anziehend macht, dergleichen sie bey den gewöhnlichen Reisebeschreibern entweder gar nicht vermuthen, oder wegen der hingeworfenen meist unzuverlässigen Angaben selten benutzen können.

Die Reise des Vf. ging von Hamburg und Lübek durch Dänemark, das westliche Schweden, Norwegen, Dalekarlien, einen Theil von Finland über Petersburg, Riga, durch Curland nach Preussen. Er berührte zwar auch einen Theil von Polen, nebst der Hauptstadt, aber bey diesem Reiche begnügt er sich blos mit einigen kurzen Bemerkungen, über dessen neueste Staatsveränderungen, die aber den Leser auf keine Weise befriedigen. Von Hamburg weiss Hr. C diesmal nichts neues vorzubringen. Bey Lübeck aber bemerkt er den neuesten Zustand der Schiffarth v. 1778 bis 1783. Im letzten Jahre kamen hier 951 Schiffe an, von denen 300 dänische und 250 schwedische waren. In Horsens ward er den Russischen Herrschaften nicht vorgestellt, weil Fremde ihnen nicht dürfen präsentirt werden. Er erzählt auch einiges von ihren ehemaligen Schicksalen. Doch die beste Nachricht darüber, ist dem Vf., der deutsche Bücher liest, und bey seiner Arbeit, *Fabrizius* Reise durch Norwegen, *Hupels* Nachrichten von Liefland und Esthland, *Ziegenhorns* Staatsrecht von Curland etc. benutzt hat, nicht bekannt geworden. Sie steht im 22sten und letzten Theil von Hn. *Büschings* Magazin. Des Grafen Thotts Bücherssammlung ist keinesweges ganz in die königliche Bibliothek gekommen, der grösste Theil ist öffentlich verkauft worden und wird noch verkauft. Nur die typographischen Seltenheiten hat erstere Bibliothek erhalten. Die verschiedenen in Dänemark den Leibeigenen zugestandenen Vortheile, und ihre wahrscheinliche allmähliche Befreyung hat der Vf. nicht erfahren. Er führt nur die Freylassung der Bernstorffschen Bauern, und das von ihnen dem Grafen errichtete Denkmal an. Die dänischen Einkünfte werden zu 1,400,000 L. St. berechnet und die gewöhnlichen Ausgaben zu 1.384.000 L. Davon werden jährlich zur Abbezahlung 200.000 verwandt. Die sämmtlichen Schulden der Krone stiegen 1785 auf 3.600.000 L. Auch die Insel *Huen* wird beschrieben, und gelegentlich eine kurze Biographie des berühmten Tycho Brahe versucht. Weiterhin giebt Hr. C. bey der kleinen schwedischen Stadt Kioping auf ähnliche Art des berühmten Chemikers Schele Lebensbeschreibung. An den neuen Festungswerken der schwedischen Stadt Landscron ward bey Anwesenheit des Vf. stark gearbeitet; er meynt aber, dass der Zustand der Finanzen es schwerlich erlauben werde, diese Arbeit, wie viele andere längst angefangene, zu vollenden. In Carlscrona war von den berühmten dort zu erbauenden Schiffsdocken, davon jährlich eine in Stand gesetzt werden sollte, in einem Zeitraum von 9 Jahren erst eine fertig, und zwey angefangen. Die Lebensart der Brunnengäste in Medwi ist sehr einförmig. Gegen 6 Uhr Morgens werden sie durch eine Glocke aufgeweckt, worauf sie das Wasser trinken, frühstücken und spazieren gehen. Um 12. speisen alle in einem gemeinschaftlichen Saal,

Digitized by Google

Saal, und vergnügen sich mit einander, bis 5 Uhr mit Kartenspiel etc. um sieben Uhr wird wieder gegessen, um 9. die Glocke abermals gelautet, alle Gebäude verschlossen, und jedermann geht zu Bette. Der König von Schweden ist nicht an die Nationaltracht gebunden, sondern er kleidet sich in allen Zeugen und Farben. Zur Uebersicht des schwedischen Handels hat der Vf. ein sehr vollständiges Verzeichniss der ein- und ausgeführten Waaren, vom J. 1781 abdrucken lassen. Bey angestellter Vergleichung aber fanden wir, dass solches mit einigen kleinen Veränderungen schon Hr. *Lagerbring* in seinem *Sammandrag* S. 64 etc. bekannt gemacht hat, nur dass Hr. C. die Waaren nach ihrem Werth in englischen Gelde berechnet, Hr. L. aber eben dieselben nach Gewicht, Maass und Stücken angegeben hat. Der Werth der damaligen sämmtlichen Ausfuhr des Königreichs war 1,368,830 L., die Einfuhr 1,008,392 L. Der Vf. hat noch eine Tabelle beygefügt, um den schwedischen Handel mit andern Reichen zu übersehen, dergleichen uns von neuern Zeiten nicht zu Gesicht gekommen ist. Von ältern kann man sie bey Modeer und Canzler finden. Mit Russland, Holland und Schwedischpommern treibt das Reich den ansehnlichsten Handel. Von Russland war 1781 die Einfuhr 202,781 und die schwedische Ausfuhr dahin nur 58,229 L. Von Holland wurden eingeführt für 151,583 und exportirt für 107,103 L. Schwedischpommern soll in eben diesem Jahre für 187,144 L. ein- und für 67,938 L. ausgeführt haben. Bey der pommerschen Handelsbilanz ist wahrscheinlich ein Versehen vorgefallen. Dies kleine Land überlässt freylich Korn, Wolle, nebst einigen minder beträchtlichen Artikeln den Schweden, allein die gesammte Ausfuhr desselben steigt bey weitem so hoch nicht, als Hr. C. blos die Exportation nach Schweden annimmt. Die erstere betrug nach *Reichenbachs* interessanten Beyträgen gerade um die Zeit, wovon der Vf. redet, kaum 600,000 Rthlr. und von den in dieser Summe enthaltenen Waaren ging wohl nur etwa die Hälfte nach Schweden. Selbst wenn auch die preussischpommersche Ausfuhr an Holz, Glas, Galmey etc. mit zu der vorigen gerechnet wird, möchten beide Provinzen zusammen schwerlich für 900,000 Rthlr. Waaren nach Schweden schicken können. Eine andere Tabelle erläutert die schwedische Schiffarth von 1781 nebst der Anzeige, von welchen Ländern die mehrsten Fahrzeuge kommen. Es langten überhaupt 2311 Schiffe an, von denen nur 159 Fremde waren; aus Russland liefen in diesem Jahre 519 Schiffe ein, und aus England 193. Ueber den schwedischen Finanzstaat ertheilt der Vf. verschiedene interessante Nachrichten. Nach ihm hat Schweden, die Einkünfte von Finnland mitgerechnet, 1,150,000 L. reine Revenüen, die neuesten Bewilligungen von 1789 mit eingeschlossen. Das Kopfgeld schlägt der Vf. zu 56,250 L., die Zölle zu 154,166., das Brantweinsregal zu 41,541 L. an. Die Ausgaben übersteigen aber die Einnahmen, indem sie der Vf. zu 4,753,126 Rthlr. oder 1,188,281 L. anschlägt. Da er aber nur einige Artikel der Ausgabe specificirt, so kann man nicht übersehen, wie dieses jährliche Deficit entstehe, oder hernach gedeckt werde. Freylich sind die Ausgaben für den Hof sehr gross, der Hofstaat des Königs und der Königinn kostet jährlich 78,756 L. ohne die Pensionen der Prinzen und andere zum Hof gehörige Ausgaben mitzurechnen. Von den Staatsschulden, die doch bis 1789 bekannt genug sind, hat der Vf. nichts angeführt, eben so wenig als von den Staatsinteressen bey der Ausgabe. Der Trolhättcanal war 1784 wenig weiter vorgerückt, als er 1779 war. Die Nachrichten vom Gothenburger Heringsfang sind im Ganzen treffend, lassen sich aber aus den neuesten schwedischen Berichten mannichfaltig ergänzen; so weiss Hr. C. auch noch nicht, dass man gegenwärtig aus dem Abfall der zum Trahn verkochten Heringe (Trangrum.) Salmiak gewinnt.

Von Norwegen bereiste der Vf. zwar nur das Stift Aggerhus, er verbreitet sich jedoch in seiner Beschreibung über das ganze Königreich, wobey Fabricius Reisen, jedoch mit Ausschluss aller naturhistorischen und mineralogischen Beobachtungen vorzüglich benutzt werden; indess hat Hr. C. keineswegs aus dieser treflichen Reisebeschreibung alles und überall geschöpft; schon die flüchtigste Vergleichung zeigt, dass er mit eigenen Augen sahe, auch Gegenden bereiste, wohin F. nicht gekommen. Zählungen der Norwegischen Volksmenge kennt unser Vf. nicht, er schätzt sie daher nach den Geburts- und Sterberegistern mehrerer Jahre nur auf 750,000 Seelen, ungeachtet nach der neuesten bekannten Zählung 829,000 Einwohner vorhanden waren. Nach der Besichtigung, die er bey Friedrichsstein über die Stelle vornahm, wo Karl XII 1719 erschossen ward, ist es nicht unwahrscheinlich, dass eine Flintenkugel von der äussersten Bastion dem Könige wohl das Leben rauben können. Die Entfernung ist noch nicht 600 Yards. Der Vf. hat über diesen Vorfall einen 96jährigen dänischen Artilleristen, Namens Bengt Enkelson aus Tistedal befragt, der während der Belagerung in Friedrichsstein diente, und die ganze Unterredung mit ihm abdrucken lassen. Dieser Greis versicherte ihn, der König wäre nicht, wie la Motraye versichert, vom Oberberge, sondern von den Wällen der Festung getödtet worden, sehr viele Schweden fielen auf eben dieser Stelle durch Kartätschenschüsse aus der Festung und wurden dort begraben. In Kongsberg, berühmt wegen des Silberbergwerks, war das baare Geld so rar, dass der Vf. mit der grösten Mühe eine Banknote versilbern konnte; alle Bergleute, deren Anzahl jetzt geringer ist, als da Hr. Fabrizius den Ort beschrieb, werden mit Papier bezahlt. Das Koboltwerk bey Fossum, das zu Hn. F. Zeiten erst in der Anlage war, und über dessen Zustand er keine Nachrichten einziehen konnte, hat unser Vf. genauer beschrieben. Im J. 1783. waren dabey 356 Personen angestellt. Es wurden von 1500 bis 1600 Centner blaue Farbe gewonnen. Das Werk kostete dem König jährlich 12000 L. Wenn aber erst alle Maschinen und Gebäude im Stand seyn werden, vermindert sich die Ausgabe, und künftig kann die Krone von diesem Blaufarbenwerk jährlich 16000 L. reine Einnahme erwarten.

Von hier kehrt der Vf. über Kongswinger nach Schweden zurück, und hält sich vorzüglich bey den Ortschaften auf, die er auf seiner vorigen Reise entweder nicht besuchte, oder nicht hinlänglich beobachten konnte.

Digitized by Google

te. Hier beſchreibt er unter andern den Canal von Strömsholm, der den Südrabarken, einen See an den Grenzen von Dalecarlien, mit dem Mäler, verbindet und die Eiſentransporte aus den nordiſchen Provinzen erleichtern ſoll. Die Arbeit ward 1778 angefangen, erfodert aber viele Koſten und Mühe, um die Ströme und Seen zu verbinden und ſchiffbar zu machen. Man hat an einigen Orten Felſen unter dem Waſſer wegſprengen, an andern über 8000 Fuſs Land durchgraben müſſen, Fünf und zwanzig Schleuſsen, jede 100 Fuſs lang und 72 breit, von denen aber erſt 11 fertig ſind, werden erfodert, um dieſe Schiffarth gehörig in Stand zu ſetzen, damals hatte das ganze Werk ſchon 100,000 Rthlr. Species gekoſtet, um es zu vollenden, waren noch 50,000 nöthig, und mit dieſer Summe konnte der Canal in vier Jahren vollendet ſeyn, deſſen ganzer Lauf auf einer beſondern Karte ſehr deutlich abgebildet iſt. Das Kupferbergwerk Fahlum, die Eiſengrube Danemora, das Luſtſchloſs Drottningholm etc. werden hernach auf gleich inſtructive Art beſchrieben. Wir übergehen wegen Mangel des Raums, was uns dabey neu und von andern unbemerkt ſchien, und zeichnen dagegen einiges von den Merkwürdigkeiten der berühmten finniſchen Feſtung Sweaburg aus, die der Vf. das nordiſche Gibraltar nennt, und wovon wir noch bey keinem neuern Schriftſteller ſo detaillirte Nachrichten gefunden haben. Dieſe Feſtung beſteht aus 7 Inſeln von verſchiedener Gröſse, welche 3½ engl. Meilen von Helſingfors liegen, und durch ihre erſtaunlichen Befeſtigungen verſchiedene Magazine, einen Kriegshafen für 70 Linienſchiffe, eine beſondere Galeerenflotte, und einen Theil von Finnland decken. Das Ganze iſt mehrentheils fertig, und die in Granit gehauenen Feſtungswerke gehören zu den kühnſten Unternehmungen neuerer Zeiten. Sie ſind meiſtens 48 Fuſs hoch, und von 6 bis 10 Fuſs dick. Die Docken für Fregatten und Fahrzeuge ſind in dem härteſten Felſen ausgehölt, und der Vf. ſahe darinn 11 Fregatten liegen. Bey ſeiner Anweſenheit beſtand die Garniſon nur aus 950 Mann, von denen ½ Marinen waren. Iſt aber das ganze Werk vollendet, ſo gehören 12000 Mann zur ordentlichen Beſatzung. Dieſe Feſtung hat der Krone bereits 750,000 L. gekoſtet, aber bis der ganze vom ſchwed. General Ehrenſchwerd entworfene Plan ausgeführt iſt, werden wenigſtens noch 500,000 L. erfodert.

Bey Rufsland faſst ſich der Vf. ziemlich kurz, weil er auſser der Hauptſtadt nur die oſtſeiſchen Provinzen bereiſete, und ſeine Bemerkungen treffen vorzüglich nur daher den neuen kaiſerlichen Palaſt, die dortigen Gemähldeſammlungen, die kaiſerlichen Revenüen, die neueſte Ruſſiche Volkszählung, Stärke der Armee, und den Handel von Riga. In einem beſondern Abſchnitt giebt er hernach einen umſtändlichen Bericht von Hn. D. Guthries in Petersburg angeſtellten Experimenten, den Gefrierpunkt des Queckſilbers zu beſtimmen, wobey zugleich der dabey gebrauchte Apparat beſchrieben und in Kupfer abgebildet worden. Die Tabelle der Bevölkerung iſt nicht die neueſte von 1782, die bereits verſchiedentlich den deutſchen Publikum vorgelegt worden, ſie enthält bloſs die ſteuerbaren Mannsperſonen, iſt auch nicht nach der neueſten Gouvernementseintheilung eingerichtet. Den Werth des ruſſiſchen Rubels ſchlägt er nach engliſchen Gelde nur zu 2 Sh. 5 d. an. Die kaiſerlichen Revenüen ſtiegen vor den letzten Erhöhungen, die aus den Zeitungen bekannt ſind, auf 41,830,000 Rubel. In den Angaben der verſchiedenen Quellen dieſer beträchtlichen Einnahmen ſtimmt er mit den neueſten Berechnungen überein. Nur die Kopfſteuer, die vor der letzten Erhöhung 12.892.000 Rubel brachte, nimmt er zu 15,000,000 an. Der Rigiſche Handel wird nach den Jahren von 1783 und 84 beſchrieben. Da aber ſchon Liſten von den nachfolgenden Jahren in bekannten Büchern ſtehen, wollen wir uns dabey nicht aufhalten. Die Reiſe durch Curland enthält zugleich eine kurze Geſchichte dieſes Herzogthums vorzüglich unter Birons Regierung, imgleichen ein kleines Gemälde der Landesverfaſſung. Auf gleiche Art verbreitet Hr. C. ſich bey Preuſsen über die Landesgeſchichte vor Friedrich I. und den Handel von Königsberg und Memel. Die Aus- und Einfuhrliſte der erſten Stadt von 1784 hat Mirabeau ebenfals in ſeinem Werke über die preuſsiſche Monarchie abdrucken laſſen, und es iſt die gewöhnliche Tabelle der in- und exportirten Waaren, die dorten jährlich zu haben iſt. Ganz zuletzt finden wir noch eine umſtändliche Nachricht von der neueſten geographiſchen Eintheilung des ruſſiſchen Reichs nach Gouvernements, Provinzen und Kreiſen. Sie ſtimmt bis auf den Diſtrict der doniſchen Koſaken, der hier nicht mit angeführt iſt völlig mit der neueſten Karte von Rufsland überein, die 1787 in drey Blättern zu Petersburg erſchien, und kein uns bekannter Schriftſteller hat die Unterabtheilungen der groſsen Provinzen ſo genau angezeigt, oder mit einer ſo leichten Ueberſicht gegeben. Hr. *Gatterer* hat freylich in der Vorrede ſeines *kurzen Begriffs der Geographie*, die während des Drucks vorgefallenen Veränderungen in Rufsland angemerkt, und ſeine Verbeſſerungen ſind wahrſcheinlich aus eben der Quelle geſchöpft, die unſer Vf. vor ſich hatte. Aber es iſt einmal mühſam und verwirrend, die Verbeſſerungen einzelner geographiſchen Angaben in den Zuſätzen der Vorrede aufzuſuchen, wo man dergleichen kleine ſpecielle Data nicht vermuthet, und dann möchte es vielen Leſern wie dem Rec. gehen, der erſt nach vielmaligen Gebrauch des Buchs zufälligerweiſe auf dieſe Verbeſſerungen ſtieſs. Taurien iſt zur Zeit noch kein beſonders Gouvernement, wie denn auch die vorher angeführte Karte dieſe Halbinſel als tauriſche Provinz des Gouv. Ekaterinoslav anführt. Ueberdem hat Hn. C. geographiſche Skizze vor *Gatterers* Anzeigen noch den Vorzug, daſs jeder einzelne Kreis namentlich aufgeführt worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Julius 1791.

GESCHICHTE.

Ohne Benennung des Druckorts: *Urkunden und Materialien zur nähern Kenntnifs der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche.* Zweyte Fortsetzung. 1790. 526 S. gr. 8. und 34 S. Vorrede.

Was hier die zweyte Fortsetzung heifst, ist eigentlich der dritte Theil des bekannten für die nordische, besonders aber für die dänische Geschichte und Staatskunde höchst interessanten und mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Werks. In der lesenswürdigen Vorrede bemerkt der Herausgeber, (man weifs nun, dafs es der schon durch andre literarische Arbeiten rühmlichst bekannte Hr. *Gaftpari* ist,), dafs er von dem am 1sten Nov. 1789 zu Altona verstorbenen Grafen Ulrich Adolph von Hollstein zwar einige, aber bey weitem nicht alle Materialien, namentlich auch nicht die wichtigsten der ganzen Sammlung, die höllsteinischen Tractaten, erhalten habe, so zudringlich auch verschiedne Anekdotenjäger demselben einen weit gröfsern Antheil an diesem Werke beygelegt haben. In eben der Vorrede erklärt er sich über die von S. 195. bis 222. mitgetheilten 12 Urkunden, welche blofs innere Staatsveränderungen des dänischen Staats zum Gegenstande haben, und zum Beweise dienen, wie unsicher und schwankend das ganze Regierungssystem in den 14 Jahren war, worinn sie geschrieben sind. Unter Staatsveränderungen aber versteht er nicht Veränderungen in der Constitution eines Staats, sondern in der Administration, in der Form der Verwaltung, welche auf das Wohl des Staats oft nicht geringern Einflufs hat, als die Constitution selbst. Zuletzt äufsert Hr. G. in der Vorrede auch noch sein Urtheil über das dänische Finanzwesen. Besonders aber theilt er seine Bemerkungen mit über das Patent vom 8ten Jul. 1785. (wegen des Abtrags der königlichen Schulden an die Bank, und der Errichtung eines Zinsenfonds und eines sinkenden Fonds, zur Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden,) und zugleich über den gut unterrichteten, scharfsinnigen und beredten Commentator, den dieses Patent an einem Ungenannten (in den *Briefen über den neuen Finanzplan für Dännemark*, Hamburg, 1786.) erhalten hat.

Den Anfang dieser zweyten Fortsetzung macht: *Ausführliche cameralistisch - ökonomische Beschreibung des Amts Tondern.* Ohne Zweifel verdiente sie diesen Abdruck; sie ist ein Muster einer guten Topographie, deren es von dänischen Landschaften wenige giebt. Freylich aber ist sie vom J. 1769, und kann also die neuesten Veränderungen nicht enthalten. Hierauf folgen unter der Aufschrift: *Innere Staatsveränderungen unter des jetzigen Königs Majestät*, obgedachte 12 Urkunden, worüber der Herausgeber sich in der Vorrede erklärt hat. 1768 wurde das General - Landes - Oekonomie - und Commerz - Collegium mit der Westindisch - guinelschen Rente - und General-Zoll - Kammer, unter dem Namen von Generalzollkammer und Commerzcollegium, vereinigt; 1771 die Errichtung eines Finanzcollegii und dreyer besondern Kammern verfügt, und dem zufolge das bisherige General-Commerz - Collegium ganz aufgehoben. 1773 wurden nebst einem Finanzcollegio, und einer auf den Fufs von 1760 bis 1770 eingerichteten Rentekammer, auch eine westindisch - guineische Rente - und General - Zoll - Kammer, nach der 1760 gemachten Einrichtung, ingleichen ein Oekonomie - und Commerzcollegium, und aufser diesem noch ein Bergwerksdirectorium errichtet. — Ein königlicher Befehl vom 24sten Sept. 1770 gab den Mitgliedern des geheimen Conseils auf, zu überlegen: *auf welche Art ein geheimes Conseil in einem monarchischen Staat eingerichtet werden müsse?* wobey das geheime Conseil erinnert wurde: dafs, da jede Regierung gleich fehlerhaft wird, sobald sie nur im geringsten von ihrer eigentlichen Verfassung abweicht, *das Conseil nicht vergessen müsse, dafs in einem monarchischen Staate*, wie der dänische, *der intermediairen Macht* solche *enge Schranken gesetzt werden müssen*, welche der souverainen Gewalt, die einzig und allein bey der Person des Königs ist, auf keine Weise Abbruch thun können u. s. f. Bald darauf wurde am 27sten Dec. 1770 durch eine königl. Acte das geheime Staatsconseil ganz aufgehoben, um, wie es in der Acte heifst, der Regierungsform ihre natürliche Lauterkeit zu geben, welche der König in allen Stücken so, wie sie seinen Vorfahren von der Nation übertragen ist, seyn und bleiben, und nicht den geringsten Schein übrig lassen wolle, als ob er sich von dem Sinne und der Absicht, worinn das Volk sich seinen Vorfahren übergeben hat, entfernen wolle. Dagegen erschien am 20ten Febr. 1772 eine Verordnung, vermöge deren wieder ein geheimer Staatsrath errichtet wurde, den, aufser des Erbprinzen kön. Hoh., noch 6 Staatsminister, theils vom Civil-, theils vom Kriegsstande ausmachen, an den alles aus den Landescollegien gebracht, und durch den von allem an den König referiret werden sollte. Dafs erstere Verfügung zur Zeit der Struenseeischen Staatsverwaltung, letztere nach dem Falle des Ministers gemacht worden ist, bedarf kaum einiger Erinnerung. Dafs aber letzterer Verordnung ungeachtet, bey weitem nicht alle Sachen durch die Collegia an den Staatsrath gegangen, sondern manche durch Cabinetsordres entschieden sind, erhellet aus der königlichen Acte vom 14ten April 1784, wodurch das Cabinet aufgehoben, und die Verordnung vom 15ten Februar 1772 wieder in Kraft gesetzt wurde. Auf diese 12 Ur-

Digitized by Google

Urkunden folget eine Sammlung dänischer Gesetze unter der Aufschrift: *Geist der dänischen Regierung in den wichtigsten und neuesten Verordnungen, mit einigen Anmerkungen.* Der Herausgeber hat sie in verschiedene Klassen, als I. Ehe- und Keuschheitsgesetzte, II. wider den Luxus, III. die Finanzen betreffend, IV. für Island und das nördliche Norwegen u. s. w. abgetheilt. Nur aus der ersten Klasse einige Beyspiele. Vermöge einer Verordnung vom 28ten Dec. 1770 sollte jeder Unterthan männlichen oder weiblichen Geschlechts eine Person, die mit ihm Geschwisterkind oder Kindeskind ist, auch ein Wittwer seiner verstorbnen Frauen Schwester oder Schwestertochter, oder eine nur *in secundo genere affinitatis* verwandte Person, (die Schwägerschaft in aufsteigender Linie, z. E. Stiefschwiegermutter und -Söhne, ausgenommen,) ohne Dispensation heyrathen können. Der Herausgeber bemerkt hiebey die Vernunftmäfsigkeit der möglichsten Einschränkung jeder Art von Dispensationen, und hält mit Recht dafür, dafs, was an sich unerlaubt ist, es ohne Ansehen der Person und des Geldbeutels seyn müsse. Noch einige Schritte weiter gieng man in der Verordnung vom 15ten März 1771, kraft welcher alle Ehen, die im göttlichen Gesetze nicht ausdrücklich verboten sind, ohne Dispensation erlaubt seyn sollen, und in der vom 21ten Jun. 1771, vermöge deren 1) aller uneheliche Beyschlaf von Brüchen, und von der die Stelle der aufgehobnen Kirchenbufse vertretenden Gefängnifsstrafe, und von jeder andern Strafe befreyet wurde; 2) ein uneheliches Kind mit keiner Makel behaftet seyn, auch bey seiner Taufe und den Taufgebühren kein Unterschied statt finden; und 3) im Fall des Ehebruchs, sobald nur der beleidigte Theil schweigen würde, es niemand zugelassen seyn sollte, die Sache zu rügen. Der Herausgeber bemerkt: dafs diese Verordnung unter den Geistlichen grofsen Lerm angerichtet, und sie zuerst gegen ihren Urheber, (Struensee,) aufgebracht, auch, bis derselbe das Blutgerüste bestieg, in dieser Gesinnung erhalten habe. Dennoch hatte die Verordnung nicht nur denjenigen Grund zu ihrer Rechtfertigung, auf den sie sich ausdrücklich beruft, dafs Geld- und Gefängnifsstrafen die Aeltern oft an ihrer Sorge für das Kind hinderten, sondern auch den von dem Herausgeber angeführten, dafs diese entehrenden Strafen oft zum Kindermord verleiten. Merkwürdig ist es, was er ferner hinzufügt: „Viele Geistliche weigerten „sich, die Verordnung von den Kanzeln abzulesen. Ei„ner von ihnen erzählte dem Herausgeber, dafs er ihr ei„ne Ermahnung zur Keuschheit angehängt habe, welches „allerdings zweckmäfsig war. Allein indem er seiner „Gemeine den Spruch vorgehalten: *Man solle Gott mehr „gehorchen, als den Menschen*, schien der gute Mann vor„auszusetzen, dafs durch diese Verordnung die Hurerey „für eine freye Kunst erkläret und aufgemuntert, wo „nicht gar befohlen worden sey, welches schwerlich „Struensee's Absicht gewesen ist. Dafs in dem Jahr, so„lange die Verordnung galt, in seiner Gemeine kein ein„ziges, und im ganzen Lande, nach seiner Versicherung, „(die wohl bestätiget werden möchte,) weit weniger un„eheliche Kinder waren, als sonst waren, beweist mehr „*für* als *wider* die Verordnung. Durch den Spruch: *Die „Hurer und Ehebrecher wird Gott richten*, dürften sich die „dänischen Bauern schwerlich in diesem Jahre mehr von „der Hurerey haben abhalten lassen, als in den vorigen „Jahren, da sie auch noch obendrein von der Obrigkeit „deshalb gerichtet wurden." Der Umstand von der in dem Jahr, worinn die Verordnung galt, merklich verminderten Anzahl unehelicher Geburten, wird schwerlich entschieden werden können, wenn, wie es die Verordnung zu erheischen scheint, die unehelichen Kinder, bey völlig aufgehobnem Unterschiede zwischen ihnen und den ehelich gebornen, in den Kirchenbüchern nicht besonders angemerkt worden sind. Auch ist es um so weniger zu erwarten, dafs sich die Angabe bestätigen werde, da nach glaubwürdigen Zeugnissen, die Rec. bekannt sind, die Residenz eben damals ärgerliche Ausschweifungen der Unkeuschheit, selbst an öffentlichen Belustigungsorten, als Gärten oder Spaziergängen, gesehen hat. Und, wie viel Gutes auch die Verordnung haben mochte, so war doch die Befreyung von aller Strafe wohl zu unvorbereitet und zu *plötzlich* verfügt, als dafs sie nicht dadurch wenigstens einige Aufmunterung zur Unkeuschheit hätte geben sollen. Würde daher die Verminderung der unehelichen Geburten bey der nicht verminderten Befriedigung der Lüste, erwiesene Thatsache, so könnte die Frage aufgeworfen werden: welche Ursachen eben damals die häufige unordentliche Vermischung so ungewöhnlich unfruchtbar gemacht haben? Von allen hier befindlichen Ehegesetzen aber ist keines, welches mehr Stoff zu Betrachtungen giebt, und mehr Beurtheilung von Seiten des Herausgebers erhalten hat, als die Verordnung vom 27ten Dec. 1786 für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Vermöge dieser sollen keine Söhne oder Töchter, jene haben ihre Mündigkeit, diese ihr mannbares Alter erreicht, oder nicht, sich unterfangen, ohne ihrer Aeltern Vorwissen und Einwilligung sich in einige Ehegelöbnisse einzulassen, und solche durch die Trauung zu vollziehen. Der Herausgeber merkt hiebey zweyerley an: *a)* Ob bey den grofsen Rechten, welche diese Verordnung den Aeltern und Vormündern giebt, und wobey das Herz die seinigen einbüfst, die Summe der Ehen gewinnen könne? Daran wird mancher zweifeln. *b)* Versteht man hier durch *Ehegelöbnifs* das *unwillkührliche Verständnifs* zweyer Personen, und erklärt dieses für eine Spielerey, für nichts, so öffnet man der Lüderlichkeit, der Falschheit, dem Betruge Thür und Thor. Gleichwohl entspinnt sich so das glücklichste und festeste Band. Wenn ferner die Verordnung fortfahrt: Es soll den Aeltern frey stehen, das ungehorsame (ohne Genehmigung heyrathende,) Kind von ihrem künftigen Nachlafs, auch selbst vom Pflichtheil, auszuschliefsen, frägt der Herausgeber: *Verdient, was Liebe gefehlt, die Rache sonder Grenzen?* Beym verweigerten Consens sollen endlich mündige Söhne und voll 18jährige Töchter sich an das gehörige Consistorium wenden, und nach Befinden von letzterem die Einwilligung durch ein Decret ersetzt werden. Welche Weitläuftigkeit, welche Kosten! sagt der Herausgeber, wie sehr werden dadurch nicht die ehelichen Freuden verbittert! Der hintangesetzte Consens, heifst es weiter, *allein* ist hinreichende Ursache, die Kinder an der Vollziehung der Ehe zu verhindern. Also, sagt der Her-

Digitized by Google

Herausg., ist Amor seines Dienstes, für Hymen zu werben, entlassen. Könnte man nur lauter gutartige, verständige Aeltern voraussetzen. Wir übergehen hier viel andere Seltsamkeiten dieser Verordnung, und die ihnen beygefügten Anmerkungen; z. E. dass diejenigen, welche die Kinder zu heimlichen Eheverlöbnissen verleiten, dem Befinden nach *an Leib und Leben* bestraft werden sollen; dass die Vormünder mit den Aeltern fast völlig gleiche Rechte haben sollen; dass eine heimlich erschlichene Trauung, ausser der Parochie, die Nullität der Ehe zur Folge habe, und, beym Ableben der beleidigten Aeltern, die Kinder aus einer solchen Ehe auf die Verlassenschaft der Grosältern keinen andern, als den gesetzlichen Anspruch unehelicher haben sollen; dass aber, wenn die Trauung, ohne Einwilligung der Eltern, in der ordentlichen Parochie vollzogen ist, die Nullität wegfallen, und die aus solcher Ehe erzeugten Kinder an die Verlassenschaft der Grosältern die völligen Rechte ehelich geborner Kinder haben sollen, und die Enterbung ihres Vaters und ihrer Mutter sie nur dann treffen könne, wenn der Vater oder die Mutter das Absterben der Grosältern erlebt, folglich ihre Erbschaft den Enkeln nicht anfallt, sondern sie mit dem Vater oder der Mutter durch eine nothwendige Folge davon ausgeschlossen werden. Der Herausgeber bemerkt noch zuletzt, dass diese Verordnung gar keine Verweigerungsgründe anführt, welche Aeltern und Vormünder berechtigen können, ihre Einwilligung zurück zu halten, und vielmehr alles dem richterlichen Ermessen überlässt, das, wenn es an keine Gesetze gebunden ist, ein ungewöhnliches und souveraines Ansehen bekommt. — Den Beschluss des ganzen Bandes machen Projecte, unter welchen das wichtigste ist: *Sentimens sur nôtre Etât et de moyens de la retablir par le C. de R.* (Comte de Ranzow.) *presentés au C. de Struensee, par le C. de H.* (Comte de Holstein.) — Bey der Nutzbarkeit der in diesem Bande, wie in den beiden vorigen, enthaltenen Stücke, für die neueste Geschichte und Staatskunde, und bey den urtheilsreichen Anmerkungen, womit der Herausgeber die mitgetheilten Urkunden und Actenstücke eben sowohl, als jeden Band mit lehrreichen Vorreden begleitet, muss die Versicherung, dass noch ein vierter Band erscheinen werde, die wir in der Vorrede lesen, überaus angenehm seyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Thalia.* Herausgegeben von *Schiller.* Zehntes Heft. 160 S. Eilftes Heft. 144 S. 1790. gr. 8.

Wenn wir uns bey der Anzeige dieser beiden Stücke einer mit Recht vorzüglich beliebten Zeitschrift etwas länger, als sonst bey periodischen Werken geschieht, verweilen, so mag dies die Erheblichkeit der darinn enthaltnen Aufsätze rechtfertigen. Im *zehnten* Hefte findet man zuerst eine sehr lesenswürdige Abhandlung: *die Sendung Moses.* Der Vf. zeigt zuerst, dass der für die Israeliten bestimmte Heerführer weder blosser Ebräer noch Aegyptier seyn konnte, und dass daher die Weisheit der Vorsehung einen Mann dazu ausersah, der zwar Ebräer von Geburt war, aber ägyptisch erzogen, mit ägyptischer Weisheit ausgerüstet, und von den Priestern dieser Nation erzogen, vermuthlich auch Anfangs zum priesterlichen Stande bestimmt, folglich eingeweiht in der Philosophie der Symbolen und Hieroglyphen, folglich auch in den Geheimnissen der heiligen Thiere. Der Inhalt der ältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustandes, war höchst wahrscheinlich Einheit Gottes, und Widerlegung des Paganismus, und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Es gab Stufen oder Grade, durch welche die sogenannten Epopten zu diesen wichtigen Aufschlüssen gelangten. Eine vorläufige nothwendige Cerimonie vor jeder Einrichtung war die Beschneidung. Unter den Geräthen des innern Tempels befand sich eine heilige Lade, der Sarg des Serapis genannt. Sie herumzutragen, war ein Vorrecht der Priester; und nur der Hierophant durfte sie aufdecken, oder auch nur berühren. Dieser reine Deismus stürzte den Götzendienst von innen, und beförderte ihn von aussen. Zur Erziehungszeit Mosis näherte sich dies ganze priesterliche Institut wahrscheinlich schon seinem Verfalle; aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden. Moses brachte daraus jene Lehre von der Einheit des Weltschöpfers mit, und zugleich Bekanntschaft mit den Kräften der Natur, wodurch er in Stand gesetzt wurde, Wunder zu wirken. Vielleicht hatte er zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet. Die ägyptische Erziehung hatte jedoch sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Mit seiner durch den Ausbruch desselben veranlassten Flucht begann eine neue Epoche seines Lebens, und er trug einen blutigen Hass gegen die Unterdrücker seiner Nation mit sich in die arabische Wüste. Hier suchte er Hülfe bey der Vergangenheit und Zukunft, und besprach sich mit seinen stillen Gedanken. Heftiger Trieb, zu handeln und sich hervorzuthun, gesellte sich zu seinem beleidigten Stolze. Er entschloss sich zur Rettung seines Volks. Vorher aber musste er es dieser Wohlthat fähig machen. Hiezu bediente er sich seines Vertrauens auf überirrdischen Schutz, seines Glaubens an übernatürliche Kräfte. Den wahren Gott konnte, und einen falschen wollte er den Ebräern nicht verkündigen; und so blieb ihm nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art bekannt zu machen. Er giebt ihm Eigenschaften, die ihrer Fassungskraft gemäss sind. Er macht ihn zum Einzigen, zum besondern, eigenthümlichen Gotte *dieses* Volks, und zugleich zum Gott ihrer Väter. Um ihn auch als den mächtigsten Gott darzustellen, und seine Sendung zu rechtfertigen, unterstützte er sie durch Wunderthaten. Auch hat die Erzählung, in welche Moses seine Sendung einkleidete, alle Erfordernisse, um ihr Glauben zu schaffen. Dann aber musste er auch diesem Volke Gesetze und Verfassung geben; und diesen ertheilt er eine wahre Grundlage, ob sie gleich in ein heidnisches Gewand eingehüllt werden. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Vertrüther der Mysterien, und lässt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis dahin nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freylich aber konnte er seinen Ebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zu-

Digitized by Google

gleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen; und darinn hatten die ägyptiſchen Epopten einen groſsen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft. Die Ebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben. Den Einfluſs, den das bekannte Buch: *Die hebraiſchen Myſterien* auf dieſe Darſtellung gehabt haben, kann man nicht verkennen. II. *Die enthüllte Baſtille*; aus dem Franzöſiſchen. Dieſe periodiſch erſchienene Schrift kennt man ſchon aus anderweitigen Anzeigen. Hier wird die Ausſage des Schweizerofficiers geliefert. III. *Verſchwörung des Doge Marin Falier gegen Venedig.* Sie wurde durch Eiferſucht veranlaſst, durch Miſsvergnügen mit dem Adel, heftige Rachſucht und ſchlaue Kunſtgriffe befördert, aber entdeckt, und mit Enthauptung des *Falier* beſtraft. Der eigentliche Zeitpunct dieſer Begebenheit iſt nicht angegeben; die Erzählung aber iſt lebhaft und intereſſant. IV. *Scenen aus dem Sacontala, oder dem unglücklichen Ring, einem indiſchen, 2000 Jahr alten, Drama.* Der Leſer bleibt ununterrichtet, woher es genommen, oder ob es bloſse Dichtung iſt. Rec. kann indeſs die Quelle nachweiſen. Das ganze Schauſpiel iſt vor einem Jahr im Engliſchen herausgekommen, und angeblich aus dem Shanſkritiſchen und Prakritiſchen eines gewiſſen *Calidas* überſetzt. Wirklich hat es auch viel charakteriſtiſche Spuren von Aechtheit, auf deren Erweis ſich jedoch der engliſche Ueberſetzer nicht eingelaſſen hat. V. *Eine neue Hypotheſe zur Auflöſung des Geheimniſſes der eiſernen Maske.* Aus den Memoiren des Herzogs von *Richelieu.* Man weiſs, daſs es hier ſehr wahrſcheinlich gemacht werde, daſs die unter jenem Namen bekannte Perſon ein Zwillingsbruder *Ludwigs XIV* geweſen ſey. VI. *Eine Mohrin.* Auch ein Geheimniſs aus Ludwigs XIV Regierung; aus den Memoiren des Herzogs von *St. Simon.* Dieſe Mohrin befand ſich in einem kleinen Kloſter zu Moret, einer kleinen Stadt unweit Fontainebleau, und durfte ſich nicht ſehen laſſen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſs ſie eine Tochter des Königs und der Königin geweſen, und wegen ihrer ſchwarzen Farbe verborgen gehalten ſey. VI. *Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken.* Ungemein gut und anziehend erzählt.

Den Anfang des *eilften Hefts* macht ein Aufſatz mit der Ueberſchrift: *Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft, nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.* Die darinn zum Grunde liegenden Ideen ſind auf Veranlaſſung eines *Kantiſchen* Aufſatzes in der *Berliner Monatsſchrift* entſtanden. Zuerſt vom Uebergange des Menſchen zur Freyheit und Humanität. Dann über ſein häusliches Leben; über die Verſchiedenheit der Lebensweiſe. Aufgehobene Standesgleichheit. Der erſte König. Dieſer war ein Uſurpator, den nicht ein freywilliger einſtimmiger Ruf der Nation, (denn damals war noch keine Nation,) ſondern Gewalt und Glück und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzten. Die ganze Abhandlung iſt ſehr leſenswürdig, und verräth einen geübten, reifen Denker. II. *Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon.* In dieſem Aufſatze herrſcht ächte Philoſophie der Geſchichte, und beſtändige Hinſicht auf das damalige Zeitalter ſowohl, als beſonders auf die ganze politiſche Lage der beiden berühmteſten griechiſchen Staaten und ihre innern Bedürfniſſe. Es wäre zu wünſchen, daſs der Vf. mehrere merkwürdige Vorfälle der ältern, beſonders der griechiſchen Geſchichte, auf dieſe Art behandeln möchte! III. *Ueber die Humanität des Künſtlers;* vom Hn. Geh. Rath *Forſter* in Mainz. Einer von den Briefen, die nun ſchon unter dem Titel: *Anſichten auf einer Reiſe* geſammelt ſind. Er iſt aus Kölln geſchrieben, und die Frucht eines feinen und lebhaften Kunſtgefühls. IV. *Im October, 1788;* ein Gedicht von *S.* an die Göttin Natur, wie es ſcheint, gerichtet, und Dank für die dem Dichter von ihr geſchenkte Empfänglichkeit für Lebensgenuſs, Gefühl, Phantaſie und Dichtergabe. V. *Aus einem Briefe*, Paris, im Jun. 1790. Enthält eine glückliche Allegorie über die Abſchaffung des Adels und der Klöſter und die Einrichtung der geiſtlichen Güter in Frankreich. VI. *Der verſöhnte Menſchenfeind;* einige Scenen, welche Bruchſtücke eines Trauerſpiels ſind. Der Leſer wird die von dem Vf. gemachte Hofnung gewiſs erfüllt zu ſehen wünſchen, die Geſchichte dieſes Menſchenfeindes, und dies ganze Charaktergemälde einmal in einer andern Form zu erhalten, welche dieſem Gegenſtande günſtiger iſt, als die dramatiſche, obgleich der Vf. dieſe letztere gewiſs ſehr in ſeiner Gewalt hat. VII. *Bey Frankreichs Feyer*, den 14 Junius (Julius) 1790, von einem Frauenzimmer. Stellenweiſe doch etwas zu proſaiſch. VIII. *Erklärung des Herausgebers* an die Einſender bisher noch nicht eingerückter dramatiſcher und lyriſcher Producte.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Stettin*, b. Struks Wittwe und Reichs Erben: *Kurze Anweiſung für diejenigen, welche zum heiligen Abendmahl gehen wollen*, nach Anleitung des Catechismi Lutheri, von *G. E. J. O. Buge*, Diaconus und zweyten(m) Prediger zu Greiffenhagen. 1789. 36 S. 8. Die unbequeme Methode, einen ſolchen Unterricht in Fragen und Antworten einzukleiden, iſt nicht nur beybehalten, ſondern einige Fragen ſind auch von folgender Länge: *Können denn alſo wohl diejenigen, die den bloſs äuſserlichen Genuſs des Abendmahls, das leibliche Eſſen und Trinken vor (für) hinlänglich halten: aus ihrem Abendmahlgehen eine bloſse Ceremonie und Mode machen; nur zum Schein aus bloſser Gewohnheit zum Abendmahl gehen, und daſſelbe wohl gar zur Beruhigung ihres böſen Gewiſſens, oder wohl gar zum Deckmantel der Boſsheit gebrauchen, können wohl alle dieſe mit Nutzen und würdig zum heiligen Abendmahl gehen?*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Julius 1791.

GESCHICHTE.

HILDBURGSHAUSEN, b. Hanisch: *Diplomatische Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg*, mit CCC Urkunden und mit Kupfertafeln. Zweyter Theil. 1791. 375 und 543 S. 4.

Der Vf., Hr. Commissionsrath und Amtmann *Schultes* in Themar, hat auch diesen zweyten Theil mit demselben diplomatischen Fleisse und historischen Untersuchungsgeiste ausgeführt, der schon von dem Recensenten des ersten Theils (A. L. Z. 1789. No. 134 u. 135.) mit dem verdientesten Beyfalle gerühmt worden ist. Er erhielt auf kurfürstliche und herzogliche sächsische Erlaubnifs den Zutritt zu dem Hennebergischen Archive zu Meyningen, und benutzte ihn so gewissenhaft und sorgfältig, dafs er keine sich ihm darbietende Quelle vorbey gieng, ohne daraus zum Vortheil seiner Arbeiten zu schöpfen. Daher die reiche Urkundensammlung und daher in der Bearbeitung des Ganzen sowohl als der einzelnen Theile allenthalben Licht, Klarheit und Gewifsheit, wo bisher nur Spangenbergische oder irgend eine andre unbekannte Sage die ganze Gewährsleistung seyn mufste. Dieser Theil fafst die Geschichte der Grafen von Henneberg, Schleusinger Linie, von 1274 bis zu ihrem 1583 erfolgtem Absterben, eine kurze Nachricht von der politischen und kirchlichen Verfassung der Grafschaft H. S., und eine Geschichte der H. S. Lande nach Verlöschung des Hennebergischen Mannsstammes in sich. Die Geschichte der Grafen erscheint hier in einem ganz neuen Lichte, voll schätzbarer historischer Untersuchungen und Bemerkungen. Berthold V, der älteste Sohn Heinrichs III, war der Stifter des gräflich henneberg-schleusingischen Hauses. Die Schlösser, Städte und Aemter Henneberg, Schleusingen, Suhl, Mafsfeld, Wasungen, Sand, Kaltennordheim, Behringen, die halbe Stadt Themar, die Hälfte der Cent zu Benshausen und das halbe Gericht zu Kaltensondheim machten den ganzen Bestand des ihm zugefallenen Erbtheils aus, der sich aber unter der glücklichen Regierung seines Sohns und Nachfolgers Berdholds VII zu einem der ansehnlichsten deutschen Länder erweiterte. Berthold VII war einer der merkwürdigsten deutschen Regenten seiner Zeit. Er nahm unter der Regierung vier deutscher Kaiser, als Staatsmann, an den Reichsgeschäften den unmittelbarsten Antheil, war in ihre eigne Angelegenheiten tief verwickelt, von ihnen gesucht, geschätzt, und mit Gnadenbezeugungen überhäuft, und dabey selbst klug genug, dafs er aus jeder Lage Vortheile und Gewinn zu ziehen, Reichthümer und Länder zu erwerben, und sich selbst also zu einem wirklich wichtigen und unentbehrlichen Mann zu machen wufste. Er leistete schon dem K. Albrecht gegen den K. Wenzel von Böhmen wichtige Dienste, und machte sich darauf um K. Heinrichen von Luxenburg durch die von ihm glücklich negotiirte Vereinigung der Krone Böhmen mit dem Luxenburgischen Hause noch verdienter. Heinrich erhob ihn den 25 Jul. 1310 zu Frankfurt mit Einwilligung aller Reichsfürsten zum Fürsten des deutschen Reichs, und Johann, sein Sohn, bestellte ihn zum Generalgouverneur über Böhmen und Pohlen. Dafs Berthold diese Statthalterschaft mehr zu seiner als zu seines Herrn Vortheil geführt habe, wie die böhmischen Geschichtschreiber behaupten, ist nach unsers Vf. eignen Bemerkungen mehr als wahrscheinlich, weil er gerade zu dieser Zeit die grofse Erwerbung der neuen Herrschaft machte, die er von seinen eignen Landeseinkünften allein unmöglich machen konnte. Nachher hielt ers bald mit Ludewig von Baiern, bald mit Friedrich von Oesterreich, machte sich dadurch beiden Kroncompetenten gleich wichtig, empfieng von beiden Privilegien und Gnadenbezeugungen, bis er sich endlich für die Partey des erstern ganz erklären konnte, und von diesem, auser der Vormundschaft über seinen Prinzen in der Kurmark, die eventuelle Beleihung über das Land zu Rügen, mit der Versicherung über 20,000 Mark Silbers, darauf die Bestätigung aller von den vorherigen Kaisern erhaltenen Privilegien sodann zu Triest die sogenannte goldne Bulle und in der Folge noch mehr hintereinander folgende Belohnungen erhielt. Wie einträglich für Bertholden alle diese Verhältnisse mit den Kaisern, in welchen er sich immer in gleichem Ansehn zu erhalten wufste, gewesen seyn mögen, davon sind seine grofse Ländererwerbungen der stärkste Beweis. Er bezahlte den Brandenburgischen Allodialerben für die neue Herrschaft oder sogenannte Pflege Koburg, deren vierter Theil sein Sohn Heinrich mit der Jutta erheyrathet hatte, nach des Vf. Zeugnifs sicher 19475½ Mk. Silbers, erkaufte das Schlofs Elgersburg von dem Grafen Günther zu Kefernburg, die Vogteyen zu Alten, und Königsbreitungen, das Schlofs und Amt Maienberg, einen grofsen Theil der ehemaligen Herrschaft Frankenstein mit mehreren andern Besitzungen, und hatte doch dem Kaiser Ludwig nach und nach 37838 Pfund Heller und 4000 Mk. Silbers, und den Pfalzgrafen Rudolphen und Ruprechten am Rhein 10,000 Pf. Heller vorgeliehen. Durch diese beträchtlichen Erwerbungen, durch diese Geldschätze, durch einen überaus ansehnlichen Lehnhof, von welchem der Vf. S. 50. ein Verzeichnifs mittheilt, einen Vorzug, der in den damaligen Zeiten für einen Fürsten noch von gröfserem Gewichte, als in den jetzigen Zeiten, war, durch die wichtigen von den Kaisern erworbenen Privilegien hatte er seine Grafschaft zu einer Macht, Gröfse und Stärke emporgehoben, die sie mit den gröfsten Ländern

dern Deutschlands in ein Gleichgewicht setzte. Aber die Periode dieses seiner angeerbten Grafschaft erworbenen Glanzes war, des von Bertholden aus kluger Vorsorge in seinem Hause eingeführten Majorats ungeachtet, gerade nur die kurze Periode einer Generation! Sein Sohn und Nachfolger Heinrich VIII, der seine vom Vater bekommenen Länder mit dem Schlosse und Amt Ilmenau vergrösert hatte, zerriss nach einer siebenjährigen ohne männliche Erben beschlossenen Regierung den beträchtlichen durch die günstigen Zeitumstände, durch Geld und Klugheit zusammengebrachten Länderumfang durch die Verordnung, dass die ganze Pflege Koburg, der schönste Theil seiner Lande, seiner Gemahlin und seinen Töchtern folgen sollte. Der Vf. macht es sehr wahrscheinlich, dass Heinrich die nach dieser Verordnung erfolgte Landestheilung vor seinem Tode noch selbst entworfen habe, geht aber zu kurz über die Frage hinweg, warum Heinrich, der nur den vierten Theil der Pflege Koburg mit seiner Gemahlin erheyrathet, und die drey übrigen Theile, von seinem Vater erkauft, in die Hände bekommen hätte, diese Verordnung machen, und wie es zuging, dass sie in der damaligen Zeit Bestand haben konnte. Es scheint auch hier die Spur irgend eines alten in den Häusern des höhern und niedern Adels in Franken angenommenen Rechts zu liegen, dass bey dem Abgang einer Linie, sogar eines Stammes ohne männliche Erben, alle nicht nur von dem letztverstorbenen, sondern auch seinen Vorfahren, neuerworbene Erb- und freye Güter ohne Unterschied den Töchtern zufielen. Johann I, sein Bruder und Nachfolger, bekam die Grafschaft in eben dem eingeschränkten Umfang wieder, den sie vorher gehabt hatte. Er begieng den grosen politischen Fehler, dass er 1348 das den Grafen von Henneberg in den ältesten Zeiten verliehene Burggrafthum Wirzburg mit dem neu übertragenen Marschalamte von dem Stifte selbst zu Lehen nahm, und sich durch die ihm verliehenen Marschallsgüter zum Vasallen desselben hin gab. Der Vf. denkt sehr gelinde für das Stift Wirzburg, dass er es von allen in diesem Schritte verborgenen politischen Planen und Absichten, deren es der Vf. der Schrift: *von dem Erbmarschallamte* in den *Sammlungen der sächsischen Geschichte* freylich zu entscheidend beschuldigt, durchaus frey sprechen will. Zugegeben, dass Wirzburg in dem Burggrafthum einen Schirmherrn gesucht habe, suchte es ihn auch in dem Erbmarschall? Hatte es den erstern nicht schon vorher, und warum verband es ihn jetzt mit dem letztern? Warum hatte es in der Folge in der Behandlung der Grafen von Henneberg immer mehr den Erbmarschall als den Burggrafen im Auge? Indessen gesteht es der Vf. S. 286. selbst zu, dass die Bischöfe von Wirzburg die Grafen von Henneberg wie ihre Unterthanen behandelt, und Wilhelm VI aus dieser Ursache das Erbmarschallamt aufgegeben habe, und dem Rec. scheint es nur gar zu wahrscheinlich, dass die in Wirzburg damals emporkeimenden weitgespannten Grundsätze von dem Ducatu Franconiae in das ganze Verfahren stark eingewirkt haben mögen. — Mit Johann traten die Schulden und auch der Verfall in das Haus Henneberg ein; er verpfandete viel. Seine Gemahlin Elisabeth erwarb freylich nach seinem Tode 1360 die Herrschaft Schmalkalden, die halbe Cent Benshausen, die Vogtey über des Kl. Herrenbreitungen, das Dorf und Gericht Broderode und das halbe Schloss Scharfenberg durch Kauf, aber mit Heinrichen und Otten von Hessen gemeinschaftlich. Heinrich XI, sein Sohn, erhielt mit Mühe einen kleinen Theil der henneberg-aschaischen Verlassenschaft, rettete auch das von K. Wenzeln seinem Lande entrissene Zollregal, that aber in Verpfändungen noch weitere Fortschritte, als sein Vater. Er führte den zweyköpfigen halben Adler wieder im hennebergischen Wapen ein. Nach zwey verschwenderischen Regenten trat Wilhelm II mit seiner ökonomischen Regierung auf, und erhob sein Haus wieder zu dem ersten Flor. Er hatte grose Verdienste um seine Lande, löfete nicht nur eine grose Anzahl der verpfändeten Schlösser, Aemter und Dörfer wieder ein, sondern suchte auch die für sein Haus verloren gegangene Lehnschaft des Schlosses Dornberg mit glücklichem Erfolg wieder auf, brachte das Einlösungsrecht der halben Stadt Themar und des Schlosses Osterburg, (welche das Geschlecht von Bibra pfandweise inne hatten) 1416 durch Kauf an sich, und stand sowohl bey den Kaisern als im Reiche in ausgezeichnetem Ansehen. Wilhelm III, sein Sohn, gieng auf diesem Wege fort, und erwarb die Pfandschaft des Amtes Meiningen. Unter ihm findet man die erstre Spur eines Hofgerichts von 12 Beysitzern zu Schleusingen. Wilhelm dachte bey seinen zunehmenden Jahren vorzüglich auf die Ruhe und Sicherheit des Landes, und errichtete in der Absicht Bündnisse mit Hessen, Sachsen und Henneberg-Römhild. Er hatte seinem geistlichen Bruder Heinrich die Verzichtleistung 1436 so zu sagen abgezwungen, zog aber dadurch nach seinem zu früh erfolgten Tode seinen unwürdigen Söhnen lang anhaltende Unruhen von diesem herrschsüchtigen Kopfe zu, die der Vf. sehr gut auseinandergesetzt hat. Sehr glücklich für das Land und das gräfliche Haus war die Regierung Wilhelm IV. Er machte mehrere wichtige Erwerbungen, und unter diesen die Erwerbungen des Fuldaischen Amtes Fischbergs und des henneberg. römhildischen Antheils, begünstigte den Bergbau, befestigte die Sicherheit seines Landes durch neue Bündnisse mit den benachbarten Fürsten und Grafen, und nahm sich der Religions und Kirchenverfassung seines Landes mit mehr Sorgfalt, als seine Vorfahren, an. Wilhelm hatte die gute, sich stets gleich bleibende, Wirthschaft so vor Augen, dass er das Register seiner Landesrevenüen allenthalben in seinem Wamms bey sich trug, um Einnahme und Ausgabe in jedem Falle im Gleichgewicht erhalten zu können. Seine Aemter trugen ihm nicht mehr als 3404 fl. Erbzinsen. In seine Regierung fällt die Entstehung des Salzwerks zu Schmalkalden. Die 64jährige Regierung seines Sohns und Nachfolgers Wilhelms VI ist an interessanten Begebenheiten, die der Vf. sehr gut in das Licht zu stellen weiss, die reichste. Wilhelm ergriff die reellesten und wirksamsten Maasregeln, um Ordnung und Wohlstand unter seinen Unterthanen zu bewirken. Er gab gute Justiz- und Polizeyverordnungen, liess ein eignes Gesetzbuch, das noch bis jetzt die Richtschnur der henneberg. Lande Schleusing. Linie ist, durch seinen Kanzler *Gemeln* für seine Lande entwerfen, und schränkte den damals eingerissnen Luxus, die übertriebene Kleiderpracht durch weise Gesetze ein. Dass die Kleiderpracht damals

aufs

Digitized by Google

aufs höchſte geſtiegen war, das beweiſen die von Wilhelm gemachten Einſchränkungen ſehr ſtark. Frauen und Jungfrauen ſollten nur zwey Sammetröcke, einen zu 100, und den andern zu 80 fl., aber keinen mit Gold, Silber oder Perlen geſtickt, zwey ſeidene Kleider, jedes nicht über 50 fl., einen Mantel nicht über 100 fl., und den Kopf- und Halsſchmuck auch nicht zu höheren Preiſen tragen! — Die in die Regierung Wilhelms fallenden wichtigſten Merkwürdigkeiten, den Verluſt der Heſſiſchen Lehenſchaften Dorneberg und Gera, die Streitigkeiten mit Sachſen wegen des Schloſſes Elgersburg, mit dem Kl. Georgenzell, den Umtauſch des Amtes Meiningen gegen das wichtige Amt Maienberg, die alle noch gewiſſerer Aufklärung bedurften, hat der Vf. aus den Urkunden ſehr gut aufgehellt. Der Bauernkrieg und eine nach den veränderten Zeiten angenommene glänzendere Hofhaltung hatten Wilhelm in eine Schuldenlaſt geſtürzt, daſs die von Wirzburg auſser dem Amte Meyningen bezahlten 170,000 fl. zur Tilgung derſelben nicht einmal hinreichend waren, und die Landſtände ſelbſt in das Mittel treten muſsten. Wilhelm übergab endlich 1543 die Regierung ſeinem Sohne Georg Ernſt, und behielt ſich zu ſeiner jährlichen Unterhaltung nichts als 8 gerüſtete Pferde, 4 Wagenpferde, 12 Domeſtiken mit Lohn und Kleidung, 400 fl. Taſchengeld nebſt den allenfalſigen Reiſekoſten, und im Fall eines Miſsverſtändniſſes gewiſſe Aemter und Städte bevor. Die Einführung der Reformation, die erſtern Negotiationen zuerſt mit dem Kur-, und darauf mit dem herzoglichen Hauſe Sachſen wegen der Erbverbrüderung und der Succeſſion fielen noch in die Lebensperiode Wilhelms, und er nahm an beiden den warmſten Antheil. Georg Ernſt, nach einer langen Periode der erſtre, der in dem hennebergiſchen Hauſe in vollen männlichen Jahren die Regierung in die Hände bekam, beſchloſs die Reihe der gefürſteten Grafen von Henneberg mit vielem Ruhme als ein wahrer Vater ſeines Landes. Die Einführung der Reformation, zu welcher er an dem Hofe Philipps von Heſſen Neigung gefaſst hatte, war gröſstentheils ſein Werk allein. Er widmete den gröſsten Theil der eingezogenen Kloſtereinkünfte der Stiftung neuer Kirchen, Hoſpitäler und Schulen, unter welchen das von ihm errichtete und noch blühende Gymnaſium zu Schleuſingen ganz vorzüglich begünſtigt wurde. Der ganze allgemeine Wohlſtand ſeines Landes lag ihm am Herzen; er beförderte die Manufacturen, beſonders die Leinewebereyen und den Anbau der Bergwerke bey Ilmenau und zu Goldlautern. Er erleichterte ſeinen verbruderten Nachfolgern den Eintritt in ſeine Lande durch die von ihm ſelbſt übernommene Beylegung aller Miſshelligkeiten mit dem Landgrafen von Heſſen und dem Stifte Wirzburg, lebte, ungeachtet er die Erlöſchung ſeines Hauſes in ſeiner Perſon vor ſich ſah, ſehr ſparſam, mit einem eingeſchränkten Hofſtaate gröſstentheils zu Maſsfeld, und wendete den Ueberfluſs ſeiner Einkünfte zur Tilgung der väterlichen Schulden an.

In der nun folgenden Abtheilung: *Kurze Nachricht von der politiſchen und kirchlichen Verfaſſung der Grafſch. Henneberg - Schleuſingen*, theilt der Vf. in verſchiedenen Hauptſtücken die wichtigſten aus den Urkunden gezogenen, die innere und äuſsere Landesverfaſſung betreffenden, Reſultate mit. I. Hauptſtück. *Von den Beſtandtheilen der Grafſchaft Henneberg - Schleuſ. Linie.* II. Hauptſtück. *Kurze Nachricht von der Hausverfaſſung.* Die Vorzüge des Erſtgebornen waren in der ſchleuſingiſchen Linie mehr, als in der römhildiſchen, zur Gewiſsheit gebracht, nicht nach einem förmlichen Majorats- ſondern nach einem Gewohnheitsrechte, welches die Urkunden Wilhelms VI beſtätigten. Den jüngern Söhnen wurde entweder der geiſtliche Stand oder gewiſſe Güter zu einer eigenthümlichen Hofhaltung angewieſen, in welchen aber dem Aelteſten die Lehns- und Landeshoheit ausbedungen war. Die Volljährigkeit war in den älteſten Zeiten mehrentheils in das 14te oder 16te, und nur erſt ſpäter in das 25ſte Jahr geſetzt. Die Titulatur der Grafen von Henneberg erhielt mit der Fürſtenerhebung 1310 ſo wenig eine Veränderung, daſs ſich die Grafen des Fürſtentitels in den Urkunden nie bedienen mochten. Ihre Lande blieben dieſer Erhebung ungeachtet, wie der Vf. ganz richtig gegen Weinrich bemerkt, nach wie vor eine Grafſchaft. Eben ſo richtig widerlegt er den Spangenberg, daſs Gr. Poppo VI im XII. Jahrh. eine fliegende Henne im Wapen geführt habe, und beweiſet es mit der Darlegung des Popoiſchen Siegels ſelbſt (Kupfert. IX. N. 1.), daſs das Wapenbild deſſelben nichts anders als der Adler mit ausgeſpannten Flügeln geweſen ſey, das eigentliche Wapen des kaiſerl. Burggrafthums zu Wirzburg, das die Grafen noch 1202 in den Siegeln führten. Erſt ſeit 1226, gerade zu der Zeit, in welcher das Burggrafenamt von dem Stifte beeinträchtigt wurde, verlor ſich dieſes Wapen, und es erſchien eine auf 3 Hügeln ſtehende Henne, mit welcher erſt Heinrich XI den würzburgiſchen Adler wieder vereinigte. Wilhelm IV bediente ſich 1459 eines ſchönen, bisher ganz unbekannt gebliebenen, Reuterſiegels, das der Vf. an einem dem Caspar von Stein über den halben Theil des Schloſſes Ruprecht ertheilten Lehnbriefe entdeckt, und hier Kupfert. X. mitgetheilt hat. — Die Einkünfte der Grafſchaft Henneberg-Schleuſ. Linie waren in altern Zeiten ſehr gering. Nach den Urkunden betrugen 1471 alle Geldeinkünfte 5 bis 6000 fl.; aber nur ſparſame Hofhaltung und die wohlfeilen Zeiten erſetzten vieles, und machten ſogar den Ankauf neuer Landereyen möglich. Nach einem alten Regiſter von 1505 beſtand das Einkommen von allen ſchleuſingiſchen Aemtern und Gütern in 6038 fl. an Gelde und an Getraide in 2427 Malter Korn, 310 Mltr. Waizen, 2351 Mltr. Hafer, und 170 Mltr. Gerſte. Bey der 1660 getroffenen Landestheilung waren alle Kammereinkünfte der Grafſchaft auf 41676 fl. angeſchlagen. III. Hauptſt. *Von den Erbämtern der Grafen von Henneberg.* Man findet ſie ſchon im XII. und XIII. Jahrh. an ihrem Hofe, und mit allen waren gewiſſe Lehngüter verbunden, die nachher bey den Familien erblich geblieben ſind. IV. Hauptſt. *Bruchſtücke aus der Hennebergiſchen Gerichtsverfaſſung des mittleren Zeitalters.* In ältern Zeiten Centgerichte und vom J. 1427 an ein Hofgericht zu Schleuſingen, das aus 1 Hofrichter und 11 zum Schild und Helm gebornen Rittern beſtand. In einer Urkunde von 1444 führt der Hofrichter den Namen Kanzler. V. Hauptſt. *Von den Privilegien der Grafen von Henneberg.* Die vornehmſten Privilegien waren das *privilegium de non*

Digitized by Google

non evocando, der Berg- und Grubenbau, das Münz- und Zollregal, das Privilegium, 10 öffentliche Notarien zu creiren, und 20 uneheliche Kinder zu legitimiren und der Schutz der Hefenführer durch ganz Franken. Die erste Spur von Bergwerken entdeckt sich in einer Urkunde von 1323, worinn Gr. Berthold VII die um Elgersburg gelegenen Gold- und Silberbergwerke an Friedrich von Witzleben verleiht, wahrscheinlich die nemlichen Gruben um Ilmenau, die späterhin unter dem Namen der Sturmhaide bekannt sind. Das Münzregal hatten die Grafen schon im XIII. Jahrh. im Besitz; die ältesten Münzen derselben waren Blech- und Hohlpfennige, von welchen der Vf., so wie von der Medaille Wilhelms VI von 1557 und andern Münzen auf der eilften Kupfertafel Abdrücke mitgetheilt hat. VI. Hauptst. *Von den Lehnsverhältnissen der Grafen von Henneberg, sowohl mit dem Kaiser und Reich, als auch mit einigen benachbarten geistlichen Rittern.* VII. Hauptst. *Von dem wirzburgischen Burggrafen- und Obermarschallamt, welches dem gräflichen Hause Henneberg zuständig gewesen.* Der Vf. hat diese Materie, die schon in den *Sammlungen zur sächs. Geschichte* aus Urkunden bearbeitet ist, mit verschiedenen neuen Urkunden und Siegeln bereichert. VIII. Hauptst. *Bruchstücke aus der Religions- und Kirchenverfassung der Grafschaft Henneberg*; enthalten gute und gelehrte Nachrichten von den Klostern Rohr, Herren- und Frauenbreitungen, Aldendorf, Georgenzell, Vesra, Trostadt und den Stiftern zu Wasungen und Schmalkalden. Das Kloster Rohr war nach den Urkunden schon 824 erbaut. — Georg Ernst war der erstre unter den Protestantischen Fürsten, der den Exorcismus sogar mit dem Widerspruch des gröfsten Theils seiner Geistlichkeit abschaffte. Die letztre Abtheilung, *Geschichte der Hemeberg-Schleusingischen Lande nach Erlöschung des hennebergischen Mannsstammes* ist mit ächter historischer Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit geschrieben. Der Vf. deckt aus den Originalnachrichten das ganze Manoeuvre des schlauen Augusts von Sachsen auf, mit welchem er den Prinzen des herzoglichen Hauses Sachsen, nicht zufrieden, dafs er ihnen schon einen Theil ihrer sächsischen Erblande entrissen hatte, auch fünf Zwölftheile der ihnen sowohl nach dem Erbvertrage als nach den kaiserlichen Expectanzbriefen allein zustandigen Grafschaft Henneberg zu entziehen wufste. Er bekam, als Vormund der Prinzen des H. Johann Wilhelms, die kaiserlichen Expectanzbriefe unter vielversprechendem Vorwand aus dem Archive zu Weimar in seine Hände, legte sie in sein Archiv zu Dresden bey, wirkte von dem ihm ergebenen Maximilian II neue Expectanzbriefe, den einen für sich auf $\frac{5}{12}$, und den andern für die herzoglichen Prinzen auf $\frac{7}{12}$ Theile aus, ohne dafs die erstern Expectanzbriefe cassirt worden waren, und trat nun zum nicht geringen Erstaunen des herzoglichen Hauses als gleicher Theilnehmer des Successionsrechts auf. Zum Glück hatte man die Abschriften von den ältern Expectanzbriefen in dem Archive zu Weimar aufbehalten. Ohne den Originalbeweis konnte man indessen so lange nichts von herzoglicher Seite in der Sache thun, bis die Administration der Kur dem Herz. Friedrich Wilhelm die Originalexpectanzbriefe wieder in die Hände spielte. Er fand sie in dem Archive zu Dresden durchschnitten, mit abgerissenem Siegel und abgelöseter Schnur, nahm sie zu sich nach Weimar, und kam nun mit seinen ältern gerechten Ansprüchen zum Vorschein. Sein zu früher Tod brachte seine Nachkommen unter der zweyten kursächsischen Vormundscheft Christians II wieder auf eben die Art, wie das erstemal, um die erstern Expectanzurkunden. Der dreyfsigjährige Krieg kam dazu, hemmte den Fortgang der Sache bis 1652, wo die herz. Häuser Weimar und Gotha ihre alten Ansprüche wieder hervorsuchten, aber auch bald aufgaben, weil Altenburg nicht gemeine Sache mit ihnen machen wollte, und dann die bekannte Theilung 1660 geschehen liefsen. Eben so gut und urkundenmäfsig hat der Vf. den Uebergang des Henneberg. Amtes Schmalkalden, des Gerichts Barchfeld, der halben Cent Benshausen und der Vogtey Herrenbreitungen; — eine Materie, welche die neuesten Geographen, Büsching und Engelhard, noch irrig gedacht und vorgetragen haben — und der Anfall der Hennebergischen Ortschaften und Güter auseinander gesetzt.

Die reiche Urkundensammlung, welche auch alle die specielleften Documente zu den vorgetragenen Thatsachen in sich fafst, ist, wenige Urkunden ausgenommen, ein durchaus neues Geschenk für die Geschichte und Diplomatik. Die Kupfertafeln legen aufser den schon angezeigten Siegeln und Münzen die vorzüglichsten noch vorhandenen Monumente der ausgestorbenen Grafen zu Vesra uad Schleusingen vor. Diese genaue Anzeige waren wir sowohl dem Vf. als unsern Lesern um so mehr schuldig, je mehr der erstre in der Vorrede bey aller dankbaren Aufmerksamkeit, die seine mühsame Arbeit wirklich verdient, über den Abgang des erstern Theils und die dadurch fehlgeschlagene Aufmunterung zu der Fortsetzung dieses zweyten Theils zu klagen Ursache hat. Das Werk ist, wenige Flecken, einige Wiederholungen und Sprachunrichtigkeiten ausgenommen, ein Muster einer gut und gründlich ausgearbeiteten Specialgeschichte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt u. Leipzig: Das Blatt hat sich gewendet.* Ein Originallustspiel in 5 Aufzügen; von *Schröder.* 1790. 96 S. 8. — Original ist dieses Lustspiel nicht. Es ist nach dem Englischen: aber eine recht artige Bearbeitung eines langweiligen Originals ist es, die man Hn. S. sehr Dank haben mufs. Die Duellscene zwischen dem Amtsrath und Brand ist ächt komischen Gehalts.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 19. Julius 1791.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Sommer: *Kurzer und gründlicher Unterricht zur beſten und vortheilhafteſten Behandlung und Benutzung der Pferde, Rind-, Schaf-, Schwein- und Federviehs, wie auch des Gartenbaues, der Baumzucht und der Fiſcherey* von *G. Gaſchitz*. 1790. 304 S. 8. (18 gr.)

Lichtvolle Deutlichkeit und Ordnung, Richtigkeit und Gründlichkeit geben dieſem Unterrichte einen Werth, den wenige Bücher ähnlichen Inhalts haben.

Die *erſte Abh.* betrifft die Pferde, ihre Vollkommenheiten, Mängel, Erzeugung, Fütterung u. ſ. w. Bey der Wahl der Stuten zum Belegen vermiſſen wir die Vorſchrift, daſs man niemals träge, tückiſche, ſcheue, oder beiſsige Stuten zur Füllenzucht gebrauchen müſſe; weil einer bekannten Erfahrung bey den Stutereyen zufolge, das Füllen in ſeiner körperlichen Bildung dem Hengſte, und in ſeiner Gemüthsart der Stute ähnlich zu werden pflegt. Mit Recht tadelt der Vf. die Landwirthe, die ihre Füllen bloſs mit ſchlechtem Strohe und Ueberkehr füttern, aber er hätte auch die allzufrühzeitige und reichliche Fütterung mit Getraide rügen ſollen: woraus nichts weiter, als ein äuſserer, betrüglicher Anſchein von Geſundheit uud Wachsthum auf Unkoſten der wahren Stärke und Dauer, endlich auch Anlage zu der Fluſsgalle, dem Spat, der Blindheit etc. entſteht. Rec. kennet eine beträchtliche Stuterey, deren Pferde hauptſächlich wegen ihrer dauerhaften Geſundheit geſchätzt werden, und die doch in den erſten beiden Jahren ihres Lebens nie Haſer, noch ſonſt eine Getraideart, ſondern, auſser der grünen Fütterung, bloſs Kleye, Spreu, und nahrhaftes Heu und Stroh bekommen. Für ein allgemein brauchbares, gutes und *ſicheres* Laxirmittel kann die Spieſsglasleber (§. 34) nicht wohl angeprieſen werden: denn einem aſthmatiſchen Pferde würde ſie gewiſs ſehr ſchädlich ſeyn. Da der Vf. (§. 37) ſelbſt anführet, daſs die Druſe zuweilen bösartig wird, ſo hätte er wohl gethan, die Uebergänge von einer gutartigen zu einer bösartigen Druſe, von dieſer zur Steindruſe und von dieſer zum Rotze und die Unterſcheidungsmerkmale dieſer Krankheiten richtig zu beſtimmen. Mit des Vf. Behauptung, (§. 39) daſs die mehrſten Landwirthe und Schmiede ganz falſche Begriffe von der ſogenannten Feifel der Pferde haben, dieſelbe fälſchlich für eine am hintern Theile der Kinnbacken befindliche Krankheit halten, da ſie doch nichts anders, als eine Windkolik ſey, werden viele Landwirthe und Pferdeärzte nicht einverſtanden ſeyn: denn ſie unterſcheiden die Feifel von der Windkolik gänzlich und verſtehen unter der Erſtern eine Geſchwulſt hinter den Kinnladen, unter den Ohren, wo die *Glandulae Parotidis* liegen, welche durch eine zweckmäſsige Salbe ſo bald, als möglich, zur Eiterung gebracht werden muſs. Auch hat ein grober Druckfehler die erſte Periode des §. 13 und die vierte Periode des §. 16 ſehr verunſtaltet: denn die S. 14 in der erſten Linie befindlichen Worte: *man muſs es nur ſelten den Pferden geben, welche beſtändig* etc. gehören nicht hieher, ſondern gleich zum Anfange der 16 S.

Die *zweyte Abhandlung* enthält über die Zuzucht und Wartung des Kuhviehes, über die damit in genauer Verbindung ſtehende Verbeſſerung der Wieſen, Anbau des Klees, Luzerne und Esparcette, und beſonders über die zu vergröſsernde Nutzung des Molkenwerks, nebſt Berechnungen hierüber, gleichfalls nützliche Anweiſungen. Daſs es nicht rathſam ſey die Luzerne länger als 10, höchſtens 12 Jahre in einerley Boden zu laſſen, beweiſet der Vf. ganz richtig aus der Verminderung ihres Wachsthums und Ertrages, er hätte aber noch anführen ſollen, daſs durch die langen, ſtarken und in einander verflochtenen Wurzeln dieſer Pflanze, die Bearbeitung des Bodens äuſserſt erſchwert wird. Noch nothwendiger für den Zweck des Buches wäre es geweſen, hier eben ſo — wie vorhin bey der Pferdezucht geſchehen — von einigen gewöhnlichen Krankheiten des Hornviehes z. B. Weidebruch etc. deren Merkmalen, und ſichern Mitteln ihrer Heilung Unterricht zu ertheilen.

Weniger neues, faſt nur das längſt Bekannte, enthält die *dritte Abhandlung* über die Schafzucht. Der Vf. hält noch das Baden oder Waſchen der Schafe vor der Wollſchur in einem Strome für nöthig (§. 153) da doch Theorie und Erfahrung lehren, daſs die plötzliche Erkältung der Schafe bey dieſem Baden ihrer Geſundheit ſchädlich, auch ſolches Waſchen zur Reinigung der Wolle gar nicht hinlänglich, hingegen es weit dienſamer iſt, die Schafe in der Nacht vor dem Abſcheren durch das enge Einſperren im Stalle in Schweiſs zu bringen, und dann die abgeſchorne Wolle im flieſsenden Waſſer, oder noch beſſer im Waſſer mit Urin vermiſcht zu waſchen: weil die Wolle durch das Erſtere mehr Fettigkeit, folglich mehr Geſchmeidigkeit und Gewicht, und durch das Letztere weit mehr Reinigkeit bekommt. Sonſt fehlt auch hier die nöthige Belehrung über einige gewöhnliche Krankheiten der Schafe; die bloſs gegen die Raude, oder Krätze, empfohlne, ſehr bekannte Salbe iſt wohl ſehr unzureichend, da zu gründlicher Heilung dieſes Uebels innerliche blutreinigende Mittel ſchlechterdings erfodert werden.

Faſt zu ſehr abgekürzt iſt die *vierte Abhandlung* von der Schweinezucht, wodurch doch viele und beſonders die mit Maſt tragenden Wäldern, oder ſtarken Bier-

Digitized by Google

brauereyen oder Branteweinsbrennereyen verſehenen Landhaushaltungen beträchtliche Vortheile gewinnen. Hier findet daher noch mancher nöthige und nützliche Zuſatz ſtatt, z. B. von der Wahl der Ferken zur Zucht, wozu diejenigen vorzüglich zu wählen ſind, welche ſich bey dem Säugen der vorderſten Zitzen an der Saumutter bemächtigen, und die andern davon verdrängen, weil dieſe die geſündeſten und ſtärkeſten zu ſeyn pflegen. von der Behandlung der Schweine in der Eicheln- und Buchmaſt; von der Mäſtung der Schweine in Ställen, wobey zur vollen Mäſtung eines erwachſenen Schweins gewöhnlich 12 Wochen, und dann in den mittlern 4 Wochen ſtärkere Portionen des Futters, als in den erſten und letzten 4 Wochen erfodert werden; von den gewöhnlichſten Krankheiten der Schweine und deren Heilung.

In der etwas umſtandlichern *fünften Abhandlung* werden die Landwirthinnen manches richtige Urtheil über den gröſsern, oder geringern Nutzen des Federviehes beſonders über die mehr nachtheilige, als vortheilhafte Gänſe- und Taubenzucht (§. 173. 183) und viele gute Anweiſungen verſinden; aber auch den Kopf ſchütteln und gar nicht begreifen können, wie man von 30 Puterhünern (§. 169), von denen jedem 15 bis höchſtens 20 Stück Eyer zum Ausbrüten untergelegt wurden (§. 171) 500 bis 600 junge Puter, folglich, in Rückſicht auf die erſtbeſtimmte Anzahl Eyer, aus 450 Eyern 500 Junge, und im Betrachte der letztangezeigten Zahl des glückliche Ausbrüten aller 600 Eyer, ohne Verluſt eines einzigen, gewiſs erwarten könne. Auch iſt gerade die von dem Hn. Vf. nicht erwähnte Mäſtung des Federviehes mit türkiſchen Waizen die beſte von allen.

Die *ſechſte Abhandlung* zwecket hauptſächlich dahin ab, *dem gemeinen Landwirthe* den nöthigen Unterricht von Anlegung und Benutzung der Baumſchulen, Obſt- und Küchengärten zu ertheilen. Hierüber iſt aber auf der einen Seite zu viel, und auf einer andern zu wenig geſagt: denn zur Empfehlung des in ſo vielem Betrachte nützlichen Acacien- oder Schotendornbaums z. B. bedurfte es gewiſs nicht einer 11½ Seite füllenden Beſchreibung deſſelben, die beide aus der *allgemeinen Haushaltungs- und Landwirthſchaftswiſſenſchaft* abgeſchrieben worden, dahingegen *dem gemeinen Landwirthe* an der vom Vf. nirgends ertheilten Anweiſung zur vortheilhafteſten Gewinnung der gewöhnlichſten und für ſeinen Haushalt brauchbarſten Küchengewächſe, als der Möhren, Paſtinacken, des Selleries, des Kohlrabis, der Kartoffeln, des Lauchs, Kümmels etc. gewiſs weit mehr, als an den gegebenen Unterrichte vom Anbaue des Spargels, der Gurken etc. gelegen iſt. Was über die Düngung des zu einer Samen- und Baumſchule beſtimmten Bodens (§. 184. 187) geſagt wird, bedarf die Einſchränkung, daſs ein nur irgend tragbarer Boden hiezu gar nicht, ein ganz magerer und kieſigter Boden aber nur wenig gedünget werden darf: weil der Miſt die eingelegten Obſtkerne in Fäulniſs bringet, auch den Wurzeln der jungen Bäume ſchadet, und weil alle junge Pflanzen am beſten gerathen, wenn ſie ſtufenweiſe aus einem minder fruchtbaren, in einen fruchtbareren Boden verſetzt werden.

Den Beſchluſs des Buches machet *die ſiebente Abhandlung* von der Fiſcherey. Erfahrne Landwirthe werden hier mit dem Vf. faſt überall einverſtanden ſeyn, und nur hie und da etwas zu ergänzen und zu berichtigen nöthig finden. So fehlt der Unterricht von der Fütterung der Fiſche in den Winterfiſchhältern (Kap. 37) und von dem Beſatze und der Wartung der Satz- oder Hauptteiche, da die letztern doch der Vf. ſelbſt, den Streich- und Streckteichen (§. 302.) als nothwendige Erforderniſſe einer vollſtändigen Teichfiſcherey angegeben. So iſt uns in dem Vortrage von den Streich- oder Leichteichen (Kap. 35) der nützlichen Anlegung kleiner Hügel von Kieſelſteinen in denſelben zur Beförderung des Ausbrütens des von den Karpfenroggenern daran gelegten Leichs durch die Sonnen-Wärme, auch unter den (§. 371) vorgeſchlagenen Mitteln zur Beſamung eines Teiches mit Feldfrüchten der vorzüglich vortheilhaften Beſtellung deſſelben mit Rüben vor dem Beſatze gar keine Erwähnung geſchehen. Das Ellernholz zur Befeſtigung der Fiſchhälter und Teichdämme iſt weit tauglicher, als das Kiefernholz, und die Gitter an den Waſſerbetten (Währen) und an den Abſchlägern (Fluttgerennen) werden weit ſicherer und dauerhafter gegen den Verluſt der Fiſche mittelſt eiſerner in denſelben befeſtigten Stäbe, als durch die bloſse Vorrichtung von Holze (K. 32) verwahret.

Alle dieſe gerügten Mängel werden jedoch durch die Nutzbarkeit des Buches ſo ſehr überwogen, daſs der billige Leſer auch einige Nachläſſigkeiten im Stile und einige unnütze Wiederholungen überſehen wird.

Jena, in der akad. Buchh.: *Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft für Prediger und Schullehrer auf dem Lande* von *Georg Stumpf*, Fürſtl. Fürſtenberg. Oekonomie-Rathe etc. 1790. 320 S. 8. (20 gr.)

Wenn der Landprediger und Schullehrer bereits vor dem Antritte ihrer Aemter die zu ihren Hausweſen erfoderlichen ökonomiſchen Kenntniſſe beſitzen; ſo werden ſie ſolche freylich nicht erſt ſpät und theuer mit ihren Schaden erlernen dürfen. Dieſen Vortheil will ihnen der Hr. Vf. durch ſeinen Unterricht verſchaffen. Seine Abſicht gehet aber noch weiter. Beide ſollen Lehrer der Landwirthſchaft (Einleitung §. XII.) und der Erſtere noch auſserdem der Inſpector der landwirthſchaftlichen Polizey werden. (Vorbericht S. XIII.) Aber war denn zu dem erſten Zwecke ein beſonderes Lehrbuch für dieſe Klaſſe von Landleuten nothwendig? und werden ſie die letztgedachten Nebenverpflichtungen, in Hinſicht auf ihre eigentlichen Berufsgeſchäfte und ihre Vermögensumſtände, alle übernehmen und gewiſs erfüllen können? An dem Erſtern zweifelt der Rec. ſehr, weil der ländliche Haushalt eines Predigers, oder Dorfſchulmeiſters mit andern Landhaushaltungen völlig einerley Zweck, Gegenſtände und Hülfsmittel hat, und es an brauchbaren, auf jenen eben ſowohl, als dieſe, anwendbaren Belehrungen über die Landwirthſchaft nicht mangelt. Eben ſo bedenklich iſt ihm das Letztere: weil ein Landprediger, welcher ſich mit Ertheilung des Unterrichts in der Naturlehre und Naturgeſchichte beſchäftigen, die Landwirthſchaft nicht allein theoretiſch lehren, ſondern auch durch ſeinen eigenen muſterhaften Haushalt, praktiſch beweiſen, Zeit, Mühe und Koſten auf neue Verſuche verwenden, einen

Vor-

Digitized by Google

Vorrath von Büchern und Modellen herbeyschaffen, über seine eigenen und fremde ökonomische Erfahrungen Bücher schreiben, auf alle Gegenstände der ländlichen Polizey seine Aufmerksamkeit richten und doch zugleich allen seinen gottesdienstlichen Verrichtungen und seiner pflichtmäfsigen Vorsorge für den sittlichen Zustand seiner Gemeine überhaupt und für die Erziehung und Unterweisung der Jugend insonderheit ein völliges Genüge leisten soll, gewifs sehr oft in dem unvermeidlichen Zusammenstofse alle dieser Obliegenheiten eben sowohl, als in dem mehrentheils geringen Betrage seiner Pfarreinkünfte unüberwindliche Hinderniffe finden wird; und weil besonders seine Erforschung der Polizey-Mängel und deren Anzeige ihn dem Mifstrauen seiner Gemeine und solchen Mifshelligkeiten mit derselben blofs stellen wird, welche der Führung seines Amts allemal nachtheilig, und daher auf alle Weise verhütet werden müssen.

Doch diese Bedenklichkeiten heben den Nutzen einer solchen Anleitung zum Gebrauche akademischer Vorlesungen nicht auf. Nur hat Hr. St. einige Grundsätze allzu kurz und oberflächlich abgehandelt. So enthält, z. B. der §. 43. von der Beschaffenheit der Holzweiden, der §. 70 von der nothwendigen richtigen Bestimmung des Mergels, seiner Arten und seines Gebrauches, der §. 91. über den Pflug, der §. 112. von der Wartung der Felder nach ihrer vollendeten Bestellung, das 9. Kapitel von den zur Schaffütterung so nützlichen schwarzen und weifsen Wicken, der §. 177 vom Tobaksbaue, der §. 180 von den sechs widrigen Zufallen beym Hopfenbaue, der §. 168. 169. 170 von dem so wichtigen Flachsbaue und von dem sibirischen perennirenden Leine, der §. 333 — 340 von den Gartenblumen, das 22 Kap. unter den Obstarten von den Nüssen, theils gar keine, theils sehr unzulängliche Belehrungen. Dahingegen hätten manche alltägige, in ein Lehrbuch gar nicht gehörige Bemerkungen und Wünsche (z. B. §. 116. 162. 171. 198. 321. 322. 334.) und aus dem auf 31 Seiten ausgedehnten Verzeichnisse ökonomischer Schriften von Predigern eine gute Anzahl entbehrlicher, und darunter verschiedene schriftstellerische Mifsgeburten billig wegbleiben sollen.

Sonst finden sich auch hin und wieder irrige Behauptungen, deren wir nur einige berichtigen wollen. Dahin gehöret, dafs der Klee nie im Sandboden geräth, und daher (§. 63) kein Mittel zu dessen Verbesserung seyn kann; dafs, da aller Lehm in einer Vermischung des Thons mit Sande wesentlich bestehet, der im §. 64 angenommene Fall eines reinen, nicht mit Sande vermischten Lehmbodens nirgends vorhanden ist, noch seyn kann; dafs der Thon (§. 65) in seinem rohen Zustande gänzlich untauglich zum Wachsthume der Pflanze sey, welches die Erfahrung widerlegt. Der Behauptung (§. 71), dafs die Vermischung verschiedener Erdarten im Grofsen nicht auszuführen sey, widersprechen gleichfalls unzählige Erfahrungen, welche beweisen, dafs man dieses wirksame Verbesserungsmittel, besonders vermittelst schicklicher Mergelarten, des Teich- und Grabenschlammes etc. auf vielen grofsen Ackerbreiten angewendet, und deren Ertrag dadurch beträchtlich vergröfsert habe. Die §. 72 vorgeschriebene unbedingte Düngung eines jeden Bodens würde dem Wachsthume ökonomischer Pflanzen in einem viele Jahre unbearbeitet gelegenen, und mit einer Menge verfaulter animalischer und vegetabilischer Körper angefüllten Boden gewifs eher schädlich, als nützlich, seyn. Der vegetabilischen Düngung kann man nicht mit Hn. St. den Vorzug einräumen, weil es unläugbar ist, dafs animalische Körper leichter faulen, und mehr flüchtiges Alkali geben, als die Gewächse. Durch das (§. 106) getadelte Einkälken des Saamengetreides, besonders des Weizens, wird zwar der Ertrag der Aernte nicht vergröfsert, wohl aber der Brand im Waizen verhütet. Das Säen des Getreides in Reihen, nach dem Tullischen Ackersystome (§. 107) leistet die versprochenen grofsen Vortheile keinesweges, und ist daher in Ländern, wo die mehrsten Versuche damit angestellet wurden, nemlich in England und Frankreich, schon längst wieder abgeschafft. Der märksche braune, oder rothe Weizen ist selbst ein deutscher Winterweizen, und kann also diesem nicht, wie §. 115 geschehen, entgegen gesetzt werden. Nicht blofs als Sommerfrucht (§. 118), sondern auch als Winterfrucht und zwar mit gröfseren Vortheile, und mit mehr Gewifsheit der Reife, kann der polnische Weizen genutzt werden. Der Vorzug, welchen der Hr. Vf. seiner Erklärung der Handelskräuter vor der Beckmannischen Erklärung (§. 164) zuerkennet, möchte wohl schwerlich zu erweisen seyn: denn soll nach der Erstern der richtige Begriff einer Handelspflanze darinn liegen, dafs sie viele Menschenhände beschäftiget, und einen weiten Transport vertragen kann; so wird der Weizen eben sowohl, als der Rübesamen zu den Manufacturpflanzen gehören: weil jener eben so gut, wie dieser, von Nordamerika nach Frankreich transportirt wird und seine Benutzung zur weifsen Stärke noch mehr Handarbeit, als die Benutzung des Rübesamens zum Oelschlagen erfodert. Nach des Rec. Ueberzeugung sind beide Erklärungen logisch unrichtig; — auch unnöthig, so bald man den ökonomischen Pflanzenbau nach seinem Hauptund Nebenzwecke ableitet, und dem Erstern die Gewinnung der Pflanzen zum allgemeinen häuslichen Bedürfnisse für Menschen und Vieh, nemlich Getreide, Futterkräuter, Wiesenwachs, Küchengewächse, Obst- und Waldbäume, und dem Letztern die Gewinnung der Pflanzen zu besondern häuslichen Bedürfnissen, als Hanf, Krapp, Flachs etc. zurechnet. Die §. 283 angeführten kolofsalischen Kohlköpfe von 18 bis 25, und eine halbe bis zwey Drittel Ellen im Durchschnitte sind entweder ein Schreib- oder Druckfehler, oder Gewächse aus Swifts Riesenlande Brobdingack. Nicht überall können die Weidenbäume (nach §. 410) hochstämmig gezogen werden: denn das Bedürfnifs an Zaun- und Flechtholze macht das Köpfen derselben oftmals nothwendig. Wenn es in den Waldungen Oerter giebt, wo gar keine Bäume aufgehen wollen (nemlich da, wo sich der *Ortstein* befindet); so kann die Regel: (§. 423) eben diese Plätze mit Bäumen zu bepflanzen, um keine Blöfsen zu lassen, unmöglich statt finden. Wenn der Vf. (§. 556) das Ablegen der Bienen durch das Austrommeln deshalb tadelt: *weil er dabey weidlich ist gestochen worden;* so wird ihm das Einfangen der Schwärme, eben dieser Gefahr wegen, noch weniger gefällig seyn.

Digitized by Google

Leipzig, b. Schwickert: *Landwirthſchaftskalender.* 1790. 101 S. 8. (5 gr.)

Einen ſolchen Landwirthſchaftskalender, welcher ein richtiges Verzeichniſs landwirthſchaftlicher Geſchäfte und eine ſichere Bezeichnung der rechten Zeitpunkte enthält, da deren Verrichtung am nöthigſten, oder vortheilhafteſten, oder bequemſten iſt, wird niemand — auch bey den gröſsten Widerwillen gegen die bisherige grenzenloſe Vervielfältigung ſchriftſtelleriſcher Albernheiten im Kalenderformate — miſsbilligen. Allein es muſs nothwendig dabey auf die beträchtliche Verſchiedenheit der Lage und des Bodens, auch der mehreren, oder mindern Wärme und Kälte in Deutſchland Bedacht genommen werden. Noch bis jetzt iſt ein ſolcher allgemeiner Wirthſchaftskalender nicht vorhanden. Auch der Vf. des vorangezeigten Buchs kann ſich das Verdienſt, dieſen Mangel abgeholfen zu haben, nicht zueignen. So lange es alſo hieran noch fehlt, bleibt der ſich auf beſondere Gegenden unſeres Vaterlandes beziehende Unterricht von den monatlichen Beſchäftigungen in Feldern, Gärten, Waldungen etc. z. B. eines von *Münchhauſen*, eines *Lüders* für den gröſsten Theil von Niederſachſen, eines *Reichards* für Thüringen, eines *Sprengers* für Schwaben etc. der ſicherſte Wegweiſer und es iſt das zweckmäſsigſte Mittel, dieſen Unterricht durch die gewöhnlichen Kalender dem gemeinen Landmanne in Erinnerung zu bringen.

Auch hiezu würden die von dem Vf. aus *Krünitz* ökonomiſchen Encyclopädie, *Zinkens* ökonomiſchen Lexicon, *Lüders* Gartenkalender, *Buchers* Landwirthſchaftskalender etc. mit vieler Mühe und guter Auswahl geſammleten, und nach der Folge der Monate unter den Rubriken: Felder, Wein-, Hopfen-, Küchen- und Obſtgärten, Viehzucht, Fiſcherey, Holzungen und Jagd, Hausgeſchäfte, Witterung, geordneten Vorſchriften dienen können, wenn nur dabey ſowohl derjenige Theil von Deutſchland, woſelbſt ſie beſonders anwendbar ſind, als auch zugleich beſtimmt wäre, welche von den gegebenen Regeln nach dem Unterſchiede der Lage, des Bodens und der Witterung, und welche von ihnen allemal, und ohne Rückſicht hierauf befolget werden können und müſſen. Das letztere iſt zwar in vielen, aber nicht in allen Fällen, wo es nöthig war, geſchehen.

Rec. beruft ſich zum Beweiſe ſeiner obigen Behauptungen auf folgende Stellen des Buchs. Das Säen der Möhren und Pflanzen der Erbſen im Monate Januar (S. 1.) gehöret eben ſo wohl, als das Pfropfen und Ablactiren im Monate Februar (S. 11.), wo nicht zu den ganz unmöglichen, doch gewiſs zu den äuſserſt ſelten möglichen Fällen in dem nördlichen Theile Deutſchlands. Daſelbſt kann gleichfalls das Schwemmen und Scheren der Schafe bey der einmaligen Wollſchur noch nicht im Monate May (S. 40) ſondern erſt im Monate Junius geſchehen. Hingegen muſs allda der türkiſche Weizen ſchon am Ende des Aprils, oder aufs ſpäteſte in den erſten Tagen des Monats May gepflanzet werden: weil er zu ſeinen völligen Wachsthume und Reife fünf volle Monate erfodert und dieſes von einer bis in Monat Junius hinaus geſetzten Pflanzung (S. 43) nicht zu erwarten iſt. In obgedachter Gegend kann ebenfalls der Ertrag der Eichelmaſt durchaus noch nicht ſchon im Monate Julius (S. 59) und kaum erſt im nächſtfolgenden Monate richtig beurtheilet werden; und wollte man allda die Winterrübſen erſt am Schluſſe des Auguſts, oder im Anfange des Septembers (S. 71) ſäen; ſo würden ſich ſeine Pflanzen nicht hinlänglich beſtocken und zu ſchwach bleiben, um den Winterfroſt ausdauern zu können. Seine Ausſaat pflegt deshalb in der Mitte des Monats Auguſt zu geſchehen.

Auch ein Paar nicht bloſs locale, ſondern allgemeine Unrichtigkeiten hat Rec. bemerkt. Es iſt nemlich aller phyſikaliſchen Theorie und Erfahrung entgegen, daſs das Maſtvieh in der Kälte mehr ab- als zunimmt (S. 8) und das für die Monate Januar, Februar und März (S. 8. 15. 23.) beſtimmte Malzmachen in Vorrath keineswegs haushalteriſch rathſam, vielmehr hiezu der Monat May, Junius, Julius und Auguſt am bequemſten; weil das Getreide alsdann gewiſſer, geſchwinder und gleichförmiger, als in jenen kalten Monaten, keimet.

Ungeachtet ſolcher Mängel bleibt dennoch dieſe Sammlung von Regeln des monatlichen wirthſchaftlichen Verfahrens für viele deutſche Landwirthe, beſonders in den mittlern und ſüdlichen Gegenden Deutſchlands, lehrreich und nutzbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften, *Helmſtädt*, b. Fleckeiſen: *Beurtheilung der Klagen über Geringſchätzung des Predigerſtandes.* Eine Rede, bey der Einführung eines neuen Priors des Kloſters Michaelſtein, am achten Sonntage nach Trinitatis 1790. gehalten von dem Abt dieſes Kloſters, *Heinrich Philipp Conrad Henke.* 1790. 66 S. 8. Der Text zu dieſer Rede iſt aus Tit. 2, 7. 8. 15. genommen, und es wird in derſelben unterſucht, 1) wie dieſe Klagen zum Theil ſo verdächtig und ungerecht, 2) wiefern und mit welchen Einſchränkungen ſie wahr und gegründet ſind, 3) wodurch ihnen abgeholfen werden kann. Klagen, welche von *Mitgliedern* dieſes Standes ſelbſt herkommen, ſind gröſsthentheils *verdächtig*, — und völlig *ungerecht*, wenn ſie von *unwürdigen* Mitgliedern geführt werden. Ueberhaupt enthalten ſie *nur mit Einſchränkung* Wahrheit, weil Geringſchätzung des Predigerſtandes ſchwerlich *durch den gemeinherrſchenden Geiſt unſrer Zeitgenoſſen* veranlaſst wird, und weil jene Klagen *auch nicht erſt in unſern Tagen* erhoben worden ſind. Indeſſen mag es in ſoweit ſeine Richtigkeit haben, daſs *mit den Fortſchritten der Freyheit im Denken und Urtheilen* unſer Zeitalter in der Geringſchätzung des chriſtlichen Lehramts weiter gegangen ſey, als die Vorwelt, auch muſste dieſer Stand *ſchon deſswegen* etwas verlieren, weil die *Religion ſelbſt* heutzutage bey vielen verloren hat. Das kräftigſte *Mittel* gegen dieſe Geringſchätzung iſt *von dieſem Stand ſelbſt* zu erwarten und anzuwenden, und beſtehet, wie hier ſchön gezeigt wird, in der nöthigen Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit der chriſtlichen Religionslehrer. Die ganze Rede iſt ihres Vf. würdig.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20 Julius 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAYNZ u. MÜNSTER, b. Perrenon: *C. L. Hoffmans*, Sr. Kurfürstl. Gnaden zu Mainz geheimen Raths, *Abhandlung von den Pocken.* Zweyter Theil, worin die Pathologie der Pockenkrankheit ferner berichtiget und gezeiget ist, warum der Mensch diese Krankheit nicht mehr als einmal bekommen kann. 1789. 94 S. Vorrede und 326 S. Text in 8.

Nach einem Zeitraum von 19 Jahren erschien endlich der zweyte Theil eines Werks, welches einen unserer besten theoretischen Aerzte zum Verfasser hat, und so mannichfaltige und nützliche Aufklärungen über die Pockenkrankheit gewährt, dass wir mit Zuversicht versichern können, es werde auch von solchen Aerzten, die die theoretischen Vorausetzungen, auf welche der Vf. sein ganzes System baut, von der fäulichten Beschaffenheit der ansteckenden Materien überhaupt und des Pockendrüsensaftes, von den Pockendrüsen u. s. f. nicht annehmen, mit grosem Nutzen gelesen werden.

In der Vorrede, welche die Ueberschrift hat: *von der Nothwendigkeit der Vorbereitungswissenschaften in der Arzneywissenschaft*, giebt der Vf., wie er auch schon in der Vorrede zum ersten Theil gethan hatte, Nachricht von dem Gang, den seine Untersuchungen genommen haben. Er bemerkte früh, dass der Theil der Arzneywissenschaft, wo der Verstand angewendet werden muss, noch sehr unbebaut sey, und dass auch der empirische Theil der Heilkunde (warum schreibt der Vf. immer empyrisch, Empyriker? In einer Schrift, die mit so sorgfältiger Genauigkeit abgefasst ist, entdeckt der Leser mit Widerwillen diese und andere Fehler der Rechtschreibung.) noch grose Lücken habe, dass man z. B. in der medicinischen Materie die Bedingungen, unter welchen ein Mittel entweder vortheilhaft oder nachtheilig wirkt, gröstentheils entweder nicht gehörig bestimmt, oder gar vergessen, dass man von einseitigen Beobachtungen und Erfahrungen auf das Ganze geschlossen habe, und überhaupt weder bey den Untersuchungen, noch bey den aus diesen gezogenen Schlüssen logisch richtig zu Werke gegangen sey. Unter mehrern Untersuchungen, deren Veranlassung und Ausgang er erzählt, kam er auch auf die Beschaffenheit der Krankheitsmaterien. Sein Schluss war: wenn gesunde Säfte in Krankheitsmaterien umgeschaffen werden sollen, so müssen sie verderben: es muss also untersucht werden, wie gesunde Säfte verderben können, und was aus ihnen wird. Er nahm diese Untersuchung *an todten thierischen Theilen* vor, und fand, dass sie alle entweder sauer oder faul werden. Er schloss hieraus, dass alle unsere Säfte *in dem belebten Körper* entweder eine Neigung zur Säure oder zur Fäulniss haben, oder aus diesen beiden zusammengesetzt sind. Die Fäulniss theilt er in die ächte und unächte. (*spuria.*) Letztere Benennung braucht er von Substanzen, welche faulen, aber die Fäulniss nicht befördern, sondern eher verzögern, z. B. von der Heringsjauche, die aber Rec. doch nicht in jedem Fall für faul halten würde. Nach der wichtigen und fruchtbaren Bemerkung, dass die Fäulniss, welche durch Ansteckung eines unverdorbenen Körpers erfolgt, nie der Eigenschaft der ansteckenden Materie, sondern des durch sie angesteckten Körpers folgt, erklärt er nun, dass in dem belebten Körper die Säfte auf keine Art verderben können, als wie die Theile eines todten Thieres verderben, dass die Säfte in dem gesunden thierischen Körper nur deswegen nicht faulen, weil von ihnen die dem Verderben zu nahe kommenden Theilchen beständig und unaufhörlich durch die reinigenden Organe geschieden werden, und dass sie also nie verderben können, so lange dieser Grund ihrer Erhaltung fortdauert. Aus diesen Prämissen, und weil die Fäulniss des Harns, des Blutes u. s. f. ihren eigenthümlichen Charakter hat, schliesst er, *dass aus jedem Saft unsers Körpers nicht mehr, als eine und dieselbe Krankheitsmaterie gemacht werden kann, und dass alle wesentlich verschiedene Krankheitsmaterien aus verschiedenen Säften gemacht werden müssen.*

Man sieht aus dieser Darstellung der Sätze des Vf., dass er einen grosen Theil seiner Theorie auf Versuche gründet, die er über die Verderbniss todter thierischer Theile angestellt hat, und dass er, was er da bemerkte, auf den belebten thierischen Körper überträgt, und auf diesen so anwendet, dass er glaubt, keine Verderbniss sey in diesem möglich, die sich nicht auch in jenem zeige. Rec sieht wohl ein, wie Hr. H. bewogen wurde, dieser Meynung zu seyn. Er gehört unter die mechanischen Aerzte, und war Hambergers Schüler. Aber so unbedingt, wie der Vf. glaubt, dass keine Verderbniss in dem belebten Körper Statt finden könne, als die saure oder die fäulichte, weil keine andere in den todten Thiertheilchen Statt findet, kann dieses Rec. nicht annehmen. Da die Beschaffenheit der Säfte des belebten Thiers von der Einwirkung der Kräfte auf dieselben abhängt, und diese im kranken Zustande sehr verschieden seyn kann, so folgt nothwendig, dass die Säfte in dem belebten Körper auf mehrere Arten, als die saure und fäulichte, abarten können, welches auch die Erfahrung, dieser sichere Probirstein aller Theorieen, auf welche sich auch Hr. H. oft beruft, bestätigt. Und also wären ausser der sauren (doch von dieser redet er in der Folge nicht mehr, da sie theils nicht zu seinem Zweck gehört, theils am Ende auch fäulicht wird,) und der fäu-

fäulichten Verderbniſs in dem belebten Körper noch andere Verderbniſſe phyſiſch möglich, und die Theorie des Vf. von der Pockenkrankheit, deren weſentlichſter Theil auf dieſe Prämiſſen gegründet iſt, wäre alſo nicht, wofür ſie doch der Vf. ausgiebt, die einzige phyſiſch mögliche.

Ferner recenſirt nun der würdige Mann in der Vorrede den erſten Theil ſeines berühmten Werks, und erläutert und berichtigt manche Materien, die da vorkamen. Alles hat er nicht berichtigt. Wir wunderten uns z. B. im 54ſten Abſchn. des 2ten Theils §. 594 bis 596. vergl. 29. Abſchn. §. 310. zu leſen, daſs der Eiter in den Wunden und in der eiternden Pocke auf keine andere Art entſteht, als wenn *das flüſſige Serum* aus den zerriſſenen oder zerfreſſenen lymphatiſchen Gefäſsen in Höhlen flieſst, aus denen der dünnere Theil eben dieſes aus lymphatiſchen Gefäſsen gefloſſenen Serums durch die lymphatiſchen Gefäſse zurückflieſst, wo dann in der Wunde eine dicke, gelbe Feuchtigkeit zurückbleiben muſs, welche dick ſeyn muſs, weil die dünnern Theile von ihr getrennt ſind, gelb aber, weil das Serum gelb ausſieht, der dünnere Theil deſſelben aber durchſichtig wie Waſſer iſt. Der Vf. ſchlieſst hieraus, *daſs alſo der Eiter nichts anders ſeyn könne, als der in der Wunde zurückbleibende Theil des Serums.* Im 1ſten Th. 10. Abſch. §. 162. S. 92. ſagt er dagegen ausdrücklich: *Ich nehme es hier als erwieſen an, weil es mir zu weitläuftig fallen würde, den Beweis hier zu führen, daſs der Eiter in der That nichts anders iſt, als aufgelöste rothgeweſene Blutkügelchen, welche aber durch die Auflöſung eine gelbe Farbe angenommen haben.* Vor 19 Jahren konnte alſo der Eiter nichts anders ſeyn, als aufgelöſte Blutkügelchen: jetzt kann er nichts anders ſeyn, als Serum, indem der Vf. keine andere widernatürliche Beſchaffenheit, als die Dicke, annimmt. Wir wollen hier weder über die eine, noch über die andere Meynung, von Erzeugung des Eiters urtheilen, weil uns dieſes zu weit führen würde; bemerken aber müſſen wir, daſs wir dieſe gedoppelte Lehrart eines ſo groſsen Theoretikers und eines in ſeinem Vortrag ſo genauen und behutſamen Mannes nicht erklären können. Noch erklärt er in der Vorrede auf eine ſcharfſinnige Art, wie anſteckende Materien einer Krankheit ſich nur bey einer Thiergattung als anſteckend erweiſen. Dieſes liegt darin, daſs bey andern Thieren entweder die abſondernden Organen oder die Feuchtigkeit, woraus daſſelbe Gift gemacht werden kann, oder beide verſchieden ſind. Da dagegen das Wuthgift ſowohl bey Menſchen, als bey vielen Thiergattungen, anſteckend iſt, ſo muſs die Feuchtigkeit, woraus die Verderbniſs das Wuthgift verfertiget, einerley Beſchaffenheit haben, und dieſe Feuchtigkeit iſt nach ſeiner Meynung der Nervenſaft, welcher die Nerven ernährt und anfeuchtet, und zugleich die Beſtimmung hat, die Muskelfaſer in Bewegung zu ſetzen und Empfindungen zu erregen. Der Vf. hält hier das eigentlich ſogenannte Fluidum nerveum und die Feuchtigkeit, welche die Nerven ernährt, für ein Ding, welches, wie bekannt, die Phyſiologen mit ſtarken Gründen bezweifeln: die Gründe für dieſe ſeine Meynung würde man alſo hier gern geleſen haben. Ueber das Uebrige dieſer Erklärungsart wollen wir hier nicht urtheilen, da ſie der Vf. ſelbſt nur als wahrſcheinlich darſtellt, ſo wie wir auch nur bemerken wollen, daſs die Vorrede von S. 41 an die Geſchichte des Streites enthält, den Hr. H. über den erſten Theil ſeines Werks mit Hn. Unzer geführt hat.

Wir müſſen, um bey der Anzeige des zweyten Theils jedem Leſer verſtändlich zu ſeyn, die wichtigſten Sätze, auf welche Hr. H. ſeine Theorie von den Pocken gründet, aus dem erſten Theil, und zum Theil auch aus dem zweyten, vorausſchicken. Im natürlichen Zuſtand wird aus dem Blut eine zur Fäulniſs geneigte Feuchtigkeit durch eigne unter der Haut in unzählicher Menge neben einander liegende, unſichtbare, reinigende Organe, die der Vf. Pockendrüſen nennt, und deren Exiſtenz er auch durch Cotunni's Beobachtungen für erwieſen hält, abgeſchieden und durch den Ausführungsgang, den jede dieſer Drüſen hat, mit der unmerklichen Ausdünſtung ausgeführt. Wenn nun in dieſe Pockendrüſen Pockengift kommt, welches nichts weiter als der im höchſten Grad faul gewordene Pockendrüſenſaft iſt, ſo befördert dieſer in dem geſunden und vorher unangeſteckten Saft der Pockendrüſen die Fäulniſs, und es erfolgt die Pockenkrankheit, deren Entſtehung und Zufälle der Vf. in dieſem Theil aus ſeiner Theorie erklärt.

Um nun dieſe ſeine Theorie von den Pockendrüſen und von dem Pockendrüſenſaft zu beſtärken, und durch alle Erſcheinungen, welche ſich beym Verlauf der Pockenkrankheit äuſsern, zu beweiſen, daſs dieſe ſeine Theorie die einzige phyſiſch gewiſſe ſey, behandelt er in der erſten Abtheilung des zweyten Theils, welcher überſchrieben iſt: *Zeichenlehre der Pockenkrankheit*, den ganzen Verlauf der Krankheit von ihrem Anfang an bis zu ihrem Ende mit einer Ordnung und Genauigkeit, die den tiefen Beobachtungsgeiſt dieſes würdigen Mannes in ſein ſchönſtes Licht ſtellt. Er ſagt, daſs ihm dieſer Theil ſehr viele Mühe gekoſtet habe: deſto gröſsern Dank verdient er für die Ausarbeitung und Bekanntmachung deſſelben. Wir können unſern Leſern von dieſem Theil keinen ganz genauen Auszug geben. Er muſs geleſen werden, und kein Arzt wird ihn ohne Nutzen leſen. Nur was ihm eigen iſt, oder auf das Folgende Bezug hat, wollen wir auszeichnen. Der Vf. nennt die Pockenkrankheit vollſtändig, wenn ſie alle ihre Perioden durchläuft; unvollſtändig, wenn ſie ſich früher endigt, oder mehrere Perioden wegbleiben. Die erſte Periode, welche er auch die vorbereitende nennt, reicht von der Anſteckung bis zum Ausbruchsfieber; die letzte begreift die Nachkrankheiten. Die erſte Periode dauert insgemein länger, als ſieben Tage, von den übrigen dauert jede, wenn wenige Pocken vorhanden ſind, 3½ Tag. In einem Fall kam das Pockenfieber nach der Einpfropfung am 18ten Tage. Es iſt Regel, daſs die Pocken deſto gelinder ablaufen, je ſchwächer das Ausbruchsfieber iſt. Das Knötchen, welches man unter der Haut, unter der ausgeſchlagenen Pocke und an der Impfſtelle einige Zeit nach der Einpfropfung ſpührt, iſt das ſicherſte Kennzeichen der Pocken und der angeſchlagenen Impfung. Wenn die Pocke wächſt, ſo hat ſie in der Mitte ein Grübchen, welches gut iſt. Auf ihrer Spitze zeigt ſich ein durchſichtiges, kleines, mit dem reinen Pockengifte gefüll-

Digitized by Google

tes

tes Bläschen noch vor der Eiterung. Nach dem Abtrocknen bleibt die Stelle, wo die Pocke sass, noch etwas erhaben. Zum Ort der Einpfropfung zieht Hr. H. den Oberarm vor. Die Stelle zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger ist empfindlicher, und zuweilen entsteht da heftige Entzündung und der Beinfrass. Ein Arzt impfte sein Kind, indem er ihm eine mit Pockengift getränkte Wieke in die Nase steckte. Die heftigste Entzündung und der Tod im Ausbruchsfieber waren die Folgen. Wie nachtheilig es für die Impfstelle sey, mit verdorbenem Eiter einzupfropfen, und dass dieser doch auf die Krankheit selbst keine Folgen habe, zeigt der Vf. durch Thatsachen. Das einzige und eigene Zeichen der Pocken im Ausbruchfieber und bey den eingepfropften Pocken kurz vor demselben ist der specifisch stinkende Athem. Eine eigene Art falscher Pocken, die am leichtesten mit den wahren verwechselt werden, beschreibt er unter dem Namen der ungenannten Pocken. Der stinkende Athem fehlt bey denselben, auch vergrösern sie sich und eitern geschwinder. Alle Beyspiele zweymaliger Pocken bey einem Menschen, die dem Vf. vorkamen, waren Fälle von solchen Pocken.

Die zwote Abtheilung enthält die Pathologie der Pockenkrankheit oder die Erklärung aller Erscheinungen bey den Pocken aus den theoretischen Vorausetzungen des Vf. Die zwey Grundpfeiler seiner Theorie haben wir schon angegeben. Er behauptet, dass die Pockendrüsen reinigende Organe sind, welche im gesunden Zustande die faulichte Materie vom Blute scheiden. Für die Existenz der Pockendrüsen, die bekanntlich die allermeisten Aerzte mit sehr guten Gründen in Zweifel gezogen haben, giebt er keine neuern Beweise, als die, welche er in dem ersten Theil und in den Nachträgen geliefert hatte. Er hält sie auch für anatomisch erwiesen, und glaubt, dass sie sich ausser der innern Seite der Nase und des Mundes in die innern Theile und in die Eingeweide nicht verbreiten, dass also keine Pocken in den innern Theilen existiren können. Unter der Haut aber sind sie in ungemeiner Menge anzutreffen. Eine liegt neben der andern, und es ist kein Punct, wo keine Pockendrüse ist. Der Ausführungsgang aus diesen Drüsen endigt sich in dem Oberhäutchen, und das Bläschen, welches sich auf der Pocke am zweyten Tag zeigt, ist der in der Mündung verschlossene und verwachsene Ausführungsgang. Das Grübchen, welches sich in der Pocke zeigt, ehe sie vereitert, kommt daher, dass dieser Gang mit dem Oberhäutchen zusammenhängt und es zurückhält; wenn aber endlich dieser Gang abreisst, so füllt sich die Pocke und wird halbrund.

Nun folgen in einem eigenen Hauptstück die Untersuchungen über die Natur des Pockengifts. Es befördere die Fäulniss auch an todten Thiertheilen, sey daher ächt faul, und nichts weiter, als faulgewordener Pockendrüsensaft, der nicht im Blute, sondern in der Haut und in den Pockendrüsen faul und in Pockengift verwandelt werde. Wenn nun der Pockendrüsensaft eines gesunden Menschen angesteckt werden soll, so muss faul gewordener Pockendrüsensaft in die Pockendrüsen kommen, sich mit dem gesunden Pockendrüsensaft vermischen, zugleich aber in der Drüse eingesperrt werden, damit nicht der beständig neu ankommende Drüsensaft die Drüse auswaschen und das Pockengift durch den Ausführungsgang fortführen könne. Diese Einsperrung erfolgt, indem sich die höchst reizbaren Schliesser der Ausführungsgänge der Pockendrüsen verschliessen, sobald faul gewordenes Pockengift in sie gedrungen ist, und bald nachher, wenn sie sich geschlossen haben, verwachsen. So eingesperrt erlangt nun das Pockengift einen sehr hohen Grad von Fäulniss, einen so hohen, als eine ächtfaule Materie, welche sechs bis sieben Tage an einem warmen Ort eingesperrt fault, nur erlangen kann: deswegen kann aber doch das Pockengift durch die Fäulniss solcher Leichen nicht entstehen, welche die Pocken nicht gehabt hatten, weil da der Saft in den Pockendrüsen zwar auch, aber nicht in den Drüsen eingesperrt, fault, denn die Einsperrung ist die nothwendige Bedingung, unter welcher der Pockendrüsensaft durch die Fäulniss in Pockengift verwandelt wird.

Nun erst wendet Hr. H. seine Theorie auf die Pockenkrankheit an, um alle Erscheinungen bey derselben daraus zu erklären, und betrachtet erst die zubereitende Periode bey den Eingeimpften. Das Pockengift wirkt in der Pockendrüse, der es mitgetheilt wird, und aus welcher es nicht ausfliessen kann, als immer mehr reizend, weil die Fäulniss in dem angesteckten Pockendrüsensaft immer höher steigt. Der Reiz bewirkt nun Zusammenziehung der zurückführenden Gefässchen der Drüse und Entzündung. Wenn die Pockendrüse bey den eingepfropften verletzt, oder der Ausführungsgang der Drüse durch faules Eiter zerfressen wird, so entsteht an der Impfstelle ein Geschwürchen, und in der Folge wird mehrern Pockendrüsen in der Impfgegend das in der angesteckten Stelle in einem hohen Grad faul gewordene Pockengift zugeführt. Die Schliesser dieser Drüsen verschliessen sich nun auch, und so verbreitet sich die Entzündung über die Impfstelle, die aber nicht weiter gehen kann, weil das ansteckende Pockengift nicht ferner anstecken kann, wenn es zu sehr verdünnt wird. Dass der Pockendrüsensaft in der Impfgegend erst kurz vor dem Ausbruchsfieber in Pockengift verwandelt und ansteckend werde, beweist der Vf. durch Erfahrungen. Es kann daher auch die Röthe in der Impfgegend wieder verschwinden, wenn ein Theil des Pockengiftes in den angesteckten Drüsen theils durch die zuströmenden Feuchtigkeiten so sehr verdünnt wird, dass er aufhört, den Entzündungsreiz zu bewirken, theils zurück in das Blut geführt wird. Dieses in das Blut gebrachte Pockengift wird durch die Lungen ausgeschieden: diese und die Pockendrüsen sind für dasselbe die einzigen reinigenden Organe. Der eigene stinkende Athem der Angesteckten kurz vor, und im Ausbruchsfieber, welcher ansteckend wird, wenn das Pockengift selbst den Grad von Fäulniss erlangt hat, der nothwendig war, um es ansteckend zu machen, ist die nothwendige Folge dieser Ausscheidung. Von der Impfgegend aus verbreitet sich nun das scharf und faul gewordene Pockengift immer weiter, und steckt, da sich unser Blut und die Hauptsäfte viel schneller bewegen, als man gemeiniglich glaubt, alle Pockendrüsen an, indem es Verschliessung und Verwachsung ihrer Schliesser bewirkt. Wenn nun durch

natürliche Wege das anſteckende Pockengift in die Pockendrüſen kömmt, die Schlieſser derſelben zum Verſchlieſsen zwingt, und den Pockendrüſenſaft nun anſteckt, faul macht und in anſteckenden Pockendrüſenſaft oder Pockengift verwandelt, ſo muſs die Pockenkrankheit auch entſtehen. Allemal aber muſs die Verſchlieſsung in den Ausführungsgängen der Pockendrüſen und die davon mit abhängende Verderbniſs des Pockendrüſenſaftes Statt haben, wenn die Pockenkrankheit erfolgen ſoll. Die Localzufälle, die man bey Eingeimpften beobachtet, können bey der natürlichen Anſteckung nicht oft Statt finden, weil das anſteckende Gift nicht allemal ſcharf genug iſt, oder in ſolcher Menge in die Pockendrüſen kommt, daſs es Verengerung der zurückführenden Blutgefäſse in den Drüſen und Entzündung erregen kann. Die allgemeine Anſteckung aller Pockendrüſen erfolgt ein Paar Tage vor dem Ausbruchsfieber. Der Drüſenſaft muſs nach der allgemeinen Anſteckung ſchneller verderben, weil nun alle Schlieſser der Pockendrüſen verſchloſſen ſind, es muſs alſo das Pockengift in dieſen Drüſen und in der Haut geſchwinder erzeugt werden, und weil ein ſehr hoher Grad von Fäulniſs des eingeſperrten Pockengiftes nothwendig iſt, wenn es die Pockendrüſen entzünden ſoll, ſo ſieht man ein, daſs es dieſen Grad von Schärfe nicht eher, als am Anfang der zweyten Periode erlangen kann. Das Ausbruchsfieber hängt bloſs von dem Theil des Pockengiftes ab, der in die Blutmaſſe zurückgeführt wird. Es kann nur entſtehen, wenn alle Pockendrüſen angeſteckt ſind, alſo von dem Pockendrüſenſaft ſehr viel verdirbt, der nicht mehr durch die verſchloſſenen Ausführungswege ausgeführt werden kann. Da nun die Zahl der Pockendrüſen in der Haut ſo groſs iſt, und dieſe alle angeſteckt werden, ſo fragt ſichs, warum manche Menſchen keine, manche wenige, manche ſo viele Pocken nach dem Ausbruchsfieber bekommen, und warum das Ausbruchsfieber nach dem Ausbruch weniger Pocken aufhört. Dieſe wichtigen Fragen beantwortet der Vf. ſo: Es iſt Naturgeſetz, daſs die innern Seiten aller Gefäſse, durch welche keine Feuchtigkeit mehr bewegt wird, zuſammenwachſen: es müſſen alſo nach der allgemeinen Anſteckung aller Pockendrüſen, wenn die Schlieſser der Ausführungsgänge verwachſen ſind, und der Drüſenſaft in den Ausführungsgängen und den abſondernden Gefäſsen zurückgehalten wird, dieſe Ausführungsgänge und Gefäſschen, ſo weit kein Drüſenſaft mehr durch ſie bewegt wird, zuſammen wachſen, und in Ligamentchen verwandelt, oder die Pockendrüſen müſſen entzündet werden. Er verſteht unter dieſem Verwachſen, daſs die Ausführungsgänge und abſondernde Gefäſschen der Pockendrüſen, ſo weit der in ſelbigen enthaltene Drüſenſaft bey dem verſchloſſenen Ausführungsgang zurückgehalten wird und ſtocket, zuſammen wachſen, und in Ligamentchen verwandelt werden. Es wird nun in dieſen Drüſen, deren ſcheidende Gefäſschen und Ausführungsgänge verwachſen ſind, kein Pockendrüſenſaft mehr abgeſondert werden können. Dieſes Verwachſen erfolgt, wenn die Gefäſschen, in welchen und durch welche ſich bey der verſchloſſenen Mündung des Ausführungsganges kein Drüſenſaft mehr bewegt, geſchwinder zuſammen wachſen, als der in ihnen zurückgehaltene Saft ſo ſehr verderben kann, daſs er eine Entzündung erregt. Der Vf. erklärt aus dieſen Vorausſetzungen, die er durchaus als einen Beweis (§. 527.) angeſehen wiſſen will, zwey Erſcheinungen, die bald mehrern, bald wenigern Pocken, und das Verſchwinden des Ausbruchsfiebers, wenn wenig Pocken ausgeſchlagen ſind, weil aus den verwachſenen Pockendrüſen kein Pockengift mehr ins Blut geführt, alſo das Fieber nicht mehr unterhalten werden kann. Aber ſeine Vorausſetzungen ſind nicht phyſich gewiſs. Wenn wir es auch als Naturgeſetz annehmen wollen, daſs die Seiten aller Gefäſse leicht zuſammenwachſen, wenn ſich keine Feuchtigkeit in ihnen mehr bewegt, ſo wird doch die Bedingung, daſs ſich keine Feuchtigkeit in dem Gefäſs bewegt, welches zuſammenwachſen ſoll, nothwendig ſeyn. Wir wollen auch zugeben, daſs ſich die Schlieſſer der Ausführungsgänge der Drüſen verſchlieſsen und verwachſen können. Wo liegt aber der Grund, daſs auch *die ſcheidenden Gefäſse der Pockendrüſen* ſich zuſchlieſsen und verwachſen müſſen? Darinn, daſs ſich keine Feuchtigkeit mehr in ihnen bewegt, ſagt der Vf. Nach ſeiner Theorie wäre nun nur die einzige Urſache möglich, weſswegen keine Feuchtigkeit mehr in dieſen ſcheidenden Gefäſsen enthalten ſeyn kann, nemlich daſs ſie der heftig reizende, anſteckende Pockendrüſenſaft zu einem hartnäckigen und ſolchem Zuſammenziehen brächte, daſs die innern Oberflächen der Wände dieſer Gefäſschen ſich völlig berühren müſsten. Und doch ſagt er §. 533, daſs die ſcheidenden Gefäſschen in Ligamentchen verwandelt werden, ehe der Pockendrüſenſaft noch eine ſolche Schärfe erhalten hat, als zur Erregung einer Entzündung erfordert wird. Es iſt alſo nach ſeiner Meynung der Reiz, der eine Entzündung nach ſich zieht, gröſſer, als der, welcher die Verwachſung der ſcheidenden Gefäſse bewirkt. Und doch ſollen ſich bey der Entzündung die zurückführenden Gefäſse nur verengern, da ſich die ſcheidenden Gefäſse der Drüſe bey mindern Reiz ganz ſchlieſsen ſollen. Man ſieht hieraus, daſs der Grund, auf welchen der Vf. ſeine ſogenannte Demonſtration errichtet, nicht feſt iſt, daſs ſeine Erklärung ihre Schwierigkeiten behält, wenn er auch eigene Gradationen der Reizbarkeit in verſchiedenen Gefäſsen annimmt, und Rec. geſteht, daſs ihn dieſer Theil des Werks weit weniger, als die übrigen, befriedigt hat; obgleich der Vf. nun ganz leicht erklärt, wie es komme, daſs Einige keine, Andere mehrere, Andere ſehr viele Pocken bekommen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Julius 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Maynz u. Münster, b. Perrenon: *C. L. Hoffmanns Abhandlung von den Pocken* etc. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.*)

Eine Vereiterung aller Pockendrüsen, glaubt er, sey entweder unmöglich, oder sehr selten, und solche Kranke würden wegen der Menge des in das Blut gebrachten faulen Pockensaftes im Ausbruchsfieber sterben. Die ausgeschlagene Pocke der entzündeten Pockendrüse richtet sich nun ganz nach den Gesetzen der Entzündung. Sie verschwindet, sie eitert, sie geht in den Brand, sie verhärtet. Wenn die Ausführungsgänge und die scheidenden Röhrchen der Pockendrüsen während der Entzündung noch verwachsen, so verschwinden die Pocken. Die Eiterung entsteht, wenn der Ausführungsgang der Pockendrüse bey der Vergrösserung der Pocke entweder zerrissen oder zerfressen, und die Pocke, die vorher ein Grübchen hatte, voll wird. Nun ergiesst sich das Pockengift über der Pockendrüse und unter dem Oberhäutlein: die lymphatischen Gefässe zerreissen, oder werden zerfressen, das Serum fliesst aus ihnen aus. Von diesem wird der dünnere Theil eingesogen: der dickere bleibt und bildet den Eiter. Die Ursache des Abtrocknens liegt im Verwachsen der scheidenden Gefässchen und ihrer Ausführungsgänge, (die hier also erst nach der Entzündung und dem Uebergang derselben in die Eiterung erfolgt.) Da also die scheidenden Gänge der Pockendrüsen in jedem Fall verwachsen müssen, wenn Pockengift in sie gekommen ist, so folgt hieraus, dass die wahre Pockenkrankheit einen Menschen niemals zweymal befallen kann. — Auf das Ausbruchsfieber kommt alles an, und von diesem hängt es ab, dass einige keine, andere so viele Pocken bekommen. Die Ursache des Ausbruchsfiebers liegt in dem faulen Pockendrüsensaft, der in das Blut zurücke geht. Wenn man also diesen vermindert, so wird das Fieber vermindert werden. Dieses wird geschehen, wenn man durch die Kunst das Verheilen der Pockendrüsen befördert.

Rec. gestehet gern, dass diese Darstellung der Theorie des Vf. von der Pockenkrankheit kurz und unvollständig ist; aber er konnte sie, bey dem engen Raum einer Recension, nicht weitläuftiger geben, und hat die Absicht, die Leser mehr auf dieses merkwürdige Buch, dessen erster Theil so viel beygetragen hat, dass die Theorie von den ansteckenden Krankheiten genauer untersucht wurde, aufmerksam zu machen, als ihnen einen vollständigen Begriff von der Theorie des Vf. und ihrem ganzen Umfang zu geben. Eine völlige und genaue Prüfung der ganzen Theorie von den Pocken werden die Leser hier auch nicht erwarten, da theils der erste Theil des Werks, auf welchen dieser zweyte ganz gebauet ist, weit ausser den Grenzen der A. L. Z. liegt, theils auch besonders Hr. Unzer diesen Theil einer ausführlichen Prüfung unterworfen hat. Wir bemerken nur, dass die ganze Theorie sich auf die faulichte Verderbniss der Säfte im belebten thierischen Körper auf die einzig davon abhangende Erzeugung der Krankheitsmaterien und auf die Pockendrüsen, als die Ausscheidungswerkzeuge dieser faulen Materien, gründet und begnügen uns, ausser den Bemerkungen, die wir schon eingestreuet haben, noch folgende wider einzelne Theile seiner Theorie hier beyzubringen. Das Verschliessen der Mündungen der Ausführungswege der Pockendrüsen, nachdem Pockengift in dieselben gekommen ist, möchte nicht leicht mit den eigenen Sätzen des Vf. zusammenzureimen seyn. Wir wollen annehmen, dass sich ein Gefass zusammenzieht und ganz verschliesst, wenn es von einer hinlänglichen Schärfe berührt wird, und dass dieses bey den reizbarern Schliessern noch eher geschehen wird. Nun kommt bey der natürlichen Ansteckung durch die Haut (bey der künstlichen und den andern bekannten Ansteckungsarten wäre noch eine andere Erklärungsart möglich,) das scharfe Pockengift an diese reizbaren Gefässe, die mit noch reizbarern Mündungen versehen sind. Sollte hier nicht die hohe Schärfe des ansteckenden Pockengiftes auf diese Gefässe als ein sehr starker Reiz wirken, sie mit ihren Schliessern verschliessen, und also den Eingang des Pockengiftes in die Drüsen unmöglich machen müssen, da das Pockengift, wenn es in die Drüsen gekommen, und durch den gesunden Pockendrüsensaft temperirt worden ist, also in weit gemildertem Zustand, diese Verschliessung unmittelbar nach sich zieht? Der Vf. kann zweytens die Art, wie der angesteckte Pockendrüsensaft durch erhöhte Fäulniss nach und nach in ansteckenden Pockendrüsensaft verändert wird, nicht anders erklären, als dass der angesteckte Pockendrüsensaft in seinen Drüsen eingesperrt fault. Diese Einsperrung findet aber, nach seiner eigenen Bemerkung, nicht vollständig statt; denn der angesteckte Pockendrüsensaft kann zwar nicht durch seine Ausführungskanäle durch die Haut ausgeleeret werden; er kann aber aus den Drüsen in die Haut und wieder in die Drüsen, und zurück in das Blut durch die zurückführenden Gefässe der Drüsen gehen. Da die Einsperrung hier nicht genau ist, so wird die Fäulniss auch nicht so vollständig erfolgen können, als sie nach der Theorie des Vf. erfolgen muss.

Auf die in den beiden Theilen vorgetragenen Sätze (die Entstehung etlicher sehr wichtiger Zufälle bey den Pocken, z. B. der Zufälle des Halses bey der Schwärung, wird er erst im dritten Theil, mit der Anweisung, sie zu heilen, erklären,) wird nun der Vf. seine Kurvorschläge in

Digitized by Google

in dem dritten Theil bauen. Möchte es doch diesem würdigem Manne, der schon so viele Beweise seiner grosen praktischen Einsichten gegeben, und die künstliche und natürliche Pockenkrankheit mit so ausgezeichnetem Glück behandelt hat, (er hat von 2000 Eingepfropften nicht einen verloren.) gefallen, uns diesen Theil bald zu liefern, und dadurch sein schönstes und mühsamstes Werk vollständig zu machen!

GESCHICHTE.

LONDON, b. Faulder: *Some Account of London*; the second Edition. 1791. 479 S. 4. nebst 15 Kupfern.

Mit diesem Werk, einer meist antiquarischen Beschreibung der ehemaligen und gegenwärtigen Gestalt von London nimmt Hr. *Pennant* als Schriftsteller von dem lesenden Publicum Abschied. Es ist ganz in der ihm eigenen aphoristischen Manier geschrieben, und besteht aus zerstreuten, meist hingeworfenen, Bemerkungen über einzelne Gebäude, ihre Erbauer, und vormalige Besizer, über allerley Denkmäler, Grabstellen berühmter Personen, über Bibliotheken u. Gemäldesammlungen, so wie sie Hn. P. auf seinen Wanderungen durch die Hauptstadt aufstiessen, womit er denn verbindet, was er darüber aus den Schriften beträchtlicher Geschichtschreiber, Topographen und Antiquarier in sein Taschenbuch eingetragen hatte. Ueberall hat unser Vf. mehr die vorigen als gegenwärtigen Zeiten vor Augen, manche hier wieder beschriebene Denkmäler verdienen diese Ehre keinesweges; oft sind die mühsamen Nachrichten von den Grabstellen vornehmer Engländer in den Londner Hauptkirchen mit einer unausstehlichen Mikrologie hergezählt, und manche Excursus über Personen, die seit der ältesten Zeit hier oder dort gefangen sassen und hingerichtet wurden, über berühmte Schneider, oder brittische Lords, die aus dem Handelsstande herstammen, können nur für eine geringe Anzahl Leser Interesse haben. Wer sich also aus diesem Quartanten über die Merkwürdigkeiten des heutigen Londons unterrichten will, wird da zwar einzelne kennen lernen, aber vielleicht gerade diejenigen nicht, welche neuere Reisende näher zu kennen wünschen, oder Hr. P. erzählt ihnen beym Tower, der Paulskirche u. a. berühmten Denkmälern der Kunst, der Mildthätigkeit und Industrie, was sie gerade nicht wissen wollen, oder was sie leicht aus Maitland, Northook u. a. Londner Wegweisern erfahren können. Wen könnten wohl bey der Bank die Namen derer interessiren, deren Gebeine vor etlichen Jahren bey Erweiterung der Bankgebäude in ihren Gräbern beunruhigt wurden, als man eine Londner Kirche zu diesem Zweck niederreisen musste, und dass unter diesen die Familie der Houblons viele berühmte Leute erzeugt habe, oder bey der Paulskirche, ihre Veränderungen seit den ältesten Zeiten, ehe Wren das heutige Gebäude aufführte, die Buse der Jane Shore, dass Jacob I die letzte Predigt bey dem dortigen Kreuze angehört habe. Dergleichen unerhebliche Kleinigkeiten entstellen nun freylich nebst antiquarischen Grübeleyen, biographischen und genealogischen Excerpten das Werk beynahe auf allen Seiten, indessen wird der brittische Geschichtforscher, der Beobachter alter und neuer Zeiten, mitten unter dem buntscheckigten Gemisch von Kunstnachrichten, Grabschriften, etymologischen Fragmenten und antiquarischen Untersuchungen manche unerwartete historische Erläuterung, manches wichtige Factum und Belehrungen aller Art entdecken, dergleichen man schon in den andern Schriften des Vf. gewohnt ist, und die man wohl von seiner grosen Belesenheit am Schlusse seiner literarischen Bemühungen erwarten konnte. Diese entschädigen beym Durchblättern, (denn das Durchlesen möchte, unserm Gefühl nach, auch dem geduldigsten Leser schwer fallen.) für den Zeitverlust, und die ausgestandene Langeweile oft recht angenehm und unerwartet.

Den Anfang macht eine kurze Geschichte von London, die aber nur bis auf die normannische Eroberung fortgeführt ist, und worinn der Vf., mit Weglassung aller Fabeln und bisherigen Hypothesen, die Entstehung und Schicksale der Hauptstadt bis auf den erwähnten Zeitraum entwickelt. Hierauf begiebt er sich auf seine Londner Reise. Er verweilt bey den sich ihm hier aufdringenden Gegenständen bald längere bald kürzere Zeit, und beschreibt entweder ihren vorigen oder heutigen Zustand nach der vorher angezeigten Manier. Von dieser wollen wir nun zwar unsern Lesern keine Probe mittheilen, um unser allgemeines Urtheil zu belegen, dagegen aber glauben wir unsere Anzeige instructiver zu beschliessen, wenn wir aus diesem Magazin mannichfaltiger Kenntnisse einzelne Nachrichten ausheben, die uns vor den übrigen minder bekannt oder wichtiger zu seyn schienen. In der Naturaliensammlung des berühmten Botanikers Tradescant unter Carl I, davon noch manches in Oxford aufbewahrt wird, befanden sich unter andern ein Greifeney, einige Federn aus dem Schwanze des Phönix, und eine Klaue des ungeheuern Vogels Ruck, der einen Elephanten in die Luft heben konnte. Hr. Beaufoy ist in London der gröste Weinbrauer der aus Rosinen und andern Ingredienzen verfertigten Weine. Er bezahlt an Accise für dieses Product brittischer *home wine presses* jährlich 7000 L. und drüber, und die Hälfte des in London vertrunkenen Portweins, und aller consumirten weisen Weine werden von ihm u. a. fabricirt. In der Essigfabrik des Hn. *Hoade* sind verschiedene mit Essig oder Wein gefüllte Fasser vorhanden, die an Grösse das berühmte Heidelberger Fas übertreffen. Eins derselben enthält 58,109, ein anderes 56,799 Gallons, und eine ganze Reihe von kleineren, jedes von 32,000 bis 16,000 Gallons. In dem bekannten Magdalenenhospital wurden von der Zeit der Stiftung an bis 1786. 2471 reuige Buhlschwestern aufgenommen, von denen doch über die Hälfte, oder 1608 wieder zu ihren Verwandten zurückkehrten, oder auf eine gute Art untergebracht wurden. Bey Straffords Verhör unter Karl I holten die Glieder des Unterhauses zu einer gewissen Zeit vor der ganzen Versammlung, aus ihren Taschen Brod, Kase und Bier hervor, und nachdem sie sich mitten unter den heftigsten Debatten gelabet hatten, kehrten sie dem König den Rücken zu, um ihr Wasser abzuschlagen, zum grosen Skandal der Zuschauer. Die Menge von Porter und andern starken Bieren, welche die Londner Brauereyen im J. 1786 lieferten, stieg auf 1,176,856 Tonnen (Barrels). Drey Brauer verkauften jeder in dieser Zeit über 100,000 Tonnen

Digitized by Google

nen, und unter dieſen Hr. Whitbread, (der vor kurzen ſeine Brauerey für eine in Deutſchland ungeheure Summe verkaufte,) allein 150.280 Tonnen. Nach den Londner Todtenregiſtern ſtarben 1789 überhaupt 19697 Perſonen; da aber eine Menge Leichen in dieſen Regiſtern fehlen, ſo glaubt Hr. P., man könne die jährliche Mortalität gewiſs doppelt ſo hoch oder 39.394 Leichen annehmen. Dieſe Berechnung aber ſtimmt gewiſs nicht mit der Wahrheit überein. Die in den Todtenregiſtern fehlenden ſind vorzüglich die Leichen der Diſſenters, welche aber nach *Howletts Examination of Dr. Prices Eſſay* S. 68. im Jahr 1780 nur auf 3169 ſtiegen. Die Zahl der Einwohner von London wagt unſer Vf. nicht zu beſtimmen, ſondern führt darüber nur die unſichern Angaben der neueſten Schriftſteller an. Da indeſſen der äuſserſt genaue Maitland 1756 ſchon in der Hauptſtadt 725.000 Seelen zählte, ſo kann man jetzt wohl nicht weniger als 1 Million annehmen, welches auch andere Erfahrungen beſtätigen. Das Gaſtmal, welches die Stadt London dem jetzigen König von England 1761 gab, koſtete 6898 L. Hr. P. hat das ganze Verzeichniſs aller Gerichte eines jeden Ganges abdrucken laſſen, und mit einem andern Feſtin unter Heinrich VII verglichen. Beym Südſeehauſe erwähnt der Vf. die vielen lächerlichen Projecte, wodurch Abentheurer gleich den Südſeeſpeculanten das Publicum um ſein Geld zu bringen ſuchten. Eins derſelben war, Breter aus Sägeſpähnen zu verfertigen, ein anderes Butter von den Buchen zu gewinnen. Wir erinnern uns jedoch, eine vollſtändigere Liſte dieſer Betrügereyen in andern Werken geleſen zu haben. Der reine Gewinn der Krone von der engliſchen Briefpoſt war 1788. 288,000 Pf. St. Im J. 1763 war der Ertrag vom Poſtweſen nur 97.833 L.

Die in dem Werke befindlichen Kupfer vertheuren das Werk auf eine unnöthige Art. Sie beſtehen aus Abbildungen alter Monumente und Ruinen, die dem Leſer nichts mehr als der Text aufklären, einiger merkwürdiger Perſonen, oder ſolcher Scenen, wie des groſsen Brands in London von 1666. Der Grundriſs der Hauptſtadt von 1563 gehört aber nicht in dieſe Klaſſe.

PARIS, b. Cuchet: *Correſpondence du Cardinal de Bernis avec Mr. Paris du Verney depuis 1752 — 1762.* T. I. 136 S. T. II. 240 S. 8. 1790.

Wir glauben allerdings, daſs der Cardinal Bernis intereſſantere Briefe geſchrieben habe, als dem Publicum hier aus ſeiner Privatcorreſpondenz vorgelegt werden, und daſs wahrſcheinlich nach ſeinem Tode entweder durch eine vollſtändigere Sammlung der von ihm vorhandenen Papiere, oder durch die *Memoires hiſtoriques* von ihm ſelber, worauf in der Vorrede beyläufig hingewieſen iſt, ſeine Schickſale und ſein kurzes Miniſterium in ein weit helleres Licht werde geſetzt werden, als die hier gedruckten Briefe je zu thun vermögen. Sie ſind ſämmtlich an Hn. du Verney geſchrieben, den wir unter andern aus *Duclos Memoires ſecrettes* als einen ſehr wichtigen Mann und Vertrauten der Pompadour zu Anfange des 7jährigen Krieges kennen lernen, der vorzüglich dem Herzog von Richelieu das Commando der franzöſiſchen Armee verſchaffte, von dem auch eine mit eben dieſem Hrz. geführte Correſpondenz 1789 zu Paris in 2 Bänden erſchienen iſt. Sie ſind gröſstentheils aus Venedig, wo der Cardinal von 1752 bis 1755 franzöſiſcher Geſandter war, oder nach ſeiner Entlaſſung als Staatsminiſter geſchrieben, und ihr ganzer Inhalt iſt bloſs freundſchaftliche Correſpondenz, worinn Privatangelegenheiten, Schilderungen der wechſelſeitigen Lage, und Freundſchaftsbezeugungen ſich in dem gewöhnlichen Kreiſe herumdreben, oder ſolche Lebensvorfälle berührt werden, die beide Briefſteller nur perſönlich intereſſiren konnten, andern Leſern aber häufig unverſtändlich bleiben. Dieſen zum Frommen ſind aus dem ganzen Briefwechſel vom Herausgeber nur die vorzüglichſten Schreiben ausgehoben worden, nach unſerm Gefühl aber ohne ſtrenge Auswahl, und bey den intereſſanteſten Briefen, die der Cardinal als Miniſter ſchrieb, ſind uns oft beträchtliche Lücken aufgeſtoſsen, oder es fehlen Beylagen, worauf in den Briefen verwieſen wird; dies raubt dem Leſer die Vortheile der ganzen Lectüre, und thut ihm überzeugend dar, der Herausgeber habe nicht die vollſtändige Correſpondenz vor ſich gehabt.

Die erſte Hälfte des zweyten Theils ſcheint zwar ſolche Leſer, die in dieſer Sammlung nicht bloſs Proben einer freundſchaftlichen Correſpondenz und eines leichten Briefſtils ſuchen, anfangs durch einzelne Billets der Pompadour und des Cardinals politiſche Correſpondenz zu Anfange des ſiebenjährigen Kriegs zu entſchuldigen. Allein auch dieſe iſt keineswegs vollſtändig, und klärt die geheimen Triebfedern der franzöſiſch-öſterreichiſchen Allianz, woran der Cardinal ſo vielen Antheil nahm, gar nicht vollſtändiger auf, als ſeit kurzen andere verſchiedene franzöſiſche Schriftſteller gethan haben. Freylich erfährt man aus einzelnen hier erhaltenen Ueberbleibſeln der ganzen Correſpondenz, die ſchwankenden Ideen der franzöſiſchen Miniſter über die dem Hauſe Oeſterreich zu leiſtende Hülfe, oder die Operationen der franzöſiſchen Armee in Deutſchland, ihre Meynung von den Anführern der Truppen, und den groſsen Schwierigkeiten, welche der Hof in Deutſchland mit allen ſeinen zahlreichen Armeen zu überwinden hatte. Doch kann man darüber hier nur einzelne Bruchſtücke zuſammenleſen, welche die Ueberſicht der erſten deutſchen Feldzüge keinesweges erleichtern. Die Belagerung von Magdeburg, und die Rettung Sachſens, waren das Hauptaugenmerk des erſten Feldzuges, aber die dazu erfoderliche Mannſchaft, und die Schwierigkeiten, ſo groſse Armeen im feindlichen Lande zu erhalten, waren unüberſteigliche Hinderniſſe. Selbſt die Belagerungsartillerie für Magdeburg herbeyzuſchaffen, war eine ſchwere Aufgabe. Bald ſollte Oeſterreich dieſe und das ſonſt dazu gehörige liefern, bald glaubte man in Caſſel, Hameln u. a. eroberten Veſtungen die Erfoderniſſe zu dieſer Belagerung zu finden, ja im Nothfall ſollten die Zeughäuſer in Strafsburg und Metz das benöthigte Geſchütz nebſt der Ammunition hergeben. Die Schlacht bey Rosbach wird nur beyläufig mit ein paar Worten erwähnt, dagegen vom Ueberfalle bey Hochkirchen eine weitläuftige Relation gegeben, mit allen dabey erbeuteten Fahnen und Kanonen. Kurz, der Gewinn für die Geſchichte dieſer franzöſiſchen Feldzüge in Deutſchland iſt, wenn wir die wenigen hier und dort hervorſchimmernden Facta mit andern in Menge darüber vor-

Digitized by Google

handenen Nachrichten zusammenhalten, äuſserſt unbeträchtlich.

Die Vorrede enthält eine kurze Lebensgeſchichte des Cardinals bis 1769, wo man ihn in Angelegenheiten des Hofes nach Rom ſandte, und wo er noch lebt. Man findet darinn mancherley gleichzeitige Anecdoten verwebt, deren Richtigkeit wir aber nicht verbürgen mögen. Die Prinzeſſin Rohan war in Paris des Cardinals erſte und vornehmſte Beſchützerin, bey ihr machte er auch die erſte Bekanntſchaft mit dem Fürſten Kaunitz. Der Biograph unterſcheidet die beiden von Bernis mit Oeſterreich geſchloſſenen Conventionen nicht von einander, und in der letzten, die 1758 den 30 Dec. zu Stande kam, war der hier angeführte geheime Artikel eingerückt, der Herzogin von Parma von öſterreichiſcher Seite, die Niederlande zu überlaſſen, die Frankreich in der Folge, eben wie Lothringen an ſich zu bringen ſuchte. Von den hier mitgetheilten Anekdoten bemerken wir nur folgende: daſs Friedrich II vorzüglich durch den General Winterfeld bewogen worden, ſich 1756 mit England zu alliiren, der insgeheim einen gewiſſen Haude, nachher unter dem Namen Rexin als Geſandter bey der Pforte bekannt, nach Frankreich geſchickt hatte, um die dortigen Veſtungen, Seehäfen und ganze Kriegsverfaſſung zu unterſuchen und da deſſen Bericht für Frankreich nachtheilig ausfiel, ſo ward die alte Allianz nicht wieder erneuert. Friedrich II ſagt indeſſen nichts von dieſer Sache in ſeinen *Oeuvres poſthumes*, und die Hoffnung, Rufsland durch den Londner Hof von der Verbindung mit Oeſterreich zu entfernen, mufste ihm eine Allianz mit England, auch ohne die vorhererwähnten Erfahrungen, anrathen. Wenigſtens iſt der Umſtand in dieſer Anekdote unrichtig, daſs Winterfeld König Georg II 1755 in Hannover geſprochen habe. Denn unſers Wiſſens hat er ſeit 1746 ſeine deutſchen Staaten nicht wieder beſucht. Eine andere hier ebenfalls mitgetheilte Sage verdient noch weniger Aufmerkſamkeit, daſs der König von Preuſsen nach der Schlacht bey Rosbach durch einen gefangenen franzöſiſchen General in Verſailles Friedensanträge machen, und der Pompadour für ihre ihm zu leiſtenden Dienſte Neufchatel anbieten laſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Erfurt*, b. Keyſer: *Joh. E. Wichmann*, Leibmedicus zu Hannover, — *Beytrag zur Kenntniſs des Pemphigus*. 1791. 16 S. in 4. (Iſt der kurmainziſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt zugeeignet, und darinn vorgeleſen.) — Da der Recenſent eben einen langwierigen und ſehr gefahrlichen *morbum veſicularem* zu behandeln hatte, ſo griff er mit mehr Aufmerkſamkeit nach dieſer Abhandlung, als er ſonſt auf die ſeltnen Fälle in der Medicin richtet: die wirklich, wie auch Hr. *W.* hier ſelbſt ſagt, nicht von der gröſsten Erheblichkeit ſind, und worinn wir den Geſchmack der neuern Engländer nicht nachahmen ſollten. Die Seltenheit einer Krankheit ſteht im umgekehrten Verhältniſſe mit ihrer Wichtigkeit. Dennoch iſt es allerdings gut, daſs auch die Beobachter das Seltene nicht ganz überſehn, damit man doch ſich irgendwo Raths erholen könne. Hr. W. hat, wie man aus der Abhandlung ſieht, die Schrift des Hn. *Chriſtie* über dieſe Krankheit, welche im *London Med. Journal* Vol. X. part. IV. vom J. 1789 ſteht, noch nicht geſehn. Dieſe enthält ſonſt nicht nur alle literariſche Notizen derſelben, ſondern zugleich ein nach eigener Beobachtung gezeichnetes und nach der Natur colorirtes Kupfer, welches den Ausſchlag abbildet. Das charakteriſtiſche Symptom dieſer Krankheit iſt die Hervorbrechung einer Anzahl bald ſehr groſser, bald kleinerer, Blaſen, die beym Ausbruche eine gelbliche Feuchtigkeit enthalten, in der Folge aber doch Eiter hervorbringen. Sie haben einen rothen Hof umher, und laſſen ſehr lange rothe Flecken, auch Boren zurück. Sie brechen nicht auf einmal hervor, ſondern folgen ſich nach, und das viele Monate lang; ſie verſchonen keinen Theil des Körpers ganz, doch am meiſten das Geſicht, und quälen die armen Kranken erbärmlich, und daher iſts ein Glück, daſs das Uebel ſo äuſserſt ſelten iſt, daſs viele alte Aerzte es nie ſahen. Die Fälle, welche Hr. Chriſtie anführt, ſcheinen ſich mehr dem *morbo acuto* zu nähern, aber die fremden Beobachtungen ſind wohl nicht alle richtig. Seine eigene dauerte doch ſechs Wochen zwar mit fieberhaftem Zuſtande, aber der Kranke gieng dabey umher und genaſs. Der Fall des Hn. *W.* war zuverläſſig chroniſch; denn er dauerte weit über ein Jahr; er ward tödtlich. Der des Rec. dauert nun ſchon vier Monat, vom Anfang an mit Fieber, und laſst faſt keine Hoffnung. — Die Engländer gaben Antimonialmittel, Glaubers Salz und verſüſstes Queckſilber; andere Wein und China u. ſ. w. Hr. *W.* lieſs, nachdem von andern ſchon 5 Monate lang Säuren, ſtärkende, Antimonialmittel vergebens gebraucht waren, Kalkwaſſer, Milch, nahrhafte Speiſen, die Jacea, abgekochte Seidelbaſtrinde gebrauchen. Es beſſerte ſich dabey eine Weile, aber der Tod folgte endlich. Des Rec., von jenem verſchiedenes, Verfahren würde er ein andermal angeben, wenn er, wie es nicht ſcheint, damit etwas ausrichten ſollte. Hr. W. hat gewiſs Recht, anzunehmen, daſs mehrere, zumal Langhans ganz verſchiedene Krankheiten unter dieſen Namen bringen; aber es wird auch bey einem ſo ſeltnen Uebel lange Zeit dazu gehören, dieſes zu berichtigen.

KINDERSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Weigel: *Maniere facile pour (d') apprendre aux enfans l'Abc françois.* — Franzöſiſches Buchſtabir- und Leſebuch — mit vielen Kupfern. 1790. 8. 9 Bogen. (16 gr.) — Ein Elementarwerk der franzöſiſchen Sprache, welches ſich durch einen Sprachfehler in dem Titel ſchon ankündiget, und in welchem es immer heiſst: *la lettre de B. C. D.* ſtatt: *la lettre B. C. D.* Einige zwanzig Seiten mit Leſeübungen ſind ſo ſchlecht als möglich; z. B.: *On avoit rigoureuſement défendu à un enfant de ne jamais s'emparer d'autre choſe, dont il put être bleſſé*; dies verſteht zuverläſſig kein einziger Franzoſe. Die Kupfer ſind erbärmlich, dazu noch recht grell illuminirt, und die Farben recht dick aufgetragen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. Julius 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, auf Koſten des Ueberſetzers: *David Derodons* ehemaligen Profeſſors der Philoſophie an dem königl. Collegio zu Nimes in Frankreich *Grab der Meſſe, oder gründliche Widerlegung der päbſtlichen Meſsirrthümer*, aus dem franzöſiſchen überſetzt, und ſtatt eines Beytrags zur jetzigen Aufklärung herausgegeben von *C. F. Hubrich*. Nebſt einem Anhange einiger Abhandlungen. 1789. 252 S. 8.

2) Leipzig: *Hat die katholiſche Meſſe einen ſchriftmäſſigen Grund? oder gründliche Widerlegung der päbſtlichen Meſsirrthümer.* 1791. 252 S. 8.

Hr. *Hubrich* erzählt uns in dem Vorbericht, daſs er das franzöſiſche Original, welches 1662 zu Genf gedruckt ſey, von einem alten Akademiker, der im Lazarethe ſtarb, um wenige Groſchen gekauft, und, weil er nichts gründlichers wider die päbſtliche Meſſe noch geleſen, es einer Ueberſetzung gewürdigt habe. Das Buch wollte, ſcheint es, in der gelehrten Welt ſein Glück nicht machen; darum verſucht es Hr. H. nach zwey Jahren ſeine Waare unter einem andern Namen an den Mann zu bringen, und änderte, nebſt der Weglaſſung der Zueignung und des Vorberichts, den Titel, wie wir ihn n. 2. angezeigt haben. *Derodon* beſtritt die verſchiednen Punkte der katholiſchen Lehre von dem Abendmahl in acht Abſchnitten, nach der im vorigen Jahrhundert herrſchenden ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Streitmethode. Weil er die Lehrſätze der reformirten Kirche vertheidigte; ſo fand es Hr. H. für nöthig, einige Abhandlungen ſeines Freundes beyzufügen, worinn die wahre Lehre der evangeliſchlutheriſchen Kirche vom h. Abendmahle in Schutz genommen, die päbſtlichen Irrthümer aufs neue aufgezählt werden, und zum voraus dargethan wird, daſs es „Pflicht, und dem Genius unſrer Zeiten angemeſſen ſey, alte Vorurtheile zu beſtreiten.“ Rec., der ein Katholik iſt, machte bey Durchleſung dieſer Derodonſchen Streitſchrift mehrmals die Bemerkung, daſs der katholiſche Lehrbegriff ſich jetzt durch die Bemühungen denkender Theologen, die doch die tridentiniſchen Erklärungen immer dem Buchſtaben nach ſtehen laſſen, ſo ſehr verändert habe, daſs die meiſten Beweisarten der ältern Polemiker dieſelben nicht mehr treffen. Den Begriff von der wahren ſubſtantiellen Gegenwart des Leibes Chriſti in dem Abendmahle hat der Katholik mit dem Proteſtanten gemein, und benutzt zur Milderung der Vorſtellung von dem groben, körperlichen Daſeyn den philoſophiſchen Begriff von Gegenwart, der im Einwirken auf das Subject, den man ſich vergegenwärtigt, beſteht. Nur hat der Katholik hier eine neue, und, wie es ſcheint, die allergröſste Schwierigkeit bey der Tranſubſtantiation, die ihn hindert, die Gegenwart Chriſti in der weitern Bedeutung zu nehmen. Wenn aber der Katholik ſich hierunter nichts denkt, wie ihn das neue und ungeheure Wort nicht zwingt, etwas anders zu denken, als das Aufhören der ſinnlichen Kraft, als Brodtkraft zu wirken, und die gröſsere, überwiegende, einzige Kraft Chriſti, die ſowohl auf die Seele als auf die Sinne des Chriſten wirkt; ſo hat er die meiſten und auffallendſten Schwierigkeiten gehoben, die von der Unmöglichkeit der Compenetration und Replication des Leibes Chriſti hergenommen werden; aber auf das Derdonſche Argument S. 80. „daſs Gott keine Wunder ohne Noth verrichte; daſs ſich aber nicht allein keine Nothwendigkeit, ſondern nicht einmal ein Nutzen von den vielen Wundern, die Gott nach dem katholiſchen Lehrbegriffe in dem Sacramente verrichten müſſe, abſehen laſſe; indem, wie das Heil der Seelen, das doch der Hauptzweck bey den Sacramenten iſt, durch die *leibliche* Gegenwart befördert würde, ſich auf keine Art wahrſcheinlich machen laſſe“ iſt Rec. keine befriedigende Antwort bekannt. Andere Theologen, z. B. *Courayer*, *Royko*, u. a. ſchlagen hier einen andern Weg ein, und ſuchen das Dogma der Transſubſtantiation aus der Klaſſe der Dogmen zu verdrängen, indem ſie die Neuheit deſſelben aufdecken. *Die Anbetung der Hoſtie* bezieht ſich bloſs auf Chriſtus, der ſich hier auf eine beſondere Art gegenwärtig zeigt. *Den Empfang des Abendmahls unter einer Geſtalt* rechnet der Katholik nicht unter die Dogmen, ſondern unter die veränderlichen Disciplinarpunkte, und geſteht, daſs es ſeyn könne, daſs die Urſachen, die die Kirche zur Aenderung der alten Praxis, unter zwey Geſtalten zu communiciren, gehabt, nicht hinreichend ſeyn; leugnet aber, daſs die Kirche von der Wirkung des Sacraments, um die es den Chriſten hauptſächlich zu thun iſt, den Layen Etwas entzogen habe; indem man auch unter einer Geſtalt das Fleiſch und das Blut des Erlöſers empfange. Man ſieht leicht ein, daſs die Katholiken bey dieſer Antwort den Grundſatz vorausſetzen: auch die göttlichen Anſtalten ſeyn nicht nach dem Buchſtaben, ſondern nach dem Geiſt derſelben zu ſchätzen und zu erfüllen; einen Grundſatz, der, wenn er auf das Poſitive in der chriſtlichen, beſonders der katholiſchen Religion angewandt wird, ſehr fruchtbar an Folgerungen werden kann. Was endlich *die Meſſe* betrift, ſo haben die Katholiken dem an ſich ſchwankenden Begriffe von Opfer eine ſo weite Bedeutung gegeben, indem ſie jede Beſtimmung einer Sache zu einem gottfälligen Gebrauche Opfer heiſsen, daſs man nicht leicht um das Wort, ob es der Verrichtung des Abendmals beygelegt werden könne, wird zanken wollen. Mehr

Digitized by Google

Anstofs leidet die Ausdehnung der Wirkungen der Messe, und insbesondre die Versöhnungskraft derselben. Aber auch diese Wirkungsart haben die Katholiken schon lange so erklärt, dafs dabey nichts aufs *opus operatum*, sondern alles auf die Andacht und Disposition der der Messe gegenwärtigen Christen ankömmt. Schon *Derodon* hielt die Lehre des h. Thomas hierüber nach S. 153. für so wahr, dafs auch Jeder der reformirten Kirche dieselbe unterschreiben würde. Die übrigen Gebräuche bey der Messe, die Seelenmessen, die Messen zu Ehren der Heiligen, die Verrichtung derselben in der lateinischen Sprache u. d. gl. erklären die Katholiken selbst entweder für Misbräuche, oder doch für undogmatische Schullehren.

Halle, b. Kümmel: *Homiletische, katechetische, liturgische Abhandlungen. Aus dem Journal für Prediger.* Herausgegeben und mit Zusätzen vermehrt von dem jetzigen Redacteur des Journals. *Ersten Bandes zweyte Abtheilung.* 1790. 384 S. 8.

Wieder 18 Abhandlungen verschiedener Verfasser, die gröfstentheils in das homiletische Fach einschlagen. Gewissermafsen übertrift die gegenwärtige zweyte Abtheilung die erstere auch an Mannichfaltigkeit des Inhalts. Die Abhandlungen selbst sind schon aus dem Journal f. P. bekannt, und durch die Namen ihrer Vf., eines Velthusen, Niemeyer, Rischmüller, Schmaling u. a. um die Kanzelberedsamkeit verdienten Männer empfohlen. In den Anmerkungen sucht der Herausgeber, Hr. Pastor *Wagnitz*, meistens die Leser mit den besten neueren Schriften bekannt zu machen, die seit dem ersteren Abdrucke der Abhandlungen die in demselben bearbeiteten Materien in ein helleres Licht gesetzt haben. Bisweilen werden aber auch manche Sätze in den Abhandlungen durch die Anmerkungen berichtiget. So erinnert der Herausg. bey der Abhandl. Hn. *Ludwigs* von Trauerreden, wo unter andern gesagt wird, dafs, wenn sich der Verstorbene vor seinem Ende bekehrte, alles Böse an ihm vergessen und die göttliche Gnade, die sich an ihm verherrlichet hätte, in der Trauerrede gerühmt zu werden verdiente, in der Anmerk. S. 43: „dafs dieses ein „sehr misslicher Gegenstand sey, dessen Behandlung eben „so, wie das ausdrückliche Seligpreisen, viele Behutsamkeit erfodere." Die in der Anmerk. S. 48 befindliche Nachricht: „dafs im Weimarschen nur charakterisirten Personen Parentationen gehalten werden *dürften*," verdient wohl einige Berichtigung. Rec. hat selbst in einer Landstadt im W. eine Parentation auf einen Handelsmann gehört, der weiter keinen Charakter hatte. — Wir übergehen andere nützliche Erinnerungen und Winke, die wir hin und wieder in den Anmerkungen gefunden haben.

Erfurt, b. Reufs, auf Kosten des Vf.: *Davids Gesänge aus dem hebr. übersetzt* von *Carl Aug. Briegleb*, Pfarrer zu Gräfenroda. Zweyter Theil. 1790. 126 S. 8.

Wir berufen uns bey dieser Fortsetzung der schon in der Allg. Lit. Zeit. d. J. N. 46. angezeigten Psalmenübersetzung gröfstentheils auf die dortige Beurtheilung. Dieser Theil geht bis auf den 72sten Psalm. Den 45. Ps. überschreibt der Vf. *Empfindungen der Freude über das Glück eines grofsen Königs.* So fafst sich sein ganzer Inhalt am besten. Blofs bezogen auf die Heimführung einer erkohrnen oder erbeuteten Königstochter zur Gemahlin scheint er allzu einseitig betrachtet. Andere Ueberschriften sind zum Theil zu allgemein, wie Ps. 25. *Gebet in grofser Gefahr* u. dgl. m. Ps. 45, 1. wird שיר ידידת *Glückwunsch* übersetzt; eine Bedeutung, die sich wohl nicht genau erweisen lassen möchte. Noch weniger v. 15. לרקמות *zu den Blumengärten.* Ps. 46. wird als Wechselgesang erklärt. V. 2 bis 8. reden Israeliten, v. 9. 10. der Dichter, v. 11. Gott, v. 12. Israelitenchor. Durch diese Abtheilung erhält das Lied mehr Licht. Dafs die v. 9. 10. von den vorhergehenden abgesondert und allein dem Dichter in den Mund gelegt werden scheint uns entschieden gut. Ob der v. 11. durch Ergänzung von לאמר oder durch Einführung Gottes, als redend, glücklicher mit dem Ganzen verbunden werde, sind wir noch zweifelhaft. Ps. 58, 9. *wie eine Schnecke, die zerfliefst, werden sie vergehen.* Eine *zerfliefsende* Schnecke ist uns unbekannt. שבלול ist *Bach.* Ps. 65, 12. *wo man die Spuren deines Wetterwagens antrifft, da sieht man alles im schönsten Wachsthum.* Man weifs wohl, dafs Erschütterung der Erde durch den Donner zur Fruchtbarkeit beytrage, aber das ist unsichtbare Wirkung. Die *Spuren* des Wetterwagens Gottes wissen wir für nichts anders, als für ein Bild von Verwüstung anzusehen. In dem sehr schweren 68. Ps. bekommen v. 12 bis 15. eine neue Erklärung durch die Wendung: dafs die v. 13 bis 15. als Worte der מבשרות betrachtet werden. Die Uebersetzung ist zwar etwas schleppend im Ausdruck, aber die Deutung verdient Aufmerksamkeit: *der Allgewaltige gab — zahlreichen Jungfrauen Veranlassung, dafs sie ausrufen konnten: „Könige der Kriegsheere gerathen auf die Flucht „und machen sich davon, und die Hausfrau theilet die Beute aus. Ihr werdet nicht bey der Tränke euch ruhig hinlegen, bey Tauben, deren Flügel Silber und deren Schwingen Goldgrün schmückt, wenn der Allmächtige im Lande „(Canaan) Könige, wie Schneeflocken auf dem Berge Zalmon übereinander wirft."* V. 31. wird übersetzt: *Demüthige das Volk, wo Krokodile im Schilfe sich aufhalten, unter frechen Nationen züchtige die Mächtigen, die bey ihrem Reichthum an Silber im Ueberflufs leben. Zerstreue die Völker, die gerne Krieg anfangen.* Beyspiele genug von dem immer aufmunterungswerthen Fleifs dieses würdigen Landgeistlichen. Wie viele einzelne Stücke theologischer Gelehrsamkeit liefsen sich angeben, wo mancher aus der guten Classe seiner Amtsbrüder, ohne grofse Subsidien, welche ihre Lage nicht giebt, ihre Musse literarisch sehr nützlich machen könnten und sollten. Detaillirte genaue Untersuchungen aus einzelnen alten Schriftstellern z. B. aus Philo oder den Apokryphen über Wort- und Sachähnlichkeit mit dem neuen Testament wären im Exegetischen und Vergleichungen der wichtigsten Kirchenväter in Rücksicht ihrer Bibeltexte A. und N. Ts. im kritischen Fach Vorarbeiten, welche, wenn

Digitized by Google

wenn man nur auf der Universität sich richtige Begriffe von dem, was hier zu thun ist, erworben hat, in der Einsamkeit ohne Aufwand vollendet werden könnten und dann von Gelehrten, deren Thätigkeit mit einer glücklicheren Lage verbunden ist, als unentbehrliche Hülfsbücher zu Berichtigung des Ganzen der Wissenschaften hochgeschätzt werden müssten.

NATURGESCHICHTE.

Erlangen, b. Palm: *Deutschlands Flora oder botanisches Taschenbuch für das Jahr 1791.* Von *Georg Franz Hoffmann.* 360 S. ohne Kalender, Kupfererklärung und Vorbericht. 12.

Noch nie war es so gewöhnlich, als jetzt, Kenntnisse aller Art durch Almanache und Taschenbücher, in einer gefälligen Manier, selbst unter solchen Classen zu verbreiten, die sich sehr würden gehütet haben, diese der Menschheit überhaupt und insbesondre interessanten Wahrheiten an ihren Quellen, mit Gefahr und Mühe, zu schöpfen. Das Verdienst, welches sich verschiedne Verfasser dabey erwarben, war in der That nicht gering; sie vergnügten einen sehr beträchtlichen Theil der Nation, und zogen ihn dadurch an, aber er wurde zugleich belehrt, und was das vortreflichste ist, zu einem grosen Geschmack, zu würdigen Gesichtspunkten geleitet, beynahe ohne es zu merken. Die Unterhaltung gefiel so wohl, dass sogar für einzelne Fächer des Wissens dergleichen Almanache entstanden. Eine der angenehmsten Wissenschaften, die Pflanzenkunde, hat gewiss nicht weniger Anspruch auf jene Einkleidung zu machen, und es fehlt ihr nicht an innern Werth, um eben so lehrreich, und mit Würde unterhaltend zu seyn. In einem botanischen Almanach, der allenfalls, um für seine geschmackvolle Ausführung sicherer zu bürgen, die beliebte Firma: für Damen, auf dem Titel tragen könnte, würde man eigentlich die schimmerndsten, anziehendsten und mannichfaltigsten Wahrheiten, die während der mühsamen Bearbeitung der Wissenschaft zur Blüthe und Reife gekommen wären, geschmackvoll in einen bunten Kranz geflochten, jedesmal zu erwarten haben. Auffallende und sanfte Erscheinungen, leichte Anwendungen einer flüchtigen Mode, für Jahrhunderte u. Nationen wohlthätige Gewächse, Kaufmannsspeculationen und politische Begebenheiten, Blicke in den grosen Plan der Natur, Liebhabereyen von Blumisten, lebenslängliche Arbeiten verdienter Naturforscher, erhabner Geist der Betrachtung und kleinliche Pedanterie, alles das, und noch mehr könnte so gegen einander gestellt werden, dass auch zu diesem Fache mehrere angelockt, und durch die schönsten Seiten desselben hingezogen würden. Aber aus diesem Gesichtspunkte darf man das gegenwärtige Taschenbuch nicht beurtheilen. Wir wollen hoffen, dass Hr. H. selbst, oder ein anderer Botaniker, denselben auf die Pflanzenkunde anwenden möge; verdienstlich ist es immer, dass hier von einer andern Seite für die Wissenschaft gesorgt, und vielleicht zu jenem Zwecke vorbereitet wurde. Durch eine sehr genaue, und von dem in diesen Arbeiten mit Recht berühmten Verfasser revidirte Aufzählung und Charakteristik der deutschen Pflanzen, und durch das bequeme Taschenformat wird das Aufsuchen bey Excursionen erleichtert. Anfänger erhalten durch die in dem Kalender angebrachten Namen der Botaniker dieses Jahrhunderts eine vorläufige Kenntniss der Literatur, und durch die 12 Monatskupfer, deren jedes eine Pflanze mit ihrer Blumenzergliederung zeigt, wird ihnen eine Vorschrift zu ähnlichen Untersuchungen gegeben. Das saubere Titelkupfer, auf welchem Germania, kaiserlich geschmückt, der Flora Blumen in die Flamme des mit dem Reichsadler bezeichneten Altares wirft, wird jedem, ohne sich weiter auf den Gedanken dieser Vorstellung einzulassen, von Seiten des Einzelnen zeigen, dass Chodowiecki noch immer derselbe ist; die Monatskupfer sind mit angemeiner Niedlichkeit nach des Vf. verjüngten Zeichnungen gestochen. Dem Namen jedes Botanikers ist eines seiner Werke beygefügt, und nur wenige stehen, honoris causa, ohne Schriften; aber Rec. vermisst an seinem Exemplare, welches statt des Kalenders nur die Literatur enthalt, die mehrern Schriften, welche in diesem Falle, zum Ersatz für den Kalender, hinzukommen sollten. Die Gattungen und Arten der deutschen Gewachse sind nach dem linneischen Systeme, mit Weglassung der cryptogamischen, und der meisten auf deutschen Alpen vorkommenden aufgeführt, so dass Hr. H. nicht sowohl im Ganzen, wie Thunberg, und andere, sondern nur in einzelnen Bestimmungen der Gattungen und Arten von dem Gange jenes Systems abgewichen ist. Eigne Bemerkungen, und die von andern Naturforschern entlehnten gaben ihm hierzu Gelegenheit. In Ansehung der Arten legte er die XIV. Ausgabe des linneischen Systems, in Ansehung der Gattungen aber die neue Schreberische zum Grunde, wo Hr. H. R. *Schreber* so gefällig war, dem Vf. die einzelnen Bogen des zweyten Bandes mitzutheilen. Hiernach ist auch die Gattung *Apargia* (Leontodon hastile, autumnale, hispidum, hirsutum, Hieraceum incanum) bestimmt worden. Mehrere Arten von *Carduus* hat der Vf. der Gattung *Cnicus*, und die Gattung *Aesculus* der drey und zwanzigsten Klasse untergeordnet. Die Fructificationstheile der Gattungen sind nach neuern Beobachtungen hin und wieder berichtigt, noch mehr aber ist dieses bey den Arten geschehen. Manche Arten sind ganz weggelassen, die zweifelhaften mit einem †, die baireuthischen mit einem * bezeichnet worden. Mit allem Recht hat der Vf. die beständigern Abänderungen zu dem Range von Arten erhoben, wie *Crocus* vernus, autumnalis, *Myosotis* arvensis und palustris, *Primula* officinalis, inodora, *Ophrys* myodes, apifera, arachnites, *Epilobium* parviflorum, grandiflorum. Viele neue Arten sind nach *Roth*, *Mönch*, *Erhart*, *Jaquin*, *Schkuhr*, *Krocker*, *Retz*, u. s. w. aufgenommen, wie *Cuscuta* lupulina, *Myosotis* collina, *Cynoglossum* scorpioides, *Rhamnus* pumilus, *Ulmus* octandra, *Tussilago* paradoxa. Manche davon dürften wohl in der Folge nur als Varietäten gelten, aber es ist doch besser, sie zu bemerken, als wenn man, wie Linné, die in der Natur wirklich vorhandnen, ja mit unter beständigen Abweichungen zu gering schätzt. Verschied-

Digitized by Google

ſchiedne Arten ſind, wie die des Wollkrautes, nach ſeinen Blumentheilen näher beſtimmt worden, und bey den meiſten Arten iſt eine vorzügliche Abbildung angeführt. Die cryptogamiſchen Gewächſe und vielleicht auch die Alpenpflanzen haben wir in der Fortſetzung dieſes Taſchenbuchs zu erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, b. Barth: *Jo. Henr. Abichtii*, Philoſ. Doct. et Facult. Philoſ. quae Erlangae floret Adjuncti, *de Rationis in theologia vi atque virtute* ſpecimen philoſophicum. 1790. 88 S. 8. — Eigentlich die Disputation, welche Hr. Prof. A. zur Erlangung der Adjunctur der philoſ. Facultät öffentlich vertheidiget hat. Nachdem der Vf. im 1 K. vielleicht allzu umſtändlich gezeigt, daſs man in der Theologie Vernunft gebrauchen könne und müſſe, und einige zu ſeiner Abſicht gehörige Begriffe entwickelt; ſo ſucht er im 2 K. den wahren und richtigen Vernunftgebrauch in der Theologie zu beſtimmen. Er behauptet mit Recht, daſs dieſes nur durch Kritik der reinen Vernunft geſchehen könne, in deren Reſultaten er mit Kants Vernunftcritik übereinſtimmt, indem er ſie auf folgende drey Punkte zurückführt: 1) Jeder Vernunftgebrauch iſt eingebildet und angemaſst, wenn man dadurch über Dinge an ſich oder überſinnliche Gegenſtände etwas ausmachen und poſitive beſtimmen will; 2) es giebt eine *Wiſſenſchaft* der Phänomene und 3) die Vernunft nöthiget uns durch *ſubjective* Gründe etwas anzunehmen, was den Erſcheinungen zum Grunde liegt, und deſſen Exiſtenz *zu glauben*. Hierauf iſt er im 3ten K. bemüht zu zeigen, daſs die Vernunft durch ſubjective Gründe genöthiget werde, auf das göttliche Daſeyn zu ſchlieſsen und daſſelbe zu glauben, ob ſie gleich bekennen müſſe, daſs kein objectiver Beweis für das Daſeyn Gottes möglich ſey. Der Vf. will indeſſen die ſubjectiven Gründe nicht, wie Kant, in der prakt. Vernunft allein, ſondern in der praktiſchen und ſpeculativen zugleich gefunden haben. Er macht daher Abſchn. I. des 3ten K. groſſe Zurüſtungen, um das Unzulängliche in der Kantiſchen Vorſtellungsart zu beweiſen, und glaubt im 2ten Abſchn. ein weit bündigeres Argument für das Daſeyn Gottes ausgeſtellt zu haben. Was nun zuerſt die Schwäche betrifft, welche Hr. A. in Kants Gedankengange wahrgenommen zu haben meynt: ſo muſs Rec. bemerken, daſs ſich dieſe Schwäche zwar in derjenigen Vorſtellungsart findet, welche der Vf. in ſeiner Schrift Kanten beygemeſſen hat, daſs aber hier Kants Hauptmoment gar nicht gefaſst, und überhaupt das ganze Kantiſche Raiſonnement völlig verdreht ſey. Der Vf. glaubt nemlich, daſs Kant den Glauben an Gott ganz und gar auf das Verlangen oder den ſubjectiv nothwendigen Wunſch der Vernunft gründe, daſs doch ein Gott ſeyn möchte, um die von der Vernunft gefoderte Proportion zwiſchen Sittlichkeit und Glückſeligkeit wirklich zu machen. Allein dieſer Wunſch iſt nach Kant ſo wenig als nach Hr. A. ein *Ueberzeugungsgrund*, ſondern gerade ſo, wie es der Vf. ſelbſt will, nur ein *Antrieb* für die ſpeculative Vernunft, nach Gründen zu forſchen, die einen vernünftigen Glauben bewirken können. Hr. A. miſsverſteht Hn. K. ganz und gar, ſo wie ihn mehrere miſsverſtanden haben, wenn er meynt, K. behaupte, die praktiſche Vernunft ſolle den Glauben an Gott ganz allein in ſich ſelbſt erzeugen, und hat eine ganz undankbare Arbeit übernommen, daſs er weitläuftig demonſtrirt, die praktiſche Vernunft könne nicht *erkennen*, und da der Glaube an Gott doch nur Erkenntniſs brauche, ſo ſey auch ſpeculative Vernunft erfoderlich, und jene ſey allein nicht hinreichend. Ohne uns in eine weitläuftige Discuſſion dieſes Miſsverſtandes einzulaſſen, die hier nicht gefodert werden kann, wird Hr. A. leicht einſehen, daſs ſein Tadel Kanten gar nicht trift, ſo bald er nur folgende Sätze deſſelben gehörig erwogen hat: Jede Ueberzeugung muſs allemal durch Vorſtellung der Gründe, alſo durch die ſpeculative oder erkennende Vernunft, gewirkt werden. Da nun aber dieſes bey aller vernünftigen Ueberzeugung einerley iſt; ſo unterſcheidet man die verſchiedenen Arten der Ueberzeugung nach den Objecten, deren *Erkenntniſs* dieſelbe hervorbringt. Nun iſt, wie Rec. mit dem Vf. glaubt, kein von dem Subjecte verſchiedenes Object im Stande eine ſolche Erkenntniſs in uns hervorzubringen, aus welcher ſich mit Gewiſsheit auf das Daſeyn eines Gottes ſchlieſsen läſst. Wir müſſen alſo einen Verſuch machen, ob ſich in unſerm Subjecte etwas findet, deſſen Erkenntniſs uns zu einem ſolchen Schluſſe berechtiget. Nun glaubt Kant, es ſey die Erkenntniſs der praktiſchen Vernunft, welche die ſpeculative Vernunft berechtige, einen Gott anzunehmen und zu glauben, weil die ſpeculat. Vern. aus der Betrachtung der praktiſchen erkennet, letztere könne, ohne Vorausſetzung einer wirklichen allgemeinen moraliſchen Ordnung nicht übereinſtimmend mit dem, was die Vernunft als wahr erkennet, handeln, und könnte alſo dadurch in ihrer Wirkſamkeit gehemmet werden. Ohne auch hier zu unterſuchen, ob eine ſolche Verknüpfung zwiſchen der Erkenntniſs der prakt. Vernunft aus der Vorſtellung eines Gottes ſtatt finde oder nicht, welches jedoch in den Kantiſchen Schriften einleuchtend genug bewieſen worden iſt, wird der Vf. doch wenigſtens ſo viel zugeben müſſen, daſs dieſe Art der Betrachtung einen ganz anderen Angriff, als den ſeinigen erfodere. Kants Hauptgrund beruht auf der moraliſchen Theologie, auf welche der Begrif der prakt. Vernunft allein nur nothwendig führt; und gerade dieſes wichtige Moment hat Hr. A. ganzlich überſehen.

Was aber zweytens Hn. A. vermeynten neuen Grund anlangt den er S. 80 etc. vorträgt; ſo iſt es in der That kein anderer als der alte; obgleich ſehr geſchwächte kosmologiſche Beweis den der Vf. ſelbſt einige Seiten zuvor verworfen hat. Wo eine Wirkung iſt, ſchlieſst Hr. A., da muſs auch eine abſolut erſte Urſache ſeyn; die Ordnung und Verknüpfung der Dinge iſt eine Wirkung. Alſo wie die Wirkung, ſchlieſst er S. 85. weiter, ſo auch ihre erſte Urſache. Nun iſt die angegebene Wirkung a) von den Wirkungen der Subſtanzen der Welt verſchieden; b) gut und weislich eingerichtet. Alſo muſs die abſolute Urſache dieſer Wirkung a) von der Welt verſchieden und b) gut und weiſe ſeyn. Daſs der Vf. dieſen Beweis ſubjectiv *nennt*; dadurch wird er es nicht. Denn es ſieht ja ein jeder, daſs die Gründe aus dem Objecte, nemlich der Betrachtung der Welt, genommen ſind. Es kann uns aber weder ein Object noch unſer Subject ein Recht geben, von einer beſtimmten Wirkung auf eine beſtimmte Urſache a priori zu ſchlieſsen; und da dieſes hier offenbar geſchieht, ſo iſt der ganze Grund nichtig. Daſs uns aber unſer Subject nöthige, einen ſolchen Schluſs zu machen, iſt offenbar grundlos. Uebrigens herrſchen in der ganzen Schrift dieſelbigen Begriffe, welche der Vf. ſchon in ſeiner *Metaphyſik des Vergnügens* und der *Tugendlehre* weitläuftiger erörtert hat, und welche zu prüfen hier nicht der Ort iſt. Jedoch können wir nicht umhin, Hn. A. anzurathen, noch einmal eine ſcharfe Reviſion ſeines Gedankenſyſtems vorzunehmen, ehe er ſich an die Ausbildung der einzelnen Theile macht. Es wäre Schade, wenn ein ſo guter Kopf durch nicht genug überlegte Grundbegriffe, die im Subject um ſo feſter werden, je länger man ſie braucht und anwendet, ſich den Beyfall bey gründlichen Denkern erſchweren ſollte, den er ſich ſonſt gewiſs zu verſprechen hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Julius 1791.

GESCHICHTE.

LONDON, bey Baldwin: *Secret Memoirs of Robert, Count de Parades* written by Himself. 1791. 155 S. in 8.

Der Vf. ward in den ersten Jahren des letzten amerikanischen Kriegs vom französischen Ministerium als Spion gebraucht, um Nachrichten von der englischen Flotte und den damaligen Seerüstungen einzuziehen, und er war in diesem Geschäfte so glücklich, die wichtigsten Bekanntschaften im Seedepartement zu machen, und durch Bestechungen die geheimsten Orders der Admiralität zu erfahren. So wusten durch ihn die französischen Minister die Bestimmung und Stärke von Byrons Flotte vierzig Tage früher, ehe dieser Admiral nach Amerika abgieng. Er leistete seinem Vaterlande noch viele andere wichtige Dienste, aber viele seiner Plane misglückten, wie die Verbrennung der englischen Flotte bey Spithead während Keppels Verhör, oder waren, unserer Meynung nach, unausführbar, wie die Ueberrumpelung von Plimouth, ungeachtet der Graf v. P. dessen Vestungswerke selbst aufgenommen, auch in diesem Orte unter der Besatzung und den Officianten der Admiralität verschiedene geheime Freunde hatte. Ueberhaupt enthält diese Geschichte, die blos den Zeitraum beschreibt, in welchem er während des Kriegs die englischen Küsten auskundschaftete, und bald als Contrebandier, bald als Kaper in einem gröstentheils mit Engländern bemannten Schiff in den Brittischen Häfen frey aus- und einlief, fast unglaubliche Beyspiele von Entschlossenheit und Betrügereyen, von Sorglosigkeit und Bestechlichkeit auf der einen, und von Furchtsamkeit auf der andern Seite. In Plimouth ward sein Schiff einmal als verdächtig angehalten, und er selber arretirt, als er mit einem verkleideten französischen Officier die Vestungswerke genauer untersuchen wollte. Allein einer von den Befehlshabern des Hafens setzte ihn in Freyheit. In London hatte ein Staatsbote bereits einen Verhaftsbefehl gegen ihn, dem er nicht ausweichen konnte, allein dieser liefs sich mit 1000 L. bestechen. Zu einer Zeit waren die Decken und der Hafen von Plimouth nur mit 300 Mann Landmiliz besetzt, auf den Werften arbeiteten nicht mehr als 400 Mann, und an Ammunition war grosser Mangel. An eben diesem Ort war derjenige, welcher die Signale zu besorgen hatte, von ihm durch eine monatliche Pension von 25 L. gewonnen; dieser überliefs einen Theil seines Amts einem Matrosen von des Vf. Schiff, und der Matrose verrieth seinem Herrn die wichtigsten Signale. Viele englische Batterieen an den Küsten waren ganz vernachläfsigt, ungeachtet sie der Nation grose Summen kosteten, die Aufsicht der Hauptbatterie bey Cowes hatte eine Frau, und in der Stadt lagen 60 Mann Miliz als Besatzung. Mit 2000 entschlossenen Soldaten, 2 Kriegsschiffen, eben so viel Brandern und etlichen kleinern Fahrzeugen getraute er sich, Plimouth zu überrumpeln, und übergab den französischen Ministern deswegen verschiedene Operationsplane; aber das franz. Ministerium hielt diese Unternehmung zu gefährlich. Die combinirte Flotten sollten diesen Hafen angreifen, weil man aber der spanischen Flotte vorher entgegensegelte, es nachher derselben an Lebensmitteln gebrach, unter den Seeleuten mancherley Krankheiten ausbrachen, auch der Graf d'Orvilliers allerley Bedenken hatte, so ward von der furchtbaren vereinigten Flotte nichts gegen Plimouth unternommen, obgleich der Vf. 23 englische Lootsen mit 3000 L. bestochen hatte, die Schiffe sicher in diesen Gewässern zu leiten, und Plimouth wegen Entfernung der englischen Flotte nur durch eine einzige Fregatte gedeckt war. Diese mislungene Expedition gegen Plimouth ist nebst manchen auffallenden Unordnungen und Misbräuchen, die der Vf. auf der französischen Flotte bemerkte, sehr ausführlich beschrieben, und wenn man des Vf. Erzählung mit damaligen englischen Nachrichten vergleicht, so war dieser wichtige englische Hafen wirklich in grosser Gefahr; aber die franz. Befehlshaber wollten nichts wagen. Auch uns scheint bey dem Mangel an Lebensmitteln, den der Vf. nicht leugnen kann, nebst andern Bedenklichkeiten, z. B. dafs die grose englische Flotte zur Rettung des Hafens gewifs herbeyeilen würde, das ganze Projekt wohl wirklich unausführbar gewesen zu seyn. Seit dieser mislungenen Unternehmung, die dem französischen Hofe beträchtliche Summen gekostet hatte, ward der Graf de Parades, so nennt er sich, ungeachtet der französische Herausgeber seiner Schrift ihn für den Sohn eines Pastetenbeckers in Pfalzburg ausgiebt, nicht weiter gebraucht. Vorzüglich weil er das Project, Plimouth mit 2000 Mann und einigen Kriegsschiffen einzunehmen, nicht aufgeben wollte, damit den Ministern, selbst den spanischen Gesandten, von Zeit zu Zeit lästig fiel, und dem König sogar zu einer Zeit 3 Millionen Livres baar anbot, wenn er die erforderliche Mannschaft und Schiffe hergeben wollte. Endlich ward er, weil er vielleicht seine Forderungen an den König wegen vorgeschossener Gelder, darüber nach der Natur der Geschäfte keine Belege vorhanden waren, zu ernstlich betrieb, grosen Aufwand machte, und als ein wahrer Avanturier überall Proben einer gränzenlosen Eitelkeit blicken liefs, auch wohl mit unter gegen die Minister wegen der mislungenen Unternehmungen declamiren mochte, im Frühling 1780 in die Bastille gebracht. Er ward zwar im

Digitized by Google

May 1781 entlaſſen, ſeine Forderungen wurden auch nachher bezahlt; er ſtarb aber bald darauf in S. Domingo, wo er von dem Marſchall Noailles die Inſel Maſſaire für 150.000 L. gekauft hatte. Ueberhaupt erwarb ſich der Graf, wie er vorgiebt, durch den Handel mit Schiffen, Aſſecuranzen und Antheil an Kaperſchiffen in kurzer Zeit ein Vermögen von 825,000 L. Dieſen geheimen Memoiren, welche der Vf. nach ſeiner Befreyung für den König aufſetzte, um ſeine dem Staat geleiſteten Dienſte zu ſchildern, ſind verſchiedene Berechnungen über die Summen beygefügt, welche der Graf vom Hofe erhielt, und in ſeinen geheimen Unterhandlungen verwandte. Sie betrugen ein anſehnliches Capital, ohne daſs der Hof davon Nutzen hatte. In dem einzigen Jahre 1778 wurden ihm 690.000 Livres bezahlt, und während der ganzen dreyzehn Monate, in welchen der Vf. vom 1ſten Jan. 1778 in geheimen Verrichtungen gebraucht wurde, koſtete er nebſt ſeinen Agenten dem Hofe 1,280.000 L., davon jeder Poſten der Ausgabe genau ſpecificirt iſt. Der Vf. erhielt für ſeine Perſon und Beſtreitung der gewöhnlichen Ausgaben monatlich 37,368 Livres. Ueberdem hatte er das Glück, von Zeit zu Zeit beträchtliche Penſionen zu erhalten, die zuſammen jährlich 10,000 Livr. betrugen, ihm aber zuletzt geſtrichen wurden.

London, bey Strochan: *Naval and military Memoirs of Greatbrittain.* From the Jear 1727 to the preſent time by R. *Beatſon.* T. I. 392 S. und 88 S. Append. T. II. 430 und 164. T. III. 237 und 199 S. 1790. in 8.

Das Werk iſt auf ſechs Bände angelegt, und ſoll zur Fortſetzung der bekannten Lebensbeſchreibung der brittiſchen Admirale von Campbell dienen; daher ſind hier auch vorzüglich die Seecampagnen und Schiffsausrüſtungen der brittiſchen Nation, und von den Landoperationen nur *die* in dem angeführten Zeitraum beſchrieben worden, welche die Flotte unterſtützen muſste. Weil der Vf. hier von jeder groſsen und kleinen Unternehmung meiſt die officiellen Berichte der Befehlshaber abdrucken laſſen, und das Ganze gröſstentheils aus Liſten der ausgerüſteten Flotten, der am Bord derſelben dienenden Mannſchaft, aus langen Specificationen des erlittenen Verluſtes bey jedem einzelnen Vorfall, der aufgebrachten feindlichen Schiffe und der in allen Theilen der Welt von den Feinden gemachten Eroberungen beſteht, ſo will der Vf. ſeine Arbeit auch keine Geſchichte benannt wiſſen. Auf dieſen Namen kann ſie auch in der That keinen Anſpruch machen, wiewohl ſie einzelne gute Materialien zur Geſchichte der brittiſchen Seeunternehmungen von 1727 bis zu unſern Zeiten enthält, auch die in dieſem Zeitraum geſchloſſenen Capitulationen und Friedensſchlüſſe, die Parlementsbewilligungen eines jeden Kriegsjahres und deren Verwendung ausführlich mittheilt. In dem vom Vf. beſchriebenen Zeitraum ſind zwey groſse Seekriege ſeiner Nation, der Krieg mit Frankreich und Spanien von 1739 bis 1748 und der ſiebenjährige Krieg und verſchiedene kleinere Zurüſtungen zur Vertheidigung von Gibraltar und des brittiſchen Weſtindiens gegen die Spanier 1727, zur Beſchützung Portugals 1735 und Anſons berühmte Expedition ins ſtille Meer vorgefallen. Von allen dieſen Unternehmungen iſt kein irgend merkwürdiger Umſtand übergangen, und jede kriegeriſche Merkwürdigkeit mit eben den Worten beſchrieben, wie der Vf. ſie in Zeitungen, Magazinen und andern politiſchen Zeitſchriften fand, ohne dabey etwas zur Verbindung oder Ueberſicht der Begebenheiten beyzutragen, oder dem Leſer mehr, als einzelne Gefechte, Belagerungen oder gewöhnliche Kriegsvorfälle, bey denen die Flotte mitwirkte, in chronologiſcher Ordnung vorzulegen. Eben daher läſst ſich aus dieſen Memoiren weder der Anfang des Kriegs, noch die ganze Führung deſſelben, überſehen, und von den Operationen der engliſchen Armee und ihrer Alliirten auf dem feſten Lande, welche doch oft die Unternehmungen der Flotte erleichtern muſsten, wird kein Wort erwähnt, der Schauplatz möchte denn in den engliſchen Colonieen oder in Groſsbrittannien geweſen ſeyn. Von einem Werke, wie dieſes, das nur längſt bekannte Nachrichten wiederholt, das keinen Vorfall jener Kriege aus handſchriftlichen Nachrichten oder ſolchen Quellen aufklärt, die allenfalls nur der Geſchichtforſcher aufſpürt, das ſich weder durch Einkleidung, noch durch Darſtellung empfiehlt, und bloſs die einzelnen Kriegsjournale aneinanderreihet, läſst ſich ohne Wiederholung der allerbekannteſten Dinge oder geringfügiger Begebenheiten, die keinen Leſer intereſſiren, keine genauere Anzeige machen. Wir bemerken daher nur noch zum Schluſs, daſs die vorliegenden drey Theile mit dem Pariſer Frieden 1763 aufhören, und die folgenden die neuern Kriegsbegebenheiten beſchreiben werden. In den Anhängen findet man Liſten der ausgeſandten Schiffe und Truppen, und was dahin weiter gehört, Berechnungen der gemachten Priſen oder der den Siegern zugetheilten Beute, zuweilen auch kurze Beſchreibungen einzelner Inſeln und Plätze, die wie Havanna, Martinique, Newfoundland, Cherbourg u. a. m. von den Engländern erobert wurden oder gelegentlich zum Kriegsſchauplatz gehörten. Aber auch dieſe ſind aus ſolchen Werken, wie Salmons und Guthries geographiſche Handbücher, gezogen.

London, bey Cadel: *Sketches,* chiefly relating to the *Hiſtory, Learning and Manners of the Hindoos.* 1790. 422 S. in 8.

Der uns unbekannte Vf. iſt zwar ſelber in Indien geweſen; er hat aber in dieſen Skizzen nur allerley Beobachtungen, vorzüglich über indiſche Religion, Sitten, Verfaſſung und Gelehrſamkeit aus den Nachrichten anderer Engländer und aus einigen alten und neuen Reiſebeſchreibern flüchtig zuſammengetragen. Seine eigenen Beobachtungen in dieſen dreyzehn ſogenannten Skizzen ſind von den aus andern entlehnten Bruchſtücken kaum zu unterſcheiden und kaum zu bemerken. Der Abſchnitt von der indiſchen Aſtronomie iſt ganz aus le Gentil und Bailli entlehnt; ein anderer vom Verbrennen der indiſchen Weiber aus Bernier und Hollwell u. ſ. w. Wer alſo nur die vorzüglichſten Schriftſteller über Hindoſtan kennet, wird ſelten auf unbekannte Unterſuchungen ſtoſſen. Aber nicht immer hat der Vf. die beſten Quellen gekannt, und aus dieſen hier etwa die neueſten, zuverläſſig-

läſſigſten Berichte von den Eigenthümlichkeiten des indiſchen Volks geſammelt, um dem Publikum, das unmöglich aus ſo vielen groſsen und kleinen, ſeltenen und leicht zu habenden Werken, die indiſchen Nachrichten zuſammenleſen kann, als Leitfaden oder Handbuch in der Geſchichte und Verfaſſung dieſes Landes zu dienen. Sonnerats Reiſen ſind ihm völlig unbekannt geblieben; ſie verbreiten ſich zwar nur über einen Theil von Indien, die Küſte Coromandel, und unſer Vf. beſchreibt mehr das nördlicher liegende Hindoſtan; allein Sonnerat iſt in allen ſeinen Beſchreibungen nicht nur ausführlicher, als unſer Vf., (man vergleiche nur, was beide über die Mythologie und Gottesverehrungen geſagt haben,) ſondern er hat auch weit mehrere Merkwürdigkeiten jener Länder beobachtet, ſo daſs die Beſitzer ſeiner Reiſen dieſe Skizzen füglich entbehren können. Eben ſo wenig ſind von unſerm Vf. die Unterſuchungen der Geſellſchaft in Calcutta benutzt worden, aus denen er unter andern ſeine Bemerkungen über die indiſchen Gottesurtheile vortrefflich hätte ergänzen können. Ueber die indiſche Geſchichte, welche er in einem beſondern Abſchnitt behandelt, werden hier nur alte Sagen der Eingebohrnen wiederholt, und neuere Begebenheiten ſo kurz und oberflächlich vorgetragen, daſs dieſer Abſchnitt ſchwerlich irgend einen Leſer befriedigen kann. In den übrigen verbreitet ſich der Vf. über die indiſchen Kaſten, die religiöſen Schwärmer, die Bauart der Indier, und wodurch ſie ſich in Sitten und Lebensart vor andern Völkern auszeichnen. Auch auf dieſe Abſchnitte oder Skizzen paſst unſer vorher gefälltes allgemeines Urtheil, auſser wenn er dabey einige nicht allgemein bekannte Quellen, wie das *Baghvat Geeta* oder die von Hn. Wilkins 1787 edirten Apologues of Viſhnou-Sarma, welche letztere Rec. nie zu Geſicht gekommen, benutzt hat. Ungeachtet nun dieſe Skizzen ſich weder durch Neuheit oder Vollſtändigkeit der enthaltenen Nachrichten auszeichnen, ſo verdient dagegen der dreyzehnte und letzte Abſchnitt vorzügliche Aufmerkſamkeit. Er beſteht aus einer kurzen hiſtoriſchen Darſtellung des Urſprungs und der gegenwärtigen Lage der vornehmſten indiſchen Staaten, ergänzt unſere bisherige Kenntniſs von dieſen Ländern auf mancherley Art und Weiſe, vorzüglich bey dem Reiche Kandahar, den Seiks und den Dſhaten. Achmet Schah, König von Candahar und Eroberer von Caſchemir, der Hindoſtan ſiebenmal verwüſtete, und deſſen Todesjahr bisher unbekannt war, ſtarb 1773 in Kohtoba, einem Platz in den Gebürgen von Kandahar. Namuk, der erſte Lehrer der Seiks, ward 1470 in Talvandi in der Provinz Lahor geboren, er bereiſete ganz Hindoſtan, ſogar Ceylon, Perſien und Arabien, und ſtarb 1540 in Kartarpur, wo er den letzten Theil ſeines Lebens, fern von allen weltlichen Geſchäften, zubrachte, und ſeiner Frömmigkeit wegen von vielen Pilgrimmen aus allen Gegenden Hindoſtans beſucht ward. Zu ſeinem Nachfolger ernannte er, ungeachtet er zwey Söhne hinterlieſs, ſeinem Schüler *Lhina*, der den Namen Angud erhielt, und wie Namuk aus der Kriegercaſte war. Er ſammlete zuerſt ſeines Meiſters Lehren in einem Werke, Pothy, (das Buch,) genannt, und ſchrieb Namucks Lebensgeſchichte. Zehn dergleichen Häupter oder Guruhs (heilige Meiſter) haben die Seiks beherrſcht. Der letzte, Govind Siogh, ward zu Anfange dieſes Jahrhunderts in Dehli umgebracht. Weil er, wie ſeine Vorgänger, keinen Nachfolger ernannte, und eine alte Prophezeyhung unter den Seiks umhergieng, ſie würden nie mehr als zehen Guruhs haben, ſo haben ſie ſeit 1716 nicht unter einem allgemeinen Oberhaupt geſtanden, ſondern die vielen kleinen Fürſten und Rajahs im nördlichen Hindoſtan, die ihre Lehre angenommen haben, ſtehen ſeitdem in einem gemeinſchaftlichen Vertheidigungsbündniſs. Sie eſſen gegen den Gebrauch der andern Indier Fleiſchſpeiſen, vorzüglich Schweinefleiſch, nur Rindfleiſch nicht. Blau wird ſonſt in Indien für eine unglückliche Farbe gehalten, eben daher wird ſie ausſchlieſslich von den Seiks zu ihrer Kleidung gewählt. Der jetzige Dſhatenfürſt heiſst Tacku Ranjid Sing, (andere Nachrichten nennen ihn Runjid Runguh Sing,) und er beſitzt blos die Veſtung Bhartpor. Die Monetten geben ihren Pferden nach langen Märſchen, Klöſse von einer Art Erbſenmehl, (Gram.) mit Butter, Knoblauch und Gewürzen vermiſcht, auch erhalten ſie zuweilen berauſchendes Futter. Dieſe Pferde können, wie ihre Reuter, die ſchwerſten Strapazen ertragen; haben aber ein ſchlechtes Anſehen. Ein Paar Kupfer dienen dem Werke zur Erläuterung, wovon die Titelvignette die in den indiſchen Kriegen gebräuchlichen Racketen (Fouguettes) und ein anderes die Ueberbleibſel eines alten braminiſchen Obſervatoriums in Benares abbildet. Letzteres hat der Vf. nebſt der dazu gehörigen Beſchreibung aus den *philoſophical Transactions* genommen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

EISENACH, in der Wittekindiſchen Hofbuchhandlung: *Ludwig Karl von Hellfeld*, herzogl. ſächſ. Weim. und Eiſen. Juſtizamtsauditors, *Beyträge zum Staatsrecht und der Geſchichte von Sachſen, aus ungedruckten Quellen.* Dritter Theil. 1790. 343 S. in 8.

Der Beyfall, mit welchem die Beyträge des verſtorbenen Bruders des Vf. aufgenommen worden ſind, munterte den Letztern zur Mittheilung der verſchiedenen Urkunden, die in ſeinen Händen ſind, und zur weitern Bearbeitung der ſächſiſchen Staatskunde und Geſchichte auf. Wenn er auch dem Erſtern in der Gabe des Vortrags und der Schreibart noch bis itzt nachſteht, ſo verdient er doch eben ſo, wie jener, den Dank des Publikums, daſs er das Seinige zu der einmal angefangenen Publicität ſolcher Documente, die bisher ohne alle Urſache als handſchriftliche Schätze von wenigen Händen verwahrt worden ſind, nach ſeinem Vermögen beytragen will. Nur eine allgemeine Bekanntmachung derſelben kann mit der Zeit eine richtigere Geſchichte der herzoglich ſächſiſchen Häuſer bewirken, die in einzelnen Punkten noch immer ſo manche Irrthümer in ſich gefaſst hat. Der Vf. hat gerade zwey Materien aus derſelben gewählt, die der Aufhellung aus den Urkunden ſelbſt für ſolche Geſchichtsliebhaber, die zu den letztern gar keinen Zugang haben können, vorzüglich bedürften; die Landestheilungen zwiſchen den Söhnen und

Enkeln des Kurfürsten Johann Friedrichs und die Misheirath Herz. Anton Ulrich von S. Coburg-Meiningen. Für die letztere fügen wir nur hinzu, dafs der Herzog Anton Ulrich gewifs zu Amsterdam mit der Philippine Cäsarin getraut worden ist. Aufser diesen Materien giebt der Vf. der Geschichte der Belagerung der Stadt Gotha und der Zerstörung des Grimmensteins und der Vermählungsgeschichte des Herzog Joh. Adolphs zu Sachsen Weifsenfels einen neuen Zuwachs aus Originalschriften. Von jener liefert er die von Herz. Johann Wilhelm an das Reich und den Kurfürsten August wegen der Executionsunkosten ausgestellten Assecurationsscheine vom 8. Jan. 1567, einen Extract aus K. Maximilian II. Schreiben an Kurf. August, das Schreiben Herz. Joh. Friedrichs II. an die kaiserlichen Commissarien vom 5. Apr. 1567 und des gleichzeitig lebenden Kammerschreibers Paul Töle zu Gotha Beschreibung des unseligen Kriegs von Grimmenstein und Gotha, deren schon der verstorbene Bruder des Herausgebers in dem Leben Johann Ernst des Jüngern Erwähnung gethan hat. Die letztere ist durch die mitgetheilten Documente sehr aufgehellet worden. Johann Adolph versicherte seiner zweyten Gemalin, Christianen Wilhelminen von Bünau in dem den 3ten Febr. 1692 aufgerichteten Verschreibungsbriefe als Wittwe jährlich 3000 Rthlr. aus den Aemtern Jüterbock und Dahma als ihr Eigenthum, die Wohnung auf dem Schlosse zu Dahma, und anstatt der Meublirung desselben die Summe von 2000 Rthlr. ein überaus beträchtliches Deputat an Getraidefrüchten, Holz, Fleisch, Wein, Oel und Wildpret, die Jurisdiction über ihre Bediente und ein Kapital von 6000 Rthlr. als Morgengabe. Der Sohn und Nachfolger des Herzogs erfüllte alle versprochenen Punkte und sogar die speciellen Wünsche der fürstlichen Wittwe im ganzen Maafse.

Hannover, b. Hellwing: *Wissenschaftliches Magazin für Jünglinge.* Erster Band. 1790.

Wissenschaftliche Magazine sind für Männer, die den Umfang der Wissenschaften und ihren Zusammenhang inne haben und übersehen, allerdings von sehr grofsem Werth, indem in denselben einzelne Materien näher untersucht, neue Bemerkungen und Aufschlüsse von Sachverständigen mitgetheilt werden u. s. w. Für Jünglinge ist es aber unstreitig besser, dafs sie die wissenschaftlichen Kenntnisse in ihrem natürlichen Zusammenhange erhalten, als dafs sie hinter einander fort aus den verschiedensten Wissenschaften einzelne abgerissene Stücke in einem und demselben Buche lesen. Nichts ist dem Studium der Wissenschaften und der Ausbildung des Geistes nachtheiliger, als ein solches zerstreutes und flatterhaftes Lesen und Studiren. Warum in aller Welt soll ein junger Mensch nicht lieber ein vortreffliches historisches Werk und ein gleiches aus jeder andern Wissenschaft hinter einander im Zusammenhange fortlesen?

Aufser dem natürlichen Grunde, der so ganz in der Sache selbst liegt, kommt noch dazu, dafs in allen dergleichen Magazinen und Sammlungen die Aufsätze in der Regel bey weitem den Werth nicht haben, den so viele Meisterwerke älterer und neuerer Nationen besitzen, und es ist bey der Ausbildung des Jünglings doch von ungemein grofser Wichtigkeit, dafs er in jeder Art nur die vortrefflichsten und musterhaften Schriftsteller zu seinem Studium erwähle und sich nach ihnen bilde. Der Grund, den auch unsere Vf. anführen, dafs Schriften dieser Art zur Erholung dienen sollen, will uns gar nicht einleuchten! Der Jüngling mufs die Wissenschaften nicht zur Erholung studiren wollen, und dergleichen abgerissene Stücke zu studiren, ist nicht einmal eine Erholung, wenn sie nicht anders ganz flüchtig gelesen werden sollen. Ferner versteht man darunter, wenn man sagt: der Jüngling soll die Wissenschaften im Zusammenhange studiren, ja keineswegs, dafs er blofs Compendia oder sehr tiefsinnig, aphoristisch u. s. w. oder nur für Männer geschriebene wissenschaftliche Werke lesen soll.

Haben wir doch in jeder Wissenschaft eine hinlängliche Anzahl solcher Schriften, die den im Denken nicht sehr geübten und mit allen nöthigen Vorerkenntnissen noch nicht sattsam ausgerüsteten Leser anziehen und belehren können, und die man daher auch als für den Jüngling geschrieben ansehen kann, wenn der Titel gleich solches nicht ausdrücklich besaget. Uebrigens ist es eine sehr wichtige Regel für den studirenden Jüngling, dafs er nach wirklich ernsthaften und ermüdenden Geistesanstrengungen seine Erholung nicht im Bücherlesen suche. Zu körperlichen Bewegungen, mechanischen Beschäfftigungen u. s. w. mufs er alsdann schreiten; das wird für Leib und Seele wohlthätig seyn und ihm eine wirklich heilsame Erholung gewähren. So viele fleifsige und lesbegierige Jünglinge zerstören eben dadurch ihre Gesundheit, und stumpfen ihre Leibes- und Geisteskräfte frühzeitig ab, dafs sie aus dem Bücherlesen ihr Geschäft und ihre Erholung machen.

Die Anzahl schwächlicher und kränklicher junger Studirenden nimmt immer mehr zu, und ungeachtet es allerdings davon mehrere und zum Theil traurigere Ursachen giebt, so ist doch gewifs die übertriebene Lesesucht und die damit verbundene Gemächlichkeit und Entwöhnung von Körperbewegungen und Anstrengungen mit grofsem Recht darunter zu zählen. Abgerechnet nun aber die Gründe gegen den ganzen Zweck und Plan der vor uns liegenden und aller ihr ähnlichen Schriften wollen wir der ersteren gern einen vorzüglichen Platz unter ihren Mitschwestern einräumen.

Die darinn enthaltenen Aufsätze sind dem Inhalte nach gut und zweckmäfsig gewählt und auch im Ganzen gut geschrieben; vorzüglich finden sich Aufsätze aus der Geschichte und Philosophie des Lebens darinn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. Julius 1791.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Ueber Seelengröfse und Standhaftigkeit im Unglück.* 1790. 472 S. 8.

Der ungenannte Vf. dieſer Schrift hat die Abſicht, ſeine Leſer zur Grofsmuth und Seelengröfse zu erwecken, und dieſes ſucht er vorzüglich durch zwey Mittel zu bewirken; durch Erzählung auffallender Beyſpiele, und durch Ausführung angemeſſener Bewegungsgründe; auch wird er, hoffen wir, dieſe edle Abſicht nicht ganz verfehlen, wiewohl es allerdings zu wünſchen wäre, dafs er tiefer in die Natur der Gegenſtände, die er unterſucht, einzudringen ſich bemühet hätte. In der Einleitung wird die Natur der Seelengröfse überhaupt geſchildert. Seelengröfse, ſagt der Vf., nachdem er zuerſt die Definitionen anderer angeführt, und unzureichend gefunden, iſt Erhabenheit der Seele über die gemeine Art zu denken, zu empfinden und zu handeln. (Wir wollen zugeben, dafs bey der Seelengröfse eine Erhabenheit über die geheime Art zu denken, zu empfinden, zu wollen und zu handeln ſtatt finde, aber dennoch thut uns dieſe Definition noch lange nicht Genüge, denn nun entſteht aufs neue die Frage, worinn denn im allgemeinen jene Erhabenheit etc. beſtehe? Hätte der Vf. dieſe Frage noch beantwortet, und hierdurch ſeinen Gegenſtand weiter verfolgt, ſo würde er auch gefunden haben, dafs die von ihm angeführten und verworfenen Definitionen anderer von der ſeinigen nur darinn unterſchieden ſeyen, dafs jene verſuchen, das, was er allgemeiner und unbeſtimmter ſagt, beſtimmter auszudrücken. Wenn nemlich gefragt wird, worinn jene Erhabenheit im Denken, Handeln etc. beſtehe? ſo antwortet *Platner*; Sie iſt die Kraft groſser, vielumfaſſender, deutlicher Grundſätze der Weisheit und Tugend, in der Einſchränkung der eigennützigen Triebe, und in der Erweiterung der mittheilenden Neigungen, und *Reinhards chriſtliche Moral* §. 512. erklärt die chriſtliche Grofsmuth durch die Gewohnheit, mit einem lebhaften Gefühl der hohen Würde und Vollkommenheit, welche die menſchliche Natur nach der Lehre Jeſu erlangen ſoll, alle ſeine Entſchliefsungen zu faſſen, dafs man ſich durch vergängliche Vortheile, und durch Gefahren dieſes Lebens niemals von dem abwendig machen läfst, was man für Pflicht erkennt.) Von der Seelengröfse unterſcheidet der Vf., wie uns dünkt, mit Recht, die Seelenſtärke; nur können wir dieſe nicht, wie er, als ein Synonymum von Geduld und Standhaftigkeit betrachten, vielmehr ſcheinen uns die letztern blofs einzelne von den vielen Wirkungen oder Aeufserungen der Seelenſtärke zu ſeyn. Im übrigen und gröfsten Theile der Schrift führt der Vf. die einzelnen Aeufserungen der Seelengröfse bey Verachtung, bey Verläumdungen, im Unglück und gegen Feinde aus, und am Ende handelt er noch von der grofsmüthigen Uneigennützigkeit und der grofsmüthigen Freygebigkeit. (Auch dieſer Aufzählung mangelt Vollſtändigkeit und ſyſtematiſche Ordnung; Mängel, welche ebenfalls blofs daraus flieſsen, dafs der Vf. von keiner beſtimmten Definition ausgegangen iſt, aus der alle einzelne Aeufserungen der Seelengröfse vollſtändig und ſyſtematiſch hergeleitet werden konnten; überdies hätte auch dieſe Unterſuchung meiſtens noch tiefer eindringen können. Doch findet ſich auch hier manches Gute, dafs man zum Theil ſogar hier nicht erwartet. So z. E. ſteht S. 146. eine ſchöne Beſchreibung einer ſchrecklichen Waſſerfluth vom 29 Jul. 1789., wahrſcheinlich derjenigen, welche im Wirtenbergiſchen in Urach und Mezingen ſo vielen Schaden angerichtet, denn nur auf dieſe paſſen alle angeführten Umſtände. S. 200 — 234. kommt die Geſchichte Leidemits vor, die viel rührendes enthält, und zu einem Beyſpiel des grofsmüthigen Verhaltens in einer unglücklichen Lage dienen ſoll. Noch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs der Vf. bey einigen Malereyen nicht nur viel lebhafter und rührender, als bey andern, die ſonſt an Intereſſe jenen nicht nachſtehen dürften, ſpricht, ſondern auch viel feinere Bemerkungen über jene, als dieſe macht. Vermuthlich rührt dieſes daher, weil er ſelbſt in jenen Lagen geweſen iſt.

Hannover, b. Ritſcher: D. *Ubald Caſſinas*, öffentlichen Lehrers der Moralphiloſophie zu Parma, *analytiſcher Verſuch über das Mitleiden*, herausgegeben und mit verſchiedenen Anmerkungen verſehen, von D. *Johann Baptiſta Gualengo*, Lector im Kloſter Caſino. Aus dem Italieniſchen überſetzt, von *Karl Friedrich Pockels*. 1790. 159 S. 8.

Unerachtet der Vf. nicht überall tief genug eindringt, ſo hat er doch über das Mitleiden manches brauchbare beygebracht. Sein Verſuch iſt um ſo mehr zu empfehlen, da dieſer Gemüthsbewegung bisher noch keine beſondre Unterſuchung gewidmet iſt. Die Ueberſetzung iſt fleifsig gearbeitet, nur werden einige Stellen durch Druckfehler unverſtändlich.

Leipzig, b. Weygand: *Karl Heinrich Heydenreichs Betrachtungen über die Philoſophie der natürlichen Religion. Zweyter Band.* 1791. 252 S. 8.

Daſſelbe Lob, welches der erſte Theil dieſer Schrift in der A. L. Z. (No. 63. d. J.) erhalten hat, gebührt auch der Fortſetzung und Vollendung derſelben, die in dieſem zweyten Bande geliefert wird. Hr. Prof. H. hat ſeinen Plan mit Fleifs und Geſchicklichkeit ausgeführet, und

und wenn auch gleich manche einzelne Gegenstände, wie z. B. die einzelnen göttlichen Eigenschaften eine speciellere Abhandlung, und manche wichtige Behauptungen, z. B. von der Möglichkeit der Wunder, eine bestimmtere und mehr ins einzelne gehende Rechtfertigung verdient hätten; wenn gleich hin und wieder die Beobachtung einer strengeren Ordnung und systematischen Zusammenstellung, oder auch eine mehr verhältnifsmäfsige Kürze oder Ausführlichkeit zu wünschen gewesen wäre, so findet man doch über jeden Hauptpunct eine durchdachte und eindringende Untersuchung, von jedem Hauptbegriffe eine deutliche Entwickelung und Erörterung, und von jedem Hauptsatze wenigstens die Grundlinien des Beweises, oder die Deduction der Art und Weise angegeben, wie er sich philosophisch ausführen liefse. Die Principien der Vernunftkritik werden nicht blofs wiederholt, sondern in der Anwendung auf die wichtigsten und strittigsten Probleme glücklich befolgt. Durch Gründlichkeit und Neuheit der Gedanken, und der Vorstellungsart, zeichnen sich besonders folgende Betrachtungen aus: 1) über die verschiedenen Methoden, die bey dem Physiko-theologischen Beweise fürs Daseyn Gottes möglich sind, und ihren ungleichen Werth. Es wird höchst einleuchtend, dafs er *für sich betrachtet*, weder geometrische Gewifsheit, noch den allerhöchsten Grad von objectiver Wahrscheinlichkeit, noch vollkommene subjective Wahrheit hervorbringen könne, aber in Verbindung mit moralischen Einsichten zur Ueberzeugung vom Daseyn Gottes sehr viel beytrage. 2) Ueber die verschiedenen Methoden der Weltweisen, aus der Wahrheit des Daseyns Gottes, die Unsterblichkeit der Seele abzuleiten. Sie setzen alle den moralischen Grund voraus, und würden ohne diesen auf einen offenbaren Zirkel hinauslaufen; allein sie entwickeln diese kritischen Vordersätze nicht hinlänglich, und zeigen ihren Zusammenhang mit der Hoffnung von Unsterblichkeit nicht so deutlich und ausdrücklich an, als es von *Kant* geschehen ist. 3) Die Beurtheilung des theoretischen und praktischen Werthes der vier Hauptvorstellungsarten über das Verhältnifs der Welt zu der Gottheit; der Bildung eines ewigen Chaos, der Emanationslehre, des Spinozismus, und der Bildung aus Nichts als aus dem Stoffe. Der reine sinnlich bestimmte Begriff von einer Schöpfung aus Nichts, wobey von allen sinnlichen Gesetzen des Entstehens abstrahirt wird, erscheint durch diese Vergleichung in einem Lichte, worinn er durchaus jedes andere System verdunkelt. 4) Die *Theodicee*, welche durchaus anders ausfallen mufste, da eine Moraltheologie der Natur, und aller ihrer Einrichtungen und Veränderungen einen andern Entzweck beylegt, als den der *blofse* Physikotheolog voraussetzt. Wenn die Glückseligkeit, als solche, alles, und das letzte ist, worauf die göttliche Weltregierung abzweckt, so erscheint nothwendig das Uebel aus einem Gesichtspunct, der von demjenigen unendlich abweicht, woraus es derjenige betrachtet, der auf Moralität, als auf den wichtigsten Bestandtheil des vollständigen Endzwecks alles bezieht. Endlich 5) befriedigt noch vorzüglich die Untersuchung über den Sinn, den Zweck, und die Zulässigkeit anthropomorphistischer Vorstellungsarten von den Eigenschaften Gottes. Man sieht nun ein, wie die moralischen Zwecke dieser Versinnlichungen sich ohne Verletzung der strengsten speculativen Gesetze erreichen lassen, wenn man nur gewisse bestimmte Grenzlinien beobachtet. — Bey so vielem Vortreflichen, wovon sich hier nur einiges bemerken liefs, kann es dem Buche im Ganzen um so weniger zum Nachtheil gereichen, vielleicht aber etwas zu seiner künftigen Vervollkommnung beytragen, wenn Rec. einiger Aufsätze noch erwähnt, die ihn minder befriedigt haben. Dahin gehört vorzüglich Hn. *H.* Erklärung von der *Freyheit*. Wenn Kant die Freyheit im kosmologischen Sinne definirt, als das Vermögen, einen Zustand von selbst *anzufangen*, so weicht Hr. *H.* deswegen von dieser Erklärung ab, weil die Vorstellung des *Anfangens* als ein Zeitbegriff dem Begriffe der Freyheit, als etwas Uebersinnlichem, und von allem Naturmechanismus verschiedenem zu offenbar widerspreche. Allein gerade dies ist die einzig mögliche Beziehung des Uebersinnlichen auf das Sinnliche, und ohne diese würde es dem Begriffe von Freyheit nicht nur an aller Realität und Anwendbarkeit fehlen, (die ein Begriff nur durch eine wenigstens problematisch mögliche Beziehung auf Gegenstände der Erfahrung, bekommen kann,) sondern er würde sogar, wenn man ihn dieses Merkmals beraubte, und alle Beziehung auf einen Anfang in der Erscheinung wegliefse, zum widersprechenden und vernunftlosen Begriffe des absoluten Zufalls ausarten, weil er auf das Uebersinnliche *für sich selbst* eingeschränkt ohne Rücksicht auf seine sinnliche Erscheinung, alle sowohl sinnliche, als aufsersinnliche Gründe gänzlich ausschlofse. *Das Anfangen* versteht auch Kant nicht activ und immanent, sondern passiv und transitiv; der begründete Zustand fängt an, ohne dafs sein Grund anfängt zu seyn, der vielmehr als bleibend, oder auf Zeitbedingungen für sich (absolute), nicht beschränkt — vorgestellt wird. Die Heydenreichische Erklärung weicht auch, wie es kaum anders möglich war, nur dem Worte, nicht dem Gedanken eines *Anfangs* aus, und ist dafür etwas wortreich und dunkel. *Freyheit* ist *überhaupt* (S. 58.) das Vermögen, den vollständigen Grund der Wirklichkeit *neuer* (d. h. doch wohl *anfangender*?) Zustände zu enthalten, und *wirksam zu machen*, (dies versteht Rec. nicht,) ohne weder von äufsern Kräften, noch von seinen eigenen Zuständen nothwendig bestimmt werden zu können. *Moralische Freyheit* (S. 63.) ist das Vermögen, den vollständigen Grund von Handlungen zu enthalten und wirksam zu machen, welche dem Sittengesetze der Vernunft angemessen, *oder zuwider* sind, ohne zu einem von beiden weder durch Einflüsse fremder Kräfte, noch durch seine eigenen Vorstellungen nothwendig bestimmt werden zu können. Das *moralischfreye* Wesen ist diesem Begriffe zufolge durch sich selbst, und ohne alle Bedingung *gleichvermögend für contradictorisch entgegengesetzte Handlungen*, kann entweder sittlich gut, oder sittlich böse handeln, ohne eines von beiden *müssen* zu können. Bey einer solchen Erklärung scheint es unmöglich, der vernunftwidrigen und nur negativ brauchbaren Vorstellung des *absoluten Zufalls* und Ungefährs auszuweichen, und selbst die moralische *Nothwendigkeit*, allgemein gesetzmäfsig und zweckmäfsig zu handeln, um derentwillen eigentlich Freyheit

Digitized by Google

des Willens angenommen wird, ist mit einem solchen Indifferentismus des Willens unverträglich. Nur die gemeinen unentwickelten Vorstellungsarten von Zurechnung, und besonders von moralischer *Schuld*, die Denkmäler aus einer Periode des menschlichen Geistes, wo ihm seine eigene Naturgesetzmäfsigkeit noch ein Geheimnifs war, und wo man den Schlufs von relativer auf absolute Zufälligkeit übereilte, nur diese kommen ins Gedränge, wenn man die Freyheit auf das Vermögen, *selbst* zu handeln, und also seinem selbst eigenen Gesetze treu zu bleiben, einschränkt, und alles Unsittliche *in Absicht auf das vernünftige Wesen* für blofse Negation, und für Folge des von der *Einschränkung* des vernünftigen Vermögens unabtrennlichen Einflusses fremder Kräfte auf die Handlungen des zugleich activen und passiven Wesens des Menschen nimmt. Vergebens beruft man sich hier (S. 56. 64.) auf das ursprüngliche Bewufstseyn; denn dieses, so fern es empirisch ist, führt uns vielmehr auf sinnliche, oder auch vernünftig bestimmte, Naturnothwendigkeit jeder Handlung; so fern es rein und einfach ist, abstrahirt es von aller Beziehung, und stellt jede Handlung für sich, ohne Rücksicht auf ihre Gründe, aber niemals stellt es uns ein gegen sittlich Gutes und Böses absolut gleichgültiges Vermögen vor, das wir besitzen sollten. Soll aber vielleicht das wirklich erkannte Sittengesetz nur durch jenes Vermögen als möglich gedacht werden können? Hr. *H.* sagt dies S. 65., und Rec. hätte um so mehr gewünscht, diesen Zusammenhang von ihm entwickelt zu sehen, da er ihm so sehr verborgen ist, dafs er im Gegentheil gar nicht einmal die absolute Gültigkeit eines solchen Gesetzes für ein Wesen begreifen kann, dessen Handlungsvermögen sich gegen das Gute und Böse gleich verhielte, und das *von beiden* den *vollständigen* Grund in sich enthielte und wirksam machte? Das Wollen ist freylich an sich, und ohne seinen Gegenstand, keine für sich bestehende Erscheinung; allein es kann auch in dieser Abgesondertheit nicht existiren noch gedacht werden, und mufs also entweder ganz und gar nicht einmal gedacht, oder dem Gesetze alles *Denkbaren* gemäfs bestimmt werden, wozu uns unsere Natur *unwiderstehlich* antreibt. Doch hier läfst sich diese Sache nicht vollständig abhandeln. — Die weitere Ausführung des *contemplativen* moralischen Glaubensgrundes für das Daseyn Gottes (S. 72 ff.) läfst eben die Bedenklichkeit noch übrig, die in der Recension des ersten Bandes geäufsert worden. — Anstatt S. 104.) manche Einwürfe des Hn. *Flatt* gegen den moralischen Glaubensgrund geradezu für *Sophistereyen* und *Chikanen* zu erklären, wäre es wohl würdiger gewesen, sie kurz und scharf zu untersuchen und zu widerlegen; dies hätte Hn. *H.* eben nicht schwer werden können, und wäre doch für seinen Gegner, so wie für andre Leser, lehrreicher gewesen. Mit allgemeinen, absprechenden Urtheilen wird nur ein Vorurtheil theils für, theils wider die vertheidigte Wahrheit, hier Erbitterung, und dort muthwillige grundlose Verachtung der Personen erregt, und dies streitet doch gewifs mit Hn. *H.* Absichten. In einem Buche läfst sich diesem Scheine eines Machtspruchs leichter als in einer kurzen Recension ausweichen. — Hr. Prof. *Jakob* liefse sich ebenfalls noch gegen den Vorwurf (S. 140.) retten, der ihm wegen des Ausdrucks, „*Beweis* für die Unsterblichkeit der Seele *aus dem Begriffe der Pflicht*" gemacht wird. Er soll nach Hn. *H.* Meynung unrichtig seyn: 1) weil ein Glaubensgrund nicht *Beweis* heifsen könne; aber dies läuft auf Wortstreit hinaus, und wenn dieses Wort, dessen sich auch *Kant* hier bedient hat, in dem gegenwärtigen Falle verworfen werden sollte, so hätten wenigstens die Unterschiede zwischen einem Beweis und einem Glaubensgrund bestimmt müssen angegeben werden, damit die Sprache an Genauigkeit gewönne. 2) Weil der Glaubensgrund für Unsterblichkeit nicht für sich bestünde, sondern erst *durch* den Glauben an das Daseyn Gottes möglich würde. Allein theils ist die erstere Ueberzeugung zwar von der letzten unzertrennlich, aber doch nicht abhängig, und es entstehen vielmehr beide Ueberzeugungen auf gleiche Art, und nicht erst *durch*, sondern *mit* einander; theils ist auch nicht recht abzusehen, warum man einen Beweis, nicht Beweis aus dem Begriffe der Pflicht, als aus seiner ersten Voraussetzung, nennen dürfte, wenn auch noch andere Wahrheiten zu Hülfe genommen werden, die noch überdies erst aus derselben Quelle entsprungen sind. — In der Theodicee des Vf., die übrigens einige vortrefliche Gedanken enthält, sind doch einige Puncte übergangen, oder nur flüchtig berührt worden, die einer genauen Ausführung bedürftig und würdig waren. Bey der Rechtfertigung Gottes in Absicht auf das moralische Uebel in der Welt, wird nur auf Freyheit, aber gar nicht auf die Nothwendigkeit ihres Mifsbrauchs Rücksicht genommen, obgleich in dieser gerade die Schwierigkeit liegt, die gehoben werden mufste. Von dem physischen Uebel wird unbedingt behauptet, dafs es in diesem Leben so wenig mit der Schuld, als die Glückseligkeit mit dem Verdienste der Menschen harmonire, und dafs die gegenwärtige Daseynsepoche der Menschen auf diesem Planeten *blofs streng disciplinarisch*, und eben darum mit moralischem Werthe ganz und gar disharmonisch wäre. Dieser Gedanke ist doch wohl nichts weiter, als eine auf den Fall zulässige Hypothese, wenn schlechterdings keine, auch nur verborgene, Uebereinstimmung der physischen mit der moralischen Welt sich *denken* liefse. Aufserdem scheint es in der That etwas willkührlich und vermessen, die bestimmten Zwecke und Maximen der göttlichen Weltregierung für einzelne Theile und Zeiträume der Welt specifisch angeben, ihren vollständigen Plan in Absicht auf die Menschheit detailliren, und diese Epoche schlechterdings und ausschliefsend zur Disciplin, die künftige schlechterdings nur zur Vergeltung anweisen zu wollen. — Den Begriff und die Möglichkeit von einem *Wunder* deducirt Hr. *H.* auf einerley Weise mit Hn. Prof. *Jakob*. Ein Wunder im kosmologischen Sinne, sagen sie, ist eine Begebenheit, welche durch ein Wesen gewirkt wird, welches nicht Erscheinung ist, nicht in die Sphäre der erkennbaren Natur gehört. Allein diese Erklärung ist gänzlich unstatthaft. Denn dächte man sich hier das Intelligible nur als den letzten *denkbaren* Grund der sinnlichen Begebenheit, so müfste man eine jede Erscheinung ein Wunder nennen, weil das, was der Erscheinung zum Grunde liegt, niemals selbst Erscheinung seyn, aber auch niemals erkannt werden kann. Wollte man aber, um das Wunder von jeder andern Begebenheit unterscheiden, und als Wunder

Digitized by Google

darstellen zu können, das Intelligible für den *erkennbaren* Grund einer Erscheinung erklären, so wäre die Unmöglichkeit evident, diesem Begriffe seine Realität und Anwendbarkeit auf irgend etwas wirkliches zu sichern, indem das Erkennbare schlechterdings anschaulich, mithin Erscheinung seyn muss. Es müsste den Gesetzen der Erfahrung, d. h. unsers Verstandes, unterworfen, folglich natürlich, und kein Wunder seyn; oder es wäre unerkennbar, und in sofern es doch für erkennbar ausgegeben würde, sich selbst widersprechend. Man kann ja Sinnenwelt und intelligible Welt nicht als zwey ausser einander befindliche und reel verschiedene Welten vorstellen, die in zufälliger Wechselwirkung auf einander stünden, sondern es sind nur verschiedene Vorstellungsarten von derselben Sache, wo man bey der einen, als Sinnenwelt, die Gesetze unsrer Vorstellung und Erkenntniss aufs Object beziehet, und bey der andern davon abstrahirt, und sich lediglich ein Object überhaupt gedenkt. — Da *für uns* das Intelligible nur ein unbestimmtes Object überhaupt, das Sensible aber ein durch sinnliche Anschauung bestimmtes Ding ist, so wäre ein Wunder, so fern wir es erkennen sollten, eine erkannte Wirkung eines Dinges überhaupt auf ein bestimmtes wirkliches Ding. Offenbar ein *leerer* und nichtiger Gedanke! — Aehnliche Betrachtungen liessen sich auch über den Begriff von Offenbarung, als ein Wunder der Erkenntniss, anstellen, die auf ein andres Resultat, als das *Heydenreichische* und *Jakob'sche*, führten. Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Offenbarung und eines Wunders überhaupt von Seiten Gottes bestimmen zu wollen, wäre Vermessenheit. Eben diese Untersuchung aber aus dem Gesichtspunct des Menschen, seiner Vorstellungs- und Erkenntnisskräfte anzustellen und zu fragen, was und in wieferne etwas für die Menschen erkennbar sey? in wieferne der Mensch aus einer solchen übersinnlichen Quelle Erkenntniss schöpfen könne? dies ist eine nicht nur mögliche, sondern sogar eine leichte Sache, und man ist allerdings zu der Hoffnung berechtigt, auf diesem natürlichen, obgleich ungewöhnlichen, Wege zum letzten Aufschlusse über diese wichtige Frage zu gelangen. Mit der Veränderung der Methode, metaphysische Untersuchungen überhaupt anzustellen, muss auch für dies Problem, welches ganz und gar ins Feld der Metaphysik gehört, eine ganz andre, als die gewöhnliche Weise, es zu lösen, versucht werden, und ehe dies zu völliger Befriedigung mit kritischer Strenge und Schärfe geschehen ist, fehlt es selbst den historischen Untersuchungen über den Grund und Gehalt dieser Sache an festen Grundsätzen, wornach sie angestellt, und wodurch sie an unbestrittenen Folgerungen fruchtbar werden kann.

Coburg, b. Ahl: *Einleitung in die philosophischen Wissenschaften, nebst einem Abriss der Geschichte derselben, und einem Verzeichniss der vornehmsten philosophischen Schriften*, zum Gebrauch seiner Zuhörer herausgegeben von *Johan Christian Briegleb*. 1789. 206 S. in 8.

Die Einleitung enthält manche nützliche und faslich und herzlich gesagte Lehre; neue Wahrheiten wird man hier schwerlich erwarten und finden. Wir zweifeln nicht, dass Hr. Prof. B. seinen Zuhörern durch Erklärung desselben nützen könne. Nur scheint uns der Plan und das Verhältniss der Theile nicht recht zweckmäfsig angelegt und ausgeführt zu seyn. Ueber den Begriff, die Eintheilung und den Zweck der Philosophie ist für eine *vorbereitende* Einleitung zu wenig gesagt. Geschichte und Literatur ist nach Verhältniss desto weitläuftiger, und gleichwohl kann, dünkt uns, nur derjenige diese historischen Notizen recht verstehen, sie gehörig beurtheilen und nützen, der schon eine ziemlich vertraute Bekanntschaft mit allen Theilen der Philosophie in ihrem gegenwärtigen Zustande gemacht hat. An der neuesten Revolution der Philosophie scheint Hr. B. wenig Antheil zu nehmen; sonst würde diese Einleitung in vielen Stücken anders ausgefallen seyn, und das fortgesetzte Studium der Philosophie auf Akademieen besser einleiten. Andern Lehrern auf Gymnasien lässt er sich aus den angeführten Ursachen nicht zum Gebrauch anempfehlen, wenn gleich überhaupt eine encyklopädische Vorbereitung auf das akademische Studium der Philosophie nach der Lage unserer Zeiten unter die noch unbefriedigten Bedürfnisse gehört.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Berlin*, in der Realschulbuchh.: *Einige Gedanken über die zweckmäfsige Einrichtung eines Lehrbuchs zum Religionsunterricht für die Jugend*, (ein Programm) von *Hecker*. 1790. 39 S. 8. (2 gr.) Die Erfodernisse eines Lehrbuchs, sagt der Hr. Vf, sind: 1) dass es zwar als Hülfsmittel und Leitfaden dienen könne, nie aber durch Ausführlichkeit das eigene Bestreben überflüssig mache. 2) Dass es vollständig sey, und den ganzen Kreis der Wissenschaft in gehöriger Ordnung in sich fasse. 3) Dass es nichts Ueberflüssiges oder Fremdes enthalte. 4) Dass es deutlich sey. 5) So sehr der Vf. zwar die dialogische Methode im Unterricht werth achtet, die er mit vielem Recht von der *Fragemethode* unsrer Katechismen, die er Examiniermethode nennt, und gänzlich verwirft, unterscheidet, so glaubt er doch nicht, dass sie in einem Lesebuche anwendbar sey, was Rec. ebenfalls nicht glaubt. Besser gefällt ihm die Methode, die in dem zu Zürch herausgekommenen Lehrbuch versucht wurde, blosse Fragen, ohne Antworten, als Lehrbuch aufzusetzen. Ferner soll ein Lehrbuch der Religion der Bibel, als der Quelle *aller* Religionslehren, (das ist zu viel gesagt; denn überdies, dass auch die Vernunft eine Quelle der wichtigsten Religionslehren ist, so kann die Vernunft einzig und allein als die Quelle der Lehre von der Existenz Gottes angesehen werden,) genau folgen: es soll nicht Theologie, sondern Religion enthalten; hier aber wird die Frage seyn, was man zur Rel. und was zur Theol. rechnen muss, die jeder Lehrer und Compendienmacher nach seiner Art entscheiden wird. In dem Lehrbuche soll auch der genaueste Zusammenhang herrschen, *weil die Bibel genau zusammen hängt*. Aus diesen Zügen wird man leicht einsehen, dass die Schrift zwar einige gute Gedanken enthält, im Ganzen genommen aber doch noch mancher näheren Bestimmung und mancher Verbesserung bedürftig ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Julius 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

INGOLSTADT, b. Krüll: P. *Stephani Wieſt.* theol. dogmat. patrolog. et hiſt. litter. theol. in Univ. Ingolſt. Profeſſoris *demonſtratio dogmatum catholicorum in ſpecie de deo ſalutis noſtrae auctore*, ſive *inſtitutionum theologicarum* tomus VI et ultimus, qui complectitur partem III *theologiae dogmaticae ſpecialis*, quae eſt Volumen II *doctrinae de deo ſalutis noſtrae auctore*. 1789. 959 S. 8.

Hr. W. behandelt in dieſem letzten Bande ſeines weitläuftigen Lehrbuchs die noch übrigen katholiſchen Dogmen unter der Aufſchrift: Von Gott dem Urheber der Seligkeit 1) durch die Ausſpendung der nothwendigen Gnaden, 2) durch die Einſetzung der Sacramente, 3) durch die Ertheilung der Seligkeit nach dieſem Leben. Jede Abtheilung beſteht nach der bekannten Methode des Vf. aus drey Abſchnitten, wovon der erſte die Geſchichte der Dogmen, der andre die Beweiſe, und der dritte die Auflöſung der Einwürfe enthält. Der erſte Abſchnitt iſt immer mit groſsem Fleiſse, und oft mit unnützer Weitſchweifigkeit wegen der Anführung langer Stellen aus proteſtantiſchen Theologen, bearbeitet. In dem zweyten und dritten Abſchn. kömmt nichts neues vor. Der Vf. hängt ſo ſehr an den hergebrachten Schulbegriffen, daſs er es auch in ſolchen Stücken nicht wagt, von dem gebahnten Wege abzuweichen, die doch auch nach den Grundſätzen ſeiner Kirche nicht deutlich beſtimmt ſind. Die Beweiſe ſind meiſtentheils ohne exegetiſche Ausführung, die man doch bey der Gröſse des Werke erwarten durfte, hingeworfen; die Anführung einiger Väterſtellen vertritt oft den Beweis einer allgemeinen und beſtändigen Tradition; und die wichtigſten Einwürfe werden kurz und ſeicht abgefertigt. S. 4. wird *natürliche* und *übernatürliche* Gnade unterſchieden, und die letztere dahin erklärt, daſs ſie ein Mittel zu der übernatürlichen Vervollkommnuug und Beſtimmung des Menſchen ſey; man vermiſst aber die Entwicklung der Begriffe von übernatürlicher Vollkommenheit und Beſtimmung des Menſchen, welche um ſo eher gegeben werden muſste, weil dieſer Begriff von Gnade der ganzen Abhandlung zum Grunde gelegt, und daraus die Nothwendigkeit derſelben abgeleitet wird. §. 28 bemerkt der Vf. ſehr richtig, daſs in der Lehre von der Rechtfertigung bloſse Wortſtreitigkeiten zwiſchen Katholiken und Proteſtanten obwalten. Wäre es nicht genug geweſen, dies zu zeigen? Warum muſsten die unbrauchbaren Sätze aus der alten Polemik wiederholt werden? Nach §. 51. iſt zu jeder heilſamen Handlung die *innre* Gnade nothwendig; dieſe beſteht §. 52. nicht allein in der Aufklärung des Verſtandes, ſondern auch in der Rührung des Herzens, wie es Auguſtin foderte. Was aber *innre* Gnade ſey, ob nicht jede aus der Offenbarung geſchöpfte neue Vorſtellung, und daher entſtandne Empfindung und Antrieb zum Guten dieſen Namen verdiene, ob man eine von den Vorſtellungen im Verſtande unabhängige, unmittelbare Einwirkung aufs Herz annehmen müſſe, alles dies wird mit keinem Worte erklärt. Wie ſich die Gnade zu der Freyheit des Menſchen verhalte? Wie allgemeine Gnade mit der Erfahrung, daſs ſo viele Menſchen ohne Taufe und chriſtlichen Glauben, der nach §. 78 zur Seligkeit nothwendig iſt, zu verbinden ſey? Dieſe Fragen, ſchreibt Hr. W. S. 199 und 212, ſeyen ein Geheimniſs; ja er ſucht §. 80. 81. zu beweiſen, daſs die Schulverſuche, das Verhältniſs der Gnade zur Freyheit zu erklären, von gar keinem Nutzen ſeyn. So wenig Rec. die unnützen ſcholaſtiſchen Fragen liebt, ſo glaubt er doch, daſs hier eine Ausnahme ſtatt habe; denn die Unterſuchung von dem Verhältniſſe der Gnade zur Freyheit gehört ganz in das Gebiet der Philoſophie; ſie hat eine wichtige Beziehung auf die Moral, auf den Werth der Gefühle im Chriſtenthum; ſie verbreitet Licht auf den Begriff von Gnade; ſie hat bisher den Nutzen geſtiftet, den myſteriöſen Einfluſs der innern Gnade zu verdrängen. Die von ſo vielen Katholiken ſchon aufgeklärte Lehre vom Ablaſs wird hier noch ganz mönchiſch behandelt. §. 221. iſt es gewiſs, daſs durch denſelben die göttlichen Strafen erlaſſen werden. §. 222 giebt es einen unendlichen Schatz, der aus den Verdienſten Chriſti und der Heiligen beſteht, §. 223 heiſst Ablaſs ertheilen nach dem roheſten Begriffe nichts anders, als: den büſsenden die Verdienſte Chriſti und der Heiligen zueignen. S. 532 wird noch der Portiunculaablaſs und zwar aus einem Grunde, der zugleich beweiſt, wie ungeläutert die Begriffe des Hn. W. von dem Anſehen der Kirche ſind, in Schutz genommen. *Reipſa*, ſchreibt er, *etiam exiſtentiam indulgentiarum portiunculae extra omne dubium ponit continua eccleſiae praxis ab ipſis ſummis pontificibus probata et exercita.* Auffallend iſt die Aeuſserung des Hn. W. §. 266, der doch in den Schriften der Proteſtanten ſo groſse Beleſenheit zeigt, daſs die Proteſtanten mit den Katholiken in der Lehre von der Zahl und der Wirkungsart (*ex opere operato*) der Sacramente leicht vereinigt werden könnten, indem ſich in beiden Punkten die erſtern von der tridentiniſchen Beſtimmung immer weiter entfernen, und die Katholiken ſelbſt ſchon manche Verſuche wagten, davon abzuweichen. §. 298 iſt die Aufzählung der Väter, die die Ewigkeit der Hollenſtrafen läugneten, mangelhaft, und §. 303 das katholiſche Dogma, welches nur überhaupt *ewige* Strafen ausdrückt, ohne eine ſtätige Abnahme derſelben auszuſchlie-

ſsen, nicht genau beſtimmt. Es wäre leicht, noch mehrere Bemerkungen zu machen. Rec. beſcheidet ſich gern, daſs er ein katholiſches Lehrbuch vor ſich hat; und wollte daher mit Uebergehung aller Unterſcheidungslehren, deren hier in der Abhandlung von Sacramenten ſehr viele vorkommen, nur zeigen, wie ſich Hr. W. gegen andre aufgeklärte Katholiken verhalte.

Leipzig, im Schwickertſchen Verlage: *Die kleinen Propheten*, überſetzt und mit Commentarien erläutert von *Georg Lorenz Bauer*, Prof. der morg. Spr. zu Altdorf. *Zweyter Theil.* Nahum bis Malachias. 204 S. gr. 8. (14 gr.)

Das über den erſten Theil (A. L. Z. 1787. No. 150b), gefallte Urtheil eines andern Mitarbeiters kann der jetzige Rec. nach genauer Leſung dieſes, ſo wie des erſtern Theils) nicht anders als unterſchreiben, und verweiſt daher auf daſſelbe zurück, obgleich der gegenwärtige Theil dem erſten doch nicht ganz gleich iſt. Die Ueberſetzung iſt hier geſchmeidiger, die kritiſchen Noten ſparſamer, das, was in neuern Zeiten darüber geſagt wurde, fleiſsiger benutzt und minder einſeitig. Des Vf. Fleiſs, Gelehrſamkeit und gute Urtheilskraft ſind unverkennbar, und das Buch iſt dem jungen Theologen zu empfehlen. Obgleich der Vf. in der Deutung der Weiſsagungen meiſt einen glücklichen Mittelweg einſchlägt, ſo ſchenkt er doch hin und wieder mancher unbewieſenen und unbegreiflichen Vorſtellungsart ſeinen Beyfall. So findet der Vf. z. E. im neunten bis vierzehnten Kapitel des Zacharias *durchaus eine Beſchreibung der maccabäiſchen Zeiten.* Ihm zu Folge enthalten jene Kapitel vier Abſchnitte. Das erſte Kap. 9 u. 10. beſchreibt (wie der Vf. meynt) die Siege Alexanders über die an Judäa angränzenden Völker, über Tyrus, Hamat, Gaza, Asdod; ferner die Heldenthaten der hasmonäiſchen Fürſten, namentlich Simons und den neuen Flor des Landes unter ihnen. Der zweyte Abſchnit Kap. 11, bezeichnet die Verwüſtungen des Landes unter Antiochus Epiphanes und das Unglück, welches durch die gottloſen Hohenprieſter entſtehen würde. Im dritten Abſchnitt, Kap. 12. 13, 1—6 ſoll die Trauer über den Tod eines Helden ſich auf Judas Maccabäus beziehen, und im vierten findet er die Ermordung jenes Helden und die Zerſtreuung ſeines Corps S. 158. — Dieſe ganze Deutungsweiſe, mit ſo lobenswürdiger Beſcheidenheit der Vf. ſie vorgetragen hat, verrückt den näher liegenden Geſichtspunkt, nach Rec. Urtheil, viel zu weit. Die Bilder und Ausdrücke dieſes ganzen Stücks ſind ſo vieldeutig, und der Ideengang (im Wohlſtand wird der Israelit übermüthig, Jehova verhängt deshalb Strafen über ihn; nun fleht er wieder zu ſeinem Gott, welcher abermals Retter der Nation ſchickt, worauf allgemeines Glück folgt) iſt ſo ſehr den locis communibus der andern Propheten ähnlich, daſs es Rec. weit natürlicher dünkt, auch hier unbeſtimmte Ahndungen anzunehmen, die nur jeder Prophet nach ſeiner Manier vorträgt. Die Stelle, Kap. 9, 13., die man als die entſcheidendſte und deutlichſte (S. 138.) für dieſe Erklärung, wegen des daſelbſt genannten Javan (Jonier, Griechen) anzuführen pflegt, enthält nicht allein keine *Zeitbeſtimmung*, ſondern kann auch nicht einmal für eine beſtimmte *Angabe der Nation* gelten, weil Kap. 10, 11. Aſſyrer und Aegypter an deren Stelle ſtehen. Dies fühlte vermuthlich der Vf., deshalb er bey letzterer Stelle zu der gezwungenen und willkührlichen Aeuſserung ſeine Zuflucht nehmen muſs. S. 144. „*Aſſyrer und Aegypter ſteht wieder für die Feinde der Juden zur Zeit der Hasmonäer*" d. i. Aſſyrer und Aegypter heiſsen hier nicht Aſſyrer und Aegypter, ſondern das griechiſch ſyriſche oder macedoniſch-ſyriſche Reich, welches man auch kurz vorher unter Javan verſtehen muſste. Ob nun ſolche willkührliche Drehungen und Wendungen bey denen, die dieſe Schriften unparteyiſch ſtudirt haben, *im Ernſt* Beyfall erhalten mögen? Als Probe, wie leicht man, nach ſolchen Grundſätzen, alles hinein exegeſiren kann, ſetzt Rec. noch die unmittelbar darauf folgenden Worte S. 154 hieher. „Wer es wörtlich (?) „erklärt, muſs *Aſſyrien für Syrien* gelten laſſen: der Stolz „der ſyriſch-macedoniſchen Könige ſoll gedemüthigt wer„den, und das Scepter Aegyptens, unter deſſen Bothmä„ſsigkeit *vorher* die Juden ſtanden, weichen." Wenn die Israeliten ehemals, *vorher* unter Aegyptens Scepter ſtanden, ſo iſt er ja bereits gewichen, und braucht nicht noch zu weichen. — Der richtigere Geſichtspunkt iſt: Aſſur, Aegypten, Javan etc. ſind berühmte Namen, welche die alte Nationalgeſchichte nannte, an welche der fromme Seher ſeine unbeſtimmten Ahndungen knüpft. Wenn man die Deutung auf einzelne Perſonen annehmen müſste, wie wenig paſſen dann ſo manche Prädicate, z. E. 9, 10 zum Fürſt und Hohenprieſter Simon, u. d. m. Gegen eine Aehnlichkeit findet man immer doppelt ſo viel Unähnlichkeiten. Und überhaupt hat man ja längſt zugeſtanden, daſs die gröſste Aehnlichkeit allein genommen das Aufſuchen beſtimmter Weiſſagungen nicht rechtfertige. Damit widerlegte man unter andern auch diejenigen, welche in den vorliegenden Stellen bald den Nehemias, bald den Zorobabel, bald den Alexander, bald den Meſſias, und wer weiſs, wen ſonſt noch, eben ſo gut, wie der Vf. den Hohenprieſter Simon fanden. Ueber einzelne Stellen dieſer Ueberſetzung, z. E. *er hauete, geſprengelte* (ſprenglichte), *was zu thun dieſe kämen* etc. will Rec. nicht kritteln, weil, wie bereits geſagt wurde, die Ueberſetzung im ganzen gut iſt.

Frankfurt am Mayn, b. Pech: *Grundriſs zu einem vollſtändigen Religionsunterrichte zum katechetiſchen Gebrauche bey Unterweiſung der Confirmanden*, von M. *Johann Peter Suell*, Inſpector der Fürſtl. Heſſiſchen Niedergraffſchaft Katzenellenbogen. 238 S. 8. (8 gr.)

Der Hr. Vf. meynt: es wäre an ſich einerley, was für ein Lehrbuch bey dem Unterricht für Kinder zum Grunde gelegt werde, wenn es nur alles Nöthige und Weſentliche in ſich faſſe, die Ordnung ſelbſt ſey willkürlich und bey dem gemeinen Volke komme darauf nichts an; deswegen könne der Katechismus Luthers immer noch mit Nutzen beybehalten werden, ob er gleich den Bedürfniſſen unſerer Zeiten nicht mehr angemeſſen ſey; doch ſey es dem *Katecheten* (alſo nicht den Katechumenen) eine Erleichterung, ſich eines wohleingerichteten Lehrbuchs zu bedienen. Und das meynt denn der

Hr.

Hr. Vf. geliefert zu haben, wobey er seinem Grundsatz treu bleibt, dass auf die Ordnung nichts ankomme. Denn man findet wirklich hier eine sehr verkehrte Ordnung. So ist gleich die erste Frage: was ist Religion? und in der Anmerkung wird gleich von den verschiedenen Religionen gehandelt. Ueberhaupt nähert sich sein Lehrbuch mehr denen, die vor 40 bis 50 Jahren herauskamen als den neuern, wie denn auch die sehr unbequeme Methode in Fragen und Antworten beybehalten ist. Der dogmatische Theil ist am weitläuftigsten, und hier findet man noch, dass das Weib wirklich aus der Ribbe des Mannes geschaffen worden; dass die zehen Gebote das allgemeine *Zucht*- und Sittengesetz sind; dass dieses Gesetz den Bussfertigen ein *Zuchtmeister* auf Christum zur Beförderung eines glaubigen Vertrauens ist. Von dem *Binde*- und *Löseschlüssel* wird nach den alten groben Begriffen gehandelt, und der Verstand des natürlichen Menschen ist noch verblendet oder verfinstert, der Wille aber todt und zum Guten erstorben. Die Sittenlehre ist nach der alten Manier sehr kurz abgefertiget und die Pflichten sind nur in einer sehr willkührlichen Ordnung genannt und einige biblische Stellen angeführt, ohne alle Erklärung und Bewegungsgründe. Die Pflichten in den besondern Ständen sind nicht einmal genennt, sondern nur die biblischen Stellen unter besondere Titel gebracht. Bey Erklärung der zehn Gebote ist der Vf. am weitläuftigsten und hat, wie gewöhnlich, manches hineingezogen, das nicht dahin gehört. Das ist desto weniger zu billigen, da das Buch eine Unterweisung für Confirmanden seyn soll, wo eine genaue Entwickelung der besondern Pflichten mit ihren Hindernissen und Beförderungsmitteln, und mannichfaltige Rathschläge für die Kinder, die nun bald in die grösere Welt kommen, desto nöthiger gewesen wären. Bey manchen Lehren, z. E. der Dreyeinigkeit und dem heil. Abendmahl hat der Hr. Vf. seinen Grundsatz gut befolgt, alle unnütze Subtilitäten wegzulassen. Es ist auch unstreitig noch viel Gutes und Brauchbares in dem Buche befindlich, und in dem Wirkungskreis, worinnen der Hr. Vf. sich befindet, kann dasselbe vielleicht immer noch gute Wirkungen hervorbringen, wenn zumal etwa ein Katechismus aus den vorigen Jahrhundert dadurch verdrängt werden sollte. Aber es ist doch traurig, dass bey den grosen Fortschritten in der Theorie des katechetischen Fachs an manchen Orten noch in der Praxis so kleine Schritte vorwärts gethan werden.

Erfurt. b. Kaiser: *Handbuch der biblischen Literatur von J. J. Bellermann. Zweyter Theil, biblische Geographie.* 1790. 524 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieser zweyte Theil des Bellermannischen Handbuchs empfiehlt sich schon durch seinen wichtigen Inhalt; denn er enthält die Geographie, die zum Verstande des A. und N. T. nöthig ist, noch mehr aber durch die sorgfältige Bearbeitung, die ihm der gelehrte Hr. Vf. geschenkt hat; denn Hr. B. bediente sich nicht nur der besten alten und neuen Hülfsmittel, sondern trat auch nach seinem gewohnten Scharfsinne immer den wahrscheinlichsten Meynungen bey. Der vor uns liegende Band begreift Europa und von Asien, Klein-Asien, Syrien, Phönicien und Palästina. Der Vf. folgt der systematischen Methode, bey welcher man gewisse natürliche Länder- oder politische Staaten- und Provinzenabtheilungen annimmt und dann die geographischen Sachen in dies Fachwerk legt, um dadurch die möglichste Kürze zu erhalten. Und diese hier angewandte Methode verschafft uns in der That eine schnelle Uebersicht der bekannten Erde, ein deutliches Bild der alten Erdkunde, erleichtert auch die Vergleichung mit der neuern. Um uns aber die Vortheile der historischen und alphabetischen Lehrart nicht vorzuenthalten, will Hr. B. die Oerter, wie sie auf den wichtigsten biblischen Reisen vorkommen, zuletzt ausziehn und ein vollständiges Register anhängen. Bey Bestimmung der Längenmaasse unterscheidet er sehr richtig mit Hn. Michaelis die alte, erste, hebräische oder natürliche Elle und die neue babylonische israelitische. כברת übersetzt er *Strecke* und leitet es richtiger von כבר *grofs seyn*, *sich erstrecken* ab, als andre von בחר, nimmt auch die wahrscheinlichste Meynung an, dass es ungefähr ¼ geographische Meilen bedeute. Das Urtheil des Hn. Vf. über die verschiedenen Gattungen von Stadien ist sehr scharfsinnig. Die Beschreibung des Paradieses erklärt er S. 143 für blosse mythologische Darstellung. Allein wenn wir auch nicht im Stande sind, alle in dieser Schilderung angegebenen Länder und Flüsse wieder zu finden; so erklärt doch die geographische Umständlichkeit, mit welcher die Lage des Paradieses beschrieben wird, sie für historisch; und der Vf. dieser Beschreibung, der wegen dieser Umständlichkeit neuer seyn mufs als der Vf. des 1sten Kap., kann ja wohl in der Schilderung des ersten Wohnsitzes der Menschen einer alten Sage gefolgt seyn. Bey der genau vertheilten Bevölkerung der drey Erdtheile unter die drey Söhne Noahs dringt sich Hn. B. der Gedanke auf, dass auch dieser Abschnitt der heiligen Urkunden 1 Mos. 10. nicht sowohl eigentliche historische Data enthalte, als vielmehr eine Vorstellungsweise eines Semiten von der Bevölkerung der Erde seyn dürfte. Aber da in dieser Stelle der in den genealogischen Tabellen gewöhnliche Ton herrscht: so scheint sie eben so wohl, wie diese, aus alten Sagen entstanden zu seyn; und es ist doch auch höchst wahrscheinlich, dass in die erste Ausbreitung des Menschengeschlechts auf dem Erdkreise der Zusammenhang der Familien viel Einfluss gehabt hat. Die Nachkommen Japhets konnten sich also gegen Abend und Mitternacht hinwenden; da die Semiten und Chamiten sich mehr nach Morgen und Mittag hinzogen. Und dass das wirklich geschehen sey, wird sogar durch die Bemerkung bestätigt: dass die in und über Persien und Armenien, wie auch die in ganz Europa wohnenden Nationen Sprachen reden, deren Bau von dem Bau der übrigen Sprachen ganz verschieden ist. Denn die nach der erwähnten Tabelle von Japhet abstammenden Völker bilden ihre Verba durch Zusammensetzung des Verbi substantivi mit einem Nomine, diejenigen aber, die nach derselben dem Sem ihren Ursprung zu verdanken haben, lassen ein Nomen und Pronomen personale zusammenschmelzen, um ein Verbum zu formiren. Doch hiervon an einem andern Orte. Wie glücklich Hr. B. in der Wahl der wahrscheinlichsten Meynung gewesen sey, davon findet man über-

Digitized by Google

all Beweiſe. Man vergleiche z. B. was er von *Caphtor* S. 213. von *Lud* S. 303. von *Uz* S. 378 ſagt. Rec. ſieht daher nicht nur der Vollendung der bibliſchen Geographien, ſondern auch der Beendigung dieſes ganzen Handbuchs der bibliſchen Literatur, durch welches ſich der Hr. Vf. ein dauerndes Denkmal ſtiften wird, mit Verlangen entgegen.

ERDBESCHREIBUNG.

Rom, in der Vaticaniſchen Druckerey; *Le Capelle Pontificie e cardinalizie*, deſcritte da *Francesco Cancellieri*, con la ſpiegazione ſtorica, liturgica e bibliografica dell' *origine de' riti antichi e moderni*, e degli *Scrittori di tutte le feſte*, in cui quelle cadono, oltre l'illuſtrazione di tutte le chieſe ove ſi tengono degli ordini della Gerarchia eccleſiaſtica che le compongano: Opera diviſa in Otto Volumi. Tom. I. 1788. 4.

Es iſt in drey Hauptabſchnitte eingetheilt; der erſte enthält eine neue Beſchreibung der Vaticaniſchen Baſilik, mit neuen Anekdoten, und ſeltenen Nachrichten. Das Kupfer der Façade von der Peterskirche ſteht voran. Die Paragraphen ſind folgende: Beſchreibung des Petersplatzes mit dem Obelisken, und den beiden Brunnen. Die Façade der Kirche und ihre Fehler; Thürme und neulich aufgeſetzten Uhren. Gröſse der Kirche verglichen mit S. Paul in London, und dem Dom in Mayland. Gewölbe und Uhr in dem Innern. Statuen aller Ordensſtifter, und die von S. Peter im Bronze. Hochaltar. Die 4 groſsen Statuen in den Niſchen der Pfeiler. Kuppel verglichen mit dem Pantheon, und S. Maria del fiore in Florenz. Der Stuhl Petri. Grabmäler von Paul III, und Urban VIII. Altäre, Kuppeln und Moſaik. Chorkapelle, Kapitel von S. Peter. Todtenpforte, und heiligen Pforte. Kapelle vom Sacrament. Fuſsboden der Kirche. Bewegliche Orgel. Auszierungen von S. Peter an beſondern Feſten; Gerüſte hiezu. Gerüſte in der Luft ſchwebend. Erſte Gründung von S. Peter; ihre Veränderungen, ihre Wiederbauung. Die bisherigen Unkoſten. Das Unterirrdiſche, und merkwürdigſte allda. Der Theil über der Kirche: Dach, Kuppel, Knopf, Statuen. Der Vf. ſupplirt in dieſer Beſchreibung alles, was andern entgangen iſt, und rügt nicht ſelten ihre Fehler.

Vor dem zweyten Abſchnitt ſteht ein Kupfer, welches die Communion des Pabſtes unter dem Thron vorſtellt. Er enthält die Beſchreibung der Meſſen zu Weihnachten, Oſtern, dem Petersfeſte. Sie iſt ſowohl für Einheimiſche als Fremde merkwürdig. 1) Veſper am Abende vor Weihnachten. Der ganze Verlauf der Ceremonie, und der Geſänge. 2) Die Nachtmeſſe in der Sixtiniſchen Kapelle; warum dieſelbe hier und in S. Marco zu Venedig vor Mitternacht die Meſſe gehalten werde? 3) Die Meſſe in der Peterskirche am Feſte ſelbſt. Ankunft und Kleidung des Pabſtes. Urſprung der dreyfachen Krone, des Seſſels, und der Flabellen. Kreutz, das man vorträgt. Nachricht von dem Kreutze und den Leuchtern auf dem Hochaltare. Obedienz der Kardinäle, Biſchöfe, infulirten Aebte und Beichtväter. Kniebeugung, und Fuſskuſs. Beſchreibung eines jeden Ritus ſowohl der lateiniſchen als griechiſchen Kirche, auch alles deſſen was dieſe Meſſe beſonders hat. 4) Beſchreibung des Hochamtes am Oſtertage, und der Benediction von der Loſche. 5) S. Petersfeſt. Nachricht über viele dreyfachen Kronen, und Mitren, welche man dem Pabſt vorträgt, und auf den Hauptaltar ſetzet. Geſchichte des koſtbaren Kirchenſchmuckes, der unter Clemens VII. von *Benvenuto Cellini* gearbeitet ward, und in der Engelsburg in Verwahrung iſt. Verſchiedene Anekdoten, die letzte Einnahme von Rom, und den genannten Künſtler betreffend. Es folgen zwey andere Kupfer: das erſte, den Hochaltar mit allen ſeinen Zierrathen vorſtellend: das andere ſtellet den Pabſt auf dem Thron vor, wie er von allen zur Ceremonie gehörigen Perſonen umgeben iſt.

Das Frontiſpiz des dritten Abſchnittes iſt mit einem Kupfer geziert, welches die Geburt Jeſu vorſtellt, wie dieſelbe auf einem ſehr alten Glas im Muſeo Vettori abgebildet iſt. Nachricht über alle Gebeter und Gebräuche des Weihnachtsfeſtes; über die drey Meſſen, davon die ältern und neuern Gebräuche. Ueber das Fleiſcheſſen an dieſem Tage. Wenn der Gebrauch angefangen, von der Geburt Chriſti her zuzählen. Ueber die Geburt Jeſu: Ort, Tage, Stunde. Krippe aufbehalten in S. M. Maggiore. Weitere Fragen: ob Maria eine Hebamme brauchte? Ob Ochs und Eſel gegenwärtig waren? Ob die Geburt in einem Haus, Höle, oder Gaſthof vorfiel? Ob ein Brunnen allda, um das Kind zu waſchen, entſprungen? Ob das Kind geweint habe? — welches die Namen und Anzahl der Hirten waren? Ob die Weinſtöcke von Eugaddi blühten und Frucht brachten, und die Rinden der Bäume von Balſam trieften? Ob der Janustempel geſchloſſen ward, der Friedenstempel niederfiel, und in der taberna meritoria, jetzt S. Maria in traſtevere, Oel hervorquoll? Ob dem Auguſtus die Geburt bekannt war? Welche Bewandniſs es habe mit der Ara primogenii dei in der Kirche Ara Caeli auf dem Kapitol? Nachricht über das wunderthätige Kind in eben dieſer Kirche, und die Confraternitäten allda.

Obwohl dieſer Band nicht in der beſten Sprache, und faſt ohne alle philoſophiſche Kritik geſchrieben iſt, ſo enthält er doch manche intereſſante Nachricht, deren Originalität auch den ernſten Denker unterhalten könnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCH. KUNSTE. *Berlin*, b. Unger: *Die magnetiſche Wunderkraft*. Luſtſpiel in 3 Aufzügen von dem Verfaſſer der *öffnen Fehde*. Aus dem Franzöſiſchen, frey überſetzt. 1790. 100 S. 8. Nicht ſo gut wie die offne Fehde, hat uns dieſe Poſſe gefallen. Der Unwahrſcheinlichkeiten ſind darinn zu viele gehäuft. Uebrigens iſt das eine ſehr gute komiſche Idee, daſs der Doctor Medardus, da ihm die Praxis als Arzt, wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit gelegt wird, den beiden jungen Mädchen vorſchlägt, er wolle ihnen nun eine Krankheit nach der andern zu erregen ſuchen und ſie nach einander heilen. Dies könne man ihm doch nicht verbieten und ſo bliebe er ein praktiſcher Arzt. Die Entwicklung gleicht zu ſehr jener im Barbier von Sevilla.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Julius 1791.

NATURGESCHICHTE.

BERN, in der Hallerſchen Buchh.: *Verſuch einer neuen Theorie der Salzquellen und der Salzfelſen, vorzüglich in Bezug auf die Berniſchen Salzwerke*, — von *Heinrich Struve*, M. D. auſserordentl. Profeſſor der Chymie. 1789. 170 S. 8.

Der Inhalt dieſer treflichen Schrift iſt *für jeden* Staat von auſserſter Wichtigkeit. Wir geben daher zuerſt von der Theorie des Vf. einen gedrangten Auszug: Man findet das *Steinſalz* nur in Flözgebirgen; ſeine Lagerſtätte iſt eine ſchiefrige thonartige Steinart unter dem dichten Kalkſtein in unbeſtimmter Höhe doch von den höchſten Puncten der Berge ausgeſchloſſen, und gewöhnlich vom Gyps begleitet. Die nemliche Lagerſtätte beobachtet man auch bey den *Salzquellen;* man darf nur die erwahnte Schichte unter dem dichten Kalkſtein anhauen oder anbohren, ſo ſprudelt die Soole mit Gewalt hervor, und wenn man ſie aus einer andern Gebirgsſchichte hervorbrechen ſieht, ſo iſt ſie doch erſt aus jener thonartigen Schichte bis zu dieſer gedrungen, alſo letztere nicht ihre eigentliche Lagerſtätte. Die Schichte ſelbſt iſt ein allgemeiner nicht auf einzelne Strecken eingeſchränkter Niederſchlag des Meeres, und eben darum iſt auch das mit dieſer Schichte fortgehende Steinſalz oder die Soole nicht an einzele kleine Strecken gebunden, ſondern eben ſo im Groſsen ausgebreitet, wie jene thonartige Schichte, daher rührt dann auch die Communication der Quellen, ſo daſs man immer in der Gegend einer Quelle mehrere finden kann, ſobald man ſo glücklich iſt, bis in dieſe Schichte zu arbeiten. Findet man darinn Steinſalz, ſo hat man ſie in einer Gegend getroffen, wo die mit Steinſalz bey ihrer Bildung angefüllte Schichte vom Waſſer verſchont geblieben: findet man Soole, ſo iſt das urſprüngliche Steinſalz vom Waſſer aufgelöſt und in Soole verwandelt worden; findet man das bloſse thonartige Geſtein, ſo iſt das Steinſalz nach und nach aus dieſer Schichte abgewaſchen und weggefloſt worden.

Zuerſt (S. 1 ff.) ſucht der Vf. aus der unermeſslichen Menge von Salz, welche jährlich ſchon ſeit Jahrhunderten zu Tag gebracht wird, die Behauptung wahrſcheinlich zu machen, daſs der Behälter des Salzes von einer unermeſslichen Ausdehnung ſeyn müſſe. Aber nach Rec. Dafürhalten ſchwächt der Vf. durch die Anführung des einzigen Beyſpiels von Artern vielmehr ſeinen Beweis, als daſs er ihm dadurch ein Gewicht verſchaffe; denn 10,000 Centner Salz ſind unendlich wenig, um daraus nur auf eine kleine Strecke zu ſchlieſsen. Weit auffallender wäre die Erwähnung, daſs z. B. auf den 3 Werken zu Allendorf, Nauheim und Schwäbiſchhalle allein ſchon ſicher über 400,000 Centner Salz jahrlich bloſs durch die Gradirung verloren gehen. Nun folgen Beobachtungen aus der Natur, zum Beweis, daſs es mit den ſchon erwähnten Lagerſtäten der Salz- und Soolſchichten ſeine Richtigkeit habe. Wenn Fichtel behauptet, das Steinſalz liege in Siebenbürgen unter dem Granit, ſo habe er zwar recht geſehen, aber falſch geſchloſſen. In Dürrenberg ſteige die Soole 226 Fuſs hoch; aber nach Nachrichten, die Rec. davon in Händen hat, ſoll ſie über 600 Fuſs hoch ſteigen. Durchgrabe man die Schichte, (welche die Soole enthält,) an verſchiedenen Orten, ſo würden ſich *nach einer gewiſſen Zeit* alle Schächte bis auf die gleiche Höhe anfüllen. Dies iſt doch wohl noch zu allgemein ausgedruckt, und könnte auf ſehr falſche Schlüſſe verleiten. Schlägt man z. B. da ein, wo die Waſſer Canäle finden, durch die ſie ſich hinlänglich befreyen, oder nach der gemachten Grube abflieſsen können, ſo ſteigen ſie in dem regulären Canal (Bohrloch oder Schacht) mit Macht empor, und die Gewalt dieſes Emporſtrebens wird, beſonders nach der Beſchaffenheit der Gebirgsſchichten, wenig geſchwächt, wenn man nun auch in einer Entfernung von nur einigen hundert oder tauſend Fuſsen einen neuen lothrechten Canal niedertreibt, weil die Rauhigkeiten, Unterbrechungen, Krümmungen und Wendungen der Schichten ein weit gröſseres Hinderniſs entgegenſetzen, als das Gewicht der in dem erſten lothrechten Canal ſich bildenden Waſſerſäule. Es kann nun z. B. das Aufſteigen des Waſſers in dem erſten Kanal von einer Waſſerröhre herrühren, die über *1000 Fuſs* hoch iſt, wenn gleich die Geſchwindigkeit des darinn ſteigenden Waſſers, auch im Bohrloch, kaum zur Höhe von 1 oder ½ Fuſs zugehört; geſetzt nun, das Waſſer in dieſem Canal, mit welchem der andere communicire, ſteige in dieſem letztern nach und nach bis zu einem Punct, der unter der höchſten Stelle des Waſſers im erſten Canal noch 30 Fuſs tief liege, ſo wird das Waſſer in den Schichten vom erſten Canal bis zum andern nur durch eine Waſſerröhre von *30 Fuſs* gedrückt, und wie gering muſs nun der daher entſtehende Zudrang des Waſſers in dem zweyten Canal gegen den im erſten ſeyn? Dieſer Zudrang kann ſo ſchwach ausfallen, daſs das Waſſer in dem zweyten Canal nur *beyſeigert*, und daſs es alſo darinn bey weitem nicht bis zu Tag ſteigen kann; wenn es durch die Wände des Canals in den obern kieſigen oder lockern Gebirgslagen wieder auszudringen und nach niedrigern Oertern abzufliefsen Gelegenheit hat. Rec. könnte Beyſpiele dieſer Art anführen. Steinkohlen, ſagt der Vf. (S. 17.) ſeyen keine beſtändigen Begleiter der Salzquellen; hierüber laſst ſich aber wohl noch nicht ſo ſchnell entſcheiden; Halle, Sehmalkalden, Allendorf, Groſsen-

Digitized by Google

ſalza,

salza. Creuznach, Rothenfeld nennt der Vf. selbst als solche, in deren Gegend sich Steinkohlen befinden, man kann aber noch viele hinzufügen, z. B. Una, Werl, Halle in Schwaben, viele russische und englische Soolquellen. Freylich hat man nicht überall *ganz nahe* bey Salzwerken auch Steinkohlen, aber die Entfernung einiger Meilen ist für diesen Gegenstand noch immer Nachbarschaft, und hat man denn überall nach Steinkohlen wirklich gehörig nachgesucht? und hat man denn auf allen Salzwerken den Gyps so ganz nahe? und doch zählt man ohne Anstand den Gyps unter die Nachbarn der Salzquellen. Der Vf. hält S. 18. den Satz, dass die Quellen allemal tiefer als der in der Nachbarschaft befindliche Salzfels liegen, für eine *sehr wichtige Thatsache*. In wie fern mag wohl dieser Satz für die Theorie der Quellen wichtig seyn, gesetzt auch, dass er allgemein richtig wäre? Aber Rec. kann diese Allgemeinheit nicht zugeben. Kann nicht irgendwo eine salzigte Gebirgsschichte (nicht grade *Salzfels*, wiewohl es auch für diesen gilt,) in der Teufe liegen, in welche aus höhern Gebirgslagen süsse Wasser eindringen, die sich im Durchfliessen mit Salztheilchen bereichern, und nun irgendwo, wo man ihnen Luft macht, zu Tage steigen? In diesem Fall läge doch die Quelle nicht tiefer als das salzigte Gebirg, und es ist dieser Fall so leicht möglich, und gewiss an mehr als einem Orte wirklich. Eine Theorie also, die den hier erwähnten Satz *nothig* hätte, beruhte auf einer bloss willkührlichen Voraussetzung. Aber Rec. sieht nicht ein, wozu man ihn nöthig hätte. *Reiche* Quellen, sagt der Vf. S. 19., fliessen besonders an niedrigen und vertieften Orten hervor, nur ist es auffallend, dass er gerade die Quellen von Soden, Nauheim und Salz der Helden zum Beweis seines Satzes anführt, die in der That nichts weiter beweisen, als dass man an niedrigen Orten überhaupt auch Quellen habe; denn es gehören diese kaum unter die mittlern. Die Bemerkung S. 20., dass die Salzquellen oft längst oder in der Nähe irgend eines Flusses angetroffen werden, scheint uns ohne allen Nutzen. Flüsse sind den Salzquellen gewiss nicht nützlich, und Niemand wird einen Bach oder Fluss jemals für eine Anzeige auf Soolquellen ansehen; wir sehn auch nicht ab, wie solche nur mechanische Mittel zu ihrer Eröffnung, einige besondere Falle ausgenommen, abgehen können, indem der Regel nach die Soolschichten noch tief genug unter den Flussbetten liegen; man bedenke nur die beträchtlichen Teufen, in welchen die Quellen zu Halle und zu Dürrenberg unter dem Bette des Saalflusses liegen, die doch Hr. Struve hier selbsten als Beyspiele für seinen Satz anführt. Flüsse und Soolquellen stehen nur in so ferne in einigem Zusammenhang, als beide ganz natürlich sich allemal nach den tiefern Gegenden senken. S. 25.: „Auf diesen Grund„sätzen ruhet zum Theil die Thatsache, die als ein Gesetz „angegeben wird, dass die Salzquellen an Salzgehalt „desto mehr zunehmen, je tiefer man durch die Schichten „der Erde hineingräbt." Diesen Ausdrücken fehlt es an Bestimmtheit, und eben darum überhaupt an Richtigkeit. Es sollte nicht heissen: „je tiefer man durch die Schichten der Erde hineingräbt," sondern *je tiefer die Schichte liegt, in welcher die Soole angehauen wird*. S. 29.: „daraus folgt eine der wichtigsten Wahrheiten, dass nem„lich der das Salz enthaltende Thonfels oder der Salzfels „von dem die Wasser enthaltenden nur darinn unterschie„den ist, dass dieser letztere von Wasser durchflossen wird, „*welches bey dem erstern nicht geschieht*;" statt dieser letztern Worte sollte es wohl heissen: *dahingegen der erstere noch unaufgelöste Salzmassen enthält, die dem durchfliessenden Wasser, welches sich in den letztern begiebt, den Salzgehalt mittheilen*; denn wenn durch erstern keine Wasser fliessen, woher hätten denn die Wasser in letzterem ihren Salzgehalt? Ausserdem möchte überall im ganzen Buch statt *Salzfels*, *Thonfels* wohl richtiger stehen: *Salzgebirgsschichte*, *Thongebirgsschichte*. Ueberhaupt aber lässt sich auch wohl die *Salzgebirgsschichte* von der *Soolgebirgsschichte* nicht so lokalisch unterscheiden, wie Hr. Str. thut, da die Natur uns diese Distinction nicht so lehrt. Wird nicht oft eine Salzgebirgsschichte von Wasser durchflossen, so dass ein Schacht in solchem Gebirg abgesenkt uns eine Soolquelle liefert? Und ist alsdann nicht eine solche Gebirgsschichte beides zugleich: *Soolgebirgsschichte* und *Salzgebirgsschichte*?

Nun folgen verschiedene Gründe für die Behauptung, dass unsere Soolquellen nur aus süssem Wasser, das auf seinem unterirrdischen Weg Salztheilchen aufgelöst hat, entstehen; aber so sehr sich Rec. von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugt hält, so wenig glaubt er, dass die hier angeführten Gründe diesen Satz eigentlich *demonstriren*. Dass Wasser, *die zwischen salzigem Gebirg durchfliessen*, Salz auflosen, und dann als Soolquellen erscheinen können; dass Wasser, *die aus wirklichen in der Nachbarschaft befindlichen Steinsalzgebirgen herkommen*, oder *die wohl gar in solchen selbst angehauen werden*, ihren Salzgehalt diesem Salzgebirg zu verdanken haben, wird niemand, am wenigsten ein Naturforscher, läugnen. Die Frage aber, welche andere hier aufwerfen, ist nach Rec. Meynung eigentlich diese: „Weil man tausendfach öfter Soolquellen als Salzgebirge antrifft, und sie so häufig in Gegenden findet, wo man bey aller Bemühung doch keine Spur von einem Salzstock entdecken kann, wo man in ganzen Strecken Landes, die eine Menge solcher Quellen enthalten, dennoch mit allem Abteufen, Bohren, Stollentreiben etc. nirgends auf einen Salzstock trifft; sollte diese Thatsache nicht die Vermuthung geben, dass sich die Natur ausser jenem Weg noch mancherley andere Mittel vorbehalten habe, süsse Wasser in Soole zu verwandeln?" Und diese Frage scheint Hr. *Str.* um so weniger beantwortet zu haben, da er, (welches er doch nicht hätte thun sollen,) die Salzgebirgsschichten durchaus höher annimmt, als die Soolgebirgsschichten, und eben dadurch die Beantwortung der Frage, warum man denn ungeachtet dieser höhern Lage dennoch in so grossen Strecken Landes mit allen Arbeiten in den Gebirgen auf keinen Salzstock treffe, noch schwieriger macht. Hr. *Str.* äussert S. 44. die Meynung: beym Rückzuge der Wasser des grossen Oceans seyen grosse Seen oder kleine Meere zurückgeblieben, deren allmählche Abtrocknung nachher den Salzfels gebildet habe. Bekanntlich aber hat man Salzbänke, die über 300', vielleicht 600. mächtig sind. Berechnet man inzwischen nur für die Mächtigkeit von 300' den Meeresstand, welcher

zu

zu einem so mächtigen Niederschlag erfoderlich gewesen wäre, und nimmt dabey an, das Meereswasser sey 12löthig gewesen, so findet man doch schon die Höhe des Meeres auf 5000 Fuss. Und nun bedenke man, ob sich nach den Gesetzen der Hydrostatik nach dem Rückzug des grossen Oceans noch particulare Meere von dieser Höhe gedenken lassen. Ist nun, wie daraus nothwendig folgt, der Salzniederschlag schon im alten Meer wenigstens gröstentheils erfolgt; wie war dabey eine Austrocknung möglich, und wie also ein Niederschlag? und dazu durch *allmahliche* Verdünstung? Ohne den Zutritt einer unterirdischen Feuersgewalt, und dadurch bewirkte *gewaltsame* Ausdünstung getraute wenigstens Recens. hier keine wahrscheinliche Hypothese aufzustellen. — So viel von der allgemeinen Theorie; nun folgt 1) von den Salzquellen im *Fundament*. Wäre das Innere des Gebürgs im Fundament, welches die Soole enthält, ein von dem dort sogenannten wasserdichten *grauen Fels* ringsum eingeschlossener *Kern*, wie die Herren von Beust, von Roborea und von Haller dafür hielten, so widerspräche diese Erscheinung, wenigstens auf die Schweiz angewendet, der Theorie des Hn. Str., die alle Soole nur in Schichten fliessen läst. Aber Hr. Str., der seine Theorie für allgemein hält, findet sie auch auf die Schweiz anwendbar, und zeigt daher zu Aufrechthaltung derselben aus guten Gründen, dass hier an keinen solchen Kern zu denken sey; er habe nicht die Gestalt eines Kegels oder Trichters, sondern sie sey eine schief in die Teufe setzende Gebürgsschichte, die wirklich einen Theil der grosen Thonschichte ausmache, die sich auch zu Chamosaire und Panex wieder zeige, und am letztern Ort überall mit Salzspuren. Der Thon ruhe auch im Fundament sichtbar auf dem Gyps, nur habe dieser keinen Sandstein unter sich, welches aber auch in Deutschland öfters der Fall sey. 2) Von den Quellen zu Chamosaire. Hier habe man den erwähnten grauen Felsen und die Thonschichte wieder angetroffen, welches seine Theorie bestätige. 3) Von denen Quellen zu Panex. Hier liege die Gypsschichte wieder unter der salzhaltigen Thonschichte, ein Theil von jener sey aufgelöst und zerstört, letztere also zum Theil ihres Grundes beraubt, und dadurch verschiedentlich nachgesunken, welches aber auch von aufgelösten und weggeführten Salzmassen, an deren Stellen leere Räume entstanden seyen, herrühren könne. Noch mehrere Beyspiele solcher Höhlen und dadurch verursachter Erdfalle auf andern Salzwerken. Hr. von Born erzählt daher, dass in salinischen Gegenden dergleichen Erdfalle als Kennzeichen eines verborgenen Salzstocks angesehen werden. Nun folgen S. 105 einige Gedanken über die Arbeiten, welche man in den Salzwerken des Gouvernement Aehlen unternehmen könnte. S. 109 Gedanken über die Quellen von Panex, von Chamosaire und von den Schächten im Bouillet und dann der Beschluss des bisherigen. Alles dieses ist local, und Rec. übergeht solches um so viel mehr, da er noch über die jetzt folgende *kleine Reise ins Gouvernement Aehlen* einiges zu sagen hat. Zuerst verschiedene Methoden, die Schichten eines Landes zu beobachten. Methodisch ist es freylich nicht hier erst von diesem Gegenstand zu handeln. Folgerungen des Hn. Str., dass in der Schweiz der Gyps unter dem Kalkstein liege. Weitere Beschreibung der Schichten und nochmalige Bestätigung, dass der oben erwähnte Kern zur Thonschichte gehöre. Noch verschiedene Beobachtungen über einzelne Stollen und Schächten. Endlich S. 152 noch die wichtige Frage: steigen die Wasser bis in die Tiefe hinab, um sich daselbst mit Salz zu schwängern? Ist das Salz, welches sie auflösen, in der Tiefe? „Meiner Theorie nach, setzt Hr. Str. hinzu, werden sie überhaupt in der Tiefe nicht salziger, als an andern Stellen," welches mit dem Satz S. 25. „die Salzquellen nehmen am Salzgehalt desto mehr zu, je tiefer man durch die Schichten der Erde hineingräbt," wenigstens dem Ausdruck nach, gar nicht zusammenstimmt. Uebrigens ist Rec. in Beantwortung dieser Frage mit Hn. S. nicht einerley Meynung; er hält es nicht nur der Theorie vom Niederschlag, sondern auch der Erfahrung gemäss, dass die Salztheile sich in grösern Teufen auch in gröserer Menge dichter zusammengelagert haben; folglich auch in gröseren Teufen schwerere Salzwasser zu suchen seyen. Dieses ist sehr scheinbar; aber Recensent findet es zu weitläuftig, sich dagegen zu erklären. S. 155 folgt ein Versuch über die Gewinnung derjenigen Salzquellen, welche aus unterirdischen Behältern herfliessen oder sich in Schichten befinden, welche eine Krümmung oder Mulde bilden, wie die des Fundaments im Gouvernement Aehlen. Hier werden verschiedene allgemeine Regeln gegeben. Und nun insbesondere 1) S. 158 Vorschlag zur Ausförderung der Behälterquellen durch senkrecht abgetriebene Schächte. Man soll eine salzhaltige Gebürgsschichte nicht in der Tiefe oder seitwärts angreifen, sondern in einer Gegend, wo die Schichte durch eine Krümmung eine Mulde bildet, und wo zugleich die Tagewasser am wenigsten Zugang haben, *von oben herab durch Schächte*, worinn man dann den Winter über die salzigten Wasser hoch genug steigen lassen könnte, damit sie durch ihren eigenen Druck dem Zutritt süser Wasser hinderlich wären. 2) S. 160. Ein anderer Vorschlag, die Quellen im Fundamente jenseit des Behälters abzuscheiden. Man müsse die aus der Schichte kommenden Salzwasser, ehe sie sich zu sehr ins Innere des Berges vertiefen, durch einen längst der Schichte angelegten, ihr Liegendes ganz durchschneidenden, Stollen abschneiden, um die Salzwasser in solchen zu leiten. 3) S. 168. Noch ein Vorschlag. Endlich noch S. 169 Mittel, durch welche die Wasser der Grionne von den Quellen könnten entfernt werden. Es wäre zu wünschen, dass Hr. Str. bey einer künftigen Auflage dieser trefflichen Schrift den Ruhm, den er sich jetzt schon durch sie erworben hat, noch dadurch vergrösern möge, dass er die hier zusammengetragenen Materialien in ein zusammenhängenderes System bringen, hin und wieder einen lichtvollern und bestimmtern Ausdruck wählen, manche blos zufälligen und allgemein bekannten Erscheinungen beygefügte Beyspiele als überflüssige Beweise ganz weglassen; dagegen aber manches genauer detailliren, und dann endlich, welches sich bey einem systematischen Vortrag ohnehin ergiebt, allzuhäufige Wiederholungen vermeiden möchte.

Digitized by Google

KINDERSCHRIFTEN.

Hannover, gedr. b. Pockwitz dem jüng.: *Geographie für Bürger- und Landſchulen, vornemlich derjenigen* (diejenigen) *in den Churhannöveriſchen Landen*, von *Joh. Chriſtoph Fröbing*, Conrect. der Neuſtädter Schule. Mit 2 Kupfert. 1789. 1 Alph. 10 B. 8.

Dieſe Geographie iſt der zweyte Theil der *Bürgerſchule* des Vf., deren erſter Theil bereits von einem andern Rec. (A. L. Z. 1790. No. 94.) angezeigt worden iſt. Der Hr. Vf. ſagt in der Vorrede: „dafs es eine ſehr ſchwere „Arbeit ſey, eine Geographie für Kinder, beſonders in „Trivialſchulen, zu ſchreiben, den Ton zu treffen, der für „dieſe Leſer anziehend iſt, bey dem Mangel ihrer Vor„kenntniſſe, den Begriffen die gehörige Deutlichkeit zu „geben, die nöthige Auswahl der Gegenſtände zu finden, „die gerade ſolchen Leſern am nützlichſten ſind;" und Rec. fühlt ſich durch Erfahrung gedrungen, ihm hierinn völlig beyzupflichten. Aber eben darum verwunderte er ſich ſehr, ein geographiſches Buch 34 Bogen ſtark für Bürger- und Bauernkinder von 10 — 12 Jahren (dieſes Alter hat der Vf. ſelbſt S. 363. angegeben,) beſtimmt zu ſehen. Die politiſche Erdkunde iſt weder die einzige noch die nothwendigſte Diſciplin für Kinder dieſes Standes: wenn ſie nun alle übrige ihnen nöthige Wiſſenſchaften, vermöge der dem Unterrichte zu gebenden Proportion, in dem nemlichen Grade der Ausdehnung lernen ſollen; was wird das für ein Maas geben? und in welchem Miſsverhältniſſe wird dieſes Maas mit der Zeit ſtehen, die Bürger- und Bauernkinder auf die Erlernung ſolcher Wiſſenſchaften gewöhnlich wenden können und wollen? Doch dieſe Schwierigkeit läſst ſich vielleicht überwinden, wenn dieſes Buch nicht als Lehrbuch unter fortlaufender Erklärung des Lehrers, ſondern als Leſebuch, dabey die mündliche Erklärung zu entbehren iſt, gebraucht werden kann. Aber das hält Rec. für ganz unmöglich. Das Buch enthält eine Menge Gegenſtände, die ſich Rec. kaum den gewöhnlichen Primanern eines Gymnaſiums zu erklären — ſo zu erklären getraut, dafs die Erklärung nicht bloſs nachgebetet wird, ſondern wirklich klare Begriffe erzeugt, geſchweige denn, dafs ſie zwölfjährigen Bauernknaben *ohne Erklärung* verſtändlich ſeyn ſollten. Dahin gehören z. B. die mit Kunſtworten beſchriebene Verfaſſung des deutſchen Reichs, die Betrachtung über den Zuſtand der Aufklärung und über die Urſachen der verminderten Volksmenge in Deutſchland — die Beziehungen auf hiſtoriſche Facta, z. B. den dreyſsigjährigen Krieg und weſtphäliſchen Frieden, auf Karln den Groſsen und deſſen Kirchenſtiftungen. Viel andere Gegenſtände, wenn ſie auch verſtändlich gemacht werden können, haben kein Intereſſe für ſolche Leſer, z. B. aus wieviel Präſidenten, Vicepräſidenten, Räthen, Secretairen und Kanzeliſten das Oberappellationsgericht zu Celle beſtehe; was die hohen Stifter, die Ritterſchaft und die groſsen Städte für Prärogativen genieſsen; wieviel wir (die Hannoveraner) Regimenter Infanterie und Artillerie, wieviel Compagnien, Pontoniers, Pioniers, Mineurs und Sapeurs haben u. a. m. Endlich läſst ſich Hr. *F.* auch manchen Ausdruck entwiſchen, der eine falſche Vorſtellung veranlaſst; z. B. „Unſere Erdkugel „ſchwimmt im Waſſer" — Unſere Erdkugel iſt eine In„ſel:" — „Dieſe doppelte Bewegung des Meeres iſt je„doch im Grunde weiter nichts, als ein bloſses Stillſte„hen:" (Widerſpruch!) „Iſt der Monarch zugleich eine „geiſtliche Perſon, ſo heifst der Staat, den er regiert, ei„ne Hierarchie (!)" Eine Probe von der Verſinnlichungsmethode des Vf. wollen wir aus der Beſchreibung von Island nehmen. S. 309.: „Jetzt wollen wir nun dem „Feuerſpeyer Hekla etwas näher treten. Horcht, wie es „in ſeinen Eingeweiden kocht! die Erde bebt, ſein Rauch„fang ziſcht! — Flammen auf Flammen wälzen ſich zu „den Wolken — dicker ſchwarzer Dampf rollt ſich her„aus — Aſchenſtröme ſtürzen ſich meilenweit von ihm „herab! — Ihr zittert! Freuet euch etc. — Da kömmt „eine groſse Eisſcholle her — da noch eine — da wie„der eine: — o ſehet, was ſchaukelt ſich darauf? — Es „ſind zwey Eisbären: Puff, da liegt der eine! — Paff, da „ſtürzt der andere!" — Wie ſonderbar contraſtiren doch ſolche Tändeleyen mit der detaillirten Beſchreibung der Staatsverfaſſungen, und mit den philoſophiſchen Betrachtungen über Handel, Oekonomie, Cultur u. d. gl. Die zwey Kupfer ſind Landkärtchen, deren eines das Planiglobium, das andere Europa vorſtellt. Ob nun gleich Rec. bey der angezeigten Beſchaffenheit des Buchs an deſſen Brauchbarkeit für Bürger- und Landſchulen zweifeln muſs, ſo glaubt er doch, dafs es für manche andere Klaſſen ein recht nützliches Leſebuch ſeyn kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. *Wittenberg: Quatenus actiones religioni non convenientes ex principiis juris publici univerſalis poenis criminalibus coerceri poſſint?* Diſſ. inaugural. quam d. XVII. Febr. MDCCLXXXI. defendit auctor *Chrph. Carol. Staebel.* 35 S. 4to. — Ungeachtet in dieſer Schrift über dieſen von denkenden Criminaliſten ſchon oft behandelten Gegenſtand nichts Neues geſagt worden iſt, ſo verdient Hr. St. doch Beyfall und Ermunterung, weil er die hieher gehörigen Grundſätze beſtimmt und mit Freymüthigkeit vorgetragen hat. Eine Erſcheinung, die uns um ſo angenehmer iſt, da ſie zum Beweiſe dient, dafs der Geiſt des Nachdenkens und der vernunftmäſsigen Prüfung durch des vortreflichen *Reinhards* philoſophiſche Vorträge auch endlich einmal zu Wittenberg unter den jungen Rechtsgelehrten verbreitet, und mancher gute Kopf dadurch ermuntert werde, die Heerſtrafse der herkommlichen Innungsvorurtheile zu verlaſſen, und in die Orakelſprüche der Lauterbache, Carpzove und Berger ein heilſames Miſstrauen zu ſetzen. In der vorliegenden Abhandlung finden wir *Montesquieu, Garve* und *Soden* gut benutzt. Wiewohl es uns wundert, dafs *Thomaſii* Abhandlung: *an haereſis ſit crimen, Hommels* hieher gehörige Aeuſserungen u. a. vorzüglich neuere Werke nicht angeführt ſind. Im Kapitel vom Meyneide hätte der Unterſchied zwiſchen dem *juramento aſſertorio* und *promiſſorio* bemerkt werden ſollen, der in der Theorie des Meyneides nicht überſehen werden darf.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Julius 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Prüfung der Gründe, welche der Verfaſſer der kleinen Schrift: Iſt ein allgemeiner Landeskatechismus nöthig? zu Behauptung ſeiner Meynung beygebracht hat.* 1791. 23 S. in 8.

Ebendaſ.: *Prozeſs des Buchdrucker Unger gegen den Oberconſiſtorialrath Zöllner in Cenſurangelegenheiten wegen eines verbotenen Buchs. Aus den bey einem hochpreislichen Kammergericht verhandelten Akten vollſtändig abgedruckt.* 1791. 152 S. gr. 8.

Die Einführung eines *allgemeinen* Landeskatechismus iſt, im Ganzen betrachtet, keine Sache von ſolcher Wichtigkeit, als mancher ſich einbilden mag. *Gute* Lehrbücher auch für den Religionsunterricht zu haben, iſt allerdings des Wunſches und des Beſtrebens aufgeklärter Patrioten werth. Aber daſs gerade *einerley* Lehrbuch in einem ganzen Lande eingeführt werde, iſt, zumal wenn ein Land aus vielen Staaten beſteht, immer ein ſchweres und bedenkliches Unternehmen. Drückend und unbillig würde die Auflage eines ſolchen *allgemeinen* Katechismus dann ſeyn, wenn man die Ausarbeitung deſſelben, nicht, wie es unlängſt die Hannöverſche Regierung gethan, einer auserleſenen Geſellſchaft weiſer, verſtändiger und gelehrter Männer auftrüge, ſondern ſie einem in Vorurtheilen grau gewordenen Katecheten überlieſse.

Der Vf. obgedachter kleinen Schrift, Hr. Prediger *Gebhard* in Berlin, zeigt ganz kurz mit aller Beſcheidenheit, daſs die Gründe, womit ein Anderer hatte erweiſen wollen, ein *allgemeiner* Landeskatechismus ſey nöthig und nützlich, keine Beweiskraft haben. Ein ſolcher Katechismus iſt nicht deswegen nöthig, weil es viele zu gelehrt ſeyn wollende Volkslehrer giebt, die zu viel Schulſprache und unnütze theologiſche Subtilitäten einmiſchen. Denn, ſagt Hr. G.: „Ich gab einem Schullehrer, der noch überdem wegen ſeiner Geſchicklichkeit einen gewiſſen Ruf hat, einen Katechismus zum Gebrauch in ſeiner Schule, der bey manchen Mängeln, die er hatte, doch wenigſtens den jungen Leuten verſtändlich und von ſolchen Meynungen geſäubert war, die offenbar blos für den Theologen, aber nicht für den Chriſten, und noch weniger für Kinder, gehören. Als ich nach einiger Zeit ſeine Lehrſtunden beſuchte, fand ich zu meinem groſsen Befremden, daſs er alles das wieder mit vielem Fleiſs in den Kinderunterricht hineinbrachte, was der Vf. des Lehrbuchs ſehr weislich weggelaſſen hatte." — Nun giebt es zwar Lehrer, denen es theils an Talenten, theils an Kenntniſſen, theils an gutem Willen fehlt. Aber gegen dieſen Mangel, wie gegen die ſclaviſche Anhänglichkeit am Alten oder gegen unbedachtſame Neuerungſucht eines Lehrers hilft auch das *beſte* Lehrbuch nichts; es müſste denn eine wahre Zauberkraft haben. *Allgemeine* Einführung thut vollends nichts zur Sache. Hr. G. ſetzt der *algemeinen* Einführung eines Katechismus noch dieſs entgegen, daſs die auch bey dem beſten Lehrbuche nöthige Verbeſſerung dadurch erſchwert werde. Allein dieſs bedeutet, unſers Bedünkens, ſo viel nicht, wenn nur 1) keine ſo übermäſsig ſtarken Auflagen gemacht werden, daſs nicht innerhalb zehn Jahren eine völlig vergriffen ſeyn könnte, 2) nicht gefodert wird, daſs die erſte Auflage wegen einiger Verbeſſerungen in der zweyten von allen Beſitzern bey Seite gelegt werde. Dieſs wäre ganz unnöthig, da der Lehrer ſich nur die zweyte Auflage anſchaffen und zuſehen darf, was ſie für Zuſätze oder Aenderungen erhalten habe.

Kaum war nun dieſe kleine Schrift des Hn. Gebhard (die ohne Anſtand die geſetzmäſsige Cenſur paſſirt war,) im Ungerſchen Verlage erſchienen, ſo gab der Staatsminiſter, Hr. *v. Wöllner*, dem Verleger auf, ſowohl den Verfaſſer, als den Cenſor der Broſchüre anzuzeigen, und bey 100 Ducaten fiscaliſcher Strafe, kein Exemplar bis auf weitere Ordre zu verkaufen. Er erlieſs ſogar ein Reſcript an den O. C. Präſidenten Hn. v. d. Hagen, daſs, weil beſagte Schrift *offenbar* einen *ſträflichen Tadel* der allerhöchſt verordneten Einführung eines allgemeinen Lehrbuchs der chriſtlichen Religion mit ſich führe, und der Inhalt derſelben *geradezu* wider landesväterliche *Intention* laufe, dem Cenſori ein *derber* Verweis gegeben, dem Buchdrucker Unger aber bekannt gemacht werden ſolle, daſs es bey dem Verbot der Debitirung bleibe, und er ſich wegen der Druckkoſten an den Verfaſſer und Cenſorem zu halten habe. Der Vf. konnte, wie das Kammergericht, im Laufe des hier gedruckten, höchſt merkwürdigen Proceſſes entſchied, nun gar nicht in Anſpruch genommen werden. Hr. Oberconſ. Rath *Zöllner* war Cenſor geweſen. Dieſer hatte freylich nicht finden können, was in der Schrift *offenbar* nicht ſteht; indem kein Wort von einer Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus im Preuſsiſchen, viel weniger irgend ein Tadel einer ſolchen Verordnung, am allerwenigſten ein ſträflicher Tadel, darinn vorkömmt. Er wollte alſo den ihm zugedachten *derben* Verweis nicht an ſich kommen laſſen. Darüber erlieſs Hr. v. Wöllner an ihn ein Reſcript, worinn ihm in *noch derbern* Ausdrücken *geſagt* wird, daſs er jenen *derben* Verweis gar wohl verdient habe. Es heiſst darinn unter andern: „Daſs nun eine ſolche wider landesherrliche Verordnungen *anlaufende Charteke*, deren Ausbreitung man in Hinſicht des daraus

aus entstehenden Schadens, und der wenigen Achtung für königliche Befehle, zu verbieten sich genöthiget gesehen, und welche überdiefs *fiscalische Strafe* billig verdiente, sich daher keineswegs zum Druck qualificire, solches hätte bey dem dazu erforderlichen *nur geringen Grade von Beurtheilungskraft*, besonders dem Censori denn doch auffallen müssen, u. s. w." Indefs sollte nun Hr. Unger den Ersatz des ihm durch das Ministerialverbot zuwachsenden Schadens, von Hn. O. C. R. Zöllner, als Censor der Gebhardschen Schrift, fodern. Natürlich weigerte sich dieser, und überliefs Hn. Unger, ihn zu verklagen. Die Klage kam vor das Kammergericht; und dieses höchst ehrwürdige, immer über alle Persönlichkeit erhabene, dem Fürsten, dem Minister, dem Bauer mit gleicher Unpartheylichkeit Recht sprechende Tribunal, entband Hn. *Zöllner als Censor* völlig, und wies Hn. Unger als Kläger, der gewifs auch nichts anders erwartete, gänzlich ab. Die Sentenz, welche ein neues Meisterstück von richterlicher Präcision, treffender Urtheilskraft und unerschrockener Gerechtigkeitsliebe ist, findet man hier S. 109 — 135 abgedruckt. Wir können uns nicht enthalten, hier wenigstens *eine* Stelle daraus mitzutheilen:

> Einer guten Sache wird nicht sowohl durch ihre Gegner, als durch schlechte Vertheidigungsgründe, geschadet. Wer schwache Gründe verdrängt, macht den stärkern Platz.
>
> Wenn es daher auch richtig wäre, dafs die Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus von der Regierung beschlossen, und dieser Beschlufs dem Censor bekannt gewesen wäre, so könnte doch die Widerlegung falscher und schwacher Gründe, welche dafür streiten sollen, nicht als ein Hinderniss dieses Vorhabens betrachtet werden. Ja selbst alsdann, wenn keine bessere Gründe dafür angeführt werden könnten, würde doch die Regierung *vernünftiger Weise* nichts mehr wünschen müssen, als dafs vor der wirklichen Ausführung des Vorhabens die Gründe für und wider dasselbe in ihrer ganzen Stärke gezeigt werden möchten.
>
> Beklagter hätte sogar die der Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt, wenn er angenommen hätte, sie wolle lieber den einmal gefafsten Vorsatz blindlings ausführen, als bessern Gründen Gehör geben.
>
> Wenn jemals über Gesetze und öffentliche Anstalten mit Nutzen geschrieben werden kann, so ist es gewifs zu der Zeit, da sie eben entworfen werden. Haben nun die Einrichtungen, welche getroffen werden sollen, das Religions- und Erziehungswesen zum Gegenstande, so ist es ja offenbar, dafs unter den vielen tausend Menschen, welche diesem Geschäfte ihre ganze Lebenszeit widmen, mancher anzutreffen seyn müsse, dessen Belehrung dem noch mit vielen andern wichtigen Dingen beschäftigten Staatsmanne nützlich werden kann.
>
> Dergleichen Belehrungen dürfen um so weniger verhindert werden, da sie auch *gegen schon bestehende Einrichtungen* Statt finden müssen. Wenn nichts, was diesem entgegen ist, behauptet werden dürfte, so würden, wie Beklagter in seiner Deduction mit Recht anführt, alle Compendien der Staatswissenschaft unter die verbotenen Bücher, und *Plato*, *Montesquieu* und *Thomasius* unter die Staatsverbrecher gehören. Ja es würden eben dadurch alle Bemühungen der Gelehrten auf Gedächtnifskram und unnütze Speculationen eingeschränkt werden.
>
> Dafs es, besonders im preufsischen Staate, erlaubt sey, die wirklich vorhandenen Anstalten und Gesetze zum Gegenstand gelehrter Untersuchungen zu machen, ist von dem Kammergerichte in der Würzerschen Untersuchungssache schon als bekannt vorausgesetzt worden, und es erhellet auch ganz deutlich aus dem Art. II. des Censuredikts, wo es heifst:
>
> > Die Absicht der Censur ist keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern.
>
> Und im Eingange desselben wird nicht die Prüfung, sondern die *hämische* Verspottung und der *boshafte* Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen als *unzulässig* gemifsbilliget.
>
> Da auch dem Censor in den mehrmals gedachten Rescripten weiter nichts zur Last gelegt wird, als dafs er eine Schrift zum Drucke verstattet habe, welche eine von der Regierung beliebte Einrichtung widerrathe, so ist klar, dafs derselbe seine Pflicht vollkommen erfüllt habe, und also nicht nach dem Antrage des Klägers verurtheilt werden könne; vielmehr verdient Beklagter *öffentlichen Dank*, dafs er ohne Nebenabsichten als ein gewissenhafter und verständiger Staatsdiener seine Stimme gegeben, und so viel an ihm ist, *die Rechte der Vernunft und die mit ihnen verbundene Ehre der preufsischen Regierung* aufrecht erhalten hat.

Verdient in unsern Tagen eine so erhabene und unerschütterliche Pflege des Rechts nicht die lauteste Bewunderung? Und könnten wohl Ehrensäulen die Würde des Berlinischen Areopagus besser verkündigen, als solche von ihm selbst gefällte Urtheilssprüche? —

Hr. Oberconsistorialr. Zöllner hat sich gegen die ihm in dem Ministerialrescript gemachten Vorwürfe in seiner von ihm selbst ausgearbeiteten Deduction auf das bündigste vertheidigt. 1) Nicht *jeder* Schrift, die gewisse Landeseinrichtungen tadelt, darf die Censur versagt werden. Hier beruft sich Hr. Z. *a*) auf die allgemeine Observanz; unter den angeführten Beyspielen ist das interessanteste, dafs Hr. *de Sainville*, Neckers Buche gegen die allgemeine Freyheit des Kornhandels, welche Turgot durchgesetzt hatte, das Imprimatur mit folgenden Worten ertheilte:

> Ich habe diese Schrift Blatt für Blatt gelesen; ob nun gleich die darinn enthaltnen Grundsätze denen entgegen zu seyn scheinen, *welche die Regierung angenommen hat*, gleichwohl der Autor sich auf eine simple Discussion der Materie, ohne Persönlichkeiten und Declamation eingeschränkt hat, auch so viel ich einsehe, die Wahrheit durch gegenseitige Untersuchung einer so wichtigen Frage nicht anders als gewinnen kann, so gebe ich die Erlaubniss zum Druck.

b) *auf die Natur der Sache*, weil sonst alle praktische Wissenschaften entweder gänzlich untersagt, oder ihres brauchbarsten Theils beraubt werden müfsten. *c*) Auf die kammergerichtlichen Urtheile, worinn das Recht, Landesverordnungen zu beurtheilen, folglich auch zu tadeln, als ein unbezweifeltes Recht der Unterthanen anerkannt worden; *d*) *auf das Censuredict* selbst. Hr. Z. beweiset aber auch 2) dafs die Gebhardische nicht das mindeste enthalte, was auch nur von fern her als ein Tadel einer preufsischen Verordnung angesehen werden könnte.

So leicht nun Hn. Zöllner seine Vertheidigung wurde, so schwer mufste es Hn. Unger und seinem Anwald, Hn. Criminalrath *Amelang* werden, etwas stichhaltes zu Begründung ihrer Anklage vorzubringen. Beide waren gewifs überzeugt, dafs der Censor, Hr. *Zöllner*, nichts

ver-

verſehen hatte; dennoch ſollte ſich Hr. Unger ſeines Schadens halber, den ihm das Verbot des Miniſters, die Gebhardiſche Schrift zu verkaufen, zugezogen, an ihm, dem Cenſor erholen. Hr. Amelang hat ſich als ein Mann von ſchlauer Urbanität und feinem Witze aus der Sache gezogen. Er giebt ſeiner Deduction das Motto: *und unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat*; und fängt ſie mit der Erzählung an, wie er ſeinen Clienten in Abſicht des glücklichen Ausgangs ſeiner Klage zu beruhigen ſuche.

Ich mache ihm begreiflich, ſagt er, daſs es hier nicht auf *Ueberzeugung*, ſondern auf den *unbefangnen Glauben* des Inhalts jenes Reſcripts ankomme, *einen Glauben*, welchen ich bey der Klage zum Grund gelegt habe, auf *welchen Glauben* inſtruirt worden, und auf *welchen Glauben* ein Erkenntniſs gebauet ihm obſieglich nicht entſtehen kann. — Ferner S. 93. Wenn dieſe (in dem Miniſterialreſcript enthaltne) Vorwürfe gegründet ſind, wie ich doch *glauben muſs*, ſo hatte der *erleuchtete Chef* nicht allein ein Recht, ſondern auch eine Verbindlichkeit, den Druck (Debit) der Schrift zu unterſagen. Es gehört aber auch nur, wie das Reſcript ſich ſelbſt des Ausdrucks bedient, *ein geringer Grad von Beurtheilungskraft* dazu, um alle dieſe Vorwürfe als wohlverdient in Rückſicht auf dieſe Schrift aufzufinden. Warum ſoll es nicht eben ſo nöthig, zweckmäſsig und nützlich ſeyn, ein allgemeines Lehrbuch der chriſtl. Religion einzuführen, als es ein allgemeines Geſetzbuch iſt? Die Antagoniſten dieſer Meynung behaupten zwar, es ſey beſſer, daſs man es einem jeden überlaſſe, ſeinen eigenen, ſich ſelbſt gewählten, Weg zum Himmel zu wandeln. Dies hört ſich zwar ſehr gut an; allein wie viel mögen ſich auch nicht verirren, wovon wir erſt in der Zukunft Ueberzeugung erhalten werden? Und denn wäre es wohl zu wünſchen, wenn man vermöge eines ſo allgemeinen Wegweiſers auch dieſe Irrende oder wohl gar Ungläubige, reſpective wieder auf den rechten Weg zum Leben führen, und ſelbſt ihres Widerſtrebens unerachtet, bey ihnen andre Ueberzeugung bewirken könnte! Man macht es dem *Orden der Roſenkreuzer* zum Vorwurf, daſs ſie an Univerſaltincturen arbeiten, durch welche ſie der ſchnellen Zerſtörung des Körpers vorbeugen, und ihn wenigſtens ſo lange dauerhaft machen wollen, als ihn die Seele zu ihrem Wohnort zu behalten für gut findet, nicht weil dergleichen Arcana nicht gut wären, wenn ſie ausgeforſcht würden, ſondern blos deshalb, weil man dieſe Bemühung in Rückſicht des unmöglich zu erreichenden Zwecks für unnütz hält. Durch die Einführung eines allgemeinen Lehrbuchs der chriſtlichen Religion bemüht man ſich nun, ſo allgemein für das Heil der Seelen ſo wohlthätige Grundſätze zu liefern, mittelſt welcher der unerzogene und unerfahrne Bauer eben ſo gut und richtig ſich ſeiner Seeligkeit verſichern kann, als der erleuchtete Theologe, der Bettler ſo gut als der Fürſt! Iſt es nicht unbegreiflich, einer ſo heilſamen Idee zu widerſtreben? — — — Ein ſolches Benehmen fand nicht einmal in jenem finſtern Zeitalter ſtatt, wo Fürſten noch den *Pfaffen* ihr Ohr liehen, und dieſe öfters, *um ihr eignes Intereſſe* zu befördern, und ſich wichtig zu machen, Anordnungen als *nothwendig* und heilſam vorſpiegelten, die eben ſo *zweckwidrig* als *entbehrlich* wären. In dieſem Zeitalter, ſage ich, wo die Fürſten noch ſelbſt an ihrer Seligkeit zweifelten, und daher einen Fürbitter bey Gott für den Nothwendigſten ihres Gefolgs hielten, ſchonte doch der *Clericus* des Clerici, um nicht der Welt ein Aergerniſs zu geben. — —

In dieſer Laune geht Hn. Amelangs ganze Schrift fort. Sie iſt durchaus mit attiſchem Salze gewürzt.

Doch, es iſt Zeit abzubrechen. Was Craſſus ehemals von der berühmten *Cauſa Curiana* ſagte: *hilaritatis plenum judicium ac laetitiae fuit*, das läſst ſich mit Fug und Recht auf dieſen Prozeſs anwenden; und wir erſuchen alle deutſche Leſegeſellſchaften, die anziehendſte Lectüre, die ſie eben vor ſich haben, ein wenig auszuſetzen, um dieſen Prozeſs zu leſen, und verſichert zu ſeyn, daſs dieſes Intermezzo ſie nicht wenig erbauen und ergötzen werde!

Berlin, in eignem Verlage: *Vorbereitungen auf die Erſcheinung meiner Beyträge zur Geſchichte des laufenden Zeitalters, oder des Journals von Berlin* 2ter Heft, von *Cranz*. 1790. 160 S. 8.

Teutſchland, in eignem Verlage: *Journal von Berlin in Beyträgen zur Geſchichte des laufenden Zeitalters*. 3ter Heft. von *Cranz*. 1790. 134 S. 8.

Der Inhalt des erſtern iſt: eine Nachricht, warum der Vf. bisher eine Zeitlang nicht ſchrieb, welches nicht etwa geſchah, weil er dafür bezahlt worden wäre, nicht zu ſchreiben, (S. 11.) ſondern „er wollte ſich nur die Finger nicht verbrennen;“ will aber nun deſto mehr ſchreiben. — Ueber den Werth der Schriftſtellerey, nicht neu, aber gut, und hie und da freymüthig geſagt. — Ueber Publicität in den preuſsiſchen Staaten. Immer viel wahres mit Zurückhaltung ausgedrückt. Der Vf. meynt, mit geſetzlichen Einſchränkungen ſehe es bedenklich aus, es wäre alſo wohl das beſte, wenn jeder ſo handelte, daſs nichts von ihm das Licht zu ſcheuen nöthig habe; und das meynt Rec. auch. — Ueber einige der merkwürdigſten Männer unter der jetzigen preuſsiſchen Regierung. Die Männer ſind Graf Brühl, Biſchoffswerder, Graf Lindenau, du Boſk, Wöllner. Des Religionsedicts nimmt er hier ſich vorzüglich an; übrigens iſt in *dieſem* Aufſatze dasjenige das beſte, was beyläufig geſagt wird.

In der zweyten Schrift beſtimmt er zu Anfange, wie man ſchreiben müſſe, um in Berlin geleſen zu werden, nemlich „ſchrecklich ſarkaſtiſch, erzimpertenent, und pasquillmäſsig.“ Darum will er nicht mehr für Berlin ſchreiben. Dann ſchildert er Berlins Höfe und ihren Geiſt. — In dem Aufſatze von einigen Folgen des Religionsedicts ſpricht er beſonders von Riem, Würzer und Bahrdt, und ſagt hierüber, ſo wie über den neueſten Commerzzuſtand manches, was Beherzigung verdient.

Ueberhaupt ſind dieſe Hefte leicht und flieſsend geſchrieben, und werden für einen groſsen Theil des Publicums noch immer manche neue Gedanken enthalten, und ihm zur Uebung des Nachdenkens nützlicher ſeyn, als ganze Dutzende einſchläfernde Romane.

KINDERSCHRIFTEN.

Züllichau, b. Frommann: *Natur und Gott*; oder *hundert und zwanzig Uebungen des Leſens, Denkens, Verſtehens, Behaltens und Rechnens*. Zur Grundlage des gemeinnützigen Unterrichts in der Naturkunde und Gotteserkenntniſs. Für den häuslichen Unterricht und die unterſte Klaſſe der Bürgerſchulen. 1790. 176 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Titel giebt die Abſicht des Vf. zu erkennen, und man darf nur noch hinzuſetzen: *zum moraliſchen Unterricht*, der allenthalben mit eingeſtreut iſt. Aus den verſchiedenen Reichen der Natur, aus der Kenntniſs des menſchlichen Körpers hat der Vf. in kurzen Sätzen eine Menge im Leben theils nothwendiger, theils nützlicher

Kenntniſſe entlehnt, und dabey ſo gewählt, daſs ſie den Fähigkeiten des kindiſchen Verſtandes, nur wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht unangemeſſen ſind. Dabey iſt die Mannichfaltigkeit ſo groſs, daſs die Kinderchen bey einem Lehrer, der von dieſem Buche Gebrauch zu machen verſteht, ſchwerlich ermüden werden. Einige Verſe, zur Erleichterung des Gedächtniſſes, ſind den mehreſten Lectionen angehängt, auch finden ſich einige ganz gute Räthſel. Bey jeder Materie, die immer aus phyſiſchen Gegenſtänden genommen iſt, kommen die praktiſchen und moraliſchen Lehren vor, welche aus denſelben flieſsen, und mit denſelben zuſammenhangen; beſonders verdienen die diätetiſchen Aphorismen, die in der Phyſiologie vorkommen, den Dank der niedern Schulen. Man muſs aber in keinem Stücke ausführliche Lehren erwarten; bloſse kurze Sätze und Fingerzeige ſollen den Lehrer auf die Sache führen, die er ſeiner Jugend vortragen kann oder ſoll. Denn das Buch iſt kein Buch für die Jugend, nicht einmal ein Leſebuch für die Schule, weil jede Zeile mehrentheils ein beſondrer Lehrſatz iſt, der zum mündlichen Unterricht Veranlaſſung giebt. Gegen das Ende kommen auch Lieder vor; nachdem der Vf. durch die Naturkenntniſſe den Verſtand der Kinder zur Erkenntniſs Gottes vorbereitet hat. Kurz, dieſes Werk iſt in der That ein ſehr nützliches Geſchenk an die niedern Schulen, und es iſt zu wünſchen, daſs die Lehrer im Stande ſeyen, Gebrauch davon zu machen, und ſich dazu willig finden laſſen.

Der Vf. hat die Deſſauiſche Orthographie angenommen, und ſchreibt *Tir*, *Vih*, *ni* (ſtatt *nie*,) *qale* (ſtatt *quale*,) etc. Es iſt zu beſorgen, daſs er dadurch den Gebrauch ſeines Buches ſehr eingeſchränkt habe; denn mancher Schulmeiſter und Andere, deſſen ganze Geſchicklichkeit ſich auf eine nothdürftige Rechtſchreibung einſchränkt, wird glauben, er verſündigte ſich, wenn er ſo ſchreiben, oder ſolches Buch zum Grunde legen ſollte. Dieſe Rechtſchreibung iſt eine Kleinigkeit, ein bloſses Gedächtniſswerk, ſo daſs man die eine beynah ſo leicht als die andre erlernen wird, und bey der Wahl, oder Neuerung wenig gewonnen werden mag. — Die Lehren ſind in Penſen abgetheilt, welches auch eine Hülfe für den Lehrer iſt, der ſeinen Anſchlag darnach machen, und die Zeit überrechnen kann, in welcher er das Ganze oder die Theile abſolviren wird. — Einiges ſcheint Rec. auſser dem Geſichtskreis der Kinder zu liegen; z. B. der menſchliche Körper ſey ein Tempel Gottes, den der Menſch nicht verunreinigen ſoll. *Tempel* und *verunreinigen* ſind nicht für das zarte Alter. Auch wird wohl kein Sachkundiger mit den Verſen S. 17. zufrieden ſeyn:

„Der Viper Zauberblick bethört, die ſich ihr nahen:
„So wird der Wollüſtling den Tod zum Lohn empfahen.

Die Viper zaubert und bethört nicht, am wenigſten mit dem Blick. *Wollüſtling, und den Tod zum Lohn* ſind dem Kinde ſchwerlich verſtändlich. Doch das ſind Kleinigkeiten des Details, die der Lehrer nach Gefallen brauchen, weglaſſen und verbeſſern kann. Das Ganze bleibt immer ein ſchätzbares Werk. Hierzu gehört noch:

Anweiſung zum Gebrauch des aus zwey Theilen beſtehenden Schulbuchs: *Natur und Gott*, betitelt. Für Lehrer der untern Klaſſen der Bürgerſchulen und Hauslehrer. 120 S. gr. 8.

Dieſes Werk iſt wiederum nur Anweiſung und Fingerzeig, denn der Vf. glaubt, und darinn ſtimmt ihm Rec. bey, daſs die Methode nie aus Büchern gelernt werde; daſs der gute Schulmann geboren, oder durch Uebung gebildet werden muſs: womit freylich nicht gemeynt iſt, daſs Bücher gar nichts helfen. Die Grundſätze und Abſichten des Vf. ſind ſehr gut, und aus der Natur der Sache und der Kinder hergenommen. Die Zwecke, ſagt er, ſind nicht *Lernen*, *Wiſſen*, ſondern, die Vernunft und die Kräfte zu üben; Leſen geſchieht nicht, um leſen zu lernen, und iſt auch nicht Hauptgeſchäft, ſondern bloſs Veranlaſſung zur mündlichen Unterhaltung des Lehrers mit ſeinen Schülern; der meiſte, faſt der ganze Unterricht muſs in Geſprächen beſtehn. — *Erklaren und gut vorleſen* iſt das beſte Mittel, gute Leſer zu bilden; weil man nur richtig lieſet, wenn man richtig verſteht und empfindet. — Der Lehrer muſs nichts weiter ſeyn, als der erſte Schüler — d. h., er muſs thun, als wenn er die Sachen nicht wüſste, ſondern erſt lernen wollte. Alſo muſs er vor ſeinen Schülern, zweifeln, ſuchen, ſtudiren, und ſich mit ſeinem Schulbuche, (wie der Vf. ſich ausdrückt,) zerarbeiten. Dieſe Regel wird in zwey andre aufgelöſt: 1) Mache der Jugend alles vor; 2) mache alles mit der Jugend. — Dieſe Regeln ſind gewiſs das *non plus ultra* der pädagogiſchen Geſchicklichkeit, das man allen Lehrern beſonders in den untern Klaſſen empfehlen muſs. Sie vereinigt die Uebung der Kräfte mit dem Intereſſe. Der Vf. verwarnet den Lehrer von der *zu weit getriebenen Aufzahlung der Gattungsunterſchiede und der ſyſtematiſchen Kennzeichen in der Naturgeſchichte. Cui bono*, ſagt er. *Sollen eure Schüler Linnees werden? Namen und Nutzen, nebſt Totaleindrucke des Geſchöpfes in der Einbildungskraft.* (Rec. ſetzt hinzu: Merkwürdige Züge, Kunſttriebe, und was zur Empfindung der Vortreflichkeit der Natur dienen kann.) — Das iſt völlig genug. — *Die Vertheilung der Materialien muſs — ums Himmels willen — nicht ſyſtematiſch ſeyn*, ſagt der Vf. *Der Zwang, den das Syſtem auflegt, iſt ein Hinderniſs, den Inhalt den kindiſchen Bedürfniſſen angemeſſen zu wahlen* etc. Aus dieſem Grunde hat er die alphabetiſche Ordnung gewählt. Das er Syſteme für den erſten Unterricht verwirft, darinn thut er ganz recht. Da er aber zum Grunde ſeiner Lehrordnung die Faſſungskräfte der Kinder nimmt, wie es auch die Natur mit ſich bringt, warum nimmt er denn die alphabetiſche Ordnung an, die doch gewiſs nicht mehr als jede andre willkührliche zu dem Fortſchritte des Verſtandes paſst. Denn nach derſelben werden, wie auch hier geſchiehet, Aprikoſen, Aloe, Ahorn, vor Brennholz, Bohnen und Birnen kommen: und Affe, als ein fremdes, unbekanntes, für die Jugend unintereſſantes Thier, dem Hunde, Ochſen, Pferde weit vorgehen. Und das iſt doch keine elementariſche Ordnung. Mit dieſen wenigen Rügen will aber Rec. den Werth des Werkes überhaupt keinesweges geſchmälert haben. Es wird zu dem Lehrbuche, wovon hier nur der erſte Theil geliefert und angezeigt worden iſt, noch ein zweyter hinzukommen,

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 28. Julius 1791.

NATURGESCHICHTE.

ZWEYBRÜCKEN, b. Sanſon u. Comp.: *Abrégé d'Hiſtoire naturelle des Quadrupèdes vivipares et des Oiſeaux* par M. *Hollandre*, Doct. en Méd., Directeur du Cabinet d'Hiſt. Nat. de S. A. S. Monſeigneur le Prince Palatin, Duc regnant de Deux-Ponts etc. Tome Premier, contenant l'Hiſtoire naturelle des Quadrupèdes. Premiere und Seconde Parties. 1790. IX, 351, 12, und XVI S. — Tome Second. Contenant l'hiſtoire naturelle des Oiſeaux. Premiere et ſeconde Partie. XXI und 443 S. — Tome troiſième. Cont. l'Hiſt. Nat. des Oiſeaux. Troiſième Partie. 468 S. — Tome quatrième. Cont. l'Hiſt. nat. des Oiſeaux. Quatrième Partie. 365 S. in 8. — Planches pour l'Abrégé d'Hiſtoire naturelle. Tome I. Quadrupèdes. Premiere Partie. Premiere Livraiſon. — Tome II. Quadrupèdes. Seconde Partie. Seconde Livraiſon. — Tome III. Oiſeaux. Premiere et ſeconde Parties. Troiſième Livraiſon. — Tome IV. Oiſeaux. Troiſième et quatrièmes Parties. Quatrième Livraiſon. Die illuminirten Kupfer in 8. (192 Liv.)

Die Abſicht des Verlegers bey dieſem Werke war vermuthlich keine andre, als die Kupfer, welche er zu ſeinem Nachdrucke der Büffonſchen hiſt. nat. hatte ſtechen laſſen, unter einem andern Titel zu verkaufen; denn dieſe ſind genau dieſelben, ſelbſt die Bezeichnung nach den Banden der Ausgabe des Büffonſchen Werkes iſt geblieben, und ſie können nicht anders als nach dieſen citirt werden; nur bey den Vögeln ſind 8 neue Kupfer hinzugekommen, die mit Buchſtaben bezeichnet ſind. Hr. H. geſteht auch offenherzig, daſs er, weil die Kupfer nicht zu dem Texte, ſondern der Text zu den Kupfern verfertigt ſey, dieſelbe Ordnung habe beybehalten müſſen, welche bey dieſen ſtatt findet, d. h., bey den vierfüſsigen Thieren gar keine, weil Hr. von Büffon keine bey ihnen beobachtet. Da nun ſeine Abſicht war, jungen Leuten einen kurzen Abriſs der Naturgeſchichte in die Hände zu geben, der ihnen eine mehr als oberflächliche Kenntniſs gewähre, und zu gut einſehe, daſs ſich dieſer Zweck ganz ohne Syſtem nicht erreichen lieſse, ſo iſt den vierfüſsigen Thieren auſser der Table des Matieres ein *Ordre methodique des Quadrupedes, d'après M. Daubenton* angehängt worden; bey den Vögeln war dies nicht nöthig, weil Büffon ſelbſt bey ihnen eine mehr ſyſtematiſche Ordnung befolgt, die alſo auch hier beybehalten iſt, und welche keine weitere Abtheilungen als in Gattungen liefert, die Hr. H. nach Briſſon beſtimmt, und deren Kennzeichen er auch nach ihm angeben hat, doch ſind manche Gattungen, die Briſſon nicht kannte, theils neu beſtimmt, öfter unrichtig unter andre Gattungen geſteckt, oder keine beſtimmten Kennzeichen derſelben angegeben; doch auch bey den nach Briſſon beſtimmten iſt hier mancher Fehler mit untergelaufen, z. B. beym Jacamar, dem der Vf. eine *langue beaucoup plus longue que le bec* zuſchreibt, da doch Br. richtig ſagt: *La langue pas plus longue que le bec*, und ſie in der That kürzer wie dieſer iſt. Der Vf. zeigt auch ehrlich an, daſs man ſeine Arbeit für nichts anders, als eine Compilation zu halten habe, und in der That ſind die mehrſten Artikel bis auf einige Auslaſſungen aus Büffon, Sonnerat und vorzüglich der Encyclopedie méthodique faſt wörtlich entlehnt; manche aber, vorzüglich bey den vierfüſsigen Thieren, doch gewiſs zu kurz gerathen, wenn ſie eine nicht gar zu ſeichte Kenntniſs derſelben mittheilen ſollen. Ueberhaupt iſt auch die Ornithologie beſſer bearbeitet und man findet viele eigne von dem Vf. in Afrika geſammelte Bemerkungen, und überdem eine anſehnliche Anzahl von Vögeln darinn beſchrieben, welcher vorher kein Naturforſcher Erwähnung gethan hat. Schade nur, daſs dieſe Beſchreibungen ſo wenig ausführlich und eben daher nicht ſo brauchbar ſind, wie ſie ſeyn konnten, und man dieſe neuen Beobachtungen und Beſchreibungen zu beſitzen Text und Kupfer kaufen muſs, welche man ſchon in andern Büchern mehr wie einmal bezahlt hat. Auch findet man hier Abbildungen von Vögeln, die Hr. Mauduyt zu allererſt, und zwar bis jetzt allein in der Encyclopédie méthodique beſchrieben hat, und Rec. vermuthet daher, daſs der Herzog von Zweybrücken vielleicht die Naturalienſammlung deſſelben gekauft habe. Wir zeigen hier zuerſt die von Hn. H. als ganz neu beſchriebnen Arter, (die es jedoch nicht alle ſind,) an, und ſetzen der Kürze wegen bey den abgebildeten den Buchſtaben, womit die Tafel bezeichnet iſt. *Autre petit Aigle de Guiane*, mit einer Holle, der ſich von dem von Hn. Mauduyt zuerſt beſchriebnen moyen Aigle huppé de la Guiane dadurch unterſcheidet, daſs ſein Kropf nicht wie bey dieſem nackt und hervorragend iſt: da Mauduyt dieſes Umſtandes nicht erwähnt hat, ſondern Hr. H. ihn zuerſt bemerkt, ſo vermuthet Rec., daſs Hr. H. bloſs zwey verſchiedne Exemplare deſſelben Adlers vor ſich gehabt habe, da bey dem einen der Kropf hervorgetrieben war, bey dem andern nicht. *Le petit Vautour de Cayenne* (Pl. C.) *Le Milan d'Egypte* (Pl. D.), den der Vf. ſelbſt aus ſeinem Vaterlande mitgebracht hat, iſt keine neue Art, ſondern ſchon von Bilon, Briſſon und Buffon unter dem Namen Milan noir beſchrieben und Pl. enl. 472. abgebildet. Eben ſo wenig iſt die *Buſe pattue* (Pl. D.) aus Frankreich und Zweybrücken eine neue Art, ſondern von Briſſon unter dem Namen Le

Faucon patu: und von Frisch unter der Benennung Rauchfuss-Geyer bereits beschrieben und abgebildet. *L'Oiseau Saint-Martin de la Louisiane* scheint derselbe mit dem gemeinen männlichen Ringelfalken zu seyn. *Le grand Autour noir de Cayenne* und *L'Autour brun de Cayenne* sind vermuthlich nur dem Geschlechte nach verschieden. *Le grand Gerfaut de Cayenne. Le petit Gerfaut de Cayenne. Le Faucon cendré* und *Autre Faucon cendré*, beide de Cayenne, sind vermuthlich Latham's Spotted-tailed Hobby. *Le Faucon-épervier, Le Faucon à ventre blanc*, und *Le Faucon rayé* ebendaher. *Le Faucon à collier*, und *Le Faucon brun à collier*, auch beide aus Cayenne scheinen keine neue Arten, sondern Latham's Cayenne Ringtail zu seyn. *Oiseau de Proie tachete à queue épineuse*, und *Oiseau de Proie à tête et ventre blanc, et à queue epineuse*, beide aus Cayenne, und vermuthlich Varietaten einer und derselben neuen Falkenart. *La petite Pie-grieche grise* (Pl. E. f. 1) und *La Pie-grieche rousse*, beide *de la Chine*, vielleicht blosse Abänderungen des graukopfigen Neunmödters. *La Pie-grieche noiratre des Indes. La Pie grieche à capuchon noir de la Chine* (Pl. E f. 4.) keine neue Art, sondern Latham's Magpie Shrike. *La Pie-grieche rousse*, und *La Pie-grieche verte* (Pl. E. f. 2.), beide *de Cayenne. La Pie grieche rayée des Indes. La Bécarde huppee*, (Pl. E. f. 3.) *La Bécarde noire huppée, La Bécarde rayée*, alle drey aus Cayenne. *Le Hibou à oreilles blanches*, (Pl. F. f. 2.) *La grande Chouette brune* (Pl. F. f. 1.) und *La Chouette rousse*, alle drey gleichfalls aus Cayenne: die letztere ist vielleicht blos eine Abänderung oder ganz dieselbe mit Büffons Chathuant de Cayenne. Des Hn. H. *Tourterelle à ailes dorées de la Chine* ist gewiss nicht von Büffons Tourterelle de Java verschieden. *La Tourterelle de Cayenne.* Von den als neu angegebnen Drosselarten scheinen *Le Merle à ventre roux de Cayenne* eine Abänderung des Turdus rufus Linn. *Le Merle à tête blanche des Indes*, eine Abänderung von Sonnerats Merle Dominiquain de la Chine, und *Le Merle à queue fourchue de Bengale*, eine Abart des Lanius caerulescens Linn. zu seyn. *Le Gros-bec rouge et noir de Cayenne, Le Collier pourpre*, dessen Vaterland unbekannt ist. *Le Gros-bec des Philippines*, den Hr. H. mit Recht für eine Varietät des Büffonschen Mordoré hält. Die als neu angegebnen Finkenarten halt Rec. nach ihren Beschreibungen blos für Abanderungen, und zwar *Autre Friquet huppé de Cayenne* des Buffonschen Friquet huppé de Cayenne, *La Soulcie de la Louisiane* des Buffonschen Soulciet du Canada, und *le Pinson des Pyrenees* des gemeinen Buchfinken. *Le Gobe-mouche à aigrettes violettes de Cayenne* (Pl. H.). *Le Gobe-mouche noir a tête blanche de Cayenne* ist vermuthlich Linnäs Pipra leucocephala, und *Le Goube-mouche noir à ventre jaune de Coromandel* Brown's Yellow-breested Flycatcher, so wie vielleicht *Le Gobe Mouche du Bengale* Latham's Dusky Flycatcher. Von den als neu beschriebnen Honigsaugern scheint *Le Soui-manga à ventre jaune des Indes* höchstens eine Varietat von Brisson's Grimpereau violet de Madagascar zu seyn, *Le Soui-manga de Malaca* aber eine wirklich neue Art, wie auch *Autre Colibri huppe, Perroquet inconnu, Autre Perroquet inconnu, Le Coucou vert-doré a tête rousse des Indes, Le grand Promérops des côtes de Guinée*, und *Le petit Promérops* ebendaher. *Le Pic noir et blanc de Cayenne* aber scheint eine Varietät von Brisson's Pic varié de Canada, und *Le Pic roux rayé de Cayenne* Picus undatus Linn. zu seyn. *La Barge de Cayenne* ist zu unvollständig beschrieben, als dass sie Rec. mit Gewissheit für Scolopax candida ausgeben könnte, wofür er sie halt. *Le grand Râle de Madagascar. Le Pelican de Smyrne* verdient wohl kaum als eine Abänderung der gemeinen Kropfgans angesehn zu werden. *L'Hirondelle de Mer noire et blanche de Cayenne* ist eine neue Art, *La Macreuse de Russie* (Pl. H. f. 3) aber Anas mersa Pallas.) Wir wünschen dass die Anmerkungen, mit welcher wir die Anzeige dieser vom Vf. für neu angegebnen Arten begleitet haben, denselben antreiben mögen, sie aufs neue zu untersuchen, und genauere Beschreibungen, und grösere und bessere Abbildungen derselben den Naturforschern mitzutheilen. Neue Abbildungen von schon abgebildeten Vögeln sind vom Bartgeyer und dem Ohrentaucher, und die erste illuminirte des wilden Hahnes und Huhns geliefert; da diese letztere von Sonnerats Figur in vielen Stücken abweicht, so wäre es zu wünschen gewesen, dass Hr. H. nicht nur eine ausführlichere Beschreibung desselben geliefert, sondern, wie bey diesen seltnen Thieren es nöthig scheint, genau angezeigt hätte, *wo* sich das Original der Zeichnung befände, und *woher* es dahin gekommen sey. Folgende Adler: *Le grand, le moyen*, und *le petit Aigle huppé de la Guiane*, die Hr. Mauduyt bisher allein in der Encycl. method. beschrieben hat, sind hier zum erstenmel abgebildet. Noch müssen wir einiger eignen und wichtigen Bemerkungen des Verf. erwähnen. Büffons Rouge-noir du Cap de Bonne Espérance ist wesentlich vom Gros-bec du Coromandel verschieden und erhält nie bey der Mauster, die Hr. H. bey einem dem Herz. v. Zweybrücken gehörenden lebenden Exemplare zu bemerken Gelegenheit hatte, die Farbe von diesem. Der Javanische Kirschbeisser Le Jacobin ist vielen Abanderungen unterworfen, wie Hr. H. an lebenden Vögeln bemerkte. Den Coliou de Sibérie halte Hr. Mauduyt mit Unrecht für den Dur-bec de Canada; Rec., der diesen Vogel selbst gesehn hat, ist mit Hn. Mauduyt einerley Meynung. Vom Flamant vermuthet der Vf., dass es zwey Arten gebe, und der der alten Welt vom amerikanischen verschieden sey: Jener, von dem ihm wahrend seines Aufenthalts in der Levante, vorzüglich zu Tunis und in der Barbarey, täglich lebende Exemplare gebracht waren, sey immer bis auf die rothen Deckfedern der Flügel weiss, höchstens schwach rosenfarben, dieser stets, wenn er erwachsen ist, ganz roth.

Jena, in der akad. Buchh.: *Versuch einer Anleitung zur Kenntniss und Geschichte der Thiere und Mineralien* für akademische Vorlesungen entworfen und mit den nöthigen Abbildungen versehen von D. *Aug. Joh. Georg Carl Batsch. Zweyter Theil.* Besondre Geschichte der Insecten, Gewürme und Mineralien. 1789. 8. ohne die Register von Seite 529 bis 860. (2 Rthlr.)

Man kennet den Anfang dieses nützlichen, mühsam verfertigten, Werks schon aus dem angezeigten ersten

Theile. Der Vf. hat hier die Insecten, Würmer und Mineralien, auch fast aus dem nemlichen Gesichtspunkt als vorher das Pflanzenreich, zu Vorlesungen und zu einem Grundrisse bearbeitet; doch schien ihm die genaue Bestimmung der Arten hier weniger nöthig.

Die *Insecten* (S. 529) sind gröfstentheils nach dem Linné geordnet, doch hat sich der Vf. durch des Hn. Fabricius System auf bestimmtere Gattungen führen lassen. Hr. B. nimmt folgende zehn Familien der Insecten an: Käfer, Halbkäfer, Perlfliegen, Wespenarten, Fliegen, Blutsauger (cimicaria), Saftsauger, Schmetterlinge, Sechsfüfse und Vielfüfse. Diese Familien haben Unterabtheilungen und die Gattungen sind ausführlich und mühsam behandelt. Man mufs sie hier, wie bey den folgenden Klassen der Würmer und Mineralien, der Kürze halber übergehen. Von der Klasse der *Würmer* (S. 659) giebt Hr. B. folgende eilf Familien an: Eingeweidewürmer, Borstenwürmer, Eyerträger, Schnecken, Muscheln, Straufsköpfe, Warzenwürmer, Zweigwürmer, Blumenthiere und Infusionsthiere. *Mineralien*. S. 736. Ihre Klassen sind Erden, Brennbares, Säuern, Alkalien und Feuerluft. Durch kleine Umrisse sind auf Kupferplatten in octav die mehrsten Thiergattungen gut erklärt. Ueberhaupt gehöret dieses Werk zu den besten ausführlichen Anleitungen zur Naturgeschichte, wie solches auch von dem sonst schon rühmlich bekannten Hn. Vf. zu erwarten war. Bey der grofsen Anzahl der hier beschriebenen Körper war es auch nicht zu verlangen, dafs bey allen Arten die schon gemachten oder gar durch eigene Beobachtungen noch anzustellenden Verbesserungen in der Beschreibung, angebracht seyn sollten.

Tübingen, in der Cottaischen Buchh.: *Beyträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Wirtemberg; Nach der Ordnung und den Gegenden der daſſelbe durchſtrömenden Flüſſe*, von M. *Gottl. Fried. Rosler*. Zweytes Heft. 1790. 272 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Nach der schon bekannten Einrichtung liefert dieses zweyte Heft naturhistorische und technologische Nachrichten von einem beträchtlichen und merkwürdigen Theile des Herzogthums Wirtemberg, nemlich den Ammer-, Echatz- und Ermefluss, ihren Gebieten und Gegenden, auch der zwischen ihnen in den Neckar fallenden Bäche. Ein Theil der Ammer stürzt sich, oberhalb der Neckarbrücke bey Tübingen, durch eine grofse gewölbte Dohle mit Heftigkeit in den Neckar. Hierzu war das grofse Unternehmen erfoderlich, eine Bergkette zu durchschneiden, welche das Ammer- und Neckarthal von einander trennte, und welche sich von Luftnau bis Hirschen erstreckte, um dem Wasser aus dem Ammerthale, welches davon überschwemmt wurde, schon zu Tübingen einen Abfluss zu verschaffen. Im J. 1482, nach wahrscheinlichern Angaben 1450, wurde dieses Werk zu Stande gebracht, das nach der Aeufserung Hn. Plouquet's einen römischen an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Wegen verschiedener Erdfälle und mineralogischen Producte, welche der Vf. nach einem Aufsatz des Amtspfleger Dietz anführt, ist noch aufserdem die Gegend um die Ammer merkwürdig. Herrenberg im Ammerthal war zu Pestzeiten wegen seiner gesunden Lage ein Zufluchtsort. Von dem zu seiner Zeit berühmten und wegen der Rosenkreuzerey berüchtigten D. *Joh. Valent. Andreae* erfährt man (aus einer wenig bekannten Schrift: in honore doctorali. Tubing. 1642.), dafs von 1634—1641 im Wirtembergischen durch die Pest 345,000 Menschen sind aufgerieben worden. Ausführlich beschreibt der Vf. das orographische um den Echaz, und das merkwürdige Nebelloch. Von Erzen findet sich hier keine Spur, nicht selten findet man aber Petrefacten. Im XIIIten St. des Naturf. führt Hr. Prof. Gmelin die in dem Nebelloch entdeckten Mineralien auf. Die Pflanzen dieser Gegend bestimmte Hr. Kerner; ob aber immer mit gleicher Gewifsheit? — wenigstens scheinen uns einige zweifelhaft. Ueberhaupt müssen wir von dem Vf. rühmen, dafs er mit allem Fleifs das oro- und hydrographische, so wie das mineralogische, dieser Gegenden angezeigt hat.

GESCHICHTE.

Paris, in der königl. Buchdruckerey: *Principes de Morale, de Politique et de Droit public, puiſés dans l'hiſtoire de notre Monarchie, ou Discours ſur l'hiſtoire de France.* Par M. *Moreau*, Hiſtoriographe de France. Tome Vingt unième. 1789. 1 Alph. 3 Bogen gr. 8. (1 Rthlr. 2½ gr.)

Um die reichhaltige Regierungsgeschichte des heiligen Ludwigs, die schon im vorigen Bande (s. A. L. Z. 1788. B. IV. S. 222 f.) angefangen war, nach dem dazu reichlich vorhandenen Stoff, besonders auch in Rücksicht seiner Gesetzgebung, zu schildern, bedurfte es noch des gröfsten Theils dieses Bandes. Hr. M. hatte schon in dem vorherigen verkündigt, dafs dieses Stück vielleicht keines der uninteressantesten seines Werks werden würde; und so finden wir es jetzt wirklich. Es hat zwar nicht an Männern gefehlt, die die bekannten *Etabliſſements de St. Louis* systematisch zu ordnen und den Geist dieser Gesetze des dreyzehnten Jahrhunderts darzustellen bemüht waren. Der neueste, den Rec. kennet, ist der Abbé *Velly* in seiner *Hiſtoire de France* T. 6. p. 101 sqq. (nach der Ausgabe in 12. vom J. 1761.) Allein, weder er, der nicht einmal Rechtsgelehrter war, noch andre, haben jene Gesetze in gehörige Ordnung zu bringen, ihren Sinn überall gehörig zu fassen und die richtige Anwendung derselben zu machen verstanden. Hr. M. zeigt (S. 129), dafs diese *Etabliſſemens* (*Stabilimenta*, Satzungen) nicht als ein Gesetzbuch, das Ludwigen zum Urheber habe, sondern als eine Sammlung der Gebräuche anzusehen sey, die er schon eingeführt fand, und die seit 200 Jahren das Resultat von Verträgen, die der Anarchie ein Ende machten, und von Endurtheilen der Kronvasallen, die ihren Unterthanen das aufgelegte Joch erleichtern wollten, gewesen waren. Aber es war dies dennoch eine eben so schwere als nützliche Unternehmung. Es mufste eine kluge Auswahl getroffen werden, um wenigstens eine gleichförmige Richtschnur bey Handhabung der Gerechtigkeit zu erlangen und jene willkührliche Rechtsgelehr-

samkeit zu entfernen, die in den meisten Lehen nach Gutdünken der Herren und ihrer Beamten war eingeführt worden. Die Sammlung wurde unter Ludwigs Augen durch kluge und gelehrte Männer (*par grand conseil de sages hommes et de bons clercs*, wie es im Eingange zu diesem ehrwürdigen Denkmal der Mittelzeit heisst) veranstaltet. Der Vf. hat bemerkt, dass, wenn man die, von demselben Ludwig veranstalteten, Gesetze für die christlichen Staaten im Orient (*les Assises de Jerusalem*), die *Etablissemens* und die Rathschläge des bekannten *Peter Desfontaines*, hinter einander weg liefet, man sich überzeugt fühle, dass diese drey Werke gewisse Beziehungen auf einander haben, dass sie fast zu einer Zeit verfertigt worden und dass sie einerley Bestimmung hatten, nemlich die Geisel der willkürlichen Gewalt von dem Volke zu entfernen. Hr. M. hat diesen dritten Theil seines 22sten Discurses in 3 Artikel abgetheilt. Im ersten zeigt er unter andern, was für eine traurige Gestalt die Justiz und Gesetzgebung in Frankreich vor Ludwig dem 9ten gehabt habe. Im zweyten legt er den Inhalt der vornehmsten Verordnungen dieses Monarchen vor, welche in den *Etablissemens* immer als bekannt vorausgesetzt werden. (Auch Hr. M. glaubt an die Aechtheit der bekannten pragmatischen Sanction Ludwigs des 9ten.) Im dritten und längsten Artikel wird, nach Anleitung jener Satzungen, die Justizpflege bey den verschiedenen Richtstühlen jener Zeit und die übliche Art und Weise, Gerechtigkeit zu erlangen und Processe zu führen, geschildert, besonders das Lehnwesen des 13ten Jahrhunderts (S. 227 — 278.)

Im 23sten Discours S. 312 — 392) beschreibt der Vf. nach seiner Weise die Geschichte Frankreichs unter den Nachfolgern Ludwigs des 9ten bis auf Philipp den 6ten aus dem Hause Valois. Hier und da, besonders auch in der Vorrede, werden feine Seitenblicke auf den allzuraschen Reformationsgeist der jetzigen Nationalversammlung geworfen.

Leipzig, b. Weygand: *Geschichte der Ukrainischen und Saporogischen Kasaken* — von *Karl Hammerdorfer*, öffentl. Lehrer auf der Univers. zu Jena. 1789. 200 S. gr. 8.

Dieses ist ein Auszug aus den 1788. in zwey starken Octavbänden zu Paris erschienenen Schererischen *Annales de la petite Russie*, die zwar viel zuverlässiges und zum Theil neues, mit unter aber auch Irrthümer und überflüssige Dinge enthalten und nichts weniger, als ordentlich eingerichtet sind. Hr. H. machte daraus, mit Weglassung des unbrauchbaren, gegenwärtige Geschichte, in welcher zuerst kurze Nachrichten von der natürlichen Beschaffenheit der Ukraine und dem Dnepr, den hineinfallenden Flüssen und den daran liegenden Orten vom Samarafluss bis Otschakow und Kinburn vorkommen. Nach diesen folgt die Geschichte der Kasaken, die sich auf authentische, aus Originalhandschriften gezogene Handschriften gründet. Das wesentliche der vielen am Ende des zweyten Bandes von Scherern angehangten Urkunden hat Hr. H. gleich unter den Text in Noten gebracht. Dieser Geschichte des Volks wird sodann die von Scherern verfertigte Geschichte seiner Häupter, der Attamans, beygefügt, jedoch mit Uebergehung alles dessen, was entweder ganz unnöthig war oder schon im Vorhergehenden seine Stelle fand. Zuletzt kommen Nachrichten von der politischen, kirchlichen und sittlichen Verfassung der Kasaken in der Ukraine und der Saporoger. — Diese Arbeit verdient allen Liebhabern der Geschichte empfohlen zu werden. Einsicht und Sorgfalt des Vf. oder Uebersetzers sind dabey unverkennbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Stuttgardt*, in der akademischen Buchdruckerey: *Giebt es für die wichtigsten Lehren der theoretischen sowohl als praktischen Philosophie, ungeachtet aller Widersprüche der Weltweisen, doch noch gewisse allgemein brauchbare Kennzeichen der Wahrheit?* Eine Rede am Geburtstage des Herzogs von Wirtemberg, von *Christ. Gottfr. Bardili*, Professor an der hohen Carlsschule. 1791. Die ächten Wahrheitsgründe einer philosophischen Lehre können zwar an sich selbst nur philosophische, und nicht historische, seyn. Allein eben diese Vernunftgründe lassen sich doch historisch erläutern, indem man die Spuren ihrer Wirkung überall, wo die menschliche Vernunft wirksam gewesen ist, entdeckt und vorzeigt. Aus diesem Gesichtspunkt ist der gegenwärtige Versuch des Hn. B. zu beurtheilen, worinn er die Grundlinien der Geschichte des Begriffes von Gott und des Glaubens an ihn entwirft, um zu zeigen, dass die menschliche Natur gleichsam instinctartig die Grundidee dazu hervorgebracht, durch alle Zeitläufte der Menschheit und beynahe durch alle Nationen hindurch erhalten; dass der Mensch *als Mensch* dieser Lehre nie widersprochen, und dass sich immer die edelsten Empfindungen, Entschlüsse und Wendungen daraus erzeugt haben. Der *Titel* ist wohl nicht ganz dem Inhalt angemessen, weil er *Kennzeichen* der Wahrheit verspricht, da die Schrift selbst nur eine *historische Erläuterung* der in der Menschenvernunft selbst liegenden nothwendigen Gründe und Merkmale unsrer wichtigsten Ueberzeugungen liefert. Als solcher betrachtet, verdient sie alle Aufmerksamkeit und sie ist ein neuer Beweis, dass es dem Hn. Prof. *Bardili* weder an Talent noch an Kenntniss fehle, um nicht nur als ein würdiger Lehrer seinen akademischen Zöglingen, sondern auch als Schriftsteller besonders im Fache der Geschichte der Philosophie einem grössern Publikum zu nützen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. Julius 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in der Andräischen Buchhandl.: *Medicinische Fragmente und Erinnerungen* von *M. A. Weikard.* Mit einem Kupfer. 1791. 213 S. in 8. *Nachtrag zu Weikards medicinischen Fragmenten, von dem Verfasser.* 47 S.

Die innere Geistesthätigkeit eines Arztes von ausgezeichneten Talenten bey den mannichfaltigen Auftritten einer ausgebreiteten, nun schon lange fortgesetzten, Praxis wahrzunehmen, muss für jeden, der in gleichen Verhältnissen lebt oder sich zu denselben vorbereiten will, höchst anziehend und lehrreich seyn, zumal wenn sie die wahre Richtung hat, und ihre Gegenstände tiefer zu erforschen aufgelegt und fähig ist. Aus diesem Gesichtspunkt gefasst, haben diese Fragmente, wie alle Weikardischen Schriften, einen Werth, der selbst unsern klassischen Werken selten eigen ist. Man *sieht* ihn beobachten, das Eigenthümliche des Falls auffassen, die Idee von seiner Natur und Behandlungsart bilden, sie berichtigen, erweitern, bestätigen, selbst oft verwerfen, je nachdem dieser oder andere ähnliche Fälle sich mehr entwickeln. Wahrlich eine treffliche Schule für den angehenden praktischen Arzt, wie er sie in den mehresten gepriesenen klinischen Anstalten und Krankenhäusern nicht finden wird. Hr. W. hat nie vorgefasste Meynungen, allgemeine Sätze, sondern immer den einzelnen Fall im Auge, ob er ihn gleich zu Räsonnements oft benutzt, die nicht selten einseitig sind. Um sich selbst uns in seinen Schriften zu geben, nicht blos die Resultate seiner Erfahrung zu erzählen, sondern den Geist derselben, sein ganzes praktisches Benehmen so lebendig darzustellen, musste er schreiben, wie er denkt und mit seinen Kranken spricht, ohne alle Rücksicht auf das Publikum; daher sein Vortrag, der sonst freylich gedrängt und lebhaft ist, doch so manche Unvollkommenheiten hat, durch niedrige, undeutsche Worte und Wendungen und geschmacklose Witzeleyen so oft sinkt. Fehler, die hier durch andere Tugenden aufgewogen, und zum Theil selbst durch diese fast nothwendig gemacht werden; aber doch immer anstösig bleiben. Doch nicht blos für die Künstler, für die Kunst selbst, haben die W. Schriften grosen Werth. Sie enthalten einen Schatz von reinen, zuverlässigen Erfahrungen, in denen das Bedeutende mit grosser Kunst ausgehoben und unvermischt mit Hypothesen, zu denen der Vf. bey aller seiner Empirie doch hinneigt, dargestellt ist. Manches scheint unbedeutend, führt aber weiter, als man anfangs glauben sollte; vieles scheint längst bekannt zu seyn, ist aber durch die Verbindung, in die es gebracht ist, durch die Bestimmung, die es erhalten hat, und oft durch die Bestätigung, die es nöthig hatte, erst praktisch n u and richtig geworden, wofür unsere Cathedermanner und Heftarzte es schon längst nahmen. Viele Schulbegriffe und manchen Schlendrian bestreitet der Vf. Der Geist der Untersuchung und die Begierde, Wahrheit zu finden, sind stets in Thätigkeit. Gesetze der thierischen Oekonomie und physiologische Wahrheiten, die oft erfahrungsmäsiger sind, als allgemeingeltende praktische Grundsätze; aber weil sie aus einer falschlich theoretisch genannten Wissenschaft entlehnt werden, selbst von denkenden Aerzten nicht geachtet werden, weis Hr. W. sehr fruchtbar für die Praxis zu machen. Schade, dass die Schriften anderer Aerzte, wenn sie mit seinen Ideen nicht übereinstimmen, so wenig in seinen Augen gelten. Hier liegt die Quelle der grosen Einseitigkeit und Schiefheit seiner Vorstellungsarten. Weniger historische Zweifelsucht und mehr historische Kritik, und Hr. W. wäre der erste Arzt seiner Zeit. Um ein Beyspiel anzuführen, so ist ihm Gichtmaterie in Schwindsuchten, Schlagflüssen, Nervenkrankheiten u. s w. am thätigsten, und er dehnt den Einfluss dieser Schärfe so weit aus, dass es ihm wahrscheinlich ist, dass das venerische Gift Gichtmaterie sey, die durch den Schleim der Geburtstheile, durch ihre Gefasse und eigene Wirkungskraft ganz anders, als in Gelenken, modificirt wäre!!

Die Mannichfaltigkeit des Inhalts, der sich zum Theil auf frühere Schriften des Vf. bezieht, erlaubt uns blos, die interessantesten Ideen auszuheben; verbietet uns aber alle weitläuftige Erörterung. Nur einige Anmerkungen konnten wir nicht zurückhalten. Zuerst seine alte Theorie von Schnupfen, Flüssen u. s. w. Die Feuchtigkeit, die aus ausdünstenden Gefasen durch die Haut verraucht, soll blos dazu dienen, Haut und Epidermis geschmeidig zu machen, — so wie sich in allen Höhlen des Körpers ein ähnlicher Dunst zu einer ähnlichen Absicht findet. Jene Feuchtigkeit kann freylich dicker, schärfer, riechender werden, nach Verhältnisse, wie die übrige Säftenmasse alterirt ist. Daher riecht man so oft die Unpäslichkeit an Athem und Ausdünstung. Aber solche Aenderung ist Wirkung, nicht Ursache der Unpäslichkeit. Man stellte sich ehemals vor, dass unter der Haut schädliche Feuchtigkeit *ergossen* wäre, welche durch die Schweifslöcher verrauchen müsste. Diese Vorstellungsart setzt die Möglichkeit einer *Transudatio per poros* voraus, die in der thierischen Oekonomie nicht Statt findet.

Sanctorius Wage trauen auch wir wenig, aber doch möchten wir die Ausdünstungsmaterien nimmermehr blos zur Geschmeidigkeit der Haut dienen lassen. Sie wird in zu grosser Menge abgesondert, giebt sich immer mehr

oder weniger, als ein verdorbener Saft zu erkennen, unter den Achseln und an den Füfsen und in einigen Menschen vorzüglich; sie kömmt nie in den Körper zurück, wie der Dunst, der auf den innern Oberflächen ausdampft. Organe, die so oft und leicht, als die der Haut, in Krankheiten gebraucht werden, den Körper von verdorbenen Massen zu befreyen, müssen im gesunden Zustand, wenn gleich minder auffallend, eine ähnliche Function haben, und als reinigende Organe angesehen werden können. Hierzu ist keine Transudatio per poros erfoderlich. Die Gefafse, die die geschmeidigmachende Feuchtigkeit nach dem Vf. absondern, scheiden nach unserer Meynung eine der Verderbnifs nahe oder von ihr schon ergriffene ab. Nichts desto weniger sind wir aber mit ihm einstimmig, dafs unterdrückte Ausdünstung nicht Ursache der Catarrhe und Rhevmatismen ist; aber als eine Folge derselben müfsten wir sie annehmen, die andere Krankheitszufalle erregen kann, wenn sie lange im Blute zurückgehalten wird. In der Haut stockt und sammelt sie sich aber allerdings nicht.

Zur Bestätigung seiner bekannten Ideen vom Schlagfluss führt er an, dafs die Versuche, die der jüngere Walter gemacht hat, um die Communication der Leberschlagadern mit dem Pfortadersystem an Leichen durch Einsprützungen zu beweisen, immer nur, wie er gefunden habe, bey jenen mislungen wären, die an Schlagflüssen und Epilepsieen gestorben wären. Zum Beweise, dafs bey solchen Krankheiten in dieser Gegend grosse Veränderungen müfsten vorgegangen seyn. Schlagflüsse sollen meistens Vormittags, wo der Magen reizbarer und zu Krämpfen geneigter ist, befallen; Vormittags, wo die Anhäufung des Blutes im Kopfe sollte am geringsten seyn. Manche fielen, als sie mit der Suppe den Anfang machen wollten. Der Augenblick, in dem man zu Tische geht, wäre gefahrlich, und dann manchmal die Zeit, in der die Dauung zu Ende ist. Die Schlagflüsse zu befürchten haben, sollten ihre Mahlzeit lieber mit einer festen Speise, als mit einer Suppe anfangen. — Der Gordius aquaticus L. findet sich in den Kanälen von Petersburg, auch im Newafluss. Er kriecht denen, die sich baden oder im Wasser aufhalten, in die Haut, und mit der Zeit entstehen die schlimmsten Zufalle, Knoten, Geschwüre, Beinfrafs, wovon man die Ursache oft nicht vermuthet. Lob der Jalappe gegen den Bandwurm und andere Würmer, besonders wenn viel Baumöl dazwischen gegeben wird. — Von gelehrter Unterscheidung der Ursachen scheint Hr. W. bey der Wassersucht nicht viel zu erwarten. Er theilt die Mittel mit, die am sichersten das Wasser ausleeren. Die Digitalis purpurea sahe er nie mit Nutzen geben. — *Etwas von venerischen Krankheiten.* Waschen und Bähen mit einer dicken Auflösung von venetianischer Seife, oder einer Auflosung eines Quentchens Aetzstein in zwey Pfund Wasser oder mit Kalkwasser oder auch mit Essig waren die Bewahrungsmittel, die man Hn. W. aus Erfahrung lobte. Die Ausbreitung der Krankheit sey allein durch privilegirte, gehörig organisirte und gut verwaltete Freudenhäuser, durch Bekanntmachung der Zeichen der Ansteckung und einfacher und zuverlässiger Vorbauungs- und Heilmittel zu hemmen. Ueber Tripper und Chanker viele einzelne, eigenthümliche Bemerkungen, und manchen Wink zur bessern Behandlung. Der Vf. ist ein Anhänger der neuern Heilungsarten, die er berichtiget, bereichert und oft modificirt. Dafs sie ein fünf und zwanzig Jahr practicirender Arzt empfiehlt, wird Vielen wichtiger seyn, als dafs dieser Arzt *Weikard* ist, da man kürzlich *berechnet* hat, dafs Girtanner weniger Jahre die Kunst ausübt!!! Opium in Einsprützungen soll nichts zur Heilung des Trippers beytragen, was unserer Erfahrung nun gar nicht gemäfs ist. Er läfst um das Glied beständig Compressen mit Bleywasser *kühl* legen und auch damit Einsprützungen machen. Kalkwasser und eine Auflösung des Aetzsteins waren mehrentheils zu reizend. Ersteres lobt er beym Nachtripper. Die abgebildete runde stumpfe cylindrische Spritze scheint viele Vorzüge zu haben. Sie hat vorne nur eine Oeffnung, wie eine Nadelspitze, die man auf der Mündung der Harnröhre hält. Nach einem Beyschlaf, der wahrscheinlich unrein war, will der Vf. einigemal *venerische* Hodenschwulst ohne alle Zufalle von Tripper und Chanker gesehen haben. (Hatte diese Hodengeschwulst die Lustseuche zur Folge oder sonst etwas Eigenes? Wir wünschten wohl zu wissen, warum er sie für venerisch hielt. Sie entsteht sonst aus ganz andern Ursachen.)

Gegen den Fothergillschen Gesichtsschmerz half in einem Fall Einreiben der Mercurialsalbe an den leidenden Theilen. Das, was Hr. W. von aloetischen Mitteln sagt, wird ihren Gebrauch allgemeiner machen, bey dem man aber keine der Vorschriften vernachlässigen mufs, die er mit Scharfsinn aus Erfahrung entwickelt. Unsere neuern Aerzte hängen den antiphlogistischen Methoden zu sehr an, die nicht allenthalben hingehören. Wie wichtig es sey, dafs Personen, die an krampfigen Ziehungen, Nervenkrankheiten, eingewurzelten Kolikschmerzen und Uebeln von zerstreuter Gichtmaterie leiden, keine kalte Füfse haben. Er läfst zu dem Endzweck alle Abende die Füfse mit Canthariden tinctur reiben. Eine hartnäckige krampfige Engbrüstigkeit wurde durch dieses einfache Mittel gehoben. Gegen Mutterblutflüsse war einigemal Baumöl und Essig $\frac{aa}{}$ am allerwirksamsten, alle 2 St. 1 Esslöffel. An die innere Kopfwassersucht hat Hr. W. keinen Glauben. Er findet ihre Zeichen zu unbestimmt angegeben, und behauptet, man würde bey vielen Kindern, die an Convulsionen oder bösen Fiebern sterben, Wasser mit allen angegebenen Eigenschaften im Kopfe finden, das aber erst nach dem Tode oder beym Sterben dahin gekommen sey. Nach *gestopftem* weifsen Flusse entstanden Speichelfluss, weifser Schleimabgang durch den Stuhl, häufiger Abgang aus dem Ohr. Hr. W. heilt den weifsen Flufs, indem er Dauung und Säfte bessert, die Säfte von diesen Theilen ableitet, nachdem er seine Ursachen gehoben hat, und dann einfaches mit Chinarinde abgegossenes Kalkwasser äufserlich gebraucht. (Topische Mittel sind die wirksamsten gegen dieses Uebel, das äufserst lästig und zerstörend ist. Man hat aber noch nicht die verschiednen Falle bestimmt, in denen sie Anwendung leiden, und mit welchen Modificationen. Viele Aerzte fürchten sie daher mit Recht; aber *scheuen* sollte man sie nicht!) Die Wirkung der festen Theile auf die flüssigen, vorzüglich im kranken Zustande, erläu-

Digitized by Google

erläutert der Vf. aus einfachen, aber sehr interessanten, Beobachtungen und Erfahrungen, um zu dem Satz zu kommen, dass die angehäuften, verdorbenen Säfte des Unterleibes nicht Ursache, sondern Wirkung, des Fiebers sind. Sie müssten aber nichts desto weniger ausgeleert werden. Doch nützten die Ausleerungsmittel nicht bloss, insofern sie sie wegschafften. Ob nun nicht erweichende, und in gewissen Fällen, um Revulsion oder Gegenreiz zu bewirken, auch reizende Mittel öfterer und zweckmäßiger könnten angewendet werden, um das Fieber selbst im Anfang zu heben? Man würde manche Krankheit verhüten können, wenn man die Spannung und Thätigkeit bey gewissen Theilen vermindern, und bey andern Theilen verstärken könnte. (Treffliche Ideen, die zumal jetzt unsern deutschen Humoralärzten, (nicht Humoral-*pathologen.*) nicht nahe genug gelegt werden können. Sie können sich nur durch die von Reil zu weit ausgedehnte Hypothese der Polycholia schützen, in sofern hauptsächlich von Halle die Rede ist.) — H. W. wollte einst einen Preis für die Frage aussetzen: Welches Unheil kann in einem Staat durch unwissende Leibärzte und Leibwundärzte entstehen? — Er lässt nach geheilten Trippern oft die flüchtige Salbe in die Gegend der Vorsteherdrüse einreiben, um etwanige Verstopfungen derselben zu heben. Ein weiser, zu befolgender Rath, da hartnäckige und gefährliche Urinverhaltungen dadurch verhütet werden. Erregt zurückgetretne Gicht keine Entzündungszufalle, so soll Ingwer ein vortreffliches Mittel seyn.

Der *Nachtrag* ist gegen zwey Recensionen seiner Fragmente in der Erfurter und Mainzer gel. Zeit. gerichtet. Er nennt die Professoren Hecker und Molitor als Verfasser derselben. Wir wissen nicht, in welchem Grad er gereizt worden ist; aber es ist uns unbegreiflich, wie ein gelehrter Arzt, der an Höfen und in grossen Städten lebte, sich, seinen Stand und das Publicum so weit vergessen kann, dass er Hn. Hecker — ungern schreiben wir es ab — einen *Laffen* (S. 15.) nennt, der hier als *Bösewicht* oder *Ignorant* spricht (S. 21.) *ein Pfui vom Professor* (S. 35.) Ein dreymaliges *O Pfui!* setzt er selbst hinzu, das hier gewiss an seiner Stelle ist.

Wien, b. Kurzbek: *Aretaei Cappadocis de causis et signis acutorum et diuturnorum morborum libri quatuor. De curatione acutorum et diuturnorum morborum libri quatuor.* 1790. LVI und 506 S. 8.

Der Buchhändler hat aus der Wiganschen griechisch-lateinischen Ausgabe dieses Schriftstellers die lateinische Uebersetzung des Wigan, nebst den erläuternden Stellen, die Wigan unter der Uebersetzung angeführt hat, und dem lateinischen Register des Wigan, abdrucken lassen. Vor dieser lateinischen Uebersetzung des Textes stehen die Abhandlungen des Wigan von dem Zeitalter, in welchem Aretäus lebte, von der Secte, welcher Aretäus beypflichtete, und von den anatomischen und praktischen Kenntnissen des Aretäus abgedruckt. Wigan's schöne und vollständige Nachrichten von den Ausgaben des Aretäus hat der Buchhändler nicht mit abdrucken lassen, und diese würde man vielleicht lieber gelesen haben, als die kleine Vorrede, in welcher Hr. von K. von seiner Unternehmung Nachricht giebt. Druckfehler haben wir in diesem Abdruck nur sehr wenige gefunden, der daher denen, die den Aretäus in der besten Uebersetzung lesen wollen, die man bis jetzt hat, empfohlen zu werden verdient.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Köhler: *Auswahl der besten prosaischen Aufsätze der Ausländer für Deutsche. Erstes Bändchen.* 1790. 275 S. in 8. (16 gr.)

Man hat schon mehrere Sammlungen dieser Art, worinn entweder kleinere Aufsätze aus den periodischen Schriften der Ausländer oder Stellen aus grösern Werken derselben übersetzt sind. Wählt man dazu solche Stücke, von denen zu vermuthen steht, dass sie nicht auf irgend einem andern Wege dem deutschen Leser werden mitgetheilt werden, und sind diese Stücke an sich selbst lehrreich und unterhaltend; so haben dergleichen Sammlungen unstreitig ihr Gutes. Nur möchten sie, wenn ihrer mehrere zu gleicher Zeit erscheinen, in der Wahl solcher Aufsätze leicht mit einander collidiren. Die hier angefangene Sammlung scheint des Titels einer *Auswahl* nicht unwerth zu seyn, wenn es gleich von den darinn vorkommenden Aufsätzen, der Strenge nach, nicht gelten möchte, dass sie gerade die *besten* wären. Man findet hier: 1) *Fragmente einer grosen Sittengeschichte.* Sie sind aus dem grosen französischen Werke: *Histoire Générale de la Vie privée des Francois dans tous les tems* genommen, und betreffen vornehmlich die Geschichte verschiedener Erfindungen, Gebräuche, Spiele, Kleidertrachten u. dgl. Allzu genau scheint dabey eben nicht nachgeforscht zu seyn. 2) *Geschichte Wilhelms von Palermo, und der schönen Meliora, seines Liebchens*; aus einer alten französischen Handschrift eines Ritterromans auf dem vierzehnten Jahrhunderte. 3) *Fragmente aus den babylonischen Annalen des Berosus, (Berosus) die Sündfluth betreffend.* Hätte recht gut wegbleiben können. 4) *Das Ballett der Königin*; oder Nachricht von einem prächtigen Schauspiele, welches im sechszehnten Jahrhunderte zu Paris gegeben wurde. 5) *Zur Geschichte der Pariser Bluthochzeit*; aus Handschriften. 6) *Ein Gemälde von Karl dem Grosen*; aus den alten französischen Chroniken von St. Denis entlehnt. 7) *Die Nymphe von Flossolano*; eine Erzählung nach *Boccaz.* 8) *Nachricht von den grosen Hofbedienungen der alten Könige von Wallis.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Heilbronn, in Comm. der Eckebrechtschen Buchh.: *Unterhaltungen am Tage des Herrn, zur Beförderung des häuslichen Gottesdienstes.* Von *Johann Christoph Friedrich Bleisler*, Stadtpfarrer. 1789. 260 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er für den grösern Theil des christlichen Publicums geschrieben habe, und versteht wahrscheinlich die unwissendern, nicht aufgeklärten Volksklassen darunter. Aber auch für diese hat-

te er ganz anders schreiben müssen, wenn sein Buch wahre Erbauung stiften, und zur Bildung des Verstandes und Herzens etwas beytragen sollte. Leider besitzt es keine Eigenschaften, welche dazu erfodert werden. Die abgehandelten Materien zeigen nicht im geringsten von einer zweckmäfsigen Auswahl, und die Sprache, worinn dieselben vorgetragen werden, welche der Vf. wahrscheinlich für sehr populär hält, ist allen unstudirten Christen unverständlich. Es ist die gewöhnliche theologische Schul- und Compendiensprache, rauh und holperig, ohne Kraft und Nachdruck, ohne alle Schönheit und Gefälligkeit. Die Sprüche der Bibel können unmöglich ausgesucht, sondern müssen nur so zusammengerafft seyn, wie sie dem Vf. einfielen. Auf Erklärung der angeführten Stellen läfst er sich nirgends ein, scheint auch zwischen dem A. und N. Testamente keinen Unterschied zu machen, weil er *christliche* Wahrheiten frisch weg aus *jenem* beweist, und *Jesum* oft ganze Verse aus den *Psalmen* beten läfst. Nicht selten wird der Vortrag noch durch spielende, tändelnde Ausdrücke verunstaltet, die, wie das *himmlische Zion* und *Jerusalem*, längst aus der Mode gekommen sind; und schon daraus läfst sich schliefsen, dafs das Christenthum unsers Vf. sehr mit jüdischem Sauerteige vermischt seyn werde. Wir können uns freylich Leser denken, welche an Erbauungsbüchern dieser Art Behagen finden, zweifeln aber, ob solche ungesunde Speisen, welche sie aus Unwissenheit verschlucken, auch gedeihlich für sie seyn mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Wittenberg*: *De lege criminali in Lusatia superiori A. MDCCLXXXIV. promulgata.* Diss. inaug. quam d. XI. Nov. MDCCXC defendit *Christian(us) Gottfried Meisner*, Syndicus prov. Lusat. superior. et Colleg. Equestr. ad res pupillar. Circuli Budissin. Adiunctus. (34 S. in 4.) Der Gegenstand, von dem uns der nunmehrige Kursächs. Appellationsrath, Hr. D. Meifsner, in dieser Schrift Nachricht ertheilt, hat für den Statistiker und Criminalisten um so mehr Interesse, je weniger die oberlausitzer sonderbare, gröfstentheils aristokratische, Verfassung im Auslande bekannt ist, und je seltener die Schriften, aus denen wir die Kenntnisse von diesem Lande schöpfen können, von Männern herrühren, die, wie Hr. M., aus ächten Quellen zu schöpfen Gelegenheit hatten. — Im J. 1562 erhielten alle oberlausitzische Vasallen, so wie die Magistrate der Sechsstädte, von Ferdinand I. die Obergerichtsbarkeit. Nach einem sehr löblichen und gerechten Grundsatze haben nun die Obrigkeiten zwar die *Nutzungen* dieser Gerichtsbarkeit für sich behalten; die *Lasten* und *Kosten* derselben aber weislich den Unterthanen aufgebürdet. Als aber in der Folge für einzelne, manchmal nur aus 3 bis 4 Hütten bestehende, Gemeinden, die Bestreitung der Kosten ohne Ruin der Unterthanen unmöglich war, und daher nicht selten die schwersten Verbrechen aus Furcht vor den Kosten ununtersucht und unbestraft blieben: suchten die Stände ein Mittel zu finden, wie sie, ohne selbst einigen Antheil an dieser gemeinsamen Landesobliegenheit zu übernehmen, diesem Uebel vorbeugen könnten. Sie brachten daher in den J. 1653 und 1654 eine Anstalt zu Stande, vermöge deren zu Tragung der peinlichen Gerichtskosten allezeit 100 *Rauche* oder *Rauchfänge* (nach welchen auch die Grundabgaben unter dem Namen *Rauchsteuer* abgetragen werden) vereinigt beytragen sollten. Allein, als durch neue Nachlässigkeiten der Gerichte das Untersuchungsverfahren dieser Provinz in neue Unordnung kam, erhielten die Stände 1781 vom Hofe ein Rescript, dafs sie das Criminalwesen in bessere Ordnung setzen, und ein höchstes Criminalgericht in der Provinz errichten sollten. Da das Letztere den Patrimonialgerichten, dieser Quelle der Justizunordnung und diesem Götzen des deutschen Landadels, Eintrag zu thun schien, so wurde die löbliche Absicht des Kurfürsten in diesem Puncte nicht erreicht; statt dessen aber von den Ständen der *Ritterschaft* (denn die *Sechsstädte* traten dieser Einrichtung *nicht bey*,) eine *Landescriminalkasse* errichtet, deren Form in dem deshalb den 1. März 1784 publicirten *Regulativo* (an dessen Fertigung Hr. M. als Landsyndicus selbst Antheil gehabt zu haben scheint,) bestimmt ist. Vermöge dieses Gesetzes nun ist die Einrichtung mit den zusammengeschlagenen Rauchen ihrer Nachtheile und Unbequemlichkeiten halber aufgehoben, und statt dessen für den Budissinischen sowohl, als Görlitzischen Kreis, eine allgemeine *Criminalkasse* errichtet worden, zu welcher abermals die *Unterthanen* die Kosten dergestalt hergeben, dafs diese Beyträge von Zeit zu Zeit nach dem eintretenden Bedürfnisse durch ausgeschriebene *Rauchsteuern* aufgebracht werden, doch so, dafs auch die sonst rauchsteuerfreyen Nahrungen Beyträge thun müssen. Zugleich hat man die Streitigkeiten unter den verschiedenen *Foris* aufgehoben, und die Untersuchung ohne Unterschied dem *Foro delicti* zugeeignet; das in dieser Provinz publicirte kursächs. Generale vom Verfahren in Untersuchungssachen von 1783 von Neuem eingeschärft; auf die neu revidirte Criminalunkostentaxe verwiesen und ähnliche gute und zweckmäfsige Anstalten getroffen, durch welche auch besonders die Unterricnter besserer Aufsicht unterworfen worden zu seyn scheinen. Die Gerichtsobrigkeiten müssen nun freylich ihre Unterthanen, in sofern diese aufnören sollten, zahlbar zu seyn, bey der Criminalkasse vertreten. Allein dafs die Herren Stände für sich und andere Gerichtsherrschaften einen Beytrag zu dieser zur gemeinen Sicherheit dienenden Anstalt resolvirt hätten, davon findet sich hier keine Spur. Es wäre aber höchst übereilt, deshalb zu schliefsen, dafs ein dergleichen Beytrag von den Herren Ständen und Rittergutsbesitzern gar nicht geleistet werde; denn es läfst sich ohne Beleidigung nicht annehmen, dafs bey einer *zum gemeinen Nutzen aller Landeseinwohner dienenden Anstalt* gerade die *vorzüglichsten* und *reichsten Grundbesitzer*, (welche noch dazu die *Gerichtsnutzungen* ziehen,) das Gefühl der Gerechtigkeit, Billigkeit und Ehrliebe so sehr verleugnen sollten, um sich von armen Leibeigenen übertragen zu lassen! Wenn übrigens §. V. als ein Hauptvorzug der neuen Einrichtung die *Aufrechthaltung der Obergerichtsbarkeit der Gutsherren* gerühmt wird, so kann man leicht den Schlufs machen, von welchen Grundsätzen man beym ganzen Institut ausgegangen seyn möge. Was läfst sich von Gesetzverbesserungen für Gutes erwarten, die gleich unter der Bedingung und mit dem festen Vorsatze unternommen worden, alte barbarische Misbräuche weder abzuschaffen, noch einzuschränken, und dem Besten des Ganzen auch nicht das Geringste von solchen Rechten mit edler Selbstverleugnung aufzuopfern, welche, so lange sie bestehen, unaufhörliche Hindernisse des Guten seyn werden. Löblich ists übrigens, dafs auf den Fall, dafs ein Mensch mehrere Verbrechen an verschiedenen Orten begieng, die Untersuchung an den Richter verwiesen ist, unter dessen Gerichtsbarkeit das die Untersuchung zunächst veranlassende Verbrechen begangen wurde; eben so löblich, dafs die Untersuchung nicht mehr unbedingt in dem Gerichtsbezirke des Richters vorgenommen werden mufs, u. s. w. Zum Schlufs finden wir noch Nachrichten von der Weigerung des Klosters Marienthal, dieser Einrichtung beyzutreten; ferner von dem wegen der Bestrafung der Verbrecher in foro delicti von der Ritterschaft mit den Sechsstädten geschlossenen Verträgen und den eben dieses Punctes wegen noch fortdauernden Differenzen mit den angrenzenden Meifsnischen Ortschaften.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Julius 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London b. Robinson: *A treatise of the plague* by *Patrick Russel*, M. D. formerly Physician to the Brittish Factory at Aleppo. 583 S. 4., ohne den starken Anhang. 1791.

Rec. nahm diesen dicken Quartband über die Pest mit grosem Mistrauen in die Hand; denn er hatte seit einiger Zeit so viele Schriften über diese Krankheit von Augenzeugen, welche selbst in der Levante gewesen waren, gelesen, und aus allen diesen Schriften so wenig Neues gelernt, dass er auch hier eben so wenig befriedigt zu werden erwartete. Aber während des Durchlesens fand er sich auf die angenehmste Weise getäuscht, und er bemerkte bald, dass das vor ihm liegende Buch eines der wichtigsten medicinischen Werke unsers Jahrhunderts sey. Wir wollen es versuchen, die Hauptideen des Vf. und das merkwürdige Resultat seiner Erfahrungen, in gedrängter Kürze, aber dennoch so ausführlich, als der Plan dieser Blätter erlaubt, unsern Lesern darzulegen. Das *erste* Buch enthält eine historische Beschreibung der Pest zu Aleppo, während drey auf einander folgender Jahre. Im J. 1759 wüthete die Pest zu Constantinopel, in einigen Inseln des Archipelagus und auf der Küste von Klein Asien. Ein Schiff von Konstantinopel brachte diese Krankheit nach Alexandrien, und von da breitete sich dieselbe bald über ganz Egypten aus. Ein Türkisches Schiff von Alexandrien scheiterte an der Küste der Insel Cypern, und brachte die Pest dahin; 70,000 Menschen, Türken, Griechen und auch Christen, starben daran. Im J. 1760 zeigte sich die Pest auch in Syrien, vorzüglich zu Damaskus und Aleppo, wohin dieselbe durch eine Karavane aus Palästina gebracht worden war. Die Juden werden allemal zuerst, und leichter als andere Nationen, angesteckt, und es geschah auch diesmal. Nun schlossen sich die Europäer in ihrem Quartier ein; aber der Vf. blieb in der Stadt, unter den Angesteckten und Kranken, um über die Natur der Pest Bemerkungen zu machen. Im J. 1761 kam die Pest über die herumziehenden Araber in den Gebirgen, und viele starben daran. Ein Stamm der Tschinganen, welcher sein Lager dicht an dem Lager der Araber aufgeschlagen hatte, zog weg, so bald die Pest unter den Arabern ausbrach, und blieb von aller Ansteckung frey. Die Europäer, welche sich eingeschlossen hatten, wurden nicht angesteckt, obgleich rund um sie her Menschen in grosser Anzahl wegstarben. Einzelne Auftritte, welche der Vf. erzählt, sind schrecklich. „Nichts konnte rühren„der seyn (sagt er) als eine Mutter zu sehen, welche, in „voller Gesundheit und mit blühenden Wangen, zu mir „kam, und mich wegen ihres Kindes, das sie auf dem Arme „trug, mit Thränen in den Augen, und mit einem ängstlich „bittenden Blicke um Rath und Beystand anflehte. Wäh„rend sie das angesteckte Kind an ihren Busen drukte, schien „sie ihr Leben für nichts zu achten, und in den zärtlichen „Liebkosungen des Kinds mit ihren eigenen Lippen Gift „einzusaugen.“ Das *zweyte* Buch enthält eine medicinische Beschreibung der Pest. Ausser den Pestbeulen finden sich bey der Pest folgende Symptome: Fieber, Irrereden, Schlafsucht, Schwierigkeit oder gänzliches Unvermögen zu sprechen, Taubheit, trübe Augen, weisse Zunge, schnelles Athemholen, Bangigkeit, Magenschmerz, Unruhe, Schwäche, Ohnmachten, Convulsionen, Schweisse, Brechen, Durchfall, und Blutflüsse. Schwangere verlieren die Frucht, Wöchnerinnen sterben ohne Rettung. Zuweilen ist das zur Welt geborne Kind von der Pest angesteckt, zuweilen aber nicht. Die verschiedenen Arten der Pestbeulen und Bubonen beschreibt der Vf. ausführlich: wir können aber aus diesem Kapitel, ohne allzuweitläuftig zu werden, keinen Auszug geben. Die Curmethode des Vf. war folgende. Er liess in den ersten Tagen nach der Ansteckung dem Patienten zur Ader. Purgiren schien sehr gefährlich, und zuweilen war der Tod die Folge davon. *Minderers Geist* that wenig Dienste. Senfüberschläge auf die Fussohlen, und Blasenpflaster waren von grosem und auffallendem Nutzen; so auch vegetabilische Säuren und Vitriolgeist. Wein, der sonst gute Dienste in faulen Krankheiten thut, konnte hier nicht gegeben werden: denn die Türken durften keinen trinken, und die Christen und Juden wollten nicht. Die Bubonen wurden der Natur überlassen, und niemals, oder selten, künstlich geöfnet. Wenn sie aufbrachen, so wurden sie mit der Basilikasalbe, mit etwas rothem Präcipitat vermischt, verbunden. Bey der Pest finden Rückfalle und wiederholte Ansteckungen statt, und daher ist es ungereimt, die Inoculation dieser fürchterlichen Krankheit zu empfehlen, wie Samoilowitz u. a. gethan haben. Thucidides behauptet zwar, dass, in der Pest zu Athen, niemals eine Person zweymal sey angesteckt worden (δις γαρ του αυτου ποτε και θανειν ουκ επελαμβανε); aber die neueste Erfahrung widerlegt dieses, wie schon Alexander Massaria gezeigt hat. Rückfall und neue Ansteckung sind wesentlich verschieden, und dürfen nicht mit einander verwechselt werden. Unter 4,400 geheilten Pestkranken sah der Vf. nur 28, die zum zweyten mal angesteckt wurden. Eine drey- oder vierfache Ansteckung ist äuserst selten, und dem Vf. kam kein solcher Fall vor. Das *dritte* Buch ist das wichtigste von allen für den praktischen Arzt. Es handelt von dem *Contagium*, von der Ansteckung der Pest. Es ist unbegreiflich, dass Jemand, der die Pest nicht blos allein aus Büchern kennt, sondern selbst Pestkranke gesehen und behandelt hat, noch an der ansteckenden Natur dieser Krankheit sollte zweifeln können, und unbegreiflich bleibt es, dass ein so grosser Artzt, als der ver-

ſtorbene *Stoll* war, daran zweifelte. Der *Vf.* nennt dieſes: *eine voreilige Behauptung*, und widerlegt dieſelbe gründlich. Der ganze Streit beruht auf den unrichtigen Begriffen, welche man mit dem Wort *Anſteckung* verbunden hat. Hiebey kommt es nicht auf Hypotheſen und Muthmaſsungen, ſondern auf Erfahrung an. Von der Peſt, welche zu Marſeille 1720 ausbrach, ſind folgende Thatſachen bewieſen: 1) vor dem 25 May 1720 war in Frankreich keine Peſt. 2) Die Peſt kam nach Marſeille mit einem Schiffe, welches im Monat Februar die Küſte von Syrien verlieſs, und am 25 May 1720 zu Marſeille anlandete. 3) Nach der Ankunft des Schiffes ſtarben einige Matroſen, welche mit demſelben angekommen waren, an der Peſt, und bald nachher brach dieſe Krankheit in der Stadt aus. 4) Offenbar wurden die Geſunden durch die Kranken angeſteckt. 5) Diejenigen, welche ſich ſorgfältig in ihre Häuſer einſchloſſen, und allen Umgang mit den Kranken vermieden, blieben von der Anſteckung frey. Alle dieſe Sätze beweiſt der Vf. unwiderleglich. Die Wirkungen der Anſteckung zeigen ſich gemeiniglich innerhalb zehn Tagen; in den gewöhnlichen Fällen weit früher. Das *vierte* Buch handelt von den Quarantainen. Dafs die Europäer in der Türkey von der Peſt frey bleiben ſollen, iſt ein ungegründetes Vorurtheil, welches durch die Erfahrung widerlegt wird. Alle diejenigen Europäer, welche ſich zu der Zeit einer Peſt nicht ſorgfältig einſchlieſsen, werden krank und ſterben, eben ſo wie die Türken und Juden. Gegen das J. 1484 wurden die Quarantainen zuerſt in Europa eingeführt; doch erzählt Boccaz, dafs ſchon im Jahr 1348 die Stadt Florenz ſich Mühe gab, von der Anſteckung einer damals herrſchenden Peſt befreyt zu bleiben. Man hat behauptet, dafs die Seidenarbeiter in der Levante von der Peſt frey blieben: dieſes iſt aber, wie der Vf. darthut, der Erfahrung keinesweges gemäſs. Eben ſo unrichtig iſt es, wenn behauptet wird, Matroſen und Seeleute würden nicht angeſteckt. Das Betragen der Türken und auch der Europäiſchen Kaufleute, bey dem Anfange einer ausbrechenden Peſt, beſchreibt der Vf. als äuſserſt ſonderbar. Der Eigennutz des Kaufmanns überwindet alle Furcht. Jeder bemüht ſich, dasjenige, was er von der Peſt gehört hat, zu verbergen; jeder ſucht den Andern zu überreden, dafs die Nachricht von der ausgebrochenen Peſt ein ungegründetes Gerücht ſey; und jeder ſucht zu verhindern, dafs der Conſul die Nachricht nicht erfahre, damit nicht durch Quarantainen dem Handel Eintrag geſchehe. „In dem J. 1761" (ſagt der Vf.) „machten ſich die Europäiſchen Kaufleute am „Oſterfeſte die gewöhnlichen Beſuche. Da hörte man nichts „als Glückwünſchungen über das Aufhören der Peſt: und „doch wuſsten alle, dafs die Peſt noch nicht aufgehört hatte. Dem Herrn des Hauſes war bekannt, dafs er ſeine „Gäſte, welche aus verſchiedenen Theilen der Stadt zu ihm „gekommen waren, ſicher fragen konnte, was ſie von der „Peſt gehört hatten? Jeder von ihnen war ſchon vorbereitet auf die Antwort: er habe, Gott ſey Dank, ſeit vielen „Tagen von keinem neuen Todesfall gehört. Und ſo war „er, je nachdem die Anzahl ſeiner Gäſte gröſser geweſen „war, deſto mehr im Stande, Zeugen für eine Thatſache an„zuführen, von welcher er ſelbſt wuſste, dafs ſie falſch „ſey. Wenn die Peſt in unſerer Stadt wäre (pflegte alsdann ein ſolcher Mann zu ſagen), ſo müſste es ja unmöglich ſeyn, dafs unter ſo vielen Gäſten, die mich beſucht „haben, keiner etwas davon wiſſen ſollte. Mit dieſer Erklärung wurde er überall, wo er hinkam, gut aufgenommen, und auf ſein Wort wurde dann die Nachricht weiter „verbreitet." Durch dieſe Mittel geſchieht es oft, dafs die Peſt ſchon lange in der Stadt gewüthet hat, ehe der Conſul, welcher doch zuerſt Nachricht haben ſollte, etwas davon erfährt. Der Vf. zeigt ausführlich, wie wenig man ſich auf die Geſundheits-Patente, welche die Europäiſchen Schiffe aus der Levante mit nach Europa bringen, verlaſſen könne. Das *fünfte* Buch handelt von den Peſthäuſern, in denen die Quarantaine gehalten wird. Der Vf. beſchreibt, weitläuftig und ausführlich die Art, wie, nach der Ankunft eines Schiffes in Europa, Menſchen und Waaren, welche daſſelbe mitbringt, unterſucht und eingeſchloſſen werden. Er beweiſt, dafs die Mittel, welche man in England anwendet, um die Einführung der Peſt zu verhindern, nicht hinreichend zu dieſem Zweck ſind, und thut Vorſchläge zu einer neuen beſſeren Einrichtung. Im *ſechſten* Buch handelt der Vf. von der in Peſtzeiten nöthigen Pflege. Dieſer Theil des Werkes iſt vortrefflich ausgearbeitet; Rec. kann aber dem Vf. in dem Detail ſeiner Vorſchläge nicht folgen, ohne allzu weitläuftig zu werden. Räuchern der Waaren mit Schwefel, Arſenik und Weihrauch, reinigt dieſelben von dem in ihnen verſteckten Gift. Groſse Feuer, welche in den Straſsen angezündet werden, ſind mehr ſchädlich als nützlich, wie die Erfahrung zu London und zu Marſeille bewieſen hat. Tabakrauchen iſt kein Präſervativ, denn die Türken rauchen alle Taback, und ſterben dennoch an der Peſt. Weineſſig ſcheint das beſte Vorbauungsmittel zu ſeyn. Auch Wein trinken iſt zu empfehlen, und der Vf. zieht den Rheinwein, zu dieſem Zwecke, allen übrigen Weinen vor. Der *Anhang* enthält 120 merkwürdige Geſchichten von Peſtkranken, aus dem mediciniſchen Tagebuche des Vf., und auſser dieſen eine ausführliche Beſchreibung des Wetters und der Jahrszeiten zu Aleppo und in Syrien überhaupt. Rec. müſste dieſe Anzeige noch um mehr als die Hälfte verlängern, wenn er die groſse Menge neuer und wichtiger Bemerkungen, welche dieſes ſchätzbare Werk enthält, auszeichnen wollte. Statt deſſen wiederholt er hier, dafs dieſe Schrift eine der wichtigſten ſey, die ſeit langer Zeit über die Peſt erſchienen ſind. Dabey kann er ſich aber nicht enthalten, den Wunſch zu äuſsern, dafs dieſelbe nicht in die Hände eines gewöhnlichen Ueberſetzers gerathen möge. Soll die Ueberſetzung für Deutſchland brauchbar werden; ſo darf der Ueberſetzer nur die erſten Bücher in das Deutſche übertragen, und von den Krankengeſchichten nur die wichtigſten ausheben: denn alles, was die Polizey in Peſtzeiten, die Peſthäuſer und die Quarantainen betrifft, würde für den deutſchen Leſer wenig intereſſant ſeyn, und könnte nur dazu dienen, den Preis des Buches unnöthiger Weiſe zu erhöhen, und folglich daſſelbe weniger gemeinnützig zu machen. Rec. wünſcht daher mehr einen guten und zweckmäſsigen Auszug, als eine vollſtändige Ueberſetzung dieſes vortrefflichen Werks.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, u. PARIS, b. Villé: *Asa*, ou, *Collection de Bons Mots, Contes, Penſees detachees, Traits d'Hiſtoire,*

Hiſtoire, et Anecdotes des Hommes celebres, depuis la naiſſance des Lettres jusqu' à nos jours, ſuivis d'un Choix de propos joyeux, mots plaiſans, reparties fines et contes à rire, tirés de differens recueils, premiere Partie, contenant les Ana, T. I. 1789. p. 472. T. II. 1789. p. 468. T. III. 1789. p. 436. T. IV. 1790. p. 422. T. V. 1790. p. 552. T. VI. 1790. p. 416. T. VII. 1790. p. 424. T. VIII. 1790. p. 474. T. IX. 1791. p. 427, 8.

Seit einiger Zeit ſcheinen die Franzoſen in gröſsern Compilationen dem ſammelnden Fleiſse der Deutſchen nichts nachzugeben, (man erinnere ſich an die, neuerlich erſchienene, Sammlung aller *Memoires* und an andere voluminöſe Werke); ja ſie unternehmen öfters Sammlungen von ſolcher Art, die in Deutſchland wenig oder gar kein Glück machen würden. Welch ein grenzenloſes Unternehmen iſt das gegenwartige, *alle* Scherze, Anekdoten, und einzelne abgeriſsne Gedanken von *berühmten* Männern ſeit der *Entſtehung* der Wiſſenſchaften (eigentlich wohl nur ſeit ihrer Entſtehung, oder genauer zu reden, ſeit ihrer *Wiederherſtellung* in *Frankreich*) bis auf gegenwärtige Zeiten in einer Sammlung vereinigt, und dann noch als eine Zugabe, ein Vademecum, vermuthlich aus den Werken *unberühmter* Männer gezogen, zu liefern!

Wer hätte denken ſollen, daſs das Rad literariſcher Moden auch die Ana, dieſe, gröſstentheils langſt vergeſsnen, und in Bibliotheken ſanft ruhenden, Schriften, die zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ſo ſehr im Gang waren, wieder heraufdrehen werde? Wer hätte denken ſollen, daſs Franzoſen Bücher wieder hervorſuchten, die die Deutſchen zum Theil gleich anfänglich (S. *Anmerkungen, worinn die Schriften in Ana zu loben und zu tadeln*, in den *auserleſenen Anmerkungen über wichtige Materien und Schriften*, Th. II. S. 156-159, 1705.) verwarfen? Schon 1698 war dieſe Art von Titel der Bücher, weil man ſie zu häufig brauchte, ſo ekelhaft und verhaſst geworden, daſs, wenn man auch noch ähnliche Sammlungen herausgab, man doch lieber jeden andern Titel für ſie wählte, ſie lieber *Memoires, Melanges, Amuſemens* u. ſ. w. nannte! Will der Herausgeber alles; was man von der Art hat, wieder drucken laſſen, ſo müſſen, da ohngefehr 43 dergleichen Werke vorhanden ſind, und der Herausgeber erſt 7 davon geliefert und das *achte* verſprochen hat, noch ſehr viele Bände nachfolgen, bis nur *Premiere Partie* ſeiner Sammlung vollendet wäre. Vermuthlich aber wird er, nach dem zu urtheilen, was er bisher geliefert, ſich auf die von franzöſiſchen Gelehrten und in franzöſiſcher Sprache abgefaſste *Ana* einſchranken. (Wenn die *Ana* des *Florentiner Poggius* einen Platz gefunden haben, ſo geſchah es offenbar deswegen, weil ſie in einer franzöſiſchen Ueberſetzung vorhanden waren.) Wollte er auch ähnliche Werke andrer Nationen mit aufnehmen, ſo muſste er zu ſeiner Zeit auch die *Atterburgiana* und *Baconiana* der Engländer, ſo wie die *Gundlingiana* und *Taubmanniana* der Deutſchen in einer franzöſiſchen Ueberſetzung folgen laſſen. Eher noch, als die ganz ſcherzhaften, wird er vielleicht diejenigen, die bloſs erudimarien und wiſſenſchaftlichen Innhalts ſind, wie die *Caſauboniana*, *Ducatiana*, *Colomeſiana*, hinwegglaſſen. Da bekanntlich manche Sammlung von der Art ungedruckt geblieben iſt, welche vielleicht eher den Druck verdient hätte, als die meiſten derer, die in Druck erſchienen ſind, ſo hätte der Herausgeber ſich ein Verdienſt erwerben können, wenn er ſich Mühe gegeben hätte, nachzuforſchen, ob vielleicht noch hier und da dergleichen handſchriftliche Sammlungen zu finden ſind. (In *Lilienthal Selectis hiſt. et lit.* p. 141 ſteht eine *Obſervatio litteraria de libris in Ana*, die ein Verzeichniſs derſelben enthält, worinnen die ungedruckten durch ein Sternchen unterſchieden worden ſind.) Uebrigens dehnt der Herausgeber ſeinen Plan gar ſo weit aus, daſs er den eigentlichen Werken in *Ana* auch ſolche beygeſellt, die zwar nicht ſo heiſsen, aber doch von derſelben Beſchaffenheit ſind. So hat er bereits des Karthenſermönchs *d'Argonne Melanges d'hiſtoire et de litterature*, die er unter dem Namen *Vigneul - Marville* herausgab, aufgenommen. Welch eine ungeheure Sammlung müſste aber das werden, wenn er alle rhapſodiſche und fragmentariſche Schriften, alle Miſcellaneen aufnehmen wollte! In der That muſs man ſich wundern, daſs der Herausgeber nicht auf die Idee gekommen iſt, die alten Treſſen auszubrennen, und anſtatt eines neuen wörtlichen Abdrucks ſovieler *Ana* eine Chreſtomathie daraus (wie Graf *Treſſan* aus den alten Romanen) einen *Eſprit des Ana* zu verfertigen, eine Idee, die ſchon damals ſehr oft iſt geäuſsert worden, als dieſe Schriften noch neu und beliebt waren. *Loſcher* verſprach einſt ein *Lexicon elegantioris litteraturae ex libris in Ana*, und 1708 erſchien wirklich eine *Elite des bons mots et des penſees choiſies recueillies des meilleurs auteurs et particulierement des livres in Ana*, deren Vf. aber darinnen, mit Vernachläſsigung des ernſten und gelehrten Innhalts dieſer Bücher, nur auf den ſcherzhaften Theil derſelben geſehn, und auch hier mit ſchlechtem Geſchmack nur die ſcurriliſchen Stellen ausgehoben hatte. Am meiſten iſt es dem gegenwärtigen Herausgeber zu verargen, daſs er, uneingedenk, durch die Worte ſeines Titels *depuis la naiſſance des Lettres jusqu'à nos jours* eine *chronologiſche* Folge der Bücher in *Ana* angekündigt zu *haben*, ſie dennoch ohne alle Rückſicht auf Zeitfolge nach einander herausgiebt, da doch die chronologiſche Ordnung den Nutzen haben könnte, daſs man daraus Bemerkungen zu der *Geſchichte* des Geſchmacks zu ſammeln, und Original und Nachahmungen von einander zu unterſcheiden im Stande wäre. Man muſste aber bey einer ſolchen chronologiſchen Ordnung meinem Bedünken nach nicht auf das Jahr, in welchem jede dieſer Schriften zuerſt im Druck erſchien, ſondern auf die Zeit ſehn, in welcher ihr Verfaſſer lebte, indem manche Schriften der Art (wie die *Poggiana* und *Pithoeana*) erſt lange nach dem Tode ihrer Verfaſſer herauskamen. Dasjenige Werk freylich, bey welchem man dieſen Titel zuerſt brauchte, und durch welches er Mode ward, waren die *Scaligerana*, deren erſte Ausgabe 1666 erſchien. Das letztemal wurde dieſer Titel 1756 gebraucht, da ein gewiſſer Abbé *Barral Seviguiana* herausgab. Uebrigens hat der Herausgeber, auſser den literariſchen Notizen in den Vorreden der einzelnen Theile, hier und da kleine Anmerkungen hinzugefügt, die theils Allegate, theils Zuſätze und Nachträge enthalten, auch jeden Theil mit einem dienlichen Sachregiſter verſehn.

Der erſte Theil enthält die *Fureteriana* und die *Poggiana*. Die *Fureteriana*, die 1696 zuerſt erſchienen,

halten wenig Bonmots, (und nicht sowohl vom Vf. selbst, als solche, die er von andern zu erzahlen pflegte) desto mehr aber politische, historische und moralische Bemerkungen von dem Vf. des bekannten *Dictionaire*. Dass vieles in dieser Sammlung unächt sey, erhellt daraus, weil man darinnen manches erzahlt findet, das sich erst nach dem Tode des Vf. ereignet hat. Viele Verse, unter andern von *Henault*, kommen hier vor, die man sonst nirgends antrifft. Der Sammler sagt, dass er in den Historietten viele *expressions communes* beybehalten, weil er dies für nöthig erachtet habe, *pour en conserver l'esprit*. Die *Poggiana* gab *Lenfant* 1720 in zwey Bänden heraus. Da er aber unter diesem Titel folgende vier Stücke vereinigt hatte, ein Leben des *Poggius*, einen Auszug von Sentenzen und Maximen aus den Schriften desselben, einen Auszug aus seiner Florentinischen Geschichte, und eine Uebersetzung von dessen *Facetiis*, die 1510 herauskamen, so ist hier nur das letztere beybehalten worden, doch mit Hinwegiassung solcher Stellen, die dem Herausgeber Religion und gute Sitten zu beleidigen schienen. Bekannt ists übrigens, dass die *Facetiae* nicht blos eigne Einfälle des *Poggius* oder *Bracciolino*, sondern auch die Bonmots eines Clubbs enthalten, der zu seiner Zeit unter dem Namen *il Buggiale* blühte, und zu welchem aufser ihm *Lusco*, *Cincio* und *Ruzello* gehörten. Zu wünschen wäre, dass der neue Herausgeber des *Recanati* Osservatione apologetiche über die *Poggiana*, die 1721 herauskammen, benutzt hätte. Da *Lenfant* am Ende auch noch Bonmots des *Aeneas Sylvius*, des nachmahligen Pabstes *Pius II*, beygefügt hatte, so sind auch diese hier beybehalten worden. — Den *zweyten*, *dritten*, und *vierten* Theil machen die *Menagiana* aus, die die vertrauten Freunde des *Menage*, *Castellan*, *Galland* und *Boudelot* aus seinem Munde sammelten. Mit Recht ist von den drey Ausgaben dieses Werks die Edition des *de la Monnoye* (die vier Bände hat, statt dass die erste von 1693 nur aus zwey Bänden bestand) zum Grund gelegt worden, der die Sprache so sehr umschuf, so viel Erlauterungen, Verbesserungen und Vermehrungen hinzufügte, dass das Werk nun mehr ihm, als dem *Menage*, gehört. Der neue Herausgeber hat aufs neue aus dem Vorrath seiner eignen Belesenheit manchen Zusatz eingeschaltet. Eine ausfuhrliche Lebensbeschreibung des *Menage* geht voraus. — Der *fünfte* und *sechste* Theil sind die *Vigneuil - Marvilliana*, wie hier die obgedachten Melanges von *d'Argonne* heissen, die 1699 - 1701 in drey Bänden zuerst herauskamen, und nicht sowohl Bonmots zur Belustigung, als Anekdoten von Gelehrten, historische Bemerkungen, und Beytrage zur Kritik enthalten. Hier ist die zweyte Ausgabe von 1725 abgedruckt, die der Abt *Banier* besorgte, und mit Anmerkungen vermehrte. Doch sind hier die Zusätze von *Banier*, die im dritten Bande zusammen angehängt waren, am gehörigen Orte eingeschaltet, und mit einem B. bezeichnet worden. — Der *siebente* Theil begreift die *Carpenteriana* und die *Valesiana*. Die *Carpenteriana* (oder der Nachlass des Akademikers *Charpentier*, der 1702 starb, und vornemlich durch eine Uebersetzung der *Cyropädie* bekannt ist) erschienen erst 22 Jahre nach des Verfassers Tode, nämlich 1724. Unterhaltend ist die Satire über verschiedne damalige Schriftsteller, die S. 48 in ein Gespräch mit einem Buchhändler eingekleidet ist. S. 75 sind ein Paar *Carmina Macaronica* von andern Vf. eingeschaltet. Die *Valesiana* kamen zuerst 1694 heraus, und enthalten die *Pensees* der beiden Brüder *Heinrich* und *Hadrian Valois*, die ein Sohn des letztern nach beider Tode aus ihren Papieren sammelte; doch gehört das meiste davon dem jüngern Bruder *Hadrian*, der als Geschichtforscher und Philolog berühmt ist, und von seinen Kenntnissen in beiden Fächern enthält die Sammlung schatzbare Beweise. Viele, in lateinischer Sprache abgefasste, Bemerkungen, die Anmerkungen über des *du Cange* Glossarium, die Abbildungen von alten Munzen, und die lateinischen Gedichte, die man in der ersten Ausgabe findet, sind hier weggeblieben. — Den *achten* Band nehmen die *Huetiana* ein, welche einzelne Gedanken des berühmten Bischofs von Avranches *Huet* enthalten, die der Abbé *Olivet* 1708 zuerst herausgab, und die 1722 und 1723 neu aufgelegt wurden. Sie sind ganz ernsthaften Inhalts, und bestehen aus moralischen, philosophischen, und literarischen Bemerkungen, die der Vf. zu seiner Erholung in den Jahren niederschrieb, wo er bereits mit Schwachheiten des Geistes und des Leibes zu kämpfen hatte. Unerwartet findet man hier von S. 347 an die bekannte Abhandlung des *Huet* über die Romane beygefügt, die er zuerst unter dem Titel *de origine fabularum Romanensium* lateinisch herausgab, und die sodann französisch vor der *Zayde* des *Segrais* erschien. Da aber in dieser Uebersetzung manches war weggelassen worden, so wird hier die erste vollständige und genaue Uebersetzung des lateinischen Originals geliefert. — Im *neunten* Bande endlich findet man den ersten Theil derer *Chevraeana*, die 1697 vom Verfasser *Urban Chevreau* (der sich vornemlich durch seine *Histoire du Monde* einen Namen machte) selbst heraus gegeben, und 1700 neu aufgelegt wurden, und die man mit den *Oeuvres Melees* desselben nicht verwechseln darf. Sie enthalten viel gründliche literarische Bemerkungen. Der Vf. hatte Muth genug, schon damals in denselben die Ehre der Deutschen gegen *Bouhours*, *Perron*, und *Scaliger* zu vertheidigen. — Der folgende *zehnte* Band soll den Beschluss der *Chevraeana*, und die *Segraisiana* enthalten.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Ueber die Natur und Bestimmung der Thiere, wie auch von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere*, von *Lauritz Smith*, Doct. der Gottesgel. Königl. Dänischer Professor der Weltweish. Kirchen-Probst. Mitgl. der Königl. Norw. Gesellsch. d. Wissensch. und Prediger bey der Admiralitäts-Kirche zu Kopenhagen. Aus dem Danischen 1790. XXXIV und 283 Seiten in Octav (16 Gr.)

Der Vf. hat in drey Abschnitten 1) *von der Natur und Bestimmung der Thiere*, 2) *von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere* gehandelt und, 3) *historische Erlauterungen, als Beytrag zur Lehre von der Intelligenz der Thiere* hinzugefügt. Es verdiente wegen seiner guten moralischen Grundsätze allerdings eine Uebersetzung; es ist nur schade, dass diese peinlich steif ausgefallen, und mit undeutschen Wendungen überladen ist, z. B. *die Angst und der Schmerzen*; — der Mensch ist *pflichtig* — Pflege deine Kranken Hausthiere *aufs beste, als du* nach ihrer Natur immer weisst und kannst; verkürze die Leiden rettungsloſen schwachen und entkräfteten Alten. Manche Stellen z. E. S. 35. sind ganz unverständlich, oder machen es doch sehr schwer, den Sinn des Originals zu errathen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Julius 1791.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fritsch: *Dialogus de Oratoribus, sive de caussis corruptae eloquentiae*, vulgo Tacito inscriptus. Denuo recensuit, varietatem lectionis et conjecturas eruditorum adjecit, adnotatione selecta aliorum et sua illustravit *Joan. Henr. Aug. Schulze*, scholae Osterodanae Rector. 1788. XXXXII S. Zuschrift und Prolegomena, 178 S. Text, Noten und Excursus, 1½ Bogen Sach- und Sprachindex. gr. 8. (16 gr.)

Man mufs dem neuen Herausgeber die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er den verdorbenen Text, aus seinen gebrauchten Hülfsmitteln an einigen Stellen gut verbessert, in andern die vorhandnen Verbesserungsvorschläge fleifsiger als seine Vorgänger, (worunter selbst Ernesti mit einer fast nicht zu verzeihenden Sorglosigkeit zu Werke gieng,) zusammengetragen, in der Erklärung mancher dunkeln Stellen ziemlich glücklich, überhaupt aber alles das zu leisten bemühet gewesen sey, was ihm in seiner Lage und bey *seinem* kritischen Vorrath möglich war. Aber man ertheilt ihm ein viel zu voreiliges Lob, wenn man, wie bereits einer seiner Beurtheiler gethan hat, seiner Ausgabe den Vorzug einer *vollständigen* Sammlung von Lesarten aller vorhergegangenen Ausleger beymifst, oder sagt, er habe nur die *wenigsten alten Ausgaben* vergleichen können, da er eigentlich gar *keine alte Ausgabe* verglichen, und blofs mittelbarerweise aus andern geschöpft hat. Die Gronovische Ausgabe v. J. 1721 in 2 Quartbänden, die, in Ansehung dieses Dialogs jedoch nicht merkwürdige, Ausgabe des Theod. Ryckius und die bekannten neuen Ausgaben nebst den Anmerkungen von Heumann von L. S. Schurzfleisch (in den von seinem Bruder herausgegebenen *Actis Literariis Anecdotorum*) waren ihm zur Hand. Aus Erich Benzels Ausgabe würde er keinen neuen Gewinn für die seinige haben ziehen können. Dieser gesammte, und ein noch viel gröfserer Apparat steht auch Rec. zu Gebote, der nur hier noch in Ansehung der S. X. der Vorrede beschriebenen Rhenanischen Ausgabe dieses anzumerken nöthig findet, dafs die Basler vom Jahr 1519 eigentlich nicht *Rhenani prima* heifsen könne, so wie die vom J. 1544 auch nicht nur Wiederholung von jener ist, sondern *Rhenani prima*, bey der von dem *Codice Budensi* Gebrauch gemacht worden, ist v. J. 1533, ein vortreflich ins Auge fallender Druck, worinn jedoch Rhenanus S. 446. in den kurzen Anmerkungen über den *Dialogus de oratoribus* ausdrücklich bemerkt: „*non fuisse „exemplar aliquod vetustius, cum quo conferret.*“ Nach dieser Ausg. v. J. 1533 ist erst die andre mit dem Druckjahr 1544 abgedruckt. Thomas Wopkens Beyträge (im VII Band der *miscellanearum observationum criticarum* S. 384—407.) sind auch hier eben so wenig, als von Ernesti gebraucht. Sie wagen sich zwar an die vorzüglich schweren und verzweifelten Stellen des Textes nicht, und beschäftigen sich grofsentheils mit Prüfung der Heumannischen und andrer Conjecturen, oder mit Widerlegung des Tadels, den Dresig in den *Actis Eruditorum* über die Latinität des Dialogs ergehen lassen; doch hätten wir, um ein paar leichter und glücklicher Verbesserungen willen, gewünscht, dafs sie ihm bekannt geworden wären, zumal da sie ihn auch gegen einige Heumannische Uebereilungen in der Worterklärung u. s. w. gesichert haben würden, wie z. E. gegen das, was Hr. Sch. S. 99. dem Heumann über das *Vexare* nachgeschrieben hat. Sonst sind noch zum Behuf der Kritik sowohl als der Erklärung die rhetorischen Schriften des Cicero und Quinctilian mit Fleifs zu Rathe gezogen worden, und z. B. gleich mit Hülfe des letztern, der nicht fleifsig genug verglichen werden konnte, Cap. XXIII. S. 98. die von einigen angefochtene *Jententiarum planitas*, nicht unglücklich vertheidigt und ins Licht gesetzt. Ein grofser Theil der Sprache und Sachen erläuternden Anmerkungen sind bald wörtlich, und mit geringer Veränderung, bald mit etwas mehr Auswahl aus Schurzfleisch, Heumann, Ernesti u. s. w. übergetragen, welches wir zwar an und für sich nicht mifsbilligen, zumal da Hr. Sch. *Adnotationem selectam aliorum* auf dem Titel versprochen hat; aber seine Quellen hätte er doch jedesmal nur mit dem Namensanfangsbuchstaben angeben sollen; denn wir möchten Hn. Sch. nicht gern zu denjenigen zählen, von denen itzt im umgekehrten Verstande wahr ist, was Lipsius von seinem Commentar über den Tacitus sagte: *scripsi hos commentarios, non exscripsi.* Auch hätten verschiedene Sprachbemerkungen, die itzt in den Anmerkungen stehen, zweckmäfsiger und kürzer, wenn Hr. Sch. einmal ihre Widerholung für gut fand, in dem *Index latinitatis* aufgenommen werden können. Manches hätte er auch wohl besser unabgeschrieben gelassen, wie z. B. S. 58. die Note zu *inauditum et indefensum* aus Schurzfleisch und so manche Heumannische Anmerkung. An andern Stellen ist weiter ausgeführt, was seine Vorgänger nur kurz angedeutet hatten, z. B. was er S. 122. über das ausgelassene *genus dicendi demonstrativum* sagt, wohin schon Heumann S. 104. gezielt hatte. Die gesammelte *Varietas lectionis* nebst den darüber ergangenen fremden und eigenen Vermuthungen ist zwischen den Text und die erklärenden Anmerkungen gestellt, oder da, wo sie der Raum nicht fafste, von S. 168 ff. in sogenannte Excursus gebracht. Bey dieser sind wir auf mehrere Stellen gestofsen, wo es der Herausgeber an sorgfältiger Genauigkeit hat fehlen lassen. Cap. I. S. 5.

führt Schurzfleiſch aus der Veneta v. J. 1512 S. 127. ſeiner Animadverſionum an: *ſi mihi mea*, (oder wie er lieber geleſen haben will: *mea mihi*) *ſententia praeferenda*; Hr. Sch. vergiſst dieſes *mihi* in den kritiſchen Noten unterzuſetzen. Auch muſs es wohl der *Editio Veneta* eigen ſeyn, da wir es in der Rhenaniſchen v. J. 1533, die ſonſt an vielen Stellen mit jener übereinkommt, nicht antreffen. Cap. II. S. 7. Note b) heiſst die Heumanniſche Conjectur vollſtändiger: *arcanas etiam dictiones*, denn dieſes ſollte eben in *arcana ſemotae* übergegangen ſeyn. Cap. III. S. 10. Note d) ſchlug Schurzfleiſch S. 129. vor: *librum iſthuncce*, und nicht: *iſthuncce librum*; in jener Wortordnung muſste ſeine Vermuthung angeführt werden, weil er eben daraus den Urſprung der erſten Sylbe des verdächtig ſcheinenden *reprehendiſti* deutlich machen wollte. Cap. XIV. S. 53. Note d) ſoll die Lectio Vulg. ſeyn: *intervenio*, und Heumann verbeſſert haben: *interveni*. Wir wiſſen gar nicht, was Hn. Sch. hier begegnet ſeyn muſs: vielmehr verdrängt der oft ſonderbare Heumann das richtig und gut geſagte *interveni*, welches ſich in allen Ausgaben findet, und ſetzt ſein unlateiniſches *intervenio* an deſſen Stelle. Hier ſind Heumanns eigene Worte S. 45: „*intervenio*) *Ita pro interveni pono, nec vereor, ne quiſquam refragetur emendationi liquidae.*“ Cap. XIV. S. 54. Note h) ſteht: *Schurzfl. conjecit*, ſtatt: *Heumann. conjecit*, dem letztern gehört die dort angeführte Conjectur. Auf die oft fehlerhaft abgedruckten Erneſtiſchen Noten hätte Hr. Sch. ſich nicht zu ſehr verlaſſen, ſondern ſelbſt nachſchlagen ſollen: ſo iſt es z. B. Cap. VIII. S. 28. Note f) unrichtig, daſs Lipſius *anguſtia rerum* verbeſſert haben ſoll, wie freylich in der erſten und zweyten Erneſtiſchen Ausgabe ſteht. Lipſius emendirt ausdrücklich: *anguſtiae rerum*: man ſehe, ſtatt aller andern ſeine Ausgaben, vor der letzten des Tacitus v. J. 1619 8. Aurel. Allobrog. S. 573. Es iſt in der That unangenehm, wenn man endlich einmal mit einer Ausgabe in Anſehung des vorhandenen kritiſchen Stoffs im Reinen zu ſeyn glaubt, und immer wieder aufs neue daran bauen und beſſern muſs. Welche Ausgabe von Lipſius iſt es, die nach Hn. Sch. Cap. XXXVII. S. 149. Note k) die lächerliche Leſart: *mula*, ſtatt: *formula* haben ſoll. In dreyen oder vieren haben wir es nicht gefunden. Cap. XXXVIII. S. 152. Note b) ſteht die Leſart der Editio Veneta v. 1512 *cavebatur* ganz am unrechten Ort, als ob ſie in jener Ausgabe an der Stelle des *cogebatur* befindlich wäre; ſie gehört aber drey Zeilen tiefer zu dem *finiebatur*, und eben hier lieſt auch Rhenani Ausgabe v. J. 1533 *cavebatur*, welches wir für ächt halten, und hingegen das *finiebatur* für eine erklärende Gloſſe. Schurzfleiſch hat S. 190. die Leſart ſeiner Veneta ganz richtig ausgezogen. Nur hätte ſich Hr. Sch. des Ausdrucks: *Codex Rivii* hier enthalten ſollen, um nicht Veranlaſſung zu Miſsverſtändniſſen zu geben. Ueberhaupt ſind die Leſarten dieſer Ausgabe des Rivius nach Schurzfleiſch nicht fleiſsig genug eingetragen. Cap. V. S. 18. Note k) lieſt auch ſie: *proſpere*, nicht: *prope*; ebendaſ. S. 19. Note s) auch ſie: *cum praeſertim minime*; Cap. VIII. S. 29. Note i) läſst auch ſie nach: *potentiſſimi* die Worte: *ſunt civitatis* weg u. ſ. w. Dagegen hätten ſolche verunglückte Einfalle, wie Schultings: *Excetram* Cap. III. S. 12. Note i) oder ebendaſſelben: *in morem Antarum* Cap. XXII. S. 92. Note r) wohl gar keine Anführung, noch weniger eine Widerlegung verdient. Unſtatthafte Vermuthungen, beſonders ſolche, die von geachteten Kritikern herrühren, und durch einen täuſchenden Schein blenden, hätten kurz und bündig widerlegt werden ſollen. So wenn z. B. Cap. VI. S. 23. Note t) Erneſti: *repentem curam* geleſen haben wollte, iſt ſchon dieſes ſeiner Muthmaſsung entgegen, daſs ja die Gabe zu extemporiren erſt nachfolgt. *Aper* unterſcheidet drey Arten des Rednervortrags: die ſtudirten und mühſam ausgearbeiteten Reden, die weniger ſtudirten aber doch vorbereiteten (*nova et recens cura*) und die Fertigkeit, auf der Stelle zu ſprechen (*extemporalis audacia.*) Vergnügen muſs es einen jeden, bey der Erneſtiſchen Textrecenſion ſo unangenehm aufgehaltenen Leſer, daſs der neue Herausgeber Leſarten, die alles für oder wider ſich haben, ohne die kindiſche, ſo ganz unrecht den Namen der Gewiſſenhaftigkeit führende Aengſtlichkeit mancher Herausgeber, ohne Bedenken ſogleich in den Text aufgenommen, oder im Gegentheil herausgeworfen hat. So iſt Cap. III. S. 13., nach vorher gut veränderter Interpunction, das Mureſiſche: *aggregare*, welches ſchon das vorhergegangene: *id eſt*, nothwendig macht, vortreflich aufgenommen. So iſt Cap. XX. S. 80. das ſchleppende und unnütze: *dicentem*, das doch immer noch an Wopkens einen Vertheidiger gefunden, deſſen Beyſpiele aber ganz andrer Art ſind, geradezu ausgeſtrichen. Cap. XXVI. S. 107. war uns Schurzfleiſchens: *plus puris*, eine Meiſterconjectur, willkommen in dem Text; wir ziehen es noch immer ſelbſt dem: *bilis* des Wopkens vor. Eben ſo Cap. XXXIII. S. 135. das Erneſtiſche: *curae oratorum*: aber warum heiſst es dort in der Note l): *et ſic jam ediderat Broterius*? Brotier nahm es ja erſt von Erneſti! Cap. XXX. S. 120. das, ſchon von Heumann wiederhergeſtellte: *Diodotum* billig aufgenommen. Cap. XXXVI. S. 147. das: *et quomodo diſertum haberi* des Acidalius, dieſes für die Kritik gebornen Kopfes, wieder vortreflich aufgenommen. Minder glücklich iſt Hr. Sch. Cap. VI. S. 22. geweſen, wo er das geſunde: *coronam* antaſtet, und ganz dem Sinn der Stelle zuwider: *corona* einſchiebt. Eben um der Urſache willen, warum er jenes herauswirft, nemlich: „*ut populum tamquam ſubjectum etiam ad ſequentia referatur*“ muſs es ſtehen bleiben, und kann *corona* nicht ſtatt haben; denn ſobald man *corona* lieſt, hört *populus* auf, das Subject zu ſeyn, und der Orator wird es. Immerhin mag Silius geſagt haben: *circumfundi corona*; auch andere haben es geſagt, aber was that das hier zur Sache? Die *Corona* iſt ja eben der *populus*, *qui circumfunditur oratori*. Gleichergeſtalt dünkt uns Cap. XXII. S. 90. in dem: *quod optimum dicendi genus eſt*. das: *eſſet* zu raſch aufgenommen, und Urſini Vermuthung, *diſcendi* für *dicendi* zu leſen, noch immer das beſte zu ſeyn. Nicht *quod optimum dicendi genus eſſet* wollte Cicero durch ſeine lange Rednererfahrung lernen, ſondern alle jene groſse Vortheile, die ſich ein Redner zu Nutze zu machen hat, lernte er auf dieſem Wege kennen und dies, ſetzt ſehr richtig der Autor hinzu, dieſe Erfahrung, dieſe eigene Uebung iſt die beſte Schule des Redners: *optimum*

timum diſcendi genus eſt. Hr. Sch. wird uns zugeſtehen, daſs nun viel ſtärker in die Augen leuchtet, was er eben ſo ganz zu vermiſſen ſchien, nemlich: *ut diceretur, quid Cicero experimentis didicerit.* Um die Wahrheit der vertheidigten Lesart ganz zu fühlen, käme etwas aufs richtige Declamiren dieſer Stelle an; der Sinn endigt mit: *didicerat;* das Uebrige iſt ein billigendes Corollarium der ſprechenden Perſon. Cap. XXII. S. 96. ſtreicht er viel zu haſtig mit Heumann das auf: *faſtidiunt* folgende: *oderunt* aus; wir verweiſen ihn, der Kürze halber, auf Wopkens und den Sprachgebrauch. Cap. XXXIX. S., 57. hatte Erneſti ganz Recht, *quando incipias* für die *indirecte* Frage des Richters an den Redner zu nehmen, und vielmehr Hr. Sch. iſt irrig, wenn er es durch *ſub initium* erklärt, in welchem Falle gewiſs *quando incipis* aber nicht, wie Hr. Sch. meynt: *incipies* geſagt worden wäre. Auch iſt Erneſti nicht der erſte, der dieſe Worte nach dem ihnen beygelegten Sinn mit andrer Schrift drucken laſſen, ſondern ſchon Ryckius und andere haben es in ihren Ausgaben gleichergeſtalt gethan. Ebendaſelbſt S. 158. geben wir unſere Stimme nicht für die von Hn. Sch. gemachte Veränderung: *patrono indicitur*, und nehmen vielmehr das vorige: *patronus indicit* wieder zurück, wie ſchon anderwärts ein andrer Beurtheiler mit Gründen gethan. Cap. XXXX. S. 159. können wir dem *adrectioribus* unſern Beyfall nicht geben; es würde uns aber zu weit führen, unſere Gedanken über dieſes und die ganze Stelle zu ſagen. Cap. VIII. S. 26.: *non minus eſſe in extremis partibus terrarum* ziehen wir des Wopkens: *non minus innotuiſſe*, was auch aus Cap. X. S. 36. *nedum ut per tot provincias innoteſcat* Beſtätigung erhält, allen andern vor. Eigene Verbeſſerungen, die wir in dem Dialog verſucht haben, vorzutragen, fehlt es uns an Raum; aber zum Beweis der ſchon empfohlnen Brauchbarkeit der alten Ausgaben für eine künftige Textverbeſſerung ſind wir noch ein paar Beyſpiele zu geben ſchuldig, um Hn. Sch., vielleicht bey ſeinen *Curis ſecundis* die Zurathziehung derſelben zur Angelegenheit zu machen. Cap. XV. S. 55. ſagt Aper gegen den Meſſala, der ſelbſt ein berühmter Redner war, und doch von den Rednern ſeines Zeitalters nicht günſtig urtheilte: *cum oblitus tuae et fratris tui eloquentiae, neminem hoc tempore oratorem eſſe contenderes: atque ideo, credo, audacius, quod maligni in iis opinionem non verebaris, cum eam gloriam, quam tibi alii concedunt, ipſe tibi denegares.* So leſen, einige andere unerhebliche Veränderungen ausgenommen, alle Ausgaben; und kein einziger Herausgeber nahm die einzig wahre Lesart der Rhenaniana 1533 auf, *malignitatis opinionem.* Acidalius ſah den Sinn, und ſchlug vor: *maligni indicis*, deſſen wir aber nun, nach hervorgezogener Lesart der Rhenaniana, auf die ſchon Wopkens ſein gutes Gefühl gebracht hatte, entbehren können, obgleich Hr. Sch. Acidalii Conjectur zu raſch in den Text aufgenommen. Ebendaſ. S. 56.: *ut longius abſit Aeſchine et Demoſthene Sacerdos iſte Nicetes et ſi quis Epheſum vel Mitylenas, contentus ſcholaſticorum clamoribus quaſit*, vermutheten wir längſt: *Et ſi quis alius Ephesum* und fanden es itzt durch die Rhenaniana beſtätigt. Cap. XXXII. S. 133. ſagt Meſſala, der die Bildung der Redner ſeiner Zeit freymüthig getadelt hatte: *ego fum meum munus explevi, et, quod mihi in conſuetudine eſt, ſatis multos offendi*, wo wir das *mihi* für ſehr illiberal geſagt halten: Editio Rhenani und vermüthlich noch mehrere alte Ausgaben laſſen es auch weg, und dann hieſse: *quod in conſuetudine eſt* wohl nichts mehr, als *quod fieri conſuevit*, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man nemlich die Wahrheit ſagt. Cap. XIII. S. 51. entſagt Maternus allem, aus der gerichtlichen Beredſamkeit zu erwerbenden Ruhme, dem er die ſtillen Muſen vorzieht: *„nec inſanum ultra et lubricum forum famamque pallentem trepidus experiar*, ſo lieſt wenigſtens dieſe Stelle Rhenani Ausgabe, und was iſt darinn Anſtöſsiges, oder wie kann man mit Hn. Sch. S. XII. der Vorrede ſagen: *famae hic non eſſe locum?* Aber *ſeine* vorgebliche Vulgata: *pallentem ac trepidus*, die wir doch zur Zeit nirgends gefunden haben, muſste ihn natürlicherweiſe veranlaſſen, die Stelle ſo zu verunſtalten, wie ſie jetzt bey ihm ausſieht: *lubricum forum pallens ac trepidus experiar.* Uebrigens fehlt dies *Ac*, das erſt Erneſti ausgeſtrichen haben ſoll, auch ſchon in mehrern Ausgaben des Lipſius u. a. Warum übrigens dieſe *Fama pallens* heiſse, dazu lage, dächten wir, der Commentar ſchon in den *ſollicitudinibus et curis* und in der *neceſſitate quotidie aliquid contra animum faciendi.* Das ganze Raiſonnement in der kritiſchen Note i) iſt ſonach Hn. Sch., aus Unkunde der wahren Lesart der alten Originalausgaben, miſslungen. — Die Prolegomena ſind etwas wortreich und weitſchweifig abgefaſst. Ihr Inhalt iſt dreyfacher Art. Der erſte Abſchnitt von S. XVI — XXI. giebt den Gang der Unterredung ſelbſt zwar ganz gut, aber nicht gedrängt genug an. Der zweyte von S. XXI — XXXVI. trägt die bekannten Meynungen über den eigentlichen Verfaſſer des Dialogs vor; Hr. Sch. hat uns, wie er ſich auch ſelbſt beſcheidet, dadurch um nichts weiter gebracht. Zu unſrer groſsen Verwunderung neigt er ſich auf die Seite derjenigen, die Tacitus für den Vf. halten, wovon er, ſo lange noch ein richtiges geprüftes Gefühl, zwiſchen Schriftſteller und Schriftſteller zu unterſcheiden, ein Recht behält, keinen, mit dem Tacitus vertrauten Leſer, überreden wird. Viel, ſehr viel haben immer diejenigen für ſich, die ihn dem Quinctilianus zuſchreiben. Der dritte Abſchnitt von S. XXXVI — XXXXII charakteriſirt, ſo viel es ſich thun läſst, die ſprechenden Perſonen. Den Aper läſst er S. XXXVIII. in Britanien geboren werden, und beruft ſich deshalb auf Cap. XVII. S. 63. Faſt mit noch mehr Wahrſcheinlichkeit könnte man ihn, nach Cap X. S. 36. nach Gallien verſetzen; denn das: *ne quid de Gallis noſtris loquamur* ſcheint doch nicht ſo geſagt zu ſeyn, daſs auf Gallien als auf eine *römiſche Provinz* gezielt werde. Der Text iſt correct abgedruckt. S. 85. muſs aber geleſen werden: *concedamus*, ſtatt: *concedimus*. S. 5. unten iſt vor: *finem* wohl: *ſub* ausgefallen. Einige kleine Fehler wider die gute Latinität: S XXXXI. *devertamur* ſtatt: *devertamus;* S. 8. *gloriam aucupent*, lieber: *aucupentur*. S. 27. und 102. *Totum locum ſic exſculpſit* iſt unlateiniſch; man ſagt wohl: *ſenſum exſculpere* und dergl., aber nicht: *locum exſculpere*. S. 175. nicht: *ſex plagulas*, ſondern: *ſex pagellas* vermiſste man in der Vaticaniſchen Handſchrift; der Unterſchied iſt be-

trächtlich. Wie unedel iſt es von dem groſsen Philologen, *Andreas Patricius*, S. 59. geſagt: *Fragmenta Ciceronis corrafit Andreas Patricius Polonus!* Wir wünſchen nur viele *ſolche* Fragmentenſammler, wie Andreas Patricius, (Patricki), der Schüler eines Sigonius, der der Ruhm und die Zierde ſeiner Nation war!!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FLORENZ, b. Tofani: *Opuſcoli chimici e ſiſici di Tob. Bergmann.* — Tom. III. 1790. 255 S. 8.

Dieſer Theil enthält eine Abhandlung über die vulkaniſchen Producte chymiſch betrachtet. Die italieniſche Ueberſetzung der chymiſchen und phyſiſchen Schriften Bergmanns wird auf Pränumeration herausgegeben, und da die beiden erſten Bände, die dieſem dritten vorangehen, ſogleich einen Nachdrucker gefunden, ſo iſt es ein Zeichen, dafs ſich die Liebe für die Naturwiſſenſchaften auch in dieſen Gegenden immer mehr verbreitet. Was dieſen Band auch für die Ausländer, welche Bergmanns Schriften ſchon in einer andern Sprache kennen, ſehr wichtig macht, ſind die Zuſätze und häufigen Noten Noten des Commandeur *von Dolomieu*, welche ungefähr die Hälfte des Buches ausmachen. Die langen und anhaltenden Betrachtungen, welcher dieſer berühmte Mineraloge an Ort und Stelle über alle in Sicilien, den liparifchen Inſeln, in Italien und Frankreich gelegenen Vulkane angeſtellt hat, ſetzten ihn in Stand, mit mehr Gründlichkeit über dieſe Materie zu ſchreiben, als es je von einem ſeiner Vorgänger geſchehen. Seine Methode zu claſſificiren iſt ſehr einfach, und ſein Vortrag ungekünſtelt. Vortreflich ſind die zwey dieſem Bande angehängten Tabellen, worinn alle vulkaniſche Producte unter 4 Klaſſen mit den Gattungsarten und Verſchiedenheiten gebracht ſind. Der nemliche Vf. arbeitet auch ſeit mehrern Jahren an einem Werke, welches in ſeiner Art nicht minder den Antiquar als Mineralogen intereſſiren dürfte; an einer genauen mineralogiſch-hiſtoriſchen Beſchreibung aller Marmor- und Steinarten, wovon noch Monumente aus dem Alterthum bis auf unſere Zeiten gekommen ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Wittenberg.* Der Hr. Ordinarius *Wieſand* hat im vorigen Jahre den Anfang zu einer Reihe Programmen gemacht, welche *Obſervationes juris criminalis* enthalten und von welchen wir bereits *zwey* vor uns liegen haben. Das *erſte Programm* (1790. 16 S. 4.) enthält folgende Obſervationen: 1) *Licet fur rem in locum, in quem deſtinavit, nondum pertulerit, tamen furtum jam eſt conſummatum.* Zu der Zeit, da die deutſchen Criminalrechte noch nicht in dem Grade von Barbarey und unmenſchlichen Grundſätzen gereinigt waren, als ſie es jetzt ſind, da blieb dem Urtheilsverfaſſer, der die Härte und Unvernunft gewiſſer alten Geſetze einſahe, oft nichts übrig, als dergleichen Verordnungen durch Sophismen zu umſchiffen. Ein ſolcher wohlthätiger Sophiſt war denn auch vorzüglich der menſchenfreundliche Hommel, der ſich daher oft von guten ſchulgerechten Handwerksjuriſten, die ſeine Abſicht nicht begriffen, meiſtern, und mit bedenklicher Miene zurechtweiſen laſſen mufste. Jetzt, da die Criminalgeſetze beſonders in Churſachſen in den meiſten Puncten, vorzüglich aber in Anſehung der Beſtrafung des Diebſtahles ſo ſehr gemildert ſind, bedarf es nun jener Trugſchlüſſe nicht mehr, die vorzüglich Rettung des Menſchenlebens zum Zwecke hatten, und Hr. W. hat daher völlig Recht, wenn er auch bey der vorliegenden Frage die Hommeliſche Meynung widerlegt, und den Diebſtahl für vollendet hält, wenn der Dieb die geſtohlne Sache auch nur blofs weggenommen hat. Die von Hommel hier falſch angewandte Stelle des Sachſenſpiegels II. 29. iſt in alten, beym Gärtner befindlichen Originaltexte weit deutlicher, als in der von Hn. W. angeführten Zobeliſchen Ausgabe ausgedrückt, wenn es heifst: *„wanderz „vnd vblicha tete vnd vndvblicha uz von ienes mannes geweeren bracht „hat.“* Worte, bey denen jener von Hn. W. mit Recht gerügte Mifsverſtand gar nicht ſtatt finden konnte. 2) *De Sacrilegio ex mente juris Saxonici.* Die Stelle der Halsgerichtsordnung, die vom Kirchenraube handelt, iſt in proteſtantiſchen Ländern um ſo weniger anwendbar, da bey derſelben die papiſtiſchen Begriffe von der beſondern Heiligkeit geweihter Stätten und Sachen, und von der Verehrung der Hoſtie offenbar zum Grunde gelegt ſind. Der Hr. Vf. kann nun zwar, ſo viel Sachſen betrifft, nicht leugnen, dafs vermöge Reſcripts v. 6. Sept. 1768. in Kurſachſen angeordnet ſey, den *Kirchenraub* nach Maafsgabe des Sachſenſpiegels L. II. Art. 13. zu beſtrafen, und dafs folglich, da in dieſer Stelle des Landrechts vom *Raube* die Rede ſey, die Strafe des Rades auch nur bey erfolgter Entwendung mit offenbarer Gewaltthätigkeit eintreten könne, wie dies Pütmann in Elem. Jur. Crim. auch aus einem Reſcripte v. 26. April 1773 erweiſt. Allein, demungeachtet behauptet Hr. W. wider Hommel und andre, dafs dennoch in Kurſachſen beym einfachen Kirchendiebſtahle der *Erſatz keine Milderung* bewirken könne, und will dies aus der Stelle der C. C. C. *dafs bey Kirchenräuben und Kirchendiebſtählen weniger Barmherzigkeit, als in andern Diebſtählen bewieſen werden ſolle*, beweiſen. Allein, theils iſt hier die wegen Erſatzes gewöhnliche Milderung nicht erwähnt, welches doch mit *ausdrücklichen Worten* hatte geſchehen ſeyn müſſen, wenn ſie als aufgehoben betrachtet werden ſollte, theils tritt der oben in Anſehung der für Proteſtanten in dieſem Punkte ſtatt findenden völligen Unbrauchbarkeit der Halsger. Ordnung feſtgeſetzte Grundſatz ein, wozu kommt, dafs in Anſehung dieſes Verbrechens in den angeführten Reſcripten unbedingt aufs Sachſenrecht verwieſen, und der C. C. C. mit keinem Worte gedacht iſt. — Das *zweyte Progr.* (Vieb. 1791. 15 S. 4. enthält Obſ. III. *Num reus criminis ob praeſcriptionem abſolutus in expenſas proceſſus damnari queat?* Dies iſt, wie natürlich, ſo entſchieden, dafs beym Anklageproceſſe, wenn Beklagter die Ausflucht der Verjährung erweiſe, der Ankläger die Koſten tragen müſſe; beym Inquiſitionsproceſſe aber der Richter zum Koſtenerſatz nur dann verbunden ſey, wenn er der ihm bekannten, oder von ihm aus Nachläſſigkeit überſehenen Präſcription ungeachtet, die Unterſuchung anfange oder fortſetze; dahingegen ſo bald dem Richter deshalb keine Schuld beygemeſſen werden könne, auch der losgeſprochne Verbrecher die durch ſein Vergehen veranlaſsten Koſten zu bezahlen ſchuldig ſey.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Auguſt 1791.

GESCHICHTE.

London, b. Elizabeth Harlow: *Characters and Anecdotes of the Court of Sweden.* II Vol. 1790. gr. 8. 313 u. 276 S. (10 Sh.)

Seit *Guſtavs* des III Thronbeſteigung und während ſeiner Regierung fielen in Schweden und am Schwediſchen Hofe ſo mancherley Begebenheiten vor, welche es wohl verdienten, ſelbſt noch nach den bereits ſchon vorhandenen Nachrichten, von neuen Augenzeugen und wäre es auch von Inländern, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Hier tritt nach dem Vorbericht, ein einheimiſcher Augenzeuge der Vorfälle in Schweden vom J. 1770 bis zum Monat Juny 1789. vor dem Publikum auf, deſſen Schwediſche Handſchrift einem vor kurzem aus dem Norden heimgekehrten Reiſenden in die Hände gefallen ſeyn ſoll, und der ſelbige nun herausgiebt. Nach Privatnachrichten, welche Rec. zugekommen, iſt der wahre Vf. der gegenwärtigen Schrift, *A. F. Riſtel* (bey deſſen Namensausſprache der Ton auf der letzten Sylbe ruht, ſo daſs das *l* verdoppelt wird.) Er iſt der Sohn eines ehemaligen geſchickten Sprachlehrers zu Upſala, wurde hierauf königl. Bibliothekar zu Drottningholm, wo ihm ein ähnlicher Unfall, wie den berühmten *Raſpe* in Caſſel betroffen haben ſoll, kam hierauf beym Theaterweſen, und endlich auf Reiſen nach England und Frankreich, und in einen der letztern Länder hält er ſich noch jetzt auf. Weiſs man ferner, daſs er ſehr viel um den Grafen *Karl Scheffer* war, ſo wird man ſich nicht wundern, wie von dieſem edlen Groſsen, und vom Theaterweſen, ſo wie von ſeiner Perſon ſelbſt, ſo Vieles im *zweyten* Theil vorkömmt. Dies ſind zugleich neue Gründe, welche es beſtätigen, daſs er Vf. gegenwärtiger Schrift ſey. Vielleicht iſt er auch gar, bey ſeiner guten Kenntniſs der engliſchen und franzöſiſchen Sprache, Vf. des Originals, und einer franzöſiſchen Ueberſetzung, welche zu Paris auch bereits erſchienen ſeyn ſoll. Das Werk ſelbſt hat in allem Betracht kein gemeines Intereſſe für den Leſer, man mag auf die mancherley neuen Beyträge zur näheren Kunde vieler Ereigniſſe in früheren und ſpätern Jahren, oder auf die Schilderungen der öffentlichen und privat Handlungen von den Hofleuten u. a. in Dienſten des Staats geſtandenen und noch ſtehenden Perſonen, Rückſicht nehmen. Selbſt die perſönliche Charakteriſtik der aufgeſtellten Perſonen und die vielen Anekdoten von ihnen, ſollen das Geprage von ziemlicher Unparteylichkeit und Zuverläſſigkeit haben; und ſelbſt da, wo der Vf. von manchen Privathandlungen von Mannern und Frauenzimmern den Schleyer, den ſelbige gewiſs gerne darüber möchten ruhen ſehen, wegnimmt, ſelbſt da überſchreitet er nicht ganz, wie bey ähnlichen Gelegenheiten oft zu geſchehen pflegt, die Grenzen des Anſtandes und der ſtrengen Schonung. Kurz, der Titel des Werks entſpricht vollkommen der ganzen Ausführung; und es bleibt eine unterhaltende und unterrichtende Lectüre, bey der ein guter Erzählungston auch noch ſeine gute Nebenwirkung thut. Vorzüglich wichtig ſind die Nachrichten von der Revolution im J. 1772, dem letzten Schwediſch Ruſſiſchen Kriege, und den verſchiedenen bey öffentlichen Angelegenheiten intereſſirten Perſonen. Auch findet man am Ende umſtändliche Ausführungen, vom Zuſtande und der Einrichtung verſchiedener gelehrten Geſellſchaften und beſonders des Theaterweſens. Ein leicht zu entwerfender Auszug des Ganzen, wäre zweckwidrig. Die Rechtſchreibung der Namen iſt überhaupt ziemlich richtig, ſehr wenig Fälle ausgenommen; nur kann Rec. nicht begreifen, woher es kam, daſs dem *Fürſten* von *Heſſenſtein*, allemal der Titel *Duke* gegeben worden. Uebrigens lieſsen ſich noch hie und da manche Berichtigungen und Anmerkungen anbringen. So war, wie Rec. von guter Hand weiſs, nicht bloſs nach S. 199. der Sturz des jungen Baron *Stierncrona* mit dem Pferde an ſich, der frühern Ausführung des wirklich gemachten Entwurfs hinderlich, ſondern man nahm zur Wegbringung des Unglücklichen in die Stadt, zufällig einen mit der erfoderlichen Ammunition verſehenen Wagen, weil kein anderer gerade bey der Hand war. Von dieſem Werk iſt auch ſchon folgende deutſche Ueberſetzung erſchienen:

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Charaktere und Anecdoten vom ſchwediſchen Hofe.* Aus dem Engl. mit Anmerkungen, vom Prof. *Lueder* in Braunſchweig 1790. 406 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine ſimple Ueberſetzung war wohl nicht ſo wünſchenswerth, als wenn ſich vielmehr ein Mann dazu hergab, der mit Schweden hinlänglich bekannt, und durch Beyhülfe eines kundigen Eingebohrnen unterſtützt, manches in Anmerkungen noch berichtigte, neues hinzuſetzte, wenigſtens die Aenderungen bis auf unſere Tage herab beyfügte, oder auch nur vorkommende Namen und Titel richtig mittheilen konnte. Die Anmerkungen bey gegenwartiger Ueberſetzung aber ſind, auſser einigen wenigen Declamationen, aus bekannten Quellen gehoben, wie z. B. aus *Catteau*, *Sheridan*, *Michelleſi*, (*Thomas*) Verſuch über Schwedens Geſchichte etc. *Schlözer* u. e. a.; und die obigen Erfoderniſſe fehlen ihnen gänzlich. Die Ueberſetzung hat, ungeachtet vieler guten Eigenſchaften, doch einige auffallende *falſch* und zum Theil *ungereimt* überſetzte Stellen. Nur einige Beyſpiele aus mehreren:

S. 4. Gentleman of the Bedchamber. — *Oberkammerherr*, an mehrern Stellen.

Am ſchwediſchen Hofe iſt nur *ein* Oberkammerherr, wie ſchon *Toze's* Statiſtik lehrt, und die hier anfangs erwähnte Herren, haben den Titel als erſte Kammerpagen und Kammerjunker.

S. 5. The King — provided him (*Cederfeld*) with means of purchaſing a very good eſtate in the country. — *Der König — ſetzte ihn ſo, daſs er ein gluckliches Leben fuhren konnte.*

S. 21. The King arrived — having made a journey of more than *an hundred miles* on horſeback. — *Der König kam, faſt hundert Meilen hatte er in einem Tage zu Pferde gemacht.*

Die Reiſe des Königs gieng von *Carlſtad* nach *Gothenburg*; und der Ueberſetzer hätte hier wohl bemerken ſollen, daſs dies engliſche Meilen ſind; denn ſonſt dürften leicht viele Leſer, denen Karls XII Ritt als beyſpielsloſer Fall bekannt iſt, dieſen noch weit hinter Guſtavs des III hier erwähnten Ritt ſetzen.

S. 24. The mediators were as good as their words. — *Die Vermittler* hielten *Wort.*

S. 26. His (K. Guſtav. III) knowledge in hiſtory and *diplomatics* is prodigious. — *Er beſitzt bewunderuswurdige Kenntniſſe in der Geſchichte und* Diplomatik.

Alſo der König von Schweden wäre ein groſser *Diplomatiker!!*

S. 44. though neither of them were *bred up* to that ſcience. — *Ohngeachtet der eine ſo wenig wie der andere etwas von der Arzneykunſt verſtehen.*

S. 45. by telling her the *news of the day.* — *Weil ſie der Königin* täglich Neuigkeiten erzählen.

S. 49. his ſuppoſed riches were an inducement to his family for accepting his propoſals, though the b r i d e had no great inclination for his perſon. — *Weil man ihn für ſehr reich hielt, ſo glaubte man ſeine Vorſchläge annehmen zu müſſen, ohngeachtet der S t o l z eine groſse Neigung zu ihm unmöglich machte.*

S. 59. After — the retreat of his aſſiſtant, Mr. Zibet, *the gentlemen*, who had the direction of the theatre being very ſkilfull indeed. — *Nach — der Abdankung ſeines Gehulfen, des Hn. v. Zebet, der die Direction des Theaters führte und ein ſehr geſchickter Mann war.*

S. 66. expences in buildings, *barrels.* — *Ausgaben für Gebäude*, Häuſer, (anſtatt *Bottchergeräthe*)!!

S. 78. even in the ſevereſt weather in winter he makes at leaſt an hour's *promenade* every day. — *Selbſt in der ſtrengſten Kälte macht er* (der Kronzprinz) *ſich täglich eine* Bewegung zu Pferde.

S. 89. he has by his will diſpoſed in favour of the children, who at preſent are no more than two, one ſon and the lady of Mr. Bonde. — Die Geſchenke — *vermachte er in ſeinem Teſtamente den Kindern des Hn. v. Bonde, der gegenwärtig ihrer nur zwey, einen Sohn und eine Tochter, hat.*

S. 94. he was cruiſing with ſome *gallies.* — *Er kreuzte mit einigen* Gallionen!!!

S. 99. he ſnarched the match from one of the gunners, and took his ſtation by the *magazine.* — *Er riſs einem Konſtabel die Lunte weg, und nahm ſeine Stellung beym* Magazin!!

Alſo wollte der Herzog von Südermannland das Victualienmagazin mit einer Lunte in Brand ſtecken!!! Allein wer weiſs nicht, daſs *Magazine* bey Kriegsſchiffen die *Pulverkammer* bedeutet.

S. 117. The moſt *polite* behaviour. — *Ein im höchſten Grade* politiſches *Betragen.*

S. 155. the king went down to the *corps de guard.* — *der König ging zum* Gardecorps (*anſtatt* in die Wachtſtube)!!

S. 173. the approach of the *ſad* proſpect. — *die Annäherung des* erwähnten *Proſpects.*

S. 174. that they would never bear *arms* againſt the King. — *daſs keiner je ſeinen* Arm *gegen den König aufheben werde.*

S. 208. to the *glory* of their Sovereign. — *zur* Erholung *ihres Monarchen*

S. 226. country-judge. — Dorfrichter

S. 240. where he relieves the Lord Chief Juſtice in the Preſidency. — wo er aus einem Oberjuſtizrath zum Präſidenten emporſtieg.

Hiezu kommen nun noch mehrere Auslaſſungsſünden, wovon das auffallendſte Beyſpiel S. 150 vorkömmt. Hier fehlt ein ganzer Punkt, und dies veranlaſst zugleich noch bald nachher einen andern groben Ueberſetzungsfehler. Auch kommen in der Ueberſetzung mehrere falſch geſchriebene Namen, als im Original vor z. B. *Oernshoeld, Moellersword, Perſon, Nyslot, Brache*, anſtatt *Oernſhoeld, Moellerſverd, Ferſen, Nyſlot, Brahe* u. d. m. Auch ſind manche Namen, welche das Original nicht deutlich liefern konnte, unberichtigt geblieben. So ſteht z. B. immer *Duben*, anſtatt Düben, und das *Duke of Heſſenſtein*, iſt durchgehends mit *Herzog von Heſſenſtein* gegeben worden.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Georg Septimus Andreas von Praun*, Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Geheimenraths und Miniſters, *Braunſchweigiſches und Lüneburgiſches Siegelcabinet*, mit diplomatiſchen, genealogiſchen und hiſtoriſchen Erläuterungen. Herausgegeben und mit dem Lebenslauf (e) des Verfaſſers und Anmerkungen begleitet von *Julius Auguſt Remer* — — 1789. 9 Bog. 8. (8 gr.)

Von dieſer dem Diplomatiker ſowohl, als jedem, der die braunſchweigiſche Geſchichte ſtudiret, ſehr nützlichen Schrift lieſs der verewigte Vf. nur 50 Exemplare abdrucken; warmer Dank alſo gebührt dem Hn. Herausgeber und der Verlagshandlung, daſs ſie ein gutes Buch in ſtärkern Umlauf gebracht haben. Es enthält in 7 Abſchnitten die Beſchreibung der Siegel der braunſchweigiſchen Fürſten und ihrer Ahnherren, von Welf dem IV. an, bis auf die *neuere* braunſchweigiſche und lüneburgiſche Linien, alſo bis über das Drittheil des 16ten und reſpective 17ten Jahrhunderts hinaus. Hr. Prof. R. hat auſser der, ſchon aus dem hiſtoriſchen Portefeuille bekannten, Lebensbeſchreibung des 1786 verſtorbenen verdienſtvollen Vf., hie und da erläuternde oder berichtigende Anmerkungen hinzugefügt, den Vortrag

trag verbeſſert und manche Weitſchweifigkeit ausgemerzt. Wir wünſchten, daſs die in der Originalausgabe jedem Abſchnitte vorgeſetzten Stammtafeln hätten können beybehalten werden, da ſie zur ſchnellen Ueberſicht der Verwandtſchaft der Perſonen, von welchen die Rede iſt, ſehr bequem ſind. Die S. 22 der Lebensbeſchreibung angeführte Ausgabe der *Bibliotheca Brunſuico - Luneburgenſis* (nicht *Luneburgica)* von 1744 iſt ſchon die zweyte, ſtark vermehrte, obgleich auf dem Titel das nicht angegeben worden; die erſte iſt 1741 erſchienen. Wie beträchtlich die von dem ſel. Vf gemachte Nachleſe ſey, erhellet daraus, daſs das für eine dritte Auflage im J. 1777 völlig angefertigte Manuſcript 4940 Numern enthält, da in der zweyten Edition die letzte Numer 2764 iſt. Die Buchhändlerſchwierigkeiten, welche den Druck dieſes Manuſcripts hinderten, waren ganz gegründet; es iſt nur zu bedauern, daſs ſie nicht gehoben werden konnten. — Nicht erſt 1473, ſondern über zwanzig Jahre früher fing der Herzog Wilhelm der ältere an, ſich ſo, oder doch beynahe ſo zu ſchreiben, wie S. 87 angegeben iſt. In dem Lehenbriefe an Bartoldt von Campe über Dedeſſen und Oiſtereſſen, d. d. 1451: Am Sunt Jacobstage deſs hilligen Apoſtels,' nennt er ſich: „Wilhelm de Elder von Gotts gnaden tho Brunſzwigh des Brunſzwigkſchen landes Ouerwaldt, vnnd tho Leunenborg Hartoge, tho Euerſtein, tho Wunſtorp, tho Hallermundt, thor Wolpe pp. Graue vnd herr tho Homborg." Auch iſt es nicht ganz genau richtig, daſs keiner der folgenden Herzoge, oder, wie v. Praun ſagt, keiner von Wilhelms Nachkommen oder Vettern dieſen weitläuftigen Titel beybehalten habe. In der Originalurkunde, durch welche die Düſſeldorfer Kreuzbrüderſchaft („*Conuentuales Ordinis fratrum ſancte Crucis ſub regula Beati Auguſtini Conuentus ſancte Marie in opido Duſſeldorp*" den Herzog Friederich den jüngern oder den unruhigen *(turbulentus)*, Wilhelm des altern Sohn, im J. 1474 zu ihrem Mitgliede aufnimmt, heiſst dieſer Fürſt; „Friedericus junior, in Brunſzwigk et terrarum Brunſzwigcenſis ducatus trans nemus apud Leynam et in Luneburg Dux, in Eberſteyn in Wunſtorff in Hallermunt in Welpe etc. Comes ac Dominus in Humburg." Zu S. 101 wollen wir doch das vom ſel. Praun nicht bemerkte Siegel der zweyten Gemahlin des Herzogs Heinrich des jüngern, der polniſchen Princeſſin *Sophie* anführen. Es beſteht in einem franzöſiſchen, oben zweymal gebogenen quadrirten Schilde, mit einem quadrirten Mittelſchilde. Im letztern iſt im erſten und vierten Quartiere ein Greif (doch iſt die Figur im 4ten Quartiere nicht ganz deutlich), und im zweyten und dritten eine Schlange. Der Rückenſchild enthält im erſten Quartiere zwey über einander gehende Leoparden, und in jedem der drey übrigen einen Löwen. Zwiſchen dem linken Schildesrande und der Umſchrift in der Mitte des Rückenſchildes ſteht die Ziffer 3. Dieſes Wapen iſt mit einer offenen, wechſelsweiſe aus Lilien und Kreuzen beſtehenden Krone bedeckt. Um daſſelbe und bis an die Krone geht dieſe Umſchrift: SOPHIA G. K. AV. PO. H. Z. BRVN. VN. LVN.

Lübeck, b. Donatius: *Lübeckiſches Münz- und Medaillenkabinet* geſammelt von *Lud. Heinr. Müller*, mit erläuternden Anmerkungen und vorangeſchickter Münzgeſchichte, herausgegeben von *Joh. Herm. Schnobel*, Muſikdir. und Cantor am Gymnaſio. 1790. 184 S. 8.

Die Reichsſtadt Lübeck hat von jeher einen ſo eignen Antheil an dem Gange, den Fortſchritten und Veränderungen des deutſchen Münzweſens gehabt, daſs eine vollſtändige Sammlung der Münzen derſelben und ihrer Bekanntmachung als ein wichtiger Beytrag zu der Geſchichte der deutſchen Münzkunde überhaupt aufgenommen werden muſs. Sie erhielt ihre Münzgerechtigkeit frühe, die in den folgenden Zeiten von den Kaiſern immer mehr erweitert wurde, nahm mit der Stadt Hamburg den ſchweren Münzfuſs an, behauptete denſelben nach vielen mit dieſer Stadt und andern Ständen geſchloſſenen Receſſen ſogar zur Kipper- und Wipperzeit ſtandhaft, und münzte ſtark. Die vollſtändige Münzenreihe einer Stadt von dieſem Range vor ſich zu haben, gewährt dem Kenner Belehrung und Vergnügen in gleichem Grade. Deſto mehr Dank verdient Hr. S., daſs er hier ein Münz- und Medaillenkabinet durch eine genaue Beſchreibung bekannt macht, das dieſe Reihe Lübeckiſcher Münzen in der möglichſten Vollſtändigkeit in ſich faſst. Der Sammler deſſelben war der verſtorbene Kaufmann, Ludolph Heinrich Müller, ein gebohrner Lüneburger, der mit ſeinem Vermögen alle die Kenntniſs und den Eifer vereinigte, die zu der glücklichen Ausführung eines Unternehmens von dieſer Art nöthig waren. Er hatte ſeinen Plan auf die Lübeckiſchen Münzen und Medaillen eingeſchränkt, dieſen eingeſchränkten Plan aber in ſo weitem Umfange gefaſst, daſs er die Münzen der mittleren und neueren Zeit, alle vormals und itzt gangbare Geldſorten von der geringſten Kupfermünze an bis zum ſchwereſten Goldſtücke, und nicht bloſs die von der Stadt, ſondern auch die von den Biſchöfen und dem Hochſtifte geprägten Münzen und alle diejenigen auswärtigen Geldſorten in ſich begreifen ſollte, auf welchen entweder das Lübeckiſche Stadtwapen mitgeſetzt oder der Lübeckiſche Reichsadler eingeſtempelt iſt. Er war in ſeiner Unternehmung glücklich und hinterlieſs ſeine mit eben ſo vielem Eifer als Geldaufwand zuſammengebrachte Münzſammlung nach ſeinem Tode ſeiner Wittwe, die den Patriotismus ihres Mannes damit belohnte, daſs ſie das ganze von ihm geſammelte Kabinet dem Magiſtrate zu Lübeck zur Aufſtellung in die dortige Bibliothek übergab und es alſo zu einer öffentlichen ſtets fortdauernden Sache machte. Wirklich verdiente das Kabinet dieſe Fortdauer; es enthält die Sammlung der Stadtmünzen ganz, und die biſchöflichen Münzen wahrſcheinlich vollſtändig. Die Beſchreibung deſſelben iſt mit Fleiſs, und mit dem in ſolchen Schriften nothwendigen Bemerkungsgeiſte ausgearbeitet. Der Vf. bemerkt nicht allein das Seltene, ſondern auch das Bekannte jeder Münze und macht ſeine Beſchreibung durch gute aus der Geſchichte des deutſchen Münzweſens hergenommene Bemerkungen lehrreich. Die von ihm gewählte Ordnung iſt wahrſcheinlich die Ordnung des Kabinets ſelbſt. Sie theilt die ganze Sammlung in die Stadt- und die Kapitelmünzen und geht in der Beſchreibung jeder Abtheilung

lung von den leichteſten Münzſorten bis zu den Medaillen nach den verſchiedenen Metallen fort.

Cesena. (Ulm, b. Wohler): *Lebens- und Regierungsgeſchichte des jetzo glorreich regierenden Pabſts Pius VI*, aus ächten und bewährten Quellen zuſammengetragen. *Vierter Theil*, ſamt einer Karte von den pomtiniſchen Sümpfen. 1787. 335 S. 8.

Wer Luſt hat, die in den katholiſchen Staaten in den Jahren 1783 und 84 vorgefallnen kirchlichen Veränderungen, Reformen und Zwiſtigkeiten im Zuſammenhange zu überſchauen, der findet ſie hier beyſammen. Den gröſsten Raum nehmen die Kaiſ. Königl. Verordnungen ein. Von S. 16—42 werden die Kardinäle aufgezählt, die aus königlichen, herzoglichen und fürſtlichen Häuſern ſtammten. Die Hauptquellen, aus denen geſchöpft wird, ſind das politiſche Journal und Schlözers Staatsanzeigen. Als Unrichtigkeiten fiel Rec. auf, was S. 278 von Mainz erzählt wird, der Kurfürſt habe zur Dotirung der Univerſität dem Fond derſelben 17 Collegiatkirchen und Pfarreyen einverleibet, da weder eine Pfarrey noch eine Collegiatkirche, ſondern nur aus 17 Stiftern eine Präbende zur Univerſität gezogen wurde. Angehängt iſt ein lateiniſches Gedicht von Denis an Maria Thereſia über die Ankunft des Pabſtes in Wien.

PHILOLOGIE.

Rom, b. Deſideri: *Erodoto Alicarnaſſeo, padre della greca ſtoria, tradotto in lingua italiana.* Tom. I. II. 4. 1789.

Wie man weiſs, waren die Italiener die erſten, welche alle ältere Geſchichtſchreiber in ihre Sprache überſetzten. Da aber die Auflagen von den meiſten theils ſelten geworden, theils die Ueberſetzungen ſehr unrichtig und fehlerhaft ſind, ſo hat ſich eine Geſellſchaft von Gelehrten, an deren Spitze ſich der Abbé Viviani befindet, hervorgethan, um die Reviſion aller dieſer ältern Ueberſetzungen zu übernehmen, und eine neue Auflage derſelben nach den beſten Originalausgaben zu veranſtalten. Sie werden auf Subſcription herausgegeben. Die neun Muſen Herodots machen den Anfang. Der Ueberſetzer begleitete ſie mit den Noten der franzöſiſchen Ueberſetzung von Larcher. Der Stil geht von der ältern Ueberſetzung des Grafen Bajando und Becelli wenig ab. — Seitdem ſind auch Thucydides, Xenophon, die moraliſchen Schriften von Plutarch, Diodor von Sicilien, und Dio Caſſius in demnemlichen Format erſchienen. Dieſen werden nach und nach folgen: Polybius, Dionyſius Halicarnaſſus, Joſephus Haebreus, Appianus, Arrianus, Strabo, Pauſanias, Ptolemaeus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Frankfurt und Leipzig: Unterſuchung der drey Fragen: I) durch welches Intereſſe reitzt die chriſtliche Sittenlehre den Menſchen zu ihrer Befolgung? II) Warum ſind ihre Wirkungen in der Proteſtantiſchen Kirche nicht allgemein? III) Welche Vortheile kann eine geheime Verbindung in Anſehung der chriſtlichen Sittenlehre gewähren?* Veranlaſst durch des Hn. Hofraths *Weishaupt Pythagoras*, von einem Lehrer der Proteſtantiſchen Kirche. 96 S. 8. (6 gr.) Hätte der ungenannte Lehrer der Prot. Kirche ſein Werkchen nicht *Unterſuchung* der drey Fragen, ſondern, *Declamation* über die drey Fragen, überſchrieben: ſo würde der lange Titel deſſelben ziemlich genau anzeigen, was man darinn zu ſuchen habe. Der Vf. iſt nemlich ein groſser Freund von geheimen Verbindungen, und hält ſie für ein ſehr wirkſames Mittel, wahre Sittlichkeit unter den Menſchen zu verbreiten. Bey einer ſolchen Denkungsart muſste die bekannte Schrift des Hn. *Weishaupt: Pythagoras, oder über die geheime Welt und Regierungskunſt*, nothwendig einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Da nun Hr. *Weishaupt* in gedachtem Werke bey Beantwortung der Frage, warum die chriſtliche Sittenlehre ſo wenig wirke, vornemlich auf ſolche Hinderniſſe Rückſicht genommen hatte, welche in der *Römiſchen* Kirche angetroffen werden: ſo will der unbekannte Vf. dieſer Schrift, die Hn. *Weishaupt* zugeeignet iſt, dasjenige ergänzen, was ſich von der *Proteſtantiſchen* Kirche insbeſondre ſagen läſst. Daſs er dies mehr durch feuriges Declamiren, als durch eine ruhige und gründliche Unterſuchung thue, haben wir ſchon angemerkt. Man kann die *erſte* der vorgelegten Fragen, wodurch die chriſtliche Sittenlehre die Menſchen zu ihrer Befolgung reize, wohl nicht oberflächlicher behandeln, als wenn man ſo, wie hier, zur Antwort giebt, ſie thue dies *durch Verſprechung zeitlicher und ewiger Belohnung.* Ueber die *andre* Frage ſagt der Hr. Vf. freylich viel Wahres, aber auch lauter längſt bekannte Dinge, und ſeine Lebhaftigkeit übertreibt manches, was in der Proteſtantiſchen Kirche als ein Mangel angeſehen werden kann, bis zur Ausſchweifung; zum Beweis darf man nur nachſehen, was er S. 69 und 70 von den Despotismus und Sklaverſinn ſagt, der noch immer in Deutſchland herrſchen ſoll. Dabey paſſen die meiſten der angegebenen Urſachen auf die *Römiſche* Kirche eben ſo gut, als auf die unſrige, und doch hatte der Vf. nur dasjenige erwähnen wollen, was *unter den Proteſtanten* den Wirkungen der chriſtlichen Sittenlehre nachtheilig werde. Der *letzte* Abſchnitt endlich ſteht faſt in gar keiner Beziehung auf das Vorhergehende. Der Vf. hatte in demſelben erklären ſollen, daſs und wie den vorher gerügten Mangeln durch eine geheime Verbindung abgeholfen werden könne. Aber anſtatt dieſes zu thun, ſchwärmt er über die Annehmlichkeiten, die eine ausgeſuchte durch ein geheimes Band verknüpfte Geſellſchaft edler Menſchen für jedes Mitglied haben würde, und erſt am Ende fällt ihm bey, daſs eine ſolche Societät wohl gar eine bloſse Chimäre ſeyn dürfte. „Wo „ſchweife ich hin, ruft er daher am Schluſſe aus; wohin verirren „ſich meine Gedanken? Wo, wo iſt in einer Welt, wie die unſrige iſt, eine ſolche Vereinigung von Tugendhaften zu finden? „Zeigt ſie nur, ihr Weiſen und Edlen, und ich eile in eure Arme, „ſinke in euren Schoos, und freue mich des Glücks, euer Bruder „zu ſeyn —" Das wäre alſo viel Lerm um nichts. Der Vf. rühmt mit groſsem Geräuſch den Nutzen einer Anſtalt, von der ihm aber der geneigte Leſer am Ende ſagen ſolle, ob und wo ſie denn eigentlich zu finden ſey!!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. August 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Gedichte von Ludwig Theobul Kosegarten*; zwey Bände. 1788. 1 B. 406 S. 2 B. 432 S. 8.

Die Sammlung enthält kleine epische Gedichte, Romanzen, Oden, Elegien, Lieder, Allegorien, in mannichfaltigen Sylbenmaafsen, gereimt und reimlos. Bey allen diesen Abwechselungen ist dennoch im Ganzen nur Ein herrschender Ton, auf den alles gestimmt ist. Der Dichter schwelgt im Genufs der *Wonne der Wehmuth*. Vor andern glückt ihm daher auch die eigentliche Elegie, und er ist hier um so mehr in seinem Elemente, da die Elegie, vielleicht mehr, wie jede andre Dichtungsart, die unserm Dichter so sehr zuströmende Wortfülle verträgt. Zu den vorzüglichsten Elegien gehören die Stücke I. B. S. 310. und 314. Die Klage um Dellwar, (S. 346.) an Minona (B. II. S. 312.) an Rosa (II. 325.) Abschied von Jinny. (I. S. 395.) Das Lied endet schön:

Selig, wessen Flug das Land erflieget,
Wo der Seelen Scheidewand zerfällt,
Wo sich Herz an Herz vertraulich schmieget,
Und gesellig Geist an Geist sich hält!
Wo kein Vorurtheil die Treuen tadelt,
Und kein Wahn sie auseinander reifst,
Wo nur Güte hebt, wo Kraft nur adelt,
Und der treflichste der erste heifst.

Mehr solche Strophen hat das Gedicht: um so mehr wünschte man es frey von Ausdrücken, wie „die *ausgeflöhnten* Leben;" „der Gottheit *allenthalbne* Fülle."

Ueberhaupt sind wenige Gedichte in dieser Sammlung, bey deren Lesung man nicht durch ähnliche Verstofse gestört, oder durch zu grofse Dehnung sonst schöner Ideen ermüdet, oder durch zu grell aufgetragne Farben beleidigt wird. Wenn der Dichter z. E. (II. 131.) sein Mädchen an trübe Stunden erinnern will, so ist's ihm nicht genug, zu sagen:

Ach! denk' auch, *denk' auch* unsrer dunklern Stunden:

Er setzt hinzu:

Der *tausend mohrenschwarzen, rabengestalteten* Stunden;

So beginnt der sonst schöne Nachruf an Rawen (I. 356.)

So bist du todt nun, der du dein Leben ganz
Durchflechtt, durchstohnt, durchächzt und durchjammert hast.

Und wer kann (I. 85.) die ringsum *gähnende* Schöpfung und (S. 108.) die *verstrahlten Strahlen*, und die von Mitleid *braufenden* Eingeweide (I. 10.) dulden?

Dem Dichter hat es offenbar an einem kritischen Freunde gefehlt; der würde ihm gesagt haben, dafs man mit seinen Farben haushalterisch seyn müsse, um nicht da, wo man die gröfste Wirkung hervorbringen will, sie zu verfehlen; dafs man mit minder sichtbarer Anstrengung, Gefühle zu erregen, meist nur um so stärker rührt. Des Dichters Muster, Ossian und Klopstock hätten ihn erinnern müssen, dafs der Dichter seine Blumen nicht *ausstreuen*, nein! nur *fallen lassen* dürfe. Im *Ausdruck* und *Wendung* hat er nur zu sehr jene Muster *copirt*, z. E. (I. 344.)

Der Tag erwacht; dann jauchzen wir fröhlich auf;
Der Tag erwacht; dann jauchzen sie fröhlich auf;

So auch I. 98. 344. Auch wird man mitunter zu sehr an Kretschmann erinnert, als in Telynhards Klage um Wunna (I. 173.) im Abschied von Hulda (I. 207.) Am auffallendsten aber ist das Gedicht, die Gräber von Dustra (II. 243.) ein Cento Ossianischer Idee und Bilder, Wendungen und Ausdrücke. Es ist Englisch gedichtet, und nachher übersetzt. Dafs ein Jüngling, der eben den Macpherson gelesen hat, als Sprachübung dergleichen zusammensetzt, ist natürlich. Aber *der Mann* mufs es nicht drucken lassen.

Aufser den Gräbern von Dustra hat der Dichter noch drey heroische Erzählungen gewagt, die Ralunken, das Fräulein von Garmin und Ritogar und Wanda. Ossian ist auch hier sein Muster gewesen. Aber Ossian hängt seine Mädchen nicht an Bäumen auf, wie Hr. K. (in den Ralunken) seine Agatha:

Der Drang des gewaltsamen Todes
Hatt' ihr Antlitz gekrampft. Hervor an der brennenden Stirne
Waren die Augen gequollen u. s. w.

Von seinen Helden bleibt kein Gebein, als Jaromar, der nicht einmal sehr interessirt, weil er, obschon der drohenden Gefahren kundig, seine Schöne nicht mit hinlänglicher Heeresmacht selbst holt, sondern sich allein auf den kürzlich besiegten Ritogar verlafst. Der Leser bebet vor der Raub- und Mordscene zurück, und wundert sich, wenn der Dichter dennoch am Ende jene Zeiten bedauert, und sein *entartetes* Vaterland apostrophirt. Sonst hat das Gedicht schöne Stellen, z. E. (I. S. 143.)

Die Fesseln
Trug ich sieben Tage der Schmach. *Dann brach sie Agathe,*
Und die Liebe.

Das Bild von Agathen:

Schön war Agathe, ein lieblicher Stern bey rothen Cometen

ist in der Verbindung, wo es stehet, Ossians würdig. Dasselbe gilt von den Zeilen:

Wie Strahlen das Nordlicht umfliegen, so flogen
Seine brennende Haar, um die glühende Stirne, u. s. w.

Und schwer widersteht Rec. der Versuchung, die innige Begrüfsung der Wärme (S. 145.) ganz herzusetzen.

Für sein Fräulein von Garmin (I. S. 275.) weifs der Dichter auch nicht zu interessiren. Kaum hat Haining die ersten Liebesgefühle in ihr erreget, so wirft sie sich in die Arme eines Wollüstlings, mit dem sie einmal zu Mittag gegessen hat, und wird betrogen und trinkt Gift. Das Detail auch dieses kleinen epischen Gedichts hat Schönheiten, und der Schlufs, der sich dem Rec. bey der ersten Lectüre im *deutschen Museum* einprägte, gefiel ihm noch jetzt.

Warum wird die Rose gepresst, dafs den duftenden Blättern
Ihrer Thränen köstliches Wasser entrieselt? und warum
Wiegt die Distel ihr Haupt so stolz und sicher im Winde? —
Warum, — magst du es sagen du Mädchen der trüberen Seele?
Warum mufs Tugend so viel, so viel der Edlere leiden? —
Dafs sie in Thränen dauernder dufte, presst man die Rose:
Dafs sie in Thränen rührender siege, leidet die Unschuld.

Aber was er damals geändert wünschte, findet er noch ungeändert. Noch sind darinn *dunkelmurmelnde* Bäche. (Man kann sagen: *dumpfmurmelnde*, *leisemurmelnde* Bäch.; denn da bezieht sich das *dumpf* und *leise* auf's Gemurmel; aber nicht bey jener Zusammensetzung. So hat Hr. K. auch *dunkelrauschende* Eichen.) Noch findet man die *glühen* Augen, nach dem Ausgang des Hexameters:

Sie schlug die
Rollenden Augen auf.

noch die Zeile:

Warst ja edlerer Seele, wenn gleich nicht *edleren Blutes*.

noch folgende Zeilen, die zugleich ein Probchen von des Dichters Farbenmischung geben können:

Aber seit diesem Abend ward es dem Fräulein von Garmien
Sogar anders im Herzen. Ein Sehnen und Schmachten nach Liebe
Und nach ihrer ersten unnennbaren trunknen Empfindung,
Ihren durstigen Blicken und ihrem Zittern und Zagen,
Ihren schnellen, geflügelten, lebendurchschütternden Handdruck,
Ihrer plötzlichen, stürmischen, jähgewagten Umarmung,
Ihrem mühsam entrissenen, gestammelten ersten Bekenntnifs,
Ihren seelewechselnden, seeleberauschenden Küssen,
Ihrem Ruhen Wang' an Wang' und Busen an Busen,
Ihrem Zerschmelzen im Freudengewitter des Taumels der Wollust (!)
Ihrem Entzücken und ihrem Ermatten. — „O wehe!" ruft

der ermüdete Dichter, und wer ruft es nicht mit? Auch in Ritogar und Wanda (II. 3.) ist alles nicht genug motivirt. Welch eine Idee, dafs Ritogar über ein Mädchen, das er nie sah, und um die er blofs durch einen Boten geworben hat, ergrimmt, und sie mit Heersmacht zu holen kommt, um sie

Mit zerrissenem Schleyer
In sein Schlafgemach zu führen, ein niedriges Kebsweib.

Der wüthende Räuber fällt, und die befreyte Wanda (hangen und vergiften haben wir schon gehabt,) springt in die Weichsel.

Vigilata proelia dele! möchte man mit Juvenal dem Dichter zurufen.

In der Romanze fehlts ihm, wie in der Epopee, an Talent, ein Süjet zu erfinden. Man lese *schön Hedchen* (II. 161.) und urtheile. Doch stöfst man auch in diesem Gedichte auf schöne Strophen, wie folgende:

Viel Thränen hat Liebe, doch Freuden noch mehr.
Sie streiten um's Herz sich, ein brüderlich Heer.
Sie streiten und fallen sich friedlich *zu Arm*,
Dann weinet die Freude, dann lächelt der Harm.

Von manchen andern Producten des dritten und fünften Buches will Rec. schweigen, da der Dichter sie selbst in der Vorrede als roh und wild charakterisirt, und dadurch die Critik zum Voraus entwaffnet. Er sagt ungefähr, was la Motte von sich sagte:

Je suis, paradoxe ordinaire,
Assez fage, pour n'en plus faire,
Et trop fou, pour les fupprimer.

Ein Paar allegorische Gedichte eröffnen die Sammlung. Die *Hymne an die Tugend* konnte Rec., wie sie zuerst im Almanach erschien, nicht durchlesen. Die Ursache der Unbehaglichkeit, mit welcher er jetzt seine Kritikerpflicht erfüllte, liegt wohl in der zu grofsen Abstraction des Gegenstandes, dessen Versinnlichung die Kräfte unsers Dichters zu übersteigen scheint. Er hat der Tugend zwar Körper zu geben gesucht; aber sie gleicht dem Proteus, der, wenn man ihn glaubte gefafst zu haben, sich unter den Händen verwandelte.

Die zweyte Allegorie ist *die Unschuld*. Die Vergleichung der verläumdeten Unschuld mit dem Schwane, der sein beschmutztes Gefieder durch Untertauchen reinigt, und nun fleckenlos wie zuvor erscheinet, diese Vergleichung würde, wenn sie gelegentlich in acht *Zeilen* angebracht wäre, ihre Wirkung thun. Aber auf acht *Seiten* ausgemalt, ermüdet sie wahrlich den geduldigsten Leser.

Was die Gedichte (I. 33. und 96.) betrifft, so mufs Rec. gestehen, dafs er mit dem Gefühle eines Mannes, der Sehnsucht in sich fühlt, und nicht weifs, ob es Thatendurst, oder Durst nach Gold, oder Ehrgeiz, oder Liebe zu seinem Mädchen, oder — Liebe zum Heiland ist, nicht zu sympathisiren vermag. Das Lied (I. 119.) ist ganz verunglückt, und hat Stellen, die man einem Bogatzky zuschreiben könnte, z. E.:

Digitized by Google

Fort

Lege ab von meiner Menschenseele
Allen Sündenwust und Sünden*weh*,
Dass ich frey von aller Erdenfehle
Grad hinauf zu meinem Vater geh

Besser ist der Schwanengesang, (I. 125.) und doch hat er Stellen, wie diese:

abgeschnitten
Dorrt mein Reben, eilt mein Saft.

Viel besser ist der Jüngling von Nain (I. 70.), und die Otteridylle mit ihrem Wechselgesang. Wenn aber Lebaus sagt: „*Blöd* hab ich mich schon geweint bey seiner „Kreuzigung. *Blind* werd' ich mich weinen, wenn er „wieder von uns genommen wird," und Thomas antwortet:

Und der dem Blindgebornen die Augen aufthät, wird
Dich auch blind lassen!

so würde das Ganze durch Weglassung dieser Zeilen schwerlich verlieren. Auch die Zeilen:

Held voll *Hulde*, Held voll Milde,
Welche Mörderfaust so *wilde*
Hat dir Hand und Fuss durchbohrt?

verdienten eine Umbildung.

Wenn des Dichters Muse sich in Empfindung über Weltall, Bestimmung des Menschen, Trennung, Tod und Ewigkeit ergiesset, dann reisset sie unwiderstehlich mit sich fort. Die Gesänge II. 66. und 74. liesst man gern zweymal. Die Oden *Unsterblichkeit* (II. 101.), und *das Blättchen* (II. 120.) haben Klopstocks würdige Stellen. Gar lieblich ist der Wechselgesang *Huldy und Hulda* (II. 177.) Höhern Flug nimmt das schöne Gedicht *Walder und Oda* (II. 402.) und das Lied: *Was bleibt und was schwindet.* (II. 349.) Gewiss hat die deutsche Poesie wenig schöneres in der Art. Ueberall zeugen die Gedichte des sechsten Buchs, die auch meistens die jüngsten sind, offenbar von gereinigterm Geschmack, und tragen zum Theil das Siegel der Meisterschaft, so dass man seltner durch *Longueurs*, seltner durch Stellen wie diese: (II. 378.)

Willst du *geraden Wegs* zum Himmel *reisen?*

oder S. 392.:

Eintracht, Schwester der Liebe, und Tugend, ihr ewiger
Urborn,
Kommt und *umflügelt* uns.

unterbrochen wird.

Den höchsten Schwung nahm seine Phantasie in dem Gedichte: Elysium. (II. 275.) Es sind Empfindungen eines vom Grab Erstehenden:

Den Quellen entrieselt Harfenklang,
Den Bächen entmurmelt Wonnegesang,
Jedes athmende Blümchen
Nickt mir leisen Gruss;
In jedem schmeichelnden Lüftchen
Umschauert mich Geisteskuss.

Nun hört er Stimmen aus Elysium ihm entgegen singen:

Trachtete dein Geist mit regem Trachten,
Schmachtete dein Herz mit heissem Schmachten
Nach der Wahrheit ungetrübtem Quell —
Ihre Pforte sey dir hier entriegelt!
Ihr geweihter Urborn dir entsiegelt!
Schöpfe Lechzer! schöpfe tief und hell!

Liebende, für jene Welt geschieden,
Wandeln hier in ewig süssem Frieden
Arm in Arm in Hainesdämmerung.
Ihrer Fackeln Brand verlodert nimmer,
Ihrer vollen Urn' entsprudeln immer
Freuden ewig süss und ewig jung.

Der Erstandne fragt nach seinen geschiednen Lieben, und vom *Hügel des Wiedersehens*, (welche schöne Idee!) tönen ihm Stimmen:

Pilger in den Trennungsthalen,
Waller zwischen Todtenmaalen
Staubgeborne trauert nicht.
Jenseit eurer Trennung Trauer,
Jenseit eurer Gräber Schauer
Strahlt euch unvergänglich Licht.

Und in dieses Lichtes Strahlen
Und in unsern Friedensthalen
Schwinden alle Lebenswehn;
Thränen, die den Todten flossen,
Thränen, Trennung dir vergossen,
Fliessen hier dem Wiedersehn.

Wiedersehen, Wiederschauen
Derer, die des Grabes Grauen
Die des Schicksals Strenge schied,
Wiederfinden, Wiedergrüssen,
Innigs Geist in Geist zerfliessen,
Deine Wonne singt kein Lied.

Solcher Strophen, welche die dichterehrenden Araber des sechsten und siebenten Jahrhunderts mit goldnen Buchstaben auf Seide gemalt, und in ihren Tempeln aufgehängt haben würden, solcher Strophen findet man mehrere; z. E.

Sollte Liebe mit dem Staube modern?
Ihre Flammen Kerzen gleich verlodern?
Ihre Blüthe Blättern gleich verblühn?
Liebe, die in Herzensreinheit flammet,
Liebe, die aus bessern Welten stammet,
Mag nicht gar verlodern, mag nicht gar verglühn.

Zwar das Auge, das Empfindung blicket,
Zwar die Hand, die sympathetisch drücket,
Zwar der Mund, der Liebe lispelte, wird Staub;
Und der Unschuld helle Morgenröthe
Und die Jugend, die Verschonung flehte,
Wird des mitleidlosen Würgers Raub.

Aber — Lichtgedanke! Wonneglaube! —
Aus des Aschenkruges stillem Staube

Digitized by Google

Windet sich ein leichter Funke los,
Schwingt sich über Grab und Grabestrümmer
Ueber Aldabarans Flammenschimmer
In der ew'gen Liebe sichern Schoos.

Liebe rauscht in Edens hellen Palmen,
Liebe jubelt in des Seraphs Psalmen
Ueberblendet der Verklärung Glanz.
Lieb ist Puls und Herz der Welten alle,
Schürzet Siebensterne, ballet Sonnenballe
Flicht die Schöpfungen in Einen Kranz.

Dass der Vf. solcher Strophen hohen Dichterberuf habe, und dass ihn die heilige Muse zu ihrem Vertrauten wähle, wird nicht leicht jemand bezweifeln. Um so lieber weilt hier die Kritik, und um so strenger ist ihr Urtheil. Nur noch ein Paar Bemerkungen, und wir schliessen:

Der Vf. erlaubt sich *Härten*, wie folgende: „Er fasst' ein'n Rosenstrauch; *Nacht'gal; ich hab dich; ich hab' wohl; Blumengestad' bis;* der ernste *Gatt* u. s. m." *Undeutlichkeiten*, wie: *schwichtigen; überschnieenes* Haus; *Wehemuth; gluh, durchstrählt; vergrafte Stunden;* sieben Tage sind *flohn, schwunden* u. s. w. *Versetzungen*, wie: die Backen *rannen* aus rollenden Augen drey schreckliche Thränen *hinunter*; *Reime*, wie *Flügel* und *Sichel*; *Hexameter* ohne Cäsur, wie:

Jauchzen der Pflügert, Brüllen der Heerden, helles Gelächter:

und viele, viele dem ähnliche *Pentameter*, wie folgender:

Zu den Liebenden über den Sternen entfliehn

Zusammensetzungen, wie die *hirschdurchbrüllte* Granz; *Spielereyen*, wie:

In der Luft
Schallt es, — es schallt in der Luft von Lerchen — von Lerchen, o Jinny!

oder:

Meine Jinny, wie selig! — wie irr! wie wähnend und — selig — —

oder:

In meiner Seele lebt's und webt's,
In meinem Herzen strebt's und bebt's.
Es wogt und wirbelt Fluth auf Fluth,
Es blitzt und lodert Glut auf Glut. (I. 339.)

oder:

An ihren Busen lehnend
Vergass ich *Grimm und Gram.* (I. 365.)

Auch ist er verliebt in Redensarten, wie folgende: *flehend flehen; das innerste Innre; röther röthen; segnender segnen; du innig Innige.*

Doch genug gekrittelt. Möchten diese gut gemeynten Bemerkungen den edeln Dichter aufmerksam machen, und ihn erinnern, dass man nur durch grosse Correctheit, durch ausgezeichnete Sorgfalt auf Gedanken, und Ausdruck und Versbau ein klassischer Dichter werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Leipzig*, b. Sommer: *Ex Dionysii Halicarnassensis Archaeologiae romanae*, Lib. X. cap. I — VIII. explanavit *Johannes Samuel Horstigius.* 1790. 48 S. 8. Die in dieser kleinen Schrift erläuterten Kapitel des Dionysius betreffen die Streitigkeiten der Plebejer und Patricier (293 J. n. Erb. R.) über den vom Tribun *Terentius* geschehenen Vorschlag, ein neues Gesetzbuch zur Einschränkung der consularischen Gewalt einzuführen, die Widersetzlichkeit des *Caeso* gegen diese *lex Terentilla*, und das Schicksal, welches er sowohl als sein Vater *Quinctius Cincinnatus* sich dadurch zuzog. Es wird hier der Reiskesche Text nebst einer lateinischen Uebersetzung und untergesetzten Anmerkungen geliefert. Die Uebersetzung ist gut, nur bisweilen zu gesucht; als wenn z. B. Dionysius den simpeln Ausdruck gebraucht: *καὶ τὸ δικασθὲν ὑπὸ τῶν βασιλέων, τοῦτο νόμος ἦν*, so wird dies gegeben: *et quod judicatum erat a regibus, id vi legis vigebat: vim legis habebat* wäre völlig hinlänglich gewesen. Auch scheint sie nicht immer ganz passend zu seyn, z. B. S. 2. *διὰ φυλακῆς τὰ εἰκότα ἔχειν suis rebus subsidio venire*, oder S. 7. *διὰ πολλῶν ἡμερῶν εἰς κάτω καταβαίνειν frutis dierum intervallis in urbem descendere*, da doch sonst *διὰ πολλῶν ἡμερῶν* hier wohl weiter nichts sagen will, als sonst *διὰ πολλοῦ raro*. Die Anmerkungen sind theils antiquarisch, theils kritisch, theils betreffen sie einzelne Ausdrücke. Zu den Erläuterungen diente dem Vf. die Vergleichung andrer Stellen des Dionysius und des Livius, auch neuerer Schriften, wie *Gibbon's History of the decline and fall of the Roman Empire*, Heyne's Commentationen u. s., in welchen der Vf. eine gute Belesenheit zeigt. Die *ἰσηγορία*, worüber Plebejer und Patricier so erbittert stritten, wird sehr glücklich durch *Gleichheit der Stände* erläutert. Die kritischen Noten gründen sich theils auf die Vergleichung des Diodors und Pausanias, theils enthalten sie eine Beurtheilung der Lesearten in den Codd. und der Conjecturen neuerer Kritiker. Selbst an der behutsamen Kritik Grimm's glaubt der Vf. bisweilen Uebereilungen zu entdecken, z. B. cap. I., wo Grimm *ἀξίαν* in den Text aufnahm, weil er es auf die Tribunen bezog, und in der Note sagte: *ἀξίας in sing. errore manifesto in edd. Hudf. et Reiske* vertheidigt diese letztre Lesart des Vf., und bezieht *ἀξίας* auf *ὁ δῆμος*. Aber dann hätte er auch die Interpunction ändern, und das Colon hinter *ἰσηγορία* auslöschen müssen. Grimms Conjectur kömmt uns immer noch sehr wahrscheinlich vor. Hingegen wird die Lesart cap. 5. *μένειν παρὰ τὰ δεινὰ* gegen die, obgleich nur sehr bescheiden und furchtsam vorgetragene, Vermuthung des Hn. Rect. Grimm's, gut vertheidigt und gezeigt, dass *μένειν* ohne weitern Beysatz auch *constantem esse* bedeute. S. 5. cap. I. findet sich eine eigne Conjectur, welche nicht unwahrscheinlich aussieht, dass nemlich die Worte: *ἀμυνόμενοι ἀποδειχνύμενοι ἐπὶ τὰς ἀρχάς* welche den Kritikern so viel zu schaffen machten, nichts weiter, als eine Erläuterungsglosse eines ehemaligen Lesers des Dionysius sey. Sie standen auch anfangs, ehe Sylburg ihnen den jetzigen Platz anwies, an einer ganz unschicklichen Stelle. — Wenn dergleichen Schriften, wie diese, auch nur etwas berichtigen, so sind sie immer sehr angenehm, weil sie zugleich ein Beweis von der sich täglich mehr verbreiteten Liebe zur griechischen Literatur sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Auguſt 1791.

PHILOSOPHIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Beyträge zur Geſchichte der Menſchheit in Erzählungen aus wichtigen Gerichtsakten.* Erſten Bandes erſte Sammlung. 1790. 206 S. in 8. (12 gr.)

Rec. hat mit wahrem Intereſſe dieſe authentiſchen und actenmäſsig, hin und wieder ſogar im Kanzleyſtil erzählten Geſchichten, geleſen, weil ſie zu der Charakteriſtik und zur pſychologiſchen Beurtheilung einzelner Handlungen aus ihrem ganzen Zuſammenhange in der That gar nicht unwichtige Beyträge und Exempel liefern. Praktiſche Criminaliſten, Richter und Sachwalter, denen gewöhnlich das tiefere pſychologiſche Studium als eine von ihrem Hauptfache ganz abgeſonderte Sache nur allzu fremd bleibt, können daraus augenſcheinlich erkennen, wie ſchon die für das Wohl der Welt zweckmäſsige Anwendung ihrer Wiſſenſchaft einer mehr als oberflächlichen Kenntniſs der Seelen- und Menſchenlehre überhaupt, und zugleich einer Fertigkeit bedürfe, nach allgemeinen Grundſätzen einzelne, conventionelle Fälle und Gemüthslagen der Menſchen ſcharf und richtig zu beurtheilen. In mehr als einem der hier erzählten Fälle wurde das Leben eines wenigſtens rechtlich Unſchuldigen lediglich durch den Gebrauch dieſer Kenntniſſe gerettet, das durch ihre Vernachläſſigung auf dem Punkt war, hingeopfert zu werden. Die edle menſchenfreundliche Geſinnung des Vf., ſeine warme Anhänglichkeit an den reinern und mildern Grundſätzen eines Beccaria und Hommel, ſeine Kunſt, die menſchlichſte Auslegung und Anwendungsart jedes Criminalgeſetzes zu finden und geltend zu machen, ſein erleuchteter Eifer, Menſchlichkeit den Richtern und Menſchenkenntniſs den Vertheidigern anzuempfehlen; alles dieſs macht uns ſeinen Verſuch ſo ſchätzbar, daſs wir ſein Buch, als für das Wohl der Menſchheit geſchrieben, ehren, und dem praktiſchen Juriſten zur Lectüre empfehlen. Dem Vf. aber möchten wir nur noch anrathen, daſs er in der Fortſetzung dieſes gemeinnützigen Buchs nur noch etwas mehr Sorgfalt auf die von gewöhnlichen Rechtsgelehrten gemeiniglich ſehr vernachläſſigte Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, und auf natürliche Simplicität der Erzählung verwenden möge. An Anlage dazu ſcheint es ihm gar nicht zu fehlen, und er dürfte nur etwa künftig ſein Mſcpt. vor dem Abdruck einem Freunde zur Durchſicht geben, der noch nicht durch juriſtiſche Lectüre ſein Gefühl für einfache und natürliche Darſtellung verloren hätte, um alles für Nichtjuriſten Anſtöſsige wegzufeilen. Dieſe Sammlung enthält übrigens folgende Fälle; deren Merkwürdigkeit aber nur aus dem Detail erhält, worein wir uns hier Kürze halber nicht einlaſſen dürfen: 1) Ein Prediger ermordet ſein Weib, vom J. 1764. 2) Geſchichte eines merkwürdigen Straſsenräubers, v. J. 1770. 3) Geſchichte eines Hauptdiebes von der thüringiſchen Bande, v. J. 1768. 4) Geſchichte eines Mordbrenners, v. J. 1785. 5) Der als Gotteslästerer angeklagte und beſtrafte Schulmeiſter, v. Jahr 1782. Die Veranlaſſungen und Umſtände des Verbrechens, die Gründe der Anklage, der Vertheidigung und Entſcheidung werden durchgehends genau und vollſtändig angegeben, und nach juriſtiſchen ſowohl, als nach pſychologiſchen Prinzipien, beurtheilt.

FRANKFURT, b. Brönner: *Erläuterungen der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie, nach Herrn Feders Ordnung. Allgemeine praktiſche Philoſophie*, von *Gottlob Auguſt Tittel.* Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1789. 423 S. in gr. 8.

Das Daſeyn einer *zweyten Ausgabe* von dieſem Buche dient zum Beweiſe, daſs es Leſer giebt, die an einem ſolchen Commentar über die Federſchen Lehrbücher Geſchmack finden. Philoſophiſche Denkart, Manier und Sprache des Hn. Kirchenraths *Tittel* ſind zu bekannt, und ſelbſt in der A. L. Z. ſchon zu oft charakteriſirt worden, als daſs wir ſie itzt erſt beſchreiben dürften. Wir begnügen uns alſo mit der bloſsen Anzeige, daſs ſich dieſs alles im Ganzen gleich geblieben iſt; daſs aber dieſe Ausgabe ſowohl typographiſch der neuen *Logik* und *Metaphyſik* des Vf. (1787. 1788) gleichgeſtellt, als auch ſonſt beträchtlich vermehrt und ſo viel, wie möglich, verbeſſert worden iſt. Wir bemerken vornehmlich eine höchſt nöthige beſſere Abtheilung der verſchiedenartigen Materialien, welche das Syſtem oder eigentlich das Aggregat der *allgemeinen praktiſchen Philoſophie* ausmachen, in drey Hauptfächer, nämlich *Thelematologie, Eudämonologie* und *Nomologie;* Wir bemerken ferner einige neu eingeſchaltete Artikel, als die Liſte der Leidenſchaften nach Stoiſchen Begriffen aus Cicero; die Temperamententafel nach Platner; erläuternde Beyſpiele aus alter und neuer Literatur und Geſchichte u. ſ. w., welches alles ausführlich in der Vorrede gemeldet wird. Wir brauchen wohl nichts mehr hinzuzufügen, um *Liebhaber* auf dieſes Buch aufmerkſam zu machen, und glauben, daſs alle Erwähnung eigener Bedenklichkeiten und Zweifel hier ganz am unrechten Orte angebracht ſeyn würde. Auch von der *Moral* und dem *Naturrechte* des Vf. hat man ſich einer neuen Ausgabe zu erfreuen.

ZÜLLICHAW, b. Frommanns Erben: *D. Gotth. Samuel Steinbarts gemeinnützige Anleitung zum regelmäſsi-*

gen Selbſtdenken. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1787. 616 S. in 8.

Zufälliger Weiſe hat ſich die Anzeige dieſer neuen und vermehrten Ausgabe eines der ſchätzbarſten und zweckmäſsigſten Bücher über die *praktiſche Logik* auſserordentlich verſpätet. Es wird ſich indeſſen ſchon ſelbſt den fernern Eingang in die Stände des Publikums durch eigene Vorzüge und gute Eigenſchaften verſchafft haben, ohne dafs es einer wiederholten, obgleich ſehr gegründeten, Empfehlung jetzt erſt bedürfte. Plan und Methode und alles Weſentliche des Inhalts ſtimmt mit der erſten Ausgabe überein.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Johnſon: *Dramatik Sketches of the ancient Northern Mythology*, by *F. Sayers*, Med. D. 1790. in 8.

Es ſchien ſeit mehrern Jahren ein poetiſcher Fluch auf England zu liegen, der die Dichter dieſer glücklichen Inſel von der Freyheit ihrer übrigen Einwohner ausſchloſs. Conventionelle Leierey in Tönen, Gedanken und Reimen, war meiſt alles, womit die entartete Muſe ihre Prieſter inſpirirte; das Gedächtniſs ihrer groſsen Vorfahren, *Shakeſpeare*, *Dryden*, *Milton*, *Pope* u. a., erdrückte den Geiſt der neuern Dichter, ſtatt ihn zu beleben, und die *Formen* nur der Ideen, die in jenen groſsen Köpfen erzeugt waren, dauerten wie Mumien, kalt und unbeſeelt, in den Schriften ihrer Nachfolger fort. Erkannte man auch durch die ſelten ganz zu verläugnende Individualität des Nationalcharakters eine reichhaltigere Maſſe von reineren, innigern Naturgefühlen in den Produkten des engliſchen Genius, als in den Werken der franzöſiſchen Dichtkunſt, ſo ſtanden jene doch bey einem gleichen Mangel an eigentlichen, von dem Haufen der Parnaſsbewohner unterſchiedenen *Dichterſeelen* durch eine gewiſſe Schwerfälligkeit und Steifigkeit wiederum dieſen nach. In dieſen *dramatiſchen Skizzen*, wie der beſcheidene Vf. ſie nennt, glaubt man jenen Fluch endlich gelöſt zu finden, und die Nachwelt wird Hn. *Sayers* Namen unmittelbar an *Gray's* Namen anſchlieſsen, mit deſſen Muſe die ſeinige eine merkwürdige Verwandtſchaft hat. Ein ächtes poetiſches Feuer, durch Cultur und Kenntniſs der Alten glücklich geleitet, eine *weiſe Begeiſterung* athmet aus dieſen Gedichten, wie aus Gray's Meiſterſtücken. Freyer ſogar ſcheint der Genius des neueren Dichters zu wandeln; die ſchöne Miſchung einer zu ernſter Weisheit geſtimmten Seele, die einige Gedichte von Gray bezeichnet, wird bey der Verſchiedenheit des Stoffs hier wenigſtens nicht *vermiſst*, und anſtatt der pindariſchen, etwas *gelehrten* Wuth, die Gray durch ſeine Oden ausſtrömte, thut ſich hier jener Reichthum an Beziehungen kund, der das aus ſich ſelbſt ſchöpfende poetiſche Talent unterſcheidet.

Das aus einem lateiniſchen Gedicht von *Milton* entlehnte Motto dieſer Sammlung:

Fallor? an et radios hinc quoque Phoebus habet?

kann, recht verſtanden, den Geſichtspunkt angeben, aus welchen man dieſe Dichtungen faſſen muſs. Die einfachen urſprünglichen Naturtöne entzücken uns an den wenigen Gedichten, die aus den Zeiten ſelbſt der Nordiſchen Mythologie auf uns gekommen ſind; neuere Dichter gaben uns auch glückliche Nachahmungen dieſer antiken Einfalt, die eine andere Quelle des äſthetiſchen Vergnügens eröffnen. Hr. S. aber hat den Stoff, den die Nordiſche Mythologie und das Coſtum der Volker, deren Religion ſie ausmachte, ihm darbot, in ſeiner eigenen ſchön angebauten Imagination verarbeitet, mit den zierlichen Blumen Griechenlands geſchmückt, und ſo, indem er die hohen Phantaſieen, die er vorfand, rein auffaſste, die individuelle Rohigkeit und Barbarey hingegen, mit welcher ſie vermiſcht waren, abſonderte oder milderte, gewiſſermaſsen eine eigne Provinz in der Poeſie erbeutet. Daher ſtand ſeine Muſe unter keinem andern Geſetz, als dem, Blumen zu wählen, die der urſprüngliche Stoff vertrüge, die ihn nicht überhäuften oder entſtellten; und dieſe Schwierigkeit hat er in der Ausführung glücklich überwunden.

An dem erſten Stück, *die Niederfahrt der Frea*, war es das höchſte Verdienſt des Dichters, ohngeachtet des äuſserſt ſorgfältig und faſt mit Ueberladung ausgearbeiteten Details durch den Gang der einfachſten Handlung, durch die glücklich eingemiſchten Refrains, durch eine weiſe verborgene Oekonomie des Ganzen, jenes phantaſtiſche Grauſen zu erzeugen, das ſonſt kaum anders, als durch Aufopferung aller Verzierungen, die den Leſer aus einer Art von kindiſcher Illuſion wecken, hervorzubringen ſchien. *Frea*, die Göttin der Schönheit, ſteigt hinunter zu *Hela*, der Göttin des Todes, um die Befreyung ihres geliebten *Balders*, des Sonnengotts, der durch die Tücke *Lock's*, des Höllengottes, ihre Beute wurde, von ihr zu erflehen. *Frea's* rührende Elegie erzwingt von *Hela* den Ausſpruch:

When all the gods of nature love
With bring tears thy Balder's grave,
Then Balder I reſtore.

Frea kehrt voll Troſtes zurück nach Walhalla, in die Verſammlnng der Götter. Jeden der Götter redet ſie mit einem prachtvollen Hymnus auf ſeine Macht und ſeine Attribute an, und ſchlieſst jede Anrede mit den Worten:

Say, — — wilt thou drop the tear
On youthful Balder's fable bier?

Keiner von den Göttern widerſteht ihr; jeder antwortet:

— — drops the tear,
And wets thy Balder's bier.

Lock allein, der letzte, den ſie anredet, verſagt ihr die Thräne:

Away, away!
Lok ne'er will weep;
Let Hela keep
Her ſplendid prey.

Frea beſchwört den Unerbittlichen, noch einmal bey allen

len Schrecken, welche die Phantaſie dem Tod und der Hölle beylegt. *Lock* flucht alle Strafen aller Götter auf ſein Haupt, eh' er die rettende Thräne gebe, und verdammt *Balder* zum ewigen Tod:

Hela ſhall keep her ſplendid prey,
Till count leſs ages roll away.

Dieſer kurze Auszug kann einen ſchwachen Begriff von der Kühnheit und eigenen Sublimität dieſer Compoſition geben. Der Dichter hatte dabey die ſchwere Wahl, ſeiner *Frea* entweder den Weg der Empfindung bey den Göttern von Walhalla einſchlagen zu laſſen, um die gefoderte Thräne zu erhalten, oder ihr auf gut göttlich durch Opfer und Hymnen *Hela's* Zoll zu erſchmeicheln. Er hat das letzte Mittel ergriffen, und, wie uns dünkt, mit Recht, theils weil die zur Wirkung des Ganzen ſo nothwendige Raſchheit und Einheit der Handlung auf jenem Wege nicht wohl erhalten werden konnte, theils weil die conventionellen Religionsbegriffe, welche die Machinerie dieſes Stücks machen, ſich ſchwerlich mit einer andern Behandlung hätten vereinigen laſſen. Auſſerdem haben wir dadurch ſieben Hymnen erhalten, die, auch aus dem Ganzen geriſſen, in ihrer Art für vortreflich gelten müſsten.

Moina, eine Tragödie in fünf Akten, hat von der dramatiſchen Seite, auſser der höchſten Simplicität, kein vorzügliches Verdienſt. *Moina*, eine Celtin, iſt von dem Sachſen *Harold* entführt, und durch das Recht der Eroberung ſein Weib geworden. Ihr Liebhaber, *Carril*, ſucht ſie verkleidet in *Harolds* Schloſs auf, und beruhigt ihr Gewiſſen durch den Ausſpruch einer Prophetin, daſs ihr abweſender Gemahl im Krieg erſchlagen ſey, und daſs vor Sonnenuntergang *Moina's* Leiden enden werde. Beides geht in Erfüllung, denn kurz darauf bekommen die Barden *Harold's* Körper zu beſtatten, und während *Carrils* Abweſenheit wird *Moina*, nach der Sitte des Landes, die ſie, die Fremde, nicht kannte, lebendig neben ihrem Gemahl begraben. *Carril* vernimmt von den Barden ihren Tod, und ſtürzt ſich von einem Felſen ins Meer. *Moina's* Unwiſſenheit iſt ein Behelf, den der Dichter dadurch, daſs er ihn in einer Anmerkung erklärt, mehr bekennt, als rechtfertigt, und der Dialog wird durch die eingewebten vortreflichen Bardengeſange ſo verdunkelt, daſs er, bis auf die Stelle, wo *Carril* ſeinen Beſuch bey der Prophetin und ihre Beſchwörung eines Geiſtes erzählt, mehr wie Ausfüllung dazuſtehen, als ein würdiges Stück des Ganzen zu ſeyn ſcheint.

Das letzte Stück dieſer Sammlung, *Starno*, eine Tragödie in zwey Akten, hat auſser der nämlichen Vernachläſſigung des Dialogs noch den Fehler, daſs die Situation aus *Moina* darinn wiederholt iſt, indem hier die Tochter eines Brittiſchen Heerführers ſich ſelbſt das Leben nimmt, weil ein ſachſiſcher Gefangner, den ſie liebt, vom Loos getroffen wird, dem Kriegsgott *Heſus* geopfert zu werden. Aber in den feſtlichen Chören vor dem Menſchenopfer iſt dem Dichter die ſchwere Aufgabe vollkommen gelungen, die *Empfindung* des Leſers mit den Opfernden ſympathiſiren zu laſſen, und durch wahres, ganz aus der Fülle des Stoffs geſchöpftes Gefühl, das Widrige und Barbariſche des Stoffs ſelbſt zu mildern. Es war der eigenthümlichſte, würdigſte Zauber der Kunſt, durch den Geſang der Jungfrauen für den Vater, die Gattin, das liebende Mädchen, deren Rettung im Heil des Sohnes, des Gatten, des Geliebten vom Gott der Schlachten erfleht wird, ſo zu intereſſiren, daſs ihr Aufruf an die Prieſter, das heilige Meſſer in der Opfer Blut zu tauchen, zur natürlichen Auflöſung des erregten Gefühls wird. Ueberhaupt könnte da, wo dieſe religiöſen Gräuel zur poetiſchen Maſchinerie dienen, und daher nicht dem Urtheil oder der Einwirkung der Vernunft und der Philoſophie, ſondern den Geſetzen des Geſchmacks allein unterworfen ſind, dieſe Art von Behandlung zum Muſter für jeden Dichter empfohlen werden.

Wir glauben, hinlänglich gezeigt zu haben, daſs dieſe Dichtungen keineswegs von der dramatiſchen Seite, ſondern faſt allein von der lyriſchen, anzuſehen und zu beurtheilen ſind; *die Niederfahrt der Frea* abgerechnet, die der Vf. *a maſk* betitelt hat, und deren Gattung ſchwerer zu beſtimmen ſeyn möchte. Der erſte Preis gebührt in dieſer Sammlung unſtreitig den Bardengeſängen in *Moina*. Harolds Todesfeyer iſt die prächtigſte und erhabenſte Darſtellung der natürlichen Dichtungen eines kriegeriſchen und rauhen Volks von dem Glück, das ſeiner in der Schlacht geſtorbenen Helden wartet. Der Geſang bey Moina's Tod hingegen nähert ſich dem Geiſt der weichen, einfachen und kindlich weiſen orientaliſchen Allegorieen. Der Schluſsgeſang verdient als eine charakteriſtiſche Probe dieſer Gedichte hier angeführt zu werden. *Carril* iſt mit den Worten abgegangen:

— — Ich komme, Moina,	— — *I come', my Moina,*
Eilig ſuch ich des Felſen hohen Gipfel,	*With ſteps of ſpeed I'll ſeek the rock's high ſummit,*
Und ſtürze hinunter in den Tod.	*And plunge to death below.*

Das Chor der Barden fällt hier ein:

Wenn vor des Feindes leuchtendem Speer	*When from the foe's bright ſpear*
Der Krieger zitternd ſich wendet;	*The ſoldier trembling turns,*
Kalter Schrecken ſeine Glieder ſchüttelt,	*When cold fear ſhakes his frame,*
Und ſeine Kraft lähmt,	*And blaſts his ſtrength,*
Wird er nicht mehr hören den Lobgeſang,	*No more he'll hear the ſong of praiſe,*
Nicht mehr erzählen ſeinem lauſchenden Kinde	*No more he'll tell his liſtening child*
die blutigen Abentheuer des Kriegs;	*The bloody tale of war,*
In das finſtre Thal ſtehlen ſich	*The gloomy vale receives*
Seine langſamen, dumpfen Schritte,	*His ſlow and ſullen ſteps;*
Er haſst des Kriegers Aug',	*He hates the warrior's eye,*
Er haſst des Mädchens Blick —	*He hates the maiden's look —*
So entzünde die Scham ſeinen Buſen,	*Then let ſhame his boſom fire,*

Digitized by Google

Führe ihn auf den luftigen Felsen,
Und stürz' ihn von der wolkigen Höhe
Hinunter in den Tod.

Lead him to the lofty rock,
And plunge him from the airy height
To death below.

Wenn des Helden trotz'ger Bau
Hinwelkt in schleichender Krankheit,
Wenn seines Armes nervige Stärke
Verschrumpft und zitternd ihm gebricht,
Wenn matte Seufzer die feste Brust heben,
Gewohnt, einst dem Speere zu trotzen,
Wenn diese Knie, die kühn in die Schlacht stürmten,
Wankend nun sinken unter ihrer Last,
Wann der Tod die eiskalte Hand erhob,
Des Kriegers Herz zu berühren; —
So schleppe er seine schwachen Glieder
Auf des hohen Felsen herabhangende Spitze,
Und stürze von dem wolkigen Gipfel
Hinunter in den Tod.

When the hero's-hardy frame
With lingering sickness droops,
When his broad and sinewy arm
Shrunk and trembling fails,
When that firm breast which dar'd the dart
The sighs of langour heaves,
When those bold knees which rush'd to war
Tottering sink beneath his weight,
When death has raif'd his clay-cold hand
To touch the warrior's heart —
Then let him drag his feeble limbs
To some high rock's projecting cliff,
And from the airy summit plunge
To death below.

Wenn aus des betagten Vaters Armen
Gerissen ist das blühende Kind,
Verlassen wandert er auf der Heide,
Die Winde wehen in sein weisses Haar,
Verlassen sucht er auf dem Hügel
Die Spuren, die sein Kind betrat,
Und wischt die fallende Zähre,
Angst nagt an seinem Herzen,
Reisst langsam das schwache Gebilde
In Hela's Hallen hinab —
Eile, eile, den luftigen Felsen zu suchen,
Zu stürzen von seinem wolkigen Gipfel
Hinunter in den Tod.

When from the aged father's arms
The blooming child is torn,
Forlorn he wanders on the heath,
His white hair waving in the wind,
Forlorn he seeks the hill
His child has trod,
And wipes the falling tear;
Anguish gnaws his heart.
And slowly drags his feeble frame
To Hela's halls —
Haste, haste and seek the lofty rock,
There from its airy summit plunge
To death below.

Wenn in des Jünglings Armen
Erblasst die Geliebte liegt,
Er wurzelt an ihrer kalten, kalten Brust,
Küsst ihre bleichen Lippen,
Die blauen Augen erzählen nicht mehr
Der Liebe süsses Mährchen,
In sein Ohr lispelt nicht mehr
Ihrer Stimme silberner Ton,
Ueber ihr hängt er in sprachlosem Todeskampf —
Erwache, erwache, und reisse von der geliebten Gestalt
Los den zerrissnen Sinn.
Eile, eile, den luftigen Felsen zu suchen,
Zu stürzen von seinem wolkigen Gipfel
Hinunter in den Tod.

When the lover clasps
His mistress dead,
Cleaves to her cold cold breast,
Her pale lips kissing,
No more her blue eyes tell
The tale of love,
No more her silver-sounding voice
Shall murmur in his ear,
In speechless agony he hangs upon her —
Awake, awake, and from that form belov'd
Snatch thy distracted soul.
Haste, haste and seek the lofty rock,
There from its airy summit plunge
To death below.

Es ist schwer, zu bestimmen, ob die Befreyung vom Reime mit beyträgt, diesen Bardengesängen einen Grad Eigenthümlichkeit mehr zu geben, als die gereimten Hymnen in der *Niederfahrt der Frea* haben; sollte aber der hier so wörtlich übersetzte Gesang nebst den übrigen lyrischen Gedichten dieser Samluug es nicht verdienen, dass einer unserer besten Dichter die Kraft und die Harmonie der deutschen Sprache daran übte?

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGEL. *Leipzig*, b. Hilscher: *D. R. Lower kurzer und deutlicher Unterricht von der Zubereitung, dem Nutzen und Gebrauch des Habertranks und der damit anzustellenden Kuren.* 1790. 74 S. 8. Eigentlich eine Sammlung dessen, was *Lower*, *Fr. Hoffmann*, *Behr*, *Börner*, *de S. Catharina* und *Lonicer* über die Bereitung, den Gebrauch und den Nutzen des Habertranks gesagt haben, in einem etwas verbesserten Stil, und hie und da etwas berichtiget, nebst *Leopolds* Beschreibung des Habers. Der Verleger hofft damit den Lesern der mittlern Volksklasse einen Dienst zu thun, und den Gebrauch dieses ehemals so berühmten Mittels nicht ganz in Vergessenheit kommen zu lassen. Der Habertrank hat das Schicksal, was jedem Mittel endlich zu Theil wird, das übermässig erhoben wurde; man hat auch sein Gutes vergessen, kurz, er hat sich selbst überlebt, und schwerlich wird diese Brochüre sein Leben wieder verjüngen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Auguſt 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin b. Unger: Herrn *Roberts*, Königlich franzöſiſchen Erdbeſchreibers, *Reiſe in die dreizehn Cantone der Schweiz, nach Graubündten, dem Waliſerlande, den übrigen zugewandten Orten und Unterthanen der Eidgenoſſenſchaft.* Aus dem Franzöſiſchen. *Erſter Theil* 1790. 287 S. 8. (16 Gr.)

Die Reiſebemerkungen eines ſo feinem Beobachters, und enthuſiaſtiſchen, aber auch deswegen nicht ganz unpartheyiſchen, Freundes des ſchönen und höchſt intereſſanten Schweizerlandes, verdienten allerdings, ſelbſt bey dem Reichthum von Nachrichten, welche das verfloſſne Jahrzehend beſonders, darüber lieferte, und bey den, dem Werke ſelbſt, eignen Fehlern, eine Verdeutſchung. Sie ſind reichhaltig, an glücklichen Zuſammenſtellungen vielfacher Gegenſtände, ſcharfſinnigen Bemerkungen, charakteriſtiſchen Zügen, geiſtvollen hiſtoriſchen Schilderungen, treffenden, nie überlaſtig lang gedehnten, Darſtellungen von Gegenden, und nach der Natur copirten Scenen. — Wir würden uns glücklich ſchätzen können, wenn ſich, die zeither alle Grenzen überſchreitende Ueberſetzungsſucht in Teutſchland, auf ſolche und ähnlich brauchbare und leſenswürdige Werke einſchränken ließ; und dieſe dann nur ſolche Ueberſetzer fänden, wie der Vf. dieſer Ueberſetzung iſt. — Er iſt ſeinem Originale, das bey den erwähnten Vorzügen, übrigens auch der Modefehler der neuern franzöſiſchen Reiſebeſchreiber, eines ſchwülſtigen Vortrages, einer geſchrobenen Sprache, und des beliebten Epigrammentons, nicht wenige hat, getreu, wir möchten ſagen, nur gar zu getreu geblieben, indem er hie und da jenen gewiſs nicht lobenswerthen und vor dem Richterſtuhl des guten Geſchmacks nicht zu rechtfertigenden Charakter, zu emſig und gezwungen, in das deutſche Gewand mit eingewebt hat. Wir trafen auf einige Stellen, wo der Ueberſetzer, ſich in dieſer Hinſicht Freyheiten, in fremden Stellungen und Zuſammenſetzungen von ganzen Sätzen und einzelnen Worten erlaubte, die mit der Reinigkeit und dem Geiſt der deutſchen Sprache ſchwerlich zu vereinigen ſind. Nur ſelten wurde unſer Vergnügen bey der Lectüre dieſer Ueberſetzung durch die Bemerkung dieſes Fehlers geſtört: doch aber konnten wir nicht umhin, einen Mann darauf aufmerkſam zu machen, der die Reinigkeit der Sprache gewiſs eben ſo ſehr ehrt, als er wie er in dieſer Ueberſetzung bewieſen hat, ihren Geiſt kennt, und die Kraft ihres Ausdrucks in ſeiner Gewalt hat. — Da wir uns hier nicht auf eine nähere Beurtheilung des Originals einlaſſen können; ſo wollen wir uns begnügen, zur Probe der Ueberſetzung, aus der vortrefflichen Einleitung, die wir mit groſsem Vergnügen mehrere male geleſen haben, nur folgende Stelle herzuſetzen:

„Endlich brach er an, der gröſste ewig merkwürdige Tag! „beſtimmt das Panier der Freyheit zu pflanzen, der erſte „des Jahres 1308, an welchem der Aufſtand in den drey „Cantonen Uri, Schweitz und Unterwalden allgemein ward. „Alle genommene Maaſsregeln wurden befolgt: die Schlöſſer wurden zerſtört und geſchleift. Ein Landvogt mit „ſeinem Geſindel begriff die Unmöglichkeit, dem Sturm „eines wüthenden Volkes auszuweichen. Um nicht als „ſein Opfer zu fallen, ſuchte er ſein Heil in der Flucht: „man verfolgt, man ereilt ihn; aber dieſes Volk, Herr „über ſeine Schlachtopfer, Herr über ſeine Tyrannen, „thut ihnen kein Leid und taſtet ſie nicht an; man führt „ſie über die Gränze, läſst ſie ziehen, und fodert nichts „von ihnen, auſser dem Verſprechen, nie das Land wieder zu betreten. — Und dieſes herrliche Beyſpiel von „Mäſsigung und Groſsmuth, giebt ein aufgebrachter ge„reizter Pöbel! Wie viel Völker würden gewinnen, wenn „ſie dieſem Pöbel glichen!“ — (!) Hie und da ſind dem Text erläuternde und berichtigende Anmerkungen von dem Ueberſetzer beygefügt.

Leipzig b. Schneider: *Auswahl kleiner Reiſebeſchreibungen, und andrer ſtatiſtiſchen und geographiſchen Nachrichten.* XIII Theil 1791. S. 254. XIV Theil S. 254. 8.
auch mit dem Titel:
Neue Beyträge zur Völker- und Länder-Kunde Ister und IIter Theil.

Da die intereſſante Sprengel-Forſterſche Sammlung, von welcher in der Michaelismeſſe 1790 ſchon das vierte Bändchen erſchienen iſt, auch den zweyten Titel führt, ſo ſcheint es faſt darauf angelegt zu ſeyn, manche Käufer zu verwirren.

Das erſtre Bändchen enthält Reiſe durch die Waat vom J. 1774; Geſchichte des Kloſters Churwalde im Zehn Gerichtbunde; Reiſe über den Riggiberg und durch die vier Waldſtädte; Ueber das Pais de Vaud 1783. Das zweyte Bändchen liefert: Schreiben eines Reiſenden in der Schweitz, 1788. bloſs etwas von Kunſtſachen und Künſtlern in Zürch; v. Rohrs Reiſen auf den weſtindiſchen Inſeln; Zucker Production und Ein- und Ausfuhr von St. Croix vom Jahr 1787. Einige alte bekannte Fragmente über die Nordamerikaniſche Republik; Reiſe durch das ſüdliche Frankreich; Reiſe nach Avignon; von der Reichsſtadt Memmingen; von dem Handel der Stadt Tranquebar; vom Fürſtenthum Anhalt, nebſt einigen allgemein bekannten Zeitungsnachrichten; Ueber das Kriegsweſen der Oſmannen; vom Südlichen Wallfiſchfang; von Daenemarks Handel und beſonders vom Schleichhandel in einigen Provinzen; von Irland; von der Inſel Rattan und der Hondurasbay; vom Finanzzuſtande von Grosbrittannien; ehe-

Digitized by Google

malige Stärke der polnischen Armee; Von Wieliczka und Bochnia; einige statistische Bemerkungen über Spanien. Alle diese Artikel sind aus sehr bekannten Schriften, so wie in den vorhergehenden Theilen, gröfstentheils aufs sinnloseste compilirt. So z. B. läst der Vf. im 14ten Theil geradezu aus dem politischen Journale die Stelle abdrucken: „das ordentliche Treffen (bey Dubitza) gieng an, wovon im *vorigen Stücke* schon die Erzählung gegeben worden.“ Man glaube aber nicht, dafs etwa im 13ten Theile dieser Sammlung etwas davon vorkommt; diese Beziehung betrifft blofs das politische Journal; Von Island wird hier im J. 1790 erzählt, dafs es sich in den *vorigen letzten Monathen* unabhängig gemacht hat. So liest man hier Ein- und Ausfuhr des *verwichenen* Jahrs 1787. u. dergl. mehr.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Neuer Atlas für die Jugend von 22 Kartchen mit einer kurzen Anleitung, wie man ihn gebrauchen soll, die Erdbeschreibung auf eine leichte und nützliche Art der Jugend beyzubringen, verfertigt von M. Jacob Frid. Klemm*, Superintendent in Nürtingen im Herzogthume Würtemberg. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1790. S. 460. ohne die Vorreden und XL. S. Einleitung, 8.

Die erste Auflage erschien 1782, 317 Seiten stark. Diese neue Ausgabe hat oft sehr beträchtliche Zusätze erhalten, wie man schon aus der Vergleichung der Seitenzahlen ersehn kann. Meistentheils sind die neuesten Hülfsmittel benutzt; nur in Absicht der Auswahl der Materialien scheint der Vf. auch jetzt nicht immer glücklich gewesen zu seyn. Neu sind diesmal hinzugekommen: Register über die im Texte angeführten Producte, aus den drey Naturreichen, über die hier genannten Fabriken und Manufacturen; Völker, Religionen und Secten, Sprachen, über die Angaben von Volksmenge mehrerer Länder und Städte, von Einkünften verschiedner Länder, von ihren Gröfsen, von den Hauptstädten, Residenzen, Universitäten, Höfen, Handelsstädten, Flüssen, Gebürgen, Seen. Auffallend war es Rec. doch, unter den Fabriken und Manufacturen, die Artikel: *Ambofs*, Anker, *Batist*, *Bleyweifs*, *Caffee und Thergeschirre* und dergl. mehr, nur einmal genannt zu finden. Die Ausdrücke *Gostungen*, *balder* etc. müssen in einer künftigen Ausgabe auch verbessert werden. Die Karten, welche allerdings beym ersten geographischen Unterrichte sehr nutzlich zu brauchen sind, sind diesmal mit einem Planiglob vermehrt worden; einige Blatter hat der Vf. auch umgearbeitet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London b. Elmsley: *The transactions of the Royal Irish Academy for 1788.* 4. 1790.

Unter der *physikalischen* Klasse kommen folgende Aufsatze vor: 1. *Beschreibung der Entstehung eines neuen Sees, in der Provinz Gallway in Irland* von *Ralph Ousley*. Im J. 1745 wurde durch einen heftigen Regen, ein Stück Torfgrund weggeschwemmt, und in einiger Entfernung, auf einer Wiese, wiederum abgesetzt. Ein Fluss wurde hiedurch in seinem Laufe aufgehalten, und aus dem stockenden Wasser entstand ein See, den man seither durch künstliche Kanäle und Gräben, wieder abzuleiten gesucht hat. 2. *Nachricht und Beschreibung dreyer Ultrpendel, welche von Johann Crosthwaithe erfunden und verfertigt worden sind.* Die neue Einrichtung dieser Pendeluhren lafst sich ohne Zeichnung nicht wohl beschreiben. Eine Pendelstange besteht aus getrocknetem, in Leinöhl lange gekochtem und nachher überfirnifsten Tannenholze. 3. *Beschreibung einer neuen Methode die Faden des Passage-Instruments zu erleichten, und die Stellung desselben zu berichtigen*, von *Heinrich Usher*. Auch von dieser Abhandlung läfst sich, ohne eine beygefügte Zeichnung, der Inhalt nur schwer angeben. Die wichtigste Verbesserung an dem Passage Instrument ist von Hrn. Ramsdens Erfindung. Hr. Usher scheint ihm aber, wie aus dieser Abhandlung erhellt, zu dieser Verbesserung die erste Idee gegeben zu haben. 4. *Versuch, die Theorie der Fehler des Gesichts zu verbessern*, von *Johann Stack*. Der Vf. zeigt, mit Recht, dafs aus der gröfseren oder geringeren Convexität des Auges, die Erscheinungen der Fernsichtigkeit und der Kurzsichtigkeit nicht erklärt werden können. Auf die Dichtigkeit der Kryftallinse komme sehr viel an. Diese Dichtigkeit nimmt in eben dem Verhältnisse ab, wie die Entfernung von dem Mittelpunkte der Linse zunimmt. Das dunkle Bild, welches auf der Netzhaut kurzsichtiger Personen entsteht, ist sehr oft eine Folge der ungleichen Dichtigkeit der Linse, wodurch nicht alle Strahlen gleichförmig gebrochen werden. Oft ist auch die Pupille daran schuld, wenn sich dieselbe nicht leicht genug zusammenzieht, oder wenn die Fasern der Iris, während der Staroperation, verletzt worden sind. Solche Personen sehen deutlicher, wenn sie die Gegenstände durch ein kleines, mit einer Stecknadel in ein Kartenblatt gestochenes Loch betrachten. Einige Personen sollten sich solcher Brillen bedienen, die auf einer Seite convex und auf der andern etwas concav sind. Rec. gesteht, dafs ihn diese Abhandlung über die Theorie des Sehens ganz unbefriedigt gelassen hat, und dafs es ihm scheint, als verliere sich der Vf. nur allzuoft in unnützen Spitzfindigkeiten. 5. *Nachricht von einigen Beobachtungen, um zu untersuchen: ob Vergrofserung oder Oeffnung mehr dazu beytrage, kleinere Sterne bey Tage zu sehen*; von *Heinrich Ussher*. Die Augengläser des Passage-Instruments zu Dublin haben drey verschiedene Verbindungen: zu 200, zu 400, und zu 600 Vergrösserung. Die Einrichtung ist von Ramsden in den *philos. Transact.* beschrieben worden. Durch Versuche fand der Vf. dafs grofse Vergrösserung, mit kleiner Oefnung, den Vorzug verdiene. Er bemerkte, dafs, nach beträchtlicher Verminderung der Oeffnung, der Polarstern so deutlich rund und breit erschien, dafs er den Antritt seiner Ränder an jeder Kante der Fäden wahrnehmen, und auch den Durchgang des Mittelpunkts über dieselbe bemerken konnte. 6. *Versuch über die Veränderung des Barometers* von *Richard Kirwan*. Eine vortrefliche Abhandlung. Dafs der Barometer die Veränderung der Witterung anzeige, ist ein Satz, der nur mit grofser Einschränkung als wahr angesehen werden kann. Die Veränderungen des Barometers hängen vorzüglich von den Veränderungen in der obern Atmosphäre ab. Die Dunste, welche in der Luft verbreitet sind, scheinen auf das Barometer weniger Einfluss zu haben, als man bis jetzt ange-

nom

nommen hat. 7. *Verſuche über Räderfuhrwerke*, von *Richard Lovel Edgworth*. Im J. 1773 wurden zu London Verſuche angeſtellt, um zu erfahren, ob hohe oder niedrige Räder den Vorzug verdienen. Durch dieſe Verſuche, bey denen der Vf. gegenwärtig war, wurde nichts entſchieden. Er entſchloſs ſich daher, ſelbſt Verſuche anzuſtellen. Das Gewicht würkt nicht allein, indem es die Reibung überwindet, ſondern auch durch Ueberwindung der Kraft der Trägheit. Die Trägheit würkt vorzüglich dann auf das Fuhrwerk, wenn daſſelbe ein Hinderniſs antrifft. Denn, um ein Hinderniſs zu überſteigen, müſſen Richtung und Geſchwindigkeit ſich ändern, und die Kraft muſs die Trägheit überwinden. Liegt das Gewicht auf Federn, ſo wird bey Fuhrwerken der Zug ungemein erleichtert, denn durch die Federn wird die Laſt allmählig und ſtufenweiſe über das Hinderniſs gehoben, ohne daſs die Geſchwindigkeit aufgehalten würde. Auf glatten Wegen iſt es gut, wenn das Fuhrwerk hoch, auf rauhen Wegen beſſer, wenn es niedrig iſt. Auf unebenen Wegen ſind lange Fuhrwerke vorzuziehen; bey Wegen mit tiefen Gleiſen, ſind kürzere Fuhrwerke beſſer. 8. *Unterſuchung der verſchiedenen Theorien über die Geſchwindigkeit, mit welcher Waſſer aus einer Oeffnung fliefst*, von *M. Young*. Keine dieſer Theorien ſey noch ſo bewieſen, daſs alle Einwendungen beantwortet werden könnten. 9. *Bemerkungen über das Schieſspulver*, von *Georg Napier*. Das beſte Verhältniſs ſey: 3 Pfund Salpeter, beynahe 9 Unzen Kohlen, und drey Unzen Schwefel. Von der Reinheit des Salpeters hängt die Güte des Schieſspulvers nicht ab. Pulver, welches zu den Zeiten Karls II in England verfertigt und ſeither aufbehalten worden war, hatte an Güte noch wenig verloren. 10. *Bemerkungen über die magnetiſche Materie*, von *O'Brien Drury*. Jeder Magnet verliert von ſeiner Kraft, folglich auch die Nadel des Compaſſes. Dadurch entſtehen, aus Unrichtigkeit des Compaſſes, wahrſcheinlich ſehr oft Fehler in den Schiffsrechnungen. Je mehr die Nadel gehärtet wird, deſto länger behält ſie ihre magnetiſche Kraft. Am beſten wird man thun, wenn man die ganze Compaſsnadel, oder wenigſtens ihre Pole, in weiches Eiſen einfaſst. 11. *Kritiſche und anatomiſche Unterſuchung derjenigen Theile, welche bey der Staroperation leiden, mit einem Verſuch, dieſe Operation ſicherer und gewiſſer zu machen*, von *Sylveſter O'Halloran*. Es gebe keine hintere Kammer der wäſſerigen Feuchtigkeit, ſondern die Kryſtalline liege ganz an der Iris an. Einen angewachſenen Staar gebe es nicht. Der Vf. giebt wichtige Regeln zu der Niederdrückung des Staars. Zu der Ausziehung des ſelben hat er eine eigene Methode erfunden, welche er beſchreibt, und allen bisher bekannt gemachten weit vorzieht. 12. *Beſchreibung der Verſuche, welche angeſtellt worden ſind, um im J. 1788. die Temperatur der Oberfläche der Erde in Irland zu beſtimmen*, von *Wilhelm Hamilton*. Die mittlere Temperatur, an der Seeküſte, von Norden nach Süden, war von 48° bis 51½°. Für jeden Grad der Breite war ungefähr ein Grad des Thermometers Unterſchied. Die mittlere Temperatur, auf einer Stelle, welche 206 Fuſs über die Oberfläche des Meers erhaben iſt, war 48°. zu Londonderry 48°. zu Dublin 51°. zu Kork 53. Irland iſt wärmer als England. 13. *Bemerkungen über die Kohlenminen*, von *Richard Kirwan*. Da man gegenwärtig in Irland ſich viele Mühe giebt, Erze aufzuſuchen; ſo iſt es nöthig, auch zugleich Kohlenflötze aufzufinden, denn ohne dieſe könnten die Bergwerke nicht bearbeitet werden. Hr. K. hat daher in dieſer Abhandlung alles geſammelt, was er in Schriftſtellern, welche von den Kennzeichen der Kohlenflötze handeln, hat auffinden können. 14. *Bemerkungen über die Eigenſchaften, welche von mediciniſchen Schriftſtellern der Milch beygelegt werden, über die Veränderungen, welche die Milch durch die Verdauung leidet, und über die Krankheiten der Kinder, welche dieſer Urſache zugeſchrieben werden*, von *Joſeph Clarke*. Weibermilch läſst ſich gar nicht coaguliren; ſie coagulirt ſich nicht in dem Magen des Kindes. Was die Kinder ausbrechen, und was man für coagulirte Milch hält, iſt weiter nichts als der Milchrahm, welcher ſich im Magen abſondert. Die grünen Stuhlgänge der Kinder ſind nichts weniger, als ein Zeichen von Säure. Dieſe neuen und auffallenden Sätze hat der Vf. mit vielem Scharfſinn bewieſen. Eben darum, weil die Krankheiten der Kinder gar nicht, wie man bisher fälſchlich geglaubt hat, von einer Säure herkommen; eben darum helfen auch ſäurebrechende Mittel, welche man den Kindern eingiebt, ſo wenig zur Cur dieſer Zufälle. 15. *Beobachtung einer Sonnenfinſterniſs, am 3 Junius 1788*, von *Dr. Heinrich Uſher*. 16. *Nachricht von einem Nordlichte, welches ſich bey hellem Sonnenſchein zeigte*, von *Heinrich Uſher*. Hr. Kirwan hält dafür, daſs die Entzündung der brennbaren Luft in der Atmoſphäre die Urſache dieſer Erſcheinung geweſen ſey.

Zu den *literariſchen* Abhandlungen gehören. 1. *Prüfung eines Verſuches über den dramatiſchen Karakter des Sir John Falſtaff*, von *Richard Stack*. Dieſe Abhandlung enthält einige auffallende und paradoxe Sätze. So ſoll z. B. Falſtaff, deſſen Feigherzigkeit zu ſo vielen lächerlichen Auftritten Gelegenheit giebt, *Muth*, als einen charakteriſtiſchen Zug, beſeſſen haben. Bey einer ſolchen Behauptung darf man kaum ſeinen eigenen Augen trauen. Uebrigens finden wir in dieſem Aufſatze einige feine Bemerkungen. 2. *Gedanken über den erſten Aufzug von Shakeſpears Sturm*. Der Vf. hat ſich nicht genannt. Doch kann er nicht leicht andere Urſachen gehabt haben, ſich zu verbergen, als eine allzugroſse Beſcheidenheit; denn die Abhandlung, welche ſehr ſchön geſchrieben iſt, macht ihm Ehre. 3. *Gedanken über einige Stellen im Agamemnon des Aeſchylus*, von *Francis Hardy*. Der Vf. ſucht, gegen Wood, zu beweiſen, daſs die Griechen und die Trojaner nicht dieſelbe Sprache geredet haben. 4. *Ueber das Lächerliche*, von *Wilhelm Preſton*. 5. *Ueber Witz und Laune*, von *Wilhelm Preſton*. Shaftesbury's Behauptung, daſs das Lächerliche der Probierſtein der Wahrheit ſey, ſucht der Vf. zu widerlegen. 6. *Nachricht von drey metallenen Trompeten, welche, im J. 1787, in der Grafſchaft Limerik, in Irland, gefunden worden ſind*, von *Ralph Ouſley*. *C. Allen Schlachtgeſang an Goll, den Sohn des Morna, in der Schlacht bey Cuncha*, von *Fergus, dem Sohne Finns*; Original, Ueberſetzung und Anmerkungen herausgegeben von *Sylveſter O'Halloran*. Die Schlacht fiel im J. 155 vor, und manche ſehen ſoll auch dieſer Geſang gedichtet worden ſeyn, welches ſchwer zu beweiſen ſeyn möchte. 7. *Von der Sprache, den Sitten und den Gebräuchen einer*

Digitized by Google

Colonie Angelſachſen, welche ſich, im J. 1167, zu Forth und Bargie, in der Grafſchaft Wexford in Irland niederliefs, von *Karl Vallancey*. Einige Proben von der Sprache dieſer Angelſachſen findet man hier mitgetheilt. 8. *Beſchreibung der Veſtung Ardnocher, gemeiniglich Horſeleap genannt, bey Kilbeggan, in der Grafſchaft Weſtmeath in Irland*, von *Johann Brownrigg*. Der Vf. beſtreitet die gewöhnliche Meynung, dafs dieſe Feſtung von Hugh de Lacy, dem Statthalter Heinrich II, erbaut worden ſey. Er ſucht zu beweiſen, dafs es vielmehr eine alte Feſtung der Irländer war, deren ſich die einbrechenden angelſächſiſchen und normänniſchen Colonien bemächtigten, ſie noch mehr befeſtigten und dann gegen die Iren ſich derſelben bedienten. 9. *Nachricht von einem alten Grabe, welches in der Grafſchaft Kildare im J. 1788 geöffnet wurde*, von *Wilhelm Beauford*. Man fand in dem Grabe einen ſteinernen Sarg, in welchem ein Gerippe aufgerichtet ſafs, und neben dem Kopfe ein irdenes Gefäfs. Die alten Iren verbrannten ihre Todten. Daher ſchliefst der Vf., aus allen Umſtänden, dafs dieſes Grabmal in das 7te Jahrhundert zu ſetzen ſeyn möchte. 10. *Beſchreibung eines alten Grabſteins in der Kirche zu Lusk, in der Grafſchaft Dublin*, von *Karl Vallancey*. 11. *Ueber eine ausgegrabene ſilberne Münze, mit arabiſcher Schrift, und mit der Jahrzahl 1187*, von *Karl Vallancey*. Dieſe Münze ſoll ein arabiſcher, in Spanien verfertigter, Talisman geweſen ſeyn. 12. *Hiſtoriſcher Verſuch über das irländiſche Theater*, von *Joſeph Walker*. Die alten Iren hatten zwar Barden, aber von einem Theater ſey keine Spur vorhanden. Die erſte Erwähnung von einem in Irland aufgeführten Theaterſtücke, welche ſich finde, ſey vom J. 1528.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Celle*, b. Richter: *Mein Glaube an die Lehren der göttlichen Offenbarung geſtärkt und befeſtiget* durch das fortgeſetzte Betragen u. die neueſten Schriften der Lehrer der reinen Vernunftreligion. 791. 68. S. 8. Der nun verewigte Vf. dieſer kleinen Schrift ſucht die Unzulänglichkeit der Vernunft zur Begründung einer Religion, durch die Widerſprüche der Vernunft mit ſich ſelbſt, vorzüglich in Sachen der Religion, und durch neuere Schriften einiger Rationaliſten, welche allerdings viele Blöfsen gegeben haben, ins Licht zu ſetzen. Das Schwankende dieſer Schriften und Meynungen führt natürlich den Wunſch nach feſteren Ueberzeugungen herbey, und, wenn man auf dem Wege der Vernunft keine Befriedigung findet, den Glauben an übernatürliche Offenbahrungen Gottes, der überall ein Kind des Bedurfniſſes und des Gefuhls eigner Ohnmacht war.

Welche *Vernunft* iſt die richtige, fragt der Vf., da die Vernunft der einzelnen ſo verſchieden iſt, als ihr Alter, ihr Stand, der Grad ihrer Aufklarung etc! Allein, trotz der mannichfaltigen Modificationen, giebt es eine Vernunft, welche allen Menſchen und allen vernünftigen Weſen gemeinſchaftlich iſt. Die theoretiſche Vernunft kann freylich zu Gründung der Religion nicht hinreichen, da ihre *Antinomien* zeigen, dafs ſie in den Gegenden des Ueberſinnlichen mit ſich in Widerſpruch gerath, allein, dafs die praktiſche Vernunft dieſes Vermögen habe, iſt die Meynung der verſtändigern Rationaliſten. Denn viele, welche von Vernunftreligion ſprechen, wiſſen freylich nicht, worauf es hier ankommt. Dafs die Vernunft nicht ſo ganz und überall mit ſich in Streit ſey, erhellt ja ſelbſt aus dem aufgeſtellten Grundſatz des Vf., die gröſsre Wahrſcheinlichkeit eines Satzes ſey darnach zu beurtheilen, dafs er von den aufgeklärteſten Völkern einſtimmig angenommen und immer behauptet worden. Alſo giebt es doch Sätze, die eine aufgeklärte Vernunft anerkennen mufs, und der Vf., indem er einen hiſtoriſchen Grundſatz von der Uebereinſtimmung vieler Nationen zum Canon der Wahrſcheinlichkeit oder Wahrheit zu machen meint, macht ſelbſt die aufgeklärte Vernunft zur Richterin über Wahrheit und Trug!

Ungewiſs, ob ein Gott iſt, behauptet der Vf., unterſuchen wir *mit Hülfe der Vernunft*, ob eine Gottheit je den Menſchen von ſich einen nähern Unterricht gegeben, als wir aus dem Anblick der Welt ſchöpfen. Den der Offenbarung vorausgehenden Gedanken an eine Gottheit ſcheint der Vf. doch der Vernunft zu laſſen: nur feſte Ueberzeugung ſoll ſie erſt durch Offenbarungen erlangen können. Ueber die Möglichkeit einer ſolchen Offenbarung und die Mittel, wodurch ſich die über das Daſeyn *Gottes* noch zweifelhafte Vernunft von der *Göttlichkeit* dieſer Offenbarung überzeugen ſoll, hat ſich der Vf. nicht deutlich erklärt. Iſt der Inhalt derſelben begreiflich und vernunftmäfsig, warum hält man dieſen Unterricht denn für unmittelbare *Offenbarung*: ſind unbegreifliche und über unſre Vernunft erhabne Sätze darin, nach welchem Maasſtab können wir denn beurtheilen, dafs dieſe Offenbarung nicht Dichtung, ſondern Götterſpruch ſey?

Zu unbeſtimmt und einſeitig ſind die Urtheile, dafs die Aufklarung der Griechen und Romer Untreue, Meineide, Entweihung der Ehen zur Folge gehabt habe. Wie konnte der Vf. gegen *Bahrdt* die gemeinen Begriffe vom Eid, welche Aberglauben erdacht und Staatsklugheit begünſtigt hat, in Schutz nehmen. Fiel ihm nicht hiebey ein, dafs ein ſehr religioſer Philoſoph, Hr. *Garve* in den Anmerk. zu Cicero's 3ten Buch v. den Pflichten S. 251 ff., eben ſo ſtark gegen die unaufgeklarten Begriffe vom Eide eifert, und der Meynung iſt, dafs auch bey erleuchtetern Einſichten in die Natur des Eides er doch ſeine alte Kraft erhalten könne!

Wegen deſſen, was S. 46 ff. über Jeſu Anſprüche von ſich geurtheilt wird, mufs Rec. bekennen, dafs er Jeſus noch immer für einen der vortrefflichſten und vorzüglichſten Menſchen halten würde, wenn ſeine Ausdrücke von ſeiner hohen Würde auch wirklich ganz das Auffallende behielten, was ſie bey dem erſten Anblick zu haben ſcheinen. Dafs Jeſus Menſchen von gemeinem und ſchlichten Verſtand, aber von gutem Herzen, zur Ausbreitung ſeiner Lehre wählte, beweiſt ſeine groſse Klugheit, wenn wir die Sache nach dem glücklichen Erfolg beurtheilen dürfen. Warum nimmt der Vf. zu ſolchen Beweiſen für die Gottheit Chriſti ſeine Zuflucht, wie aus der Offenbarung: *Ich bin das A und O* etc. wo der erhöhte Meſſias als Herr und Herrſcher ſeiner Kirche in der begeiſterten Orakelſprache redend eingeführt wird? Oder, warum müſſen ihm *Celſus* und *Plinius* einen Beweis für Chriſti Gottheit ablegen, da *Plinius* Unwiſſenheit vom Chriſtenthum von ihm eingeſtanden und in die Augen fallend iſt, und, da die Heiden den Cultus der Chriſten gegen ihren Meſſias nach ihren Religionsbegriffen ſo anſehen mufsten, als ſey er ein göttliches Weſen!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 4. Auguſt 1791.

NATURGESCHICHTE.

EDINBURG, bey Elliot: *The Philoſophy of Natural Hiſtory*, by *William Smellie*, Member of the Antiquarian and Royal Society of Edinburgh. 1790. 547 S. 4. und einer Vorrede von XIII S.

Verſteht man unter Philoſophie der Naturgeſchichte die Darſtellung der Folgeſätze, welche aus der Betrachtung der natürlichen Körper, in Rückſicht ihrer Bildung, ihrer Wirkung, und ihrer Zuſammenſtellung flieſsen, ſo iſt das Unternehmen unſers Vf. offenbar erſtaunlich groſs und ſchwer. Sieht man aber die Philoſophie der Naturgeſchichte bloſs für eine Unterſuchung und Prüfung der verſchiedenen Syſteme über die natürlichen Körper an, ſo haben wir ſchon mehrere ähnliche Arbeiten für einzelne Naturreiche, die mit Beyfall aufgenommen ſind. Unſer Vf. hat ſich an die erſtere Art von Arbeit gewagt, und hat wirklich nicht wenig brauchbares darin geleiſtet. Indeſs hätte er freylich viel beſſer gethan, einen beſcheidenern Titel zu wählen, da ſein Werk bey allem Guten, nicht nur ſeinen Gegenſtand nicht erſchöpfen kann, ſondern auch bedeutende Mängel enthält, die wohl hauptſächlich mit in der Unkunde des Vf. in fremden lebenden Sprachen ihren Grund hatte. In der Vorrede erzählt Hr. Sm., er ſey durch den berühmten Lord *Kaimes* zu dieſer Arbeit beſtimmt und aufgemuntert worden. Nach deſſen Plan ſollten nemlich hierin die verſchiedenen Naturprodukte nicht etwa individuell aufgezählt, ſondern unter gewiſſe allgemeine Abtheilungen gebracht werden, und die Beobachtung ſowohl als die Beurtheilung der zur Naturgeſchichte gehörigen Thatſachen geſammlet und neben einander geſetzt, ein Ganzes bilden. Unſer Vf. hatte eine Menge Thatſachen geſammelt, und glaubte ſich durch die von ihm gegebene Ueberſetzung der Werke des Grafen Büffon noch mehr hiezu geſchickt. Da dies Unternehmen ſehr groſs iſt, indem man alle bedeutende Naturaliſten von Ariſtoteles an bis auf unſere Zeiten dazu kennen müſste, ſo geſteht er ſelbſt, daſs er gegen ſich hiebey einiges Mistrauen hege, und, wie Rec. hinzuſetzen darf, nicht ohne Grund. Das Ganze beſteht aus 22 Kapiteln; wovon das erſte die unterſcheidenden Charaktere der Thiere, der Pflanzen, und der Mineralien abhandelt. Der Vf. ſucht darinn zu zeigen, daſs die Naturaliſten und beſonders auch *Linné*, (den er als treuer Anhänger von Büffon, wo es nur möglich iſt, herabſetzt,) ſolche Definitionen von den drey Naturreichen gegeben haben, wodurch ſie ſich ganz und gar nicht unterſcheiden laſſen. Dem groſsen *Linné* thut er deſto mehr Unrecht, indem er gerade ſeine ſchlechtere Definition hinſetzt und die vollkommnere ausläſst. Die Aehnlichkeiten der drey Reiche ſelbſt kann wohl Niemand leugnen; aber Sophiſtereyen dagegen vorzubringen, iſt eine leichte und verächtliche Kunſt. Das zweyte Kapitel giebt eine allgemeine Ueberſicht des animaliſchen Baues. Zuerſt der menſchliche Körper; manches iſt dabey mangelhaft, auch ſelbſt unrichtig, z. B. die in dem Magen in Brey verwandelten Speiſen, nennt der Vf. Chylus; dieſer liegt ja nur darin; die Proſtata iſt ganz vergeſſen, und bey dem darauf folgenden Bau der Quadrupeden räumt der Vf. den Ourang Outang die nächſte Stelle beym Menſchen ein, welches doch die Camperſchen Beobachtungen widerlegen. Der Menſch habe nur unbedeutende körperliche Vorzüge vor den Quadrupeden; völlig unrichtig; denn einmal iſt der Wilde erſtaunlich ſtark verhältnifsmäſsig gegen ſeine Gröſse, er verträgt weit mehr auf ſeinen Jagden; er kann ſich in geſunden Zuſtande aller Arten von Speiſen bedienen, hat alle Sinne in groſser Vollkommenheit und kann überall leben, ſelbſt das Sprachorgan iſt ſo treflich, daſs es alle Töne nachmacht, vieler andern Vorzüge nicht zu gedenken; die doch alle dem Körper angehören. So reicht z. B. das Geſicht eines geſunden Canadiers ſehr weit, und die Schnelligkeit und Stärke ſeines Körpers hält in Verhältniſs gegen ſeine Gröſse mit jedem Thiere die Vergleichung aus. Hierauf folgt eine Ueberſicht des Baues der Vögel, Fiſche und Inſecten. Im Ganzen brauchbar, aber dabey ſehr viel mangelhaftes, das hauptſächlich aus der Unbekanntſchaft mit unſeren beſten neuern Naturaliſten entſpringt. Bloch, Cavolini, Camper, Merrem, Blumenbach, Göze, Röſel, Otto Müller, Fabricius, u. a. müſſen ihm ganz und gar unbekannt ſeyn, ja er wirft das Gewürme und die Inſecten oft völlig durch einander. Bey letztern, deren Abtheilung er Stämme nennt, und ihre Klaſſen aufzählt, fehlen mehrmals gerade die erheblichſten, z. B. Coccus u. a. Das Gewürme ſteht bey dem Vf. als die letzte Abtheilung der Inſecten. Das 3te Kapitel handelt von dem Athemholen. Hier kommt umſtändlich die Entdeckung des berühmten Hunter über die Vögelknochen als Luftbehälter vor. Dieſem ſeinem gelehrten Landsmanne macht der Vf. überhaupt bey jeder Gelegenheit groſse Complimente. Sodann folgt ein Abſchnitt, der die Bewegung der Thiere durchgeht. Das fünfte Kapitel redet von den Trieben der Thiere, bey weitem nicht ſo genau und deutlich, als unſer *Reimarus*, den der Vf., der überhaupt Deutſchland nur der Lage nach zu kennen ſcheint, wohl nie hat nennen hören. Uebrigens iſt auch hier viel Gutes zuſammengetragen, aber man findet auch ganz unerwartet die Triebe des Willens und mehrere ähnliche Sachen aufgezählt, z. B. den Aberglauben, die Verehrung, den Geiz, die Hoffnung u. ſ. w. Sodann kommen die Sinne, wo

nach einer kurzen Beschreibung der Sinnenwerkzeuge, die Verschiedenheiten der Sinne selbst unter den Thieren angezeigt werden. Bey dieser Gelegenheit, die Sprache; die natürliche und künstliche, menschliche. Das System des Hn. Condillac beschliefst diesen interessanten Abschnitt. Im 7ten Kapitel untersucht Hr. S. den Zustand der Kindheit des Thieres, freylich am meisten den des Menschen. Hierauf folgt das Wachsthum und die Ernährung, die verschiedenen Nahrungsmittel. Verdauungskräfte der Thiere. Die Spallanzanischen Versuche. Auch hier wären Verbesserungen und Zusätze nöthig. Neuntes Kapitel, die Geschlechter der Thiere; nicht blofs bey den Raubvögeln sind doch die Geschlechter sehr sichtlich unterschieden. Hier kommt auch aus Hunters Observationen, die umständliche Beschreibung des sogenannten Free Martins, einer von Natur unfruchtbaren Kuh, die bey den Alten, z. B. dem Columella und Varro, schon unter den Nahmen Taura vorkommt. In dem zweyten Abschnitt dieses Kapitels giebt sich der Vf. Mühe, das Sexualsystem des *Linne* gänzlich über den Haufen zu werfen. Hier verräth er nicht etwa blofs Parteylichkeit, sondern unrichtiges Raisonnement und Unkunde von Thatsachen, die hauptsächlich seinem Mangel an Kenntnifs unserer Sprache zuzuschreiben ist. Selbst in England wird er hier wenigen Beyfall finden. Nun folgt, im zehnten Kapitel die Mannbarkeit der Thiere, und im eilften, ihre Liebe. Die Schädlichkeit zu frühzeitiger Heyrathen und der Heyrathen schwächlicher Personen. Von der Liebe zu den Kindern und den Jungen überhaupt, werden hier merkwürdige Beyspiele beygebracht. Die Heftigkeit gegen die Polygamie der heifsen Länder überzeugt Rec. eben so wenig als alle bisher dagegen angegebenen Gründe. Die Buffonsche Tabelle über das Trachtiggehen der Thiere; der Vf. schreibt dem Grafen alle die Ungewifsheiten hier nach, er bleibt sein getreuer Uebersetzer. Das folgende Kapitel betrachtet die Verwandlung der Thiere, begreiflich kommen hier vorzüglich die Insecten vor; über die Amphibien ist der Vf. aber viel zu kurz. Er führt hier die bey den Reinigungen der Papillons entlassene rothe Feuchtigkeit, den Blutregen, an, auch eine Blutquelle in Schottland. Die Verwandlung der Pflanzen. Im 13ten Kapitel Untersuchungen über die verschiedenen Wohnorte der Thiere und die Art, sich dieselben zuzubereiten. Der Biber, das Murmelthier, der *Pendulino*, und mehrere Vögelarten, die ihre Nester sehr künstlich bauen. Dann die Biene, die Mauerbiene, die Wespe und ähnliche Insecten. Der Termit von Guinea, weitläuftig nach Smeathman. Kap. 14. über die Feindseligkeiten der Thiere. Zuerst, wie billig der allgemeine Feind und Würger, der Mensch; dann die fleischfressenden Quadrupeden, die Raubvögel und von den Insecten besonders die Schlupfwespe und Wespen. Es befinden sich hier schätzbare Blicke über die grofse Haushaltung der Natur eingewebt; z. B. über das Gleichgewicht in der thierischen Schöpfung. Ein kleines, aber treffliches, Werk über die thierische Schöpfung hat wohl dabey die meisten Ideen hergegeben. Kap. 15. Kunstgriffe, List und Geschicklichkeiten der Thiere, bey ihren Angriffen und Vertheidigungen. Wiederum von den Quadrupeden hinunter bis zum Insect. Kap. 16. die Gesellschaft der Thiere, die erste Menschenfamilie des Moses. Der wilde; der civilisirte Mensch. Er theilt die Gesellschaft in eigentliche, (wozu abzweckende) und uneigentliche Societäten. Bey ersten liegt ein wirklicher Endzweck zum Grunde, z. B. das Bauen des Bibers, die Bienenstöcke; nach der zweyten versammlen sich die Thiere blofs, um beysammen zu seyn, z. B. ein Rudel Hirsche u. s. w. Kap. 17. Gelehrigkeit der Thiere; Vervollkommnung und Bildung durch den Menschen, besonders das Hausthier. Weitläuftig der Elephant. Kap. 18. Ueber den Charakter der Thiere überhaupt, und über die aufserordentlichen Verschiedenheiten darunter. Kap. 19. Nachahmungsvermögen der Thiere, wie weit sie sich der Vernunft nähern. Thiersprache. Man hätte wohl das meiste schon oben beym Instinct erwartet. Kap. 20. Ueber die Wanderung der Thiere. Vieles hätte der Vf. hier und in andern Abschnitten aus *Zimmermanns Zoologischer Geographie* lernen und hinzufügen können, aber er kannte sie nicht. Sehr umständlich über die Zugvögel. Mehrere Nachrichten sind hier über das Ziehen der Fische gesammelt; allein hier fehlte wieder unser Bloch. Kap. 21. Von der Lebensdauer und dem Tod der organisirten Körper. Ein Verzeichnifs sehr alter Menschen von den ältern Zeiten des Plinius an, nachmals die neuern, wo doch der Ungar von 150 Jahr nicht angeführt ist, hingegen mehrere sehr alte Irr- und Schottlander. Hohes Alter der Quadrupeden, Vögel, Fische u. s. w.; dann von sehr alten Bäumen. Kap. 22. Die Stufenfolge der Dinge und besonders der organisirten Wesen. Er nimmt sie mit Bonnet an, geht vom Menschen zum Affen u. s. w. Schade dafs Bonnet, so wie sein sonst vorher erwähnter Enthusiasmus sie verträgt, dabey mehrere Blöfsen gab, und sich manchen Spöttereyen dadurch aussetzte, die jedoch der Wahrheit nicht schaden können.

Aus diesem Inhalt ergiebt sich deutlich das grofse Interesse des ganzen Werks; es gehört gewifs unter die vorzüglichsten Schriften über die Naturgeschichte. Freylich fehlt ihm ungemein viel von dem, was es seyn sollte; denn alles, was die Mineralogie zur Uebersicht der Bildung der unorganischen Körper, ja der ganzen Erdoberfläche, darbietet, ein so wesentlicher Theil der Philosophie der Naturgeschichte, mangelt hier gänzlich. Hr. Sm. hat sich fast ganz auf das Thierreich eingeschränkt. Es ist zu hoffen und zu vermuthen, dafs die auch selbst hiebey vorkommenden Lücken und Fehler in der deutschen Uebersetzung, welche Hr. Prof. Zimmermann angekündigt hat, ausgefüllt und die Mängel gemindert werden; hierdurch würde dann diese Uebersetzung nicht nur einen wesentlichen Vorzug vor dem Originale erhalten, sondern es erwüchse zugleich daraus ein Hauptbuch für die Naturgeschichte der animalischen Oekonomie, welches nicht nur den eigentlichen Naturalisten, sondern jedem Verehrer und Liebhaber der Natur willkommen seyn müfste.

Lyon, b. Bruyset: *Methodi linnaeanae botanicae delineatio exhibens characteres essentiales generum nec non specierum, quae in demonstrationibus elementaribus botanicis describuntur, seu plantarum in Europa vulgarium*

rium aut utilium et curiosarum in hortis observandarum; additis *synonymis* nec non *figuris praestantioribus* cum cujusque statione, tempore florendi, durazione etc. opus herbationibus accommodatum, curante *J. C. Gilibert*, facult. monspel. Doctore; coll. Lugd. Prof. etc. 432 S. 8.

Der ausführliche Titel vertritt die Stelle einer Vorrede, die hier fehlt. Voran schickte der Vf. einige Hauptsätze, *leges botanicae*, aus Linné's *philosoph. bot.*, die Erklärung des Sexualsystems, wozu eine im gewöhnlichen Geschmack beygesetzte Kupfertafel gehört, und das Verzeichniss angeführter Schriftsteller, welches uns vorläufig nicht viel mehr als ein Reichardisches *Systema plant.* in nuce erwarten liess. So traf es auch zu; Hr. G. hat daraus einen Auszug für Botanisirende, und für solche, welche diese Aufgabe der Spec. nicht besitzen, die gewöhnlichen europäischen wilden sowohl als Gartenpflanzen, sehr correct abdrucken lassen. Um vieles brauchbarer müsste aber dieses Unternehmen ausgefallen seyn, wenn der Vf. die vielen seit Reichard nachzutragenden und berichtigten Gattungen sowohl als Arten, und die neuern botanischen Werke gehörigen Orts eingetragen und benutzt hätte! — Von selbst versteht es sich, dass auf diese Art die Synonyme auch nicht erlesen seyn können. Nach dem allgemeinen Standort der Pflanze finden wir noch als eigen ihre Blühezeit, und nach einigen Floren die einzelnen Gegenden derselben benennt. Ein lobenswürdiger und bey künftiger Herausgabe eines Syst. plant. anwendbarer Gedanke. Z. E. Gladiolus communis — Hab. in Europa australi, Carn. Silef. Monsp. Delphinat. Lugd. Ueber die Unvollständigkeit der letztern Klasse, wo der Vf. noch mit Linné ausreicht, sagen wir nichts, aber doch verdient es gerügt zu werden, dass bey dem angehängten Method. Gramin., aus dem VIIten Band der linneischen *Amoenitat.* die hierzu gehörigen Tafeln sehr incorrect nachgestochen sind.

ERDBESCHREIBUNG.

Göttingen, b. Dieterich: *Briefe über Kalabrien und Sicilien. Erster Theil;* Reise von Neapel bis Reggio in Kalabrien. Von *Johann Heinrich Bartels*, b. R. Dr. Assessor der königl. Soc. d. W. zu Göttingen u. l. w. *Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe.* 1791. 58 S. Vorrede, und 439 S. Werk. gr. 8.

Der Hr. Vf. hat durch die Bearbeitung dieser 2ten Ausgabe seines Werks, den Werth dieses schätzbaren Geschenks für das Publikum erhöhet, und den ihm gebührenden Beyfall vermehrt. Durch fortgesetztes Sammlen und Studiren der neuesten Schriften über Kalabrien, deren einige er in der 2ten Vorrede recensirt, verschaffte er sich noch nähere Kenntniss des Landes, und seinen Nachrichten davon, mehrere Vollständigkeit und Genauigkeit. Die neuen Zusätze zu diesem 1sten Th. betragen beynahe 3 Bogen. Die Bearbeitung selbst zeugt von Fleiss und Beurtheilung, und von der Achtung des Vf., für das Publikum. Einige Materialien sind zweckmässiger gestellt, als in der 1sten Ausg. wie z. B. die Geschichte Kalabriens, die als eine nützliche und nothwendige Vorbereitungslectüre, in einem besondern Abschnitt, den Briefen vorgesetzt ist. Mehrere Seiten der letztern sind umgearbeitet, andre entweder in den Text selbst, oder in den Noten mit weitern Ausführungen, Erläuterungen u. dgl. vermehrt; die in der 1sten Ausg. vorkommenden Stellen, ausländischer Sprachen, sind hier gröstentheils übersetzt; die Schreibart ist noch mehr ausgefeilt, und der Vortrag abwechselnder und unterhaltender. Auch ist die Orthographie nach des Vf. Grundsätzen verändert und berichtiget. — Unter die hauptsächlichsten Vermehrungen dieser zweyten Ausgabe gehören im zweyten Briefe die Zusätze zu der *Geographie* des Landes. — In einer beyläufigen Anmerkung S. 41 hält der Hr. Vf. die glückliche Ausführung der päbstlichen Austrockungsarbeiten an den Pontinischen Sümpfen unter den Bedingungen für unbezweifelt, wenn der Tod dieses Pabstes sie nicht unterbricht, ein hinlänglicher Vorrath von Geld da ist, und noch ein grosser unentbehrlicher Kanal längst den Bergen, wo herab das Wasser strömt, angelegt wird. Das sind freylich schwere Bedingungen! Bis jetzt sind bey der schon so lange daurenden Arbeit, für das Ganze nur wenig urbare Länder gewonnen: und die von der an Abnahme des Geldes und an Geldzuflüssen, kränkelnden päbstlichen Kammer schon verwandten ungeheuern Summen, sind bey der Unzweckmässigkeit der verkehrt angefangnen Arbeiten sehr schlecht belegte Capitale. Das Alter und mancherley Kränkungen bringen Pius VI dem Grabe immer näher, und sein Nachfolger lässt, löblicher Gewohnheit nach, die Arbeiten höchst wahrscheinlich liegen. An die Anlegung des von dem Vf. mit Recht höchst nothwendig erklärten Kanals längst den Bergen, um die daherströmenden Wasser aufzufangen und abzuleiten, und so die eigentlichen Ursachen der Sümpfe zu heben, ist noch gar nicht gedacht. Wäre dieser Kanal gleich Anfangs angelegt worden, so müssten die Arbeiten schon viel weiter seyn. Aber der von Pius, durch die Mitte der Sümpfe gezogne Kanal (linea Pia) kann seiner Lage nach (wie der Vf. zu hoffen scheint) das *herabströmende* Wasser nicht *auffangen*, sondern nur einen Theil der in den obern Gegenden der Sümpfe stehenden, und ihm entgegen geleitete Wasser sammeln. Dazu ist sein Bau zu leicht, und zu vergänglich, und sein Fall gegen das Meer bey Terracina zu geringe, um bey noch oft entstehenden Ueberschwemmungen schleunige Hülfe schaffen zu können. Man ist überhaupt in dieser Unternehmung, bey welcher Pius VI mehr Muth, Beharrlichkeit und Eifer, als irgend ein Pabst vor ihm gezeigt hat. — wie es Rec., der die Gegend 2mal bereiset hat, scheint, zu wenig den ältern, als zweckmässig anerkannten Vorschlägen zur Austrocknung, z. B. eines Bolognini, Ximenes u. a. gefolgt, und hat dagegen Leuten Gehör gegeben, die das Beste in dieser Sache, entweder aus Unwissenheit nicht erkannten, oder aus Eigennutz nicht wollten.

Im 6ten Briefe Seite 189 finden wir erweiterte Nachrichten über eine wichtige bey la Polla im Val di Diana gefundne *Inschrift*, die wahrscheinlich aus den Zeiten der Gracchen ist, und einige hinzugefügte antiquarische, die Geschichte und Verfassung jener

Zeiten erläuternde Bemerkungen. — Sollte S. 223 die ſchöne Innſchrift an dem *Molo von Palaſtrina* bey Venedig: *Auſu Romano, aere Veneto*, („durch römiſche Klugheit und venetianiſches Geld") nicht treffender durch: *mit römiſcher Kühnheit*, und venetianiſchem Gelde — überſetzt werden? — S. 273 enthalt eine Note neue hiſtoriſche Nachrichten von dem groſsen *Maut-Amt* (tribunale della Dogana) in Foggia, wo, gegen eine geringe Abgabe, das Wieſenland verpachtet, und dadurch die Viehzucht in Kalabrien ſo ſehr befördert wird; wobey der Vf. die richtige Staatswirthſchaftliche Bemerkung macht, daſs dieſe damals vom K. Alphonſus 1447, als das Land durch Krieg verwüſtet und entvölkert war, gemachte weiſe, aber nothgedungene, Einrichtung der Triftpachtungen, bey der jetzigen verbeſſerten Lage des Landes, zur Beförderung und Wiederaufnahme des Ackerbaues, durch eine lex agraria eingeſchränkt werden ſollte. — Die S. 289 f. noch weiter als in der 1ſten Ausg. ausgeführte Behauptung des Hn. Vf.: daſs der in Kalabrien ſowohl als in Italien überhaupt ſo gewöhnliche und häufige Menſchen-Mord — kein falſches Licht auf den *Charakter* des Volks werfen könne; daſs „dieſe maſchinenmäſsige Aeuſserung des Zorns, keine Sache des *Herzens*, ſondern das Morden überhaupt, nur eine *böſe Gewohnheit* ſey," behalt bey allen angeführten Vertheidigungsgründen für Rec. immer, wie der Vf. von ihrem erſten Anſchein ſagt, etwas auffallendes und paradoxes. — Ja dieſer Menſchenmord des ital. Pöbels iſt eine böſe Gewohnheit, deren Grund aber tiefer als im Temperament zu liegen ſcheint. Erſte Aufwallung des Zorns, iſt oft, aber bey weiten nicht immer Veranlaſſung dazu; lang verſteckter Groll und aufgeſchobne Rache, äuſsern ſich auch ſehr oft bey günſtiger Gelegenheit durch Coltellaten (Meſſerſtiche.) Und auch ſelbſt im Allgemeinen ſtellen, nach des Rec. Gefühl, Menſchen, deren erſte Bewegung im Zorn ein Mord iſt, die ihren Haſs nur mit Blut verſöhnen, und denen der Anblick Verwundeter und Sterbender, ſo zur alltäglichen Gewohnheit ward, daſs ſie eben ſo wenig als der Metzger beym Anblick des unter ſeiner Hand blutenden Thieres, dabey gerührt werden, — dieſe Menſchen ſtellen ſich von Seiten des Charakters, Herzens und menſchlichen Gefühls, eben ſo wenig vortheilhaft dar — als in einer andern Hinſicht — das Anerbieten der Pariſer Schlächterzunft zur Verlängerung der Marter des unglücklichen Damien, ihm bey der Hinrichtung die verſchiednen Häute des Körpers einzeln abziehen zu wollen, von Edelmuth und Patriotismus, — und die jetzigen Morde ſo vieler unſchuldigen Opfer der aufgereizten Volkswuth in Frankreich, von Gerechtigkeitsliebe und hohem Freyheitsſinn des Geſetz verachtenden Pöbels, zeugen. — Bey den Italienern trägt allerdings, wie der Vf. richtig bemerkt, die Verſchiedenheit des Klima und der Verfaſſung, und der gänzliche Mangel an Volkserziehung zu ihrer Entſchuldigung bey. Dadurch kann das Urtheil über *den Grad* des moraliſchen Verfalls und der Verläugnung menſchlicher Gefühle dieſer ausgearteten Menſchenrace, gemildert, aber wahrlich nicht ganz aufgehoben werden. Auch können neben dieſen laſterhaften Charakter-Zügen manche andre anſcheinend gute, durch Raiſonnement erzeugte Eigenſchaften, z. B. die Treue gegen ihre Brodherren, ſehr wohl beſtehen. — Und überhaupt, iſt hier ja nicht vom *Nationalcharakter*, deſſen ſo vielen Gefahren der Misdeutung und des Irthums ausgeſetzte abſprechende Beurtheilung, unter neuern Reiſebeſchreibern zur Mode geworden iſt, die Rede; ſondern nur von dem Benehmen der Hefen der Nation, des niedrigſten Pöbels, und ſolcher aus den höhern Klaſſen, die ſich zu ihm herabſetzen; und dieſer Pöbel iſt in den Gegenden Italiens, wo Leopolds groſses Vorbild noch keine Verbeſſerung der Volkserziehung bewirkte, bis zu einem ſchrecklichen Grade des ſittlichen Verderbens herabgeſunken.

In der Note zu S. 371 giebt der Vf. von den durch das Erdbeben 1783 bey Jeminara entſtandnen See *Lago di Tolfilo*, und in einer andern Note S. 433 von den *Erdbebenableitern*, einige hiſtoriſche Nachrichten. S. 419. vertheidigt er ſich, wider des ſel. Probſt Feddersen gegen den Verf. gerichteten Aufſatz, im Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde 6ten B. 2tes St. — Jeder Freund der Literatur wird mit Rec. wünſchen, daſs die von dem Hn. Vf. am Schluſs der 2ten Vorrede gegebne Hoffnung, den 3ten Theil dieſes für Länderkunde ſchätzbaren Werkes, nunmehr nächſtens erſcheinen zu ſehen, recht bald in Erfüllung gehen möge.

Rom, b. Salvioni: *Deſcrizione delle funzioni che ſi celebrano nella Capella Pontificia per la Settimana Santa*, con un proſpetto di un trattato ſopra la medicina, e di una bibliotheca ragionata d'Autori, che hanno ſcritto intorno alle queſtioni ſpettanti alla paſſione, morte, e reſurrezione del Redentore. 1789. 8.

Dieſes Buch, welches den Verlauf der Ceremonien während der ſtillen Woche in Rom erzählt, iſt hauptſächlich für die Fremden geſchrieben, welche um dieſe Zeit ſich alle Jahre ſo häufig bey dieſen Ceremonien einfinden.

Es hebt vom Palmſonntag an. Nachricht über das Kreuz, die Leuchter und Statuen der 12 Apoſtel auf dem Altar in der ſixtiniſchen Kapelle. Benediction der Pſalmen; Ceremoniel der Meſſe; die Cardinale dabey. — Am Mittwoch: Veſper mit dem berühmten Miſerere von Allegri. — Am Donnerſtag: Proceſſion in die Pauliniſche Capelle, wo der Heiland ins Grab gelegt wird. Benediction von der Lage der Petersfaçade. Fuſswaſchen der 13 Prieſter, und ihre Speiſung. Tiſch der Kardinäle. Kreutzbeleuchtung in der Peterskirche. Anzeige der Kirchen, wo mit ähnlicher Pracht das Grab Chriſti gefeyert wird. — Am ſtillen Freytag: Meſſe, Veſper, Kreutz-Beleuchtung. Anbetung derſelben vom Pabſt. Vorzeigung der Reliquien. — Am Samſtag: Benediction des Waſſers und Feuers. — Feyerlichkeiten des Oſterſonntages; nebſt einer Beſchreibung einiger Kirchenkoſtbarkeiten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Auguſt 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Hoffmann: Dr. *S. G. Vogel — Diatribe medico — politica de cauſis, quare tot ſubmerſi in vitam non revocentur. Praemiſſa iſt hiſtoria memorabilis cujusdam fauſti exempli.* 1790. 112 S. 8.

Es koſtet dem Rec. Ueberwindung, von dieſer trefflichen Schrift voll Menſchenliebe, praktiſchem Genie und Gelehrſamkeit nur einen kurzen Auszug zu geben. Der vom Wundarzt *Schröder* gerettete Knabe in Hamburg hatte wenigſtens eine halbe Stunde im Waſſer gelegen, und trug alle gewöhnlichen Todeszeichen dieſes Zeitraums an ſich, auch der Maſtdarm ſtand offen, und die Klyſtiere giengen ſogleich wieder ab. Leichte Erwärmung, erſt trocknes, zuletzt feuchtes Reiben mit flüchtigen Geiſtern und Lufteinblaſen durch die Naſe, riefen ihn, nach anderthalb Stunden, wieder ins Leben zurück; es macht den Kenntniſſen des Retters Ehre, in dieſem Fall kein Blut gelaſſen zu haben; warum flößte er aber Brechwaſſer ein, ehe die Verrichtung des Schluckens wiedergekehrt war? Unſer Vf. belegt die Seltenheit der Wiederbelebung der Ertrunkenen mit vielen Zeugniſſen, und ſucht die Urſachen davon auszufinden. Die erſte findet er darinn, daſs ein rettungsfähiger Ertrunkener nicht über eine beſtimmte Zeit im Waſſer gelegen haben darf; er berechnet dieſe Zeit nach den vielen Erfahrungen in England, Frankreich und Holland auf anderthalb bis höchſtens zwey Stunden. Bey dieſer Gelegenheit beurtheilt er auch die Kennzeichen des wahren Todes mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit. Die zweyte Urſache iſt: weil viele nicht ſowohl *vom Waſſer* erſticken, oder wahrhaft ertrinken, ſondern vielmehr aus einer andern tödtlichen Urſache, z. B. am Schlagfluſs, an einer tödtlichen Ohnmacht, Zerreiſsung innerlicher Gefäſse, plötzlicher Lähmung der Lebenseingeweide, an einer Hirnerſchütterung, an einem tödtlichen Stoſs auf den Magen etc. *unter dem Waſſer* umkommen. Der Vf. macht eine Menge ſolcher Urſachen namhaft, die entweder ſchon jede für ſich oder verſchiedentlich mit einander verbunden, einen ins Waſſer Gefallnen plötzlich und früher, als er vom Waſſer ſelbſt erſtickt werden, oder eigentlich ertrinken konnte, ſo tödten können, daſs er, wenn er auch nur eine ſehr kurze Zeit im Waſſer gelegen, und ihm die beſte Hülfe geleiſtet worden, doch nicht wieder ins Leben zurückgebracht werden kann. Drittens iſt oft eine verſpätete Anwendung der Rettungsmittel Urſache des Miſslingens der Wiederbelebung; Edicte, Verordnungen, Prämien reichen nicht hin, ſie müſſen auch genau und ſtreng in Ausübung gebracht, und es muſs dafür geſorgt werden, daſs alle Arten der Hülfsmittel ſogleich bey der Hand ſind. Er empfiehlt dazu die Vertheilung der Nothkiſten, und beſtimmt, was darinn enthalten ſeyn ſoll; da es insgemein auch an der Wollendecke mangelt, in welche ein Ertrunkener ſogleich locker eingehüllt werden ſollte; ſo thut er den guten Vorſchlag, die Nothkiſten in ſolche Decken einzuwickeln. Gelegentlich leſen wir hier eine biedere, männliche Auffoderung an die *Roſtockiſche* Polizey, die Gaſſen reinlicher zu halten, die Quackſalbereyen thätiger auszurotten, und die Rettungsanſtalten für Ertrunkene zu verbeſſern, und befolgungswürdige Vorſchläge zu dieſer Verbeſſerung. Wie viel mag's wohl Aerzte in Deutſchland geben, welche, wo nicht dieſelben, doch ähnliche Ermahnungen an die Polizeyen ihrer Wohnörter thun könnten? und gewiſs haben die meiſten volles Recht, ihre Auffoderungen und Vorſchläge, ſo wie unſer Vf., zu beſchlieſsen: *ſed fore ut haec quae intimo hominum amore compulſus diſputavi, ad effectum perductum iri, eſt cur vehementer addubitem.* Die vierte Urſache, warum ſo viele Ertrunkene todt bleiben, iſt, weil die Hülfs- und Rettungsmittel oft falſch gewählt, und unrecht angewendet werden. Die zweckmäſsige Auswahl und die rechte Anwendung derſelben hängt von der ächten Beurtheilung eines jeden einzelnen Falls ab, und dieſe iſt wegen der gewöhnlichen Unbekanntſchaft mit den dazu erfoderlichen Prämiſſen ſehr oft äuſserſt ſchwer und miſslich. Der Vf. zählt das ganze Heer aller zur Wiederbelebung der Ertrunkenen empfohlnen Mittel namentlich auf, zeigt, wie verſchieden die Schriftſteller, jeder nach ſeiner Hypotheſe über die Todesart des Ertrinkens, über ihren Werth, über die Zeit, Art und Reihe der Anwendung derſelben urtheilen, erzählt und ſichtet die mancherley Meynungen über die Todesart der Ertrunkenen. Nach unſers Vf. Meynung ſterben die Ertrunkenen eigentlich an gehemmten Athemholen, worauf meiſtentheils auch eine ſchlagflüſſige Anhäufung in den Hirngefäſsen erfolgt. Wer mit vollem Athemholen ertrinkt, deſſen Lungen werden immer mit mehr oder weniger Waſſer angefüllt; athmet der Ertrinkende aus irgend einer Urſache nur ſchwach und kurz, ſo kann nur ſehr wenig Waſſer in die Lungen kommen, ſtirbt aber der im Waſſer Verunglückte auf eine andere Art, z. B. an einem Schlagfluſs, an einer tödtlichen Ohnmacht, an einer Hirnerſchütterung, wo das Athemholen mit dem Leben zugleich plötzlich aufgehoben wird, ſo kann gar kein Waſſer in die Lungen dringen. Wenn aber dieſe Urſachen keinen vollkommnen Tod erzeugen, ſo ſind dergleichen im Waſſer verunglückte Perſonen, eben weil ihre Lungen kein Waſſer enthalten, der Wiederbelebung vorzüglich fähig. Das äuſserliche Anſehn trügt in Rückſicht der Diagnoſtik ſehr oft; die äuſserlichen Merkmale

eines Schlagfluſſes fehlen oft, und der Ertrunkene iſt doch ſchlagflüſſig, und ſo auch umgekehrt. Wo offenbare Beweiſe eines Schlagfluſſes oder einer ſtarken Vollblütigkeit zugegen ſind, da müſſen, jedoch mit Rückſicht auf Zeit, Heftigkeit etc. alle Mittel angewendet werden, das Gehirn zu entledigen, hingegen alle Reizungen, die das Blut ſtärker nach dem Kopf treiben, ſind alsdann nachtheilig. Bey den Zeichen einer Ohnmacht, Lähmung, oder eines Krampfs iſt jeder Blutverluſt nachtheilig, hingegen alles, was erwärmt und reizt, nützlich. Ertrank die Perſon mit vollem Magen, ſo müſſen alsbald ausleerende Mittel verſucht, und alles, wodurch die Gedärme mehr ausgedehnt werden können, vermieden werden. Der Schrecken, die Verwirrung und die Unbedachtſamkeit der Hülfsleiſtenden iſt auch oft Urſache eines mislungenen Rettungsgeſchäfts. Auch werden viele Ertrunkene deswegen nicht wieder ins Leben zurückgebracht, weil ſie zu frühzeitig für wahrhaft todt gehalten, und das Rettungsgeſchäfte derſelben nicht lang genug fortgeſetzt wird. Je unentſchiedener und zweydeutiger die Todeszeichen bey einem Ertrunkenen ſind, deſto länger und ernſtlicher müſſen die Rettungsmittel angewendet werden; man muſs auf jedes noch ſo kleine Lebenszeichen Acht haben, z. B. bey den obgedachten Hamburgiſchen Knaben ſcheinen die Verdrehung der Augen und die feſte Verſchlieſsung der Kinnbacken Merkmale eines noch übrigen Lebensfunkens geweſen zu ſeyn. Endlich werden auch viele Ertrunkene durch das unvorſichtige und gewaltthätige Suchen und Herausziehen aus dem Waſſer getödtet. Hierauf giebt unſer Vf. die Methode an, wie nach ſeiner Meynung die meiſten Ertrunkenen behandelt werden müſſen; daſs ſie einfach und meiſterhaft iſt, wird man ohnehin erwarten, nur einiges davon wollen wir hier anführen: er hält das Luſteinblaſen in die Stimmritze für wirkſamer als durch die Naſenlöcher; der Tobacksrauchsklyſtiere wird nicht gedacht, ſtatt ihrer der aus Wolverleyaufguſs mit Brechweinſtein und Meerzwiebelſaft oder aus Knaſterabſud mit Salmiakgeiſt und Brechwein. Auch des Reibens mit flüchtigen Geiſtern wird nicht erwähnt. In Rückſicht des Aderlaſſens bleibt er mit Recht bey ſeiner ehemaligen Meynung. Je dringender die Anzeigen dazu ſind, und je lebhafter das Blut aus der Ader ſtrömt, deſto früher und deſto reichlicher muſs Blut gelaſſen werden. Das Oeffnen der Droſſeladern verdiene den Vorzug, da es aber oft ſchwierig ſey, ſo räth er unverzüglich und ohne Furcht eine Schlafpulsader zu verſchneiden. Auch blutige Schropfköpfe, Blutigel, Scarificationen können verſucht werden, beſonders wenn auf keine andere Art Blut erhalten werden kann. Das Ganze beſchlieſst eine Nachleſe und Fortſetzung des in *Krünitzens Encyclopädie T. XI.* angeführten Schriftenverzeichniſſes über dieſen Gegenſtand. Schade, daſs dies treffliche Büchelchen durch eine Menge von Druckfehlern verunſtaltet iſt, und ihm ſogar eine Anzeige, wenigſtens der wichtigſten, mangelt.

BERLIN, b. Vieweg d. ä.: *Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzneywiſſenſchaft.* Herausgegeben von — *Pyl.* — *Zweyten Bandes erſtes Stück.* 1790. 163 S. ohne den Anhang. gr. 8vo. (12 gr.)

Dieſes Stück enthält 1) *Zweytes Gutachten des Obercollegii Sanitatis über das Schneiden des ſogenannten Tollwurms bey den Hunden, und verſchiedene eingeſandte Vorſchläge und Curmethoden zur Verhütung und Heilung des Tollwerdens der Hunde* etc. als eine Fortſetzung von No. V. B. I. S. 58. dieſes Repertoriums. Eigentlich ein Gutachten über die in einem vom O. F. M. v. Kr. erſtatteten Bericht, wider die Aufhebung des Tollwurmſchneidens gemachten Einwürfe und anderweitigen Vorſchläge. Hr. v. Kr. hatte dem hohen Gen. Direct. verſchiedene Recepte und Vorſchläge zur Verhütung und Cur des Tollwerdens eingereicht; die Recepte waren 1) das ſogenannte *Rumpfſche* Mittel, welches 1772 von der Wittwe *Rump zu Camen* für 400 Thaler gekauft, und durch die *Duisburger Anzeigen 1773 No. 41.*, wie auch durch *Pröſling Diſſ. ſingulare remedium antilyſſum exhibens Praeſ. P. J. Hartmann. Frankfurt a. d. Od.* 1786. bekannt wurde; das Collegium wendet gegen dies Mittel ein, daſs der Zibeth, als das vorzüglichſte Mittel in der ganzen Compoſition, zu theuer, und faſt jedesmal verfalſcht ſey, auch durch die Länge der Zeit in vorräthigen Compoſitionen unkräftiger werde. 2) In Honig gelegte Maykäfer; ſie ſeyen weit unkräftiger als der Maywurm; 3) gefeiltes Kupfer; man könne ſeine Heilkräfte nicht wohl einſehen und beſtimmen, (es hat doch beträchtlich reizende Kräfte,) und es habe ſein Vertrauen wohl bloſs der damit verbundenen örtlichen Behandlung zu danken. 4 und 5) *Verſüſstes Queckſilber* und die *Werlhofiſchen Pillen*; beide Mittel dürfe man dem Landmann nicht in die Hände geben, weil er ſonſt, beſonders mit dem letztern, viel Schaden anrichten könne. Der Landmann dürfe nicht mit einem Schwall von Recepten, deren Nutzen und verſchiedene Anwendungsart er ohnehin nicht beurtheilen kann, überhäuft werden. Ihm müſſe man bloſs ein ſolches Mittel empfehlen, das wohlfeil iſt, das er gleich bey der Hand hat und anwenden kann, und deſſen ſpecifiſche Wirkung ſich vor allen übrigen auszeichnet, und in die Sinne fällt. Alle dieſe Vorzüge findet das Collegium in der Maywurmlatwerge, oder noch beſſer in den bloſs in Honig eingelegten Maywürmern. Der Herausgeber bemerkt aber dagegen mit Recht, daſs die heftige Wirkung dieſes Mittels das Volk abhalte, es gehörig fortzubrauchen. Die in dem Bericht des v. Kr. angeführten Gründe für das Tollwurmſchneiden beziehen ſich 1) auf die Meynung, daſs die Hunde, welchen der Wurm genommen, nie raſend, ſondern nur ſtilltoll würden, und daſs 2) ſolchen Hunden, wenn ſie dennoch raſendtoll werden ſollten, der Tollwurm nicht vollſtändig genommen worden, und wieder gewachſen ſey; gegen dieſe Gründe beruft ſich das Obercollegium Sanitatis mit männlichem Ernſt auf die eingeſchickten Erfahrungen unbefangener, in officio ſtehender Männer ſowohl im Königreich ſelbſt, als auch in namhaften fremden Ländern. Ob nun das abergläubiſche, mehr ſchädliche als nützliche, Tollwurmſchneiden endlich in königl. Preuſſiſchen Ländern wieder abgeſchafft werden wird, mag die Zeit lehren. Hr. *P.* verſpricht das zur Verhütung des Tollwerdens der Hunde und der ſchädlichen Folgen

des

des Bisses derselben vom Obercollegio sanitatis entworfene Edict, sobald es die allerhöchste Approbation erhalten, in *extenso*, im entgegen gesetzten Fall aber doch auszugsweise im nächsten Stück abdrucken zu lassen, damit alsdann das Publicum doch einigen Nutzen daraus ziehen und sehen möge, dass es nicht die Schuld des O. C. S. gewesen, wenn in dieser für den Staat und die Menschheit so wichtigen Sache nicht schon mehr geschehen ist. II. *Promemoria über die möglichst beste und gründlichste Bestimmung und Festsetzung der Begriffe in Ertheilung medicinischer Responsorien über zweifelhafte Gemüthszustände — beym königl. Obercollegio medico eingereicht — im Jul. 1763 von — Mohsen.* Dieser nützliche Aufsatz ist nicht wohl eines Auszugs fähig, aber sein Inhalt und sein Zweck ist so wichtig, dass es der Menschheit Nutzen und der Arzneywissenschaft Ehre bringen würde, wenn irgend ein philosophischer Arzt dieses Bruchstück bestimmter und umständlicher ausführte. III. *Ueber die Natur und Beschaffenheit der s. g. Franzosenkrankheit* von — *Heim.* Ein Aufsatz, der schon 1782 dem Obercollegio Sanitatis übergeben wurde. Also nicht *Graumann*, sondern *Heim*, ist der erste Urheber dieser Abstellung eines alten Vorurtheils. Unser Vf. behauptet gegen G., dass Wasserblasen nicht zum Wesen dieses scheinbar kranken Zustandes gehören, er beschreibt diese sogenannten Franzosen sehr treffend, und meynt, Ueberfluss der Fetttheile in der Blutmasse sey die entfernte und eine Schwäche, Zusammenschnürung oder Anstopfung der einhauchenden Gefässe der Brusthaut, nebst einer zu schleimichten Ausdünstung in der Brust, die von jenen Gefässen nicht gänzlich wieder zurückgeführt werden kann, die nächste Ursache derselben. Auch bey den Menschen finde sich etwas dieser Krankheit ähnliches, worüber der Vf. eine eigne Beobachtung anführt, und sich auch auf *Hallers Elem. Physiol. T. III. sect. 8. §. 2* beruft. IV. *Etwas über die sogenannte Gansepest.* Verschiedene kleine Abhandlungen aus dem *Hannöverschen Magazin.* V. *Ueber das oft häufige und plötzliche Schweinesterben.* Ebendaher. VI. *Kurze Uebersicht des Kaiserschnitts und chronologische kurze Anzeige der über diese Operation bis 1790 herausgekommenen Schriften.* — Vom Hn. Prof. C. *Sprengel* in Halle. Sehr gut und nützlich, aber schicklicher für *Wittwers* Archiv etc. VII) *Kurze Anzeigen und Recensionen neuerer Schriften*, es sind ihrer 10. VIII und IX) *Kurze Nachrichten von den Zuchthäusern zu Halberstadt und zu Bautzen.* Die Einrichtung beider ist leider, wie bey allen Strafhäusern, wo man Arbeit zum Haupt-, und moralische Besserung zum Nebenzweck hat. X) *Arret des Parlements zu Nancy — die Erneuerung der Edicte und Vorschriften wegen des Arzneyhandels betreffend.* Der *Anhang* enthält General- und Speciallisten von Getrauten, Gebornen und Gestorbenen in den königl. preussischen Landen.

Koburg, b. Ahl: *Ueber den Scheintod und die gewaltsamen Todesarten überhaupt, nebst den Mitteln zur Wiederbelebung der Verunglückten, und zur Verhütung, dass niemand lebendig begraben werde. Eine Abhandlung.* 1790. 103 S. 8. (6 gr.)

Auch unter dem Titel: Dr. G. *St. Hoffmanns*, Reichsritterschaftl. Arztes im Canton Baunach, *Unterricht, wie man sich bey plötzlichen Krankheiten zu verhalten habe. Zweytes Stück. Vom Scheintod und von den Mitteln, die man bey Ertrunkenen, Ohnmächtigen, Erfrornen, Erstickten und andern dergleichen Verunglückten anzuwenden habe, um ihnen wieder zum Leben zu verhelfen.* 1790.

Diese Abhandlung ist eigentlich nicht fürs Publicum bestimmt; in der Gegend, wo der Vf. als Physikus angestellt ist, sind noch keine landesherrliche Verordnungen über diesen Gegenstand ergangen, und sind auch so leicht keine zu hoffen, daher glaubte er etwas gutes zu thun, wenn er seine Mitbürger von dem unterrichtete, was in andern Ländern längstens mit allgemein gutem Erfolg (?) unternommen wird, und es so veranstaltete, dass ihnen dieser Aufsatz ohne Zwang und ohne die geringsten Kosten in die Hand gegeben werden könnte. In jeder Rücksicht ein lobenswürdiger Entschluss, der um desto mehr öffentlichen Ruhm verdient, weil der Vf. die Vertheilung seiner gemeinnützigen Abhandlungen an die Prediger, Schulmeister, Bader und andere gutdenkende Landleute zur weitern Belehrung ihrer Mitnachbarn auf eigne Kosten besorgt! Diese Volksschrift ist nicht im *Beckerischen* Geschmack abgefasst; der Vf. sagt: das *Noth- und Hülfsbüchlein* habe in seiner Gegend die Sensation noch nicht erregt, welche er davon erwartete, vielleicht weil man es für einen politischen Roman ansieht, welchen der gemeine Mann zu seinem Zeitvertreib liest, und ihn, ohne die Nutzanwendung zu Herzen zu nehmen, wieder vergisst, oder weil die *gelehrtere Klasse des niedern Standes* nicht Ueberzeugung genug darinn findet. Auch Rec. hat hie und da den Nutzen des *Beckerischen* Volksbuchs nicht so gross gefunden, als man ihn weissagte, und in den verschiedenen Stufen der Aufklärung, und selbst auch schon des natürlichen Verstandes der grossen Menge Menschen, die man Volk nennt, die Ursache davon zu finden geglaubt; dies sonst gewiss verdienstvolle Buch scheint nur auf diejenige Stufe calculirt zu seyn, worauf der Theil des Volks steht, der wisbegierig und doch noch kindlich ist; aber der Theil ist in vielen Ländern nicht der gröste, und da jetzt die Lesesucht fast allenthalben hingedrungen ist, wo man lesen gelernt hat, da allenthalben die Fibeln, die Katechismen und die Gesangbücher verneuet werden, so mag das Büchlein mit den Holzschnitten und in dem alten Volkston jetzt wohl kein grosses Publicum mehr finden, wo es den abgezweckten Nutzen stiften könnte. Ueber den Plan und den Vortrag der vor uns liegenden Schrift sagt unser Vf. selbst: *wer das Publicum, für welches ich eigentlich schreibe, nicht kennt, dem kann diese Schrift leicht hier zu weitschweifig und dort zu kurz und unvollständig scheinen, aber die Gründe, weswegen ich eben diesen Plan wählte, kann ich hier nicht anführen.* Neues darf man in dieser Schrift natürlicherweise nicht erwarten, die ertheilten Rathschläge sind die bekannten und erprobten, und deutlich vorgetragen; besonders gefällt Rec. des Vf. Vorsicht, das Aderlassen nur selten und sehr bedingt zur Wiederbelebung vom Scheintod zu empfehlen.

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Conspectus rerum, quae in Pathologia medicinali pertractantur lautatis*

Digitized by Google

simul hujus doctrinae Auctoribus iisque ut plurimum probatissimis. Scripsit in usum Auditorum *J. Chr. G. Junker*, Prof Med. Hallens. Vol. I. 242 S. in 8. 1789. Vol. II. 300 S. 1790. (1 Rthlr.)

Dieses Werk, das durch einen dritten Theil erst vollständig wird, scheint uns zum Compendium der Pathologie sehr zweckmäfsig eingerichtet zu seyn. Es verweilt bey leeren, unfruchtbaren Abstractionen nicht länger, als nöthig ist, um die Terminologie, die jedem Arzt bekannt seyn muss, zu erläutern und Veranlassung zu bekommen, gewisse Gesichtspuncte zu geben. Man sieht, der Vf. eilt, besondere kränkliche Beschaffenheiten und wirkliche Krankheiten aufzuführen. Mehr Bestreben, Gesetze der thierischen Oekonomie im kranken Zustand erfahrungsmäfsig zu entwickeln, nicht nur in Rücksicht ihrer Wirkungsart, sondern auch in Rücksicht ihrer Erscheinung, und Hr. *Juncker* hätte Anspruch auf das Lob, nicht nur die Pathologie von vielem Unnützen befreyet, sondern sie auch mit vielem Guten bereichert zu haben. Bey Angabe der Bücher scheinen uns keine festen Grundsätze befolgt zu seyn, bald fanden wir Vollständigkeit, bald nur die wichtigsten Schriftsteller; oft weder das eine, noch das andere. Doch ist Literatur nicht blofs bey ihm leerer Prunk, und er citirt mehr Hauptschriftsteller mit bestimmter Angabe der Seiten, als Dissertationen, deren aber auch hier noch zu viele bemerkt werden. Beurtheilung des Werthes und charakteristische Bestimmung des Inhalts der Schriften sucht man vergeblich, und weil man so gar keine Spuren davon sieht, so entsteht die Idee, dieses sey des Vf. Sache überhaupt nicht, und werde also auch nicht in den Vorlesungen geleistet werden.

PHILOLOGIE.

MEISSEN, b. Erbstein: *Homeri Iliados Rhapsodia B. sive Liber II.* cum excerptis ex Eustathii Commentariis et Scholiis minoribus in usum scholarum separatim edidit *Joannes Augustus Müller*, A. M. et Ill. scholae Provinc. Misen. Rector. 1790. 140 S. 8.

Mit Vergnügen sehen wir den Fortgang dieser nützlichen Arbeit. Hr. M. hat nicht nur in diesem Buche die Lesarten der Villoisonischen Ausgabe eingerückt, sondern auch am Ende die zur ersten Rhapsodie gehörigen auf zwey Seiten nachgeliefert.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Nürnberg: Abhandlung vom Erbzinsrecht, Handlohn, Zehend und andern damit verbundenen Materien.* 1789. 4½ B. in 8. (5 gr.) Für Anfänger schrieb der Vf., laut der Vorrede. Dennoch wollen wir weder die Unterlassungssünden, noch Unrichtigkeiten, noch manche Verworrenheit im Vortrage, noch das viele Unbestimmte, noch unnöthige Wiederholungen rügen, aber das müssen wir anführen, dass der unbekannte Vf. alles so ohne Autorität nicht nur, sondern ohne Bemerkung irgend eines Statuts oder überhaupt eines Gesetzes und Herkommens hinschreibt, in einer Materie, wo so sehr alles, oder doch das meiste, auf Localgesetze und Gewohnheiten beruhet. Nun ist seine Arbeit nicht einmal für Anfänger brauchbar, und sowohl für diese als für Nichtjuristen, (welche gleichwohl in ihren Aemtern oft recht viel auf eine solche Brochüre bauen,) höchst schädlich; und auch der gebildete Jurist weiss sie nicht zu benutzen, weil der Vf. auch bey an sich vielleicht richtigen, aber offenbar nur auf Localgesetzen und Gewohnheiten und Umständen beruhenden, Abgaben dennoch allgemein spricht. Zur Probe wollen wir nur ein paar Hauptpuncte anführen. Nach S. 14. hat der *Erbzinsherr* in Sachsen, Schwaben, Bayern, Thüringen und Franken, *als solcher* auch die niedere Gerichtsbarkeit über den *Erbzinsmann*! S. 41. §. 83. „Endlich ist auch der *Erbzinsmann* schuldig, „von seinen Früchten den *Zehenden* abzugeben." S. 42. „*Wer* „den Lämmerzehenden hat, *kann* auch den Wollenzehenden fo„dern." §. 53. „Noch ein Recht hat der *Erbzinsherr*, dass er 9) „von dem Erbzinsmann bey seinem Abzug aus dem Lande oder „in andere Herrschaft eine *Nachsteuer* sowohl von beweglich- als „unbeweglichen Gütern, überhaupt von seinem *ganzen Vermögen*, „darunter auch die ausstehenden Schulden gehören, gewöhnlicher„massen von 10. fl. einen Gulden, nach Abzug der Gegenschulden „fodern und erheben kann. Versteht sich, wenn sie verkauft sind, „und das Kaufquantum erlegt worden ist. Davon sind aber die „Lehnstücke, die von den Vorfahren herkommen, befreyet; nicht „aber die erst neuerlich acquirirt worden sind."

VERM. SCHR. *Coburg*, b. Ahl: *Diplomatische Beyträge zur ueisen Gesetzgebung überhaupt, besonders in Rücksicht auf die Polizey.* Auch unter dem Titel: *Sammlung der wichtigsten neuern vaterländischen Gesetze.* 1790. 12 Bogen in 4. (Laut der Unterschrift der kurzen Vorrede von dem *Verfasser des Zurufs an Regenten* etc.) Diese nützliche Sammlung enthält 17 in Extenso abgedruckte Herzogl. Coburgische Rescripte, Patente und Verordnungen: 1) die nöthige Verbesserung des Bauwesens in der Stadt Coburg betreffend 1736; 2) die nicht gestattete *amortizationem bonorum immobilium* 1756. 3) Den von den Aerzten abgefafsten Unterricht, wie man sich bey der rothen Ruhr zu verhalten habe, 1761. 4) Das Vermögen abwesender Personen, und die denselben anfallenden Erbschaften, 1767; 5) den zum Behuf des Zucht- und Arbeitshauses von Collateralerbschaften zu machenden Abzug, 1767; 6) den Pferde-, Rind- und andern Viehhandel in Ansehung der Gewährschaften, 1774; 7) das verbotene gefährliche Dreschen und Flachsbrechen bey Licht, 1782; 8) die Zehendenfreyheit des auf den Brach- und auf zeither wüste gelegenen Feldern erbauten Klees und anderer Futterkräuter, 1785; 9) die Garten-, Feld- und Holzdiebereyen, 1785; 10) das Betteln auf den Strafsen und in den Häusern, 1786; 11) die temporelle Aufhebung des Kleezehends betr. 1787; 12) die Armen- und Sicherheitsanstalten auf dem Lande, 1788; 13) die Errettung verunglückter oder todt scheinender Personen, 1788; 14) die Beerdigung verunglückter Personen; 15) die Gold- und Silberarbeiter und deren Einkauf des Goldes und Silbers, auch anderer Pretiosen, 1789; 16) die, wegen des freyen Commerz zwischen den herzoglichen Häusern Sachsen-Coburg, Saalfeld, Hildburghausen und Meiningen geschlossene Convention, 1790; 17) die Schafhuth, 1790. — Der Anhang besteht aus einem doppelten Verzeichniss vieler theils älterer, theils neuerer Verordnungen von 1555 bis 1789, deren Inhalt nur summarisch angegeben wird. Dieses Verzeichniss konnte um deswillen nicht vollständiger geliefert werden, weil es sich auf lauter vor Augen gehabte Originale oder Abdrücke gründet, wovon gar zu wenige in der herzogl. Coburgischen Kanzeley vorhanden sind, indem dieselben bey den öftern Landestheilungen weggeschafft worden; oder sonst verloren gegangen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6 Auguſt 1791.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in Comm. b. Fritſch: *Miſcellionis Herciſcundi Sciagraphia juris univerſi* in quatuor tabulis theoretico-practica. Cum appendice ſelectiſſimae bibliothecae. In uſum repetitionis in genere et in ſpecie Neoaduocandorum. 1789. 174 S. 8.

Unter allen elenden Producten von dieſer Art vielleicht das elendeſte. Warnen müſſen wir alle arme Sünder, die auf der Univerſität nichts gelernt haben, und ſich, durch den Titel verleitet, mit Hülfe eines ſolchen juriſtiſchen Tröſters durch das Examen bringen, oder auf ihrer praktiſchen Laufbahn im Anfange forthelfen zu können glauben, vor dieſem erbärmlichen Machwerk. Vieles iſt aus Hommels Sceleton genommen; aber das Meiſte und Schlechteſte aus des Vf. eigener ſeichter Kenntniſs. Wir begreifen nicht, wie ein Menſch es wagen konnte, ſolches Zeug drucken zu laſſen. Vier Tabellen: *de juſtitia et jure*, *de jure perſonarum*, *de jure rerum* und *de actionibus* ſollen einen Abriſs der ſämmtlichen Rechte enthalten; ſind aber ſo äuſserſt mager, unvollſtändig und zum Theil unrichtig, daſs ſie gewiſs der unwiſſendſte *Neoadvocandus* beſſer zu liefern im Stande iſt. Nur Einiges zur Probe, ſo wie es uns in die Hand fällt, woraus man zugleich die ſchöne Latinität des Vf. kennen lernt. S. 6. *Jus canonicum eſt jus admodum miſerabile, praeter paucas in eo contentas materias, ita ut apud proteſtantes paene nihil valeat.* — *Jura communia ſunt ſex: 1) jus civile Rom., 2) jus canonicum, 3) jus germ. publicum, 4) jus germ. privatum, 5) jus germ. criminale, 6) jus feudale.* An eine Claſſification in Staats- und Privatrecht iſt dabey nicht gedacht. Daſs der Vf. auch kritiſiren kann, beweiſet ſein Urtheil vom deutſchen Privatrecht: *Id in academiis noſtris compendiisque ejusdem argumenti tam exigue doceri ſolet, ut haud juri, ſed hiſtoriae potius antiqui juris Germaniae ſimile audiatur.* — Beym *jure publico* erinnert er ſehr weiſe: *Abs eo quodammodo diverſum eſt jus privatum principum.* Von den Theilen des Corp. Jur. iſt bloſs die Anzahl der Bücher und Titel angezeigt. S. 12 ſagt der V. mit vieler Zuverſicht: *Lectis ac perſpectis principiis, quae ex Inſtitutionibus ac Pandectis, cum aliquibus declarationibus atque additionibus, ſequentem in libellum translata; omnia alia hujus argumenti, mihi crede, perfacilia tibi evadent.* S. 18. heiſst es: *Jus publicum eſt, quod ad ſtatum publicum ſpectat. Alii definiunt: quo perſonae publicae utuntur. Perſona publica eſt: quae certo reſpectu populum repraeſentat: Sic quin imo paſtores et ludimagiſtri a principe conſtituti certo reſpectu perſonae publicae.* — *Jus naturae* und *gentium* ſind bloſs nach röm. Begriffen definirt. S. 22. *Privilegia mere gratuita ſunt tantum revocabilia.* Weiter kein Wort, weder von der Wirkung, noch von der Widerruflichkeit eines Privilegiums. Auch nichts vom *jus ſingulare* und von *Diſpenſatio.* S. 27. *Homines proprii hodie dantur.* Punctum! Unter aller Kritik ſind die Stellen von der väterlichen Gewalt, vom *peculium adventitium* und von der Emancipation. Fehler ſind hier auf Fehler gehäuft; z. B. S. 30. *Peculium adventitium regulare eſt, de quo competit parentibus (hodie in regula, niſi ubi exceptio ſit, ut in Saxonia Elector. etiam matri) uſusfructus.* — *Haec dicta nota bene; magis enim proſunt, quam aliorum ICtorum gerrae Romanae de peculio.* S. 64. *Heredes hodie non amplius ſunt ſui et voluntarii.* S. 72. *SCtum Trebellian. eſt: ut fiduciarius quartam partem hereditatis retinere poſſit.* — Wider Rechtsgeſchichte und Alterthümer äuſsert der Vf. überall einen tödtlichen Haſs; aus Gründen, die bey ihm ſehr begreiflich ſind. — Unter der Rubrik: *Nonnullae regulae juris* ſind einige abgedroſchene juriſtiſche Waidſprüche aufgeſtellt. Am lächerlichſten iſt die beygefügte *ſelectiſſima bibliotheca Neoaduocandorum.* Wir ſetzen nur den Beſchluſs hieher: *Haec minima bibliotheca ſufficiat Neoadvocando. Utinam tamen ut plures dimidiam tantam partem hujusce minimae bibliothecae poſſiderent ac tractarent! Ceterum haud tibi, mi bone Lector! per collectionem horum librorum juſſionem, ſed modo illectationem ad eligendum ſubſtituendumve dediſſe volo.*

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Koppe: Dr. *J. Chriſtian Quiſtorps*, ord. Beyſ. beym Wismar. hoh. Tribunal etc., *Grundſätze des deutſchen peinlichen Rechts.* Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1 Theil, ohne 14 S. Tit. Vorr. u. Inhalt. 1102 S. 2. Th. mit fortlaufenden Seitenzahlen von 1103 bis 1804. und 103 S. Regiſter. 1789. in 8. (4 Rthlr. 18 gr.)

Mehr, als der Vf. in der kurzen Vorrede zu dieſer neuen Auflage ſagt, können wir auch nicht bemerken. Das Werk iſt ſchon gegen zwanzig Jahre im Publicum bekannt, die Einrichtung deſſelben und der Hauptinhalt iſt unverändert geblieben. Hingegen hat der Vf. ſehr viele §. §. berichtiget, vermehrt, und die neueſten Schriften benutzt. Da es ihm aber ſelbſt nicht möglich ſchien, die Stellen ins beſondere anzugeben, ſo wird ſolches von uns noch weniger erwartet werden. Auch bey dem Regiſter ſind hie und da Verbeſſerungen gemacht worden.

SCHWERIN: *Beytrag zu der Rechtstheorie von Erſtattung der Proceſskoſten*, vom Poſtdirector *Hennemann* in Schwerin. 1789. 47 S. 8.

Hr. Prof. *Weber* hatte 1788. eine Abhandlung *über die Proceſskoſten, deren Vergütung und Compenſation* heraus-

Digitized by Google

gegeben, in welcher er behauptete, dafs die Erſtattung der Proceſskoſten nicht als Strafe, ſondern als Entſchädigung zu betrachten, und alſo der unterliegende Theil nur, wenn ihm gar keine Schuld beygemeſſen werden könnte, von der Verbindlichkeit dazu befreyet werden könnte. Vergebens bemühet ſich der Hr. Poſtdirector Hennemann, dieſen Satz zu beſtreiten. Seine Gründe verrathen zwar einen Mann, welcher in den römiſchen Geſetzen kein Fremdling iſt; aber ſie ſind nach unſerm Ermeſſen in der folgenden Schrift hinlänglich widerlegt:

Schwerin, Wismar u. Bützow, in der Bödneriſchen Buchh.: *Ueber die Proceſskoſten, deren Vergütung und Compenſation*, von D. *Adolph Dieterich Weber*, der Rechtsgel. ord. öff. Lehrer und Beyſitzer der Juriſtenfacultät und des Spruchcollegii zu Kiel. Zweyte verm. und verbeſſerte Auflage. 1790. 159 S. 8.

Dieſe neue Auflage unterſcheidet ſich von der erſten vorzüglich durch die darinn aufgenommene Widerlegung der Hennemanniſchen Einwürfe. Dadurch wird ſie auch für diejenigen, welche die erſte Auflage beſitzen, unentbehrlich; zumal da eben dieſe Einwürfe dem Vf. Gelegenheit gegeben haben, den erſten Grund ſeiner Theorie noch feſter zu legen, als es vorher geſchehen war. Ganz recht bemerkt er, dafs ſein Gegner das Wort: *temere* misverſtehe, wenn er einen *Chicaneur* und einen *temere litigantem* für einerley hält, da doch unter dem letztern nur einer, welcher *ohne rechtlichen Grund* proceſſirt, zu verſtehen iſt. Das meiſte Bedenken verurſacht die Frage, was *in §. 5. de fructibus et litium expenſis* unter der *re dubia* gemeynt ſey, weil *de re dubia litigans* mit der Verurtheilung in die Koſten verſchont werden ſoll. Hr. Pr. *Weber* hält nur diejenigen Rechtsfragen für zweifelhaft, weswegen nach §. 9. *C. de Legib.* eine authentiſche Erklärung des Geſetzes einzuholen wäre. Dies iſt der Preuſsiſchen Proceſsordnung gemäſs, nach welcher die Koſtencompenſation wegen ſtreitiger Rechtsfragen nur alsdann ſtatt findet, wenn deshalb bey der Geſetzcommiſſion angefragt worden. Aber in Ländern, wo dergleichen Anfragen nicht eingeführt ſind, muſs wohl derjenige auch von dem leichteſten Verſehen freygeſprochen werden, welcher von zwey entgegengeſetzten Meynungen der Rechtsgelehrten diejenige für ſich hatte, welche bisher in demſelben Gerichtshofe galt, und vielleicht das erſtemal bey Gelegenheit ſeiner Rechtsſache verworfen worden. Solche Rechtsſtreitigkeiten können wohl mit Recht als Unglücksfälle angeſehen werden, wobey ein jeder ſeinen Schaden tragen muſs. Inzwiſchen ſtimmt Rec. dennoch darinn mit dem Vf. überein, dafs es zu Verhütung aller Misbräuche dienlich ſey, zu beſtimmen, dafs der verlierende Theil allemal die Proceſskoſten tragen müſſe, wenn ſich nicht erſt während des Proceſſes Facta aufgeklärt haben, welche der Verlierende vorher nicht wiſſen konnte.

Jena, b. Cröker: *Pauli Riſi ICti Animadverſiones ad criminalem jurisprudentiam pertinentes* una cum nova praefatione ejusdem argumenti et b. ill. *Heimburgii* ICti Ordinarii Diſſertatione de furto armato. Denuo edidit *Jo. Chr. Fiſcherus*. Editio tertia emendatior et auctior. 1790. 116 S. 8.

Die zweyte Ausgabe hat auch Hr. Commercienrath *Fiſcher* zu Jena im J. 1770 beſorgt. Die Abhandlung ſelbſt oder die erſte Ausgabe iſt in lateiniſcher Sprache in Italien zuerſt erſchienen, und hat den Präſidenten des Gerichtshofs zu Mayland zum Verfaſſer. Wer durch dieſen neuen Abdruck auf den Inhalt des Originals begierig gemacht wird, den verweiſen wir auf Hn. O. H. G. Aſſeſſor *Schott* zu Leipzig unparteyiſche Critik I Band S. 714. Was den Herausgeber und Vorredner zu dieſer neuen Ausgabe veranlaſst haben mag, iſt Rec. unbekannt. Wer die zweyte Ausgabe oder gar das ſeltene Original ſelbſt beſitzt, den wird freylich die Vorrede des dem Publicum ſonſt ſchon bekannten Hn. Commercienraths eben ſo wenig, als die *Heimburgiſche* unſers Wiſſens eben nicht ſo ſeltene Streitſchrift, deren Verbindung mit dem *Riſiſchen* Werk wir nicht einſehen, zum Ankauf dieſes Meſsproducts veranlaſſen.

Frankfurt u. Mainz, b. Varrentrapp und Wittwe: *Joh. H. Chriſtian von Selchow*, Hſſtl. Heſſ. Geh. Raths, Kanzlers der Univ. Marburg, *Neue Rechtsfälle*, enthaltend *Gutachten und Entſcheidungen, vorzüglich aus dem deutſchen Staats- und Privatrecht*, Dritter Band. 1789. 348 S. und 8 S. Tit. u. Vorr. in 4.

I. *Kurzgefaſste Darlegung der Urſachen, aus welchen S. d. r. R. Landgrafen zu Heſſen-Caſſel H. D. den vom verſtorbenen Hn. Grafen Philipp Ernſt beſeſſnen Theil der Grafſchaft Schaumburg als eröffnetes Lehn H. dero Hſſtl. Hauſes zu betrachten ſich berechtiget glauben.* In der Vorrede verantwortet ſich der Vf. a) gegen den Vorwurf, dafs er wider ſeine bisherige öffentliche Behauptung: die Ehe eines Reichsſtandes mit einer Fraulein aus einem altadelichen Hauſe ſey keine Miſsheurath, nun das Gegentheil vertheidige; b) dagegen, dafs Hr. Rath *Ledderhoſe* in Caſſel nach den Göttingiſchen Gel. Anzeigen Autor, und c) dafs ſeine Schrift ſchon in der Preuſsiſchen Urkundenſammlung enthalten ſey. — Bey dem erſten Puncte wird wohl mancher Gelehrter nicht einerley Meynung mit dem Vf. ſeyn, wenigſtens würde Rec. ſeine öffentlich behauptete Meynung über die Miſsheirathen überhaupt unberührt gelaſſen, und ſeine gegenwärtige Vertheidigung bloſs auf den Umſtand, dafs die Frau Gräfin nicht aus altadelichem Geſchlechte ſey, eingeſchränkt haben. Auch hätte Hr. *v. S.* die Autorſchaft vindiciren können, ohne den Seitenblick auf die Jugend und Lehrzeit des Hn. *L.*, wenn anders dieſer nicht ſelbſt ſich als Autor ausgegeben hat. Der Fall ſelbſt iſt hinlänglich bekannt. Die abgehandelte Hauptrechtsfrage wird aber noch lange für und wider beſtritten werden, weswegen zu wünſchen wäre, dafs ſie durch ein Reichsgeſetz entſchieden, und bey deſſen Abfaſſung vorzüglich auf Gründe der Vernunft und der Staatsklugheit Rückſicht genommen würde. Ob übrigens Heſſen Caſſel dieſe Sache, da ſie einen Streit zwiſchen dem Lehnherrn und Vaſallen über ein Heſſiſches Lehen betraf, nicht vor ſeine *pares curiae* hätte ziehen können? und ob auf der andern Seite der Umſtand nicht von groſsem Gewichte ſey, dafs der alte Adel ſo-

gar

Digitized by Google

gar zu Kurfürſtenthümern gelangen könne? — II. Aus Gelegenheit eines Schäfereyſtreits in dem Reichsdorfe Sulzbach: daſs Erläuterungen und zugemuthete im weſentlichen unbedeutende Zuſätze nicht das Recht geben, von einem angenommenen Vergleiche zurückzugehen. III. Einige Fragen gut und kurz beantwortet, in Betreff der Erbfolge in Erbbeſtandgütern aus Gelegenheit des herrſchaftlichen Gaſthofs zum Trauben in Darmſtadt. IV. Ueber den Kartoffel-, Mayſaamen- Rüben- Weiskraut- Kleezehenden; die Eigenſchaft einiger fürſtlicher Conceſſionen für Saarbrücken; in wie fern von Polizeyanſtalten appellirt werden könne? daſs Städte auf Mittheilung der Landſteuerrechnung antragen können. V. *Prioritatsurthel der Gläubiger der Herrn Generalieutenants von Stein; ein merkwürdiger* (?) *Beytrag zum Reichsritterſchaftlichen Schuldenweſen.* Daſs ſowohl der Cridarius als die übrigen Perſonen hier namentlich angeführt werden, wird wohl nicht jedermann billigen, wenigſtens thun die Namen nichts zur Sache des Rechts, und iſt daher die Weglaſſung derſelben, wie öfters ſchon von Juriſten geſchehen iſt, wirklich zu loben. — Die Entſcheidung wider Hn. Hofr. *Tritſchler* in Stutgardt, daſs derſelbe wegen ſeiner von dem Gemeinſchuldner ihm aufgetragenen Adminiſtration ſich vor dem *judicio concurſus univerſali* einlaſſen müſſe, daſs alſo für das Concursgericht nicht nur alle Klagen *wider* den *Gemeinſchuldner*, ſondern auch alle Foderungen deſſelben *wider dritte auswärtige Perſonen*, (die nichts bey den Concursſachen, alſo nicht *reconveniendo*, belangt werden,) zu ziehen ſeyen, iſt hier nicht mit hinlänglichen Gründen unterſtützt, vielmehr an ſich beträchtlichen Zweifeln unterworfen. VI. Ueber ein bürgerliches mangelhaftes Familienfideicommiſs. VII. Ein Landesherr kann Unterthanen unter dem Vorwande der Polizey, ungehört keine neue Laſten auflegen, und ein Advocat, welcher gegen ſolche landesherrliche Befehle auf den Weg Rechtens anträgt, kann nicht gefährdet werden; aus Gelegenheit der den Freyſaſſen zu Döllſtadt vom Amt Ehrenbreitſtein angeſonnenen Tag- und Nachtwachen. VIII. Eine dreyjahrige Scheidung zu Tiſch und Bett wegen der Völlerey des Mannes, und der grauſamen Behandlung der Frau in derſelben. IX. Urtheil nach Wertheim über einen Kirchenraub, deſſen ein neuer Einwohner durch neidiſche Bauern mit einer Menge theils unerheblicher, theils gut aufgelöſter, Anzeigen beſchuldiget wurde. Ein ſehr merkwürdiger Fall, recht gründlich behandelt. X. Die Rechte der Ehegatten, welche ihre Wohnung verändern, bleiben unverändert, wenn keine gegenſeitige ausdrückliche oder ſtillſchweigende Erklärung bewieſen werden kann. XI. Ueber die künftige Erbfolge in der Herrſchaft Jever. Ein Gegenſtück zu der Saynhachenburgiſchen — Erbfolge. — Die Ausführung geſchah für den inzwiſchen verſtorbenen Erbgrafen von Bückeburg, und enthält in der Hauptſache ein merkwürdiges Beyſpiel einer durch Verträge beſtimmten Regredienterbſchaft, die Hr. *v. S.* ſonſt der Regel nach für unrecht anſiehet. XII. Ein Streit über eine Schaafhude (Wayde) und Hordenſchlag. XIII. Daſs Juden nicht leicht zur Beſchwörung ihrer Handlungsbücher zuzulaſſen ſeyen. XIV. N. wird zum Reinigungseide, der Klägerin keine Ohrfeige gegeben zu haben, zugelaſſen. XV. Die Verbindlichkeit des Lehenherrns aus bewilgter Verpfändung. XVI. Ueber das Poſſeſſorium einer Kämmereywieſe. — Den weſentlichen Inhalt dieſer Stücke haben wir nicht abgeſchrieben, ſondern meiſtens ausgezogen.

Halle, b. Gebauer: *Compendium juris criminalis Romano-Germanico-forenſis.* 1789. 717 S. in gr. 8.

Wir geben den Plan des ungenannten Vf., (welches nach einigen Nachrichten Hr. Kriegsr. *Paalzow* zu Berlin iſt,) mit ſeinen eigenen Worten, in dem ſogenannten *Prologium:* „Narrando excuſationes, quam ob cauſam numerum compendiorum adaugeo, non licet chartam collutulare. Id quod B. L. exhibeo. eſt ſecundum ſchema a *Nettelbladtio* in ephemeridibus Halenſibus ductum elaboratum, et lectores reperient quaedam, quae, niſi fallor, in caeteris compendiis fruſtra quaeſierint, quamvis, me judice, ſcitu neceſſaria ſint, et ad eſſentialia compendii mihi pertinere videantur. (Rec. hätte gewünſcht, daſs der Vf., um die Wahrheit dieſer Angabe prüfen zu können, ins Detail gegangen wäre.) Ne caeteroquin ingratus videar, en nomina autorum, quibus praecipue uſus, et quos ita ſecutus ſum, ut ipſa nonnumquam eorum verba, ſi mutandi cauſa non eſſet, retinuerim. Sunt *Jo. Sam. Fr. Böhmer, Joſ. Leon. Bannitza, Jo. Rud. Engau, Jo. Chr. Koch, Chr. Fr. Ge. Meiſter, Jo. Chr. Quiſtorp, J. L. (E.) Püttmann, Zach. Richter, Ern. Chr. Weſtphalus,* (warum *hier allein* nicht Weſtphal, ſondern eine römiſche Endung?) et inprimis *Dan. Nettelbladt*, praeceptor venerabilis. Dieſes Buch, welches ſchon darum zu Vorleſungen unbrauchbar ſeyn dürfte, weil es theils zu groſs, theils zu wenig in dem Geſchmack unſrer Zeit, in welcher man einen philoſophiſchrichtigen Plan bey einem Handbuch des peinlichen Rechts zu erwarten berechtiget iſt, abgefaſst iſt, hat zwar einen voranſtehenden Couſpectus, oder wie ihn Hr. P. nennt: *Index*, aber — welches bey einem ſo dickleibigen Product auffallen muſs — nicht einmal ein Realregiſter erhalten. Auf die: *Praecognita jurisprudentiae criminalis R. G. forenſis* folgt: *Jurisprudentia criminalis generalis*, I. *de delictis*, II. *de Delinquentibus*, III. *de poteſtate civili criminali.* — *Jurisprudentia criminalis Specialis* begreift nachſtehende Gegenſtände: I. *de delictis privatis in genere*, II. *de delictis publicis*, III. *de extraordinariis Criminalibus*, IV. *de delictis, quae jus Germanicum vindicat*, V. *de delictis certis perſonis propriis*, VI. *de delictis eccleſiaſticis.* Endlich macht: *Jurisprudentia practica criminalis*, wo I. *doctrinae generales de negotiis cauſas criminales concernentibus*, II. *de ipſis ſingulis negotiis C. C. C.* III. *Theoria doctrinae de proceſſu criminali* vorkommen, den Beſchluſs.

Dieſer buntſcheckigte, verwirrte, römiſchdeutſche Plan mag unſer obengefalltes Urtheil, daſs dieſes Handbuch um einige Jahrzehende zu ſpät komme, rechtfertigen. Das Religionsſyſtem unſers Vf. kann man am beſten aus Tit. 2. de haereſi, infidelitate et ſchismate S. 536 ff. kennen lernen, wo er ſich alſo herausläſst: (Er ſpricht vorhin von der Religion der Griechen und Römer, der Juden, der Mohammedaner.) „*Chriſtiani*

Digitized by Google

non *melioribus rationibus subnixi* expectant, ut credamus, Deum ex tribus diversis substantiis compositum esse, de quibus uno exit et altera generata est, Deum peccati unius hominis causa omnes homines, qui de eo non participarunt, punire — naturam hominis esse corruptam — unam ex tribus Dei substantiis se reliquis immolasse, hanc expiationem vero ea morositate hujus singularis Dei tantum paucis hominibus electis utilem esse, quamvis nullus homo animadvertere possit, quod hac expiatione primi peccati facta mortem, morbos errores et peccata non ita grassentur quam antea, etsi omnes hae imperfectiones peccato originali adscribuntur, de quo Deum expiatum esse voluit, et corruptae naturae, quam in integrum restitutam esse contendunt. *Omnes* religiones fruuntur *eadem* autoritate et tyrannide intuitu conscientiae, bonorum et actionum hominum. Haec autoritas vero non venit ex earum probalitate aut verisimilitudine, dum impossibile est, ut omnes hae res pari gradu probabiles et verisimiles forent; *adipiscuntur* ergo *autoritatem* suam *e praejudicio;* itemque *dolo et calliditate sacerdotum*, qui educationem juventutis occupant ad hanc *in fabulis absurdis et nocivis* demergendam u. s. w." So sehr Rec. für wahre Toleranz gegen Andersdenkende in der Religion, so sehr er für Pressfreyheit ist: so wenig kann er doch ein solches Urtheil gut heissen, und freut sich nur darüber, dass unsers aufgeklärten Anonymi Religionsbekenntniss in lateinischer Sprache und in einem Buch, worinn man dasselbe nicht leicht suchen wird, welches auch, wie wir beynahe voraussagen könnten, keinen grossen Absatz finden dürfte, abgedruckt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nürnberg* u. *Altorf*, b. Monath und Kussler; *Gespräche über Universitäten überhaupt, und über die Frage: Ist jede mittelmässige Universität kameralistisch-unnütz? besonders.* — Von *Jo. Chph. König*, Prof. zu Altorf. 1790. 68 S. (5 gr.) Die Frage sollte eigentlich gar nicht aufgeworfen werden: *Wie viel bringen hohe Schulen dem Lande, worinn sie sind, an baarem Gelde ein?* Ihr höchster Zweck ist Cultur der Wissenschaften und Ausbildung der edleren Stände zu den Aemtern des Staats. Wird dieser Zweck möglichst vollkommen und an vielen erreicht, so ists unter der Würde des Staatsmanns und des Menschen, den Werth der Schulen nicht darnach, sondern vielmehr und hauptsächlich kameralistisch zu beurtheilen.

Indessen sey es entfernt, Hn. *K.* einen Vorwurf darüber zu machen, dass er gerade diese Frage, die wir verwerflich gefunden haben, zu beantworten unternommen hat. Es scheint, dass *Alter-Politiker*, der Universität des Landes, worinn er lebt, durch ihr kameralistisches Raisonnement schädlich oder gefährlich geworden sind. Solchen konnte nicht besser begegnet werden, als indem man ihnen zeigte, dass der ganze Calcul, wodurch sie die Universität als geldfressend vorstellen wollten, falsch sey. Einem solchen falschen Politiker musste erstlich bedeutet werden, dass seine arithmetischen und kameralistischen Grundsätze an sich auf einen Gegenstand angewendet worden, der ganz andere Absichten hatte, und grossen Nutzen für das Land leisten konnte, wenn er gleich *am Gelde* mehr kostete, als einbrachte. Der Staat muss in Rücksicht auf Schulen eben so edel, wie ein guter Vater, denken, der mit dem Lehrer seiner Familie höchst zufrieden ist, wenn er diese gut unterweiset und erziehet, gewiss aber nicht erwartet, dass der Lehrer des Principals Vermögenszustand, woraus er bezahlet wird, durch neue Revenüen vermehren solle. Zweytens konnte es aber nicht schaden, zugleich durch wirkliche Data zu beweisen, dass die mittelmässigste Universität, neben dem wichtigeren, was sie leistet und hauptsächlich leisten soll, auch den Landesrevenüen beträchtliche Vortheile bringe. Viel Geld bleibt durch sie im Lande, das sonst ins Ausland gegangen seyn würde, und viel Geld wird durch Ausländer hereingezogen. Wir wollen des Vf. Rechnung, nach ihren einzelnen Datis, hier mittheilen, weil man hiernach den Zustand einer mittelmässigen Universität beurtheilen, und überhaupt davon einen Gebrauch in der Geschichte der Universitäten machen kann. Ungeachtet er selbst kein Individuum nennt, so ist es dennoch evident, dass *Altorf* diejenige Universität sey, von der er redet, und aus deren Geschichte alle Angaben hergenommen sind.

Die *Universität Altorf* steht nun bis 1790, seit 167 Jahren. Von diesem Zeitraume vergleicht der Vf. das *Einkommen* und die *Ausgaben* auf folgende Art:

I. *Einkommen*, oder was durch die Universität *im Lande* erhalten oder durch Ausländer *gewonnen* worden:

Inscribirte Studiosi belaufen sich nahe an 14000.
Der Vf. nimmt aber die kleinere Zahl 13000.
und rechnet, dass jeder im Durchschnitte 300 fl. verzehrt habe. Thut in 167 Jahren: 3,900000 fl.

Promotionen:

Theol. Fac.	39		
Jurist. —	662	1071; wieder nur die kleinere	
Medic. —	370	Zahl 1000; jede zu 200 fl.:	200000 fl.
Philos. Fac.	435;	aber nur die runde Zahl 400 gerechnet, und 100 Baccalaurei, auch 24 gekrönte Dichter ganz übergangen:	30000 fl.
Schöppenstuhl		jährlich zusammen nur zu	
Auswärtige Med. Praxis		1000 fl. angeschlagen:	167000 fl.
Summa des Gewinns:			4,297000 fl.

II. *Aufwand* oder *Unterhaltungskosten* der Universität:

Jährlich kostet die Universität *Altorf*, und zwar in der *höchsten Summe*: 10,000 fl. — (Stipendiengelder, welche nicht der Staat giebt, sondern Privatfamilien gestiftet haben, bleiben natürlicher Weise ausgeschlossen.) Thut in 167 Jahren: — — 1,670000 fl.

Beide Summen gegen einander verglichen, so bleibt reiner Gewinn, den der Staat durch die Universität erhält: 2,627000 fl.

Andere und wichtigere oder wesentlichere Vortheile, welche Universitäten dem Lande schaffen, erwähnt der Vf. nur kurz, weil es scheint, dass auf diese sein Gegner weniger Rücksicht genommen, oder sie minder in Zweifel gezogen hat. Die Form des Dialogs ist unfehlbar aus keiner andern Ursache gewählt worden, als um über gewisse Dinge mehr *ad hominem* zu reden. Eigene Annehmlichkeiten oder Vorzüge hat der Vf. in dieser Art des Vortrags nicht gezeigt. Für das Kunstlose des Gesprächs ist der Anfang zu kostbar und zu dichterisch. Auch S. 6. fällt der Vf. wieder in eine Bildersprache, die für das übrige nicht passt. Ohnedem wissen wir nicht, wie wir uns das *schwärzeste* Licht vorstellen sollen, das er dem *rosenfarbenen* Lichte entgegen setzt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Auguſt 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Zürich, b. Orell, Geſsner etc.: *Beyträge zur natürlichen und ökonomiſchen Kenntniſs des Königreichs beeder* (beider) *Sicilien*, von *Carl Ulyſſes von Salis von Marſchlins*. Erſtes Bändchen. 1790. 198 S. 8. Zweytes Bändchen. 239 S.

Der erſte Band dieſer Beyträge enthält 1) Beſchreibung einer Reiſe um Sicilien in 10 Briefen. 2) Eine Abhandlung über die erloſchenen Vulkane im Val di Noto in Sicilien vom Commenthur von Dolomieu. 3) Beſchreibung des im Julius 1787 erfolgten Ausbruchs des Aetna durch den Ritter Johann (Joſeph) Gioeni, und endlich einige Auszüge aus Briefen. Man ſieht ſchon aus dieſer Anzeige des Inhalts des erſten Bandes, daſs es des Vf. Abſicht iſt, uns nicht ſowohl ſeine eigene Bemerkungen über Neapel und Sicilien, als vielmehr ein Magazin zu liefern, worin er die neueſten, beſten ausländiſchen Schriften über dieſe Länder überſetzt mittheilen will. Dieſes Unternehmen hat unſern ganzen Beyfall, beſonders da unſer Vf. im Stande iſt, nach eigener Anſicht dieſer Länder, die Nachrichten jener Schriften bald zu ergänzen und zu berichtigen, bald zu erläutern und für unſer Publikum lesbarer zu machen. Nur wünſchten wir, daſs er in der Fortſetzung, zu der er uns Hoffnung macht, etwas mehr auf den Stil ſehen möge. Seine Sprache iſt höchſt incorrect, oft unedel, und wimmelt von Provinzialismen, ſo z. B. *das Geländ, Erdſchlipf, einen für weiſs nicht was anſehen, man gewahret, ein Rys, ein Geſtein, ſich einem abſcheulichen Neſte anvertrauen.* S. 100. *Was kann man prächtiges aus ſo einer Wurſt machen?* und hier iſt die Rede von dem Tempel zu Segeſta, der 72 Fuſs breit und 177 lang ſeyn ſoll. Rec. begreift es nicht, wie es möglich iſt, bey Meiſterſtücken der alten Kunſt, bey Tempelruinen an eine *Wurſt* zu denken. S. 137 heiſst es: „das Verhältniſs des Herrn zum Bauer(n) iſt nun ſo, daſs er, „*anſtatt anderemal* ſein Vater zu ſeyn, als welcher er „auch geehrt und gefürchtet wurde, er nun ſein Tyrann „iſt." Aehnliche Stellen kommen mehr vor, die hinlänglich beweiſen, wie angelegentlich das Studium der deutſchen Sprache dem Vf. zu empfehlen iſt, ehe er aufs Neue als Schriftſteller auftritt.

Dieſs abgerechnet, ſo hat Rec. die Beyträge des Vf. mit Vergnügen und Nutzen geleſen. Die Beſchreibung ſeiner eigenen Reiſe durch Sicilien enthält die wenigſten neuen Nachrichten. Er entſchuldiget ſich auch gleich im Anfange deswegen, da er zu ſchnell die Reiſe machen muſste. Indeſs erkennet man durchaus in ihm einen Mann, der mit gehörigen Kenntniſſen und richtigem Blick, politiſche und ökonomiſche Gegenſtände zu beurtheilen, und den Fleck anzuzeigen im Stande iſt, wo irrige Grundſätze, Unkenntniſs, Misbrauch, Tyranney der Baronen, Trägheit der Einwohner u. ſ. w. am mehreſten Nachtheil bringen und Vortheil entfernen. — Von Meſſina, von der die beiden erſten Briefe vom J. 1788 datirt ſind, ſagt der Vf. unter andern S. 9: daſs Se. Majeſtät geſinnt ſeyn ſoll, Meſſina zu einem Freyhafen zu erklären. Freyhafen aber war Meſſina ſchon ſeit 1695, nur hatten die Meſſineſen durch verſchiedene Umſtände einen groſsen Theil ihrer Privilegien verloren, und dieſe wiederherzuſtellen und zu erweitern, war damals des Königs Wille, den er jetzt bereits erfüllt hat. S. 29 ſagt der Vf. bey Beſchreibung ſeiner kleinen Excurſion nach Calabrien, nachdem er vorher den Druck der Baronen treffend geſchildert hatte: „es ſey mit Calabrien „ſo weit gekommen, daſs, wenn der König nicht ernſtlich darauf bedacht iſt, dem Uebel zu ſteuren, dieſs „ſchöne und fruchtbare Land bald zur Einöde werden „werde." Daran möchte Rec. zweifeln; denn bey alle dem Drucke, und ſelbſt nach den verwüſtenden Erdbeben iſt in dem letzten Jahrhunderte Calabriens Volksmenge um 200,000 Seelen vermehrt worden. (*Bartels* Briefe 1. Th. S. 430. 2te Aufl.) Ueberhaupt kann man von einem Lande, das gegenwärtig noch mehr als 2800 Menſchen auf jede Quadratmeile rechnet, wohl itzt noch nicht befürchten, daſs es zur Einöde werde. S. 59. ſagt der Vf. am Ende ſeiner Aetnareiſe: „Ich habe Ihnen über„all von den drey Regionen geſprochen; im Vertrauen „ſey es ihnen alſo geſagt, daſs dieſe dreyfache Abthei„lung im Grunde eine poetiſche Erfindung iſt, und daſs „ſich die angebaute waldigte und unfruchtbare Gegend „ſo in einander vermiſchen, daſs man denſelben gewiſs „nicht eine ſo kennbare Grenze auszeichnen kann." Was Hr. v. Salis damit hat ſagen wollen, ſieht Rec. nicht ein; nicht zu gedenken, daſs in dem ganzen Satze ein Widerſpruch liegt, ſo wird es ja wohl kein Menſch erwartet haben, daſs von der Natur hier *genaue* Grenzen den drey Regionen geſteckt worden ſeyn, und es nicht verlangen, daſs, wenn er z. B. einen Baum oder etwas Kraut in der unfruchtbaren Region entdeckt, man darum dieſe Namen ändern ſolle. Die untere Region iſt die angebaute; da, wo der Wald am ſtärkſten iſt, die waldigte, und wo das nicht mehr iſt, die unfruchtbare. S. 68. Im Symethus findet man nicht, wie der Vf. ſagt, *Ambra*, ſondern Bernſtein. Bis auf das, was vom Ritter Gioeni geſagt wird, ſind die Nachrichten von Catanien nicht ſehr reichhaltig und äuſserſt flüchtig hingeſchrieben. S. 80 wird von der *halsbrechenden* Geſchichte des Hn. *Alphäus* und der ſpröden Arethuſa geſprochen, und S. 83 *irrig* geſagt, daſs der Fluſs *Anapus* auf beiden

Digitized by Google

Seiten mit der Papyruspflanze beſetzt ſey. Sie wächſt nicht im Anapus ſelbſt, ſondern in einem kleinen Nebenfluſſe, der von der Quelle *Pisma*, die vordem *Cyane* hieſs, ſein Waſſer erhält. Irrig hält Hr. *v. S.* dieſe Quelle für den Urſprung des Anapus; er entſpringt in den Syracuſaniſchen Gebirgen. Was von der Verfertigung des alten egyptiſchen Papiers durch Hn. *von Landolina* geſagt wird, iſt richtig. Rec., der ſelbſt in der Werkſtatt dieſes ſchätzbaren Mannes war, wird zu einer andern Zeit weitläuftiger darüber reden. Die Nachrichten von Girgenti ſind unbedeutend, ſo wie es Rec. auch die folgenden Nachrichten von Trapani bis nach Palermo zu ſeyn ſcheinen. Die beſten Bemerkungen, die uns wenigſtens am mehreſten befriedigt haben, ſind im zehnten Briefe, wo beſonders das, was der Vf. über Siciliens Produkte und über die Baronalgewalt geſagt hat, ſehr leſenswürdig iſt

Die beiden überſetzten Abhandlungen von *Dolomieu* und *Gioeni*, die ohnedieſs ſachkundigen Männern hinlänglich bekannt ſind, brauchen nur bloſs angezeigt zu werden. Wahrſcheinlich wird Hr. v. S., der S. 195 alle Schriften des Hn. Gioeni über die Vulkane zu überſetzen und zu commentiren verſpricht, das neulich herausgekommene wichtige Werk deſſelben, *Saggio di Litologia veſuviana*, Napoli, 1790, nicht überſehen.

Der zweyte Band der Beyträge des Hn. v. S. enthält eine Beſchreibung des im J. 1783 erfolgten Erdbebens in Calabrien, und des Abbate Fortis, bis itzt ungedruckte Beſchreibung einer Reiſe nach den Inſeln Ponza, Ventotiene und St. Stephan überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. Was die erſte Beſchreibung von Calabrien betrifft, ſo geſteht Rec., daſs er, obgleich er gröſstentheils alle Schriften kennt, die darüber heraus ſind, dennoch manche neue, intereſſante Nachricht bey dem Vf. gefunden, und ſeinen Fleiſs und Scharfſinn bey Benutzung ſeiner Vorgänger bewundert habe. Uebrigens glauben wir, daſs es nicht hinreichend iſt, die Schriften, die benutzt worden ſind, *anfangs* zu nennen, wie Hr. v. S. gethan hat, und hernach weiter ihren Namen ſelbſt auch dann nicht anzuführen, wenn ganze Seiten von ihnen entlehnt und überſetzt werden, ſondern nothwendig iſts bey jeder merkwürdigen, einem Andern nacherzählten Sache, und beſonders bey ſtatiſtiſchen Datis und Wetterbeobachtungen, jedesmal ſeinen Autor zu citiren, damit der Leſer ſogleich wiſſe, bey wem er deswegen nachzuſehen habe. Hier wiſſen wir es faſt nie, ob er oder ein Anderer rede. Die Beſchreibung iſt in 5 Abſchnitte getheilt. Im erſten wird vom topographiſch phyſiſchen Zuſtande des jenſeitigen Calabriens geredet, bey dem ſich zugleich eine Karte befindet, die wir für entlehnt aus der *Iſtoria de' Fenomeni del Tremoto poſta in luce dalla Real Accademia*, (Nap. 1784. Fol.) halten; wenn gleich der Vf. dieſes Buch gar nicht angeführt hat, weil es, wie er ſagt, ſchlechterdings unbrauchbar iſt. Wir ſind hierinn nicht ganz mit dem Vf. einſtimmig, und müſsten uns ſehr irren, wenn auch er, vielleicht ohne es zu wiſſen, nicht manche Nachricht aus demſelben geſchöpft hätte. Uebrigens iſt in dieſem Artikel zur ökonomiſch natürlichen Beſchreibung Calabriens ſehr viel Wichtiges zuſammengetragen, worauf wir aber den Leſer verweiſen müſſen. 2ter Abſchnitt: Vom Erdbeben ſelbſt und ſeinen Wirkungen aufs jenſeitige Calabrien. 3ter Abſchn.: Vorkehrungen, der Provinz wieder aufzuhelfen. So ſchätzbar dieſe Nachrichten im Ganzen ſind, ſo hätten wir doch gewünſcht, daſs der Vf. zuweilen den Italienern nicht alles auf ihr Wort geglaubt hätte, beſonders wenn ihre Nachrichten mit ſo vielem Lobe der Regierung und des Königs ausgeſchmückt ſind; gar zu deutlich iſt es nur oft bey den italiäniſchen Schriftſtellern über dieſe Materie, daſs ſie nicht *ſine ira et ſtudio* ſchrieben. Zwey Karten ſind dieſem Abſchnitte beygefügt. 4ter Abſchn.: Von den Urſachen des Erdbebens. Hr. v. S. führt die verſchiedenen Meynungen eines Vivenzio, Dolomieu und Hamilton an, und tritt der des Ritter Hamilton bey, daſs vulkaniſche Materie die Urſache der erfolgten Erderſchütterungen geweſen ſey. Im 5ten Abſchnitt endlich folgen Nachrichten über die itzige Bevölkerung in Calabria ultra, aus Vivenzio, nebſt Wetterbeobachtungen, Anzeigen der verſchiedenen Erdſtöſse, Nachrichten über die dortigen Geldſorten und über Maaſs und Gewicht. Mit des Abbate Fortis Beſchreibung hat Hr. v. S. dem Publicum ein angenehmes Geſchenk gemacht; auch hat er zur Bequemlichkeit der Leſer die Nachrichten eines Dolomieu und Hamilton über die ponziſchen Inſeln unter den Text geſetzt. *Ventotiene* iſt die *Pandataria* der Alten, und hat 3¼ Millie im Umkreiſe. Hirſekorn gedeihet dort nicht, und der Wein iſt ſchlecht. Gutes Brunnenwaſſer hat die Inſel nicht, aber 3 ſalzigte Quellen. An einigen Stellen iſt das Ufer wenigſtens 80 Fuſs hoch, faſt perpendicular abgeſchnitten, und beſteht aus Lagen von Lapillo, die ſich gegen das Meer neigen, wellenförmig ſind, und zu dreyen malen durch Bänder eines ziegelrothen Eiſenthones durchſchnitten werden. Man erkennt noch deutlich den Hauptſtrom der ausgefloſſenen Lava. Die Lava iſt voller Hohlungen, und nur hin und wieder baſaltartig dicht. Die poröſe Lava gleicht dem *lapis molaris* der Alten, den ſie von Bolſena zogen, vollkommen, ſo wie ſie auch dem Mühlſtein vom Rheinſtrome ähnlich iſt. Das Vorgebirge *dell' Arco* iſt der erhabenſte Theil der Inſel, hat zum wenigſten 300 Fuſs Höhe, ſtellt einen majeſtätiſchen Kegel dar, und iſt an ſeinem Fuſse mit Ueberbleibſeln prachtiger Ruinen bedeckt. Hin und wieder ſieht man ſandartige Rinden mit Kalk vermiſcht, die die Form von Baumrinden annehmen und Muſcheln enthalten; doch möchte der Vf. dieſe nicht für einen Satz des Meeres halten, der Ventotiene nach ſeiner vulkaniſchen Entſetzung bedeckt hätte. — *Santo Steffano* hat ungefähr 1 Millie im Umkreiſe, und iſt wahrſcheinlich nie bewohnt geweſen. Dolomieu nennt dieſe kleine Inſel einen noch faſt unveränderten Vulcan. — Die Inſel *Ponza*, von der uns Hr. v. S. eben ſo, wie von der Inſel Ventotiene, einen kleinen Umriſs geliefert hat, iſt 30 Millie von Ventotiene entfernt, und nach dem Ritter *v. Hamilton* beynahe 5 Millien lang, und nirgends über ½ Millie breit. Sie iſt eben ſo, wie die beiden andern, vulcaniſchen Urſprungs. Von dem noch übrigen beiden ponziſchen Inſeln *Palmarola* und *Zannone* (i. Hamilton und Dolomieu) ſagt Hr. Fortis nichts. Die Reſultate, die der Vf. der Ueberſetzung aus dieſer Beſchrei-

Digitized by Google

Beſchreibung gezogen hat, zeigen, ſo wie die Ueberſetzung ſelbſt, und die erläuternden Anmerkungen einen ſachkundigen Mann, der ſich beſſer auf die Vulcane, als auf die deutſche Sprache verſteht. Selbſt die nachſichtigſte Kritik kann Fehler der Art: man will einigen Kindern das Fiſcherhandwerk *lernen* S. 190, und Nachläſſigkeiten, wie die S. 197: ich will ſie nicht zu geſchwind für einen Satz des Meeres *halten*, der Ventotiene nach ſeiner vulkaniſchen Entſetzung bedeckt hätte, *ausgeben*," nicht ungerügt laſſen. Von Druckfehlern wimmelt überdieſs das ganze Werk.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Robinſons: *A ſimple ſtory.* In four Volumes, by Mrs. *Inchbald.* 1791. in 8.

Die Vf. dieſes ſchönen Romans iſt durch verſchiedene mit vielem Beyfall aufgenommene Theaterſtücke in ihrem Vaterlande bekannt, und würklich hat ihr Umgang mit der dramatiſchen Muſe auf dieſe Compoſition einen merklichen, im Ganzen ſehr vortheilhaften, Einfluſs gehabt. Ihre Charaktere haben den ſteifen Schnitt nicht, den die meiſten engliſchen Schriftſteller in dieſer Gattung, zumal die weiblichen, ihren Helden zu geben pflegen; die Eigenheit derſelben iſt weniger local, und eben darum durch die Gruppen, die ſie bilden, gleicher und ſchöner verbreitet; ihre Heldinnen ſind keine Prüden, ihre Helden ſind *mehr* als Romanenliebhaber, und das Talent der *Miſtreſs I.* iſt weit über die platten komiſchen Karrikaturen erhaben, mit welchen wir ſo manchen herzbrechenden engliſchen Roman verbrämt finden. Gehen wir in der Vergleichung weiter, ſo erkennen wir hier eine gedrängtere Handlung; treffendere und wahrhaft theatraliſche Situationen, die aus den feinſten Details hervorgehen, und daher nichts mit der Gattung Fremdartiges haben; die Art von edlerer feingemiſchter Rührung, welche dem weiblichen *Herzen* vorzüglich zukommen ſollte, aber in den Werken der weiblichen *Phantaſie*, wenn ſie ſo zu ſagen *ex profeſſo* wirkt, vielleicht durch eine Conſequenz des Schickſals ſich ſo ſelten erhält; jene höhere Moralität der Kunſt, die eben, weil ſie nie auf Koſten der Grazie erzielt wird, ihre Wirkung auf die edlere Menſchheit nie verfehlt, und die ſtrenge, allumfaſſende Lehre der Nothwendigkeit in ſanften, aber tiefen Bildern ausdrückt: lauter Eigenſchaften, welche der Mrs. I. eine ſehr beſtimmte, ungetheilte Stelle unter ihren in England ſo zahlreichen Rivalinnen geben. Das ſtolzere Bewuſstſeyn dieſer Eigenſchaften berechtigte ſie auch, in ihrer Charakterzeichnung, ihrer Anordnung der Begebenheiten und dem wechſelſeitigen Zuſammenhang zwiſchen beiden, willkührlicher zu Werke zu gehen, als es die trägen Bedürfniſſe der Romanleſer eigentlich erfodern; und es iſt nicht zu läugnen, daſs ſie ihre Charaktere auf gewiſſe gefährliche Spitzen ſtellt, wo die Beſtimmung deſſen, was ſie, nach ihrer Anlage, zu thun oder zu laſſen haben, lediglich von dem Ausſchlag ihrer Erfinderin abhängen muſs: eine Kriſis in Werken der Imagination, welcher freylich das Genie ganz beſonders ausgeſetzt iſt; in der aber der Dichter ſehr leicht die allgemeine Uebereinſtimmung mit ſeinen Ideen auf das Spiel ſetzt. Dieſen poetiſchen Deſpotismus, an deſſen Ausübung vielleicht das Geſchlecht der Vf. mit Theil haben mochte, erkennt man in dem überraſchenden Sprung über einen Zeitraum von ſiebenzehn Jahren zwiſchen dem zweyten und dritten Theile, einem Sprung, durch welchen die zwey hervorſtechendſten männlichen Charaktere die weſentlichſten Modificatioeen erfahren, und die Heldin der zwey erſten Theile durch ihre Tochter auf immer abgelöſt wird. Auch haben engliſche Kritiker ſich gegen dieſe Eigenmacht aufgelehnt, und beſonders den Schluſs für höchſt übereilt erklärt, der doch mit der ganzen vorigen Anlage nichts widerſprechendes hat, vielmehr von dem ſchönen Charakterzug des Helden, des *Lord Elmwood*, augenſcheinlich hergeleitet iſt, und die ſtörrigen *Reviewers*'s nur um des Beyſpiels willen, das freylich für die Geſetze der Kritik gefährlich werden könnte, erſchreckt haben mag. Nicht weniger kühn hätten ſie nach dieſen Grundſatzen die vortreffliche Schluſsſcene des zweyten Theils finden können, wo Ms. I. die Situation ihrer Perſonen auf das höchſte geſpannt, und den Knoten nur durch die überraſchendſte Wendung eines Charakters zerſchnitten hat. Es ſcheint übrigens Verlegenheit um einen paſſenden Titel geweſen zu ſeyn, was die Ms. I. zu dem hier gewählten beſtimmt, der dieſe Geſchichte, die an mehreren Stellen durch ziemlich romanhafte Glückswechſel und Zufälle vorrückt, von dieſer Seite wenigſtens nicht vor andern Romanen bezeichnen dürfte. Einige Nachläſſigkeiten in der Sprache ſind der Ms. I. von den engliſchen Journaliſten vorgeworfen worden; aber dafür haben ſie nicht unterlaſſen, über den trüben Schatten von eigner Perſonalität, der in ihrer Vorrede verbreitet iſt, ihr die aufmunterndſten Galanterieen zu ſagen. Uns deucht, daſs auch hier ein ſicheres Bewuſstſeyn des Verdienſts und der hinreiſsenden Macht ihrer Compoſition mitwirken muſste, um durch den in der Vorrede ausgedrückten Unmuth, durch die traurige Verſicherung, daſs die Dichterin keine andere Muſen kenne, als die Noth und den Zwang, einen ſo unglücklich vorbereitenden Eindruck auf die Seele ihrer Leſer zu wagen. Und ſollte das ſchmerzliche gedrückte Gefühl, das ſich in dieſer Vorrede offenbaret, nicht ſehr genau mit dem genialiſchen Gepräge zuſammenhängen, das dieſes Werk vor ſo vielen weiblichen Verſuchen in der Schriftſtellerey auszeichnet? Sollte es nicht der natürliche Klang des weiblichen Genies ſeyn, dem eine Arbeit dieſer Art ſchwerlich gelungen wäre, wenn es nicht rein genug geblieben wäre, um ſeine Bahn in dieſen öffentlichen Expoſitionen verfehlt zu wiſſen?

Wir erfahren, daſs zu *Leipzig* im *Heinſiuſſiſchen* Verlag eine Ueberſetzung von dieſem Roman ebenfalls von der Hand einer Dame erſcheinen wird; um ſo weniger darf alſo ſeinen künftigen deutſchen Leſern durch einen Auszug vorgegriffen werden, und wir begnügen uns, unter den wenigen Stellen, die aus dem Zuſammenhang geriſſen werden dürfen, eine zur Probe auszuſuchen.

In einer engliſchen Theeconverſation, wobey gegenwärtig ſind *Dorriforth*, ein katholiſcher Prieſter, *Miſs Milner*, ſeine Mündel, *Miſtreſs Horton*, eine alte

Digitized by Google

Dame, in deren Haus er wohnt, und *Miſs Woodley*, ihre Nichte, ein auſserſt gutherziges, argloſes Mädchen von etwa dreyſsig Jahren, überraſcht nach einem kleinen Scharmützel von Witz zwiſchen dem Vormund und der Mündel; erſterer die Miſs Milner mit der Frage: „Und Sie glauben wirklich nicht, daſs Sie ſchön „ſind?"

„Nach meiner eigenen Meynung würd' ich's faſt „glauben; aber in gewiſſem Betracht habe ich etwas „von Euch Katholiken; ich *glaube* nicht aus meinem eigenen Verſtande, ſondern aus dem, was andere Leute „mir ſagen."

„So laſſen Sie das auch zum Beweis dienen, erwiederte Dorriforth, daſs, was wir lehren, Wahrheit iſt; „denn Sie würden ſich betrogen finden, wenn ſie nicht „Menſchen trauen wollten, die es beſſer wiſſen, als „Sie. — Aber meine beſte Miſs Milner, wir wollen „lieber einen andern Gegenſtand nehmen, und dieſen „nie wieder berühren. Ich getraue mir zu ſagen, daſs „unſere Meynungen über eine einzige Sache verſchieden ſind, und dieſe Verſchiedenheit, hoffe ich, ſoll „ſich niemals weiter erſtrecken. Darum laſſen Sie nie „zwiſchen uns die Religion genannt werden, und ſo, „wie ich beſchloſſen habe, *Sie* nie zu verfolgen, ſo „ſeyn Sie mitleidig, und zur Erwiederung verfolgen Sie „nicht *mich*."

„Miſs Milner blickte mit Erſtaunen, daſs eine ſo „leicht hingeworfene Sache ſo ernſthaft aufgenommen „werden konnte. Im Herzen der guten Miſs Woodley „gieng ein kurzes Gebet vor, der Himmel möchte ihrer „jungen Freundin die unwillkührliche Sünde der Unwiſſenheit vergeben; und Miſtreſs Horton, die ſich „nicht beobachtet glaubte, ſchlug das Kreuz über ihre „Stirne, um der Anſteckung ketzeriſcher Meynungen „vorzubauen. Zufalliger Weiſe bemerkte Miſs Milner „dieſe fromme Ceremonie, und zeigte eine ſo ſichtbare „Neigung, in ein lautes Gelächter auszubrechen, daſs die „gute Frau vom Haus ihren Unwillen nicht langer zurückhalten konnte, und ausrief: Gott vergebe Ihnen! — „aber mit einem Ton, deſſen Strenge gegen den Begriff, „den die Worte mit ſich führten, ſo abſtach, daſs der „der Gegenſtand ihres Zorns nun gezwungen war, ſich „der Begierde zu lachen, frey zu überlaſſen, die ſie vorher zu erſticken ſich bemüht hatte; und ohne länger „unter dem Kampfe der Zurückhaltung zu leiden, lieſs „ſie ihrer Laune den Lauf, und lachte mit einer ſo ungezähmten Freyheit, daſs bald alles das Zimmer verlieſs, die zartgeſinnte Miſs Woodley ausgenommen, „welche Zeugin ihrer Thorheit blieb."

„Meine gute Miſs Woodley — ſagte endlich Miſs „Milner, nachdem ſie ſich wieder geſammelt hatte — „ich fürchte, Sie werden mir nicht vergeben."

„Nein, ich werde wahrlich nicht! — erwiederte „Miſs Woodley."

„Aber wie unwichtig, wie ſchwach, wie unbedeutend ſind *Worte* im Leben! Blicke und Geberden allein „ſind es, die reden. Miſs Woodley mit ihrem liebreichen Geſicht und ihren milden Tönen, ſagte ſie, würde nicht vergeben, und ihr Sinn war einzig Verzeihung. Miſtreſs Horton mit wütender Stimme und Mine, bat den Himmel, der Sünderin zu vergeben, und „ihr Gebet ſagte deutlich, daſs ſie ſie aller Gnade unwerth hielt."

Die feine und zarte Charakteriſtik, welche auch in der angeführten Stelle wahrgenommen werden kann, iſt ein vorzügliches Verdienſt der Mrs. Inchbald, ein Verdienſt, durch welches ſie um den Beyfall der Romanfreunde mit *Miſs Burney* wenigſtens zu wetteifern berechtigt ſeyn würde, wenn man zumal der Sündfluth von Thränen, welche über die Romane der letztern gefloſſen ſind, einige nicht unweſentliche Vorwürfe entgegenſetzen wollte, die ſie durch die unedle Uebertreibung ihrer komiſchen Charaktere und den Mangel an Individualität in ihren ernſthaften auf ſich geladen hat. Aber freylich würde es der Kritik ſchwer werden, ſich gegen die *Thränen* eine Parthey zu machen; und ſelbſt der Hauptvorwurf, der die Miſs Burney trifft, der weichlichen Verwöhnung, welche unter den Leſern von Romanen ganz vorzüglich herrſcht, geſchmeichelt zu haben, würde der Aufnahme des weniger geſchmeidigen Genius ihrer Nebenbuhlerin nicht von der beſten Vorbedeutung ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCH. *Berlin*, b. Schöne: *Vorbereitung zur Naturgeſchichte für Liebhaber.* Von dem Pflanzenreiche. 1790. 90 S. in 8. (6 gr.) Nach einer kurzen Einleitung wird in der erſten Abtheilung von den Vegetationstheilen, als der Wurzel und dem Nahrungsſafte, dem Stamme und den Aeſten, den Blättern und von dem Nutzen der Pflanzen; in der zweyten Abtheilung aber von den Befruchtungstheilen gehandelt. Darauf folgen die Klaſſen der Pflanzen und Beyſpiele, wie man bey Unterſuchung einer Pflanze verfahren ſoll. Im Anhange wird gezeigt, daſs Gewächſe aus einem Lande in das andere wandern, und es folgt etwas von der Geſchichte des Tabaks, des Kaffees und des Thees. Der Vf. nennt dieſe kleine Schrift ſelbſt einen bloſsen Verſuch, hingeworfen in Erholungsſtunden von ernſthaften Geſchäften, und beruft ſich gegen die etwanigen Recenſenten auf die allgemeine Freyheit der ſchreibenden und leſenden Welt. Wer wird die auch heben wollen? Und wenn die mehrſten Liebhaber der Botanik dieſe Sachen ſchon wiſſen, oder doch in den mehrſten Anleitungen zur Botanik finden, ſo leſen die Anfänger ſie in einem neuen Buche vielleicht lieber zum zweytenmale, als in einem ältern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Auguſt 1791.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buiſſon: *Memoires ſecrets ſur les regnes de Louis XIV et de Louis XV*; par feu M. *Duclos*, de l'Acad franç., Hiſtoriogr. de Fr. etc. 1791. T. I, 284 S. (auſser 2 B. Vorb. d. Herausg., Notizen v. d. Leben u. d. Schriften d. Vf. u. ſeiner Vorr.); T. II, 571 S. (mit Einſchl. eines Reg. über beide Th.) 8. (2 Rthlr. 14 gr.)

Duclos gehört zu den Männern, deren Verdienſt weniger blendet, als im Stillen nützt. In ſeinem Charakter lag viel Adel und Stärke, ſo gern und lang er auch den Umgang mit der groſsen Welt genoſs. Selbſt in dieſer für die Moralität ſo gefährlichen Sphäre blieb er ein wahrer Freund, ein muthvoller Vertheidiger der Wahrheit, ein eifriger Beförderer des unterdrückten oder zurückgeſetzten Verdienſtes, und ein biederer Mann. Mit ſo viel Energie in ſich ſelbſt und mit der Gabe, nach geprüften Grundſätzen ſcharfſichtig zu beobachten, las, ſammelte und ſchrieb er, zwar nicht für ſeine Zeitgenoſſen, weil er ſich eben ſo wenig durch Freymüthigkeit unglücklich machen, als durch Schmeicheley erniedrigen wollte — aber doch zunächſt für ihre Söhne, um dieſen durch baldige Verwaltung ſtrenger hiſtoriſchen Gerechtigkeit den Spiegel vorzuhalten. So entſtanden die vorliegenden Mémoiren, die mit dem ſchon bekannten Stempel ſeiner Anhänglichkeit an die Wahrheit und an das Gute faſt auf jeder Seite ſo deutlich bezeichnet ſind, daſs man ſie, wäre auch nicht ſeine Originalhandſchrift, zu jedermanns Einſicht, und zur Vergleichung mit dem *unveränderten* Abdruck, in der Verlagshandlung niedergelegt, dennoch für ſein Werk anerkennen würden.

Seine Quellen und Hülfsmittel waren Geſandtſchaftsrelationen, Miniſterialurkunden; Umgang mit vielen der wichtigſten Theilhaber an den Geſchäften und ihrer vertrauteſten Dienerſchaft, (auf deren Zeugniſs, da ſie meiſtens eben ſo, wie ihre Herren gebildet, und ganz in der Nähe zu beobachten im Stande ſey, er groſses Gewicht legt;) nähere Bekanntſchaft mit mehrern Perſonen, die in ſeiner Erzählung auftreten; Mémoiren. Unter den letztern benutzte er, ſo gut es damals möglich war, die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon; aber er brauchte ſie mit Selbſtprüfung, Auswahl und Geſchmack, mit der ſo nöthigen Behutſamkeit gegen die *manie ducale* und andere Eingenommenheiten des Herzogs, mit Zurechtweiſung aus handſchriftlichen Aufſätzen von andern gut unterrichteten und nicht ſo leidenſchaftlichen Männern. Auſser dieſer allgemeinen Angabe ſeiner Quellen verſpricht er noch eine beſondere bey günſtigern Zeiten und Umſtänden; allein ehe dieſe kamen, war er ſchon (1772) nach dem Ausdruck eines damaligen Journaliſten, ohne Geräuſch und Aufſehen aus dieſer Welt hinausgeſchlüpft, und ſein Verſprechen iſt unerfüllt geblieben.

Sein Plan umfaſst keineswegs den weiten Umfang einer allgemeinen Regierungsgeſchichte; dieſe, meynt er, ſey nicht *eines* Mannes Werk, indem vielmehr jeder ihrer Hauptgegenſtände eine beſondere Behandlung von einem Kenner dieſes Fachs verdiene: Menſchen und Sitten ſind ſein Gegenſtand. Und auch über dieſen verſpricht ſeine Beſcheidenheit nicht ſowohl eine förmliche Geſchichte, als nur Stoff zu künftiger Bearbeitung. Je ſeltener eine ſolche Beſcheidenheit, und je ſeltener es iſt, mehr geleiſtet als verſprochen zu ſehen, deſto höher ſteigt auch dadurch die Achtung gegen dieſen literariſchen Nachlaſs eines Mannes, deſſen Selbſtſtändigkeit den beiden auf dem Titel genannten Klippen ſo glücklich entgehen konnte. Um ſo viel lieber rechnet man ſein ſchätzbares Werk, in welchem er dem Nachdenken und der Empfindung ſo viele Nahrung giebt, weil er ſelbſt dabey ſo hell gedacht und ſo tief empfunden hat, zu den Producten der Freymüthigkeit, durch welche die Geſchichte bedeutenden Zuwachs und wahren Gewinn erhält.

Gleich auf der erſten Seite liefert Hr. *D.* zu der ſo vielfältig beſchriebenen *Geſchichte der letzten Jahre Ludwigs XIV* einen ſehr intereſſanten Beytrag. In ſeiner Kindheit, die in den unglücklichen Zeitraum des ſpaniſchen Erbfolgekriegs fällt, ſah er mit Gewalt ausgehobene Recruten wie Miſſethäter an Ketten fortſchleppen. Und um dem Monarchen dieſe Abſcheulichkeiten zu verheelen, wurde ihm eine Rotte gut bezahlter Schurken vorgeführt, die im Namen eines ganzen Volks den Eid ablegten. — Die verworrene Geſchichte der Conſtitution Unigenitus, in ihrer engen Verflechtung mit dem Molinismus u. Janſenismus, läſst der Vf. aus einem mit Einſicht gefaſsten Standorte ungleich heller als gewöhnlich überſchauen, ſo daſs ſie auch hier ungleich wichtiger als gewöhnlich erſcheint. — In den hierauf anſchlieſsenden Details von Ludwigs XIV letzter Krankheit und Tode, wo der Vf. nicht Griffets verfälſchter oder verſtümmelter Erzählung, ſondern genauern Memoiren und bewährten Augenzeugen gefolgt zu ſeyn verſichert, befindet ſich manches anders dargeſtellt, und mancher neue Zuſatz. Von den Jeſuiten unterſcheidet er ſich hauptſächlich dadurch, daſs er die von Tellier weggeſtrichene Anekdote von des ſterbenden Monarchen aufrichtigem Wunſche nach Unterredung und Ausſöhnung mit dem Cardinal von Noailles wiederherſtellt; daſs er auch dabey eine andere einſchaltet, die auf den Charakter der Frau von Maintenon kein

Digitized by Google

vortheilhaftes Licht zu werfen scheint. Sie soll nemlich, bey ihrer Entfernung, auf die Worte des Königs: „*ce „qui me console de vous quitter, c'est l'esperance que nous „nous rejoindrons bientôt dans l'eternite*" — so ziemlich im Ton der Wittwe Scarron erwiedert haben: „*voyez le ren„dez vous qu'il donne! cet homme là n'a jamais aimé que „lui.*" Als seinen Gewährsmann für diese Anekdote nennt Hr. D. den ersten Hofapotheker, Boldue, der es selbst gehört haben wolle, obgleich mit einigem Mistrauen, weil überhaupt die Fr. v. M. bey der königlichen Dienerschaft nicht beliebt gewesen sey. Sowohl in diesem sehr lehrreichen Stücke, als auch in der darauf folgenden Uebersicht der Geschichte und des Charakters eines Königs, *der das Unglück hatte, bis zum letzten Augenblicke seines Lebens gelobt zu werden*, — vorzüglich hier weht ein hoher Geist ächter Freymüthigkeit, die in einer Fülle von kühnen und starken Gedanken, in einer männlich schönen Sprache so redet, wie sie, ohne das Band des Bürgers zu vergessen, für den Menschen reden darf und muss.

In der Geschichte der *Regentschaft* berührt der Vf. auch des Regenten in einer Aufwallung von Gutmüthigkeit aufgegriffenen Gedanken von einer Wiederherstellung des Edicts von Nantes. Nur wäre zu wünschen, dass er dabey nicht eine Theorie von der bürgerlichen Toleranz möchte aufgestellt haben, die an sich eben so wenig consequent, als seiner hellern Einsicht in andern Stücken würdig ist. Bürgerrechte giebt er den Protestanten, auch Hausgottesdienst und Schutz gegen Verfolgung; allein er spricht ihnen zugleich Urtheil, das er allen Secten spricht, das Urtheil der Gleichgültigkeit, der Zurücksetzung, der Verachtung; er giebt sich nur den Schein des Erhalters, um langsam und empfindlich zu vernichten. — Ueber die Verschwörung gegen den Regenten in Bretagne verglich Hr. D. die Untersuchungsacten mit mündlichen Aufschlüssen von einigen der Commissarien und der im Bildniss Verurtheilten: diese Vergleichung überzeugt ihn, wie schlecht der Verschwörungsplan organisirt gewesen sey. „*Viele*," sagt er, „*wussten gar „nicht, worauf es ankam, stimmten auch nicht zusammen. „Dass eine Revolution vor sich gehen sollte, nur dieses dach„ten sich die meisten, und nur dazu versprachen sie eben so „unbestimmt ihre Beywirkung. Nicht wenige gaben ihr „Wort oder ihre Unterschrift von sich, ohne weiter in die ge„ringste Untersuchung einzugehen.*" Andere gestanden dem Vf. „*une folie*" — wie er es nennt — die an sich ihm unglaublich vorgekommen seyn würde, hätte sie nicht die Aussage der Ducheſſe du Maine bestätigt. „*Sie hatten „sich nemlich Hoffnung gemacht, den jungen König auf ei„ner Reise nach Rambouillet aufzuheben, ihn nach Bretagne „zu bringen, und von dort aus dem Regenten Gesetze vor„zuschreiben.*" Auf diese Art fand Hr. D. indem er den Gang dieses Unternehmens verfolgte: „*dass mancher Bre„tagner mit eingeflochten war, der nicht einmal den Na„men einer Ducheſſe du Maine hatte nennen hören. Uebri„gens,*" setzt er noch hinzu: „*on ne pouvoit se defendre „de la compassion pour certains complices — quand on con„sideroit leur peu de valeur personelle.*" Sollte nicht dies alles ein reichhaltiger Text zum Commentiren, Paralelisiren u. s. w. seyn? Freylich möchte dabey manches Missverständniss, mancher Missgriff mit unterlaufen.

Das *Ministerium des Herzogs von Bourbon* schliesst sich hier, ganz neu, mit einer Abschiedsscene, die nur deswegen erwähnt werden darf, weil man daraus sieht, wie ehrenvoll die wohlverdiente Dame Bertelot de Prie, auch eine von Frankreichs allmächtigen Beherrscherinnen, den Schauplatz der grossen Welt verliess.

Von der *Staatsverwaltung* des Cardinals *Fleury* giebt uns Hr. D. einen *Umriss*, der sehr bedauern lässt, dass ihn die Hand des Meisters unausgeführt gelassen hat. Er ist in einer grossen Manier gezeichnet: über die Treue des Gemäldes hätte man erst nach der Vollendung urtheilen können. — Als eine sehr interessante und lehrreiche Episode hat der Vf. viel neues oder wenig bekanntes von K. Philipp V von Spanien, von seiner häuslichen Lebensart, von seinen Launen und Schwächen, von den besondern Umständen seiner Melancholie, aus den Berichten der französischen Ambassadeurs, die als Gesandte eines verwandten Hofs öfters und nähern Zutritt hatten, beygefügt. Nicht nur der philosophische Geschichtschreiber, sondern auch der Arzt und der Psycholog werden hier einen reichen Stoff zum Nachdenken finden, wenn sie diese einzelnen Züge, die eben erst durch die nähere Zusammenstellung ihre volle Bedeutung erhalten, aufmerksam vergleichen wollen.

Hier brach der Vf. ab, und erlaubte sich einen unvorbereiteten Uebergang auf die Bearbeitung desjenigen, was ihm noch ganz in frischem Andenken war, auf die *Geschichte der Ursachen des Kriegs von 1756.* „*au plus grand, „au plus malheureux et au plus humiliant evenement de ce „regne.*" Ist gleich dieses Fragment weder so „*neuf à tous egards,*" noch auch so über allen Zweifel erhaben, als es in dem Avertissement, nach französischer Sitte, gepriesen wird: so enthält es doch *manchen* neuen und schätzbaren Aufschluss aus dem reichen Vorrath der Kenntnisse eines Mannes, der von den geheimen Triebfedern des Entstehens und der Verlängerung des siebenjährigen Kriegs, *so weit diese Triebfedern in Frankreich lagen*, sehr gut unterrichtet seyn konnte, und wirklich unterrichtet war. Die angeführte Einschränkung möchte wohl so viel Rücksicht verdienen, dass man sie beym Lesen und beym Gebrauche dieses Bruchstücks nicht leicht aus den Augen verlieren dürfte. Merklich, und eben nicht immer zu seinem Vortheil, verrückt oder verengert sich ihm sein Geschichtskreis, wenn er über Frankreich hinaus am meisten aber, wenn er in Friedrichs grosse Seele zu blicken versucht; dann bemerkt er manches gar nicht, oder nur von der dunkeln Seite. So verschweigt er — um doch nur etwas blos zu *berühren* — bey der Verschickung des Herzogs von Nivernois an den König v. Pr., den seltsamen, oder vielmehr offenbar beleidigenden Antrag von Abtretung der Souverainität über die Insel Tabago, welche Souverainetät Friedrichs Laune sehr richtig mit der Staathalterschaft über die Insel Barataria verglich. So soll (nach II. 405.) bey dem bevorstehenden Bruche zwischen Frankreich und England, der König v. Pr. dem franz. Hofe seinen Beystand mittels einer Diversion durch Einbruch in Böhmen mit 100.000 Mann haben insgeheim anbieten lassen. Gleichwohl gesteht Hr. D. S. 409.

selbst

ſelbſt, daſs man den König wegen ſeiner Anſchlieſsung an England nicht tadeln könne. Allerdings würde aber dieſer Tadel treffen, wenn die Sache ſich wirklich ſo verhielte, wie Hr. *D.* ſie darſtellt; denn in dieſem Falle hätte freylich der König der einen Macht anbieten laſſen, was er zu eben der Zeit einer andern zugeſtand. Man vergleiche hier, zu beſſerer Ueberzeugung, des Königs eigene Erzählung, wie ſie in den Nachgel. Werken (III, 64.) mit Gründen belegt, enthalten iſt. In dieſem Puncte ſcheint alſo Hr. *D.* bloſs franzöſiſchen Staatsmännern, ohne unbefangene Prüfung, gefolgt zu ſeyn. So ſoll ferner der König den Marſchal von Richelieu durch überſpannte Lobeserhebungen berauſcht, und zu der Convention von Kloſter-Seven vermocht haben, um ſich dadurch aus dem Gedränge zu helfen: und doch nennt ſie der König ſelbſt „*cette indigne convention*," die ſeine Sache vollends zerrüttet habe. Ueberhaupt iſt Hr. *D.*, ſeiner Verſicherung ohnerachtet, nichts weniger als gerecht gegen den verewigten König; er ſieht ihn durchaus ſo einſeitig, wie man ihn damals zu ſehen gewohnt war, bloſs in einem Schimmer glänzender Eigenſchaften, ohne allen moraliſchen Werth. So fällt er endlich in der Erzählung von den Abentheuern des Prinzen von Soubiſe auf den gehäſſigen Argwohn von Verrätherey; eine Beſchuldigung, die nicht einmal eine Erwähnung verdiente, wenn ſie nicht auf das ſonſt ſo ſchätzbare Gemälde einen widrigen Schatten würfe.

Ungleich richtiger und ſchärfer ſieht Hr. *D.* in dem, was ihm näher, und zum Theil unter ſeinen Augen geſchah. In vollem Lichte, ohne Schonung enthüllt er die geheimſten Geſinnungen, die verborgenen Cabalen, die das neue Syſtem und die Theilnahme am Kriege in Deutſchland beförderten, jede Maſsregel zum glücklichen Erfolg unmöglich oder fruchtlos machten, und den beſſern Ausweg zur frühern Abſchlieſsung eines heilſamen Friedens noch lange Zeit verſchloſſen. Vorzüglich gilt dieſes von der Situation, da Bernis, der ſchon vorher nichts weniger als *Promoteur* des neuen Syſtem und des Kriegs geweſen war, die Marqu. von Pompadour zum Frieden zu ſtimmen ſucht, aber dadurch nur ſeinen Fall und die Erhöhung ſeines Nachfolgers beſchleunigt. Bernis zeigt ſich hier in ſeinen, obgleich fruchtloſen, Bemühungen, die Ruhe in Europa früher wiederherzuſtellen, offen, gerade, und wirklich groſs und edel; man findet es ſehr wahr, was Friedrich d. E. von ihm ſagt: „*ſes actions imprudentes l'éleverent, ſes vues ſages le perdirent.*" Deſto tiefer ſteht hingegen Stainville, oder von nun an, Choiſeul mit ſeinen ſchleichenden Gegenbemühungen, die Abſichten der Marqu. von Pompadour auf Verlängerung des Kriegs zu befördern, und ſich dadurch auf den Trümmern ſeines Vorgängers zu erheben. Auffallend iſt der Contraſt zwiſchen beiden in Charakter, Grundſätzen und Handeln, faſt unwiderſtehlich der Eindruck, mit dem ſeine Wahrheit ſich aufdringt: und doch hält noch immer etwas die volle Ueberzeugung zurück, bleibt es noch immer zweifelhaft, ob nicht hier dem biedern Duclos, bey Vorliebe oder Eingenommenheit, etwas menſchliches begegnet ſey. Um dem Leſer die Data zu einem ſichern Urtheile darüber zu liefern, müſste weit mehr ausgezogen werden, als ſelbſt der weiteſte Umfang einer Recenſion geſtattet. Es iſt überhaupt unmöglich, aus dieſem Gewirre von Miniſterplanen, Hofintriguen, *noirceurs eccléſiaſtiques*, Maitreſſenſpiel, und perſönlichen Vorurtheilen, Launen, Wünſchen, Erwartungen des vielgeliebten Ludwigs etwas auszuheben, das nur einigermaſsen eine befriedigende Vorſtellung vom Ganzen gäbe: wem man einzelne Räder aus einer Maſchine vorzeigt, der ſieht nur einzelne Räder, nicht die Maſchine ſelbſt. Das anziehende Intereſſe des Ganzen beſteht eben in der genauen Verkettung der Begebenheiten, in dem feſten Gang der Erzählung, in der ernſten, meiſtens mit edlem Unwillen gemiſchten, Ueberſicht.

London: *Les Masques arrachés* ou *Vies privées* de S. E. *Henry Van der-Noot* et *Van Eupen*, de S. E. le *Cardinal de Malines* et de leurs adhérens, par *Jacques le Sueur*, Espion honoraire de la police de Paris, et ci-devant employé du miniſtère de France en qualité de clairvoyant dans les Pays-Bas autrichiens. 1790. T. I. 219 S. T. II. 215 S. 12. (1 Rthlr. 2 gr.)

Brüssel: *Hiſtoire ſecrette et anecdotique de l'Inſurrection Belgique*, ou *Vander-Noot*, *drame hiſtorique en cinq actes* et en proſe, dédié à S. M. le Roi de Bohême et de Hongrie. Traduit du Flamand de Van-Schön-Swaartz, Gantois, par *M. D. P.* Chez les FF. De Vryheid et de Waarheid. 1790. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Ohne ſich durch falſche Schaam zurückhalten zu laſſen, geſteht Rec. offenherzig, daſs er, ſelbſt nach genauer Prüfung, kein ganz beſtimmtes Urtheil über dieſe beiden Schriften zu fällen wagt. Er begnügt ſich mit einigen Bemerkungen, die ſich ihm beym Leſen derſelben aufgedrungen haben.

Wie lächerlich iſt es nicht zum wenigſten, wenn Hr. *Jacques le Sueur* ſich von Van-Eupen, den er, weiſs der Himmel an was für Merkmalen, für einen *Illuminé* erkennt, zu einem *Illuminé* aufnehmen läſst! Beſchlich denn hierbey den Mann mit der eiſernen Stirne keine Ahndung, daſs man ihm ein gewiſſes Buch vor die Augen halten könnte und würde, aus welchem ſeine vorgebliche Einweihung, ſo wie überhaupt das meiſte von dem, was er über Freymaurerey und geheime Verbindungen ſagt oder ſchwatzt, *Wort für Wort abgeſchrieben* iſt? Man vergleiche doch nur ſeinen zweyten Bericht (I. 60 bis 84.) mit dem *Eſſay ſur la Secte des Illumines* S. 84 u. ff.; oder noch lieber mit den Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſetzung dieſes Buchs, unter dem Titel: *Iſt Caglioſtro Chef der Illuminaten?* u. ſ. w. (ſ. A. L. Z. d. J. No. 164.) Man leſe — und was jetzt ſo ſelten geſchieht man überdenke dieſe Anmerkungen von einem Kenner, dem man Dank dafür ſchuldig iſt, daſs er, gewohnt ſeine Thätigkeit im Stillen der Wahrheit und dem Guten zum Opfer zu bringen, dieſes Halbdunkel aufgehellt hat. Auf ſeine Erläuterungen und Berichtigungen mag jeder Leſer verwieſen ſeyn, der die dürftige Compilation eines Jacques le Sueur, aus Unkunde, Unachtſamkeit oder andern Motiven für wahren Aufſchluſs annimmt. Hat man dieſe Vergleichung mit Unbefangenheit angeſtellt,

Digitized by Google

in welchem Lichte mufs nunmehr *der* Schriftsteller erscheinen, der fähig ist, jene für unsere Welt *unglaubliche* Initiation, sey es nun um sein Bändchen zu vergröfsern, oder um mit Kenntnissen zu prahlen, oder auch aus andern tiefer liegenden Motiven, als ein Factum, das ihm selbst begegnet seyn soll, nicht etwa nur ohne Prüfung nachzuerzählen, sondern — man verzeihe die Wiederholung — *buchstäblich abzuschreiben!* Will man *diesem* Manne noch Glauben beymessen, wenn er sich anheischig macht, nur die geheimsten Triebfedern der Begebenheiten aufzudecken, wenn er sogar versichert, *dafs er* es gewesen sey, der diese Triebfedern, just in den entscheidendsten Situationen, zum Vortheil der herrschenden Parteyen spielen liefs? Wird man ihm noch unbedingt *auf sein Wort* glauben wollen, wenn er von den belgischen Aristokraten ein Bild zusammensetzt, von welchem man eben so zurückschaudert, wie vor den Greueln seiner erborgten Initiation? *)

Auf der andern Seite findet man nicht selten treffende Uebereinstimmung mit den Notizen, die man vor der Hand für die bewährtesten halten mufs; richtigen Blick in die Verkettung der Begebenheiten, so gut man sie in der Entfernung aus Bruchstücken zusammenfügen kann; gute Bekanntschaft mit dem Genius der Nation; lebhaften Ausdruck von Achtung für die wenigen Männer, die es wohl am redlichsten mit dem belgischen Bürger gemeynt haben mögen.

Was ist nun des Vf. eigentliche Meynung? Soll wirklich sein bitterer Tadel, sein beifsender Spott, sein gerechter Unwille nur auf *das* fallen, was Tadel, Unwillen und Spott verdient? oder wären etwa seine Aeufserungen von Achtung gegen den Demokratismus und seine Verfechter nichts anders als fortgeführte Ironie? In beiden entgegengesetzten Muthmafsungen bieten sich dem Leser abwechselnd Gründe von gleicher Wichtigkeit und Stärke dar. Indessen, was auch seine Meynung und Absicht seyn mochte, der Würde der Geschichte war er es in jedem Falle schuldig, seiner Redseligkeit weniger Einmischung fremdartiger Dinge, und seiner verdorbenen Einbildungskraft weniger Schildereyen für die grobe Sinnlichkeit zu erlauben.

Dafs bey den anziehenden Gegenständen dieser Schrift eine Dollmetschung ins Deutsche auf dem Fufse nachfolgen würde, war leicht zu vermuthen: was wird nicht übersetzt! und so erschien denn auch zu

Hildburghausen, in Comm. b. Hanisch: *Die abgerissenen Larven* oder das *Privatleben* Sr. Excellenz des Herrn *van der Noot*. Sr. Excellenz des Herrn *van Eupen*, und Sr. Eminenz des Herrn *Kardinals* von *Mecheln* und ihrer Anhänger. Von *Jacob le Sueur*, unbesoldeten(m) Spion der Polizey zu Paris, und ehemals von dem französischen Ministerio angestellten scharfsichtigen Beobachter in den österreichischen Niederlanden. Eine freye Uebersetzung aus dem Französischen. 1791. 8.

Schon dieser Titel verräth so ziemlich die Art und Kunst des Werks; sie entspricht vollkommen der in der Vorrede aufgestellten Theorie: „*eine flüchtige Zeitschrift* wie „*diese*, (deren Inhalt doch wichtig seyn soll,) *mufs* „*auch flüchtig übersetzt werden; denn wenn die Periode* „*der Handlung vorbey ist, behält sie für die Neugier kei-* „*nen Reiz mehr.*" — Mehr darf wohl über diese Dollmetschung nicht gesagt werden, da ihr Vf., laut der Vorrede, alle strengere Beurtheilung dieses seines ersten Versuchs verbeten hat. Eben so schweigt auch die Kritik in Absicht auf die beygefügten Anmerkungen, obgleich manches darüber zu sagen wäre; z. B. darüber, dafs der Uebersetzer äufsert, die Ceremonie bey der oben erwähnten Initiation könnten wohl aus den Eleusinischen Mysterien entlehnt seyn, und doch wie gewöhnlich, Illuminés und Illuminaten verwechselt; welch ein Chaos!

No. 2. unterscheidet sich von No. 1. durch wenig mehr, als durch die dramatische Form. In den Hauptsachen findet man *gröfstentheils* eben die Darstellung, eben die Charakterzeichnung, eben solche starke und kühne Züge; aber auch ähnliche Veranlassungen zu ähnlichen Bedenklichkeiten und Zweifeln. Wer Lust und Mufse hat, mag beide Schriften gegen einander halten, um selbst zu sehen, was diesem sogenannten Drama eigen, oder was ihm mit No. 1., sogar bis auf die Orthographie der Namen auf den Titeln, gemein ist.

Unter den Holzschnitten, die den Schmuck von No. 2. ausmachen, ist doch der Contrast zwischen dem ersten mit der Epigraphe: *Pacis amans*, und dem zweyten mit dem Motto: *Respice finem*, gar zu grell, und für ein unverdorbenes Gefühl empörend.

*) Manche andre falsche Thatsachen wollen wir nicht rügen, z. B. die falsche Nachricht, dafs der König von Preufsen seinen zweyten Prinzen zum Coadjutor in Mainz hätte erheben wollen, und dafs nur des Hn. v. *Bohmer's* Unklugheit die Sache vereitelt habe. Bekanntlich hat der Berliner Hof diese Sage förmlich widersprochen, und sowohl den Kurfürsten als das Domcapitel aufgefodert, frey zu gestehen, ob preufsischer Seits solche Anträge gemacht worden seyn; und Hr. v. *Bohmer* war während der Zeit, als die Wahl betrieben wurde und vor sich ging, (vom Ende des Februars bis zur Mitte des Aprils 1787) nicht einmal zu Mainz, sondern wegen der Bückeburgischen Besitznehmung in Cassel.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Wien*, b. Kurzbeck: *Wunderwerke der christlichen Kirche des zweyten Jahrhunderts.* Zweyter Th. 120 S. v. 1788. Das Buch sollte vielmehr die Aufschrift haben: Etwas aus der Kirchengeschichte des II. Jahrhunderts; denn man findet hier von Päbsten, Ketzern, Schriftstellern, römischen Kaisern noch weit mehr als von Wundern. Wenn der Vf. nicht einige Beyspiele vom Märtyrerrode unter Wunder zählte, so findet man davon eigentlich gar nichts, denn die Geschichte der donnernden Legion giebt er selbst nicht für gewifs aus. Seine Unwissenheit verräth der Vf. zu sehr, wenn er aus Walafrid Strabo beweisen will, der römische Bischof Telesphorus habe zuerst an Weihnachten zwey Messen gelesen; wenn er Sigillaria, wenn er XIII. Calend. Januar. nicht einmal deutsch geben kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 9. Auguſt 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Davis u. Elmſly: *Philoſophical Tranſactions of the Royal Society of London.* Vol. LXXX, For the year 1790. P. I. S. 270. P. II. 635. 4.

Wir eilen, unſern Leſern den Inhalt dieſes Bandes der Schriften einer der vortrefflichſten gelehrten Geſellſchaften mitzutheilen. *W. Herſchel's* Nachricht von den durch ihn entdeckten ſechsten und ſiebenten Trabanten des Saturns, nebſt Bemerkungen über den Bau ſeines Ringes, ſeine Atmoſphäre, ſein Herumdrehen um ſeine Achſe, und ſeine ſphäroidiſche Geſtalt. Der Ring iſt nicht durch mehrere dunkle Streifen ſo abgetheilt, wie er in aſtronomiſchen Schriften gemeiniglich vorgeſtellt wird: bloſs ein einziger, ziemlich beträchtlicher iſt von ihm, und zwar nicht mitten in der Breite des Ringes, ſondern faſt an ſeinem äuſsern Rande bemerkt worden. Derſelbe iſt von der nördlichen Fläche des Ringes nicht, wie die am Jupiter und Saturn bemerkten Streifen, einer Veränderung in Anſehung ſeiner Farbe und Geſtalt unterworfen, ſondern rührt wahrſcheinlich von einer dauernden Einrichtung der Oberfläche des Ringes ſelbſt her. Jedoch kann dieſer dunkle Streif nicht der Schatten von Gebürgen ſeyn, weil er rings um den Ring ſichtbar iſt. Ferner iſt ſehr deutlich, daſs dieſer Streif zwiſchen zwey concentriſchen Cirkeln eingeſchloſſen iſt. Man könnte vielleicht vermuthen, daſs der Ring des Saturns in zwey Theile zertheilt wäre, welche einen Zwiſchenraum zwiſchen ſich hätten, der dieſen dunkeln Streif ausmachte. Wenn ein Stern bey ſeiner Bedeckung vom Saturn durch dieſen Streif ſichtbar wird, ſo würde dieſe Vermuthung über die Natur dieſes Streifes poſitive Gewiſsheit erlangen. — Es laſst ſich zuverläſſig behaupten, daſs der Ring eben ſo feſt und ſubſtantiell ſey, als der Saturn ſelbſt. Denn der Schatten des Saturns iſt auf dem Ringe ſichtbar: und er äuſsert auch in den Bewegungen der Trabanten des Saturns beträchtliche Störungen, welche ohne das Daſeyn einer groſsen Menge von Materie in dem Ringe nicht entſtehen würden. — Das Licht des Ringes iſt glänzender, als das vom Saturn. — Eine der bemerkungswertheſten Eigenſchaften des Ringes iſt ſeine auſſerordentliche Dünne. Hr. *H.* hat die drey erſten, ja ſelbſt den ſechſten und ſiebenten Trabanten vor und hinter dem Ringe auf eine ſolche Art weggehen geſehen, daſs ſie zu vortrefflichen Mikrometern, die Dicke des Ringes zu ſchätzen, dienten. Man nahm ſonſt Ungleichheiten auf der Oberfläche des Ringes an, weil man leuchtende Puncte bemerkte, welche man für Berge hielt: allein *H.* hat gefunden, daſs dergleichen Erſcheinungen meiſtens von den Trabanten herrührten, welche entweder vor oder hinter dem Ringe ſtanden. Und wie groſs müſsten auch ſolche Berge ſeyn, da ſie uns in einer ſo ungeheuern Entfernung ſichtbar ſind? Dieſe leuchtenden Puncte führten indeſſen Hn. *H.* unmerklich auf die wichtige Entdeckung zweyer neuen Trabanten des Saturns, welche bisher wegen ihrer geringen Entfernung vom Saturn, und ihres matten Lichts unbemerkt geblieben waren. Schon einige Jahre vor der Beendigung ſeines 40 füſſigen Reflectors hätte er dieſe Entdeckung machen können, wenn ihn nicht andre Beſchäftigungen hiervon abgezogen hätten. Den 28 Aug. 1789. nahm er den fünften, und am 17. Sept. den ſechſten wahr. Der ſechſte läuft in einem Tage, 8 Stunden, 53′ 9″. um den Saturn herum; ſein Abſtand vom Mittelpuncte des Saturns beträgt 35″, 058; ſein Licht iſt beträchtlich ſtark, doch ſchwächer als das Licht des erſten Trabanten. Der ſiebende Trabante läuft ungefähr in 22 Stunden 40′ 46″ um ſeinen Planeten herum; ſein Abſtand vom Mittelpunkte des Saturns überſteigt nicht 27″ 366. Er iſt ſehr viel kleiner, als der ſechſte, und ſelbſt der 40 füſſige Reflector macht ihn nicht gröſser, als einen ſehr kleinen leuchtenden Punct. Die Bahnen dieſer Trabanten liegen in der Fläche des Ringes, oder weichen wenigſtens ſo wenig von ihr ab, daſs man dieſen Unterſchied nicht bemerken kann. — An dem Saturn ſind ſo, wie am Jupiter, 2. und mit einer 200- 400 maligen Vergröſserung 3 Streifen ſichtbar, welche mit dem Aequator deſſelben parallel laufen, ihre Lage aber gegen einander und gegen den Planeten verändern. Dieſe Veränderungen zeigen von dem Daſeyn eines beträchtlichen dichten Dunſtkreiſes um den Saturn, den man auch durch die ziemlich ſtarke Refraction der Lichtſtrahlen beſonders vom ſiebenten Trabanten darthun kann. Aus dieſen Streifen läſst ſich auch folgern, daſs ſich dieſer Planet um eine Axe herumdrehe, welche ſenkrecht auf dem Ringe aufſteht. Der Saturn iſt, wie Jupiter, Mars, und die Erde an den Polen abgeplattet, und der Aequatorialdurchmeſſer verhält ſich zu dem Polardurchmeſſer, beynahe wie 11: 10. Am Ende hat Herr *H.* auch noch eine Beobachtung von dem Durchgange des Schattens des vierten Planeten durch die Scheibe des Saturns beygefügt.) — 2. *Thom. Bugge* aſtronomiſche Beobachtungen über die Venus und den Mars, um die heliocentriſche Länge und jährliche Bewegung ihrer Knoten, und die gröſste Neigung ihrer Bahnen zu beſtimmen. — (Die heliocentriſche Länge des niederſteigenden Knotens der Venus war den 25 Aug. 1786. um 8 Uhr 39′ = 8 S. 14° 44′ 38″. Die jährliche Bewegung dieſer Knoten = 30′ 37″. Die gröſste Neigung der Bahn dieſes Planeten gegen die Ekliptik = 3° 23′ 38″, 6. Die heliocentriſche Länge von dem aufſteigenden Knoten des Mars = 1 S. 17° 54′ 24″, 2. am 7 Decemb. 20 St. 23′ 29″ 1783. mittler Zeit zu Kopenhagen. Die wahrſcheinlichſte

Digitized by Google

lichſte jährliche Bewegung der Knoten dieſes Planeten = 28″, 2. Die Neigung ſeiner Bahn gegen die Ekliptik = 1° 50′ 56″, 3 — 3-7. *Wilh. Hey.*, *Joh. Franklin*, *F. J. H. Wollaſton*, *B. Hutchinſon*, und *Ed. Pigott* geben von einigen leuchtenden Bogen Nachricht, welche von ihnen zu verſchiedenen Zeiten, beſonders häufig aber im Frühling 1784. beobachtet worden ſind. *Hey* glaubt, daſs dieſe Bogen alle einerley Urſprung haben, und daſs ſie als eine Gattung des Nordlichts angeſehen werden müſſen. Da *Cavallo* gegen dieſe Meynung geweſen iſt, ſo werden ſeine Gründe angeführt und widerlegt. Sie ſind mehrentheils um die Tag- und Nachtgleichen beobachtet worden: ihr Licht iſt weiſs und ſtäte, nicht ſtrahlig: und ihre Richtung von Oſten nach Weſten. *Hey* behauptet daſs ſie in einer niedern Schicht der Atmoſphäre entſtünden, und hierinn von dem Nordlichte unterſchieden wären Da er beide von angehäufter Elektricität in dem Dunſtkreiſe herleitet, ſo wird es ihm auch leicht, die Urſache der Verſchiedenheit der Farbe dieſer leuchtenden Phaenomene, und ihr ſtätes, ruhiges, und wallendes, ſtrahlendes Licht zu erklären. — 8. *W. Auſtin's* Verſuche über die Zergliederung der ſchweren entzündlichen Luft. Dieſe Luft enthält die leichte entzündbare Luft in groſser Menge und, wenn ſie durch den elektriſchen Funken zerſetzt wird, ſo entſteht während der Trennung der leichtern entzündlichen Luft von der ſchwerern keine fixe Luft. Der elektriſche Funke entwickelt aus derſelben eine Subſtanz, welche einige Spuren von Laugenſalz verräth. Diejenige ſchwere entzündliche Luft, durch welche öftere elektriſche Funken gegangen ſind, giebt nicht ſo viele fixe Luft, wenn ſie mit einer beſtimmten Menge dephlogiſtiſirter Luft vermiſcht und verbrannt wird, als wenn dergleichen Luft nicht elektriſirt worden iſt. Der Reſt, welcher nach der Verbrennung der zerſetzten Luft zurückbleibt, iſt überhaupt gröſser, als der Raum, welchen die Luft in ihrem natürlichen Zuſtande einnimmt. — 9. *Abr. Mill's* Beſchreibung der Erdſchichten und des vulcaniſchen Anſehens vom Nordlichen Theile Irrland's und den weſtlich zu Schottland gehörigen Inſeln. Schade, daſs der Vf. keine vollſtändige und ſcientifiſche Beſchreibung hiervon liefern konnte, indem er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, wenig in der Mineralogie bewandert war, als er dieſe Reiſe unternahm. — 10. *Heinr. Cavendiſh* von der Höhe des leuchtenden Bogens, welcher im Febr. 1784. bemerkt worden iſt. Sie war nicht unter 52 engl. Meilen, und nicht über 71. — 11. *Joh. Prieſtley's* Bemerkungen über das Odemholen. Der Vf. behauptete an einem andern Orte, daſs dieſe Verrichtung bloſs in einer Entladung der Lungen vom Phlogiſton beſtehe. Neue Verſuche hatten ihn belehrt, daſs auſser der Abſcheidung des Phlogiſtous zu gleicher Zeit dephlogiſtiſirte Luft, oder der Säure machende Grundſtoff derſelben von den Lungen aufgenommen werde. Es war nun nur noch zu unterſuchen, wie viel von der eingeathmeten dephlogiſtiſirten Luft ins Blut übergehe, und wie viel zur Erzeugung der fixen Luft angewendet werde. Dieſs hat er durch die hier erzälten Verſuche zu beſtimmen geſucht. — 12. *Will. Roy's* Nachricht von den trigonometriſchen Operationen, wodurch die Entfernung zwiſchen den Meridianen der königlichen Sternwarten zu Paris und Greenwich beſtimmt worden iſt. Dieſer weitläuftige Aufſatz, wozu eilf groſse Kupfertafeln gehören, beſchreibt erſtlich den Apparat, wovon beym Abmeſſen der Berichtigungsbaſis in *Romney Marſh* 1787. Gebrauch gemacht worden iſt; dann das groſse Inſtrument, womit die Winkel bey der neuern trigonometriſchen Operation gemeſſen worden ſind, ſowohl im Ganzen, als nach ſeinen einzelnen Theilen. Hierauf werden die Reihen von Triangeln berechnet, welche von Windſor bis nach Dünkirchen gemeſſen worden ſind, und wodurch die Entfernung der angegebenen 2. Meridiane von einander beſtimmt worden iſt. Ein beſonderer Abſchnitt zeigt den Unterſchied zwiſchen den Horizontalwinkeln auf einer Kugel und einem Sphäroid: ein andrer beſchäftiget ſich mit der Beſtimmung der Refraction des Lichts nahe an der Erde etc. Der gebrauchte Winkelmeſſer iſt ein Meiſterſtück der Mechanik ſowohl in Anſehung der Erfindung, als in Anſehung der Ausführung derſelben. Ramsden iſt Verfertiger deſſelben. — 13. Meteorologiſches Journal. Jan. — Dec. 1789. — 14. *Patr. Ruſſell* von dem Tabaxir (Tabaſheer), einem im Orient ſehr berühmt geweſenen Arzneymittel, deſſen Kenntniſs wir durch die Schriften arabiſcher Aerzte erhalten haben. Dieſe ſtimmen darinn mit einander überein, daſs dieſes Mittel ein Product des vom Feuer angegriffenen weiblichen Bambusrohrs ſey. Allein es iſt ſicher, daſs das Feuer nicht zur Hervorbringung des Tabaſheers unumgänglich nothwendig ſey. Man entdeckt es in den Höhlen dieſes Rohres gewöhnlich durch das beym Schütteln deſſelben wahr zu nehmende Klappern. Es iſt von verſchiedener Beſchaffenheit: das beſte iſt von einer blaulich weiſsen Farbe, härter als die übrigen Arten, kann aber doch zwiſchen den Fingern gröblich zerrieben werden, und hat einen ſchwachen ſalzigen Geſchmack. Das andre ſieht aſchgrau, iſt an ſeiner Oberfläche rauh, und weit zerreiblicher, als das vorige, und hat bisweilen einige leichte, ſchwammige Theilchen eingeſprengt. *Rumph* und *Garcias ab Orta* behaupten, daſs das junge Bambusrohr in ſeinen untern Knoten eine Höhle habe, welche ein helles, trinkbares Waſſer enthalte, das bald allmählig verſchwinde, bald zum Tabaxier werde. Auch dieſe Flüſſigkeit fand R.: ſie war von verſchiedener Conſiſtenz; die dickere ſah weiſser aus, als Waſſer; die dünnere konnte vom gemeinen Waſſer wenig unterſchieden werden, doch bisweilen ſpielte ſie ins gräuliche. Sie hatte einen ſchwachſalzigen, etwas zuſammenziehenden Geſchmack, welche nach der Evaporation in der Sonne in Anſehung der erſten Eigenſchaft erhöht, in Anſehung der letztern geſchwächt wurde. Einiges von dieſer Feuchtigkeit war von einer dunklern Farbe, und der Conſiſtenz des Honigs: ein andrer Theil derſelben war völlig weiſs, und meiſtens trocken. Im folgenden wird die chemiſche Zergliederung geliefert werden. — 15. *Gilb. Blane* von der Nardus indica oder Spickenarde. Das unter dieſem Namen eingeſchickte Exemplar iſt nach Joſ. Banks Beſtimmung eine Art des Andropogon, und verſchieden von allen Pflanzen, welche bisher unter dem Namen *Nardus* zu uns gebracht worden ſind. Indeſſen glaubt der Vf. aus folgenden Gründen dieſe Pflanze für die ächte Nardus indica der Alten halten zu können. Denn 1 verbreitete ſie in den wüſten Gegen-

den,

Digitized by Google

den, wo sie gefunden wurde, einen ungemein starken Geruch, wenn sie durch die Elephanten und Pferde zertreten wurde. 2. Zeigen die Nachrichten der Alten, dafs diese Pflanze unter die Gräser gehört habe, weil das Wort arista womit man blofs die Befruchtungswerkzeuge der Gräser bezeichnete, von ihr gebraucht worden ist. 3. Kommt die Beschreibung eines Garcias ab Orta, welcher als Augenzeuge von dieser Pflanze spricht, mit der gegenwärtigen überein. 4. Die gegenwärtige Pflanze übertraf durch ihren Geruch und Geschmack die sehr, welche gewöhnlich für Nard. ind. ausgegeben wird. — 16. *Wilh. Withering* von einigen aufserordentlichen Wirkungen des Blitzes. Diese Wirkungen bestanden darinne, dafs der Blitz, welcher in eine Eiche geschlagen und einen darunter gestandenen Mann getödtet hatte, Quartz geschmolzen, und Sand, welcher nicht mit Kalk gemischt gewesen war, zusammengebacken hatte. — 17. *Eberh. Home* von einem zweyköpfigen Kinde. Auf dem Kopfe eines übrigens wohlgestalteten Kindes war ein zweyter bis auf den Hals völlig gebildeter dergestalt angewachsen, dafs beyder Scheitel mit einander vollkommen zusammenhiengen. Dieser zweyte Kopf zeigte folgende beobachtungswerthe Umstände. Die Augen waren natürlich gebildet, correspondirten aber in ihren Bewegungen nicht den Augen des andern Kopfs. Der untere Kinnbacken war etwas kleiner, als er seyn sollte, aber beweglich. Die Zunge war schmal, flach, und hing, bis auf einen halben Zoll von der Spitze abgerechnet, fest an dem Unterkiefer an. Das Zahnfleisch war, so wie die innere Fläche der Nase und des Mundes, ganz natürlich beschaffen. Die Gesichtsmuskeln besafsen augenscheinliche Bewegungskraft. Brachte man den Finger in den Mund, so zeigte dieser Kopf starke Spuren von Hunger; wenn er an der Mutter Bruft gelegt wurde, so versuchten die Lippen zu saugen u. s. w. Das Kind hatte 2 Jahre bey vollkommener Gesundheit gelebt, als es durch einen Schlangenbifs verwundet umkam. — Die Zergliederung dieses Kindes. — 18. *Joh. Wedgwood* Zergliederung eines Minerals aus Sydney-cove in Südwallis. Er hält es für eine reine Art des Reisbleyes (plumbago). — 19. *Carl Blagden* von der besten Methode, die Accise auf geistige Flüssigkeiten zu reguliren. — Es ist bey den hierüber angestellten Versuchen genaue Rücksicht auf die verschiedenen Grade der Ausdehnung genommen worden, welche destillirtes Wasser, und höchst gereinigter Weingeist (spec. Gew. =, 814. bey 30° Fahrenh.) sowohl einzeln genommen bey verschiedenen Graden der Temperatur, als auch in verschiedenen Verhältnissen mit einander vermischt einnehmen. Destillirtes Wasser, dessen spec. Gewicht bey 32° Fahr. = 10000, wog bey 100° nur, 99404. Höchst gereinigter Weingeist, dessen spec. Gewicht bey 30° Fahrenh. =, 83899 war, wog bey 100° nur, 80548. Eben so sind die veränderten specif. Gewichte der Mischungen von Weingeist, wozu immer von 5 zu 5 Granen destillirtes Wasser so lange, bis die Mengen des Weingeistes und des Wassers einander gleich waren, gemischt wurde, bey den zwischen den beyden angegebenen Puncten des Thermometers inne liegenden Temperaturen in einer Tabelle festgesetzt worden. Im zweiten Theile dieser Abhandlung redet B. von den gewöhnlichen Hydrometern, und den Principien, auf welche bey ihrer Verfertigung Rücksicht genommen wird. — 20. *Joh. Cassles* Beobachtungen über die Zuckerameisen. Diesen Nahmen führen sie wegen ihrer am Zuckerrohre gemachten Verwüstungen. Die 20000 Pfund, welche demjenigen zur Belohnung versprochen worden, der ein Mittel, diese Ameisen zu vertilgen, angeben würde, lockten manche Mitwerber herbey, welche zwar viele Mittel, aber ohne den versprochenen Nutzen, vorschlugen. Diese Ameisen sind von mittlerer Gröfse, einer dunkel rothen Farbe, einer grofsen Beweglichkeit, und unterscheiden sich von den übrigen Ameisen in Grenada durch den sehr sauren Geschmack, welchen sie auf der Zunge verursachen, durch ihre entsetzliche Menge, und durch die Anlegung ihrer Wohnplätze, welche sie an den Wurzeln von einigen nahmhaften Pflanzen und Bäumen, z. B. des Zuckerrohrs, der Linden- Limonien- und Orangenbäume u. s. w. nahmen. Man suchte sie durch Arsenik und ätzenden Queckfilbersublimat, mit thierischen Substanzen vermischt, oder auch mit Feuer zu vertilgen: beydes vergeblich. Nur der Orkan 1780, welcher den übrigen westindischen Inseln so schädlich war, steuerte dieser Plage in etwas, weil er die Nester dieser Ameisen entblöfste, und den häufigen Regengüssen blofs stellte. Hierauf bauet C. einige Vorschläge, diese Ameisen vollends auszurotten. — 21. *Jam. Keir's* Versuche und Beobachtungen über die Auflosung der Metalle in Säuren und ihre Niederschläge, nebst einer Nachricht von einem neuen zusammengesetzten sauern Auflosungsmittel, welches in einigen technischen Operationen der Metallscheidung nützlich ist. Hier kommt nur der Anfang dieser Abhandlung vor, welcher sich zum Theil mit Auseinandersetzung der Wirkungen einer Mischung aus Vitriol- und Salpetersäure bey metallischen Auflösungen beschäftiget, zum Theil die Erscheinungen beschreibt, welche sich beym Niederschlag des Silbers aus der Salpetersäure durchs Eisen und einige andere Substanzen ereignen. Wenn reine und dephlogistisirte Salpeter- und Vitriolsäure vermischt werden, so lofst dieses Gemisch kein Eisen, bey hinzugesetztem Wasser aber, und zwar nach der verschiedenen Menge desselben auf eine ganz verschiedene Weise dieses Metall auf. Diese Zusammensetzung lösst das Silber auf, ohne auf das damit vereinigte Kupfer zu wirken; ist also bey den Manufacturen in Birmingham, welche silberplattirte Kupfergeschirre liefern, von grofsem Nutzen. Anders verhält sich dieses Gemisch wenn die dazu genommenen Sauren phlogistisirt waren. — 22. *Ed. Pigott's* Bestimmung der Längen und Breiten einiger beträchtlichen Plätze am Severnfluss. — 23. *Ad. Crawford's* Versuche und Beobachtungen über die Krebsmaterie und die Luftarten, welche aus animalischen Substanzen durch Distillation und Fäulnifs entwickelt werden, nebst einigen Anmerkungen über die Schwefelleberluft. Krebsmaterie wurde, mit destillirtem Wasser gemischt, in drey Theile getheilt, und der eine mit feuerbeständigen Pflanzenlaugensalze, der andre mit etwas starker Vitriolsäure, und der dritte mit Veilchensyrup verbunden. Durch den ersten Zusatz wurde keine merkliche Veränderung; durch den zweyten eine dunkel braune Farbe und ein heftiges Aufbrausen hervorgebracht;

Digitized by Google

zu gleicher Zeit wurde der besondre Geruch der Krebsmaterie sehr erhöht. Der Veilchensyrup wurde schwach grün gefärbt. Diese Zeichen von Alcalescenz in der Krebsmaterie sind nicht bey allen Kranken gleich stark. Der luftförmige Stoff, welcher sich durch die zur Krebsmaterie hinzugeschüttete Vitriolsäure entwickelte, schien Aehnlichkeit mit der Schwefelleberluft zu haben. Dieses wurde durch angestellte Versuche noch mehr bestätiget. *Cr.* nennt diese luftförmige Flüssigkeit *animalische hepatische Luft*. Von den Producten, welche aus der Verbrennung von gemeiner hep. L. (sulphureous hepatic) mit reiner Luft entstehen. Von der aus animalischen Substanzen durch die Fäulniss entwickelten Luft. Von den Wirkungen, welche dadurch entstehen, wenn frische thierische Substanzen der athmosphärischen, hepatischen und reinen Luft ausgesetzt werden. Die hepatische Luft äussert septische, und in Verbindung mit flüchtigem Laugensalze zerstörende Kräfte. Jede Substanz also, welche die ammoniacalische flüchtige Schwefelleber zersetzt, ohne die krankhafte Wirkung der Gefäfse zu erhöhen, möchte beym Krebse nützliche Dienste leisten. Der Vf. hat gefunden, dafs dephlogistisirte Salzsäure, mit 3 Theilen (dem Gewichte nach) destillirten Wassers vermischt, und in Krebsgeschwüre gebracht, nur sehr wenig Schmerz verursache, den Geruch verbessere, und ein dickeres und besseres Eiter bewirke. Indessen würde bey allzu grofser Reizbarkeit der Geschwüre die Anwendung dieses Mittels schädlich seyn. Auch innerlich scheint die dephlogistisirte Salzsäure als ein kräftiges Gegenmittel gegen vegetabilische und thierische Gifte gebraucht werden zu können. Der Braunstein mufs aber alsdenn von Bley und andern fremden schädlichen Metallen vorher befreyt seyn. — 24. *W. Herschel* von den Trabanten des Saturns und der Rotation seines Ringes um eine Axe. Im vorhergehenden Aufsatze hat der Vf. gezeigt, dafs die leuchtenden Puncte auf dem Ringe von den Trabanten dieses Planeten herrührten: seitdem aber hat es sich gefunden, dafs dieselben nicht allezeit mit den berechneten Stellen der Monden übereinstimmten. Er mufste daher entweder einen achten aufserhalb des Ringes befindlichen Mond annehmen, oder diese leuchtenden Puncte auf die äufsere Fläche des Ringes setzen. Der letzte vollendete seinen Umlauf in 10 St. 32′ 15″, 4. und sein Abstand von dem Mittelpuncte des Saturns betrug 17″, 227. Folglich kam er auf den Ring selbst zu liegen. Es läfst sich nichts wahrscheinlicheres über die Ursache dieses Punctes denken, als dafs er im Baue des Ringes zu suchen sey, und dafs der Ring eine Umdrehung um eine Axe habe, deren Dauer = 10 St. 32′ 15″, 4. ist. Nach genauern Beobachtungen ist die Entfernung des 6. Monds vom Mittelpuncte des Saturns 36″,7889. und der Abstand des 7. Monds 28″,6689. Am Schlusse der Abhandlung sind noch verschiedene Tabellen über alle 7 Monde des Saturns beygefügt. — 25. *Karl Wildbore* von der sphärischen Bewegung. — 26. *Willh. Marsden* über die Chronologie der Hindoos. — Als ein Anhang sind endlich *Dalbys* Bemerkungen über den N. 12. angeführten Aufsatz des Hrn. *W. Roy* beygefügt, wodurch manche beym Abdrucke jener Abhandlung durch den Tod ihres Vf. verursachte Unrichtigkeit berichtiget worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Hamburg.* Als ein Anhang zu dem diesjährigen Schifferkalender ist erschienen: *Ueber Nothruder, oder die Mittel, deren man sich bedienen kann, um ein Schiff bey Verlust seines Ruders oder Steuers zu steuern, und diesen Verlust so gut als möglich in der See zu ersetzen.* 12 S. mit einer grofsen Kupfertafel. Die Veranlassung dazu gab eine der menschenfreundlichen Bemühungen des Herrn *Grafen von Berchtold*, den sein in England gedrucktes, aber bald ins Deutsche übersetztes, Essay on directing travellers mit vielem Ruhm bekannt gemacht hat. Der Hr. Graf wohnte bey seinem Aufenthalt in Hamburg im Winter des vorigen Jahrs mehreren der kleinen Versammlungen der Gesellschaft zu Ermunterung der Künste und nützlichen Gewerbe bey, und theilte derselben eine von ihm aus England mitgebrachte Beschreibung eines solchen Steuerruders mit, welche er auch nebst einer Zeichnung in Hamburg auf seine Kosten herausgab und unentgeldlich vertheilte. Eben dasselbe that er auch mit der Beschreibung eines kupfernen Werkzeuges, welches zur Rettung der aus dem Schiffe auf dessen Reise gefallenen Personen bey Nacht und bey Tage dienen kann. Da aber Hamburg so viele in der Praktik der Seefahrt erfahrne Männer hat, so wurden der Gesellschaft nach Vertheilung jener kleinen Schrift mehrere in gleicher Noth auf Schiffen benutzte Hülfsmittel bekannt gemacht und Zeichnungen und sogar Modelle davon mitgetheilt. Sie sah sich also im Stande, auf diesen wenigen Blättern sieben dergleichen Erfindungen bekannt zu machen und zu beurtheilen. Das recht schöne Kupfer stellt dieselben so deutlich dar, dafs kein Schiffer, wenn er in diesen Fall der Noth kommt, verlegen seyn kann, welche dieser Erfindungen er benutzen will, wobey es sehr darauf ankömmt, welche Materialien an starken Schifsseilen, kleinen oder grösern Segelstangen und andern Dingen er am ersten in hinlänglicher Menge zur Hand hat. Die von dem würdigen Hrn. Grafen mitgetheilte ist die fünfte §. 16. ff. Von der diesjährigen Ausgabe des Schifferkalenders zu reden, ist es nunmehr zu spat. Es wird derselbe noch einmal für das künftige Jahr gedruckt werden, in der Hofnung dafs endlich deutschlesende und deutschredende Schiffer den Werth dieses ihnen von jener Gesellschaft, doch jetzt auch mit dem Zuschufs der Hamburgischen Commerzdeputation angebotenen, Geschenks erkennen werden. Dafs es damit bisher langsam gehe, ist nicht zu verwundern, denn 1) sind der deutschlesenden Schiffer überhaupt wenige, 2), noch weniger von denselben lehrbegierig genug, zumal solche nicht, welche auf ihren Seefahrten, das Land nicht gern aus den Augen verlieren: 3) viele derselben sind an die holländische Sprache, und die in dieser erscheinenden, wenn gleich minder vollkommenen, Schifferkalender gewohnt. 4) Eine Haupthindernifs aber ist, dafs derselbe weil er Kalender heifst, noch nicht in den Preufsischen Häfen verkauft werden darf, auf welche man doch fast die Hälfte der deutschredenden Schiffer rechnen mag.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Auguſt 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, bey Kühnlin: *Eines Braunſchweigiſchen Theologen billige Gedanken über das königl. Preuſſiſche Religionsedict vom 9ten Julii 1788.* 1789. 87 S. in 8.

Billig ſind dieſe Gedanken in dem Verſtande, daſs der Vf. dem Edict den gemäſsigſten Sinn und Zweck beylegt, und ſelbſt hin und wieder von kirchlicher Orthodoxie beſcheiden urtheilt. Die Schrift iſt hauptſächlich dem 2ten Stück *Ueber Aufklärung* entgegengeſetzt, und der Vf. beſchäftigt ſich vornehmlich mit dem doppelten Zweck des Edicts, daſs denen, die den Chriſten ihre wohlgegründete Feſtigkeit der Ruhe und des Troſtes im Tode rauben wollen, ein Wink gegeben, und denen, die die wohlthätige evangeliſche Religion lieben, Sicherheit wider alle Zudringlichkeit, Verachtung und Störung verſchaſft werden ſolle, welches beides billig und wohlthätig iſt. Es kommt hiebey alles darauf an, von *welchen* Lehren als Grundwahrheiten, und wider *welche* Perſonen als zudringliche Störer wohlgegründeter Ruhe die Rede iſt. Obgleich der Vf. ſich hin und wieder als ein beſcheidener Gelehrter erklärt, z. B. S. 21. „daſs man in Puncten, worüber die Bekenntniſſe nichts Eigentliches ſagen, nicht die Stimmen des einen und des andern Lehrers oder Schriftſtellers allen zur Laſt legen ſoll, (welches wohl die ſogenannten Orthodoxen weit mehr, als die Eklektiker thun,) daſs man nur keine allgemeine Zweifelſucht, nur ſtatt des Aberglaubens keinen totalen Unglauben einreiſſen laſſen wolle;" S. 28. „daſs Aufklärung, die er durch Vermehrung und Mittheilung richtiger und beglückender Erkenntniſs erklärt, gar nicht verhindert, noch weggewünſcht werde, nur daſs deswegen nicht die weſentlichen Grundwahrheiten von Gott, ſeinen Eigenſchaften, Vorſehung, Unſterblichkeit der Seele und die ſich daran genau anſchlieſsende evangeliſche Religion nach ihren *vornehmſten* und *tröſtlichſten* Lehren, (dieſer letzte Zuſatz iſt nicht genug beſtimmt, da dieſer Dogmatiker dieſe, und jener andere Lehren für die vornehmſten und tröſtlichſten hält,) nicht wegerklärt, ſugillirt und endlich aus den Herzen der Menſchen gebracht werden;" S. 25. „daſs er ſich wider das Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens, als eine unrichtige Ueberſetzung von 2 Cor. 10. 5. ſelbſt erklärt, und lieber anſtatt *Geheimniſſe* ſagen will, *nicht ganz begreifliche Dinge*; daher dem Edict den Sinn giebt, daſs nur niemand öffentlich oder heimlich ein *Verbündniſs* gegen die bisher erkannten Wahrheiten machen, (welches auch wohl nirgends gemacht iſt,) und nicht ein jeder ohne Achtung ſo ſeicht, ſo grob gegen Religion, Glauben und Geiſtlichkeit reden, ſchreiben und *handeln* ſoll." (ganz recht! nur vom Handeln, welches wohl das wichtigſte wäre, iſt leider in dem Religionsedict faſt nichts erwähnt, da doch ſowohl unter denen Predigern, welchen keine Heterodoxie in den Sinn kömmt, als unter denen, die als unwiſſende Nachbeter heterodox ſind, ſich nur zu viele finden, die gegen Religion und gute Sitten handeln, und dadurch weit mehr Aergerniſs und Verwirrung in den Gemeinen ſtiften, als durch alles pro und contra dogmatiſiren.) So auch S. 43. „Wir wollen nicht von den Lehren ſagen, die ins transcendentale und metaphyſiſche Fach hineingehen, ſondern zuerſt auf die moraliſchen und unſre Glückſeligkeit zunächſt betreffenden Lehren ſehen," ſo iſt das alles ſehr gut und billig geurtheilt. Indeſs muſs Rec. doch noch über einige Aeuſſerungen des ſehr gut meynenden, ſonſt billigen und gelehrten Vf. ſeine Bedenklichkeiten ſagen. Wenn er ſchreibt: „Die Richtigkeit der Lehre beruht nur auf der „heil. Schrift und deren klaren Ausſprüchen, die man „ohne Mühe und Kunſt findet; Gott hat die Wahrheit nicht „ſo tief ins Verborgene gelegt, daſs dazu alle mögliche „Gelehrſamkeit und Sprachen nöthig wären, ſondern „hat das zur Seligkeit *Nöthige* deutlich und hinlänglich „in der heiligen Schrift eröffnet," ſo iſt das ganz richtig; aber iſt es denn allgemein gleich anerkannt, was dieſs *Nöthige* iſt? ſind die dogmatiſchen transcendentalen Beſtimmungen der Schulſprache vom *ewigen* Verhältniſſe des λογος zum Vater, vom *modus* ſatisfactionis, und die abſchneidenden polemiſchen Diſtinctionen auch *deutlich* in der heil. Schrift geoffenbaret? auch zur Seligkeit nöthig? behaupten es nicht dennoch Viele? kann man ohne Sprachgelehrſamkeit und hermenevtiſche Kunſt den oft bloſs apologetiſchen Zweck bibliſcher Verfaſſer gegen Juden, Judenchriſten u. ſ. w. auffinden? Wäre das, ſo wäre kein Streit unter den Theologen. Enthält denn jeder Spruch einzeln nach dem erſten Wortverſtande einen chriſtlichen Lehrſatz? Wenn S. 31 aus der Apologie der A. C. angeführt wird: „Petrus hätte „nicht klärer reden können, denn daſs er ſagt: *durch „ſeinen Namen*," ſo war für damals bekannten Sprachgebrauch, und iſt noch für gelehrte Schriftausleger wohl die Bedeutung klar: *durch ihn*; hat aber für ungelehrte deutſche Chriſten dieſe Redensart nur eine mögliche Bedeutung? Und wenn gleich das Religionsedict darüber nicht wörtlich etwas vorſchreibt, ſo thut es doch noch mancher ſich ſo nennende Theologe, der den groſſen edlen Sinn der Schrift nicht verſteht, ſtreng genug, weil dieſer und jener ältere Dogmatiker unſerer Kirche ſeine Privatmeynung zur Kirchenlehre machte oder machen lieſs. S. 45 ſagt der Vf.: „Warum ſoll die Augs-

Digitized by Google

„burgiſche Confeſſion abgeſchafft werden?“ Aber wer fodert das? Man ſoll ſie nur nicht über ihre damalige Beſtimmung zum unveränderlichen höchſten Geſetz und Maafs bibliſcher Erkenntniſs machen; dazu wurde ſie nicht aufgeſetzt, übergeben und von den proteſtantiſchen Fürſten und Gemeinen angenommen. Unleugbar iſt mancher §. derſelben nur für damalige Streitigkeiten nöthig geweſen, wovon *in* unſrer Kirche keine Frage mehr iſt; deshalb aber wird ja ihr Inhalt nicht für falſch erklärt. S. 50 werden die Hauptlehren der Proteſtanten „von dem einigen Gott als Vater, Sohn und heil. Geiſt, „von Chriſti Erlöſung oder *Schuldabwendung* der Sünde (ein glücklichgewählter Ausdruck!) „von ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt, von dem göttlichen Beyſtande des heil. Geiſtes, von der Taufe der Kinder und „vom heil. Abendmal, *der verſchiedenen Erklarung* ungeachtet,“ als ſolche angegeben, die noch keine proteſtantiſche Gemeine abgeſchafft hat. Ganz recht, ſie wird auch keine Gemeine und keinen Lehrer derſelben abgeſchafft haben wollen, wenn nur jedem für ſich diejenige Erklärung davon freyſteht, die er nach ſeiner beſtmöglichen Bibelerkenntniſs für die richtigſte erkennt, wenn nur kein eigenſinniger verketzernder Prieſter *ſeine* Erklärung Andern aufdringen will. Wenn auch dieſer billige Vf. S. 68 ſagt: „Nicht die gelehrten Syſteme, „ſondern die beiden Confeſſionen (Luthers und Calvins) „ſollen als Wahrheit erhalten werden;“ wie wenig wird das von manchen beobachtet? Und worinn nun Luther und Calvin ſich gerade widerſprechen, kann es denn zwey ſich widerſprechende Wahrheiten geben? iſt das denn nicht auch nur *ihr* Syſtem? Der Vf. behauptet einigemal, daſs die Reformation Luthers und Calvins nicht auf Hauptſätze, ſondern Zuſätze der Religion gegangen, und daſs unter den beſtrittenen Artikeln keiner von Gott, dem Erlöſer und heil. Geiſt geweſen ſey. Wie man es nimmt; jeder Irrthum iſt freylich entweder verunreinigender Zuſatz zur reinen Wahrheit, oder Widerſpruch gegen dieſelbe. War aber die Lehre der römiſchen Kirche, daſs Chriſti Genugthuung nur auf die Erbſünde, nicht aber auf wirkliche, weder Tod-, noch Erlaſsſünden gehe, für welche durch die Meſſe per opus operatum genug gethan werden müſſe, nicht Widerſpruch? War das bloſser Zuſatz, und betraf dieſer Streit nicht den Artikel von Chriſto, ſo wie der Streit de invocatione ſanctorum den Artikel von Gott? Was endlich des Vf. Behauptungen vom Rechte der Fürſten in Religionsſachen betrifft, ſo iſt ſeine Meynung dieſe: Der Regent erſcheine hier als das erſte Mitglied der Kirche, (doch nur *einer* der drey in ſeinem Lande recipirten Kirchen? — und doch nur im politiſchen Sinn als der erſte, ſonſt doch wohl ſelten weder in Abſicht der richtigſten Erkenntniſs, noch im moraliſchen Sinn?) und ſchütze ſeine Unterthanen oder die übrigen Mitglieder der Kirche, zu der er ſich bekennet, vor Abweichung und Abführung von deren Lehren — und §. 6. welche Geſellſchaft wird ſich nicht um einen Vorſteher bekümmern, die ihre Geſchäfte vorzüglich dirigiren und befördern kann, wozu das *erſte* Mitglied, der Regent, ſich am beſten ſchickt?“ Ohne uns hier in die kitzliche Unterſuchung vom Urſprunge obrigkeitlicher ſouveräner Gewalt durch Auftragen und Wahl der Unterthanen einzulaſſen, ſo fragt ſich nur: welche Geſchäfte der Kirche ſollen es denn ſeyn, die der Regent dirigiren und befördern ſoll? doch gewiſs nur die Erhaltung äuſserer Ordnung, Anſtändigkeit bey Andachtsübungen und Ceremonieen und der Kirchengebäude, die Beſoldung der Diener der Religion, die Aufſicht auf deren unſträfliche Sitten und Erfüllung ihrer Amtspflicht, die Verordnung, welche Feſttage gefeyert und nicht gefeyert werden ſollen; — nicht aber *uns* da geprediget werden ſoll. Das liegt auſſer des Regenten Bezirk, der nicht jura *in* ſacra, ſondern *circa* ſacra hat; die heil. Schrift iſt die einzige Geſetzgeberin deſſen, was gelehrt werden ſoll, deren Ausleger *für die Kirche* der Landesherr nicht ſeyn kann und darf, wie auch der Vf. ſelbſt S. 13 aus Luthers Vorrede zu den Viſitationsartikeln und Reichsfriedensſchlüſſen v. 1555 u. 1648 anführt, und daraus mit Recht ſchlieſst, daſs Fürſten *nur ſolche* ſchädliche Lehren verhindern dürfen, welche die Sittlichkeit und die natürlichen Rechte aufheben; aber auch eben ſo, daſs unſchädliche Lehren nicht als ſchädlich verſchrieen, und die denſelben zugethane nicht durch Verunglimpfungen beleidigt werden. Dann muſs es aber auch erlaubt ſeyn, dieſe zwar unter gewiſſer Einſchränkung unſchädlichen Lehren ohne Verſchreyung und Verunglimpfung, wenn man richtigere Einſichten hat, *nicht* zu glauben, *nicht* zu lehren; denn in dem Schluſs S. 51: „Wenn die Belehrung durch deutlich ausgemachte Propoſitiones aus der Bibel befördert wird, ſo kann der Fürſt als Mitglied der Kirche, wie jedes andere biedere und gutdenkende Mitglied der Geſellſchaft, nicht den Gegenſätzen Beyfall und Vorſchub geben, ſondern er muſs ſie ausſchlieſsen, und dieſe Ausſchlieſsung iſt dann nicht despotiſch, ſondern dirigirend und ſocietätsmäſsig,“ ſind ſicher quatuor termini. Es war ja im Vorderſatz nur die Rede von eigenem Beyfall des Fürſten *für ſeine Perſon*, wie jedes andere biedere Mitglied. (NB. wenn er von richtiger Herleitung der Propoſitionen aus richtig erklärter Bibel überzeugt iſt, ſonſt hat auch er Köhlerglauben,) da muſs er freylich *in ſeinem Verſtande* die Gegenſätze ausſchlieſsen; folgt aber daraus, daſs er auch das Recht hat, ſie aus dem Lehrvortrage *fürs Volk* auszuſchlieſsen? Bey der Erwartung des Vf., daſs das Religionsedict heterodoxe Lehrer wieder zu orthodoxen ohne Heucheley machen werde, weil ſie *dadurch* in den Stand ruhiger und unangefochtener Betrachtung gekommen wären, den bisher geänderten Lehren nicht mehr zu folgen, möchte Rec. wohl wiſſen, welche Gattung von Köpfen und Herzen der Vf. dabey im Sinne gehabt habe, und von wem jene Lehrer ſonſt angefochten worden? ingleichen welche Lehrer er S. 34 meynt, die Hirten und Wölfe zugleich ſind? doch wohl nicht die akademiſchen Schriftausleger unſerer Zeit, die vieles ſprachrichtiger und dem Zweck Jeſu und der Apoſtel gemäſſer, einfacher, kunſtloſer, als die ältern Dogmatiker, erklären? doch nicht die Prediger, die nach gleichen Einſichten das in der Schrift nicht deutlich Gelehrte, nicht hinlänglich Gegründete, Kunſtmäſsige, Unbegreifliche, aus ihrem Lehrvortrage weglaſſen, und nur reine, praktiſche Bibelwahrheit zur Seligkeit lehren? Solche waren gewiſs nicht die grauſichen Wölfe, die Paulus Apoſtelgeich.

Digitized by Google

geſch. 20, 29. 30 im Sinne hatte, und dieſe ſinds auch wohl nicht, die ungöttliches Geſchwatz anſtatt der Gründe vortragen. Uebrigens iſt des Vf. Wunſch S. 77 ſehr gut, daſs niemand aus dem Religionsedict Anlaſs oder vermeyntes Recht hernehmen möge, ſubtile Dogmatik oder gar Beſtreitung der Gegner auf der Kanzel vorzutragen, ſondern daſs man bey einem ſimpeln und deutlichen Vortrage der Glaubenslehren immer auf ein thatiges Chriſtenthum und reelle Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts hinarbeiten möge.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GIESSEN, bey Krieger: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jeſu nach den vier Evangeliſten, harmoniſch geordnet und mit erläuternden und praktiſchen Anmerkungen verſehen von H. C. Bergen*, zweytem Prediger zu Grünberg im Heſſen-Darmſtädtiſchen. *Zweytes Bändchen.* 1791. 438 S. in 8.

Mit dieſem zweyten Bändchen iſt dieſes überaus nützliche Werk geſchloſſen. Rec. unterſchreibt mit Vergnügen das günſtige Urtheil, welches ein anderer Mitarbeiter (No. 269. vom Jahr 1790. der A. L. Z.) über das erſte Bändchen gefällt hat. Der Hr. Vf. hat den Sinn der Evangeliſten meiſtens richtig, in einem faſslichen Ausdruck dargeſtellt, und die Anmerkungen ſind zwar kurz, aber zweckmäſsig. Ohne demnach geringere Mangel zu rügen, die der Vf., wie er in der Vorrede verſichert, zum Theil ſelbſt erkennt, und bey einer neuen Auflage zu verbeſſern verſpricht, wünſchen wir dieſem nützlichen Buche viele aufmerkſame Leſer, in der Ueberzeugung, daſs ſie es gewiſs nicht ohne Erbauung aus den Handen legen werden.

LANDKARTEN

Topographiſch-öconomiſch und militairiſche Karte des Herzogthums Mecklenburg und des Fürſtenthums (der Fürſtenthümer Schwerin und) *Ratzeburg*, auf Koſten und Befehl des regierenden Herzogs von Mecklenb. Schwerin aufgenommen, und dem König von Preuſsen zugeeignet durch den Grafen *von Schmettau*. (Sect. II, IV, IX, XIV, XV, XVI.) So *zuverläſſig* auch der Hr. Herausgeber am 1. Nov. 1787 (A. L. Z. 1788. No. 260. a) dieſes ganze Werk binnen 13 Jahren abzuliefern verſprach, ſo ſind doch in der ſeitdem mehr als zweifach verſtrichenen Friſt von den damals rückſtändigen 13 Blättern mehr nicht als 6, alſo überhaupt erſt 9 Sectionen erſchienen, und dennoch iſt von dem Ganzen noch bey weitem nicht die Hälfte, kaum ein Drittheil, vollendet, weil der Kupferſtecher bisher faſt nur allein an den äuſsern Landſpitzen und Grenzgegenden, wovon nur das wenigſte den Raum dieſes groſsen Landkartenformats (24 Quadratm.) einnimmt, ſich aufgehalten, hingegen nur eine einzige volle Platte (Sect. X.) geliefert hat; nun fehlen noch 4 ganz, und 3 wenigſtens zur Hälfte mit Mecklenburgiſchem Gebiet auszufüllende Sectionen, die, nach dem bisherigen langſamen Gang der Ablieferung zu urtheilen, noch über vier Jahre auf die Vollendung der ganzen Arbeit warten laſſen dürften! Es würde indiſcret ſeyn, den Hn. Grafen dieſer Verzögerung halber, ſo nachtheilig und unangenehm ſie auch den Abonnenten insbeſondere, wie der (immerhin ſich verändernden) Landerkunde überhaupt, ſeyn muſs, verantwortlich machen zu wollen, da alle Zeichnungen vorlängſt fertig ſind, und die Schuld nur an dem Kupferſtecher Hn. *Alberti* in Wien liegt. Wegen deſſen contractwidrigen Verzugs hat ſich der Hr. Graf zur Unterdrückung aller Zweifel und Vorwürfe auf die Auffoderung der herzoglichen Regierung, (welcher die Unterſtützung ſeines Unternehmens nach ſicheren Berechnungen über 5000 Rthlr. gekoſtet hat,) in einem gedruckten Avertiſſement vom 31. Jul. 1789 zu rechtfertigen geſucht, und aufs Neue den fleiſsigſten Betrieb angelobt. Zur Sicherheit ſeiner Subſcribenten (doch ohne neue Verwilligung eines gewiſſen *Zeitpuncts*) iſt ein ſicherer Originalwechſel auf 8000 Rthlr. bey der herzoglichen Regierung deponiret, welche denſelben am Ende der angekündigten ganzen Lieferung nicht eher, als nach öffentlicher Proclamirung wegen etwaniger Anſprüche an den Unternehmer (in den *Schwerinſchen Anzeigen* 1789. Aug. 26.) zurückzugeben verheiſsen hat.

Eine aus der Verzögerung zufällig entſtehende Anomalie iſt es ſchon gleich, daſs nicht allein die *vormaligen* zerſtreuten Stiftsgüter [illegible] Grevismühlen, Bukow, Hagenow und Crivitz (Sect. I. II. IX. X.) ſondern dennoch auch [illegible] (1783) ſurrogirte Amt Marnitz (S. XV) *zugleich* zum Fürſtenthum Schwerin gezählet worden.

Die (von Hn. Alberti) angegebene Schwierigkeit einer *punktlich genauen* Auftragung ſo vieler heterogenen Figuren und individuellen Bezeichnungen würde man allerdings als einen billigen Entſchuldigungsgrund der Verſpätung gern gelten laſſen, wenn nur nicht eben ſie, wie ſchon bey Anzeige der 3 erſten Blätter (1788) von uns deſiderirt wurde, oft der Deutlichkeit und topographiſchen Brauchbarkeit Abbruch thäte. Am überhäufteſten iſt dieſes Detail bey adlichen Gütern, wo kein einzelnes Gebäude, kein noch ſo unbedeutender Acker-, Koppel- oder Wieſengraben, kein Fuſsſteig u. ſ. w. unbezeichnet geblieben iſt. Der Grund hievon iſt ſichtlich, weil gerade alle die benannten Gegenſtände (ſo willkührlich auch ihre wandelbare Exiſtenz von der ökonomiſchen Convenienz des jedesmaligen Beſitzers abhängt,) bey der neueſten Rectification des Steuerweſens, (vermöge der dem *Landesvergleich* 1755 angehängten Inſtruction für die Taxatoren §. 13.) als unnützbar in Abzug gebracht, und daher um deſto weniger überſehen zu werden, von den Feldmeſſern auf den Karten beſonders kenntlich gemacht werden muſsten. Sie fallen daher auch in dem vorliegenden verjüngteren Maaſsſtabe noch verhältnismäſsiger in die Augen. Darüber haben die mit Hecken und Gräben ſehr durchſchnittenen und abgetheilten Felder faſt das Anſehen einer Baumſchule oder einer Eindeichung, und die mit Weiden und Gräben eingefaſsten bloſsen Feldwege zu vielen Raum erhalten; hingegen kann man von den häufig einander durchkreuzenden Gräben, Hecken u. dgl. die Wege und Grenzabtheilungen nicht gut unterſcheiden. Diejenigen Blätter, welche die wenigſten adelichen Güter enthalten, (z. B. S. XV.) ſind daher am reinlichſten geſtochen; hingegen die, wovon der gröſsere Theil adelich iſt, (wie S. I und II) am meiſten überladen.

So nützlich und angenehm es in mancher topographiſchen oder politiſchen Hinſicht auch ſeyn mag, einem Gute ſogleich bey ſeinem Namen es anſehen zu können, ob es herrſchaftlich oder ritterſchaftlich iſt? ſo hat doch der Hr. Graf ſelber eine mit der Zeit unausbleiblich ſich vergröſsernde Schwierigkeit dadurch veranlaſſet, daſs er die Namen der letzteren mit *adelichen*, ſo wie diejenigen, wovon nur ein Theil ritterſchaftlich iſt, mit *adelichen* bezeichnen läſst. Abgerechnet, daſs der angegebene Quo-

Digitized by Google

tient überhaupt zur Bezeichnung einer *jeden* Communion zu willkührlich und eben deswegen öfters unzutreffend ist, so würde auch jene Classification vor allen Dingen voraussetzen, dafs sie *richtig* sey. Allein eines Theils kann sie es schon darum nicht seyn, wenigstens nicht lange bleiben, weil die herzogliche Domainenkammer fast jährlich adeliche Güter ankauft und Communionen auskauft oder austauscht, folglich die Zahl der eigentlich adelichen Güter von Zeit zu Zeit sich vermindert. So sind auch hier die vor 1788 incamerirten adelichen Güter, ob sie gleich übrigens alle ritterschaftliche Realpflichten und Rechte verfassungsmäfsig beybehalten, nicht mehr mit jenem Beysatz aufgeführt, ausgenommen Panzow, Langendorf, Einhusen, (Sect. II.) Schönberg und Goldenbow, (S. X.) Hingegen sind seitdem die Güter Malow (S. XV.) und Trebs (S. XVI.) gar nicht, so wie Kl. Bengerstorf, Teffin, (S. IX.) Cambs, Zepkow, (S. XIV.) Drefahl, (S. XV.) Jabel und Tewswoos (S. XVI.) auch nicht zur Hälfte mehr adelich. Das komme freylich der Hr. Herausgeber vorher nicht wissen; aber hätte nicht eben darum eine so veränderliche Bezeichnung in einem für die Ewigkeit bestimmten Werke lieber ganz unterbleiben mögen? Wenigstens entsteht daraus Misverstand oder verminderte Brauchbarkeit, wenn solche herrschaftliche Güter dennoch als ganz oder halb adelich bezeichnet bleiben.

Andern Theils sind auch schon zur Zeit der Herausgabe diese Bezeichnungen nicht allenthalben richtig angebracht: Die Güter Horst bey Satow, (S. II.) Gr. Woolthoff, (S. IX.) Gaegelow, (S. X.) Dambeck, Kremmin und Carstadt (S. XV.) sind schon damals weder ganz, noch halb adelich, so wie der Flecken Klütz, (S. II.) die Güter Pölnitz, (S. XV.) Gr. Pankow, Wendisch Priebern und Carbow (S. XIV.) nicht ganz, sondern, wie noch itzt, nur zum Theil, adelich gewesen. Dagegen sind eine weit gröfsere Menge wirklicher Güter mit diesem Beysatz nicht bezeichnet, und man würde solche daher unrichtig für herrschaftliche Domänen halten: z. E. Steinbeck, Hafthagen, Bohlen, Niederklütz, Oberhoff, Neuengarz, Petershagen, Hanshagen, Clausdorff, Alten-Karin, Lehmenhoff, (Sect. II.) Dudendorff, Kuchstorf, Bäbelitz, (S. IV.) Rögnitz, Neuenkirchen, Bentin, Neuhoff, Bosau, Scholis, Walchow, Dodow, Cloddram, Pogrefs, Camnin, Parum, Marsow, Luckwitz, Harst, Schwanenhoff, Rensdorff, (S. IX.) Wendischhoff, Zülow, Vorbeck, Damhusen, Runow, Rönkendorff, (S. X.) Vorwerker, Spitzkuhn, Augustenhoff, Friedrichshoff, (S. XIV.) Repzin (S. XV.) und Gorslow; (S. XVI.) bey Kiekindemark (S. XV.) fehlt die anderwärts ausgedruckte Bezeichnung *Parch. Kammerey*, und die Güter Meschendorff, (S. II.) Granzin und Schwartow (S. IX.) sind wenigstens zum Theil adelich.

Ganz fehlende Oerter haben wir bis itzt nicht mehr entdeckt, als Peterberg A. Crivitz, (S. X.) Garlitz A. Wittenburg *adel.* und Sudenhoff A. Hagenow. (S. XIV.) Dafür stehen die Namen Grundeshagen, Arbshagen, Stellshagen (auf der I. und II. Sect.) und Sudenkrug (S. IX.) ohne Noth zweymal. Mehrere Güter und Dörfer aber, die doch separatim catastrirt oder verpachtet sind, z. E. die Namen Wendelstorff, Hundehagen, Fulgen, Lehnenhoff, (S. II.) Altendorff, Düsterbeck, Gothmann, Kuhlendorff, Buchenthal, (pot. Ruhethal,) Schwanenhoff, (S. IX.) Dreykrügen, Orikrug, Kobande, Kronskamp, Wendischhoff, Göhren, Rehhagen, (S. X.) Brufsdorff, Düsterhoff, (Sect. XIII.) Horst, (S. XV.) Gudow, Briest und Kaltenhoff, (S. XVI.) sind nur mit den Typen blofser Häuser oder Feldreviere ausgedrückt, und daher von diesen um so weniger zu unterscheiden, da es, aufser dem Namen an einem entscheidenden Kennzeichen eines Dorfs oder Guts gänzlich fehlt. Wenn dagegen eben so oft blofse Feldgegenden oder einzelne Gehöfte, die weder einen eigenen Steuer-, noch Pachtanschlag haben, z. E. Havekost, Krummebrook, (S. I.) Krembzerhütte, Bergfeld, Fegetasch, (S. IX.) Wilhelmshoff, (S. X.) Torfglashütte, Colonie Muddelmei, Försterey Altona, Malowermühle, (S. XV.) so wie die Namen aller Seen auf der X. Sect. mit derselben Schrift, wie ganze Dörfer und Güter bezeichnet sind, so ist die Verwechselung um so viel leichter und unangenehmer. Eben so verleitend ist (S. IX.) der Name des Städtchens Hagenow mit den Lettern eines Dorfs ausgedrückt. Die Schwierigkeit an den länglichen Puncten, welche Gebäude vorstellen sollen, die eigentliche Lage eines Dorfs, zumal nahe an einer (eben so gezeichneten) Grenze, zu erkennen, ist dieselbige, welche wir in unsrer vorigen Anzeige beklagten; sie ist desto gröfser, wenn der Name in einiger Entfernung von dem Dorfe, wie bey Drevskirchen und Kleinströmkendorf (S. II.) jenseits der Amtsgrenze, oder sonst am unrechten Ort steht, wie Schwansee und Pravthagen (S. I., zwischen den *beiden* Dörfern, die diese Namen führen, und nur mit *Gr.* und *Kl.* bezeichnet sind. Eben so nachtheilig ist die vormals schon vermifste darstellende Bezeichnung der Kirchen und Mühlen; dagegen siehet man bey dem Gute Bohlendorff (S. IV.) etwas, dem Zeichen einer Kirche Aehnliches, welches getilget werden mufs.

Die vormalige irrthümliche Umzeichnung des Lübeckischen Hospitalgutes Warnkenhagen (S. I.) mit den Merkmalen einer Landesgrenze ist (S. II.) durch eine Anmerkung verbessert, und bey Alten-Bukow vermieden; hingegen ist Stavenow *adl.* (Sect. XV.) in der Prignitz nicht als Mecklenburgisch, sondern als Brandenburgisch, gezeichnet.

Ganz fehlerfrey sind die Namen auch nicht gestochen; die entstellendsten und verwirrendsten Stichfehler sind folgende (S. I.) Vellzien statt *Velzin*, (S. II.) Botahmer statt *Bothmer*, Beuendorff st. *Boensdorff*, Beiendorff st. *Biendorff*, Kerchow st. *Körchow*, Gorfsmühlen st. *Garvsmuhlen*, Altenkarten st. *Alt-Karin*, Rasenhagen st. *Rosenhagen*, Vw. st. *Vorwerk*; (S. IX.) Pönkrent statt *Pokrent*, Rohknitz st. *Rögnitz*, Radow st. *Bodow*, Suern st. *Sohring*, Vorsfahl st. *Vorthal*, Lapel st. *Zapel*, Schaberow st. *Schwaberow*, Meyen (b. Setzin) st. *Meieren*, Bebzin st. *Bobzin*, Dowersen st. *Dobberfen*, Wallahn st. *Wallahn*, Creven st. *Greven*, (S. X.) Gorst st. *Görries*, Gladow st. *Cladow*, Hohen Prutz st. *Hohen Pritz*, Borkenjagelow st. *Borkower-Gägelow*; (S. XIII.) Loerz statt *Laerz*; (S. XIV.) Granzlin statt *Ganzlin*; (S. XV.) Greibla statt *Grebz*, Lütter Grams statt *Kl. Krams*, Neiendorff st. *Neuendorff*, Goritz st. *Guritz*, Belloy st. *Bellevue*, Bliefsensdorff st. *Blieverstorff*, Schaat st. *State*; (Sect. XVI.) Loopin st. *Laupin*.

Alle diese kleinen Erinnerungen, die noch dazu zum geringsten Theil den Hn. Herausgeber treffen, kommen jedoch gegen die schon bey der ersten Anzeige mit Recht gerühmten wesentlicheren Vollkommenheiten dieser schönen Karte nicht in Anschlag, und würden bey einem weniger musterhaften Werke kaum bemerkt werden. Sie sollen nur einen Beweis abgeben, mit wie vieler verdienten Aufmerksamkeit wir die gelieferten Blätter beobachtet haben. Könnten sie in den folgenden Lieferungen vermieden werden, so würde das Verdienst des Hn. Grafen um einen Theil der Topographie Deutschlands noch vergröfsert werden; vorzüglich aber bitten wir ihn um beschleunigtere Vollendung einer Arbeit, die ohne Vollständigkeit nur Fragment bleibt; ergänzt aber ein Monumentum aere perennius des hohen Beförderers, wie des Unternehmers, wird!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Auguſt 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Mainz u. Leipzig, b. Sartorius: *Briefe über verſchiedene Theile der Kameralwiſſenſchaft.* I. Band. 1790. 8. 17 Bog. (16 gr.)

In den 38 Briefen dieſes 1ſten Bandes unterredet ſich der Vf. mit einem Lehrlinge der Kameralwiſſenſchaften über verſchiedene, beſonders noch nicht völlig berichtigte, Gegenſtände der Oekonomie und Polizey. Nach vorgängiger Empfehlung des Studiums der Kameralwiſſenſchaften, und einigen Betrachtungen über die Brache, über die Düngungsarten, über die Rind- und Schafviehzucht und über die Fütterungsarten in den 6 erſten Briefen, werden in den 20 folgenden die Urſachen unterſucht, warum noch immer ſo viele durch die Landwirthſchaft zu erlangende Vortheile mangeln, 10 Haupthinderniſſe angegeben, und Gegenmittel vorgeſchlagen, worauf in den 16 übrigen Briefen von dem Kornhandel, dem Einfluſs der Regierungsarten, der ſtehenden Kriegsheere und des Cölibats der Geiſtlichen auf Ackerbau und Bevölkerung, ferner von dem Forſtweſen, deſſen Mängeln und Verbeſſerung, und zuletzt von dem Forſt und Landgerichtsſtrafen gehandelt wird.

Des Hn. Vf. Bearbeitung dieſer Gegenſtände iſt ihrer Wichtigkeit völlig gemäſs. Sie zeiget einen erfahrnen Kenner, einen genauen Prüfer, und einen vorſichtigen Beurtheiler. Das beweiſen z. B. ſeine Briefe von den Haupturſachen, warum die Landwirthſchaft an vielen Orten Deutſchlands von ihrer möglichen Vollkommenheit noch ſo weit entfernt iſt. Er findet ſie in der Vermiſchung der Grundſtücke und in der Gemeinſchaft der Triften und Hutweiden, in der Brache, in den an vielen Orten befindlichen zu groſsen, an andern hingegen zu kleinen Gütern, in dem Joche der Leibeigenſchaft und beſchwerlichen Frohnen, in den zu groſsen oder zu ungleich vertheilten Abgaben, in den Zehenten, in der an vielen Orten übermäſsigen An- und Fortpflanzung des Weinſtocks, in dem zu häufig vorhandenen Wilde, in der zu wenigen Sorgfalt für beſſere und vermehrte Viehzucht, und in der Unwiſſenheit und dem Mangel an Einſicht des Landmannes. Eben dieſe Mängel werden zwar freylich auch in allen neuen kameraliſtiſchen Schriften gerüget, aber ſelten ſo richtig beſtimmt, ſo bedachtſam behandelt, und zu ihrer Wegſchaffung ſo gute zweckmäſsige Mittel angegeben, als hier geſchehen iſt. So iſt das im 9ten Briefe vorgeſchlagene allgemeine Landesgeſetz, daſs kein mit irgend einem Gewächſe beſtellter Acker mit Vieh, es ſey von einer Gattung, welche es wolle, beweidet werden dürfe, ein den Rechten der Vernunft und der Billigkeit eben ſo gemäſses, als kräftiges Mittel, den Landmann zur Benutzung der Brache geneigt zu machen, und ihm deren Genuſs zu ſichern. Wenn ferner, nach des Vf. Rathe im 14ten Briefe, die Entrichtung der Getreidezehenden nach den angegebenen billigen Grundſätzen landesherrlich beſtimmt, oder gänzlich aufgehoben, und in den Abtrag eines Aequivalents an reinen Getreidekörnern verwandelt wird; ſo wird der Landmann von den ſonſt damit verbundenen drückenden und nachtheiligen Beläſtigungen im erſtern Falle gröſstentheils, und im letztern völlig befreyet werden. Richtig und zweckmäſsig ſind gleichfalls ſeine Vorſchläge im 18ten und 19ten Briefe zur Verbeſſerung des bey vielen Dorfgemeinen vorhandenen ſchlechten Rindviehſtandes; denn den (S. 125.) bezeichneten 3 Haupturſachen deſſelben kann gewiſs nicht wirkſamer abgeholfen werden, als durch Herbeyſchaffung und gute Fütterung einer nach dem Verhältniſſe der Heerde hinlänglichen Anzahl tüchtiger Zuchtochſen, durch ſorgfältigere Wartung der Zuchtkälber, und durch die ſpätere Befruchtung des Kuhviehes erſt im dritten Jahre ſeines Alters, auch durch den Aufſchub der Entmannung junger Rinder bis in den 12ten oder 13ten Monat ihres Alters.

Proben der bedachtſamen Unterſuchung und Beurtheilung findet der Leſer häufig, beſonders im 13ten Br. (S. 17.), wo ſein groſser Beyfall, welchen er der von Schubartſchen Landwirthſchaft giebt, ihn doch nicht verblendet, auch ihre Mängel wahrzunehmen. Richtig bemerkt er gegen die Fütterung der Schafe in Horden mit Klee, daſs kurzes Berggraſs und aromatiſche Kräuter beſſere und feinere Wolle, ja ſelbſt ſchmackhafteres Fleiſch, als zu ſaftiges Futter, liefern, und daſs daher die Weide für die Zuchtſchäfereyen allerdings nothwendig ſey. Eben ſo gemäſsiget, den meiſten Landwirthſchaften angemeſſen, und von den gewöhnlichen übermäſsigen, unbedingten und mehrentheils nicht anwendbaren Anpreiſungen entfernt, iſt ſein Gutachten und ſeine Anweiſung über die Stallfütterung des Hornviehes im 3ten Briefe (S. 19, 20, 21.). Mit gleicher Richtigkeit beſtimmt er im 4ten Briefe den Werth und Gebrauch der künſtlichen Düngungsarten, erkennet die Nothwendigkeit des beyzubehaltenden Stalldüngers, und vermeidet ſolchergeſtalt weislich die beiden Abwege der unbeſchränkten Empfehlung und Verwerfung des künſtlichen Düngers. Auch zwiſchen den beiden Abwegen der unbedingten Vertheidigung groſser Landgüter und der eben ſo unbedingten Behauptung, daſs ihre Zerſtückelung nothwendig und nützlich ſey, trifft er im 11ten Briefe (S. 71, 72.) den richtigen Mittelweg.

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Chriſtoph Friedrich Parrots,* der Weltweisheit Doctors und Profeſſors

Digitized by Google

fors zu Erlangen, *gemeinnütziges praktisches Handbuch der Land- und Stadtwirthschaft, Polizey und Kameralwissenschaft* mit mehreren wichtigen ganz neuen Entdeckungen. 1ster Theil mit 6 Kupfertafeln. 1790. 1 Alph. 13 Bog. 2ter Theil. 1791. 1 Alph. 9 Bog. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Sorgfältige Bemerkung aller Hauptgegenstände der behandelten Wissenschaften, mühsames Sammeln aus vielen kameralistischen Schriften, Deutlichkeit im Vortrage, und gute natürliche Ordnung in den Abtheilungen sind an diesem Werke unverkennbar. Dies darf uns aber nicht hindern, verschiedene Unrichtigkeiten, voreilige Urtheile und Vorschläge, manche schwankende Hypothesen und manche unrichtige Ausschweifungen zu rügen.

Vorzüglich gut sind im *ersten* Theile das 3te, 16te, 17te und 18te Kapitel bearbeitet. Das 30ste enthält viele wohldurchdachte Vorschläge zur gemeinnützigeren Einrichtung der Handwerke und Professionen, so wie das folgende zur Verbesserung der Manufacturen und Fabriken. Beyspiele gleicher Art geben im zweyten Theile das 1ste, 6te und 11te Kapitel. In dem erstern sind die Mittel zur Bevölkerung vollständig und richtig angegeben. In dem 6ten Kapitel befinden sich — unter vielen nicht so leicht ausführbaren, als hingeworfenen Vorschlägen — dennoch verschiedene ganz neue und richtige Bemerkungen, worunter besonders vielen gelehrten und ungelehrten Oekonomen die angerathene gänzliche Aufhebung der so gewöhnlichen Abtheilung der Aecker in 3 oder 4 Felder, und deren den Landwirthen zu überlassende freye, willkührliche Bestellung äuserst befremdlich seyn, und doch dabey die Gültigkeit der angeführten Gründe ihnen den Wunsch abnöthigen wird, dass einer so grosen und heilsamen Revolution des ganzen Ackerbaues nicht so viele und grose — von dem Hn. Vf. übersehene — Schwierigkeiten entgegen seyn möchten. Auch verdienet der Plan zur Verbindung einer Brandversicherungsanstalt mit einer Leihbank, wegen der davon zu erwartenden beträchtlichen Vortheile, im Ganzen eine besondere Aufmerksamkeit, wenn gleich einzelne Theile desselben noch genauere Prüfung und manche Berichtigung erfodern.

Die (1 Th. S. 17.) angegebene übermäsige Düngung zu 10 bis 11 Fuder Rindviehmist auf 100 Quadratruthen würde schon in einem mittelmäsig guten, und noch mehr in einem fruchtbaren Boden, zwar einen sehr geilen Wuchs des Strohes hervorbringen, hingegen dem Ertrage an der Menge und Güte der Körner sehr nachtheilig seyn. Eben so unrichtig ist es, dass mit 100 Stück Schafen in Horden während eines Sommers nur 1½ Morgen Acker bedünget werden können; denn die besten und erfahrensten Landwirthe sind darüber einverstanden, dass 1000 Stück Schafe in jeder Sommernacht einen ganzen Morgen von 120 Q. Ruthen, in jeder kürzeren Herbstnacht aber ¾ eines solchen Morgens hinlänglich düngen. Hieraus folget, dass 100 Stück Schafe in jeder Sommernacht 12 Q. Ruthen, und hiernach monatlich 360 Q. Ruthen, oder 3 Morgen, also in den 5 Monaten vom April bis August — nicht 1½ Morgen, sondern 15 Morgen düngen. Dass man in den Braunschweig-Lüneburgischen Landen (1 Th. S. 51.) *Reis mit gutem Erfolge* baue, wird Hr. P. gewis nicht beweisen können. Unrichtig ist es gleichfalls, dass die Stärke von der gemeinen Gerste, auch von der ersten Weizenkleye vom verdorbenen Weizen gemacht wird, (1 T. S. 53.). Die Gerste giebt nicht, wie der Weizen, eine weise, sondern gelbliche, auch ungleich schlechtere, Stärke, als dieser. Die Stärke aus Weizen besteht aus dessen inneren Kerne, oder dem feinsten und dichtesten Theile des Weizenkorns, von welchem die Hülsen und das gröbere Mehl abgesondert sind. Aus Weizenkleye kann daher durchaus keine Stärke verfertiget werden. Der Huflattig (*Tussilago farfara*) (1 Th. S. 171.) kann um so weniger zum guten Wiesengrase gerechnet werden: da er gar nicht zu den Gräsern gehöret, und von keinem Haushaltsviehe gefressen wird. Die Behauptung (1 Th. S. 245.), dass die Forellen nicht viel grösser, als Heringe, sind, wird durch die an vielen Orten vorhandenen, 2- auch 3pfündigen Forellen hinlänglich widerlegt. Verschiedenen Erklärungen fehlet logische Richtigkeit: so lieget es z. B. gewis nicht *wesentlich* in dem *allgemeinen* Begriffe einer Stadt (1 Th. S. 393.), dass sie regelmäsig gebauet, und mit breiten gepflasterten und reinen Strasen versehen sey.

Als eine von den auf dem Titel versprochenen wichtigen ganz neuen ökonomischen Entdeckungen wird (1 Th. S. 234 — 236.) die von dem Hn. Vf. selbst erfundene Zubereitung des Flachses zu einem Surrogate der Baumwolle beschrieben, und versichert, dass der Flachs dadurch eben so weis, weich und wollicht, und *noch dauerhafter*, als die Baumwolle, gemacht werde. Da diese Zubereitung darinn besteht, dass der Flachs schichtweise zwischen Kalk und Asche in einen kupfernen Kessel gelegt, mit Salzwasser begossen, und 8 bis 10 Stunden gekocht werde, so ergiebt sich schon hieraus von selbst, dass eine so starke kaustische Beize den Flachs wohl ungemein weis und weich machen, nimmermehr aber ihm eine grösere Festigkeit und Dauer geben könne, vielmehr diese gar sehr nothwendig vermindern müsse, und folglich daraus keine Zeuge haben verfertiget werden können. Auch das (1 Th. S. 19.) empfohlne Einweichen des Samengetreides in Mistpfützen kann die gerühmten Vortheile nicht leisten, nur das Keimen und den ersten Wuchs befördern, keinesweges aber der Getreidepflanze die zu ihrem fernern und völligem Wachsthume erfoderlichen Nahrungssafte verschaffen, folglich die Düngung nicht entbehrlich machen. Die vorgeschlagene Abtheilung eines Obst- und Küchengartens (1 Th. S. 79.) hat den sichtbaren Fehler, dass der erstere auf der Mittagsseite liegt, und dadurch ein Theil des letztern verschattet werd; dahingegen beide, durch die Anlegung des Küchengartens auf dem Platze des Obstgartens, die völlige Sonnenwärme bekommen würden. Dass jede mittelmäsige Stadt mit allen ihren Einwohnern, deren Hauswesen, Vermögen und Nahrungsgewerben, mit den sämmtlichen gemeinen Stadtgütern und Einkünften etc. der Aufsicht und Verwaltung einer einzigen, höchstens zweyer Personen sicher übergeben, und von diesen alle Civil Criminal Polizey- und ökonomische Angelegenheiten *gut und gleichsam spielend* besorgt werden kön-

Digitized by Google

können (1 Th. S. 398.) ist ein Vorschlag, welchen nur derjenige billigen kann, welcher von dem Umfange und der guten Ausrichtung jener Geschäfte keine Kenntnifs hat, und dessen Ausführung gröfsere Uebel verursachen würde, als welche dadurch verhütet werden sollen. Der Hauptinhalt des 18ten Kapitels im 2ten Theile von den Domänengütern bestehet in dem jetzigen Modeprojecte der theoretischen Kameralisten — in der angepriesenen Verwandlung der Domanengüter in Bauergüter. Würden aber z. B. diejenigen landesherrlichen Kämmern, welche vor 100 Jahren von den Domänengütern 1 Million Pachtgeld erhoben, nunmehr aber davon 1½ oder wohl gar 2 Mill. bekommen, jetzt diesen Zuwachs haben, wenn man vor 100 Jahren diese Güter unter Bauern vertheilet, und sie ihnen vorgeschlagenermafsen gegen einen dem damaligen höchsten Pachtgelde gleichen *unveränderlichen Erbzins* überlassen hätte? Offenbar nicht. Ist es leichter und gewisser, die jetzt von einem Domänengute erfolgenden 10.000 Thaler künftig von 200 Erbzinsleuten, oder von einem einzigen bemittelten, mit hinlänglicher Caution verpflichteten Pächter alljährlich zu erheben? als woran zur nothwendigen Sicherstellung des Kammereiats unbeschreiblich viel gelegen ist. Ohne Zweifel ist die letztere Methode leichter und sicherer, als die erstere. Wer von beiden ärndtet gewöhnlich von einem Morgen Acker mehr Getreide, wer von beiden hat gewöhnlich besseres Vieh, der *völlig dienstfreye* Bauer, oder der Pachtet eines Domänengutes? Nach alltägiger Erfahrung der letztere; ohne Zweifel deshalb, weil er in der Verbindung und Benutzung der sämmtlichen Zubehörungen eines solchen Gutes hiezu die Mittel findet.

Endlich liegen auch verschiedene von dem Hn. Vf. seinem Buche eingeschaltete Gegenstände ganz aufser dem Plane und der Bestimmung desselben. Nach dieser Bestimmung soll es den Deutschen von der Benutzung des deutschen Erdbodens belehren. Dazu kann ihm aber das 13te, 14te und 15te Kapitel des ersten Theils vom Baue des Kaffees, Zuckers und der Baumwolle eben so wenig etwas nützen, als ein Unterricht vom Anbaue des Thees, Zimmts, der Nagelein und der Muskatennüsse. Eine unnöthige, und zugleich unschickliche Abschweifung ist es gleichfalls, dafs der Hr. Vf. (1 Th. S. 400 — 405.) seinen moralischen Tadel der städtischen Gastereyen und die Vorschläge zu deren Einschränkung auf 5 Seiten ausgedehnet, zu wohlfeilern Schmäusen sogar die Gerichte namentlich bestimmt, und die öffentlichen Gasthöfe und die Zehrung in denselben empfohlen, auch bey dieser Gelegenheit den städtischen Clubbs, aus Verdrusse über sein ehemaliges Vorsteheramt einer solchen geschlossenen Gesellschaft, einen derben Seitenhieb gegeben hat. Ihm hat es auch beliebt (1 Th. S. 413. und 33stes Kap.), die gelehrten Wissenschaften und schönen Künste zu den städtischen Nahrungsgeschäften und Gewerben zu rechnen; eine Neuerung, welche noch keinem Lehrer der Kameralwissenschaften in den Sinn gekommen ist, welche aber doch wohl nicht zu den versprochenen wichtigen ganz neuen Entdeckungen gehören soll. Statt der Ausdehnung des Buches auf solche unzweckmäfsige Gegenstände waren gewifs einige gänzlich mangelnde Belehrungen ungleich nöthiger und nützlicher, z. B. im ersten Theile im 5ten Kapitel das Oculiren im August und September mit dem schlafenden Auge, die vornehmsten Arten der Obstbäume und deren Wartung; im 6ten Kapitel die Abtheilung der Wälder in Gehaue, oder Schläge nach den verschiedenen Holzarten, das Abtreiben solcher Gehege, die Anzahl der allda beyzubehaltenden Samenbäume, Oberständer und Lafsreifser; im 9ten Kapitel der so wichtige Flachsbau; im 24sten Kap. die zweckmäfsige Anlage und Beschaffenheit der Fischteiche; im 30sten Kap. die Bezeichnung der Grenzen zwischen den städtischen und ländlichen Nahrungsgewerben, besonders in Hinsicht auf die Handwerke und Professionen. Des Hn. Vf. Befugnifs, sein Handbuch selbst für gemeinnützig und praktisch zu erklären, scheinet also noch manchem erheblichen Zweifel ausgesetzt zu seyn.

PARIS, b. Buisson: *Des Loix pénales*, par M. *de Pastoret*, maître des Requêtes, de l'Académie des Inscriptions es Belles-Lettres, etc. etc. II. Tomes. 1790. in 8.

Jeder Theil dieses Werks hat zwey Abtheilungen, und jede Abtheilung ihre besondere Seitenzahl. Der Vf. hat sich schon durch seinen *Zoroastre, Confucius et Mahomet, considéres comme Sectaires, Législateurs et Moralistes* etc., und durch seinen *Moïse, considéré comme Législateur et comme Moraliste.* bekannt gemacht. Jetzt liefert er eine Sammlung guter Bemerkungen über die peinliche Gesetzgebung; denn da er seinen Gegenstand nicht nach seinem wesentlichen Inhalte, sondern nach seinen verschiedenen Verhältnissen betrachtet, so hat sein Werk nur den Schein eines Systems, und es fehlt überall an einer solchen Ordnung, durch deren Hülfe das Ganze, welches eben deswegen keinen Auszug leidet, vollständig übersehen werden könnte. Auch diejenigen Kapitel, welche die Grundlage des ganzen Gebäudes enthalten sollen, wie das zweyte, dritte, fünfte und sechste der ersten Abtheilung, sind dennoch nur mit gelegentlichen Bemerkungen angefüllt, und die sogenannten Axiome sind nichts als einzelne Bruchstücke.

Der fehlerhaften Methode ungeachtet zeigt sich unser Vf. doch überall als einen mit zweckmafsigen Kenntnissen ausgerüsteten Mann von gutem Kopfe und edlem Herzen. Am vorzüglichsten ist das, was er über die Todesstrafen sagt. Nachdem er die Meynungen und Gründe eines Montesquieu, Beccaria, Mably, Rousseau und Filangieri vorgetragen hat, unterwirft er sie seiner Prüfung, und erklärt sich für die Meynung des Beccaria, ohne jedoch seinen Gründen durchgehends Beyfall zu geben. Seine Hauptgründe sind folgende: „Der „Mensch hat zwar von Natur das Recht, wegen seiner „Selbstvertheidigung das Leben andrer in Gefahr zu se„tzen, aber nicht die Befugnifs, Beleidigungen mit dem „Tode zu rächen. Diese Befugnifs kann im Staate noch „weniger Statt finden, als aufser demselben, weil die Ge„sellschaft mehr Mittel habe, sich gegen künftige Belei„digungen des Verbrechers zu sichern, als der Einzelne, „und weil alle Rechte der obersten Gewalt im Staate nur „Folgen der Pflicht sind, eine Pflicht aber, diejenigen „zu tödten, welche man schützen sollte, nur alsdann ge-

Digitized by Google

„dacht werden kann, wenn die Uebrigen gegen einen „ſolchen Verbrecher auf keine andere Weiſe ſicher ge„ſtellt werden können; ein Fall, welcher nur bey Staats„unruhen denkbar iſt." Wie man ſieht, hängt auch hiebey alles von der Frage ab: ob die Todesſtrafen nothwendig ſind? vorausgeſetzt nemlich, daſs die Regierung nicht ſelbſt durch ihre Schuld oder durch Mangel der erfoderlichen Anſtalten dieſe Nothwendigkeit veranlaſst habe.

Es iſt zu loben, daſs unſer Vf. ſeine Leſer auf die altrömiſche Criminalverfaſſung aufmerkſam macht, welche man zu oft über der engliſchen vergiſst (P. IV. S. 147 ff.).

Merkwürdig ſind übrigens die Vorſchläge, wie der Richter bey der Berathſchlagung über die Abfaſſung des Erkenntniſſes verfahren ſollte. (P. IV. S. 149. 150) Mit Rührung wird man die Beſchreibung ſeines Gemüthszuſtandes leſen, in welchem er das erſtemal als Referent eines Criminalproceſſes auftrat. (P. I. S. 7.) Dagegen vermiſst man zuweilen eine feſte Theorie über die Natur der Verbrechen und Strafen; beſonders wenn er (P. III. S. 49 — 51.) von der Strafe der Undankbarkeit redet, wo er den Unterſchied der Zwangs- und Gewiſſenspflichten überſehen hat.

Ueber das Recht der Begnadigung ſagt er viel Gutes, und widerlegt den Montesquieu, welcher dieſes Recht als einen Theil der monarchiſchen Obergewalt betrachtet, mit treffenden Gründen. Der Monarch müſſe bey Ausübung der Staatsgewalt den Geſetzen des Staats unterworfen ſeyn, und ihre Unverbrüchlichkeit aufrecht erhalten. Das ſogenannte Begnadigungsrecht ſey eine Geburt des Despotismus, welcher ſich über die Geſetze hinausſetzt, und werde am häufigſten von Despoten ausgeübt; wie die Geſchichte aller Zeiten, beſonders die römiſche, zeigen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ulm, in der Wohlerſchen Buchh.: *Beyträge zur Beförderung des älteſten Chriſtenthums und der neueſten Philoſophie*; herausgegeben von einem katholiſchen Selbſtdenker. X — XI. Heft. 1790. 352 S. 8.

Theologiſche Toleranz, freymüthige Prüfung des Katholicismus, Zerſtörung des Mönchthums und Pabſtthums ſind immer noch die wichtigen Themen, die der Herausgeber unter verſchiednen Formen ſehr geſchickt zu bearbeiten weiſs. Dahin gehören die in dieſen Heften vorkommenden Auszüge aus den auf Joſeph II gehaltnen Trauerreden, die Reflexionen über die ärgerliche Verdammungspredigt des Hn. Häberle, zweyten Stadtpfarrers zu Freyburg, die Paraphraſe des 14ten Kapitels in dem Briefe Pauli an die Römer, die biedern Klagen über das Mönchthum aus einem alten Aufſatze, wovon Hr. Bibliothekar *Ruef* in einem der folgenden Hefte ausführliche Nachricht zu geben verſpricht, die treffenden Bemerkungen über die von den Biſchofen zu Konſtanz und Augsburg erlaſſenen Hirtenbriefe, worinn ſie die unter K. Joſeph abgeſchafften Prozeſſionen, Wallfahrten, Brüderſchaften u. d. gl. wieder geſtatten. Die hier beygefügte Hofreſolution vom 28 Auguſt 1790, worinn dieſe biſchöflichen Verfügungen modificirt, und die Herrn Ordinarii angewieſen werden, daſs ſie ſich in Fällen, wo ſie von der gegenwärtigen Andachtsübungsordnung abzugehen glauben, jedesmal vorläufig mit der politiſchen Landesſtelle einzuvernehmen, und ſodann erſt ihre Diöceſanordnung der Geiſtlichkeit kund zu machen hätten, zeigt deutlich genug, daſs K. Leopold nicht geſinnt ſey, den Biſchöfen bey der Einrichtung des Gottesdienſtes freye Hand zu laſſen, und ſein placitum regium aufzugeben. Als ein Beytrag zur Mönchscharakteriſtik werden die zwey Werke des Hn. Fürſtabts zu St. Blaſien, *hiſtoria nigrae ſilvae*, und deſſen *eccleſia militans* recenſirt, und von dem erſten bemerkt, es ſey ein trauriger Beweis, daſs man eine ausgebreitete Gelehrſamkeit beſitzen könne, ohne den Namen eines aufgeklärten Chriſten zu verdienen. Das andre Buch wird ein dunkellateiniſches, ein räthſelhaftapokalyptiſches, ein mönchiſchhildebrandiſches Werk genannt. Der Hr. Fürſtabt darf ſich über die Harte dieſes Urtheils nicht ſehr beklagen, indem er ſich eben auch keiner gelindern Ausdrücke wider Juſtinus Febronius, und wider die vier Deputirten zum Emſercongreſs bediente. Merkwürdig ſchienen dem Herausgeber die Worte eines gelehrten und ſterbenden Mönchs, (des Prof. Wilhelm zu Freyburg.) die er ſeinem Teſtament einrückte: *Ich halte als Theolog nichts auf ewige Gelübde.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Nimwegen: (Weſel:) Batrachaetomachia: die Froſchiade, enthaltend die blutige und muthige Schlacht der Froſche und des Adlers;* oder *des Homerus Krieg der Mauſe und Froſche traveſtirt.* Mit Fleiſs beſchrieben, und luſtig und lieblich zu leſen. Cum Notis Variorum. 1787. 108 S. 2. Adler und Frösche gegen einander auftreten zu laſſen — welch ungleicher Kampf! Und in der Bearbeitung ſeines Stoffes, deſſen Anſpielungen auf den Feldzug von 1787 klar genug ſind, bleibt der Vf. hinter ſeinen Vorgängern in der Kunſt zu traveſtiren an Feinheit und gefälliger Laune weit zurück, die Verſification iſt nichts weniger als geſchmeidig, in den Noten iſt der Witz wenigſtens nicht männlich, und wenn der Autor am Ende noch auf eigene Hand mit dem Verfaſſer des Horus eine Fehde beginnt, ſo wird ſich doch dieſer ſchwerlich durch Schimpfen bekehren laſſen.

Druckfehler in No. 162. S. 493. Z. 17. v. u.: *dem Vaterlande*, ſtatt: *das Vaterland*. S. 495. Z. 4. v. o.: *Saite*, ſtatt: *Seite*. Z. 6. v. o.: *dieſe*, ſtatt: *dieſes*. Z. 24. v. o.: *motivirt*, ſtatt: *modificirt*. No. 197. S. 152. Z. 33. v. u. ſt. *moraliſchen Theologie* l. *moraliſchen Teleologie*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 11. Auguſt 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Schneider: *Corn. Alb. Kloekhofs ſämmtliche Schriften.* Aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit einem Verſuch eines Beweiſes, daſs die feſten Theile des menſchlichen Körpers in einem nähern Zuſammenhange mit dem menſchlichen Geiſte ſtehen, als die flüſſigen deſſelben, verſehen von *J. C. F. Leune.* Erſter Band. 1789. 368. S. Zweyter Band 1790. 390 S. 8.

Kloekhofs Schriften, welche 1747 zu Utrecht herauskamen und von denen Hr. Dr. Schlegel 1772 einen Nachdruck beſorgte, verdienen von jedem Arzt geleſen zu werden: Rec. aber zweifelt, ob ſie in dieſer deutſchen Ueberſetzung mit Nutzen geleſen werden können. Kloekhof hatte ſeinen Stil nach dem Boerhaaviſchen gebildet, er ſchreibt aber noch gedrängter als Boerhaave, und dunkel. Nun verſichert wohl Hr. Leune, daſs er bey Abfaſſung dieſer Ueberſetzung nicht fahrläſſig zu Werke gegangen ſey und beynahe eher zu viel, als zu wenig Zeit auf dieſelbe gewendet habe; Rec. aber fand bey Zuſammenhaltung ſehr vieler Stellen mit dem Original, daſs noch weit gröſserer Fleiſs nothwendig geweſen wäre, wenn dieſe Ueberſetzung hätte lesbar und nützlich ſeyn ſollen. Die Menge der Druckfehler iſt ſehr groſs: die wenigſten ſind in dem weitläuftigen Verzeichniſs derſelben angezeigt, und zuweilen findet man einen Druckfehler durch einen neuen verbeſſert. Manches ſind offenbare Schreibefehler, z. B. *Gnidien*, ſtatt *Knidus*. Th. 2. S. 190 fällt der Verſtand einer ganzen Periode weg, weil Hr. L. ſtatt *Athenäus*, Aretaeus geſetzt hat. S. 226. heiſsen *morbi inflammatorii* des Kloekhof (S. 148 nach Schlegels Ausg.) Entzündungsarbeiten. Die *febris ardens* des Kloekhof iſt bey Hr. L. ein ſtarkes hitziges Fieber. Er hätte aus jedem Lehrbuch der ausübenden Heilkunde ſehen können, daſs zum Brennfieber noch etwas mehr gehört, als das bloſse Starkſeyn. *A. Corn. Celſus, Romae clarus* iſt S. 188 überſetzt: *Celſus, der in Rom mit groſsem Ruhm die Arzneykunſt ausübte.* Man weiſs, daſs es noch zweifelhaft iſt, ob Celſus ein ausübender Arzt geweſen ſey, und deſswegen drückte ſich Kl. ſo allgemein aus. Hr. L. legt alſo ſeinem Vf. eine Idee unter, die er nicht hatte. S. 128. ſteht im Original *phreniticorum*, in der Ueberſ. S. 196. *beym Seitenſtich*, S. 203 lieſt man: *man gehe die gröſsten Aerzte in Gedanken durch:* Kl. ſagt: *quodſi principes medici conſulantur*, und ſpricht offenbar vom Nachleſen der Aerzte, die dieſe oder jene Meinung vom Aderlaſſen hatten. Rec. könnte noch eine Menge von Fehlern anführen, welche er in der einzigen Schrift *de venaeſectionis termino in acutis* gefunden hat, wenn es der Raum verſtattete. Nur noch eine Probe: Kl. ſagt S. 230.: *Quorum ſi quid urgeret valide, omiſſa venaeſectione cucurbitulas cum ſcarificatione — pro caſuum diſcrimine huic ſuffecit antiquitus, quin et ipſi ſeverum venaeſectionum alias patroni.* Dieſes hat Hr. L. ſo gegeben: *Was das Verfahren der Alten, die doch ſonſt eben keine Feinde der ſpatern Aderläſſe waren, anbelangt, wenn ein ſolcher Umſtand bey einer hitzigen Krankheit ſich zeigte, zugleich aber auch eine Anzeige zur Verminderung der Menge des Blutes zugegen war, ſo bedienten ſie ſich ſtets der Aderlaſs blutiger Schröpfköpfe, — je nachdem ſie dieſes oder jenes Mittel in dem gegenwartigen Falle für gut befanden.*

Die auf dem Titel bemerkte eigne Abhandlung des Ueberſetzers iſt dem erſten Bande beygedruckt. Wenn man auch dem Vf. nicht alle ſeine Behauptungen zugeben kann, ſo zeigt doch dieſe Abhandlung von Scharfſinn und guten Kenntniſſen und es wäre nur zu wünſchen, daſs er ſich die vielen Ausſchweifungen nicht erlaubt hätte, die einen groſsen Theil des Raums ausfüllen. Der Vf. beweiſt ſeinen Satz, daſs die feſten Theile mehr zum Leben beytragen, als die flüſſigen, theils aus der Bildung der Frucht im Mutterleibe, theils daraus, daſs thieriſches Leben Empfindung ſey, Empfinden aber den Grund der ganzen menſchlichen Erkenntniſs ausmache. Weil nun das Leben mit der Zunahme der feſten Theile zunimmt, ſo müſſen auch die feſten Theile einen gröſsern Antheil am Leben haben, als die flüſſigen. Was Empfinden ſey, erklärt der Vf. auf folgende Art: Abänderungen in einfachen Subſtanzen jeder Art nennt man Thätigkeit, oder Kraftäuſserung. Thätigkeit iſt Leben, Leben iſt Empfindung: jede einfache Subſtanz hat alſo Empfindungsfähigkeit. Aus der Vereinigung mehrerer einfachen Subſtanzen, die dauerhafter und zur Erzielung eines mehr oder weniger edlen Zweckes geſchickt iſt, entſtehen organiſirte Weſen. Dieſe Subſtanzen theilen ihre Zuſtände, alſo die Empfindungen, einander wechſelſeitig mit und dieſe Mittheilung iſt der Grund der gegenſeitigen Vereinigungsfähigkeit der Weſen. Aus dieſem zieht er den Schluſs, daſs die Säfte nichts zum Leben beytragen, weil ſie nicht organiſirt ſind, und daſs beſonders durch den Nervenſaft nichts in die Seele übergetragen werden könne, weil die Säfte überhaupt nicht beſtimmt und zweckmäſsig einwirken, und man ihre Wirkung für nichts weiter, als geſetzloſe äuſsere Stöſse halten kann, alſo auch das Bewuſstſeyn von ſolchen Empfindungen, die durch den Nervenſaft übergetragen werden, nur dunkel ſeyn würde.

BERLIN b. Mylius: *Dr. Johann Friedrich Zückerts — allgemeine Abhandlung von den Nahrungsmitteln.*

Digitized by Google

Zweyte Auflage, mit Anmerkungen von *Kurt Sprengel*, d. Arzneykunde Dr. und Prof. in Halle. 1790. 336. S. 8.

Hr. S. hat auf Verlangen des Verlegers in dem Text dieſes nützlichen und beliebten Werks nichts geändert, ſondern nur hin und wieder ſeine Anmerkungen beygefügt, die im Ganzen nicht ſehr viel betragen und zum Theil einer genauern Beſtimmung bedürfen. S. 38. iſt der ernährende Stoff, der in den verſchiedenen Fleiſcharten enthalten iſt, zu allgemein aus Spielmann angegeben. Hr. Sp. behauptet, daſs das Pfund Hammelfleiſch $\frac{1}{10}$ nährende Subſtanz enthalte, da doch dieſes Verhältniſs bey einem maſsig alten und wohlgemäſteten, und bey einem ganz alten und magern Thier ſehr verſchieden iſt. Der fremde Geſchmack, den zuweilen das Fleiſch der Krebſe hat, (S. 51) rührt oft von dem ſtehenden Waſſer her, in dem ſich die Krebſe aufhalten. Schichtenweiſe (S. 89) ſtreuet die Hauswirthin das Salz nicht zwiſchen die kleingeſchnittenen Krauthäupter, wenn ſie Sauerkraut bereiten will. Sie vermengt das Salz mit dem geſchnittenen Kraut, und ſtampft es dann ein. Auch die Weinranken, die in die Kufe gelegt werden ſollen, ſind keinesweges unentbehrlich, wie der Vf. angiebt. In der Anmerkung S. 127. hätte auch die Schädlichkeit der kupfernen Gefäſse zur Aufbewahrung der Hefen bemerkt werden ſollen. Das Kupfer iſt wenigſtens eben ſo ſchädlich, als das mit Bley verſetzte Zinn, wenn Subſtanzen in ihm aufbewahret werden, die ſich zur Säure neigen, und man braucht im Hausweſen kupferne Gefäſse zu ſolchen Zwecken weit häufiger, als zinnerne. Die Kartoffeln empfiehlt Hr. Sp. S. 137. als eine Speiſe, die ſehr nahrhaft, bey maſsiger Bewegung leicht zu verdauen und ganz unſchädlich ſey: S. 184. aber ſagt er, daſs der Magenſchmerz, der im Lüneburgiſchen ſo häufig ſey, von Kartoffeln herrühre. Rec. geſteht Hn. Sp. gern zu, daſs die weiſse, und auch die runde röthliche Spielart der Kartoffeln eine ergiebige, gute und leichte Nahrung liefere, wenn nur die Wurzeln auf trockenem und ſteinichtem Boden gewachſen ſind: er kann aber dieſes weder von den Kartoffeln zugeben, die auf ſchwerem Lettenboden gewachſen ſind, noch kann er glauben, daſs die Wurzeln aller Spielarten dieſes Gewachſes zur Nahrung gleich gut ſind.

Leipzig, b. Cruſius: *Mediciniſche Skizzen von Johann Carl Heinrich Ackenmann*, der Arzneyg. Dr. u. Praktikus in Zeitz. Zweytes Heft. 1790. 8. 93. S.

Rec. kann über die Fortſetzung dieſer Sammlung mehrerer gröſstentheils zur theoretiſchen Arzneywiſſenſchaft gehörigen Aufſätze kein anderes Urtheil fällen, als welches in unſern Blättern über den erſten Theil gefället worden iſt. Der Vf. verräth nicht ſelten gute Kenntniſſe; aber ſeine Behauptungen ſind nicht durchgedacht, ohne Beweiſe flüchtig hingeworfen, einſeitig und daher voll von Paradoxien, die nicht einmal einer Widerlegung werth ſind. Nach dem erſten Aufſatz: *von dem Nutzen der Inteſtinalwürmer*, ſollte man glauben, der Vf. wiſſe faſt nichts vortheilhafteres für die Menſchen, ſowohl im geſunden, als im kranken Zuſtand, als die Würmer. Sie verhüten die Vollblütigkeit, weil ſie vielen Nahrungsſaft verbrauchen: ſie wohnen zwar im Schleim, verzehren aber denſelben auch: ſie reitzen, und befördern dadurch die Geſchäfte der Verdauung: ſie leiten ſcharfe Säfte nach dem Darmcanal: ſie löſen Verſtopfungen im Gekrös auf: ſie ſind mächtige Beförderer der Kriſen durch den Darmcanal, ja ſie erwecken die Menſchen bey Aſphyxien. Zur Verminderung der Vollblütigkeit ſind ihm die Würmer in den Därmen ſogar nicht hinreichend: er meynt, es könne derſelben auch vielleicht durch eine groſse Menge Thierchen, welche ſich in den Säften aufhalten, vorgebeugt werden. In einem andern Aufſatz ſuchter die Nachtheile mediciniſcher Volksbücher zu entwickeln und erläutert den Satz, den andere ſchon mit vielen Gründen unterſtützt haben, ausführlich, daſs der Volksunterricht über die Heilung der Krankheiten mehr negativ als poſitiv ſeyn müſſe. Im dritten Aufſatz: *über die Urſachen der Unwirkſamkeit ſtarker Purganzen* ſind die gewöhnlichen Urſachen dieſer Erſcheinung gut entwickelt. Vollſtändig iſt das Verzeichniſs der Urſachen aber doch nicht; die allzugroſse Empfindlichkeit des Darmcanals, welche ſehr oft macht, daſs Purganzen eine ihnen völlig entgegengeſetzte Wirkung äuſsern, iſt z. B. nicht angeführt. Die zwey folgenden Aufſätze: *von der moraliſchen Behandlung der Wahnſinnigen* und *von den Vorzügen der altern Heilkunde vor der neuern* ſind von wenigem Belang. Im erſtern will der Vf., daſs man Wahnſinnige durch Erregung anderer Ideen in ihrer Seele nicht zerſtreuen ſoll, weil dieſes am meiſten durch Erhöhung der Einbildungskraft geſchehen könne, die übrigen Seelenkräfte aber erniedrigt werden, wenn eine einzelne zu ſehr angeſpannt wird. *Von den Anſteckungsmaterien.* Der Vf. vergleicht die Erſcheinungen bey der Anſteckung mit denen bey der Elektricität und findet zwiſchen beyden einige Aehnlichkeit. Vieles in dieſem Aufſatz iſt unerwieſen, z. B. daſs das Peſtgift nicht leicht durch Leinwand fortgepflanzt werde. Die Metalle ſind Leiter der anſteckenden Materien, weil chirurgiſche Inſtrumente eine anſteckende Krankheit fortpflanzen, weil durch den gemeinſchaftlichen Kelch die Luſtſeuche auf andere übergetragen werden kann und weil gepülvertes Meſſing veneriſche Geſchwüre heilt. Sehr wichtig würde auch der Satz ſeyn, wenn er nur erwieſen wäre, daſs viele veneriſche Perſonen mit Peſtkranken einen *genauen* Umgang haben können, ohne von der Peſt angeſteckt zu werden. Eben ſo unbeſtimmt ſind die Thatſachen, womit der Vf. die Verſetzung der Thränenfeuchtigkeit auf andere Theile erweiſen will. Bey einer Frau, die viel geweint hatte, fand man das Gehirn voll Waſſer, und dieſes kam von verſetzten Thränen her. Von eben dieſer Urſache kommt es her, wenn Kinder, die heftig zu weinen pflegen, die Epilepſie bekommen, oder ſteif und unbeweglich werden, wenn man ihnen das Weinen verbietet. Etliche Beobachtungen, die man am Ende lieſt, ſind neue Beweiſe für den alten Satz: daſs Krankheiten, welche lange im Körper vorhanden waren, durch eine darzu kommende neue Krankheit geheilet werden können.

Leipzig b. Schneider: *Collectio opuſculorum ſelectorum ad medicinam forenſem ſpectantium. Curante* — Schlegel — *Vol. V.* 1790. 273. S. 8.

Dieſer Vte Band enthält 1) *A. Vater diſſ. qua valor et ſufficientia ſignorum infantem recens natum vivum aut mortuum*

Digitized by Google

tuum editum arguentium ad dijudicandum infanticidium examinentur. Vitemb. 1735 2) *C. F. Jaeger diss. sistens observationes de foetibus recens natis jam in utero mortuis et putridis, cum subjuncta epicrisi Tubing* 1767. 3) *Ejusd. diss. qua casus et annotationes ad vitam foetus neogoni dijudicandam facientes proponuntur.* Ibid. 1780. 4) *A. O. Goelike spec quo demonstratur partum octimestrem vitalem esse et legitimum Halae 1708.* 5) *G. A. Langguth diss. de foetu ab ipsa conceptione animato ad ars. 123 C C C. Vitemb. 1747.* 6) *Triller diss. de mirando cordis vulnere post XIV. demum dies lethali. Vitemb. 1775.* Den Werth einer solchen Sammlung bestimmt die Güte und die Seltenheit der wieder abgedruckten Schriften. Der Herausgeber verlangt aber wohl zu viel, wenn er von denjenigen Beyträge für seine Sammlung fodert, die ihn auffodern, den Werth derselben durch den Wiederabdruck dieser oder jener wichtigern und seltnern kleinen Schrift zu erhöhen, und dadurch seinem Zweck näher zu kommen. Vielleicht wollten sie ihn nur aufmerksam darauf machen, dass er die Bedürfnisse seines Publikums nicht ganz befriedige, und ihm einige davon nahmhaft angeben, um ihn dadurch zu veranlassen, seinen Eifer zu verdoppeln und seine Sammlung allgemeiner nützlich zu machen. Eine solche Auffoderung soll den Verdiensten des Herausgebers nicht nachtheilig seyn und kann dem Publikum nützlich werden, zu dessen Vortheil doch der Herausgeber sammlen und geben will, und der Rec. auch wünschen und auffodern dürfte.

TURIN, aus der königl. Druckerey: *Delle Opere de' Medici, e de' Cerusici che nacquero, o fiorono prima del Secolo XVI. negli stati della real Casa di Savoja, Altri Monumenti*, raccolti da *Vincenzo Malacarne* 1789. 164 S. 4.

Dieses Werk ist blos eine provincielle Gelehrten Geschichte, und beschränkt sich allein auf die Aerzte und Wundärzte, welche in Savoyen lebten oder da gebohren würden. Der gegenwärtige Theil begreift die Jahre 1000 bis 1400, gerade die traurigste Periode für alle Wissenschaften, besonders für Medicin und Chirurgie. Am allerwenigsten ist diese Periode der italiänischen Medicin und Chirurgie interessant. Diese Wissenschaften waren damals grösstentheils in den Händen der Mönche, und chirurgische Operationen durften gar einmal nicht gemacht werden, weil die Kirche verboten hatte, Menschenblut zu vergiessen. Pabst Bonifacius VIII untersagte sogar alle Chirurgie gänzlich, und that die in den Bann, welche Operationen machen, oder nach dem damaligen Ausdruck Menschenblut vergiessen wurden. Ausserdem wird der Gebrauch dieses Werks noch dadurch erschwert, dass die Abschnitte der Geschichte nach den Regenten gemacht sind; hin und wieder sind historische Data eingeflochten, welche die Regenten betreffen, hingegen sind die Nachrichten von den meisten Gelehrten kurz und unerheblich. Auch ein Register fehlt, welches bey ähnlichen Arbeiten so nothwendig ist; dieses wird man indess hier nicht sehr vermissen. Wir wollen versuchen, das wenige Merkwürdige auszuheben.

Das Werk ist in vier Lectionen abgetheilt (durch einen Druckfehler ist statt der vierten die fünfte gesetzt) Die erste begreift die Zeit der Regenten Berold, Umbert, Amadeus, Otho, Amadeus II, Umbert II, Amadeus III, Umbert III, Thomas und Amadeus IV. Erst gegen das Jahr 1022 bekam Savoyen eine bessre Regierungsform, unter den damaligen Fürsten Berold, und mit diesem nimmt die Geschichte den Anfang. Das Land genoss innre Ruhe und Glückseligkeit; nur ward es von Zeit zu Zeit auch unter dem folgenden Regierungen dieser Periode von der Pest heimgesucht. Unter Umbert II. war diese so äusserst verheerend, und mit so grosser Hungersnoth verbunden als das Land nie vorher erlitten hatte. Um diese Zeit lebte *Petrus Lombard*, welcher erster Leibarzt Ludwigs VII von Frankreich ward. Man glaubt gewöhnlich, dass Pet. Lombard zugleich ein Geistlicher und Bischoff von Paris gewesen sey; hier wird ausführlich bewiesen, dass dieses ganz ungegründet ist, und dass zwey ganz verschiedene Männer dieses Namens gelebt haben, der erste Leibarzt von Ludwig VII, welcher 1138 starb, der zweyte ein Geistlicher, welcher 1159 Bischoff von Paris ward und 1160 starb.

Semorinus, Leibarzt der Gräfin Agnes von Saluzzi um das Jahr 1193, führte zuerst den Titel *Artium et Medicinae Magister*. Im J. 1219 unter der Regierung des Grafen Thomas von Savoyen, ward zu *Vercelli* das St. Andreas Hospital erbaut, und diese Stadt ward der Sitz der Gelehrsamkeit. Auch die Universität von Padua ward dahin verlegt. Im J. 1267 bekam *Vercelli* zwey Professoren der Medicin.

Die zweyte Section enthält die Regierungen von Bonifacius, Peter, Philipp I, Amadeus V. und Eduard. Die berühmtesten Männer waren Petrus Campano oder de Campana, und Germanus de Casala, welcher ein Werk über das Auge schrieb. Unter Amadeus V ward in der Stadt *Asti* ein Collegium Medicum errichtet, welches aus sieben Aerzten bestand.

Die dritte Section begreift die Zeit unter Aemon und Amadeus VI. Im J. 1329 ward Wilh. Gordonio vom Collegio zu Asti zuerst zum *Doctor Artium* und *Medicinae* creirt. *Petrus von Argentera* war in Heilung der Brüche berühmt, er gebrauchte auch Mittel, um Haare und Fleisch zu regeneriren, u. dergl.

Die vierte und letzte Section während der Regierung von Amadeus VII. und Amadeus VIII. Unter Amadeus VIII war Cusano der erste, welcher den Titel eines herzogl. Leibarzts führte. Diesen folgen dann noch einige unberühmte Namen.

WIEN, b. dem Edlen von Kleinmayer: *Friedrich August Weber*, — Stadtarzt zu Heilbronn, *von den Ursachen und Zeichen der Krankheiten.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von *Johann Friedrich Zirtzow.* Erster Band 1791. 8. 310 S.

Das einzige, wodurch sich diese Uebersetzung auszeichnet, ist ein sehr demüthiges Dedicationsschreiben des Hn. Z. an Hn. Rath Reinlein, in welchem er unterthänigst bittet, „*dass Selbe* (der Herr Rath) *diese Zueignung mit einer gütigen Genehmigung, gnädigen Zufriedenheit beehren mögen.*" Rec. kann weder das eine, noch das andere, denn die Arbeit des Herrn Z. ist undeutsch, holpericht und voll von Druckfehlern.

Digitized by Google

Berlin, b. Petit und Schöne: *Browne Langrish's — theoretische und praktische Abhandlung über die Fieber.* Nach der neuesten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. 1790. 8. 480 S.

Dieses Werk ist die Uebersetzung der *modern theory and practice of physik*, von welcher wir die zweyte Ausgabe, die 1738 herauskam, vor uns haben. Die Uebersetzung ist gut und richtig. Anmerkungen hat der Uebersetzer nicht beygefügt: und wenn wir auch die Theorien in der Heilkunde für wesentlicher halten, als der Uebersetzer in der Vorrede äussert; so glauben wir doch, dass sein Werk zu weitläuftig geworden seyn würde, wenn er alle theoretischen Sätze des L. hätte berichtigen wollen und billigen es also sehr, dass er das für die Fieberlehre wichtige Werk geliefert hat, wie es war.

Leipzig, b. Schneider: *Thesaurus pathologico-therapeuticus*: exhibens scripta rariora et selectiora auctorum, et indigenorum et exterorum, quibus natura ac medela morborum tam internorum, quam externorum illustrantur atque explicantur, quem collegit et edidit *Dr. Jo. Christ. Traug. Schlegel*, Cels. comit. regn. de Schönburg-Waldenburg. Consil. et Archiater. Vol. I. Pars III. 1791 8. 17 Bogen.

Dieser neue Theil einer correct gedruckten wohlfeilen, und nützlichen Sammlung enthält *Caroli Gianella* de successione morborum libr. III. Batavii (Patavii)' 1742. und *H. F. von der Stadt* tract. de salubritate febris. Gandavi, 1768.

Wien, b. Wappler: *Commentar über Stoll's Fieberlehre* von *Joseph Eyerel.* Erster Band. 1789. 8. 318. S. zweyter Band. 1790. 580. S.

Von der lateinischen Ausgabe dieses Commentars ist bereits in unsern Blättern Nachricht gegeben worden. H. E. hat van Swietens Erläuterungen, zugleich aber auch Stolls ungedruckten Nachlass, von dem aber nun doch wohl das meiste gedruckt seyn wird, und die andern Werke dieses Arztes genutzt und dadurch jungen Aerzten ein sehr brauchbares praktisches Werk in die Hände gegeben, welches von denen, die des Lateinischen unkundig sind, in dieser Uebersetzung mit Nutzen wird gelesen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Auszüge aus den besten Schriften der Franzosen.* Zum Gebrauch für die Jugend in Schulen und Erziehungsanstalten. Unter der Aufsicht des Herrn Abt *Resewitz* herausgegeben von *C. H. Schmidt*, Prediger zu Alten-Salzwedel in der Alt-Mark. Zweyter Theil. Erste Abtheilung. 336 S. Zweyte Abtheilung 384 S. 8. oder:

Recueil de pieces interessantes tirées des meilleurs auteurs François — à l'usage de la Jeunesse qui s'applique à l'étude de cette langue par *Charles Henri Schmidt.* Tome II. Partie I-II.

In der Vorrede rechtfertigt sich der Herausgeber gegen die Vorwürfe, die ihm wegen der Aufnahme der *Lettres de Babet* in eine Sammlung für Jünglinge gemacht sind, unsers Erachtens ganz treffend, und giebt dann die Ursachen der für diesen Theil getroffenen Auswahl an. Dieser Theil enthält: Duvals Leben, Friedrichs II Eloge auf Jordan und Auszüge aus Guiberts Eloge auf Friedrich II, aus *Rousseau's* Confessions, aus *Mercier's* Bonnet de Nuit und Tableau de Paris aus *Rousseau's* Heloise, aus den Lettres Persannes und *Bruyere's* Caractères. Die Wahl, die hier freylich schon an schwerere Stücke gekommen ist, ist wieder recht gut getroffen; denn wenn auch das Lob, das der Eloge von *Guibert* und dem persönlichen Charakter Rousseau's in der Vorrede beygelegt ist, nach neuern Untersuchungen zu hoch gestimmt seyn dürfte, so sind die Auszüge doch zu dem hier ins Auge gefasten Zweck sehr tauglich. In der Vorrede wird noch von Auszügen aus *Bougainville's* Reise, und von *Voltaire's* Princesse de Babylone gesprochen, die in diesem Bande geliefert werden sollten; sie finden sich aber nicht, und sind vielleicht deshalb weggeblieben, damit der Band nicht zu gros würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschr. Berlin b. Schöne: *Neues A. B. C. Buch*, welches zugleich eine Anleitung zum Denken für Kinder enthält, mit Kupfern von *Karl Philipp Moritz*, Professor bey der Academie der bildenden Künste in Berlin. 1790. 2½ B. Text 1½ B. Kupfer 8. (6 gr.) Berlin in der Real-Schulbuchh. *Berlinisches neu eingerichtetes A. B. C. Buchstabier und Lesebüchlein.* Umgearbeitet von *Christian Zimmermann*, Lehrer am Pädagogium der Königl. Real-Schule. 1790. 6 B. 8. (2 gr.) Beide wollen Anleitung, nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Denken und Sprechen, und zu Sachkenntnissen geben. Bey beiden erst die Alphabete verschiedner Schrift; dann bey

N. 1. ein Commentar über 25 Bilder, unter deren jedem ein Titul und ein Vers steht, z. B. unterm Bilde zum Buchstaben *S* das Wort *Leben*, und der Vers. *In Adern rollt des Lebens Saft*; unterm Bilde zu *T* aber *Tod* und: *der Tod macht Hand und Fuss erschlaft.* Der Commentar zum 18ten Bilde ist: *Ein Mann sitzt auf einem Stuhle, und hält ein Becken in der rechten Hand. Ein Wundarzt lässt ihm am linken Arm zur Ader. In den Adern fliesst das Blut. Das Blut aus der eröfneten Ader strömt in das Becken. Die Ader wird verbunden; dann hört das Bluten wieder auf. Das Aderlassen ist zuweilen heilsam. In den Röhren der Pflanzen steigt der Saft empor. Die Pflanzen wachsen in die Höhe, aber sie bewegen sich nicht. Sie hohlen auch nicht Athem. Der Mensch hohlt beständig Athem. Das Blut strömt durchs Herz. Das Herz schlagt jeden Augenblick. Wenn das Herz auf immer still steht, so lebt der Mensch nicht mehr.*

2. Giebt siebenerley Arten von Sylben an, und setzt unter jede eine Menge Hauptwörter u. s. w., in denen so eine Sylbe vorkommt; nachher ein Heer von Zeitwörtern. In den meisten Stunden soll blos gelesen werden; auf einige Unterredungsstunden aber sollen sich die Kinder so vorbereiten, dass sie 5 bis 6 Zeilen durchgehen, und zu sehen, ob sie jedes Wort verstehen, und was sie davon wissen. Was sie nicht wissen, soll der Lehrer erklären, Abbildungen vorzeigen u. s. w. „Die, sagt der Vf. in „der Vorr., dächt ich, wäre bessere Anleitung zum Denken, Sprechen, Sachkenntnissen, als wenn ich ihnen hingeschrieben hätte: „*ich sehe mit den Augen; ich höre mit den Ohren.* Das wussten „sie ja, ehe sie einen Buchstaben lesen lernten." (Beides hatte N. 1. p. 8. 9. wörtlich)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Auguſt 1791.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fritſch: *P. Virgilii Maronis Opera.* Varietate lectionis et perpetua adnotatione illuſtrata a *Chr. Gottl. Heyne.* Accedit Index uberrimus. *Editio altera emendatior et auctior.* Tom. I. (Praef. et Proleg. CCXLIV.) 554 S. T. II. (Proleg. LXXIV.) 822 S. T. III. 703 S. T. IV. 704 S. 1788—1789. in gr. 8.

Die Beſtimmung des Werthes der Heyniſchen Ausgabe vom Virgil hängt gröſstentheils von der Beſtimmung des Zwecks ab, welcher dem Studium der humaniſtiſchen Wiſſenſchaften geſetzt werden muſs. Warum werden die alten Sprachen dem jugendlichen Unterrichte ſo allgemein zum Grunde gelegt? Warum führen wir den Jüngling mehr zur Betrachtung der Werke des Alterthums, als ſeiner Nation? — Ein altes, aber durch die Bemühungen der *Gesner*, *Ernesti* und *Heyne*, und durch die Verbreitung eines wahren philoſophiſchen Geiſtes über alle Theile der Wiſſenſchaften, wahrſcheinlich auf ewig verbanntes Vorurtheil, fand in der Erlernung der alten Sprachen keinen höhern Zweck, als die Kenntniſs der Sprache ſelbſt; und die Meiſterſtücke des klaſſiſchen Alterthums ſchienen keinen andern Werth zu haben, als daſs ſie griechiſch und lateiniſch geſchrieben waren. Dieſes Vorurtheil erzeugte die lexikographiſche Bearbeitung der alten Schriftſteller, bey welcher es weder auf Geſchmack, noch auf Beurtheilungskraft, noch auf Scharfſinn, ſondern auf einen gewiſſen Vorrath ſogenannter philologiſcher Obſervationen ankam, die ohne Unterſchied bey jedem beliebigen Schriftſteller mit gleicher Schicklichkeit Platz finden konnten. — Andere, welche den wahren Geſichtspunct ſchon richtiger faſsten, betrachteten die alten als exemplariſche Producte des Geſchmacks, die man eben deswegen vor allen andern kennen lernen müſste, weil ſie vor allen andern geſchickt wären, den Geiſt mit dem Ideal des Schönen, mit groſsen und erhabenen Ideen zu erfüllen, und theils zur Nachfolge aufzufodern, theils zur Beurtheilung auszubilden. Aber ſind denn die neuern Zeiten ſo arm an Meiſterſtücken, daſs man immer ſeine Zuflucht zu dem entfernten Alterthum nehmen muſs? Oder wenn dieſes nicht iſt, ſollte nicht vielleicht jener Zweck durch das Studium der Neuern eben ſo vollkommen und mit einem geringern Aufwand von Kräften erreicht werden können? Sind es nicht immer nur Wenige, die nach einer langwierigen Beſchäftigung mit den Alten dahin gelangen, das reine Bild der Schönheit durch das Medium einer ſchweren Sprache aufzufaſſen? Wird nicht alſo das Studium derſelben in den meiſten Fällen unzweckmäſsig und zeitverderblich ſeyn? — Mit nichten, antworten wir, auch wenn wir den Vorderſatz als eine unbezweifelte Erfahrung zugeſtehen. Denn einmal bleibt es doch unumſtöſslich gewiſs, daſs gute Schriftſteller weit ſicherer und bequemer als Muſter des Geſchmacks aufgeſtellt werden können, wenn ſie in einer ausgeſtorbenen, als wenn ſie in einer noch lebenden Sprache geſchrieben haben, und zweytens wird ſich für die formale Bildung des Geiſtes — welche aller Unterricht des jugendlichen Alters beabſichtiget — nicht leicht ein zweckmäſsigeres Mittel als das Studium von Schriftſtellern aus einem entfernten, von dem unſrigen durch Religion, Verfaſſung, Kenntniſſe und die Art, ſie zu erwerben, ganz und gar verſchiedenen Zeitalter, auffinden laſſen. Dieſe Schwierigkeiten reizen und beſchäftigen den Verſtand; die Vergleichung der Verſchiedenheiten übet den Scharfſinn, und bewahrt das Urtheil vor jener Einſeitigkeit, die mit der ausſchlieſsenden Kenntniſs Einer Gattung, Eines Zeitalters und Einer Nation unvermeidlich verbunden iſt. Von einer richtigen Erklärungskunſt und Kritik geht alle weitere Cultur des Geiſtes aus, und ſie wird bey der gründlichen Erlernung einer jeden Wiſſenſchaft als nothwendige Bedingung vorausgeſetzt. Auf dieſen Zweck muſs alſo das Studium der Alten gerichtet ſeyn, dieſen müſſen die Herausg derſelben in den Augen behalten, wenn ſie die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften aufrecht und eines anſtändigen Platzes unter den übrigen Wiſſenſchaften würdig erhalten wollen. Wir müſſen die Denkmäler des Alterthums zuerſt als Producte eines entfernten, von dem unſrigen verſchiedenen Zeitalters kennen, und dann zunächſt nach ihrem äſthetiſchen Werthe beurtheilen lernen. Hiedurch werden die Pflichten eines Interpreten beſtimmt. Zuerſt Sicherung des Grundes, Unterſuchung der Aechtheit des Textes im Ganzen und im Einzelnen; genaue Kritik. Zunächſt Erklärung des Ausdrucks, vornehmlich in Beziehung auf den Ausdruck unſerer Zeit, womit die Erläuterung der Sachen, ſo viel davon zum Verſtändniſs dient, verbunden iſt. Endlich Bemerkung der Zuſammenſtellung und Anordnung im Ganzen und im Einzelnen; der Auswahl im Stoff und der Ausbildung deſſelben; und dieſes alles um deſto ſorgfältiger und umſtändlicher, je muſterhafter der zu erklärende Schriftſteller, und je mehr er geſchickt iſt, auf die Ausbildung des jugendlichen Geiſtes einzuwirken.

Dieſes ſind Grundſätze, nach denen Hr. H. bey der Bearbeitung des Virgils verfuhr. Er wollte ſeinen Dichter nicht bloſs gründlich verſtehn, ſondern, ſoweit dieſes möglich iſt, den Werth deſſelben beurtheilen lehren, und auf dieſe Weiſe eine Probe geben, wie durch ein zweckmäſsiges Studium der Alten die Beurtheilungskraft und der Geſchmack der Jugend zu bilden ſey. Der wahre

Werth dieſer Ausgabe, mit welcher eine neue Epoche des humaniſtiſchen Studiums anhebt, darf daher weder nach der Anzahl der Verbeſſerungen des Textes und der neuen Erklärungen, noch auch nach der Menge gelehrter Obſervationen allein, ſondern vielmehr nach der Zweckmäſsigkeit geſchätzt und beurtheilt werden, welche ſich durch das ganze Werk in allen ſeinen Theilen zeigt, und ſie alle zu einem bewundernswürdigen Ganzen vereinigt. Der Ruhm einer glücklichen Wahl in den Auslegungen ſo vieler Vorgänger, einer genauen Interpretation, einer ſcharfen Kritik, einer weitläuftigen, wohlgeordneten, am rechten Orte benutzten Beleſenheit und der harmoniſchen Verbindung dieſer Vorzüge; — dieſer Ruhm wird den Herausg. des Virgils immer bleiben, wenn man auch zeigen ſollte, daſs er an mehrern Stellen geirrt und fehlgegriffen habe. Wie weit Hr. H. ſelbſt entfernt war, ſich für untrüglich zu halten, und jede ſeiner Behauptungen mit dem Stempel der Wahrheit bezeichnet zu glauben, hat er nicht nur bey der (im J. 1780 erſchienenen) kleinern Ausgabe des V., ſondern noch weit mehr in der gegenwärtigen an den Tag gelegt. Die erſte Ausgabe wurde überall mit einem ausgezeichneten Beyfall aufgenommen, und wo man ſonſt wenig deutſche Werke kennt, iſt Hn. Heynes Virgil gekannt und geſchätzt. Nur der Herausgeber ſelbſt hatte ſich noch kein Genüge gethan. Er hörte nicht auf, an ſeinem Werke zu ändern und auszubeſſern, wo mancher nichts als Vollkommenheit ſah. Faſt jede Seite erlitt einige Veränderungen; der Text bekam eine neue Geſtalt; die Erklärungen wurden bald zurückgenommen, bald mit neuen Gründen beſtätigt; bald beſchnitten, bald vermehrt. Mehrere Excurſus ſind hinzugekommen; mit einem Wort, die neue Ausgabe iſt beynahe ein neues Werk. Unſere Leſer werden es uns gewiſs verzeihen, wenn wir bey einer ſo wichtigen literariſchen Erſcheinung etwas länger verweilen, und einige der vornehmſten Veränderungen anmerken, welche die alte Ausgabe hier erlitten hat.

Wir ziehen, wie billig, die Bearbeitung des Textes zuerſt in Betracht. In der erſten Ausgabe war der Heinſius-Burrmanniſche Text faſt ohne Ausnahme befolgt; dieſer iſt aber nicht immer auf richtige Grundſätze gebaut, und die richtigen Grundſätze ſind nicht immer getreu befolgt. Jetzt hat ſich Hr. H. erlaubt, von jener Recenſion abzugehen. In der Orthographie iſt eine gröſsere Einförmigkeit beobachtet, und Hr. H. hat ſich deshalb gewiſſe Canones feſtgeſetzt, denen er überall treu blieb, wenn auch gleich in manchem einzelnen Fall *das innere Gefühl* eine Abweichung von denſelben zu rathen ſchien. Denn die Unmöglichkeit, Virgils eigene Hand, auch in Rückſicht auf die Schreibart, wieder herzuſtellen, hat er vortrefflich gezeigt. (in der Vorr. des 1. Th. S. 20 ff.) Die Interpunction iſt häufig verbeſſert; die für richtig erkannten Lesarten ſind aufgenommen, und die verdächtigen Verſe überall bezeichnet worden. Auch hat Hr. H. einige neue, hauptſächlich kritiſche Beyträge, erhalten, wiewohl dieſe weit ſparſamer erfolgt ſind, als man vielleicht hätte erwarten ſollen. Die zahlreichen Conjecturen des verſtorbenen *Schrader*, welche der *Hr. van Santen* dem H. mittheilte, ſind gröſstentheils nicht viel mehr, als ſinnreiche Spiele des Witzes, ſelten wahrſcheinlich, noch ſeltner Beyfall abnöthigend. Weit vorzüglicher haben uns die Anmerkungen und Vermuthungen des *Jacob Bryant* geſchienen, in denen ſich meiſtentheils Scharfſinn und geübte Beurtheilungskraft zeigt; wiewol man geſtehen muſs, daſs er mit allzugroſser kritiſcher Schärfe alles wegſchneiden wollte, was *ihm* des Dichters nicht ganz würdig ſchien, vieles zu ſchwach oder noch unvollendet iſt. *Meierottos dubia de rebus ad auctores quosdam claſſicos pertinentibus* enthalten einige ſchätzbare Beyträge zum Virgil; aber am meiſten ſcheint *Brunks* Beyſpiel auf die Verbeſſerung des Textes in dieſer A. gewirkt zu haben, indem dieſer muthige Kritiker eine Menge Vorſchläge, welche Hr. H. zur Berichtigung der Heinſiuſiſchen Recenſion gethan hatte, in ſeiner Ausgabe befolgte, ihnen dadurch eine gröſsere Autorität gab, und den Urheber derſelben berechtigte, ſeine Verbeſſerungen mit gröſserer Zuverſicht aufzunehmen. Wir wollen hier vornehmlich diejenigen Stellen ausheben, welche Hr. H. mit der Fackel der höhern Kritik beleuchtet hat. Ecloga III, 109. 110. werden noch immer für eingeſchoben erklärt, weil es ihnen an grammatiſcher und logiſcher Verbindung fehlt. *Quisquis* ſoll nicht für *unusquisque* ſtehen können; was doch unſrer Meynung nach Hr. *Voſs* gründlich bewieſen hat; gleichwohl, wenn ſie herausgeworfen worden, iſt der Abfall auch ſehr hart, und der Vers *Non noſtrum inter vos tantas componere lites* ſteht gar zu iſolirt. Ecl. X, 16—28. Scaliger wollte dieſe drey Verſe nach V. 8. geſetzt wiſſen. Hr. H. geſteht, daſs ſie an ihrer gegenwärtigen Stelle durchaus nicht paſſen, die Worte *ſtant et oves circum* ausgenommen, welche nicht wohl anders ſtehen können, wenn man Theokrit. I, 66 und 74 vergleicht. Wir müſſen geſtehen, daſs wir die Worte *noſtri nec poenitet — divine poeta* des Virgils immer für unwürdig und für eine grammatiſche Interpolation, — von welcher ſie ganz das Gepräge tragen, — gehalten haben. Wir vermutheten auch wohl, daſs nach den Worten *ſtant et oves circum* eine Lücke ſeyn könnte, welche die Grammatiker auf eine ungeſchickte Art auszufüllen geſucht hätten. Da wir endlich den — hier gar nicht herpaſſenden — Vers: *Et formoſus oves ad flumina pavit Adonis* beym Theokrit in der Rede der Venus finden, und beym Virgil die Venus gar nicht eingeführt iſt, ſo hielten wir es eben nicht für unwahrſcheinlich, daſs gerade die Worte der Göttin beym V. bis auf den einzigen aufgeführten Vers herausgefallen ſeyn mochten. Da in denſelben des Adonis als eines *Hirten* Erwähnung geſchieht, ſo nahm der Grammatiker daher den Stoff zu dem Vers: *Nec te poeniteat pecoris, divine poeta*, und glaubte ſo das Fragment des 16ten Verſes mit dem 18ten V. in Verbindung geſetzt zu haben. — Im 40ſten Verſe ſchlägt der H. vor: *tanta aut ſub vite. Vix enim ſalices et vites eodem agro plantari ſolitae.* Vertraten vielleicht die Weiden bisweilen die Stelle der Ulmen? — Im 44ſten Verſe wird *Heumanns* Lesart *duri te Martis* von neuem in Schutz genommen, wie ſchon in den *Addendis* der 1ſten Ausg. T. IV. S. 224. geſchehen war; und im folgenden Verſe werden die Worte *nec ſit mihi credere tantum* in Parentheſe geſetzt, und ſo erklärt: *Utinam tantam rem credere ne cogar.* *Tantum* zu dem Folgenden zu ziehen, wie

Digitized by Google

wie in der erſten Ausg. geſchehen iſt, findet der H. jetzt froſtig. — Die letzten Verſe dieſer Ekloge werden gegen *Home* in Schutz genommen. Sie erinnern uns wieder, ſagt der Herausg., daſs die Scene in der Schäferwelt iſt. Uns ſcheint der Mangel an Verbindung, den *Home* tadelt, nicht der einzige Fehler an denſelben zu ſeyn; wiewohl uns dieſer hinlänglich gegründet dünkt, ſondern auch die Wiederholung des *umbra* iſt geſpielt, und misfällt dem Ohr. Wenn der 76ſte Vers *Juniperi gravis umbra; nocent et frugibus umbrae* herausgeworfen würde, ſo fiel der eine und der andere Tadel zuſammen. Ein Grammatiker ſchrieb zu *gravis umbra* die Worte: *Juniperi gravis umbra*, und ein Anderer glaubte ſich ein Verdienſt um Virgil zu machen, wenn er dieſes Hemiſtichium ausfüllte. — In den Georgicis I. findet *Bryant* den 144. V. verdächtig, und Hr. H. ſtimmt ihm bey. *Verba quidem*, ſagt er, *ſunt admodum ornata. Verum a re eſt id, quod inſeritur, et ſententiarum nexus inde languorem contrahit.* V. 396 ſchlagt der Herausg. ſtatt *Nec* vor, zu leſen: *Et fratris.* Der Scholiaſt des Statius unterſtützt dieſe Vermuthung; dann möchten wir aber auch noch *Schraders* Einfall billigen, der *fulgere* ſtatt *ſurgere* leſen will. Die gewöhnliche Erklärung, welche Hr. *Voſs* in Schutz nimmt: der Mond ſcheine mit eignem Lichte zu ſtrahlen, misfällt Hn. H., wie uns dünkt, mit Recht, weil ſie einen gezwungenen Sinn giebt, der nicht einmal ganz in das Uebrige zu paſſen ſcheint. — II. Buch. Der 129ſte V. kömmt noch einmal vor Georg. III. 283. an der letzten Stelle, wo von *incantationibus* die Rede iſt, kann er nicht eingeſchoben ſeyn; aber gar wohl hier, wo der Dichter bloſs von Giftmiſcherey ſpricht, mit welcher die *Carmina* nicht nothwendig verbunden ſind; auch *Brunk* läſst ihn hier aus. Dieſes ſcheint uns nichts weniger, als willkührlich zu ſeyn, wie ein anderer Kritiker behauptet, wenn man bedenkt, daſs Virgil in dieſem ausgearbeiteten Gedicht denſelben Vers ſchwerlich zweymal geſetzt haben dürfte, und daſs dem Grammatiker bey der *ſaeva noverca* im 129. V. gar wohl die *mala noverca* aus III. 283 beyfallen konnte, welche Stelle er als Parallele an den Rand ſchrieb. — III. Buch. Der 362ſte Vers wird gegen *Bryant*, der ein ſolches *acumen* nicht im Geiſte Virgils glaubte, vertheidigt, indem gezeigt wird, daſs bey einer geſchickten Erklärung das *acumen* wegfällt. Aus einem andern Grund wollte der nämliche Kritiker den 383ſten V. weggeſchnitten haben; aber nicht jeder matte und nüchterne Vers kann als untergeſchoben betrachtet werden; am wenigſten dann, wenn die Nüchternheit mehr in der Sache, als in den Worten liegt. Mehrere kritiſche Gründe, eine Interpolation zu vermuthen, finden ſich im 291. 292ſten Vers des IV. B. Die Handſchriften verſetzen dieſe Verſe willkührlich, und da in dem einen derſelben etwas Ueberflüſſiges liegt, ſo vermuthet Hr. H. entweder, Virgil habe, in der Ungewiſsheit, welchen er wählen ſolle, beide ſtehen gelaſſen, oder der eine derſelben ſey von einem Grammatiker aus einem guten Dichter beygeſchrieben worden. *Bryant* entſchied gegen 291. — V. 339 wird nach kritiſchen Gründen für eingeſchoben erklärt. Im 520ſten V. ſcheint dem Herausgeber nach vielfältigen Verſuchen der Kritiker und Interpreten, das Wahrſcheinlichſte zu leſen: *Spretae Ciconum quum munera matres inter ſacra Deûm* alſo: *inter ſacra munera Deûm.* — Der Schluſs des Gedichts vom 559ſten Verſe an wird dem Virgil abgeſprochen. Wenn auch die Gründe, welche Hr. H. gegen dieſe V. vorbringt, widerlegt wären, ſo würden wir doch unſerm kritiſchen Gefühle glauben, das vornehmlich die vier Schluſsverſe durchaus nicht virgiliſch finden kann. Bey dieſem ſcheint es uns recht auffallend einzuleuchten, wie, nachdem 559—563 geſchmiedet waren, ein Vers nach dem andern hinzukam, und ſo der ſchleppende Periode entſtand, der den Schluſs des vollendeteſten Gedichts verunſtaltet. — Zu den kritiſchen Anmerkungen bey der Aeneis ſind aufser den oben ſchon angeführten Hülfsmitteln eines *Schrader*, *Bryant* und *Brunk* noch die Vergleichungen der aldiniſchen und juntiniſchen Ausgaben und eine Handſchrift hinzugekommen, welche ſich ehemals zu Erfurt befand; jetzt aber ein Eigenthum der *Grafen von Schönborn* iſt. (ſ. de Virgilii Codd. Mſ. T. I. p. 65.) Dieſe Handſchrift iſt aber von geringem Werth, und die Varianten derſelben gröſstentheils Schreibfehler, oder ſchon aus andern Codd. bekannt. — Wir wollen hier nur aus den erſten Büchern einige der vorzüglichſten Verbeſſerungen anführen. I, 126 wird vortrefflich interpungirt: *Stagna refuſa vadis, graviter commotus; et alta* u. ſ. w. So gehört nun *graviter commotus* zu *ſenſit*, und iſt als Bezeichnung des durch die gegenwärtige Situation hervorgebrachten Gemüthszuſtandes anzuſehen; das *placidum caput* hingegen als Bezeichnung des göttlichen Charakters überhaupt. 268 wird für eingeſchoben erklärt. 317. *Eurum* iſt, nach *Brunks* Beyſpiel als die zu den Worten *praevertere, volucrem fuga* paſſendere Lesart aufgenommen. 472. Hr. H. ſchlagt *candentes* ſtatt *ardentes* vor. Die letztere Lesart entſtand durch Verbeſſerung, nachdem der Anfangsbuchſtabe weggelaſſen, und nur *andentes* übrig gelaſſen war. 548 *officio ne* (für *nec*) *te*. 550. *Arvaque* für *armaque*. 604. *Si quid usquam juſtitia* (ſ. *juſtitiae*) *eſt*. 642. *Antiqua* (ſ. *antiquae*) *ab origine gentis*. 714. *Et pariter puero donisque*. Die gemeine Lesart iſt zwar eleganter; aber die aufgenommene Leſeart der Handſchriften empfiehlt ſich *propter priſcam ſimplicitatem et majeſtatem*. — II. B. 75. Hat durch die Interpunction gewonnen: *Quidve ferat; memoret, quae ſit f. c.* Auch V. 136 iſt die beſſere, in der 1ſten Ausg. ſchon angegebene Interpunction aufgenommen: *Delitui, dum vela, darent ſi forte, dediſſent.* — 321. *Ad limina* ſ. *ad litora*. 331. *Bryant* ſtreicht dieſen Vers aus. Hr. H. geſteht, daſs er ihn wegwünſche: *Quot enim ex illis millibus per decem annos caeſos eſſe putare licet.* 731. *Evaſiſſe vicem* nach *Marklands* Verbeſſerung. III. B. Der Herausgeber iſt geneigt, den 79ſten V. auszuſtreichen, während *Bryant* die ganze Stelle 80—84 dem Virgil aberkennt. Eben der Interpolation verdächtige Stelle iſt auch 341. Das Schickſal der Kreuſa, ſagt Hr. H., konnte der Andromache ſchwerlich bekannt ſeyn. *Si bene auguror*, ſetzt er hinzu, *a poeta tantum illa ſcripta erant: Quid puer Aſcanius. Ecquid in antiquam.* — Aus V. 661 hatte Heinſius ſchon den Zuſatz des Grammatikers *de collo fiſtula pendet* weggeſchnitten. Aber auch das, was zurückbleibt, *ea ſola voluptas ſolamenque mali* hält Hr. H. für ſpätere Zuſätze

Digitized by Google

und für Verſuche, den Halbvers auszufüllen. Einem ähnlichen Bemühen ſcheinen der 685. und 686. V. nebſt den Worten *Syllam atque Charybdim* ihren Urſprung zu danken zu haben. — Dieſe Proben von Verbeſſerungen und neuen Vorſchlägen mögen aus den gröſsern Werken Virgils genug ſeyn. Wir haben noch einige Worte von den kleinern, dem Vf. zugeſchriebenen Gedichten zu ſagen, welche den Inhalt des vierten Buchs ausmachen. In dem *Culex* und der *Ciris* hat der Herausg. dem Urſprung und den Veränderungen der Lesearten in den alten Ausgaben ſorgfältiger nachgeſpürt, und ſich mehr Veränderungen des Textes erlaubt. Auch hier hatte er handſchriftliche Verbeſſerungen von *Schrader* erhalten, und auſser dieſen ſind noch Emendationen von *Nicolaus Heinſius*, *Frieſemann* und *Jakobs* hinzugekommen. Da dieſes Gedicht augenſcheinlich eines von denen iſt, an welchem die Grammatiker und Versmacher ſpäterer Zeiten ihre Kräfte verſuchten, und welches ſie mit Verſen von ihrer Arbeit durchwebten, da es ferner in den gewöhnlichen Ausgaben wegen der häufigen Corruptelen faſt ganz unlesbar iſt, ſo hat Hr. H. den Text mit Bezeichnung der interpolirten Stellen und nach wahrſcheinlichen Verbeſſerungen, beſonders abdrucken laſſen, und ſich dadurch den Dank der Liebhaber der latein. Poeſie verdient, die nicht immer einen Beruf fühlen, ſich durch einen Schwall kritiſcher Anmerkungen durchzuarbeiten. Indeſs giebt er dieſe neue Recenſion für nichts mehr als einen *luſum ingenii*, weil es freylich ſehr wahrſcheinlich iſt, daſs derſelbe Verſuch von mehreren angeſtellt, nach Maaſsgabe der Verſchiedenheit des kritiſchen Gefühls eines jeden ſehr verſchieden ausfallen würde. Bey der *Ciris* ſind auſser den oben genannten Beyträgen die Verbeſſerungen eines Engländers *Eduard Burnaby Greene* benutzt, die dieſer einer Ueberſetzung der Ciris beygefügt hat. Der Herausg. wurde von dem Vorſatz, ſie alle zu excerpiren, bald zurückgebracht, weil er ſie gröſstentheils dürftig und ſprachwidrig fand. — In den kleinen Gedichten, welche unter dem Titel der *Catalecta Virgilii* bekannt ſind, iſt wenig geändert. Zu XIV, 3. finden wir eine neue Verbeſſerung, *Mortis ſi culpa* iſt *bilis* ſtatt *Vobis ſi c. e. b.* — Die *Copa* und das *Moretum* wären ſeit der Erſcheinung der erſten A. des V. von *Wernsdorf*, der ſie dem *Septimius Severus* zuſchreibt, edirt worden. (in den Poetis Lat. min. T. II.) — Bey einzelnen Verbeſſerungen und neuen Erklärungen, welche auch in dieſem Bande ſehr zahlreich ſind, können wir uns, um der Kürze willen, nicht verweilen.

Was die erklärenden Anmerkungen betrifft, ſo haben auch dieſe, wie ſchon oben geſagt worden, eine beträchtliche Veränderung und Vermehrung erhalten. Es ſind viele neue Excurſus hinzugekommen, welche, ſo wie die der vorigen Ausgabe, als eben ſo viele Meiſterſtücke der hiſtoriſchen Kritik und der Erklärungskunſt zu betrachten ſind. Den Eklogen ſind deren vier beygefügt. I. Eine griechiſche Ueberſetzung der IV. Ecl. aus der Orat. Conſtantini M. beym Euſebius, mit Verbeſſerungen des Herausgebers. II. zu Ecl. VI. 6. 7. und IX. 27. über den Vaus. Die Römer dieſes Namens, welche vom V. gemeynt ſeyn könten, werden aufgezählt und gezeigt, daſs es nicht möglich ſey, den eigentlich gemeynten herauszufinden. III. Ecl. VI. 64. *De Cornelio Gallo ſimulque de Euphorionis Chiliari.* Eine herrliche Unterſuchung für den Literator, in welcher ſich ausgebreitete Gelehrſamkeit und feine Kritik mit gleicher Starke zeigt. IV. Ecl. VI. 74. *De Scylla*, (vergl. Aen. III, 426.) wie ſich V. die Scylla gedacht haben möge. Seine Vorſtellung wird mit der Homeriſchen und den Künſtlervorſtellungen auf alten Denkmälern verglichen. — Zu den Georgicis ſind zwey neue Excurſus hinzugekommen. I. Lib. IV. 232. *De Pleiade piſcem fugiente.* Hr. H. zeigt, daſs die dunkle virgiliſche Stelle aus *rationibus aſtronomicis* nicht zu erklären ſey, ſondern daſs ihre Erklarung einzig und allein von der Kenntniſs der poetiſchen Sprache abhänge. II. Georg. IV. 317. *De Nympharum domo et Penei regia.* — Bey dem 1ſten Buche der Aeneide finden wir zwey neue Excurſus. I, v. 4. *De miniſterio Deorum imprimis Junonis in Aeneide.* Der Einfluſs der Juno in die ganze Handlung der Aeneide wird deutlich vorgelegt. Bey der ganzen Behandlung der Maſchinerie in der Aeneide und der Iliade fällt ganz vorzüglich der Unterſchied in die Augen, der ſich zwiſchen Homers und Virgils Erzählungsart findet. *Homerus* (S. 127.) *afflatu divino abreptus omnia cum fide narrat, tanquam quae ſibi perſuaſit ita geſta eſſe; in Marone vero ſtudium figendi ea, quae altis perſuadere cupit, ſubtile acumen et mira ſagacitas in rebus Romanis, cum Trojanis conſociandis eminet.* I. 242. *De Antenore.* Der Herausgeber zeigt, wie auf die wenigen homeriſchen Notizen vom Antenor, von ſpatern Dichtern und fabelhaften Hiſtorikern fortgebaut worden. Vornehmlich breitete ſich die Tradition aus, Antenor ſey mit einer Colonie Heneter aus Paphlagonien nach Italien gekommen, und habe ſich in dem äuſserſten Winkel des adriatiſchen Meerbuſens niedergelaſſen; eine Tradition, zu welcher die Aehnlichkeit der Namen Heneter und Veneter Veranlaſſung gab. — Zum II. B. 81—85. über die Fabel vom Palamedes, welche zuerſt von den Tragikern, dann von den Rhetoren, zuletzt von den Grammatikern umgebildet wurde. Sie wird hier in einem eigenen Excurſus durch ihre vornehmſten Veränderungen verfolgt. Virgil entfernt ſich von der gemeinen Tradition. —

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Auguſt 1791.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Fritſch: *P. Virgilii Maronis opera* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die übrigen Excurſus zu dieſem Buch haben einige Veränderungen erlitten, und mehrere wichtige Zuſätze bekommen; z. B. Exc. I. S. 268. über die Vermiſchung des *Cycli mythici* mit dem *Cyclo Trojano*, und dem *cyclo epico*. S. 271. über die *Scriptores* τῶν τρωϊκῶν. S. 283 ff. über den Piſander, aus welchem Virgil dem Makrobius zufolge das zweyte Buch der A. genommen haben ſoll. — Exc. V. S. 299 ff. über die Quelle der Fabel von Laokoon. (ſ. Fragm. Procli in der Bibl. der L. u. K. 1. St. S. 37.) Exc. IX. S. 310. über die Bedeutung der Cabiren, und die *ſimplicitatem religionum Trojanarum*. Exc. XVII. S. 320. über ein Fragment aus dem Laokoon des Sophokles, den Anchiſes betreffend. — Einen ganz neuen Excurſus — denn uns bey allen einzelnen Zuſätzen aufzuhalten, würde allzuweit führen — finden wir erſt beym 9ten Buch wieder; zu Vers 263 ff. *Narrata de Aenea et Anchiſe ante belli Trojani tempora*, wo die beym Homer und den cykliſchen Dichtern (in den Fragm. des Proklus) zerſtreuten Notizen zuſammengeſetzt ſind, — und zum XII. Buch. *Cenſura eorum, quae in Aeneidis oeconomia reprehendi poſſunt.* Zu dieſer Abhandlung veranlaſste den H. vornemlich ein ſcharfſinniger Aufſatz J. *Bryants* über die Fehler in der Anlage und dem Plane der Aeneide. Er geht von der Bemerkung des Unterſchieds zwiſchen Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit aus, und ſetzt, dem zu folge, mit Grunde feſt, daſs Verſtoſse gegen die erſtere dem Dichter, der ſie vielleicht vorſetzlich begieng, durchaus nicht zum Fehler angerechnet werden dürfen. Aber dann verdient der Dichter Tadel, wenn er ſich ſelbſt vergiſst, und in Widerſprüche mit ſich geräth. So ſollten die Trojaner von ihrem neuen Wohnſitz eigentlich nur ſo viel wiſſen, daſs es ein abendliches Land (Heſperien) ſey; gleichwohl wird ihnen in der Weiſſagung Creuſens II, 780 — 783. ſogar der Name der Tiber genannt. Die Wiedererbeutung der Helena wird auf doppelte Weiſe erzählt. VI, 510. u. II, 562. u. ſ. w.

Wie vielen Fleiſs endlich der Herausgeber von neuem auf die Erklärung einzelner Stellen gewendet habe, wollen wir durch die Vergleichung einer einzigen Ecloge zu zeigen ſuchen. Wir wählen den Pollio. Das demſelben vorangeſchickte Argument iſt nicht nur — wie die Argumente der ſämmtlichen Eclogen — umſtändlicher abgefaſst, ſondern es enthält auch noch über dieſes einige vortrefliche neue Bemerkungen. — In den Zeiten groſser Calamitäten, heiſst es, öffnet das Volk Ohr und Herz neuen Weiſſagungen, und überall erſcheinen Propheten, die dem Wunſch nach einer beſſern Zukunft zu ſchmeicheln bemüht ſind. So zu Rom gegen das Ende der Republik. Die Weiſſagungen hatten ſich ſo gemehrt, daſs Auguſt über 2000 *libros fatidicos* verbrennen lieſs. Unter dieſen waren einige, welche künftige Glückſeligkeit verſprachen, in Bildern, die aus der Vorſtellung des goldnen und ſaturniſchen Weltalters entlehnt waren. Ein ſolches Vatiſcinium benutzte Virgil, als durch die Bemühungen des Mäcenas und Pollio zwiſchen dem Octavianus und Antonius der Friede geſchloſſen worden war, und die Morgenröthe beſsrer Zeiten anzubrechen ſchien. So weit giebt die Geſchichte Gewiſsheit. Ob aber Virgil auf die Schwangerſchaft der Octavia, oder der Scribonia ziele, (welches letztere einige franzöſiſche Gelehrte wahrſcheinlich zu machen geſucht haben,) bleibt ungewiſs. Zuletzt noch einige Bemerkungen über die Dunkelheit des Gedichts; Vorſichtsregeln für den Interpreten, und Erklärung der Uebereinſtimmung mancher Bilder dieſer Ecloge mit Stellen des A. T.. Zu dem 4—9 Vers wird der Zuſammenhang der Gedanken entkleidet von allem poetiſchen Schmuck gezeigt, und der Sinn der einzelnen Worte mit gröſserer Beſtimmheit angegeben. Daſs *Cumaeum carmen* nicht von Heſiodus verſtanden werden könne, wird jetzt mit beſſern Gründen, als ehemals, dargethan. Vers 10. werden die Worte *tuus jam regnat Apollo* ſo erklärt: *Lucinae ſ. Dianae frater Apollo eſt: is qui nunc naſcitur puer cum Apolline comparatur et prophetica oratione bene ipſe dictus eſt Apollo. Sententia adeo eſt: Fave naſcenti puero; alter ille Apollo eſt.* Im 11ten Vers nehmen einige *decus aevi* für das Subject, (welches unſerm Gefühl nach, das beſte bleibt,) andre den Apollo, unter welchem ſie aber den Auguſtus verſtehn. Nach Hn. *H.* Erklärung iſt es nur der Knabe ſelbſt, *qui hanc praeclaram vitam, hoc aevum inibit.* Zu Vers 23. macht der H. die Bemerkung, das Hervorſprieſsen der Blumen beziehe ſich auf die Vorſtellung, daſs die Erde unter den Füſsen und bey dem Anblick der Götter Blumen hervortreibe. Vers 28. die Anmerkung zu *mollis ariſta* hat viel gewonnen. Die verſchiedenen Erklärungen werden vortreflich aus einander geſetzt und beurtheilt. Wir fielen auf: *Multa p. f. c. ariſta*, welches die griechiſche Ueberſetzung einigermaſsen beſtätigt: ἀνθερίνων ξανθῶν ὄχθοντο ἀλωαί. V. 31. Vor dem ſaturniſchen Zeitalter wird erſt das Zeitalter der Heroen vorhergehn; die folgenden Verſe ſind poetiſcher Schmuck, der dieſem Gedanken gleichſam den Körper giebt, und man muſs keine Anſpielungen auf wirkliche Begebenheiten der damaligen Zeit darinne ſuchen wollen. 37—45. Wiederum eine ſchöne Anmerkung zur Entwickelung des Zuſam-

Digitized by Google

menhangs. V. 46. ist zu *talia fecta* jetzt die Anmerkung gekommen: *pro vulgari: o fila. Pro filo ex colo deducto fata sunt, seu fecta; haec neri dicuntur; ut ap. Homerum toties ἐπιλώβειν fata alicui destinare, nendo sc.* Eine ganz neue und bessere Gestalt hat die Anmerkung zu 48 bis 52. bekommen. Die Erklärung, welcher zu Folge in dem 50sten V. eine günstige Vorbedeutung des häufigen (*in dei praesentia terra moveri et contremiscere, et quasi exultare et tripudiare solet.*) angezeigt wird, behält den Vorzug. So ist auch die schöne Erklärung von *risu cognoscere matrem* in ein helleres Licht gesetzt. — Dieses sind die Verbesserungen und Zusätze zu der Erklärung einer einzigen Ecloge.

Wir eilen zum Schluss. Das Bestreben nach grösserer Vollkommenheit hat sich auch bis auf den Index erstreckt. Er ist in dieser Ausgabe um ein beträchtliches vollständiger als in der vorigen, wie schon aus der Vergleichung der Seitenzahl (alte Ausg. 366 S. neue Ausg. 678 S.) und einiger wenigen Artikel erhellt. In der Vorrede sagt der H.: *Cum is sit Maro, qui orationis poeticae Romanorum auctor sit praecipuus et unicus, eumque id Latino sermoni in laude annumerandum sit, quod orationem habet poeticam a prosa diligenter diversam, ex Marone autem pendeant poetae epici latini omnes — operae pretium esse putavi, si Virgilianam orationem Indice, docta industria confecto, illustratam ad calcem subjicerem.* Ein eigner Index ist über die Namen, und ein andrer über die in den Anmerkungen und Excursen erläuterten Sachen beygefügt, welcher letztere der vorigen Ausgabe ganzlich fehlte. — Ueberdieses enthält der vierte Band — die kleinern Gedichte abgerechnet — einige *Addenda*. S. 227 — 234. und in der Auflage auf feines Papier mit Vignetten, einen *Recensum parergorum et ornamentorum cielo expressorum*, welcher in der wohlfeilern Ausgabe weggeblieben ist, Der meistentheils nach Antiken von Fiorillo gezeichneten, und von Geyser vortreflich gestochenen, Vignetten sind in diesen 4 Bänden gegen achtzig. Einige derselben dienen zur Erklärung; andre leiden eine sinnreiche Anwendung auf die Stelle, an welcher sie stehn. Mehr als einmal haben wir den Witz des Herausg. in der Wahl dieser Zieraten zu bewundern Gelegenheit gehabt.

Die Einrichtung der Drucklettern ist an sich auch schöner, als in der vorigen Ausgabe; nur finden sich in mehrern Exemplaren ganze Seiten, die durch üble Zurichtung der Druckerfarbe vernachlässigt sind. Wir haben dies selbst an den feinen Exemplaren, die 12 Thaler kosten, bemerkt. Für solche Abdrücke sollten billig die Bogen genau sortirt werden, wenn der Preis auch dadurch etwas gesteigert werden müsste.

Leyden, b. Luchtmanns: ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ ΛΕΞΙΚΟΝ. *Apollonii Sophistae Lexicon Graecum Iliadis et Odysseae*, ex editione Parisiensi repetiit, recensuit et illustravit *Hermannus Tollius*. 1788. 515 S. 8.

Wenn gleich Hr. Villoison das Glossarium des Apollonius schon aus der Dunkelheit hervorgezogen hatte, so konnte doch der Gebrauch desselben wegen des theuren Preises nicht allgemein werden. Es ist daher beynahe zu verwundern, dass nicht schon früher einer von unsern allzeit fertigen Schriftstellern auf den Gedanken gerathen ist, dasselbe in einer bequemern Form dem Publico in die Hände zu geben. Indes ist es uns um diesen Aufschub keineswegs leid, da diese Arbeit jetzt einem der Sache und der Sprache kundigen Mann in die Hände gefallen ist Der Werth dieses Glossariums selbst ist lange entschieden; man weiss, dass es neben manchen grammatischen Grillen auch viele gute Bemerkungen enthält, die zu der Erweiterung der griechischen Sprachkunde das Ihrige beytragen. Aus dem Zeitalter des Apollonius, der unter dem August lebte, lässt sich noch viel Gutes erwarten; und wer weiss, wie viel man von dem Falschen und Grillenhaften auf die Rechnung spaterer Interpolatoren schreiben muss, unter deren Händen das Werk des Apollonius sichtbarlich so sehr gelitten hat? — Es giebt von dem Werke des Apollonius bekanntlich nur die einzige Pariser Handschrift, die Hr. Villoison aufs genaueste hat abdrucken lassen. Hr. Tollius hat sie zwar auch noch wieder eingesehen, auch noch ausserdem eine genaue Copie derselben von Mart. Janson benutzt; allein nach einem solchen Vorgänger, als Hr. Villoison, liess sich hier keine reiche Nachlese mehr erwarten. Dagegen hat Hr. Tollius eine andre, nicht minder fruchtbare, Quelle der Kritik eröffnet, indem er die Glossen genauer mit dem Homer verglich, und jede auf die Stelle zurückführte, auf die sie sich bezog. Sie führte von selbst schon sehr oft auf die richtigere Lesart, so wie er auch oft die Interpolationen bemerklich machte, sobald Wörter vorkamen, die im Homer sich nicht finden. Wo aber auch aus dieser Quelle nicht zu schöpfen war, da blieb freylich nichts übrig, als zu Conjecturen seine Zuflucht zu nehmen, wie auch schon Hr. Villoison gethan hatte. Allein das Hauptverdienst des Hn. T. ist weit mehr in jene genauere Vergleichung mit dem Homer als in diese letztern zu setzen, in denen wir zwar keineswegs den geübten Sprachforscher verkennen, aber doch nicht immer jenen schnellen und treffenden Blick wahrnehmen, durch den uns einige der berühmten Landsleute des Hn. T. gewissermassen verwöhnt haben. Durch jene genauere Vergleichung mit dem Dichter, hat bald Apollonius, bald der Dichter selbst gewonnen, indem der Herausg. statt einer verdorbenen Lesart im Homer die alte und bessere im Apollonius auffand. So zeigt er z. B., dass Od. O, 83. statt der gewöhnlichen Lesart ἀποτέμψει, die dem Metro entgegen ist, aus unserm Lexicographen die alte contrahirte Form ἀπτεμψεῖ wieder müsse hergestellt werden. — Dass Il. II. 238. ὃσσ' ὃσσ' mit Recht für ἣν' — ἣν' gelesen werde u. s. w. Freylich betreffen diese Veränderungen mehrentheils nur veraltete oder verstellte Formen der Wörter; allein von einem Grammatiker wird man nicht mehr fodern. Ueberhaupt möchte sich für die ganze Wortkritik des Homers nicht viel mehr erwarten lassen, wovon die Ausgabe des Hn. Villoison einen deutlichen Beweis geben kann. — Eine vielleicht zu grosse Gewissenhaftigkeit, hat Hn. T. nie erlaubt, in dem Text des Apollonius das mindeste zu ändern; vielmehr sind seine Verbesserungen durchgehends für die Noten aufgehoben. Bey einem Schriftsteller, der nicht zum ununterbrochenen Lesen bestimmt ist, und

der

Digitized by Google

der der Verbeſſerungen auch nicht ſo ſehr häufig bedurfte, läſst ſich dies Verfahren eher billigen, als bey einem andern, der zuſammenhängend ſchreibt. Auch ſind allerdings bey einem Lexikographen, wo der Zuſammenhang nichts an die Hand giebt, die Verbeſſerungen ungewiſſer und miſslicher. Da der erſte Herausgeber an den corrupten Stellen ſchon beſſere Leſarten vorgeſchlagen hat, ſo nimmt Hr. T. dieſe gerne an, wo ſie Wahrſcheinlichkeit haben, und ſchlägt andere vor, wo er glaubte, daſs er richtigere geben könne; und dies letztere mit einer Beſcheidenheit, wie ſie des wahren Kritikers würdig iſt, der das Ungewiſſe auch der beſſern Conjecturen nur zu gut kennt. Wir heben ein paar Proben der Verbeſſerungen aus. — Unter ἄειδε heiſst es: τινὲς δὲ εἰ: τὸ λέγειν μετέβαλον τὴν λέξιν. Ἐπι μὲν τῶν καταλογάδην προφερομένων, τῷ λέγε καταχρωμένου, καὶ τῷ εἰπέιν τῷ δὲ ἄειδεν ἐπὶ ὧν μετ' ᾠδῆς. Hr. Vill. glaubte die Stelle dadurch zu berichtigen, daſs er für καὶ τῷ ιπεῖν — τῷ δὲ ἄειδεν, las: καὶ τῷ εἶπε τῷ δὲ ἄειδε. Unſer Vf. zeigt dagegen, daſs der Fehler tiefer ſitze, und die Wörter verſetzt ſeyn. Er lieſet: Ἐπὶ μὲν τῶν μετ' ᾠδῆς προφερομένων τῷ λέγε καταχρωμένου καὶ τῷ εἶπε. τῷ δὲ ἄειδε ἐπὶ τῶν καταλογάδην. Noch in eben der Gloſſe, wo es vom Aeſopus heiſst: ὄντιν' οἱ ἀδελφοὶ οὐ καλῶς ἐξέχαντο, verbeſſert Hr. T. ſehr richtig οἱ Δελφοὶ aus Suidas unter Ἀξιῶται. — Unter ἄντυξ ſupplirt Hr. T. die Worte ἐπὶ δὲ τῆς κάτωθεν περιφερείας τῆς ἀσπίδος: aus dem Etymologus M. glücklich auf folgende Weiſe: ἐπὶ δὲ τῆς κάτωθεν περικεφαλαίας κατάτυξ. ἐπὶ δὲ τῆς περιφερείας etc. Die groſse Beleſenheit, die Hr. T. in den griechiſchen Grammatikern beſitzt, kam ihm bey dieſen und andern Verbeſſerungen ungemein zu ſtatten. Die Anmerkungen des Hn. Villoiſ. ſind wieder mit abgedruckt, und zweckmäſsige Indices beygefügt; dagegen iſt die überflüſſige lateiniſche Ueberſetzung mit Recht weggelaſſen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lemgo, b. Meyer: *Jeſus, der Menſch und für die Menſchen. Sechs Predigten.* Von *J. L. Ewald*, Generalſuperintendent und Prediger zu Detmold. 106 S. 8.

Ebendaſelbſt: *Ueber die Erwartungen der Chriſten in jener Welt. Sechs Predigten* Von ebendemſ. 126 S. 8. Oder: *Predigten über die weſentlichſten und eigenthümlichſten Lehren des Chriſtenthums.* 5tes und 12tes Heft.)

Des Hn. Vf. theologiſches Syſtem und Schreibart ſind aus den vorhergehenden Stücken und mehrern ähnlichen Schriften bekannt. Selbſt diejenigen, die in manchen Meynungen mit ihm nicht gleich denken, nicht von allen ſeinen Beweiſen überzeugt ſind, werden ihm das vorzügliche Talent einer lichtvollen, populären und lebhaften Vorſtellung und einer ſo herzlichen Sprache, die ein nicht zu erkünſtelnder Ausdruck von ihm feſt geglaubter und ſtark empfundener Wahrheit iſt, nicht abſprechen können, und an ihm einen ſehr erbaulichen und vorzüglichen Prediger ſchätzen. Der Inhalt der 6 Predigten des erſten (oder 5ten) Heftes iſt: 1) *Der Nächſte der Gottheit ward Menſch.* 2) *Gottes Herrlichkeit ward in dem Menſchen Jeſus auf eine milde Art ſichtbar*; (beide über Joh. I, 14.) 3) *Jeſus giebt ſich der Menſchheit für unentbehrlich aus.* 4) *Jeſus iſt der Menſchheit unentbehrlich*; (beide über Joh. 6, 41 — 43.) 5) *Von dem Einfluſs Jeſus in die Aufklärung der Menſchheit*; (über Joh. 8. 12.) 6) *Von dem Einfluſs Jeſus auf die Beſſerung der Menſchheit*; (über Math. II, 28, 29.) Die beiden letzten ſind vorzüglich erbaulich. In den vorhergehenden bedürften wohl manche Ausdrücke eine Berichtigung. S. 5. „*herabſtieg aus deinem Schooſs.*" Den Anthropomorphismus zu geſchweigen, den man im Volksunterricht lieber vermeiden ſollte, ſo iſt das Herabſteigen nicht einmal Joh. I, 18., woraus der Ausdruck genommen zu ſeyn ſcheint, gemäſs. ὁ ΩΝ εἰς τον κολπον τ. π. bezeichnet nicht einen vergangenen, verlaſſenen, ſondern gegenwärtigen fortdauernden Zuſtand του ὑιου, zeigt vielmehr den Grund an, warum er ἐξηγησατο. So iſt auch der Gedanke unrichtig: S. 6. „jeder Menſch wird mehr nach ſeiner Geburt, *Jeſus ward weniger.*" Das müſste doch von einer präexiſtirenden göttlichen Natur gemeynt ſeyn. Kann die unveränderliche Gottheit weniger werden? S. 8. u. 9. wird der λογος *das Aeuſsere Gottes* genannt. „ſo nahe mit Gott verwandt, wie das Wort mit „dem Gedanken, der Gedanke mit der Seele. „Dieſes „*Aeuſsere Gottes* hatte Augen, um menſchlich zu ſehen „u. ſ. w." Es verunglückt doch allemal, wenn man das, was Johannes vom λογος ſagt, verſinnlichen will. Kann Gott ein Aeuſseres haben? Wie verdammte man den Spinoza, als er von der Welt ſo ſprach? Richtig und gut wird geſagt: „er war verführbar, wie wir alle ſind, aber „nicht verführt, wie wir alle ſeyn ſollten." Dagegen darf man ſelbſt nach der orthodoxeſten Kirchenſprache nicht ſagen: „*Jeſus* war ſchon thätig und wirkſam, ſeit „dem gewirkt ward auf Erden, *er* ſchuf die Welt," *Jeſus* nicht, in keinem Sinn; die präexiſtirende Natur heiſst nicht Jeſus, ſo hieſs er als Menſch. Math. I, 24. 25. 1 Tim. 2, 5. So iſt auch alles, was S. 10. geſagt wird, nur nach gewiſſen unerweislichen exegetiſchen Hypotheſen als wahr angenommen. Die Vorſtellungen S. 12. 13. ſind richtiger und bibliſcher. S. 24. wird geſagt, die Stimme vom Himmel bey Jeſu Taufe *hörte alles Volk*; das ſagt der Evangeliſt nicht, nur daſs *Johannes* ſie gehört habe. Die Gedanken S. 69 über Aufklärung ſind richtig und wohl vorgetragen.

Ueber die höchſt intereſſanten Materien des 2ten (12ten) Heftes „*die Erwartungen der Chriſten in jener Welt.*" hoffte Rec. *erweisliche* oder höchſtwahrſcheinlich dargeſtellte neue Ausſichten zu finden, zumal da der Vf. S. 6. u. 7. ſagt: „fürchtet nicht, daſs ich mich etwa Ver „muthungen überlaſſen, daſs ich euch im Geſchmack der „ſo gedankenreichen, aber ſo miſsverſtandenen *Ausſich „ten in der* (die) *Ewigkeit* predigen werde. Der edle „Mann ſelbſt, der ſie ſchrieb, hätte gewiſs nicht das ge „predigt, was er doch geſchrieben hat;" und S. 18. „er „wollte nicht aus ſeiner Einbildungskraft ſchöpfen, nicht „nicht einen ſchönen Roman, ſondern Bibelwahrheiten

Digitized by Google

„vortragen." Die Ueberſchriften ſind 1) *Quellen, woraus wir unſre Erwartungen zu ſchöpfen haben*, nach 1 Cor. 2, 9. 10. 2) *Alles Leiden hört in jener Welt auf*, nach Apoc. 21, 4. 3) *Jede Kraft im Menſchen wird dort erhöhet*, nach 1 Cor. 13, 9—12. 4) *Der Menſch hat dort Umgang mit den Auserwählteſten der Schöpfung*, nach Hebr. 12, 22—24. 5) *Ueber den Wohnort und die Beſchäftigung in jener Welt*, nach Joh. 17, 22—24. 6) *Ueber die Mannichfaltigkeit, Grade, den Wachsthum und die Dauer der Seeligkeit*, nach Pſ. 16, 11. Die in der erſten Predigt angeführten Quellen ſind 1) die Bilder, unter welchen die künftige Seeligkeit in der Bibel beſchrieben wird, die alle angeführt werden, von denen der Vf. aber doch S. 20. zum Beſchluſs geſteht, „mit allen Bil„dern und trotz aller Bilder bleibt ſie doch unbeſchreib„lich." Die zweyte Quelle iſt der *Begriff von Gott*, die 3te *unſer eigen Herz*, d. i. unſre Bedürfniſſe und Wünſche, die 4te die *Aehnlichkeit mit Erdenfreuden und Erdenkraft;* worunter manches Gute, aber nichts unſre Begriffe erweiterndes geſagt wird. Bey den bibliſchen Bildern werden auch *Kronen* erwähnt, und S. 20. geſagt: „freylich werden wir keine Kronen tragen, aber doch „*Macht zu regieren haben, die dadurch ausgedrückt wird*." Sollte στέφανος das wohl ausdrücken? In den 4 Stellen, wo dies Wort im N. T. vorkommt, bedeutet es Siegeskranz, Belohnung der Tugend und Tapferkeit, an Zeichen von Königswürde und Herrſchaft iſt da gar nicht gedacht, ſo wenig wie bey griechiſchen und römiſchen Lorbeer- und Olivenkränzen u. ſ. w. Die ganze 2te Predigt iſt ſchön, und hat bey richtiger Vorſtellung der Sache lebhafte und trefliche Stellen, z. B. S. 24. „Es iſt „ungekannte Vaterliebe Gottes, daſs gerade die edelſten „Theile unſers Weſens, Kopf und Herz, auch von den „mächtigſten Erdentyrannen nicht ganz eingeengt wer„den können. Freyheitsgefühl iſt Adel der Menſchheit, „das Gott ſelbſt verehrt, er läſst Menſchen lieber fallen, ehe „er ihnen den Adel nehme — Laſſet ſeyn, daſs Freyheit oft „und hundertmal gemiſsbraucht wird, das wird der Wein „und der Verſtand, die Liebe und die Religion, das Gött„lichſte, was der Menſch hat. Was nicht gemiſsbraucht „werden kann, taugt nichts und iſt nichts u. ſ. w." In der 3ten Pr. wird von Erhöhung der Erkenntniſs, der Kraft zu wirken, zu *ſchaffen* und zu beglücken geredet. Vom verklärten Leibe wird geſagt, er ſey „das Licht, der „Himmelsgepräge tragende, vom Himmel abſtammende „Körper, — weil erſchienene Engel, Jeſus auf Thabor „und Moſes glänzten." Nun iſt doch ein groſser Unterſchied unter Lichtſtrahl und Lichtkörper, unter einem glänzenden, d. i. Lichtſtrahlen zurückwerfenden Körper und der Lichtmaterie ſelbſt, die zwar materiell, aber doch nur Ausfluſs, Wirkung, Product eines leuchtenden Körpers iſt; dennoch vergleicht der Vf. nur die verklärten Leiber mit dem Sonnenſtrahl, und ſagt, ſie würden eben ſo ſchnell alle Räume der weiten Schöpfung durchſpähen, und in die innerſte Werkſtatte der Natur dringen. Lichtſtrahl iſt nicht Subſtanz, ſondern Wirkung der Subſtanz. S. 100. „Von Planeten zu Planeten, von „Welten zu Welten reiſen." S. 101. „Wenn die ganze „Schöpfung wie eine Landkarte vor ihm liegt." Iſt das bibliſche Wahrheit, oder dichteriſche Imagination? Von Erhöhung der Kräfte wird aus Luc. 16 ff. gefolgert: „der „fromme Chriſtusverehrer kann andre fromme Menſchen „dort *aufnehmen*," wobey wohl zu fremdartige Ideen angenommen ſind. Nur Gott, der Herzenskündiger, nimmt auf. In der 4ten Pr. erklärt der Vf. die Ausdrücke Berg Zion, Stadt des leb. Gottes u. ſ. w. für eine Beſchreibung des zukünftigen Lebens nach dem Tode; indeſſen ſcheint der Ausdruck „Erſtgebohrne, die im Himmel *angeſchrieben* ſind, zu beweiſen, daſs von einem Zuſtande der Chriſten auf Erden die Rede ſey, vergl. Luc. 10, 20., und daſs nur der Vorzug der chriſtlichen Kirche vor der jüdiſchen, und eine Gemeinſchaft der durchs Chriſtenthum Geheiligten auf Erden mit der obern, vollkommnern Geiſterwelt in dem ganzen Text beſchrieben werde, daſs ſie Eins, ein Ganzes ausmachen. Indeſſen ſchadet dies der Abhandlung ſelbſt nicht, in welcher viel Angenehmes von dem künftigen *Umgange* mit den Gerechten, die uns auf Erden lieb waren, mit Chriſtus und mit Gott — gemuthmaſst wird. — Freylich folgt aus der Geiſtesgemeinſchaft, von der der Text redet, d. i. ähnlicher Vollkommenheit, noch nicht das Beyſammenſeyn an einem Orte, das ſich ſehen, unterreden, etwas, das wohl alle edle geſellige Menſchen wünſchen, deſſen Wirklichkeit aber hiedurch noch nicht erwieſen iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIA. *Bautzen*: M. *Car. Aug. Böttiger*, Rect. proluſio *ad locum Ciceronis in Catilin.* 3. 8. 9. 1791. 20 S. 4to. — Der Vf. entwickelt mit vielem Scharfſinn die auf den Volksaberglauben berechneten Gründe, womit Cicero, dieſer kluge Demagog, am Tage der Verſammlung des Raths im Tempel der Eintracht, einer möglichen Empörung des unruhigen und Catilinariſch geſinnten Haufens, in ſeiner Rede an das Volk, zu begegnen wuſste. Nebenher ſind viele gute und mit einer ausgeſuchten Beleſenheit unterſtützte Bemerkungen eingeſtreut, welche die Anmerkungen der Böttigeriſchen Schrift faſt eben ſo ſchätzbar als die Abhandlung ſelbſt machen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Auguſt 1791.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Gebauer: *Unterſuchungen über Kants Critik der reinen Vernunft, v. M. G. U. Braſtberger.* 1790. 8. 430 S. 6 V.

Wenige von Kants Gegnern gaben ſich die Mühe, die Kritik der r. V. ſo zu ſtudiren, wie Hr. Br. Sein Buch kann vielleicht allein, eine Prüfung im eigentlichen Sinne heiſsen, da in der vortreflichen Schulziſchen Schrift, vielmehr nur mit den Reſultaten der Kritik eine Probe angeſtellt wird. Unſer Vf. aber beſchäftigt ſich nicht bloſs mit den Lehren und Reſultaten der Kritik, ſondern er unterſucht auch den Weg, auf dem Kant zu derſelben gelangte, und folgt daher der Kritik Schritt für Schritt. Rec. aber kann freylich dieſs mit Hrn. B. Schrift hier nicht thun; er kann ſein Urtheil nur im Allgemeinen angeben, und ſolches bloſs durch Aushebung der weſentlichſten Punkte, in ſo weit rechtfertigen, daſs er den Schein eines Machtſpruchs verliert. Er wird dabey um ſo weniger ängſtlich ſeyn, weil er nicht im geringſten wünſcht, durch dieſe Anzeige irgend jemand der Durchleſung dieſer Schrift zu überheben, die, wenn ſie auch dem mit den Geiſte der Kantiſchen Philoſophie Vertrauten, keinen neuen Stoff und keine unerwartete Zweifel darbietet, ihm doch immer ſchätzbare Winke zum populären Vortrag der Kritiſchen Philoſophie, wozu der Vf. wirklich einige muſterhafte Beyſpiele geliefert hat, geben wird. Der innere Werth dieſer Schrift hat ſicher dadurch gewonnen, daſs ſie nicht früher erſchien, aber ihr äuſseres Verdienſt hat auch dabey verloren, weil vieles in der Kritik noch nicht genau Beſtimmtes, welches Hr Br. richtig aufgefunden hat, nun ſchon, wie Rec. unten zeigen wird, durch Hrn. *Reinholds Theorie des Vorſtellungsvermögen*, genau und ohne Doppelſinn dargelegt iſt. Vielen dürfte der Ton, in dem der Vf. mit Kant ſpricht, zu derb ſcheinen. Es iſt zwar zum Glücke der Wiſſenſchaften, der ſüſse und ſimulirte Hoſton noch nicht in der Schriftſtellerwelt nothwendig geworden, aber doch giebt es einen gewiſſen guten Ton, der auch dem Schriftſteller heilig ſeyn muſs, weil er durch die Schonung, die er fodert, das Herz zur wahren Toleranz, und durch das geneigte Ohr, das er jedem zu leihen gebietet, der es nicht durch unverzeihliche Fehler verwirkt hat; das Gemüth zur Ueberzeugung geſchickt macht. Ein Mann, deſſen Verdienſt an ſich unbeſtreitbar, und auch ſchon wirklich allgemein anerkannt iſt, kann alſo mit Recht fodern, von dem mit Verehrung behandelt zu werden, der erſt anfängt das ſeinige zu gründen. Welche Wirkung kann ſich Hr. *Br.* von folgenden und ähnlichen Ausdrücken verſprechen; Spielerey, gelehrten Staub erregen, Prätenſionen machen, dieſs wäre alſo eine ehrliche Widerlegung! myſtiſche Dunkelheit, und d. m.? Kants innigen Verehrern wird es dadurch erſchwert, gegen den Vf. gerecht zu ſeyn, und Kants ernſtlichen Gegnern, die ihn aber für wichtig erkannten, kann es gleichfalls nicht angenehm ſeyn, ſich auf ſolche Art gleichſam beſchämt zu ſehen, ſo wie Hr. *Br.* ſich wohl ſelbſt der Freude ſchämen würde, die der gelehrte Pöbel darüber bezeigen könnte, daſs nun auch doch einmal ein Mann von Kopf in ihr ſchimpfendes Geſchrey mit einſtimmt.

Man würde Hrn. *B.* Unrecht thun, wenn man ſagte: er hätte die Kritik miſsverſtanden: aber er hat ſie verkannt! Kant behauptet nicht, daſs wir der Indication unſerer Erkenntniſs (ein Ausdruck des Vf.) nicht trauen dürfen oder daſs ſie falſch ſey, ſondern nur, daſs wir es bey ihr auch bewenden laſſen müſſen, indem wir mit einer *Erkenntniſs* (nicht Idee), die über die Erfahrung hinaus gehen ſoll, uns nur täuſchen. Aber, ſagt Hr. *B.*, wenn Kant nicht bewieſen hat, daſs dieſe Indication falſch iſt, ſo hat er nichts Neues geſagt. Wenige werden mit Hrn. *B.* geneigt ſeyn, dieſs für das einzige Neue zu halten, welches in der Philoſophie noch übrig wäre, denn es ſcheint beynahe, als wenn er das übrige ſchon für berichtigt hielte. Es iſt auch nicht leicht abzuſehen, wie Hr. *B.* dieſe Foderung machen konnte, wenn es ſich nicht auf folgende Art erklären laſst. Hr. *B.* ſcheint ſehr an einem Synkretiſmus gearbeitet zu haben, etwas wahres muſs nun in jedem Syſtem ſeyn, Hr. *B.* glaubte dieſes durch das Medium des Gemeinſamen erblickt zu haben, und er fand dadurch wirklich einen Theil der Kritik ſelbſt. Dieſs hätte ihn nun für die Kritik empfänglich machen ſollen, indem ſich wirklich aufs ihr am leichteſten die möglichen conſequenten Syſteme darſtellen laſſen; aber er ſchlug einen andern Weg ein, er fand ſein Syſtem, das aus dem Gemeinſamen der andern entſtand, nun auch wieder darinn und hielt dieſs für das Kriterium der Wahrheit deſſelben, ſo floſſen bey ihm alle Syſteme in einander, und neu konnte ihm nur das ſeyn, was gar nichts von dem ſeinigem enthielt. Nach ihm iſt es ſchlechterdings unbegreiflich, wie Leibnitz und Locke hätten mit einander ſtreiten können, denn er legt ihr Syſteme ſo vor, wie alle Verſchiedenheit wegfällt, aber wie es ſich auch in ihren Schriften nicht findet. Wenn man freylich einmal annimmt, ein Schriftſteller könnte nur das behauptet haben, was in ſeinem Syſtem wahr iſt, ſo läſst es ſich dann leicht zeigen, daſs die Kantiſche Philoſophie ſchon vor Kant da war, aber der Beweis iſt um nichts beſſer geführt, als wenn man einen Baumeiſter dadurch

dadurch abſtreiten wollte, ein neues Gebäude aufgeführt zu haben, weil die Materialien und Formen der einzelnen Theile, ſich ſchon an ältern fänden. Niemand als Hr. R. *Reinhold*, der gewiſs nicht unter Kants Gegner gehört, hat deutlicher gezeigt, dafs alle philoſophiſche Syſteme, ſich nur durch das aufrecht erhalten konnten, was mit den Reſultaten der Kritik übereinkommt. Für Hrn. B. aber hätte die Kritik nur dann ein Verdienſt gehabt, wenn ſie etwas bewieſen hatte, was noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, und in keines Menſchen Gedanken gekommen, und da ſie das natürlicherweiſe nicht konnte, ſo bewies er dafür, dafs ſie gar kein Verdienſt habe, als höchſtens das eines Sturmwindes, der die Veranlaſſung ſeyn kann, auf eine feſtere Bauart zu ſinnen.

Wo Hr. Reinhold die Quelle der Miſsverſtändniſſe entdeckte, da fand unſer Vf. eine Spalte, in die man nur ein gutes Hebzeug bringen dürfte, um das ganze Gebäude umzuſtürzen, an welchem um ſo weniger verloren wird, weil es gröſstentheils Analyſis des Erkenntniſsvermögens und alſo (nach Hrn. B. Ausſpruch) Tavtologie iſt.

Hr. B. entdeckte den Doppelſinn, der ſich im Anfange der Kritik in dem Worte Gegenſtand findet, da im Eingange nicht beſtimmt iſt, ob unter Gegenſtand die Dinge an ſich, oder in unſerer Vorſtellung verſtanden werden, und er zeigt S. 3. u. f. dafs aus dem, dafs etwas von dem Gegenſtand *in* unſerer Erkenntniſs nicht abgeleitet werden kann, nicht geſchloſſen werden darf, dafs es ein Product des Erkenntniſsvermögens ſey, weil es dennoch etwas gegebenes ſeyn könnte, das aber nur vom Gegenſtande in der Erkenntniſs nicht abgeleitet werden könnte. Darauf gründet er im folgenden die Behauptung, dafs man, wenn man auch zugeben müſste, dafs unſere Erkenntniſs keine Kenntniſs der Dinge an ſich ſey, doch getroſt der Indication derſelben von Dingen an ſich glauben, und dadurch die wahre Realität unſerer Erkenntniſs ſichern könne.

Wenn man bey dem bloſsen Buchſtaben der Kritik ſtehen bleibt ſo wie er ſich im Eingange findet; ſo wird man ſchwerlich etwas darauf zu ſagen finden, aber dem Geiſte nach beruht der Beweis der Kritik nicht darauf, ſondern darauf, dafs, wenn die Satze a priori, die ſie aufſtellt, überhaupt etwas Gegebenes wären, kein Bewuſstſeyn eines Gegenſtandes in unſerer Erkenntniſs möglich wäre. Die Kritik muſste freylich von der gewohnten Vorſtellungsart ausgehen, denn ſie war der erſte Verſuch in ihrer Art, und wäre die Theorie des Vorſtellungsvermögens, worinnen der Beweis aus dieſem Grunde evident geführt wird, vor der Kritik erſchienen; ſo wäre zwiſchen der gewöhnlichen und der neuern Philoſophie, die künftig ohne Beynahmen ſeyn wird, eine ſolche Kluft erſchienen, dafs vielleicht keiner ſie zu überſpringen gewagt, oder die Mühe auf ſich genommen hätte, ſie zum bequemen Uebergange auszufüllen. Aber, um auch einmal in der Manier des Hrn. B. zu reden, dieſs wäre alſo eine ehrliche Widerlegung der Kritik! wenn man von ihr fodert, ſie ſoll, da ſie von der unbeſtimmten Sprache der bisherigen Philoſophie ausgehen muſste, gar nichts Unbeſtimmtes mehr haben, wenn man ſich am Buchſtaben hängt, wenn man alles, was aus der Entwicklung der Natur unſers hergeleitet wird, für Tavtologie verſchreyt, und dieſs alles um einer Chimäre willen, die man Indication der Erkenntniſs nennt, ohne zu beſtimmen, was ſie eigentlich ſey, und wir von ihr zu hoffen haben, ſondern die man als eine wohlthätige Fee herbeyruft, die den Zauber, durch welchen aber nur, eigner erträumter Einbildung nach, Kant unſere ſaft — und kraftvolle Erkenntniſs in eine Luftgeſtalt verwandeln will, zerſtören und ihr wieder Fleiſch und Blut geben ſoll.

Dieſe Bemerkung über den Doppelſinn des Wortes Gegenſtand, liegt nun allen fernern Prüfungen zum Grunde. In den Unterſuchungen über die ſynthetiſchen Urtheile, wird dadurch gezeigt, dafs jedes ſynthetiſche Urtheil erſt durch Analyſis Nothwendigkeit erlange; (freylich nur unter der Vorausſetzung, dafs ihre Priorität keinen andern Grund habe, als dafs ſie nicht vom Gegenſtand in der Erkenntniſs abgeleitet ſind), weil aus dem, dafs Etwas ein Gegenſtand der Erkenntniſs wird, zwar folgt, dafs ihm etwas vorhergehen müſſe, was ihn dazu macht; aber das brauchte nicht im Gemüthe allein beſtimmt zu ſeyn, es könnte durch einen Gegenſtand gegeben ſeyn, ohne dafs es von dem vorgeſtellten Gegenſtande ſeinem Gegebenwerden nach, abgeleitet werden könnte, und der ſynthetiſche Satz, in ſo fern er als a priori vorgeſtellt wird, alſo doch nur ein analytiſcher und identiſcher ſey, der nichts anders ſagt als: wenn etwas *dieſer* Gegenſtand meiner Erkenntniſs ſeyn ſoll, ſo muſs es das haben, was es zu *dieſem* Gegenſtand macht. Daraus folgt nun, das eben das, was jetzt poſterius iſt, (z. B. unſere Erkenntniſs, in ſo fern ſie vom Object in ihr beſtimmt, gedacht wird) in einer andern Rückſicht prius ſeyn muſs, (z. B. unſere Erkenntniſs, in ſo fern das Object durch ſie beſtimmt, gedacht wird) nur mit dem Unterſchied, dafs es als poſterius jederzeit ſynthetiſch, und als prius jederzeit analytiſch iſt. Es iſt wirklich nicht nöthig, hierüber etwas zu ſagen, weil es ſich ſehr leicht aus der Theorie des Vorſtellungsvermögens beantworten läſst. Nur über S. 27 will Rec. einiges ſagen, weil es ein Stein des Anſtoſses für viele iſt. Wenn ſich Hr. *B.* 7 + 5 ſchon in einem Begriff denkt, ſo iſt denn allerdings 7 + 5 = 12 ein analytiſcher Urtheil, aber 7 + 5 kann nicht anders in einem Begriff gedacht werden, als man muſs die Begriffe von 7 und von 5 auf ihre Anſchauungen zurückbringen, und aus dieſen Anſchauungen den neuen Begriff 7 + 5 erſt erzeugen, der aber dann freylich auch der Begriff von 12 ſchon iſt. Dieſer Syntheſis wegen, die vorgenommen werden muſs, um mir 7 und 5 als einen Begriff 7 + 5 zu denken, heiſst das Urtheil 7 + 5 = 12 ein ſynthetiſches, das alſo wenn 7 + 5 ſchon in *einen* Begriff gebracht iſt, die Form eines analytiſchen an ſich hat. Es kann dieſs auch zum Beyſpiel dienen, dafs jedes urſprüngliche Urtheil, ein ſynthetiſches iſt, das aber jederzeit die Form eines analytiſchen bekommt, ſo bald das Prädicat ſchon als Merkmal im Begriff des Subjects aufgenommen iſt.

Mit

Mit gleicher Genauigkeit durchſucht der Vf. die tranſcendentale Aeſthetik, wo ihm aber immer das ſchon angezeigte *allein* leuchtet. S 67 68 giebt er eine Darſtellung des Leibnitz-Wolfiſchen Syſtems, die den Urhebern deſſelben gewiſs nicht entſpricht, denn Leibnitz wollte durch ſeine Monadologie, nicht bloſs lehren was die Dinge *uns* ſind, ſondern was ſie ſeyn *müſſen*. Was S. 70 und 71 vorkommt, zeigt, daſs dem Vf. die Schulziſchen Schriften noch unbekannt ſeyn müſſen.

In eine ausführliche Erörterung deſſen, was der Vf. über die C. Kategorien ſagt, iſt hier unnöthig ſich einzulaſſen, da es ſich auf den verkannten Zweck der Kritik, und auf den Vorwurf der Tavtologie gründet, deſſen weiten Umfang im Sinne des Vf. wir ſchon angezeigt haben. Die Vollſtändigkeit und Richtigkeit der Kategorien giebt der Vf. zu, nur ihre Deduction und ihre Einſchränkung ſucht er anzugreifen, ſie ſind ihm nicht Formen des Denkens überhaupt, ſondern nur des beobachteten Denkens.

Der Abhandlung der Kritik über die Ideen, kann der Vf. ſelbſt S. 289. ſeinen Beyfall nicht verſagen, und dieſs hätte ihn ermuntern ſollen, nicht immer am Buchſtaben zu nagen, und auf jeden Fehler gierig zu lauren, ſondern zu bedenken, daſs, wenn auch der Körper der Kritik einige krankliche Theile an ſich hätte, dennoch der Geiſt rein und geſund ſeyn könnte, der das Ganze belebt. In den Unterſuchungen über die Antinomien kommen viele Darſtellungen der Sätze Kants vor, die dem, der dieſes Syſtem zu populariſiren ſucht, willkommen ſeyn werden. Ueber das tranſcendentale Ideal geht Hr. *B.* am kürzeſten weg, und beſchlieſst endlich damit, daſs er eine Zuverſicht, auf die Indication unſerer Erkenntniſs, die aufserdem Illuſion wäre, als nothwendig annimmt.

Unſer Vf. iſt daher vorzüglich deswegen Gegner der Kritik, weil er glaubt, ſie will ihm die Indication ſeiner Erkenntniſs auf etwas, das ohne Beziehung auf Erkenntniſs exiſtirt, völlig ungültig machen. Er erklärt ſich aber nie, was er eigentlich dadurch zu gewinnen glaubt, und wie weit man ihr folgen darf. Für unſern theoretiſchen Vernunft Gebrauch wird aber ja nichts dadurch gewonnen, der ſich, wie Hr. *B.* ſelbſt eingeſteht, nicht dadurch erweitert, und für den praktiſchen hat ja Kant hinlänglich geſorgt. Auf dieſe Furcht aber gründet ſich der Vorwurf, daſs Kant unſere Erkenntniſs in ein bloſses Schattenſpiel verwandle. Ein Schattenſpiel iſt nur dadurch täuſchend, daſs es uns Geſtalten zeigt, die wir nichtig finden, ſo bald wir darnach greifen, und unſere Erkenntniſs würde nur dann von Kant darein verwandelt worden ſeyn, wenn er behauptet hätte, all unſer Denken und Erkennen iſt nichtig, ſobald wir darnach handeln wollen; aber dann wäre es Schein, welches Kant läugnet. Hr. *B.* geſtehet ja ſelbſt, daſs er die Gültigkeit dieſer Indication nicht erweiſen kann, ſondern er behauptet nur, Kant habe auch nicht bewieſen, daſs ſie ungültig wäre. Aber eben dadurch, daſs er ſie ohne Beweis als gültig annimmt, geſteht er ein, daſs er ſie, durch ein Intereſſe getrieben, annimmt, und daſs es alſo nicht ſpeculative Vernunft, die kein Intereſſe kennt, ſondern practiſche iſt, welche ihn dazu auffodert.

Die Schrift der Hrn. *B.* iſt immer ſchätzbar, weil ſie dadurch, daſs ſie, einige der Kritik, die von dem Gewohnten ausgehen muſste, unvermeidliche Unbeſtimmtheiten und unzulängliche Erörterungen aufdeckt, beweiſst, daſs in der Kritik für die ächte Philoſophie zwar Platz gemacht, ſie ſelbſt aber noch nicht darinn gegründet, die Elementarlehre der Philoſophie durch ſie entdeckt, aber noch nicht durch ſie geliefert, kurz daſs die Kritik nur das ſey, wofür ſie uns Kant gab, welches einige Kantianer faſt zu vergeſſen ſchienen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Garnery. *Lettres écrites de la Trappe par un Novice*, miſes au jour par M***. L'an 1er de la liberté. 123 S. 8. (7 gr. 6 pf.)

Für ſolche Leſer, denen die, von einigen der neueſten franzöſiſchen Schriftſteller, beliebte Zeitrechnung *der Freyheit*, noch nicht ganz gelaufig iſt, möchten dieſe Herren die gemeine, bis jetzt gewöhnliche Zeitrechnung, doch allenfalls, wenigſtens in Parentheſi, auf dem Titel hinzufügen. —

Den Vf. dieſer Briefe, einen jungen Officier von Familie, trieb eine heftige für eine Schauſpielerinn gefaſste und von ihr verworfne Leidenſchaft, aus Paris. Er gerieth auf ſeiner Wanderſchaft, die er um ſich zu zerſtreuen machte, nach St. Maurice in Perche, und näherte ſich, mehr aus Neugier als aus Neigung, der dort befindlichen Abtey de la Trappe. Dieſer Sitz der Grabesſtille zog ihn an; alles, was er ſah, die ſtrengen Religionsübungen und Kaſteyungen, das unverbrüchliche Schweigen, die ſchweren Arbeiten, die Entäuſserung aller Bequemlichkeiten und alles Genuſſes des Lebens — ſtimmte in den Ton ſeiner kranken Einbildungskraft. Er blieb. Die ſich ſeiner Aufnahme entgegenſtellenden Schwierigkeiten erhitzten ſeine Phantaſie noch mehr. Er ward endlich aufgenommen; — und nun fällt der Schleier von ſeinen Augen. Er ſieht und überzeugt ſich von dem Elend dieſer Menſchen, welche die Menſchlichkeit verläugnen. Eine ſchwere Krankheit, die er ſich durch die ſtrenge Lebensart zuzog, vollendet ſeinen Wunſch, wieder mit der Welt zu leben. — Die Nachſchrift des Herausgebers der Briefe ſagt, daſs er bald nach ſeiner Zurückkunft aus der Abtey an der Auszehrung geſtorben ſey. — Das iſt der Inhalt dieſer unterhaltenden und ganz gut geſchriebenen Briefe. Sie enthalten auch noch einige hiſtoriſche Nachrichten von dem Orden de la Trappe, von ſeinem Stifter Abbé Rance, und von andern Märtyrern deſſelben, und einen Auszug der Ordensconſtitution. Merkwürdig ſind in der Unterredung des Vf. mit dem Abt S. 35 f. die Antworten des letztern, auf die Fragen: „welche Eigenſchaften werden zur Aufnahme in den Orden erfordert?“ — Der Abt: Dieſer Zufluchtsort ſteht allen reuigen Sündern offen. Selbſt die Diebe, in der Welt verabſcheuet, finden bey uns Mittel, ihre Verbrechen zu büſsen; unſre Regel gilt ſtatt Todesſtrafe.“ — „Gibt es in keinem Fall Erlaſſung von dem Geſetz des Stillſchweigens?“

Digitized by Google

gens?" Der Abt: „Das Kloſter gerieth einſt im Brand, und das Feuer wurde gelöſcht, ohne daſs jemand einen Laut gab." — Die am Schluſs von dem Vf. hinzugefügten Zweifel eines Novizen des Trapp Ordens ſind, obgleich ſie nichts Neues enthalten, mit warmen Eifer für Menſchheitsrechte geſchrieben, die dieſer Orden ſo ganz verkennt und unterdrückt.

Mannheim, in der neuen Hof- und akademiſchen Buchh.: *Vorleſungen der churpfälz-phyſikaliſch ökonomiſchen Geſellſchaft in Heidelberg.* Von dem Winter 1789 bis 1790. Fünften Bandes erſter Theil, S. 219. 8. 1790.

Ueber das ſicherſte Mittel, dem Brandholz-Mangel nach einer kurzen Zeit gewiſs und für die Zukunft dauerhaft abzuhelfen von *Fr. Caſ. Medicus* — Ein Aufſatz, der beſonders die Aufmerkſamkeit unſeres Zeitalters verdient. Die Forſtwiſſenſchaft iſt beynah am weiteſten von allen übrigen ökonomiſchen Wiſſenſchaften wenigſtens in der Ausübung zurück, und die Klage über die Unzweckmäſsigkeit unſerer Forſtbücher gerecht. Hr. *M.* empfiehlt zum forſtmäſsigen Anbau vorzüglich den unächten Acacienbaum (Robinia *pſeudoacacia* L.) wegen ſeines ſchnellen Wachsthums und ſeiner Feſtigkeit, die er mit dem Buchenholz vergleicht. Von einigen ausländiſchen Bäumen, deren Angewöhnung an deutſches Clima Hofnung giebt, daſs ſie bald Forſtbäume werden können: der ſchwarze Nuſsbaum (Juglans *nigra* L.), der Negundo Ahorn (Acer *Negundo* L.), die dreyſtachlichte Gleditſchie (Gleditſchia *triacanthos* L.). Zuletzt noch Etwas vom Ginko. Da Hr. *M.* ſo viele glückliche Verſuche über das Ausdaurungsvermögen fremder Bäume in unſerm Clima angeſtellt hat, ſo wünſchen wir noch, daſs er ſelbſt Verſuche, ſolche auſserhalb des botaniſchen Garten forſtmäſsig anzuziehen, machen, und ſo auch hier mit einem vorzüglichen Beyſpiel vorgehen möge; an Gelegenheit und Platz dazu kann es unmöglich fehlen. — Der zweyte Aufſatz betrifft den Handelsrang der oſmaniſchen Türken; was der Handel der oſmaniſchen Türken ſeyn könnte? von D. *C. W. J. Gutterer.* Der Vf. zeigt mit vieler Beleſenheit, daſs die oſmaniſchen Türken das Haupthandelsvolk der Erde, und ihre Länder der Mittelpunkt der Welthandlung ſeyn könnten, theils wegen der mannichfaltigen und vorzüglichen Producte ihrer Länder aus allen drey Naturreichen, (die hier ſehr vollſtändig aufgezählt werden,) *theils* wegen der natürlichen Anlage dieſes Reichs zur Handelsſchaft. — Beobachtungen über kranke Pferde von *C. Freyherrn von Zyllenhard* machen den Beſchluſs. Wir haben mit beſondern Vergnügen dieſen Aufſatz geleſen. Der Vf. beſizt alle Eigenſchaften durch Selbſterfahrung und Popularität des Vortrags, die beſten Vorſchriften, und öfters ſehr einfache, aber würkſame und geprüfte, Arzneyen für die Krankheiten der Hausthiere mitzutheilen, und wir halten uns verbunden, ihn zu einem populären Handbuche über die Viehartzneykunſt aufzufodern; gewiſs kann dadurch der unwiſſenden, gröſstentheils nachtheiligen, Behandlung von gewöhnlichen Viehärzten um vieles abgeholfen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Leipzig* b. Barth: *M. Gottlieb Ernſt Hartungs, Conrectors der Schule zu Lubben, Methode beym öffentlichen Vortrage der Religion in den beyden obern Claſſen;* 2½ Bogen, 8 (3 gr.) Wer es weiſs, wie traurig es auf den meiſten Gymnaſien und lateiniſchen Schulen um den Religionsunterricht ausſieht, und wie oft durch die elende Beſchaffenheit deſſelben bey guten Köpfen und leichtſinnigen Jünglingen der Grund zu einer gänzlichen Verachtung der Religion gelegt wird: der muſs ſich freuen, wenn er hier einen Schulmann ſprechen hört, der über die Wichtigkeit und die Schwierigkeiten dieſer Sache nachgedacht, und ſich ſelbſt Regeln vorgeſchrieben hat, welche es verdienen, von jedem Lehrer auf Schulen gekannt und befolgt zu werden. Mit wahrem Vergnügen, und faſt mit gänzlicher Beyſtimmung hat Rec. dieſe kleine Schrift durchgeleſen, in welcher der Vf. von ſeiner Art, die Religion vorzutragen, öffentlich Rechenſchaft ablegt. Er hat ſonſt bey ſeinem Unterricht die *Dietrichſche Anweiſung zur Glückſeligkeit nach der Lehre Jeſu* zum Grunde gelegt. Izt bedient er ſich gar keines beſtimmten Lehrbuchs, ſondern erklärt die Wahrheiten des Chriſtenthums ſo, daſs er gewiſſe Stellen der Schrift auswählt, ſeinen Schülern zum rechten Verſtande deſſelben eine kurze Anleitung giebt, ſodann die darinn liegenden Lehren, theoretiſche und praktiſche, entwickelt, die Wahl der Stellen ſelbſt aber ſo einrichtet, daſs alles in einer bequemen Ordnung auf einander folgt, und leicht gefaſst werden kann. Die Regeln, die er dabey beobachtet, nämlich überall auf die Vernunftmäſsigkeit der Wahrheiten und Vorſchriften des Chriſtenthums hinzuzeigen — die Beweisſtellen nicht ohne Noth zu häufen — alles möglichſt praktiſch zu machen — ein richtiges Gefühl von dem groſsen Unterſchied der Frömmigkeit, und der ſie bloſs befördernden Mittel bey ſeinen Schülern zu erwecken, damit ſie den mechaniſchen Gebrauch der letztern, wie leider häufig geſchieht, nicht für die Gottſeligkeit ſelber halten, — alles, was bloſs zur Theologie gehört, wegzulaſſen, — beym Unterrichte ſelbſt die Lernenden möglichſt zu beſchäftigen, und für die vorzutragenden Materien ſie zu intereſſiren — durch Dictiren endlich die Zeit gar nicht zu verderben — dieſe Regeln alſo ſind ſo vernünftig, und hier ſo gut erläutert, daſs wir ſie allen denen, welche in ähnlichen Verbindungen ſtehen, nicht genug empfehlen können. Zum Beyſpiel, wie er einzelne Lehren zu entwickeln und vorzutragen pflege, hat der Vf. die Lehre *von der Erlöſung Chriſti* gewählt. Aber unſtreitig wird er beym Unterrichte ſelbſt noch manches ergänzen; denn nicht bloſs nach der gewöhnlichen Form des Syſtems, ſondern auch nach den klaren Zeugniſſen der Schrift gehört zur Erlöſung Chriſti mehr als hier angegeben iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 16. Auguſt 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

HANNOVER, b. Ritſcher: *Ueber den gegenwärtigen Zuſtand des geſellſchaftlichen Lebens in den vereinigten Niederlanden.* Als ein Anhang zu dem Werke: über den Umgang mit Menſchen; aus dem Holländiſchen überſetzt, von A. Freyherrn *Knigge.* 1790. 146 S. 8.

Hr. v. K. hat dieſe der holländiſchen Ueberſetzung ſeines Buchs vorgedruckte Abhandlung wegen mancher darinn vorkommenden feinen und intereſſanten Bemerkung würdig gefunden, aus einer ihm durchaus fremden Sprache in die deutſche zu übertragen. Er glaubt zwar, daſs man dieſe Verdeutſchung vielleicht ein wenig ſteif und den Stil weitſchweifig finden könnte. Aber, ſagt er im Vorbericht: „aus der kleinen Eitelkeit, zu zeigen, daſs ich den ganzen wörtlichen Sinn meines Originals gefaſst hätte, hab ich mir keine freye Umarbeitung erlauben wollen. Und der andre Fehler möchte wohl auf das Original ſelbſt fallen, welches hie und da mehr Aufwand von gleichbedeutenden Wörtern macht, als unumgänglich nothwendig ſcheint. Ich glaube aber, daſs es einem Ueberſetzer zukomme, auch dieſe Eigenheiten zu übertragen u. ſ. w.“ Wenn wir auch das letzte gelten laſſen, wiewohl die Weitſchweifigkeit der holländiſchen Schrift nicht ſowohl in dem Aufwand gleichbedeutender Wörter als vielmehr in der ganzen tabellariſchen mit Haupt- und Nebenabtheilungen verſehenen trocknen Einkleidung des Vf. liegt; ſo glauben wir doch, daſs Hr. v. K. den Beſitzern ſeines vortreflich geſchriebnen Buchs dadurch einen gröſsern Gefallen erwieſen hätte, wenn er mit Aufopferung ſeiner *kleinen Eitelkeit* der holländiſchen Schrift ein gefälligeres Gewand angelegt, und durch Umarbeitung derſelben alles weſentliche auf ein Paar Bogen zuſammengedrängt hätte. Denn nun ſticht der ſteife holländiſche Anhang gegen das deutſche Werk doch gar zu ſehr ab. Allein Rec. geſteht, daſs er in dieſem Anhange wirklich ſo viel intereſſantes nicht gefunden habe, als der Ueberſetzer glaubt. In ſehr vielen Fällen kömmt es zwar bey einer Schrift nicht ſo ſehr auf *den* an, *der* etwas ſchreibt, als vielmehr auf *das*, was geſchrieben iſt. Aber wo von *Thatſachen*, zu *unſern* Zeiten geſchehn, die Rede iſt, möchte der Fall doch wohl anders ſeyn. Wenn hier der Verfaſſer ein offenbarer Parteygänger iſt, ſo verlieren ſeine Bemerkungen, wo nicht allen, doch ihren meiſten Werth. Und Rec. getraut ſich zu behaupten, daſs dies der Fall bey dem holländiſchen Schriftſteller ſey. Ob dieſer ſich gleich nicht genannt hat, ſo iſt er doch dem Rec., der mehrere Jahre in Holland lebt, und auch bey den traurigen politiſchen Uneinigkeiten gegenwärtig war, aus ſeiner Kunſt, populäre Dinge in metaphyſiſche Dunkelheit zu hüllen, aus ſeinen beſtändigen Parentheſen, aus ſeiner gelehrten Definition des Haſſes nach dem *van de Wynperſſe* S. 75: *odium eſt intenſior alicujus averſatio* etc., aus dem Rath, den er S. 98 ff. der oraniſchen Partey giebt, und aus ſeinem ganzen tabellariſchen Vortrage unverkennbar als einer der ſtarkſten Schreyer zur Zeit der holländiſchen (in deutſchen Zeitſchriften und Zeitungen gewöhnlich ſehr verkehrt beurtheilten) Patrioten, der aber nun, ſo wie viele ſeines gleichen, ſich umgedreht hat, nun gern Friedensſtifter ſeyn möchte, nun ſo gar (S. 89 ff.) über die Zügelloſigkeit der Druckerpreſſen in Holland klagt, da doch gerade Er in jenen Zeiten der Unruhe nebſt vielen andern *Afterpatrioten* die Druckfreyheit ſo ſehr miſsbrauchte!

Bey dieſen Umſtänden kann man ſchwerlich dem Vf. die nöthige Unparteylichkeit zutrauen, und wenn man nun die unangenehme Einkleidung dazu nimmt, ſo ſehen wir nicht, wie Hr. v. K. dieſe Schrift als einen ſeines Werks würdigen Anhang zumal in *dieſer Form* den Leſern ſeines Buchs mittheilen konnte. Im Ganzen ſagt der Vf. doch nichts weiter, als was jeder ohnehin wiſſen kann, daſs während der unruhigen Zeiten in den Niederlanden alle Geſelligkeit verloren gieng. Doch wir wollen den Hauptinhalt der Abhandlung, der zwey enge gedruckte Seiten nach löblicher tabellariſcher Methode anfüllt, unſern Leſern kurz mittheilen. Zuerſt ſchickt der Vf. (S. 7 – 30.) einige Bemerkungen voraus über das geſellſchaftliche Leben im Allgemeinen und über die gewöhnlichen Mängel, die man darinn bey den Holländern, wie bey andern Völkern, mehr oder weniger antrifft. Was er hier von den Holländern ſagt, iſt ſehr unbeträchtlich, und das Allgemeine iſt den Beſitzern der *Kn.* Schrift völlig entbehrlich. Dann ſtellt er eine beſondre Unterſuchung des gegenwärtigen kläglichen Zuſtandes des geſellſchaftlichen Lebens in den verein. Niederl. mit Rückſicht auf die Urſachen an, welche periodiſch darauf gewirkt haben. (S. 30—83.) Er theilt hier ſeine Unterſuchung in ſechs Zeitpunkte, von 1772 bis 1778; von 1778 bis 1780 — bis 1784 — bis 1786 — dies Jahr ſelbſt, und dann von der Revolution im J. 1787 bis auf die jetzige Zeit. Hier kommen freylich einzelne gute Bemerkungen vor, aber ſie verlieren durch die langweilige Einkleidung und den weitſchweifigen Vortrag des Vf. vieles von ihrem Werth. Auch übertreibt der Vf. und deraiſonnirt mehr als einmal. Zur Probe des letztern mag das dienen, was er S. 36 ff. von den Vortheilen für das geſellſchaftliche Leben in den Niederlanden ſagt, die aus der Stiftung des ökonomiſchen Zweiges von der Haarlemmer Societät im J. 74 gefloſſen ſeyn ſollen. Dieſe ganze Sache ſchränkte ſich doch auf die Beyträge ei-

Digitized by Google

niger bemittelten Privatperſonen, ſo wohl gelehrter, als Kaufleute und Künſtler ein, die ſich in ihren beſondern Departements jährlich einigemal über ökonomiſche Gegenſtände berathſchlagten, Preiſe ausſetzten, dann einmal im Jahr zur allgemeinen Verſammlung in Haarlem ihre Deputirte ſchickten. Wäre die Ruhe in Holland geblieben, ſo hätte freylich dieſe Geſellſchaft, ihrem Zwecke gemäſs, bleibendes Gutes zur Aufhelfung der Fabriken, des Handels u. ſ. w. ſtiften können, aber von ihrem verbeſſernden Einfluſs auf das geſellſchaftliche Leben hat Rec., der damals in Holland lebte, nie etwas verſpüren können. — Auch ſind die Perioden von 1778 bis 1784 auſserſt dürftig auf *fünf* Seiten abgefertigt. Am Schluſſe dieſes Abſchnitts (S. 78 – 82.) zeigt der Vf. noch kurz, daſs in den vorigen Revolutionen der Republik vom J. 1581 an; das geſellſchaftliche Leben in den Niederlanden *nicht* in einem ſo erbärmlichen Zuſtande geweſen ſey, als jetzt, (in der Anzeige des Hauptinhalts S. 6. ſteht gerade das Gegentheil.) Und dieſe wenigen Seiten ſind nach des Rec. Urtheil gerade das *Beſte* und *Wahrſte* in der ganzen Schrift. Im *letzten* Hauptabſchnitt ſtellt der Vf. verſchiedne Mittel zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Lebens vor. (S. 83 — 143.) Auch hier ſchickt er wieder erſt S. 85 — 96. zwey Wahrheiten voraus, wovon wir doch die erſte herſetzen wollen, damit die Leſer über den gezierten metaphyſiſch philoſophiſch ſeyn ſollenden Vortrag, der gegen Hn. *v. K.* Vortrag ſo ſehr abſticht, ſelbſt urtheilen können:

„Die gegenſeitigen Beleidigungen und Feindſeligkeiten, welche während der mannichfaltigen politiſchen Streitigkeiten gedauert haben, ſind faſt alle entſprungen aus Gründen, Urſachen und bey Veranlaſſungen, die *theils* vermöge der intellectuellen und moraliſchen Beſchaffenheit in dieſem Lande, *theils* wegen andrer unvermeidlichen Umſtände, faſt alle nicht zu verhüten waren.“

Nun folgen *erſtlich* acht Mittel für *beide* Parteyen, wechſelſeitig gegen einander anzuwenden. — Hierunter ſind einige, freylich ſehr univerſale, Mittel, wie man ſie in einem guten Receptbuch erwartet; z. E. N. 4. Zufriedenheit im menſchlichen Leben; N. 5. „alle möglichen Freuden zu ſchmecken, welche die uns umgebende Natur, in der wir leben und athmen, darreichen könne.“ N. 6. „Beobachtung der erſten und allgemein erfoderten natürlichſten Pflichten, welche Aeltern, Lehrer und Meiſter in Anſehung ihrer Kinder, Schüler und Lehrlinge vor Augen haben müſſen.“ N. 8. „Gutes Beyſpiel;“ und dann *zweytens*: Mittel für jede einzelne Partey unter ſich. Auch hier kommen wieder auf zwey Seiten ſechs Unterabtheilungen. Und nun ſchlieſst endlich der Vf. mit Angabe der Urſachen, warum dieſe Abhandlung *Knigges* Werke über den *U. m. M.* iſt zugeſellt worden. Hier *ſchreibt* der Hr. Ueberſetzer das letzte in der holländiſchen Sprache *ab*, um *nicht genöthigt zu ſeyn*, das gütige Lob, womit der Vf. dieſes Aufſatzes ſein Buch beehrt, ſelbſt zu überſetzen!

Der Sinn des Originals ſcheint nicht verfehlt. Nur damit das Beyſpiel eines mit Recht ſo beliebten Schriftſtellers, als Hr. v. K. iſt, das bey uns ſo zahlreiche *imitatorum ſervum pecus* nicht verleite, die Bemerkung des Ueberſ. im Vorbericht (S. 2.) zu miſsbrauchen: „wie leicht es werde, wenn man eine oder mehr Sprachen nach Regeln gelernt hat, ſich in dem Eigenthümlichen einer jeden andern, (*d. i. nicht gelernten*) Sprache zu orientiren, und mit *Hülfe eines Wörterbuchs und einer Grammatik* auch die ſchwerſten Bücher zu überſetzen, wenn es uns übrigens nicht an Fleiſs und Geſchicklichkeit fehlt;“ ſo müſſen wir nach Recenſentenpflicht noch bemerken, daſs ſelbſt dieſem geſchickten Ueberſetzer aus einer ihm unbekannten Sprache, oder vielmehr aus einem fremden Dialect, hie und da Belgicismen und kleine Unrichtigkeiten entfahren ſind; z. E. S. 48.: ſie wechſelte ganz *von* Gegenſtand; S. 51.: *Schlechtigkeiten und Unthaten*; S. 35.: *allvermögender* (ſtatt allmächtiger) Segen; S. 40.: *oberflachlich* ſtatt obenhin; S. 107. *Ungodiſten* ſtatt Atheiſten. Auch iſt *ondermaanſch* (ſublunariſch) kein *neues*, ſondern bey vielen holländiſchen Schriftſtellern vorkommendes, Wort, wiewohl es in *Kramers* ſehr unvollſtändigem Wörterbuch nicht ſteht. Eben ſo iſt die Anm. S. 118. theils irrig, theils unvollſtändig: „Kees heiſst eigentlich ein Käſe, (falſch, ob es gleich *Kramer* ſagt, Käſe heiſst im guten Holl. *Kaas*.) und iſt zugleich ein Affennahme und ein Schimpfname für Menſchen.“ Auch die Spitzhunde heiſsen ſo, und von ihnen bekamen die Patrioten, von denen in der angef. Stelle die Rede iſt, dieſen Schimpfnamen, aber wohl mit einer witzig ſeyn ſollenden Anſpielung auf den Vornamen des weiland Dortrechtiſchen Penſionaris, und groſsen Hauptes der patriotiſchen Partey, *Gyzelaar*: Cornelis zuſammengezogen Kees. — So wahr endlich im Allgemeinen die Anmerkung des Ueberſetzers (S. 108.) ſeyn mag: „Meiner Meynung nach ſollte ein Prediger zu gar keiner *politiſchen Partey* jemals gehören, ſich durchaus um keine ſolchen Händel bekümmern, allgemeine Menſchenliebe, Duldung und Gottesfurcht predigen, und das Uebrige den Weltleuten überlaſſen; allein mehrentheils *ſind es dieſe Herrn, die durch unklugen, oft auch boſshaften Eifer, alles zuſammenhetzen*;“ ſo litt ſie doch in den patriotiſchen Händeln in den Niederl. mehrmals eine Ausnahme. Selbſt auf der Kanzel *muſsten* die Prediger zuweilen Partey nehmen, (daſs ſie es für ſich thaten, ſtand ihnen ſo gut frey, wie jedem andern das Recht, ſo oder anders über politiſche Händel zu denken, frey ſteht,) wenn ihnen z. B. befohlen ward, für die Sache der Patrioten zu beten. So erinnert ſich Rec. unter andern noch ſehr wohl, daſs zu einer Zeit, da Schoonhoven und Utrecht ſchon in preuſsiſchen Händen waren, der Amſterdammiſche Magiſtrat den ſämmtlichen Predigern befahl, die gute Sache der Freyheit, die jetzt nur noch in A. ihren Zufluchtsort gefunden hätte, im brünſtigen Gebete Gott zu empfehlen! Was ſollten da auch *die* Herrn thun, die keinesweges bisher durch unklugen oder gar boshaften Eifer alles zuſammengehetzt hatten?

1) Rinteln, in der Expedition der theol. Annalen, und Leipzig, b. Barth: *James Bruce Reiſen in das Innere von Afrika nach Abeſſynien, an die Quellen des Nils.* Aus dem Engliſchen. Mit nöthiger Abkürzung in das Deutſche überſetzt, von *E. W. Cuhn*, fürſtl. Heſſenkaſſel. Rath und Bibliothekar. *Mit zur Naturgeſchichte gehörigen Berichtigungen und Zuſätzen*

Digitized by Google

tzen verſehen, von *J. F. Gmelin*, Prof. zu Göttingen u. kön. Groſsbrittan. Hofrath, *auch noch mit dergleichen in die alte Literatur einſchlagenden* begleitet von — I. Bd. nebſt einer Karte. 496 S. 8. II. Bd. 430 S. 1791.

2) Leipzig, b. Goſchen: *Sammlung merkwürdiger Reiſen in das Innre von Afrika.* Dritter Theil; geſammelt und herausgegeben von *E. W. Cuhn.* — Mit einer Karte. 1791. 447 S. 8.

Wir verbinden dieſe doppelte Bearbeitung der Bruceſchen allzu voluminöſen, doch in der That auch inhaltreichen, Reiſebeſchreibung nach Abeſſynien, da ſie von *einem* Manne iſt. *Nr. 1.* ein Werk, welches durch eine ſehr anſehnliche Subſcribentenanzahl unterſtützt, zugleich die Abſicht eines für 60 Druckbogen ſehr wohlfeilen Preiſes von 2 Rthlrn. erreichen konnte, und eben damit ein recht gutes Beyſpiel giebt, wie Subſcriptionen und *dadurch möglich gemachte wohlfeile Preiſe* gegen die Piraterie der Nachdrucker gar herrliche Mittel ſeyn können — giebt einen den ganzen Gang von Bruce verfolgenden Auszug ſeiner Reiſebeſchreibung von ſeinen erſten Unternehmungen auf der nordafrikaniſchen Küſte an, über Syrien, bis nach Abeſſynien ſelbſt, und von da über die Nubiſche Wüſte zurück. Dieſer Auszug nimmt den gröſsten Theil des Werks bis faſt zur Hälfte des zweyten Bandes ein. Alsdann folgen die von Bruce entweder mitten in ſeine Reiſebeſchreibung verwebte, oder im V. Bande nachgetragene Bemerkungen über Abeſſynien. Geographie, Sitten, Literatur, Naturgeſchichte und Geſchichte der ältern Revolutionen, nebſt Nachrichten von den mancherley Völkerſchaften jenes Reichs in zweckmäſsigen Abkürzungen. Hier wäre zu wünſchen, daſs der Auszug bey dieſen aus verſchiedenen Parthien des Originals in beſſere Ordnung zuſammengeſtellten Beobachtungen immer die Stellen angezeigt hätte, wo ſie in der Urſchrift ſelbſt zu finden ſind, da auch ſolche Leſer, welche die Bruceſchen Data wiſſenſchaftlich gebrauchen, und aufs genaueſte wiſſen müſſen, den Auszug öfters als eine kürzere Ueberſicht jener 5 Bände nutzen können, in denen man, weil ihnen ein Regiſter gänzlich fehlt, ohne welches das beſte Localgedächtniſs oft eine Angabe ſtundenlang nachzuſuchen genöthigt ſeyn kann. Auch dieſen Vortheil gewährt dieſer Auszug für den Gebrauch des Kenners, daſs durch die von dem Unternehmer (für die Subſcribenten unentgeltlich) nachgelieferte prüfende Bemerkungen über Naturgeſchichte und andere auf die alte und neuere Geſchichte, auch zum Theil auf orientaliſche und bibliſche Kenntniſſe ſich beziehende Zuſätze und Beleuchtungen dem wiſſenſchaftlichen Unterſucher über viele Stellen zum richtigeren Gebrauch des Werks vorgearbeitet iſt. Ein Vorzug, welchen das Original ſelbſt entbehrt. Die 2 zugegebenen Karten ſind die Generalkarte der ganzen Reiſe, und die Specialkarte von Abeſſynien, dem See Tzana, den Nilquellen etc.; die bis jetzt nur hypothetiſche Karte von der Salomoniſchen Schiffahrt an die Küſte des ſüdlichen Afrika gehörte mehr zu einem *Spicilegium geographiae Hebraeorum exterae*, und wird hier als Nebenſache weggelaſſen. Doch wünſchte Rec., daſs beſonders orientaliſche Journale, welche hiezu Raum haben, ſolche das Fach der bibliſchen Literatur eigentlich betreffende Puncte des Bruceſchen Werks gründlich prüfen möchten. — *Nr. 2.* ſetzt den Auszug aus Bruce von denen Afrika betreffenden Stücken ſeiner Reiſebeſchreibung fort, welchen Hr. *Cuhn* ſchon im II. Bande ſeiner für die nähere Kenntniſs des noch ſo ſehr unbekannten Welttheils wichtigen Sammlung angefangen hatte. Die Beſitzer dieſer Sammlung konnten allerdings Bruce's Werk für dieſelbe benutzt wünſchen. Doch wundert ſich Rec., daſs Hr. *Cuhn*, da er neben dieſer Sammlung auch die Verfaſſung des Nro. 1. angezeigten Auszugs nach einem gemeinnützigen und empfehlenswürdigen Plan von Hn. Conſ. Rath *Haſſencamp* übernommen hat, nicht beide Arbeiten mehr aus verſchiedenen Geſichtspuncten entworfen, und dadurch jeder derſelben einen eigenen Werth gegeben hat. Wäre für die Sammlung merkwürdigen Reiſen in das Innre von Africa, das Meiſte, was bloſs den Reiſenden perſönlich angieng, abgeſchnitten, und dafür allein das genau ausgehoben worden, was Br. zur nähern Kenntniſs vier von ihm bereiſten Länder eigenes hat, ſo würden die Leſer der Sammlung erhalten haben, was ſie zunächſt wünſchen und erwarten konnten. In dem Auszug Nr. 1. aber würde es zweckmäſsig geweſen ſeyn, manches dieſer Art ins Kurze zu ziehen, und weil er das Ganze umfaſſen ſollte, einer völlig gleichförmigen Abkürzung des Ganzen Inhalts Raum zu gewinnen. Nun hingegen iſt, was Hr. Cuhn unter Nr. 2. abdrucken läſst, *wörtlich* das nemliche, was er auch an Hn. Haſſencamp gegeben hatte, nur daſs in Nr. 2. manche Stellen, die im Rintelner Auszug ſtehen, dazwiſchen heraus weggelaſſen ſind. Der erſte Abſchn. „Religion und Beſchneidung" S. 3 — 13. in Nr. 2. iſt *wörtlich* das, was in Nr. 1. Th. II. S. 216 — 326. abgedruckt iſt; nur hat Nr. 2. nicht, was Nr. 1. am angef. Ort S. 219. von Ichtegur, und dann wieder S. 220. von dem Worte Frumentins — bis: Natur und Perſon ſteht. Der zweyte Abſchn. in Nr. 2. „Beſchreibung von Gondar und Koscam, Geographie von Abeſſynien" iſt wieder, was von Gondar und Koskam geſagt wird, *wörtlich* das nemliche, was in Nr. 1. Th. I. S. 227 — 229. ſteht. Die übrige Geographie iſt weit mehr abgekürzt, als in Nr. 1. Th. II. S. 181 — 191. Nach dieſer ſehr kleinen Verſchiedenheit aber findet Rec, die nächſten 100 Seiten in Nr. 2. wieder *wörtlich* mit Nr. 1. Th. I. S. 246 — 335. einerley. Nur einige wenige Wortveränderungen ausgenommen, welche zu verrathen ſcheinen, daſs Nr. 2. nach Nr. 1. noch einmal flüchtig überſehen worden ſey. Weiterhin hat Rec. nicht mehr Seite für Seite verglichen. Aber wo er auch im übrigen blätterte, fand er immer Nr. 2. völlig mit Nr. 1. einerley, ſoweit beide den nemlichen Gegenſtand behandeln. Denn die oben angezeigten beſondern Abhandlungen von Geſchichte, Naturgeſchichte, Literatur hat Nr. 1. allein. Wir wiſſen wohl, daſs es jetzt Sitte zu werden anfängt, dem Publicum das nemliche unter allerley Geſtalten wieder zu geben. Aber am allerwenigſten hätten wir hier dieſe böſe Sitte erwartet, da beide Bearbeitungen ganz zweckmäſsig nach einem verſchiedenen Plan hätten ausgeführt werden ſollen und können. Die Karte bey Nr. 2. iſt die Generalkarte von Abeſſynien. — S. 433 — 447. in Nr. 2. folgt

Digitized by Google

2. folgt eine aus Berichten der Einwohner gesammelte Nachricht von den innern Ländern von Africa, von *August von Einsiedel*, einem sächsischen Edelmann, welcher 1785 eine Reise ins innere Afrika wagen wollte, aber durch die Pest zu Tunis aufgehalten wurde. Woher der Herausg. diese Nachrichten erhielt, sollte doch angegeben seyn. Sie enthalten manches Merkwürdige, und dieser entschlossene Deutsche würde, wie die Vorrede wünscht, sich allerdings an die brittische Gesellschaft zur Entdeckung des Innern von Afrika mit wahrem Vortheil für beide Theile anschliessen können. Die mancherley Nachweisungen nach den afrikanischen Goldgegenden, welche der Vf. S. 445. zwischen dem fünften und funfzehenden Grad nördlicher Breite vermuthet, werden auf diese Nachrichten die Aufmerksamkeit vorzüglich hinziehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Warschau*, b. Gröll: *La Révolution de la Pologne de 1789. Ode*, 1790. 12 S. 4. — Der Vf. benützt den glücklichen Zeitpunkt, den ein unrechtmäßig unterdrücktes Volk zu einer schnellen, aber wohl vorbereiteten Staatsveränderung zu benutzen gewußt, schildert den traurigen Zustand der Knechtschaft, in welcher die Nation keinen Willen für sich haben durfte, und die Gesetze ein Werkzeug der Gewaltthätigkeit und übermüthigen Neigungen wurden, frohlocket über den standhaften Muth der patriotischen Volksführer, und der, diese unvermuthete Umänderung begünstigenden, Höfe, und blickt alsdann in die ermunternde Zukunft, welche die jetzt gefaßten großen Hoffnungen realisiren wird. — Es ist schwer, durch *sieben und vierzig vierzeilige Strophen* eine immer gleiche Begeisterung und Erhabenheit zu behalten, und keine matten Bilder und Wendungen mit unterlaufen zu lassen; gleichwohl ist der Vf. nicht zu tief unter der Würde des erhabenen Thema geblieben, an dem sich sein Gesang versuchen wollte. Z. B. wenn er hohnsprechend die Unterdrückung auffodert:

Que ce peuple voisin et de pillage avide,
Qui nous fit éprouver tous les maux à la fois,
Sorte de ses fôrets, vienne d'un perfide
Garanter nos Etats et nous dicter des Loix.

Bientôt il apprendra ce que peut la vengeance
D'un peuple aussi - vaillant, mais plus libre, que lui.
Il dormit sous le joug dans un tems de démence;
Il a rompu sa chaine, il est sage aujourd'hui.

Déjà ce monstre impur que conçut le délire,
Qu'adopta la terreur, qu'un traître organisa,
Reçoit le coup mortel, il s'agite, il expire,
Avec cette fureur, qui nous tiranisa.

Dans nos champs aussitôt les dents en sont semées
Par un autre Cadmus et par ses Compagnons;
Il en sort tout à coup des Legions armées,
Qui protègent déjà nos foyers, nos cantons.

Und in der 34sten Strophe:

En croirai-je mes yeux? Ce peuple, que naguere
Effrayoit un regard du Scythe audacieux;
Je le vois, il est prêt à lui faire la guerre,
S'il ose en ennemi reparoitre à ses yeux,

Etrange changement! Cette Pologne en butte
Au sarcasme, au mépris du Celte et du Germain,
Captive son suffrage au moment de sa chute,
Frappe sur ses tyrans, et parle en souverain.

Erbauungsschriften. *Helmstädt*, gedr. b. Leukart und Sohn: *Frohe Aussichten für die Religion in die Zukunft.* Eine Rede, bey der Einführung Herrn August Christian Bartels, als Abts zu Riddagshausen, am 8ten Januar 1790 in der Klosterkirche daselbst gehalten von dem Abt zu Michaelstein, *Heinrich Philipp Conrad Henke*. 1790 63 S. 8. — Wer die traurigen, menschenfeindlichen, größtentheils falschen, Gemälde kennt, welche in unsern Tagen von dem Zustande der Religion so oft verfertigt, und gleichsam zur Schau ausgestellt werden, wer sich von den lauten, nicht selten leidenschaftlichen, Klagen über den Unglauben und die Lasterhaftigkeit unsrer Zeit nicht berauben läßt, sondern selbst über die Sache nachdenkt, und sie unparteyisch prüft, der wird sich mit uns freuen, wenn er in dieser Rede frohere Aussichten für die Religion in die Zukunft geöffnet, und eine so angenehme Hoffnung mit festen Gründen unterstützt siehet. Das Gute, welches wir uns für das Christenthum von der Zukunft noch zu versprechen haben; besteht nach Hn. Henke darinn! daß es *nie wieder vertilgt*, vielmehr *immer weiter verbreitet*, seinem Werthe nach *richtiger gekannt und geschätzt*, auch *immer treuer ausgeübt* werden wird, und die Beweise dafür liegen *in der Religion selbst*, in *ihrer Geschichte* und in *der gegenwärtigen Lage der Sache*. Dies alles ist so wahr und überzeugend, daß es wohl schwerlich durch bloße Declamation widerlegt oder entkräftet werden kann; denn mehr als Declamation finden wir selten in dem Geschrey, welches über die Gefahr, worinn sich jetzt das Christenthum befinden soll, erhoben wird. Gemeiniglich sind es Aeußerungen der Furchtsamkeit, welche zur Genüge beweisen, daß solche Menschen das Christenthum nicht kennen, und das Wesen, die Hauptsache, den eigenthümlichen Inhalt desselben von zufälligen Nebendingen, von der Form und Lehrart nicht zu unterscheiden wissen; oder es sind Klagen der Unzufriedenen, die den Umsturz der Religion bloß deswegen voraussehen und verkündigen, weil nicht jedermann ihre Privatmeynungen, Hypothesen, Erklärungsarten, oder Schwärmereyen unterschreiben kann und mag. Selbst die gegenwärtige Gährung, welche der Religion so große Gefahr zu drohen scheint, wird und muß, der Natur des Menschen und der Dinge nach, nicht wenig dazu beytragen, das Christenthum vernünftiger, faßlicher, gemeinnütziger, und der Streitigkeiten, welche dasselbe bisher veranlaßte und veranlassen mußte, dadurch weniger zu machen. Wer das bewiesen sehen will, der lese diese gründliche Rede, und belehre sich daraus.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Auguſt 1791.

LITERARGESCHICHTE.

Zürich, b. Ziegler u. Sohn: *Erasmus von Roterdam, nach ſeinem Leben und (ſeinen) Schriften.* Erſte Hälfte, 550 S. Zweyte Hälfte, 606 S. in gr. 8. 1790. (Nebſt einem wohlgerathenen Bruſtbilde des Erasm. von Schellenberg.) (3 Rthr.)

Hr. Abt *Henke* gab vor neun Jahren eine vom Hn. Prediger *Reich* gefertigte Ueberſetzung der bekannten *Vie d'Erasme par Burigny* heraus, und fügte ihr beträchtliche Zuſätze und Berichtigungen bey. Unter allen bisherigen Lebensbeſchreibungen jenes Mannes b haupte te bisher dieſes Buch den erſten Platz, und hatte ſelbſt vor dem prächtigen engländiſchen Werke von Jortin weſentliche Vorzüge. Der Vf. dieſer neuen Biographie, welcher ſich unter der Vorrede *S. Heſs, D. G. W.* nennt, bedauert nur, daſs Hr. *Henke*. anſtatt der mühvollen Reviſion des franzöſiſchen Schriftſtellers nicht lieber eine Arbeit von eigner Hand lieferte, und dadurch andere Verſuche dieſer Art überflüſſig machte. Er entſchloſs ſich daher, dieſen Stoff aufs Neue zu bearbeiten, und er ſchmeichelt ſich, über die Geſchichte ſeines Helden ein neues Licht verbreitet zu haben. In der That fehlte es auch, ſo ſehr *Er* mit Biographieen, Lobſchriften und Denkmalen aller Art beehrt worden iſt, immer noch an einem Buche, aus welchem dieſer von ſo vielen Seiten höchſt merkwürdige Mann etwa nicht bloſs als Gelehrter, als fleiſsiger und brauchbarer Schriftſteller, ſondern ganz, wie er war, nach Charakter und Denkart, Thätigkeit und Einwirkung auf ſein ganzes Zeitalter, lebendig erkannt und unpartheyiſch geſchätzt werden könnte. An Ausführlichkeit und Fleiſs in der Behandlung ſeines weitläuftigen Gegenſtandes hat es nun unſer Vf. nicht fehlen laſſen. Unrecht thut er ſich ſelbſt, daſs er ſeine Arbeit mit derjenigen, welche ein Hr. *Gaudin* vor zwey Jahren in demſelben Verlage herausgab, auch nur in Vergleichung ſtellt. Von Burigny unterſcheidet er ſich vornehmlich durch die fruchtbaren Auszüge, die er aus vielen Erasmiſchen Schriften oder wichtigen Briefen mittheilt, und in denen er ſeinen Mann mehrentheils ſelbſt reden läſst, durch freyere und treffendere Urtheile über deſſen Religionsmeynungen und gelehrte Verdienſte, durch manche neue literariſche Bemerkung. Und ob er gleich bekennet, dem deutſchen Herausgeber dieſes Franzoſen nicht wenig zu danken zu haben, ohne es überall an ſeinem Orte anzuzeigen, was er ihm abborge, ſo lieſet ſich eine fortlaufende Rede bequemer und unaufgehaltener, als ein mit Noten und Berichtigungen ſo oft durchkreuzter Text.

Aber doch können wir nicht behaupten, daſs E. nun einen Biographen gefunden habe, der ſeiner vollkommen würdig wäre. Schon als Menſch iſt der Mann wegen ſeines bey allen Schwachheiten liebenswürdigen Charakters, der uns ſo vollſtändig und unverſtellt in den zuverläſſigſten authentiſchen Denkmalen, ſeinen Briefen, vor Augen liegt, der gröſsten Aufmerkſamkeit werth. Als Gelehrter wegen ſeines, wenn auch nicht ſchöpferiſchen und Revolutionen bewirkenden, doch hellen, geſunden und geraden Geiſtes, ſeiner weit, ſcharf und richtig ſehenden Urtheilsgabe, ſeiner offenen, vorurtheilsfreyen, auch wohl muthigen Wahrheitsliebe, und wegen ſeiner zwar nicht unermeſslichen, aber doch für ſeine Zeit bewundernswürdigen, auch durchaus nützlichen Wiſſenſchaft. Als Schriftſteller, von Seiten der Menge, Mannigfaltigkeit und des innern Gehalts ſeiner Bücher, der Präciſion und originellen Nettigkeit ſeiner Schreibart, der Feinheit, Urbanität und Fruchtbarkeit ſeines Witzes. Als Theologe war ers, der das gründliche Studium ächter Philoſophie, richtiger Schrifterklärung und freyer Religionsgeſchichte wieder erweckte, und in die Erforſchung, Behandlung und den Vortrag wichtiger Religionsmaterien den beſſern Geſchmack brachte. Schon in allen dieſen Hinſichten eine der denkwürdigſten Erſcheinungen; und erwägten wir, wie, auf welchen Wegen, mit wie wenigen Hülfsmitteln, unter wie vielen und mächtigen Hinderniſſen er das ward und das leiſtete, was er war und leiſtete; ſo ſteigt die Achtung und das Wohlgefallen, womit wir ihn in *ſeinem* Zeitalter betrachten, eben ſo hoch, als die Beſchämung und der Unwille, womit wir uns in *unſerm* Zeitalter, das mit allen Arten von Aufmunterungen, Mitteln, Gelegenheiten und Methoden zur Cultur des Kopfes und Herzens eine wahre Schwelgerey treibt, nach vielen ſeines gleichen vergeblich umſehen. Aber ſeine Geſchichte iſt zugleich ein beträchtliches und intereſſantes Stück der Geſchichte ſeines Jahrhunderts. Wenige Privatperſonen haben einen ſo weit ausgeſtreckten Wirkungskreis gehabt, und ihren Maximen und Vorſchlägen einen ſo ſtarken Einfluſs auf Denkart, Sitten und Anſtalten ihrer Zeitgenoſſen und Nachkommen mitgeben können, als er bey aller Mittelmäſsigkeit des Glücks und des Ranges, in welchem er lebte. Er war das Orakel aller auf den Ruhm der Geiſtesbildung Anſpruch machenden Leute von höhern und niedern Ständen in mehr als einer Nation, der Rathgeber und Günſtling von Königen und Fürſten, Päbſten und Biſchöfen, oder ihren Miniſtern, der Lieblingsſchriftſteller und das Original aller Gelehrten von Geſchmack, der thätigſte Beförderer jener glücklichen Palingeneſie der Wiſſenſchaften und jener um ſich greifenden Revolution im Geiſte ſeines Zeitalters, der Urheber vieler guter Erziehungsanſtalten und Erziehungsme-

Digitized by Google

methoden, der furchtbarſte und ſiegreichſte Feind der Mönchereyy und des Aberglaubens, der Anfänger, und wider Wiſſen und Willen das bedeutendſte Werkzeug der Kirchenverbeſſerung. Eine lichtvolle, detaillirte, mit Kunſt und Geſchmack ausgearbeitete Darſtellung der Geſchichte dieſes Mannes, von allen dieſen Seiten betrachtet, würde nicht blofs dem Literaturfreunde ſchätzbar ſeyn, ſondern auch eine allgemein nützliche, lehrreiche und unterhaltende Lectüre für Leſer abgeben, denen irgend das Studium groſser und guter Menſchen, die Bekanntſchaft mit dem Fortgange und den Wendungen ihrer Ausbildung, mit den Urſachen und Hülfen ihrer Wirkſamkeit — wichtig iſt. Und eine ſolche Geſchichte fehlt uns noch.

Von dem vor uns liegenden Buche wollen wir indeſſen mehr nicht fodern, als was es verſpricht: Erasmus nach ſeinem Leben und ſeinen Schriften, oder eine Literärgeſchichte des Mannes. Aber auch dann thut es unſern Erwartungen nicht vollkommen Genüge. Zuerſt vermiſſen wir ganz einen feſten Plan in der Anordnung ſo vieler hier in Betracht kommenden Materien. Genauer hat ſich der Vf. darüber nicht erklärt, als daſs die erſte Hälfte bis zum J. 1521 gehe, da er mit dem gelehrten Botzheim in Conſtanz bekannt ward, und ſeinen Aufenthalt für beſtändig in Baſel nahm; die andere Hälfte aber die merkwürdigſten Umſtände der zweyten Epoche ſeines Lebens enthalte; dort gehe er von ſeiner Jugendgeſchichte aus, zeige den Gang ſeiner Studien, die Entwickelung ſeiner Talente und ſeines Charakters, ſtelle ihn in den verſchiedenen Verhältniſſen und Umſtänden des Lebens; vornehmlich aber als Gelehrten, (als *Literator*, ſagt der Vf., das wäre Sprachlehrer, Buchſtabenlehrer,) nehme Rückſicht auf ſeine Verdienſte um die bibl. Literatur, auf die Folgen ſeiner Arbeiten über das N. T.; wie viel Gönner und Freunde, aber auch wie viel Gegner, er ſich dadurch zugezogen; hier aber folge dann beſonders die Erzählung von ſeinen Streitigkeiten mit Gegnern der andern Religionsparthey, mit Luther, von Hutten (*Hütten*, ſchreibt der Vf.) Eppendorf, Brunfels, Oekolampadius u. a. Der Mangel eines ſorgfaltigeren Plans macht den Gebrauch dieſes Buchs, das doch mehr zum gelegentlichen Nachſchlagen, als zum Durchleſen iſt, unbequem, und wird weder durch die Marginalrubriken, noch durch das Regiſter, gänzlich erſetzt. So z. B. kömmt der Vf. Th. I. S. 513 auf die Briefe, die Er. mit dem Böhmiſchen Edelmann, Joh. Schlechta, wechſelte; man weiſs nicht, warum gerade hier? Seine Bekanntſchaft mit den Huſſiten entſtand einige Jahre früher, als 1519. Im Regiſter ſucht man vergebens ſowohl Huſſiten, als Schlechta. — Th. I. S. 256 iſt von den Erasmiſchen Briefſammlungen die Rede; wer würde eben hier davon Nachricht erwarten? Th. I. S. 471 von den Cenſuren über die Colloquia, und doch erſt Th. II. S. 372 von dieſem Buche ſelbſt, bey Gelegenheit der neuen Ausgabe vom J. 1524. Da der Vf. Th. II. S. 544 das Verzeichniſs der Schriften Erasm. nach der Leidenſchen Ausgabe beygefügt hat, ſo hätte er immer auch, nach dem Vorgange des deutſchen Burigny, die Stellen ſeines Buchs mit anmerken mögen, wo von jeder Schrift weitläuftiger gehandelt wird.

Aufserdem dürfte man über manche Dinge eine vollſtändigere Belehrung vom Vf. erwarten, als man findet, und überhaupt wünſchen, daſs er auf die Bearbeitung und Ausfeilung des Buchs noch die Nebenſtunden einiger Jahre verwandt hätte. Von den Unterhandlungen wegen der Huſſiten mit Joh. Schlechta hat *Füeſsli* in der Kirchen- und Ketzergeſchichte mittlerer Zeiten Th. II. S. 82. viel gründlicher gehandelt, als unſer Vf. a. a. O. So umſtändlich auch, und im Ganzen ſehr unpartheyiſch und befriedigend die Streithandel, die Er. mit Luthern hatte, erzählt und beurtheilt ſind, ſo vermiſſen wir doch, daſs von einem Briefe, den Frobenius; wahrſcheinlich aber unter deſſen Namen, Erasmus, im J. 1519 an Luther ſchrieb, Gebrauch gemacht ſey. (ſ. Heumann diſſ. Sylloge T. I. p. 970.) Auch finden wir davon nichts, daſs Er. zur Zeit des berühmten Augſpurgiſchen Reichstags 1530 verſchiedentlich in Rath genommen ward, (ſ. *Burſcheri* index epp. ad Erasm. p. 36.) und vom Kaiſer aufgefodert, ein Gutachten wegen der Evangeliſchen abfaſste, wie wenigſtens Melanchton Luthern in einem Briefe von Augsp. 27. Jul. 1530 meldet. (Luthers Werke Th. XVI. S. 1212.) Einige Bemerkungen hierüber wären Th. II. S. 405 am rechten Orte angebracht geweſen. Ueber *Georg Witzel* (S. 429) iſt die beſte und vollſtändigſte Nachricht in *Strobels* Beyträgen zur Reformationsgeſch. Th. II. S. 209. In der Literatur, im Nachweiſen der verſchiedenen Ausgaben Erasmiſcher Schriften, und ſolcher Bücher, die über vorkommende merkwürdige Perſonen und Begebenheiten weitere Auskunft geben, iſt der Vf. ſich nicht gleich, bald freygebig, bald ſparſam. — Th. I. S. 417 wird *Bedda* Rector des Collegiums *zu* Montaigu genannt; es ſollte heiſsen: *von* Montaigu; ſo hieſs der Stifter dieſes Collegiums zu Paris. — Die Schreibart des Vf. hat etwas ſehr Unleidliches in der Menge von Provincialismen, (als *drungenlich* bitten, *etwelche*, *reifnen* ſtatt *reifen*, *ohne anders*, aufserdem, *ſich müſsigen*, ſich enthalten, *beſt Vermögens*, nach allen Kräften,) und noch mehr in dem nachläſſigen, oft liederlichen Bau der Rede, der alsdann um ſo ſtärker abſticht, wenn der Vf. etwas aus Erasmus überſetzt liefert.

Sehr ſchätzbar war uns der Abdruck einiger, gröſstentheils bisher nicht edirter Briefe von und an Erasm. Th. II. S. 541. (XXIII. ſteht ſchon in *Zapfens* freymüth. Betrachtungen über alte und neue Bücher. B. I. S. 322.) Der Vf. macht Hoffnung zu einer Sammlung anderer ungedruckter Documente zur Erasmiſchen Geſchichte. Eine verdienſtliche Unternehmung würde es auch ſeyn, wenn jemand nur von den ſämmtlichen Briefen Erasm. nach der Leid. Ausg. einen neuen Abdruck beſorgte, die Chronologie derſelben berichtigte, und alle die Stücke, welche ſich in andern Büchern zerſtreut oder in Manuſcripten auffinden lieſsen, nebſt dem (nur gar zu kärglich zum Vorſchein kommenden) Burcheriſchen Vorrath von Briefen an Erasm. am gehörigen Orte einſchaltete. Von einem holländiſchen Buchhändler würde ſich ein ſolches ſchönes Ehrendenkmal des groſsen Roterdamers mit gröſstem Recht erwarten laſſen; aber leider iſt dort jener literariſche Patriotismus, der noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts die koſtbare Edition der ſämmtlichen

Werke

Werke Erasm. von *le Clerc* erzeugte, faſt ganz ausgeſtorben.

Lemgo, in der Meyerſchen Buchh.: *Repertorium über die allgemeinern deutſchen Journale und andere periodiſche Sammlungen für Erdbeſchreibung, Geſchichte und die damit verwandten Wiſſenſchaften*, von M. *Johann Samuel Erſch*. Erſter Band. 1790. 526 Seiten in 8.

Ein Werk, das ſich als eine Fortſetzung zur *Meuſelſchen* Bibliotheca hiſtorica, zum *Stuckſchen* Verzeichniſſe von Reiſebeſchreibungen und andern ähnlichen Werken anſehen lieſs, ſchien dem Herausgeber dieſes Repertorii, der ſich bereits durch ſein Verzeichniſs aller in Meuſels gelehrtem Deutſchl. vorkommenden anonym. Schriften, ein Verdienſt um die neuere deutſche Literatur erworben, — mit Recht ein Bedürfniſs zu ſeyn, dem man abhelfen muſste. Das Ganze ſoll, wie das *Eckardſche* Regiſter der *Schlözerſchen* Journale, (welches Hr. E. ſich überhaupt zum Muſter genommen,) aus drey Theilen beſtehen, — aus dem Perſonenverzeichniſſe, — dem Länder-, Städte- und Völkerverzeichniſſe — und dem Sachregiſter. Dieſer erſte Theil zerfällt wiederum in zwo Abtheilungen, deren erſte die Verfaſſer der angeführten Aufſätze, ſo wie die zweyte die Perſonen nennt, von deren Leben, Schriften u. dgl. man hier Nachricht erhält. Dem dritten Theile ſoll ein Verzeichniſs der gebrauchten Journale angehängt werden. Alle gebrauchten Zeitſchriften ſind mit lobenswürdigem Fleiſse benutzt. Seiner angeſtrengten Aufmerkſamkeit unerachtet, haben ſich indeſſen einige Mängel eingeſchlichen, die ſich bey Arbeiten dieſer Art unmöglich vermeiden laſſen. Hr. *v. Archenholz* privatiſirt z. B. nicht mehr in Hamburg, ſondern in Berlin. Die Hn. *Büſch* und *Ebeling* ſind nicht bloſs Directoren der Handlungsſchule zu Hamburg, ſondern Profeſſoren bey dem dortigen Gymnaſio. Hr. *Eſchelskroon* iſt nicht in Oſtindien, ſondern wohnt in Kiel. Der Hr. Geheimerath *Carſtens* in Kopenhagen iſt auch Ritter des Dannebrogordens. Der Kronprinz *Friedrich von Dännemark*, kann noch nicht den Beynamen *der ſechste* führen, und das unter ſeiner Rubrik (S. 353) angeführte Wort *Regierungsanfang* iſt nicht paſſend, u. dgl. m.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., bey Varrentrapp u. Wenner: *Predigten über das Gebet des Herrn*, von *N. Kieſſelbach*, erſtem Prediger bey der Altſtädter Gemeinde in Rotenburg an der Fulda. 1790. 248 S. in 8.

Der Misbrauch des Vaterunſers hat den Hn. Vf. veranlaſst, dieſe Predigten zu halten, und ſeinen Zuhörern richtigere Begriffe von dem wahren Zweck und Inhalt dieſes Muſtergebets, wie er es nennt, beyzubringen. Weil ihm aber der mündliche Vortrag zur Erreichung ſeiner Abſicht nicht hinlänglich zu ſeyn ſchien, ſo übergab er dieſe Predigten dem Druck, damit ſeine Zuhörer den Inhalt derſelben öfter wiederholen und darüber nachdenken können. Sie ſind alſo zunächſt für ſeine Zuhörer beſtimmt; aber ſie waren überhaupt des Drucks würdig, und werden nicht ohne Nutzen geleſen werden. Hr K. ſagt ganz richtig, Jeſus habe ſeinen Jüngern dieſes Gebet nicht als unabänderliche und immer zu wiederholende Vorſchrift gegeben, ſondern es habe nur Muſter für ſie ſeyn ſollen, wie ſie kurz, ohne Schmuck, ohne Kunſt, und doch zugleich um die vorzüglichſten und edelſten Güter beten könnten. Man ſollte es ſparſamer gebrauchen und es nicht anſtöſsig finden, wenn es künftig bey öffentlichen Gebetsverehrungen nicht mehr ſo häufig geſprochen wird, als es wohl ſonſt geſchah, weil es bey allzuhäufigem Gebrauch nicht im Geiſt und in der Wahrheit gebetet werde. Auch misbilliget er es mit Recht, daſs man es junge Kinder herſagen lehrt, ohne es ihnen deutlich und verſtändlich gemacht zu haben, und ermahnt ſeine Zuhörer, daſs ſie ihre Kinder, welche noch nicht fähig ſind, den Inhalt deſſelben zu faſſen, lieber andere, leichter zu verſtehende Gebete lehren möchten, damit ſie nicht durch verſtandloſes Herſagen des vortrefflichen Muſtergebets Jeſu ſchon frühe auf den ſchädlichen Gedanken gebracht werden, daſs das beten heiſse, wenn man die Hände faltet und mit dem Munde einige Worte ausſpricht, ohne ihren Sinn zu faſſen, und ohne zu bedenken, was man betet. — Deutliche Erklärung der Worte iſt in jeder Predigt zum Grunde gelegt; doch ſind die Erklärungen nicht allemal ganz richtig. So verſteht der Vf. z. B. unter dem *Willen Gottes* in der ſogenannten dritten Bitte die Gebote, Vorſchriften und Geſetze Gottes, ſo daſs der Sinn wäre: Gieb uns, o Gott! Luſt und Kraft, deine Gebote und Vorſchriften ſo zu beobachten, wie ſie von den ſeligen Geiſtern des Himmels beobachtet werden. Dieſe Erklärung iſt zwar ſehr gewöhnlich, aber ſie ſcheint nicht richtig zu ſeyn; vielmehr iſt der Wille Gottes hier, wie Matth. 26, 42. der Rathſchluſs Gottes, alles, was er als der weiſeſte und gütigſte Regierer der Welt beſchlieſst, anordnet und geſchehen läſst. *Auf Erden, wie im Himmel*, iſt eben ſo viel, als *im Himmel und auf Erden*, d. h. in der ganzen Welt. Es iſt alſo in dieſen Worten nicht eine eigentliche Bitte enthalten, ſondern ein Bekenntniſs und eine veſte Entſchlieſsung des Betenden, daſs er die Regierung Gottes, ſeines höchſten Oberherrn und Vaters, nie verwegen tadeln, ſondern ſich dem Willen der Vorſehung in allen Fällen und Umſtänden willig unterwerfen, und ſich in den verborgenen Wegen derſelben beruhigen wolle, in der gewiſſen Ueberzeugung, daſs Gott, der Weiſeſte und Beſte, nichts anders wollen, beſchlieſsen und zulaſſen kann, als was für das Ganze und für jedes einzelne Individuum das Beſte iſt. — Aehnliche Erinnerungen lieſsen ſich auch bey der erſten und zweyten Bitte machen; aber dieſs würde uns zu weit führen. Uebrigens wünſchen wir dieſen Predigten viele aufmerkſame und folgſame Leſer.

Hildburghausen, b. Haniſch: *Betrachtungen über einige wichtige Gegenſtände der Religion, zur Beruhigung und Beſſerung unſers Herzens*, von *Chriſtian Friedrich Dotzauer*, Diaconus in Sonnenfeld im Hildburghäuſiſchen. 1790. 110 S. in 8.

Dieſe Betrachtungen beſtehen aus ſechs über verſchiedene Texte gehaltenen Predigten, und handeln *von einer alles regierenden Vorſehung, von der Pflicht eines Chriſten, mit der Kenntniſs der Grundſätze der Religion Jeſu die Ausübung zu verbinden; von der Pflicht eines Chriſten, in der Tugend immer vollkommner zu werden*, u. ſ. w. Der Hr. Vf. verräth in dieſen Betrachtungen Anlagen zu einem guten Prediger; aber die Materien ſind nicht genug durchgedacht, und die Schreibart iſt nicht ſelten ſchwülſtig. So fängt das Gebet zur erſten Predigt mit den Worten an: „Heiligſtes, gütigſtes Weſen! — Gott! — dich, dem (n) der Seraph mit gedeckten (m) Antlitz anbetet, deſſen Lob die Himmel wiederhallen, deſſen Majeſtät die Schöpfung verkündet, und deſſen Macht und Allgewalt die gethürmten Meereswogen rauſchen, dich nennen wir unſern Vater!" u. ſ. w. In der Predigt ſelbſt heiſst es unter andern: (S. 21.) „Beſtimmt mich drückende Dürftigkeit, muſs ich mit kraftloſen Händen den Biſſen Brod auf Morgen erarbeiten, ſo werd ich des Gedankens voll an eine gütige Vorſehung nicht Opfer der Verzweiflung werden, nicht der finſtern Schwermuth nachhängen, nicht den verzehrenden Sorgen Eingang in mein Herz verſchaffen; nein, muthig arbeite ich dann dem drohenden Schlag des Schickſals entgegen; biete alle meine Kräfte auf, mich in den Fluthen des Elendes emporzuhalten, und ſo zeigt ſich allmählig durchs trübe Gewölke ein gütiger Sonnenblick, meine Lage wird milder, meine zerrütteten Umſtände bekommen eine glückliche Geſtalt, und bin nun gerettet, da ich auſserdem eine traurige Beute meiner Muthloſigkeit geworden wäre." Auf ähnliche Stellen ſtöſst man beynahe auf allen Blättern. Der Vf. würde ſich ſeine Arbeit erleichtern und ſeinen Zuhörern nützlicher werden, wenn er ſich lieber befleiſsigen wollte, die ungekünſtelte Sprache des Herzens zu reden, als nach ſchönen Phraſen zu haſchen, die ihm ſo oft verunglücken.

Meissen, b. Erbſtein: *Betrachtungen auf jeden Tag im Jahre, über die chriſtliche Religion als die wahre Glückſeligkeitslehre*, von *Georg Ernſt Waldau*, vörd. Hospitalpred. in Nürnberg. 1789. 248 S. in 8.

Der Vf. hatte vor einigen Jahren ein *chriſtliches Tagebuch* herausgegeben, und aus der Umarbeitung von dieſem ſind die gegenwärtigen Betrachtungen entſtanden, welche auch würklich einige Vorzüge vor jenen haben. Inzwiſchen beſitzen wir doch itzt mehrere vorzüglichere Schriften im Fache der Erbauung. Schon das *Kalendermäſsige* und nach Tagen Abgemeſſene hat uns nicht gefallen; es liegt etwas Mechaniſches, Gezwungenes, und man kann wohl ſagen Unchriſtliches dabey zum Grunde, welches ſich mit dem Geiſte der Religion Jeſu, der ein Geiſt der Freyheit iſt, nicht wohl vertragen kann. Wir begreifen nicht, warum man dieſe oder jene Betrachtung gerade an einem beſtimmten Tage, am *letzten* April oder *erſten* May leſen ſoll, da ſie doch gewiſs, wenn ſie nur ſonſt gut und zweckmäſsig, auch in einem andern Monate dieſelbe Wirkung thun wird. Und wie viele mag es wohl geben, die ein ganzes Jahr hindurch, jeden Tag, unausgeſetzt ſolche Betrachtungen leſen können oder wollen? Sobald dieſs nicht geſchieht, wird ja die ganze Ordnung verrückt, woran denn auch ſo wenig liegt, daſs ſich billig kein Schriftſteller daran binden ſollte. — Wenn ferner Hr. *Waldau* glaubt, daſs er einen zuſammenhängenden Unterricht *in der Religion* vorgetragen habe, ſo irrt er ſich. Er hat mehr ein Syſtem *der Dogmatik*, als der Religion, geliefert; denn die Artikel vom *Teufel*, von der *Rechtfertigung* u. a. m. gehören nicht zu dieſer, ſondern zu jener, und ſollten von einem populären Religionsunterrichte endlich einmal ausgeſchloſſen werden. Eben ſo ſehr haben wir uns darüber gewundert, daſs der Vf. die alte, unſchickliche Vorſtellung vom *Taufbunde* bey behalten hat; ein Ausdruck, der bloſs aus Unwiſſenheit und falſcher Exegeſe entſtanden iſt. Die vielen Betrachtungen endlich, welche der Vf. über *die geiſtliche Genieſsung Jeſu* angeſtellt hat, ſind für unſere Zeiten völlig ungenieſsbar, und alle ſeine angewandte Mühe, der Sache einen gewiſſen Anſtrich von Vernunftmäſsigkeit zu geben, iſt verloren, denn wenn *die geiſtliche Genieſsung Jeſu* nach ſeiner eigenen Erklarung nichts weiter iſt, als *die glaubige Zueignung des Verdienſtes Jeſu*, warum ſo viele unnöthige Umſchweife? Warum drückt man eine ſo bekannte Sache mit einem ſo myſtiſchen, ſchwärmeriſchen, durch Misbrauch herabgewürdigten Worte aus? Ueberhaupt ſchien uns der Vf. gar nicht für die gebildeten, ſondern bloſs für die niedern Stände geſchrieben zu haben. Und aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, wenn er nur denſelben angegeben hätte, hat ſein Buch, wenn wir die ſchon gerügten Fehler abrechnen, wirklich vor manchen andern in dieſem Fache viele Vorzüge. Es herrſchen Ordnung und Deutlichkeit darin, die angeführten Schriftſtellen ſind kurz, aber gut erläutert, und die Sittenlehre macht den beträchtlichſten Theil deſſelben aus, welches bey ſolchen Büchern immer noch ſelten der Fall iſt. — Das A. T. iſt bey Erläuterung *chriſtlicher* Wahrheiten zu häufig gebraucht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Gieſsen*, b. Krieger d. J.: *Beſchreibung eines mit mehr Holzerſparung eingerichteten Backofens, auch eines eben ſolchen Ofens zum Torf- und Steinkohlenbrand*, 1789. nebſt 3 Kupfern. 3 B. in 8. (5 gr.) Der Ofen hat in ſeinem Gewölbe über dem Heerd circulirende Feuer oder Rauchgänge; allein die Circulirung des Rauchs bey einem Backofen giebt eigentlich keine Hitze zum Backen, und kann der Rauch deren nicht ſo viel durch die dicke gebacknen Steine verbreiten, daſs die Wirkung davon auf das zu backende Brod dringe. Ja, die Wirkung gehet vielmehr auf die äuſsere Decke, denn phyſikaliſch beurtheilt, wirkt die Hitze und der Rauch mehr über ſich. Man mache die Probe an einem ſtark erhitzten Circulir oder anderem Ofen; wenn die obere Platte ſenget, ſo kann man oft an der untern die Hand anlegen. Es beruhet alſo in der That die durch den circulirenden Rauch vermehrte Hitze und Wirkung zum Backen ſelbſt meiſt in der Einbildung. Bloſs dieſen Nutzen kann die Circulirung des Rauchs hier gewahren, theils daſs ein ſolcher Backofen, wenn er ein Gemeinbackofen auf dem Lande iſt, oder bey einem Bäcker, der täglich backt, etwas leichter wieder zu erhitzen iſt, wenn er aufs Neue geheizt wird, theils daſs er zum Dörren des Obſtes u. dgl. etwas zuträglicher ſeyn mag. Daſs aber ſolches die Koſten des Aufführens erſetze, werden wenige Bäcker angeſtehen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 18. Auguſt 1791.

MATHEMATIK.

Göttingen b. Vandenhök: *Geometriſche Abhandlungen*: erſte Sammlung; *Anwendungen der ebenen Geometrie u. Trigonometrie*, v. *A. G. Käſtner*. — Der Math. Anfangsgr. 1 Theils 3 Abth. — m. 9. K. 1790. 580 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Die Abſicht der gegenwärtigen Anzeige, kann wohl nicht ſeyn, das Daſeyn oder auch den vollſtändigen Inhalt eines Buches erſt anzuzeigen, von welchem Rec. mit Grund vorausſetzen darf, daſs es ſchon lange in den Händen jedes Freundes der Mathematik ſey. Noch weniger will ſich Rec. anmaſsen, in dem Tone eines Richters über den Werth eines Werkes zu entſcheiden, deſſen Vf, ein ſo ehrwürdiger und verdienſtvoller Greis iſt, den Deutſchland damahls ſchon unter ſeine vorzüglichſten Schriftſteller zählte, als ſich des Rec. Mathematik noch nicht über die Gränzen des Einmaleins erſtreckte. Da es indeſſen der A. L. Z. zu einem gegründeten Vorwurf gereichen würde, wenn die Anzeige eines der nützlichſten math. Bücher, welche im vorigen Jahre erſchienen ſind, in derſelben fehlte, ſo wird ſich Rec. bloſs auf einige Anmerkungen einſchränken, die er ſich bey dem Durchſtudieren dieſes Werks aufſchrieb, und die vielleicht ungeübteren Leſern der Käſtneriſchen Schrift nützlich ſeyn können. Sie betreffen theils das Eigenthümliche dieſes Werks überhaupt, theils einige einzelne Stellen deſſelben.

Ueber das erſtere weiſs Rec. nichts beſſers, und beſtimmters, als der Vf. ſelbſt, zu ſagen. „Geometriſche Fragen, ſagt dieſer gleich im Anfang der Vorrede, die mir bey unterſchiedenen Veranlaſſungen vorkamen, ſuchte ich kürzer, allgemeiner, und brauchbarer zu beantworten, als ich ſchon geleiſtet fand: ſo entſtand folgende Sammlung in Nebenſtunden mehrerer Jahre, aus Aufſätzen, die unter ſich weiter keine Verbindung haben, als daſs es Anwendungen der Lehren der ebenen Geometrie, u. Trigonometrie, mit Gebrauch analytiſcher Rechnungen ſind. Haben ſich Mathematiker mit eben den, oder verwandten Unterſuchungen beſchäftiget, ſo melde ich von ihnen ſo viel als mir bekannt iſt, und ſuche wenigſtens allgemein zu zeigen, wie ſich jeder dabey zu verhalten hat. Alſo: Fortgang der Wiſſenſchaft durch Erfindung neuer Lehren, und Kunſtgriffe, die Wahrheit auszuforſchen, in Vergleichung mit unvollkommenen, zuweilen nicht einmal ganz richtigen Einſichten unſerer Vorgänger. etc.“

Dieſe erſte Sammlung enthält 60 einzelne geom. Abhandlungen, die alle in eben dem Geiſte geſchrieben ſind, den das Publikum ſchon lange aus den Schriften dieſes ſcharfſinnigen Geometers kennt. Schon als Muſter eines gründlichen und ſchönen mathematiſchen Vortrags, wird ſie gewiſs jeder geübte, und ungeübtere Geometer, mit Vergnügen und Nutzen leſen. Daſs Hr. K. geometriſche Fragen faſt durchgehends, nicht nach der Methode der Alten, ſondern analytiſch behandelt, (welches unſtreitig dem gegenwärtigen Zuſtand und Bedürfniſs der Wiſſenſchaft, am angemeſſenſten iſt,) iſt bekannt. Auch in dieſem ganzen Werke herrſcht eben die Methode, und es enthält eine Menge ſchätzbarer Beyträge zu der analytiſchen Geometrie. Für den Leſer wird dadurch der doppelte Vortheil erreicht, nicht nur in manche Gegenſtände der Geometrie tiefer einzudringen, ſondern zugleich mancherley analytiſche Kunſtgriffe zu lernen, oder ſich geläufiger zu machen. Mehrere der hier gelieferten Abhandlungen ſind aber nicht bloſs in Abſicht des Formellen muſterhaft, ſondern auch für die Anwendung wichtig, wohin Rec. auſser mehreren einzelnen Abhandlungen, beſonders die ganze Folge von der 47 bis 57 Abh. rechnet, welche ſich ſämmtlich mit Fragen aus der Feldmeſskunſt beſchäftigen. Und ſelbſt da, wo der Leſer bey dem erſten Anblick nichts als eine theoretiſche Speculation zu ſehen glaubt, weiſs der ſcharfſinnige V. ſeinem Gegenſtand eine anwendbare Seite abzugewinnen. Man ſehe z. B. die Theorie der geometr. Sterne, und halbordentlichen Figuren Abh. 46 und 47: eine Anwendung auf Fortification S. 345, auf Gnomonik S. 364. Einen andern höchſt ſchätzbaren Vorzug erhält dieſes Werk, durch die ausgebreiteten literariſchen Kenntniſſe ſeines Verfaſſers. Unter den 60 Abh., die dieſe Sammlung enthält, iſt nicht eine, welche nicht von irgend einem math. Werke Nachricht ertheilte: ein Umſtand, der um deſto wichtiger iſt, da es in Deutſchland noch ſo ſehr an literariſchen Hülfsmitteln für die Mathematik fehlt. Beſonders iſt das Publikum dem Hn. Vf. für die ſehr vollſtändigen und genauen Nachrichten von logarithmiſchen und trigonometriſchen Tafeln, Dank ſchuldig, die man theils ſchon in dem 2ten B. der aſtr. Abh., theils hier S. 475-580 findet. (Rec. kann ſich bey dieſer Gelegenheit nicht enthalten, öffentlich den Wunſch zu äuſsern, daſs doch irgend ein deutſcher Gelehrter, der eine mehr als gemeine Kenntniſs der theoretiſchen und praktiſchen Math. und ihrer Literatur beſäſse, und zugleich in Rückſicht der zu einer ſolchen Arbeit nöthigen Muſse und Hülfsmittel, — Dinge, die freylich nicht oft beyſammen ſind, — in einer günſtigen Lage wäre, uns ein recht brauchbares und vollſtändiges literariſches Werk über die Mathematik liefern möchte. Für eine Verlagshandlung würde ein ſolches Werk keine üble Speculation ſeyn. Montucla iſt für deutſche Mathematiker noch zu theuer, und zu ſchwer zu bekommen. Auch könnte ein ſolches Werk beſonders für Deutſchland noch brauchbarer eingerichtet werden.) Endlich darf Rec. nicht unbemerkt laſſen, daſs auch in dieſem Werke, die wi-

Digitized by Google

witzige Laune des Vf. den Leſer oft mitten unter Cirkeln und Dreyecken überraſcht, und dem ernſten geometriſchen Geſichte ein freundliches Lächeln abnöthiget, wodurch das Anziehende und Originelle dieſer und aller Käſtnerſchen math. Schriften, nicht wenig erhöhet wird.

Nun noch einige Anmerkungen, über einzelne Stellen des Buchs, um zu zeigen, daſs Rec. daſſelbe mit aller der Aufmerkſamkeit durchſtudiret hat, welche jedes Werk eines K. verdienet. Wo Beziehungen auf Figuren vorkommen, wird ſich Rec. ſo ausdrücken, daſs man die Figur ohne Schwierigkeit wird zeichnen können. — S. 127 bey dem Schluſs der Aufgabe; " aus der gegebenen Grundlinie (b), und Höhe (h) eines Dreyecks, und dem Verhältniſs (r : r) der beiden übrigen Seiten, das Dreyek zu conſtruiren; iſt eine Stelle, die Rec. dunkel ſcheint. Die Entfernung eines Perpendikels aus der Spitze des △, von der Mitte der Grundlinie heiſse x, ſo iſt $x = \frac{1}{2}b\frac{1+rr}{1-rr} \pm \sqrt{\left(\frac{bb\,rr}{(1-rr)^2} - hh\right)}$ (S. 123. 4.), und es giebt alſo immer zwey x, alſo auch zwey △, die der Frage Genüge thun. Nun wird S. 127 geſagt: Es iſt auch deutlich, daſs beide Perpendikel *innerhalb* des Dreyecks fallen können, eigentlich beide zwiſchen A und B; man darf nur r, b, h ſo annehmen, daſs die Wurzelgröſse klein wird. Und das geht doch wohl an, weil ſie gar = o ſeyn kann." Zuerſt iſt es dunkel, was das heiſse, die beiden Perp. können zwiſchen A und B fallen: denn B ſteht bey der Spitze, A und C aber an der Grundlinie des △. Sollte B, ein Druckfehler, ſtatt C. ſeyn, ſo würde, ſo viel Rec. ſiehet, der Satz unrichtig ſeyn. Denn wenn die beiden Perpendikel, oder die Endpunkte der beiden x, zwiſchen A und C fallen ſollten, ſo würde nicht bloſs erfoderlich ſeyn, daſs die Gröſse unter dem Wurzelzeichen klein ſey, ſondern auch, daſs der rationale Theil von x, nemlich $\frac{1}{2}b\frac{1+rr}{1-rr} < \frac{1}{2}b$ ſey; ſo müſste $\frac{1+rr}{1-rr}$ ein ächter Bruch ſeyn, welches unmöglich iſt. — S. 188. wird von Birkenſteins Auflöſung der Aufgabe, „ein ordentliches Fünfeck in ein gleichſeitiges Dreyeck zu zeichnen," geſagt, ſie ſetze voraus, einen Quadranten in 5 gleiche Theile zu theilen, ſey alſo nicht geometriſch: dies heiſst wohl nur ſo viel, daſs B. die Aufl. nicht geometriſch gemacht habe, denn ein 20 eck läſst ſich geometriſch zeichnen. — S. 253 §. 16. iſt der log. Sin. 16°. 21′. 49″, nicht ganz richtig, er iſt eigentlich 9,4498372, daher S. 223 der Unterſchied zwiſchen der Kaeſtnerſchen, und Beutelſchen Beſtimmung der Seite des Eilecks. (Auf eben der S. 223. iſt Z. 6. zu leſen 36 Abh.) — Renaldins falſche Regel zur allgemeinen Verzeichnung der Vielecke Abh. 40 verdiente wirklich aufbehalten zu werden; weil ſie wegen ihrer Einfachheit und Allgemeinheit ſo ſchön iſt, als etwas Falſches ſeyn kann. Sie heiſt kürzlich ſo: Um um ein Meck zu beſchreiben, ſetze man auf den Durchmeſſer (AB) eines Kreiſes, ein gleichſeitiges △ (ABF); dann ſchneide man $\frac{4}{m}$-tel des Halbmeſſers, vom Durchmeſſer ab ($BD = \frac{4}{m}CB$). Eine Linie von der Spitze (F) des △, durch dieſen Theilpunkt (D) gezogen, und unter demſelben bis zur Peripherie (in G) verlängert, ſchneidet von derſelben ein Stück (BG) ab, welches nach Renaldin $\frac{1}{m}$ der Peripherie gleich ſeyn ſoll, und ſich dieſem Werthe auch wirklich ſehr nähert. Zufälligerweiſe kam Rec. bey dieſer Abh. auf eine Formel, die eine ſehr leichte Rechnung zur Prüfung der Ren. Regel giebt. Es ſey der Halbm. $CA = CB = 1$; des △ Höhe iſt $FC = \sqrt{3}$; der geſuchte Bogen BG, oder Winkel BCG ſey = W; ferner $CD = 1 - DB = 1 - \frac{4}{m} = \frac{m-4}{m}$ heiſse zur Abkürzung x, ſo iſt 1) im △ FCG; $\text{Cot. CFD} = \frac{FC}{CG \cdot \text{Sin FCG}} - \text{Cot. FCG} = \text{ſec. w.}\ \sqrt{3} + \text{tang W.}$ 2) im △ FCD; $\text{Cot CFD} = \frac{FC}{CD} = \frac{\sqrt{3}}{x}$; alſo ſec. w $\sqrt{3}$ + tang w $= \frac{\sqrt{3}}{x}$, woraus ſich nach einigen leichten Reductionen ergiebt: ſec. w $= \frac{3m \pm \sqrt{(mm + 16m - 32)}}{2\,(m-4)}$ welche Formel ſehr leicht zu berechnen iſt, wenn man eine Tafel der Quadratwurzeln dabey gebraucht. Der Fehler der Renaldiniſchen Regel, für m = 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 etc. iſt 0, 0, 0, -3, 0, +6, +11, +17, +21, +25, +28 etc. Minuten. In der Folge nimmt er wieder ab, beym 100 eck iſt er +18 Min. Es wollte Rec. nicht gelingen, dieſen Fehler ſelbſt durch eine Gleichung *ſo* auszudrücken, daſs man ſein Wachſen und Abnehmen à priori überſehen konnte. — S. 289 ff. führt die Frage, auf eine Gleichung vom 4ten Grade. Hiebey verdient die leichte und einfache Methode S. 295 bemerkt zu werden, wie der Vf. das Geſuchte durch Näherung findet: die Methode iſt in ſehr vielen Fällen anwendbar. — S. 304. §. 9. ſollte ſtatt 1440 Coſ. 1°, nur die Hälfte ſtehen, daher kommt für K I, und I H, das Duplum dieſer Groſsen heraus. — Die 43 Abh. S. 203 ff. giebt verſchiedene Mittel an, Bogen groſser Kreiſe ohne Zirkel zu beſchreiben. Dieſe Aufgabe kommt bey vielen praktiſchen Arbeiten (Landcharten, Schalen zu opt. Gläſern, in der Baukunſt, etc.) vor, und iſt daher wichtig. Man findet hier mehrere einfache, und ſinnreiche Mittel. Zu dem erſten derſelben kann Rec. einen kleinen pract. Beytrag liefern: man lege an die Sehne, über welche der Bogen beſchrieben werden ſoll, ein etwas dickes Lineal an, welches mit der Sehne gleiche Länge habe, oder doch nicht kürzer ſey; dieſes Lineal läſst ſich leicht mit der Hand feſt halten, oder ſonſt befeſtigen, und ſeine Ecken geben ſichere Wiederlagen für den körperlich gemachten) Abſchnittswinkel, durch deſſen Herumführung der Bogen beſchrieben werden ſoll. — Die Feldmeſſeraufgaben Abh. 47 58, ſind, wie ſchon erinnert worden, ſehr ſchätzbare Beytrage zu dieſer Wiſſenſchaft, und,

Digitized by Google

und nicht nur um ihrer Anwendbarkeit willen, sondern sämmtlich auch durch die schöne und sinnreiche Auflösung merkwürdig. Die 50ste verdient in dieser Rücksicht besonders die Aufmerksamkeit des Lesers, und kann unter andern zu einem Muster dienen, wie man Formeln oft einfacher und zu der Rechnung bequemer, dadurch machen könne, dass man zusammengesetzte Ausdrücke, als einfache trigonometrische Functionen bezeichnet (S. 385, wo $\frac{q \sin \alpha}{p \sin \gamma} =$ tang. δ. gesetzt wird). Auch die folgende 51ste, ist wegen der Einfachheit der Formeln, bey der grosen Allgemeinheit des Problems merkwürdig. Die 52ste Abh. enthält sehr allgemeine Vorschriften, über den bey Höhenmessungen so oft vorkommenden Fall, dass man aus zwey Standörtern, blos die Spitze des Gegenstandes sehen kann, dessen Höhe über dem einem Standort gesucht wird. Bey dem Fall welcher S. 415. §. 32 ff. untersuchet wird, bekommt man eine quadratische Gleichung, also für die Höhe zwey Werthe, und eben so für die horizontale Entfernung derselben vom ersten Standtpunkte. Es giebt hier Fälle, wo die beiden Werthe der Höhe sowohl als Entfernung einander so nahe kommen können (wenn ε klein, und α gros ist), dass man in Gefahr kommen könnte, sie zu verwechseln. Aus dieser Ursache dürfte es doch nützlich seyn, allgemein zu bestimmen, was die beiden Wurzeln der Gleichung bedeuten. Der Fall ist dieser: aus zwey Standpunkten (wovon man sich um mehrerer Bestimmtheit willen, den zweyten seitwärts vom ersten, und höher vorstelle), werden vier Winkel, und eine Linie gemessen; nemlich aus jedem Standort ein W. dessen einer Schenkel horizontal ist, der andere aber, nach der Spitze der zu messenden Höhe lauft. Dieser W. heisst am ersten St. O, α, am zweyten ε. Ferner wird gemessen, im ersten Standort, der Winkel, den der hor. Schenkel von α, mit einer Vertikalfläche durch beide Standtpunkte macht, es heisst γ; endlich eben daselbst, der W. den die Standlinie mit der Horizontfl. macht, er heisst β; und die Standlinie selbst. Nun rührt die Zweydeutigkeit der Formel eigentlich daher, dass nicht diese Winkel selbst, sondern trigonometrische Functionen von ihnen in Rechnung kommen. Besonders richte man seine Aufmerksamkeit auf die beiden Winkel α, und ε. Von α kommt in der Formel für das Gesuchte (S. 416. §. 37.) blos die Tang. vor, d. h. es bleibt (freylich nicht physisch, aber geometrisch) unbestimmt, ob die Spitze der zu messenden Höhe, in dem schiefen Schenkel von α selbst, oder von seinem Scheitelwinkel liege, weil α, und $180° + \alpha$, eine und dieselbe Tang. haben. Dieselbe Zweydeutigkeit findet bey ε statt, wovon blos die Cotang. in der Formel vorkommt. Was für eine Lage die Flächen dieser beiden Winkel gegen einander haben, ist durch die übrigen gemessenen Stücke nicht ganz bestimmt; um dies deutlich einzusehen, denke man sich durch den zweyten Standort eine Vertikallinie, welche in der Fläche des Winkels ε liegen wird, dann drehe man den Winkel ε, nebst seinem Scheitelwinkel, oder deutlicher, die Fläche dieser Winkel, um die gedachte Vertikallinie, so wird man leicht bemerken, dass der schiefe Schenkel von ε, den schiefen Schenkel von α, *zweymal* treffen wird, einmal der schiefe Schenkel von ε selbst, dann auch der schiefe Schenkel seines Scheitelwinkels. Legt man durch den zweyten Standtpunkt eine Horizontalfläche, so liegt auf alle Fälle, einer der erwähnten Durchschnittspunkte über, der andere unter derselbe, woraus man in jedem Falle richtig wird beurtheilen können, welche Wurzel der Gleichung zu nehmen sey. Die übrigen Winkel können keine weitere Zweydeutigkeit verursachen: denn von β kommt Sin. und Cos. zugleich in der Formel vor, also ist es nicht zweydeutig, in welchen Quadranten des Kreises der schiefe Schenkel vom β liege: von γ kommt zwar nur der Cos. vor, so dass es zweydeutig bleibt, ob γ positiv oder negativ sey, d. h. rechts oder links von dem horizontalen Schenkel von α liege; allein dies würde keinen weiteren Einfluss haben, als dass alle Linien der Figur in Absicht auf rechts und links verwechselt würden.

Rec. hält es für nützlich, noch die Druckfehler mitzutheilen, welche er bemerkt hat. S. 7. Z. 16. lies. 2; 3; statt 3; 4; S. 34. §. 36. Z. 3 G. statt C. S. 38. 2-5. $8br + cc = zz$. S. 85. 43. 1. ADP. S. 100. 10. 2 $\triangle BOD : \triangle AOB$. S. 128. 9. 2. b^2. S. 158. 12. gleichseitig. S. 182. 26. 1. $n = 10$. S. 185. 3. 2 ff. des Kreises, in dem es beschrieben ist, Mittelpunkt sey C. S. 212. 6. 1. $\frac{(a+b+c)^2}{4}$ wird einmal ausgestrichen. S. 260. 12. 1. BF = CG. S. 291. 16. 1. (6) statt (13). S. 304. 7. nach der letzten Zeile dieses §. kann man zusetzen $f = 25, 131..$ S. 308. 2. 4. r. (1 - Cos. ζ) S. 323. 1. GEB. S. 390. 2. 1. CDA. S. 422. 9. 1. $\frac{DC}{CB} =$ tang β. ebendas. Z. 2. CB = x. Cot. β. S. 437 9. 6. $\frac{6^2}{2m}$

Tab. I. in der Fig. N. 2. verlängere man DB bis HJ, bey dem Treffungspunkt, kommt E. Tab. II N. 10. muss zwischen N und P auf der rechten Seite H statt L stehen. Tab. III. N. 11, muss auf der Seite N, neben dem gröseren Kreise D. stehen. Tab. VI. N. 32. 33. muss statt D *rechter Hand*, B stehen. Tab. VII. N. 39. statt N. 31. Tab. VIII. N. 46; im Durchschnitt von KA und NO fehlt G. Tab. IX; da wo N. 54 steht, sind drey Fig. neben einander; zwischen der zweyten und dritten sollte N. 55 stehen, und bey der mittelsten muss an der Grundlinie auf der rechten Seite, nicht H, sondern I stehen. Auf eben der Tafel fehlt in der Fig. bey welcher N. 57. stehet, noch eine Parallele mit BD: man ziehe sie irgendwo zwischen A und BD, und setze zu den drey Durchschnittspunkten von oben herab A, P, C.

Dresden, b. Walther: *Johann Matthias Beyers Theatrum Machinarum molarium, oder: Schauplatz der Mühlenbaukunst*, fortgesetzt und erweitert, als dessen *dritter Theil*, worinn das in selbigem fehlende ersetzt, besonders die französischen Horizontalmühlen und Schwedischen Sägemühlen mit vielen Sagen beschrieben worden; auch mit fünf kurzen Abhandlungen über die Arithmetik, Mechanik, das Maschinenwesen und die Wasserkunst vermehret von *Johann Karl Weinhold*, zum Markgrafthum Niederlauitz verpflich-

pflichteten Conducteur. Mit XI. Kupfertafeln. Dresden 1788. Im Verlag der Waltherischen Hofbuchhandlung. 1 Alph. 10. Bogen in Fol.

Schwerin, b. Bärensprung: *Die praktische Mühlenbaukunst oder gründliche und vollständige Anweisung zum Mühlen- und Mühlen-Grundwerks-Baue mit den Haupt- und Spezialrissen* zum gemeinnützigen Gebrauche für Bauliebhaber, Müller und Zimmerleute ausgearbeitet von *Ernst Christian August Behrens*, Herzogl. Mecklenburgischen Bau-Inspektor. Mit 31 Kupfertafeln. 1789. 1 Alph. 10 Bogen in 4.

Es ist allerdings schwer, die allgemeinen Wahrheiten der Mathematik, die in der kurzen Zeichensprache ausgedrückt, dem, der sich daran gewöhnt hat, so leicht deutlich werden, auch demjenigen begreiflich zu machen, der diese Sprache nicht versteht. Die Wahrheiten verlieren bey dem durchaus populären Vortrage immer an ihrer Allgemeinheit, nicht selten auch an der Richtigkeit und Deutlichkeit. Es wäre daher immer zu wünschen, dass auch selbst diejenigen Handwerker, deren Beschäftigung sich vorzüglich auf mathematische Theorie gründet, dazu verpflichtet würden, sich wenigstens mit den allerersten Gründen der Geometrie bekannt zu machen, damit sie in der Folge als Meister im Stande wären, sich aus Schriften dieser Art mehr gründliche Kenntnisse zu erwerben, als blosse Routine ihnen geben kann. Dies würde auch in der That so schwer nicht seyn, denn, so gut ein Knabe rechnen lernt, so gut wird man ihm auch die ersten Grundlehren der Geometrie beybringen können. Indessen da dies vor der Hand noch wohl zu viel verlangt seyn möchte, so müssen wir, so lange bis auch in dieser Hinsicht mehr für das Menschengeschlecht wahrhaftig nützliche Aufklärung verbreitet wird, Schriften der Art, wie die beiden vorliegenden sind, immer mit Dank annehmen.

Die erste dieser beiden ist im Grunde ein Commentar zum ersten Theil des Beyerschen Mühlenschauplatzes, und zwar ein sehr nützlicher Commentar. Der Vf. schickt die nöthigsten Kenntnisse aus der Rechenkunst, Geometrie und Mechanik voran, und geht sodann die Materien, so wie sie im ersten Theil vom Beyer abgehandelt sind, nach Kapiteln und Paragraphen durch, setzt alles umständlich und mit Beyspielen erläutert aus einander, wobey die neuern Schriften allenthalben sehr gut und sorgfältig genutzt sind. Für die Besitzer der beiden ersten Theile dieses Werks ist also dieses Buch immer ein sehr angenehmes Geschenk.

Weil es indessen, besonders beym Mühlenwesen, auch sehr viel auf die Localverfassung und Gewohnheit eines jeden Landes ankommt, so ist auch in diesem Betracht die zwote Abhandlung von Behrens kein überflüssiges Werk. Man sieht aus der Anordnung und Behandlung des Ganzen, dass der Vf. nicht nur in der höhern Theorie recht gut zu Hause ist und die dahin gehörigen Schriften studirt hat, sondern sich auch durch vieljährige Geschäfte dieser Art grosse praktische Kenntnisse erworben. Daher findet man auch hie und da manche einzelne Handgriffe, die der Vf. sich aus der Erfahrung abstrahirt hat, und demjenigen, der mit solchen Geschäften zu thun hat, immer willkommen seyn müssen.

Beide Bücher sind also nicht blos dem Professionisten allein brauchbar, sondern sie können auch jedem Anfänger, der mit Hülfe einer gründlichen Theorie das Maschienenwesen studirt, statt nützlicher Exempel-Bücher dienen, in dem er hier eine gute Anleitung findet, allgemeine Formeln auf besondere Fälle anzuwenden. — Dass eben der Vf. der letztgenannten Abhandlung allenthalben den Kegel eine *runde Pyramide nennt*, ist doch sehr ungeometrisch und verdient eine Rüge.

Padua, gedr. in Seminarium: *Globus coelestis Cufico-Arabicus Veliterni Musei Borgiani, a Simone Assemano*, linguar. or. in Seminario Patavino prof., et ac. Patavinae et Volscorum socio illustratus, praemissa ejusdem de *Arabum Astronomia* Dissertatione, et adjectis duabus epistolis Cl. *Josephi Toaldi*, in Gymn. Pat. publ. astr. prof. 1790. 4. 235. mit drey Kupferplatten.

In der Vorrede wird eine summarische Nachricht von den mancherley Monumenten gegeben, welche das reiche Museum des Cardinal Borgia zu Velletri enthält. Der Vf. gedenkt sonderlich derjenigen, die durch verschiedene Gelehrte erläutert worden, und zeiget, dass dieses, und das Museum Nani zu Venedig die reichesten Sammlungen von Arabischen Alterthümern enthalten. Hierauf lässt er die Abhandlung von der Astronomie der Araber, von ihrem Ursprung, und Wachsthum, und besonders von der Erweiterung der astronomischen Kenntnisse der Griechen durch die Araber, ihren Beobachtungen, und Instrumenten folgen. Der Globus, der älteste in Europa, ist ganz von Bronze. Die Figuren der Constellatianen, welche darauf eingegraben, sind von schlechter Zeichnung; der arabische Name jeder Constellation stehet dabey; nebst dem finden sich zwey Zuschriften darauf, aus denen erhellet, dass der Astronom Caisar, Sohn des Abi Alcasem Alabraki, auf Befehl des Mahumed's Alkamel, sechsten Königs von Egypten, im Jahr der Hegira 622. (nach unserer Zeitrechnung im J. 1225.) denselben verfertiget habe. — Die zwey beygefügten Briefe des Prof. Toaldo betreffen die nähere Beschreibung und die Zeichnung dieses Globus welche mit aller Genauigkeit ist copirt worden. Assemani giebt dann die Eintheilung desselben an, und berührt die Verschiedenheiten von dem Ptolemäischen. Der Constellationen, wovon die Namen angegeben, sind 48. Die Arbeit war übrigens mühsam und es bedurfte der Gedult und der Gelehrsamkeit eines Assemani, um ein Monument zu deschiffriren, welches über die Geschichte der Sternkunde bey den Arabern das hellste Licht verbreitet, und in seiner Art einzig ist.

Die Literatur ist dabey nicht weniger dem würdigen Besitzer desselben schuldig, welcher zur Beförderung der Wissenschaften nie aufhört, die besten Köpfe durch seine Mithülfe aufzumuntern. Gegenwärtige Schrift ist auf Unkosten desselben veranstaltet worden, und mit wahrer typographischer Pracht erschienen.

N. 182. S. 31. Z. 10. v. u. lies *Lampe* st. *Lange*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Auguſt 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

EDINBURGH.: *Tranſactions of the Royal Society of Edinburgh.* Vol II. gr. 4. 591 S. 1791.

Mit der Geſchichte der Geſellſchaft fängt ſich dieſer Band an. In derſelben wird der Inhalt der Abhandlungen, und der gehaltenen Vorleſungen, kurz angegeben. Auch findet man hier Nachricht von einem Verſuch des Hn. Dr. *Hutton*, die geſchriebene Sprache mit den Tönen zu vergleichen. Er glaubt, die Stimme des Menſchen laſſe ſich in ſieben Töne oder Noten theilen. Ein Brief des *Lama von Thibet* an den Gouverneur in Oſtindien, *Warren Haſtings*, iſt merkwürdig. „Wohin mein Geiſt künftig reiſen wird, ſagt der Lama, „iſt mir anjetzo noch nicht bekannt. Gegenwärtig be„finde ich mich hier, in dieſem gefrornen Lande, unter „der Oberherrſchaft des Kaiſers von China.“ Dann folgen einige Lobreden auf verſtorbene Mitglieder, in denen die bekannte Titel und Ahnenſucht der Schottländer nicht zu verkennen iſt. So wird z. B. nicht erzählt, was *Robert Dundas von Arniſton* gethan habe, ſondern ſeinen Vorfahren wird eine Lobrede gehalten. Die *phyſiſche* Klaſſe enthält folgende Abhandlungen. 1. *Ueber einige Naturerſcheinungen, am Fuſse des Hügels Arthursſeat*, von Dr. *James Hutton*. Man findet daſelbſt lange Streifen, deren Gras ganz verwelkt und verbrannt iſt. Weder von Inſecten noch von der Elektricität der Luft, läſst dieſe Erſcheinung ſich herleiten. Auch mit den ſogenannten *Hexenplätzen* haben dieſe Streifen nichts gemein, wie Rec. der dieſe Stellen, in Geſellſchaft des Dr. Hutton, beſucht hat, aus dem Augenſchein bezeugen kann. 2. *Beſchreibung der Methode, wie in Oſtindien die Roſeneſſenz verfertigt wird*, von *Donald Monro*. Abgepflückte Roſenblätter werden, in einem hölzernen Gefäſse mit reinem Waſſer übergoſſen, und einige Tage lang der Sonnenhitze ausgeſetzt. Dadurch ſondert das Oel ſich ab und ſchwimmt auf dem Waſſer. Durch Baumwolle wird das Oel abgenommen, und nachher in eine kleine Flaſche ausgedrückt, welche man ſogleich verſtopft. 3. *Beſchreibung einer neuen Nivellirwaage mit Queckſilber, von Alexander Keith.* Sie hat einige Vorzüge vor dem gewöhnlichen Niveau. 4. *Pathologiſche Beobachtungen über das Gehirn*, von *Thomas Anderſon*. Beſtätigung des längſt Bekannten. 5. *Verſuche über die Ausdehnung des Waſſers, zu der Zeit, da es friert, zu Quebeck angeſtellt*, vom Major *Edward Williams*. Er füllte hohle Bomben mit Waſſer an, verſtopfte die Oeffnung, ſo daſs der Stöpſel nicht ausgetrieben werden konnte, lieſs die Bombe zerſpringen, und ſuchte nachher die Gewalt zu berechnen. 6. *Verſuche über den Widerſtand, welchen die Luft den Körpern, die verſchiedene Flachen haben, und mit verſchiedener Geſchwindigkeit belegt werden, entgegen ſetzt*, vom Prof. *Karl Hutton* zu Woolwich. Der Widerſtand, gegen eine gegebene Fläche, verhalte ſich jederzeit wie das Quadrat der Geſchwindigkeit. 7. *Beobachtungen der Oppoſition des Planeten Herſchel im J. 1787*, von Prof. *Johann Robinſon*. 8. *Beantwortung der Einwürfe des Hrn. de Luc gegen meine Theorie des Regens*, von *Hrn. Dr. Hutton*. Die Einwürfe des Hrn. de Luc hat der Vf. ſehr überzeugend widerlegt. 9. *Nachricht von einer Krankheit, welche in England the Mumps genannt wird*, von Prof. *Joh. Robert Hamilton*. Dieſe Krankheit iſt die, auch in Deutſchland häufig vorkommende, Geſchwulſt der Parotis. Hier iſt der ganze Gang derſelben vorzüglich gut beſchrieben, und durch einige merkwürdige Krankengeſchichten erläutert. Dieſe Geſchwulſt der Speicheldrüſen zeigt ſich meiſtens im Frühling, und vorzüglich bey dem männlichen Geſchlecht. Zuweilen verläſst die Geſchwulſt die Speicheldrüſen, und wirft ſich auf die Hoden: in einigen Fallen auch auf das Gehirn, und dann entſteht Wahnſinn und Irrereden. Zu der Heilung dienen vorzüglich, gelinde ſchweiſstreibende Mittel und Blaſenpflaſter auf die Geſchwulſt gelegt. 10. *Botaniſche und mediciniſche Nachrichten über den Simarubabaum*, von Dr. *Wilhelm Wright*. Dieſer Baum gehört in diejenige Klaſſe von Pflanzen, deren männliche und weibliche Blüthen getrennt ſind. Er hat keinen milchähnlichen Saft. Ueber den mediciniſchen Gebrauch der Rinde hat der Vf. gut compilirt. Die Beſchreibung der Pflanze iſt durch eine ſehr gute Abbildung erläutert. 11. *Von der Bewegung des Licht, und von der Art, wie dieſelbe, durch brechende oder zurückwerfende Gegenſtande verändert wird*, von Prof. *Johann Robinſon*. Der Vf. wollte einige, von Boscowich vorgeſchlagene Verſuche anſtellen. Da es aber ſchwer hielt, ſich eines mit Waſſer angefüllten Fernrohrs zu bedienen: ſo nahm er, ſtatt deſſelben, ein zuſammengeſetztes Mikroſkop. Die Verſuche ſind, wie der beſcheidene Vf. ſelbſt geſteht, noch unvollkommen. Indeſſen fand er doch: daſs, wenn man das Bild eines Fixſternes, auf das Fadenkreuz eines gewöhlichen Fernrohrs würde fallen laſſen, und eben dieſes Bild auch auf das Fadenkreuz eines mit Waſſer angefüllten Fernrohrs, beide einerley Aberration des Fixſterns anzeigen müſsten. 12. *Beweis einiger allgemeiner Lehrſatze des Matthias Stewart*, von Dr. *Robert Small*. Dieſe Beweiſe beziehen ſich auf einige geometriſche Sätze, welche Stewart, in ſeinem, 1746. gedruckten, Werke bekannt gemacht hat. 13. *Ueber die Aſtronomie der Braminen;* zufolge der Nachrichten, welche *la Loubere* 1687. aus Siam und *le Gentil* 1769 aus

Oſtindien brachte, von Prof. *Johann Playfair* Der Vf. bemerkt die genaue Uebereinſtimmung der Reſultate des mechaniſchen Verfahrens der Braminen, mit der neuen, aſtronomiſchen Theorie. Hohes Alterthum der Welt, und hohes Alterthum der braminiſchen Weisheit folgt hieraus nothwendig. Die Beobachtungen der Braminen müſſen mehr als 3000. Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung gemacht worden ſeyn. Die letzte Spur einer Beobachtung fällt in das J. 1282. nach Chr. Geb. Die ſogenannte Aſtromonie von Benares verſtehen die Braminen heut zu Tage ſelbſt nicht mehr. Die Verfertigung ihrer Tafeln ſetzt voraus, daſs die Braminen in der Arithmetik, der Geometrie, und der theoretiſchen Aſtronomie groſse Kenntniſſe müſſen beſeſſen haben, welche in ſpätern Zeiten unter ihnen verloren gegangen ſind. 14. *Ueber die Auflöſung unbeſtimmter, algebraiſcher Aufgaben, nach einer Methode, welche ſich eben ſo weit erſtreckt, und weit einförmiger iſt als die gewöhnliche*, von *Johann Leslie*. 15. *Ueber das Klima von Rufsland, nach den Beobachtungen der kaiſerl. Akademie*, von Dr. *Mathias Guthrie*. Hr. Aepinus giebt, in einigen Briefen, Nachricht von einem äuſserſt merkwürdigen Zuſtand der Atmosphäre zu St. Petersburg, in Rückſicht auf die Elektricität.

Unter den *literäriſchen* Abhandlungen kommen folgende vor: 1. *Nachricht von einigen ſonderbaren Ueberbleibſeln auf den Gipfeln der Hügel in den Hochlandern, mit Bemerkungen über dem Fortgang der Künſte unter den vormaligen Einwohnern Schottlands*, von Hrn. Prof. *Tytler*. Dieſe Ueberbleibſel (welche Rec. ſelbſt geſehen hat) findet man auf den Gipfeln mehrerer Hügel in den Hochländern. Es ſind kleine, ziemlich regelmäſsig gebaute Feſtungen, deren äuſsere Mauer mit einer harten Glaſur überzogen iſt, wodurch dem Feinde alles Heranklimmen und Beſteigen der Mauern unmöglich gemacht wird. Seit einiger Zeit iſt in Schottland die Meynung entſtanden, daſs dieſe glaſurten Feſtungen vulkaniſchen Urſprungs ſeyn; eine Meynung, welche ſich durch keine zureichenden Gründe vertheidigen läſst. Auch der Vf. dieſer Abhandlung beſtreitet dieſelbe. Er unterſuchte den Hügel *Craig Phadzick* bey Inverneſs. Dieſer Hügel ſcheint, bey dem erſten Anblick, vulkaniſch zu ſeyn; aber, obgleich der Hügel ſelbſt durch ein unterirdiſches Feuer entſtanden ſeyn mag, ſo folgt doch hieraus nicht, daſs auch die auf demſelben erbaute Feſtung ähnlichen Urſprungs ſeyn müſſe. Die glaſurten Mauren ſind durch Kunſt entſtanden. Der Vf. ſucht, mit vielem Scharfſinn, zu erklären, wie dieſe Mauren wohl mögen verfertigt worden ſeyn. Er hält ſie für ſehr alt, und zu einer Zeit gebaut, da man den Gebrauch des Mortels noch nicht kannte, folglich vor Kaiſer Antonius Pius; denn unter ſeiner Regierung lernte man in Schottland den Gebrauch des Mörtels kennen. 2. *Bemerkungen über einige Stellen im ſechsten Buch der Eneide*, von Prof. *Jacob Beattie*. Der Vf. ſucht, aus dem ſechsſten Buch der Eneide, Virgils theologiſches Syſtem aus ufinden, und den Dichter durch ſich ſelbſt zu erklären. Warburtons Bemerkungen werden getadelt. 3. *Ein Verſuch über den Rythmus*, von *Walter Young*. Der Vf. handelt von dem Rythmus, vorzüglich in muſicaliſcher Rückſicht. 4. *Bemerkungen über gewiſſe Analogien, welche die Griechen bey dem Gebrauch ihrer Buchſtaben beobachteten, und vorzüglich über den Buchſtaben Σιγμα*, von Prof. *Andreas Dalzel*. Rec. geſteht, daſs er den Werth ſolcher Wortklaubereyen, wie dieſe lange Abhandlung enthält, nicht einſehen kann. 5. *Ueber das deutſche Theater*, von *Henrich Mackenzie*. Für deutſche Leſer bey weiten die wichtigſte Abhandlung. Der Vf. iſt, als ein Mann von gebildetem Geſchmack, durch mehrere Schriften ſchon lange bekannt, vorzüglich aber durch ſeinen vortrefflichen Roman: the man of feeling, welcher in England mit dem lauteſten Beyfall aufgenommen wurde. Bey dieſen Bemerkungen über das deutſche Theater iſt nur zu bedauren, daſs der vortrefliche Vf., welcher die deutſche Sprache nicht verſteht, ſich der unrichtigen Friedelſchen Ueberſetzung hat bedienen müſſen. Er ſetzt die Entſtehung des deutſchen Drama zwiſchen des J. 1740 und 1750, unterſucht das Eigenthümliche deſſelben, und die Charaktere, welche vorzüglich häufig von deutſchen Dichtern geſchildert werden. Dann erklärt er dieſes Eigenthümliche aus der Regierungsform, den Sitten, und dem Nationalcharakter der deutſchen Nation. Die Deutſchen, ſagt er, ſeyen mehr zu tiefem Nachdenken als zu feineren Gefühlen geſtimmt: was auf ſie wirken ſolle, müſſe Schauder und Grauſen erwecken, und ſtarken Eindruck machen. Die Trauerſpiele der Deutſchen ſeyn daher intereſſant und rührend; aber ihre Luſtſpiele findet der Vf. empfindſam und fade. Er analyſirt einige deutſche Theaterſtücke, und verweilt am längſten bey dan *Räubern* unſers groſsen Schillers. Als eine Probe ſeiner Ueberſetzung mag folgende Stelle dienen: A long, long night! — on which no morning will ever dawn! Think ye that *Moor* will tremble? Shades of the victims of this aſſaſſinating ſword! I ſee your bleeding wounds, I look on your livid lips, and hear the laſt, agonizing groans they breathe but I tremble not. — Theſe are but links of that eternal chain, which he, who ſits in yonder heaven holds in his hand. He ſtamped theſe horrors on my deſtiny. Even amidſt the innocent, the happy days of my unſullied infancy, his eye ſaw them, and ſealed them on my fate! (*he draws a piſtol*) The barrier betwixt eternity and time, this little inſtrument can burſt — and then — Thou dread unknown! whither wilt thou lead? where wilt thou place me? If thou leav'ſt me this conſcious ſelf, 'tis what muſt create my heaven or my hell. Amidſt the waſte of a world, which thine anger has deſtroyed, I can people the ſilent void with thought. Or wilt thou, in new and untued ſtates, lead me through various miſery to nothing? Thou mayeſt annihilate my being; but while this ſoul is left will not its freedom and its force remain? 'Tis equal where — (*putting up his piſtol*) I will not now ſhrink from the ſufferings of the preſent — The deſtiny of Moor ſhall be fulfilled. 6. *Theorie der Conjugationen*, von Prof. *Jacob Gregory*. Eine ſehr ſcharfſinnige Abhandlung. Die Conjugationen tragen vorzüglich zu der Schonheit und Vollkommenheit der Sprache bey, vermöge der Kürze, der Starke und der Lebhaftigkeit, welche ſie derſelben geben. Sie drücken weit beſſer,

als

Digitized by Google

als eine Folge von Wörtern thun könnte, die genaue Verbindung und Beziehung der verschiedenen Gedanken aus, die nicht gleichzeitig, sondern auf einander folgend sind, und unverbunden und getrennt scheinen müssten, wenn sie auf eine andere Weise ausgedruckt würden. 7. *Versuch über den Charakter des Hamlet, in Shakespears Trauerspiel*, von *Thomas Robertson*. Eine sehr schöne Zergliederung dieses berühmten Charakters, die sich mit Vergnügen lesen läßt, aber keinen Auszug erlaubt.

PAVIA; *Biblioteca fisica d'Europa, ossia raccolta di osservazioni sopra la fisica, matematica, chimica, storia naturale, medicina ed arti;* di *L. Brugnatelli* D. in fisos. e med. Tom. XII. Secondo semestre, parte terza. S. 88. Indice S. LXX. 1789. Tom. XIII. Prima semestre Del MDCCXC. Parte prima 160 S. Tomo XIV. Parte seconda. 160 S. 8.

Diese recht sauber gedruckte Zeitschrift enthält noch immer theils übersetzte ausländische, doch wohlgewählte Aufsätze, theils (und zwar itzt mehr als anfänglich) Originalabhandlungen, von nicht geringerm Werthe. — *Ueber die allgemeine Revolution, die unsre Erde an Land und Meer erlitten hat*, ein Brief von *Vinc. Bozza* an *Or. Rota* zu Mantua. Er liess 1789. in den Bergen nahe bey Verona eine Menge ausnehmend grosser Knochen ausgraben, von denen er unter andern in seiner Sammlung die Hälfte eines Schenkelknochens von viertehalb Fuss Länge aufbewahrt, eine Länge, gegen die alle bisher ausgegrabnen ähnlichen Knochen weit zurückstehen. Am liebsten will er diesen Knochen, weil er für den Elephanten viel zu gross sey, nach *Hunter's* Meinung einem ausgestorbenen Thiergeschlechte beylegen. Er bemerkt, dass alle bisher in allen Welttheilen ausgegrabenen Thierknochen nie ganz, sondern entweder zerbrochen oder vielfaltig der Länge nach gespalten angetroffen worden sind, welches erlittene grosse Gewalt voraussetze. Der ganze Boden um Genua und des Seeufers besteht ganz aus Pektiniten ohne Einmischung irgend eines andern Schalthiers. Nächst den Bergen um Bern finden sich auch ganze Lager davon im Bellunesischen und der Insel Citera. Der Berg Bolca an den veronesischen und vicentinischen Gränzen enthält Schiefer mit schönen und so deutlichen Fischversteinerungen, dass man sogar ihre Arten unterscheiden kann, und zwar von Fischen, welche, wie zu verwundern, in dieser Gegend gar nicht einheimisch sind, sondern in den entferntesten Welttheilen leben. Der Vf. besitzt allein über hundert verschiedene Arten und Geschlechter. Die meisten gehören ins Südmeer, nach Neufoundland, Brasilien, u. s. w. Viele sind ganz unbekannt, oder weichen von den bekannten Arten sehr merkwürdig ab, wovon er Beyspiele anführt. Die höchsten Cordilleras sind mit Schalthieren bedeckt, und die grössten und festesten Austreiten, welche Hammerschläge vertragen, liegen da zertrümmert unter der Erde. Er besitzt Basalt und Tuffsteine aus den Thälern von Ronca, worinn zerstückelte Meerkonchylien sich befinden. — Eine abermahlige Erscheinung unter so vielen wider den vulcanischen Ursprung der erstern. — Die Versammlung so verschiedener organischer Wesen aus so entlegenen Gegenden in diesen Erdwinkel will er Auswürfen der ältern Vulkane beymessen — S. 19. Ein sehr gelehrtes Gegenstück zu dieser kleinen, aber lesenswürdigen, Abhandlung ist der darauf folgende Brief von *Volta* an *Bozza, über die Versteinerungen im veronesischen Gebiete*, und insbesondre, *über die Schieferfische aus dem Berge Bolca*. Nächst des letztern Cabinet hat er die Sammlungen der Herren *Rotari*, *Canossa*, *Buri*, *Gazzola* und *Vinnisi* genutzt. Er führt ein mit Synonymen versehnes Verzeichniss von mehr als hundert verschiednen Fischen dieser Art aus diesem Berge an, welche 1. in den europäischen, 2. in den asiatischen, 3. in den afrikanischen, 4. in den Meeren des mittägigen Amerikas, 5. in denen des nördlichen Amerikas, 6. in den süssen europäischen, und andern ausländischen Gewässern einzig und allein zu Hause gehören. Dann führt er alle die bekannten Gegenden namentlich an, wo sich sonst noch versteinerte Fische finden. Er bestreitet *Bozza's* Meynung, dass diese Versammlung organischer Geschöpfe aus so entlegenen Gegenden vulkanischen Ausbrüchen zuzuschreiben wären, mit guten Gründen. Er gedenkt noch eine Versteinerungsichthyologie von Verona herauszugeben. — Ein weitschweifiger und unbedeutender Aufsatz von *Sav. Macri* über die chemischen Bestandtheile der Mineralwässer zu Conturfi; fixe und hepatische Luft, Laugensalz und Kalkerde wähnt er in seiner unvollkommnen Untersuchung herausgebracht zu haben. Das Wasser von St. Antonio hat 96°, das Tusarawasser aber 84° Fahr. — *Cef. Conesri's* Brief an *Brugnatelli, über die Natur des Weinols*. Eine Unze desselben mit zwey Unzen Weingeist bey Lampenfeuer destillirt, gab 6 Quentchen Liquor anodynus, und diese, wieder destillirt, drey Quentchen Aether und einen sauern Rückstand. Eben so viel süsses Vitriolöl und Weingeist mit einer halben Unze zerflossenes Weinsteinsalzes destillirt gab ein sehr geistiges Produkt, dessen Rectification sechs Drachmen des besten Aethers gab. Eine Unze eben dieses Weinöls mit einer halben Unze zerflossenes Weinsteinöls destillirt gab sechs Drachmen sehr geistigen Aether. Er macht den Schluss, dass diese Substanz ein mit Vitriolöl übersetzter Aether sey — Ein Brief von *Crell* an *Brugnatelli* benachrichtigt Italien von den neuern deutschen Entdeckungen in der Scheidekunst — T. XIII. *Von einer besondern Veränderung in dem Eyerstocke eines Mädchens*, von *Baillie* a. d. engl. *von einer Dame* übersetzt. Das Mädchen war 12. Jahr alt. Es fand sich im rechten Eyerstocke eine Geschwulst von der Grösse eines Hünereyes, welche eine fette mit Haaren und Spuren von Zähnen gemischte Substanz enthielt. — *Fourcroy, von einer lamellenartig krystallisirten Substanz in den Gallsteinen*, aus den Annales de Chymie entlehnt — Ebenderselbe *vom Eyweissstoffe in den Gewächsen*, eben daher. — Briefwechsel zwischen *Malacarne* und *Bonnet*, über *anatomische* und *physiologische Gegenstände* Ersterer hat das Gehirn der Menschen und Thiere anatomisch verglichen, und bey letztern fast keine Verschiedenheiten unter den Individuen, bey erstern aber wichtige Abweichungen zwischen einzelnen Menschengehirnen angetroffen, z. B. dass er der Lamellen, welche an der Oberfläche und in der Substanz der kleinen Gehirne erscheinen,

Digitized by Google

ſcheinen, bey einigen Menſchen bis 780, bey andern nur 700, auch nur 600 gezählt habe. Im kleinen Gehirn eines ſtupiden Menſchen, der von Sinnen nichts, als den Geſchmack, beſaſs, zählte er ihrer nur 324. Er giebt eine Encefalotomia umana e comparata heraus. — Antwort *Bonnet's* hierauf. — Der Herren *Lavoiſir, Morveau*, u. ſ. w. *Anmerkungen* zu *Kirwan's* Abhandlung über das Phlogiſton; aus dem franzöſiſchen — *Trooſtwyk's* und *Deinman's* Brief, *über eine Art, das Waſſer in brennbare und Lebensluft zu zerſetzen*, aus dem Journal de phyſique — *Chemiſche Zergliederung der warmen Waſſer von Caldiero im Veroneſiſchen*, von *Gio. Seraf. Volta*. Sie haben eine Wärme von 21° *Reaum.* eine ſpecifiſche Schwere von 1,0014 gegen deſtillirtes Waſſer und geben in 25 Pfunden 18¼ Kubikzoll Luftſäure, 18½ Gran luftſauern Kalk, 6¼ Gran Gyps, 17¼ Gran luftſaure Bitterſalzerde, 2½ Gran Kieſelerde, 29 ¾ Gran ſalzſaure Bitterſalzerde, 13 Gran Alaun, (?) 12 ½ Gran Kochſalz und 4 Gran luftſauren Braunſtein (?) Die Unterſuchung iſt etwas flüchtig beſchrieben. — *De la Metherie's* Brief an *de Luc, über die Natur des Waſſers des Phlogiſtons, der Säuren, und Luftarten*, aus dem Journ. de phyſ. beſchäftigt ſich gröſstentheils mit *Trooſtwik's* und *Deinman's* Widerlegung und iſt zugleich gegen die Antiphlogiſtiker gerichtet. — Litterariſche Neuigkeiten, Bücheranzeigen.

Tom. XIV. Fortſetzung der *Anmerkungen zu Kirwan's Abhandl. üb. d. Plogiſton* — *Beobachtung über einen Leberabſceſs, der ſich glücklich durch eitrigen Abgang endigte*, von *Thom. Garnett*. Es giengen fünf bis ſechs Pfund Eiter mit Blut gemiſcht ab. — *Bemerkungen über ein neues Mittel, die kalten und ähnliche Geſchwülſte zu heilen*, von *J. Delonnes*. Er macht ſtatt des gewöhnlichen Kreuzſchnitts, dem er manche Mängel vorwirft, einen groſsen Winkeleinſchnitt am untern Theile der Geſchwulſt durch die Hautdecken; dieſer Lappen laſſe ſich leichter zurücklegen, die Geſchwulſt ſich durch dieſe Oefnung bequemer herausziehn und die Oefnung heile faſt ohne Narbe binnen etwa 5 Tagen. Er übertreibt vielleicht das Lob ſeiner ſonſt nicht unebnen Methode. — *Ueber die Gefahr bey der Anwendung bleyerner, kupferner und meſſingener Gefaſse in Meyereyen und andern Orten, wo man Milch und Milchwerk zubereitet und aufbewahret*, der Ackerbaugeſellſch. zu Bath vorgeleſen von *Fothergill* — Alex. *Volta's neunter Brief über die elektriſche Meteorologie*. Er beendigt die Erklärung des Hagels. Man muſs mehrere tauſend Schritt über unſre Erdfläche ſteigen, weit über die Schneelinie, ehe man eine Kake 10 bis 15 Grad unter o *Reaum.* antrifft, welche im Stande wäre, Dünſte in Hagel zu verwandeln. Nun bilden ſich aber die Gewitter- und Hagelwolken viel niedriger, nur einige hundert Schritt über der Erdfläche, wie die genaueſten Beobachtungen zeigen, das iſt, in einer Region, wo noch 10 bis 15 Grad am Eispunkte fehlen. Was iſt alſo natürlicher, als daſs hier ſich eine accidentelle Urſache dieſes Gefrierens der Dünſte ereignen müſſe, welche eine viele Grade unter den Eispunkt gehende Kälte in dieſer temperirten Region erzeugen könne, mit einem Worte, die Elektricität, welche in Begleitung der Trockenheit der Atmosphäre daſelbſt und der ſtarken Einwirkung der Sonnenſtrahlen jene ſchnelle Verdunſtung bewirkt, die hier nur allein die Quelle einer ſo groſsen und plötzlichen Erkältung, d. i. einer ſo jählingen Umwandlung der freyen Wärmematerie der Wolken in gebundene, ſeyn kann, als zu Entſtehung des Hagels erfordert wird. Dieſs iſt der Gang ſeines etwas weitläuftigen Raiſonnements. — *Zweyter Brief* von *Malacarne* an *Bonnet*. Er will noch mehr Verſchiedenheit im Gehirne bey Menſchen von verſchiednen Geiſtesfähigkeiten gefunden haben; die Ritze des *Sylvius*, die Weite und Länge der Gehirnhölen, die Zirbeldrüſe, die Stellung und Gröſse der Tuberculi quadrigemelli, die Schleimdrüſe, der Trichter, die Wurzeln und der Gang der Nerven aus dem Gehirne zeigten groſse Abweichungen bey blödſinnigen, und bey lebhaften klugen Perſonen, u. ſ. w. bey ſolchen, die leicht faſſen, und das Gelernte behalten, und hinwiederum bey entgegen geſetzten Köpfen. Die gröſste Zahl der Lamellen an einem kleinen Gehirne habe er bey einer hocht geiſtreichen, klugen und fähigen Weibsperſon gefunden, welche allgemeines Aufſehn bey ihren Lebzeiten gemacht. Seine Beobachtungen hätten ihm aber gezeigt, daſs nicht die Markſubſtanz des Gehirns ohne Unterſchied zu jeder Art von Empfindung diene — *Bonnet's* Antwort — Auszug eines Briefs von *Percival* an *Lettſom, über die auflöſende Kraft des Kampfers*. Einige Gran von dieſem und noch etwas mehr Myrrhe gaben zuſammen gerieben eine Miſchung, die ſich im Waſſer gleichförmig auflöſt. Kampfer und Colubalſam zerflieſsen zuſammen. — *Chamberlaine* beſtätigt dieſe erweichende Kraft des Kampfers an mehrern Gummiharzen = *Mediciniſche Beobachtungen* von einem Londner Arzte dem Dr. *Duncan* mitgetheilt. Nächſt den Aderläſſen wendet er in hitzigen Rheumatism bloſsen Mohnſaft (einen Gran alle 6 bis 8 Stunden) mit vielen warmen Getränken ſtatt des Doverſchen Pulvers an. Er hat mit ⅛ bis ⅙ Gran Arſenikmittelſalz zur Gabe eine vieljährige Fallſucht geheilt. Er gebraucht mit gröſserm Nutzen den aus dem weiſſen Vitriole niedergeſchlagenen Zinkkalk, ſtatt der Zinkblumen — Litterariſche Neuigkeiten, unter andern eine recht praktiſche Anleitung zum Reisbaue von Hrn. *von Coſanova*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Auguſt 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in der Weidmanniſchen Buchh.: *Verſuch einer Geſchichte der verſchiedenen Lehrarten der chriſtlichen Glaubenswahrheiten und der merkwürdigſten Syſteme und Compendien derſelben, von Chriſto an bis auf unſre Zeiten*, von M. *Chriſtian Friedr. Heinrich*, zweytem Diakon. zu Torgau. 1790. 615 S. gr. 8.

Auch Geſchichte der theologiſchen Dogmatik, nicht bloſs der theologiſchen Dogmen, iſt ein zu wenig bearbeitetes Feld. Wir glaubten lange, es würde ſchon ein verdienſtliches Werk ſeyn, wenn ein in dieſem Felde geübter Gelehrter das ehedem ſo hochgeſchätzte, und immer noch ſchätzenswerthe Buch: *Buddei iſagoge in theologiam univerſ.* etc. nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit umgeformt, und mit den nothwendigſten Zuſätzen ausgerüſtet herausgäbe, wäre es auch Anfangs nur derjenige Theil dieſes Buchs, der die Literärgeſchichte der Dogmatik betrifft. Aber bey der immer mehr um ſich greifenden Geringſchätzung lateiniſcher Bücher in wiſſenſchaftlichen Fächern, dürfte die Ausführung eines ſolchen Vorſchlags noch weit hinaus geſetzt ſeyn. Bis dahin mögen Freunde dieſes nützlichen Studiums mit dem gegenwärtigen Verſuche ſich begnügen. Buddeus iſt darinn fleiſsig gebraucht, ſo wie mehrere neuere Schriftſteller, Brucker, Mosheim, Semler, Schröckh, Cramer u. andre. Das Buch kann wenigſtens zum erſten Nachweiſer über die Geſchichte der dogmatiſchen Methoden und Syſteme dienen, zumal da es viele Allegationen von Schriften, beſonders auch Journalen, in welchen über die durchmuſterten Dogmatiker weitere Auskunft zu finden iſt, und bequeme Regiſter hat. Es iſt immer viel, was der Vf. geleiſtet hat. Er weiſs ſich aber ſelbſt zu beſcheiden, daſs, wenn er die Schriftſteller, über welche er räſonnirt, ſelbſt durchſtudirt hätte, und nicht in ſeiner Lage oft nur aus abgeleiteten Bächen zu ſchöpfen genöthiget worden wäre, ſeine Arbeit einen ungleich höhern Grad der Vollkommenheit erlangt haben müſste.

In der *Vorbereitung* ſucht der Vf. den *Begriff chriſtlicher Glaubenswahrheiten* aufzuklären, und den Beweis zu führen, *daſs Jeſus und ſeine Apoſtel ihren Zeitgenoſſen Glaubenswahrheiten vorgetragen haben.* Eigentlich aber hat er zeigen wollen, *was für* Glaubenswahrheiten es geweſen, und noch mehr, daſs dieſelben, welche die Lutheriſche Schuldogmatik dahin zählet, wirklich ſchon von Chr. u. den Apoſt. gelehrt worden ſeyn. Jeſus ſoll gelehrt haben: *der einige wahre Gott, den ihr verehren ſollt, iſt Vater, Sohn und heiliger Geiſt*, (S. 7.) und das ſoll er gelehrt haben in den Worten: *Gehet hin und lehret* etc., deren Schluſs ſo gegeben wird: *Verpflichtet ſie durch die Taufe zur Verehrung des Vaters, des Sohnes* u. ſ. w. Auch iſt der Vf. (S. 8.) überzeugt, daſs ſchon im A. T. Chriſtus als Gott bezeichnet ſey. — Wenn man ihm etwa einwendet, daſs Jeſus doch ſo deutlich nirgends gewiſſe Dogmen vortrage, ſo antwortet er, die Lehrart Jeſu ſey gar nicht künſtlich, ſchulgerecht, ſondern höchſt ſimpel. Aber zwiſchen Simplicität und Undeutlichkeit iſt doch ein Unterſchied. Ein groſser Theil der *erſten Periode*, beſonders was da Anfangs von Lehrart Jeſu und der Apoſtel ſteht, dünkt uns daher ſehr oberflächlich; z. B. *Jeſus hat bey der Stiftung des Abendmahls geſagt, daſs er ſeinen Leib und ſein Blut wirklich mittheile; aber nicht, auf was für eine Art.* (S. 44.) Aber der wäre doch wirklich kein weiſer Lehrer, der ſo etwas nicht erklärte, das für ſo ſinnlos gehalten werden kann; und ſchon hieraus dürfte man wohl ſchlieſsen, daſs, da Jeſus ſeinen Worten kein beſonderes Myſterium beylegt, da die Apoſtel ſo thun, als wenn ihnen dieſe Worte ganz verſtändlich wären, alſo auch nicht ſo gar viel tiefes und ſchauderhaftes darinn zu ſuchen ſey. Es iſt nur ein träger Behelf, wenn man bey ſolchen Stellen bloſs bey den Worten der Schrift bleiben, alles genauere Forſchen und Eindringen für vergeblich, wohl gar für gefahrlich erklären will. Eben ſo iſt es, wenn der Vf. ſchreibt: *Jeſus hat ſich einen wahren Menſchenſohn genannt, aber auch ſeine Zeitgenoſſen erinnert, daſs er noch eine höhere Natur, die göttliche, habe; aber nirgends hat er geſagt, wie ſeine göttliche mit ſeiner menſchlichen Natur vereinigt worden, oder wie es möglich ſey, daſs dieſe ihre Eigenſchaften jener mittheilen konnen.* Wenn ſichs wirklich ſo verhielte, daſs Jeſus ſich *zwey Naturen* zugeeignet hätte, ſo wäre durchaus zu erwarten, daſs er das erklärt, gerade deswegen, weil der menſchliche Verſtand keine Erklärung davon ausfindig machen kann, die ihn befriedigte, wie denn alle bisherige Hypotheſen, durch welche die Sache hat erläutert werden wollen, nichts taugen. Wäre das Dogma ein ſolches, deſſen Beweisführung der Vernunft überlaſſen werden, und von ihr mit Gewiſsheit erwartet werden konnte, (wie etwa der Ausſpruch Jeſu: Kein Sperling ſtirbt ohne Gottes Willen, kein Haar auf unſerm Kopfe iſt ihm unbekannt;) ſo durfte er daſſelbe ganz nackt, ohne Beweis und Erläuterung dahin ſtellen. Aber nicht ein Dogma, das keiner Demonſtration fähig iſt. Wir wünſchten, die Theologen enthielten ſich künftig, wenn ſie auf die ſogenannten Geheimniſſe kommen, ſolcher Bemerkungen, durch welche ihre Sache wirklich mehr verliert, als gewinnt. Unſer Vf. dogmatiſirt überhaupt nicht ſehr ſcharfſinnig und glücklich.

Die theologiſche Geſchichte hat er in ſieben Perioden abgehandelt, von welchen Origenes, Auguſtin, die

Scholaſtiker, die Reformation, das ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert die Grenzpunkte ausmachen. In den beiden letzten Perioden wird denn aber, wie billig, von der Theologie der beſondern Religionsparteyen in beſondern Unterabtheilungen gehandelt. Aus der Proportion der Ausführlichkeit, mit welcher der eine Abſchnitt, verglichen mit der des andern, bearbeitet iſt, läſst ſich ermeſſen, wie viel Hülfsmittel der Vf. bey dem einen mehr, bey dem andern weniger hatte. Die vier erſten Zeiträume zuſammengenommen, füllen 100 Seiten weniger, als die drey letzten, im welchen allerdings Literatur der Schriftſteller und Bücher vorgearbeiteter, auch innere Kenntniſs der Syſteme und Methoden leichter zu erwerben, aber darum doch Wichtigkeit und Menge der Begebenheiten, die in Betracht kommen ſollten, nicht gröſser iſt, als in jenen. Hier, in der neuern Geſchichte hat der Vf. auch mehr, als dort, mit eignen Augen geſehen. Am dürftigſten iſt die Abhandlung von den Kirchenvätern und Scholaſtikern ausgefallen; bey den letztern wird Cramer meiſtens abgeſchrieben; von den erſten ſind nur diejenigen erwähnt, die Schriften hinterlaſſen haben, welche etwas ganzes über die chriſtliche Glaubenslehre zu verſprechen ſcheinen. Aber um Urſprung und Fortgang nicht nur einzelner Lehrvorſtellungen, ſondern auch der Zuſammenordnung derſelben zu erklären, wäre eine Reviſion der vorzüglichſten Dogmatiker überhaupt, und eine ſorgfaltige Bemerkung, wie ſie die Begriffe aus einander entwickelten oder erläuterten, von groſsem Nutzen geweſen. Es fehlen Baſilius, Gregorius, ja ſelbſt Cyrill von Jeruſalem, Vincenz von Lerins u. a. — S. 439. wird Jo. Craig (nicht Graig) mit ſeinen bekannten (auch von Titius neuedirten, Leipzig 1755.) princip. theol. mathem. am unrechten Orte angeführt

Anspach, bey Haueiſen: *Verſuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnoſtiker*. 1790. 240 u. XIV. S. 8.

Jetzt gerade, da ſich unſer ganzes leſendes Publicum auf das belehrendſte mit einem idealiſirten Geſchichtgemälde unterhält, in welchem der Einfluſs myſteriöſer Geſellſchaften auf die erſten Entwicklungen der chriſtlichen Weltrevolution von einer Dichterphantaſie, die von Jugendfeuer zu glühen ſcheint, und doch zugleich mit dem reifſten analogiſch-hiſtoriſchen Scharfſinn nach den geläuterſten Begriffen des wahren Weltbürgers dargeſtellt iſt, — jetzt muſs es weit allgemeiner anerkannt werden, wie wichtig uns die möglichgenaueſte Erforſchung aller in jenem Dunkel der erſten Chriſtengeſchichte irgend noch aufzuſpürender hiſtoriſcher Angaben von den Chriſtenparteyen jener myſteriöſen Art ſeyn kann, welche man durch die Benennung *Gnoſtiker* zuſammenzufaſſen gewohnt iſt. Hr. Dr. u. Prof. *Münter* in Copenhagen, Verfaſſer der gegenwärtigen Schrift, verbreitet über den Theil ihrer Geſchichte, welchen er nach der Aufſchrift ſeines Verſuchs ſich diesmal zur Bearbeitung ausgewählt hat, vorzüglich dadurch manches neue Licht, daſs er die fragmentariſchen alten Nachrichten nach Verſchiedenheit der Parteyen und Zeitalter mit achtkritiſcher Sorgfalt unterſcheidet, und alsdann immer über den Inhalt derſelben aus der Hauptidee, wie jene Parthien als geheime Geſellſchaften, als heidniſchchriſtliche Nachahmungen der heidniſchen Myſterien anzuſehen ſeyn, mit ſehr vieler Menſchenkenntniſs zu urtheilen weiſs. So tritt er oft an der Hand der hiſtoriſchen Analogie in den einzigmöglichen Mittelpunct, aus welchem die Anſtalten dieſer Partheyen überſchaut und erklärt werden müſſen, wenn man ſonſt das meiſte, was aus dem innerſten *Nymphon* ihrer Geheimniſſe bis zu uns emanirt war, entweder als die willkührlichſten Poſſenſpiele einer verbrannten Einbildungskraft, oder als abentheuerliche Folgen eben ſo abentheuerlicher Lehrmeynungen bald mit höhniſcher, bald mit bedauernder, Miene mehr auf die Seite geſchoben, als aufgeklärt hat. Aus dem, was man jetzt gleichſam durch die Ritzen des Vorhangs durchſieht, wird ſehr deutlich, daſs diejenigen, welche einſt hinter dieſem Vorhang ſelbſt ſtunden, auch in ihren Ceremonien und andern zur Regierung und Behandlung des Ganzen gehörigen Anſtalten gar wohl gewuſst haben, was ſie wollten. An wie vielen Stellen der Semleriſchen Schriften ſind hierüber Abhandlungen, Winke, auch einzelne Aufſchlüſſe, beſonders die Dogmatik betreffend! Eine lichte Darſtellung gnoſtiſcher Dogmen aber iſt ein wichtiger, vielleicht nie ganz ausführbarer, Wunſch. Schilderung des geſellſchaftlichen Geiſtes der Gnoſtiker erſcheint hier mit einer ſehr lichten Darſtellungsart. Bekanntſchaft mit den Meynungen der verſchiedenen gnoſtiſchen Parthien ſetzt der Vf. voraus. Nur beyläufig finden ſich auch hiezu brauchbare Winke, z. B. unter, §. 23. von Vorleſung der Schrift, einiges über den Canon der Gnoſtiker. Eigentlich iſt der Zweck des Verſuchs die *antiquitates Gnoſticorum* in eben dem Sinn, und gröſstentheils in der nemlichen Ordnung, wie die Baumgartenſche *antiquitates chriſtianae* nach der Semleriſchen Ausgabe, darzuſtellen. In der Einleitung wird die Verſchiedenheit der gnoſt. geſellſchaftl. Einrichtungen von den apoſtoliſchen, meiſt aus der jüdiſchen Synagoge geborgten religiöſen Anſtalten, durch die Bemerkung erklärt, daſs die meiſten Gnoſtiker Heiden geweſen ſeyn, welchen das von den Apoſteln intendirte allmählige Ueberſchreiten aus dem Judenthum zum geiſtigen Chriſtenthum zu fein oder zu langſam ſcheinen mochte. (In der That laſſen ſich unſers Erachtens *dreyerley* Arten von Bildung der Gnoſtiker genau unterſcheiden, welche auf die Bildung ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen ſelbſt den entſchiedenſten Einfluſs haben muſsten und wirklich hatten. In die eine Klaſſe ſetzt ſich Rec. gewiſſe nach orientaliſchplatoniſcher Philoſophie gebildete, *Heiden*, denen es ein leichtes war, durch Allegorie und eine neue Art von überſinnlicher Mythologie die widerſtreitendſten Syſteme, wie ſie nur wollten, zu vereinigen, oder wenigſtens in einander zu miſchen, ohne daſs ſie irgend eine Parthie zu verlaſſen, oder je zu einer andern förmlich zu übergehen, für nöthig fanden. Dieſe traten alſo nie in die damalige Kirchenform der Chriſten ein, ſondern bildeten ſich die Gebräuche ihrer Myſterien mit eben der Freyheit, mit welcher ſie das in die Myſterien ſelbſt zu verhüllende Syſtem von Meinungen ſich zuſammengeſetzt hatten. Von dieſer feinſten Klaſſe mag Baſilides das Hauptbeyſpiel ſeyn. Sie hatte natürlich zum Theil die ungebundenſten Schwärmer über tranſcendentale Dinge unter ſich. Die andere, wahrſcheinlich kleinere, Parthey dieſer Klaſſe aber beſtund aus Menſchen von einem ſehr kla-

ren

ren Blick, die zu scharfen Unterscheidungen als empirische Geniephilosophen unfähig, das entgegengesetzte zu Einem Zweck zu nutzen verstunden, indem sie selbst unter einer Menge verschiedener Bilder nur ein sehr einfaches Resultat im Grunde zu erblicken glaubten. Eine zweyte Klasse war aus dem *Judenthum* zur Allegorie, und sodann zu der schon beschriebenen schwärmerischen Philosophie übergegangen, auf irgend eine Art aber veranlasst worden, mit diesen auch das Christenthum zu combiniren. Auf dieser Seite sehen wir z. B. Kerinth und die von allerley kabbalistischen Namen und chaldaischmagischen Wörterschall wiederhallende Markosier. Bey dieser ist manches jüdische als Ueberbleibsel ihrer ersten Gewohnheiten nicht unerwartet, sobald es nur mit den gnostischen Hauptideen vereinbar seyn mochte. Die dritte Klasse war erst in der *christlichen* Kirchenverfassung eingewohnt gewesen, ehe sie Grundsätze der Gnosis auffasste. Von diesen kennen wir die Marcioniten am meisten, welche gerade wegen ihrer Entstehung aus der schon regulirten christlichen Kirchenverfassung in aller ihrer äussern Form von den übrigen Gnostikern am meisten verschieden, und dagegen der damaligen christlichen Einrichtung ähnlich sind. Sie allein z. B. haben Bischöfe, Märtyrer, Kirchen u. dgl. m. Selbst der ursprünglich aus dem Judenthum entsprossene Gnostiker hatte ein sehr heterogenes Medium passirt, durch welches ihm wenigstens das Aeussere der jüdischen Verfassung mehr abgestreift worden war. Seinen Gegenstand selbst umfasst Hr. *M.*, nach Baumgartens Eintheilung, in folgenden Abschnitten: 1) von gottesdienstlichen Personen; 2) Festtagen; 3) Versammlungsorten; 4) Einweihungen; 5) von andern heiligen Handlungen der Gnostiker. Nur diese letzte Rubrik hätte vielleicht besser noch in einige Unterabtheilungen zerlegt werden können. Bey weitem das Meiste, was von der Verfassung gnostischer Religionsgesellschaften entdeckt werden konnte, betrifft die Marcioniten; die Parthey, welche, aus einer schon gebildeten christlichen Kirchenform ausgegangen, am wenigsten Mysterien unter sich einführen konnte. (Gelegentlich wird S. 73. von den Speisen und Fasten der Gnostiker angeführt: unter dem Gemüse soll Marcion besonders die Melonen geliebt haben. Dies beruht auf einer Stelle bey Tertullian adv. Marcion. IV, 40. Cur autem panem, corpus suum appellat *et non magis peponem, quem Marcion cordis loco habuit? Non intelligens*, veterem fuisse istam figuram corporis Christi, — Der Misverstand entstund aus der unrichtigen Interpunction dieser Tertullianischen Witzeley. Man verbinde: *habuit, non intelligens* — Tertullians Sinn ist: „Warum hat Jesus gerade Brod zum Symbol seines Leibes gemacht?" Hatte er nicht eben sowohl eine Melone dazu wählen können? Eine Melone wenigstens scheint Marcion, *statt eines Herzens*, in sich gehabt zu haben, da er hier nicht merkte u. s. w. So sagt der Afrikaner l. de anima c. 32. cur non magis *et pepo, tam infulsus*. Tertullians Frage ist fast von eben dem Geist, wie die scholastische: an Deus potuisset *suppositare cucurbitam*!) Von den übrigen gnostischen Partheyen findet sich manche sinnreiche Vermuthung an die weniger historischen Data angeknüpft, welche uns der verketzernde Eifer der Kirchenväter nur allzu sparsam aufbehalten hat. Am deutlichsten ist die mysteriöse Einrichtung bey den Valentinianern. Sie entdeckten auch den bereits angekörnten Schülern und Eingeweihten sich noch nicht vollkommen, sondern *foderten ganzliches und blindes Zutrauen, so* (sagt der Vf. S. 117.) *wie manche geheime Secten unter uns, besonders die Rosenkreuzer es thun.* Von den Markosiern will Hr. *M.* aus dem Gebrauch ihrer orientalischen Gebetsformeln nicht schliessen, dass sie jüdischen Ursprungs gewesen, sondern nur dass sie orientalischkabbalistische Meynungen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, wie die Rabbinen, geschöpft haben. Die Formeln von einem Theil dieser Parthey sind wenigstens nicht aus dem tiefern Orient, sondern syrischchaldaisch. Rec. glaubt sogar, galiläische Aussprache darinn zu entdecken, z. B. Baphogor, im Körper, (בפגור Iren. I, c. 21, p. 95. vergl. mit den V. L. bey Nicetas) wie in der nach galiläischer Aussprache geschriebenen Genealogie Jesu, Matth. I, 5. 7. *βοος, ροβοαμ*, oder im Wort *βοχαναγες*. War auch S. 129. gleich der Name Ιαω für Mose ägyptischen Ursprungs, so steht er doch hier blos mit chaldaischen Wörtern zusammen, auch auf den Abraxen mit *Αδωναι* s. S. 220. Auch der Einweihungsort, *Νυμφων* genannt, scheint der mystischen Hochzeit und dem חפה der Kabbale sehr ähnlich. Dahin gehören auch geheime bedeutsame Namen, unter welchen über das bekannte *Αβραξας* vom Vf. eine neue Vermuthung aus den Coptischen gemacht wird. *Beri-Schadje* im memphischen und *berre-fadji* im sahidischen Dialect bedeutet *λογος ηκινος*. Dies, vermuthet der Vf., möge die Bezeichnung des geheimen Namens der Gottheit gewesen seyn, welchen sie vielleicht doch in den Mysterien genannt haben, wie die Rabbinen השם zu sagen, יהוה aber nicht auszusprechen pflegen. Die Kirchenväter hingegen haben sich das barbarische Wort *Αβραξας* oder *Αβρασαξ* aus ihrer Zahlenphilosophie erklärt, und dazu den Umstand vortreflich genutzt, dass Basilides gerade 365 Himmel gezaht habe. Ein schönes Gegenstück zur Erklärung der Zahl 666 in der Apokalypse für Irenäus. In der That hätte Iren. diesmal eine treffendere Erklärung aufgefunden, als man sonst an ihm da, wo er blos zu rathen hat, gewohnt ist. Unser Hauptzweifel bey jenen coptischen Worten ist die Unähnlichkeit, nicht der Vocale allein, sondern auch der Consonanten. Wären diese ähnlicher, so könnte man wohl annehmen, dem Sinn nach habe der Gnostiker, ursprünglich ein barbarisches Wort für seinen mystischen Götternamen gesetzt, diesen selbst aber in der Folge eine mehr griechische Gestalt — die Endung *ας* deswegen gegeben, um zugleich die Zahl 365 *per modum notaricon* darinn zu haben.

— Münster, b. Aschendorf: *Versuch der Geschichte Jesu von Nazareth, ein Lese- und Sittenbuch für Kinder*, von *Hermann Marx*, Profess. und Katechet an der Cisterzienserabtey Marienfeld. 1789. 8.

Ein sehr annehmungswürdiges Geschenk eines braven und arbeitsamen katholischen Geistlichen für alle Aeltern und Lehrer der römischen Kirche, denen an der moralischen Besserung ihrer Kinder gelegen ist. Es hat uns bey der Durchlesung desto mehr Vergnügen gemacht,

Digitized by Google

je inniger wir uns über jede neue Probe der Aufklärung der römiſchkatholiſchen Geiſtlichkeit freuen. Die Abſicht des Vf., die lehrreiche Geſchichte Jeſu auf die jungen Herzen der Kinder anwendbar zu machen, und ihnen frühzeitig gute Geſinnungen einzuflöſsen, iſt von ihm ſehr glücklich erreicht worden. Die Geſchichte Jeſu iſt in einen kurzen Auszug gebracht, mit Weglaſſung aller an ſich unerheblichen, und für Kinder nicht intereſſanten Nebenumſtänden und Begebenheiten, und zuweilen werden auch andere Erzählungen mit eingeflochten. Ueberall iſt die Geſchichte zur moraliſchen Beſſerung benutzt worden, theils durch kurze und ungezwungene praktiſche Anwendungen, theils durch weitläuftige Betrachtungen über moraliſche Gegenſtände. Auf dogmatiſche Lehren iſt nach der Abſicht des Hn. Vf. wenig Rückſicht genommen, und von den eigenthümlichen Lehren ſeiner Kirche findet man beynahe gar keine Spur. Der Vertrag iſt faſt durchaus ſehr ungezwungen, herzlich, für Kinder verſtändlich, und ihren Kinderjahren angemeſſen, ohne, wie es ſonſt zu geſchehen pflegt, ins Spielende und Tändelnde zu verfallen. Auch die mehrentheils am Schluſs der Erzählung angehängten Gedichte ſind der Abſicht ſehr angemeſſen, und unterſcheiden ſich auf eine auszeichnende Weiſe von gewöhnlichen Verslein in Schriften dieſer Art, beſonders in der römiſchen Kirche. Deſto unangenehmer war es dem Rec., bey der ſonſt ſehr zweckmäſsigen Auswahl der Materialien manches zu vermiſſen, das für Kinder vorzüglich ſehr lehrreich iſt, als: den vortreflichen Unterricht Jeſu von vielen wichtigen Tugenden, Matth. 5. 6. 7., wovon nur der Anfang erklärt iſt, die Geſchichte des ſehr edeldenkenden Hauptmanns zu Kapernaum und einige lehrreiche Gleichniſſe, beſonders das vom barmherzigen Samariter, welches ſehr gute Gelegenheit gegeben hätte, chriſtliche Duldung und allgemeine Menſchenliebe zu empfehlen. Manches hätte auch wohl einer genauern Erläuterung bedurft, z. E. das Betragen Jeſu gegen das Kananäiſche Weib und bey Joh. 4. 24., wie die innere und äuſsere Verehrung Gottes verſchieden ſey, und wie Chriſtus darinn den Vorzug der chriſtlichen Religion vor der jüdiſchen ſetze.

PÄDAGOGIK.

Wirzburg, b. Rienner: *Magazin zur Beförderung des Schulweſens im katholiſchen Deutſchlande.* Herausgegeben von *Michael Feder*, D. u. Prof. der Theol. an der Univ. zu Wirzburg. I. Bandes erſtes Heft, 1791. 94 S. 8. (18 Kr.)

Es iſt eben ſo lehrreich, als angenehm, praktiſche und hiſtoriſche Aufſätze über einen ſo wichtigen, und die Menſchheit intereſſirenden Gegenſtand, wie das Schul- und Erziehungsweſen iſt, zu leſen. Dieſes nützliche Magazin hat die Verbeſſerung der häuslichen Erziehung, der Dorf- und Stadtſchulen, der Induſtrieſchulen, der lateiniſchen Trivialſchulen, der Sonntagsſchulen, der Anſtalten zur Bildung der Künſtler und Handwerker, der Waiſenhäuſer, Schulſeminarien und Normalſchulen zum nächſten Zwecke, und iſt vornemlich zur Lectüre der Vorſteher und Lehrer in den Schulen, wie auch der aufgeklärten Aeltern beſtimmt. Es wird nach der Ankündigung eigene neue Abhandlungen, faſsliche und zweckmäſsige Auszüge aus gröſsern Büchern über Erziehung oder über Gegenſtände des Schulunterrichts, Anzeigen *guter* Schriften aus dieſem Fache, Verordnungen und Einrichtungen, die das Schulweſen, beſonders im katholiſchen Deutſchlande betreffen, wie auch Lebensbeſchreibungen guter Schullehrer und andrer um das Schulweſen verdienter Menſchen, brauchbare Lieder u. d. gl. enthalten. Vierteljährig erſcheint ein Heft von 6 Bogen in gr. 8to. zu 18 Kr. rheinl. mit einem Umſchlage. Der gegenwärtige erſte Heft entſpricht gänzlich dieſer Abſicht, und enthält folgende Aufſätze: 1) Abhandl. über den Werth eines guten Schullehrers von Hn. Prof. Feder, und über die Entſtehung, den Fortgang und den gegenwärtigen Beſtand der Induſtrieſchulen in dem Hochſtifte Wirzburg, vom Hn. Hofr. u. Prof. *Seuffert*, — deſſen Inhalt Achtung für die weiſe landesväterliche Vorſorge des Hn. Fürſtbiſchofes von Wirzburg für die Beförderung der Glückſeligkeit ſeines Volkes einflöſst, die Verunglimpfungen dieſes Inſtituts von einem Ungenannten in dem Journal *von und für Franken* widerlegt, und über den Werth, die Möglichkeit der Einführung und die zweckmäſsige Einrichtung ſolcher Anſtalten wichtige Belehrungen ertheilt. — Endlich über das Auswendiglernen; 2) Anzeigen guter Volksbücher; 3) Nachrichten von den Wirzburgiſchen Mädchenſchulen; 4) Fürſtl. Wirzburgiſche Verordnungen wegen den Mädchenſchulen und der Einführung des Noth- und Hülfsbüchleins; 5) Lebensbeſchreibung des Hn. Luz, Dir. am Schullehrerſeminarium; 6) Lieder, mit Melodien. Wir wünſchen dieſem nützlichen Journal, ſo wie den darinnen angezeigten und beſchriebenen heilſamen Anſtalten für das Erziehungsweſen, einen dauernden guten Fortgang und zweckmäſsige Nachahmung in mehrern deutſchen Staaten, worinn dieſe wichtige Angelegenheit eines Staates noch nicht diejenige Aufmerkſamkeit und thätige Vorſorge auf ſich gezogen hat, die ſie nach dem einſtimmigen Urtheil aller Vernünftigen verdient.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *München*, b. Lentner: *Einige zufällige Bemerkungen über den dermaligen Holzzuſtand in Baiern.* Veranlaſst durch die faſt allgemeine Klage über Holzmangel. Geſchrieben von G. A. *Weizenbeck.* 1790. 28 S. 4. Der Vf. zählt ſorgfältig alle Urſachen des wachſenden Holzmangels in ſeiner Gegend auf, dringt auf die möglichſte Abſtellung derſelben, und auf wahre Forſthaushaltung, welche durch die von dem Hofe kürzlich errichtete Forſtſchule nun zu hoffen ſeyn wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Auguſt 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Riga, bey Hartknoch; *Aphorismen über die Erkenntniſs der Menſchennatur im lebenden geſunden Zuſtande*, von D. *H. Nudow.* Erſter Theil. 1791. 158 S. in 8.

Nach der Vorrede enthalten dieſe kurzen Sätze eine concentrirte Ueberſicht oder den Plan ſeiner ehemaligen Vorleſungen zu Petersburg nach Jadelots Lehrbuch, aus welchem er Manches ſelbſt wörtlich entlehnte. Das gröſste Geſetz auch der Menſchennatur ſey Einfachheit. Ein Lehrbuch müſſe ſeines Erachtens kurz, zuſammengedrängt, vielumfaſſend und mehr miſtiſch, (myſtiſch) als durchaus lichtvoll geſchrieben ſeyn. (Wir müſſen geſtehen, daſs Wenige wohl mit dem Vf. übereinſtimmen werden, da es doch wohl immer die höchſte Vollkommenheit bleibt, wenn ein Werk *durchaus lichtvoll* in möglichſter Kürze geſchrieben iſt. Hippokrates, einige Stellen, die ohne ſeine Schuld dunkel ſind, ausgenommen, Boerhaave und Sroll, die er als Muſter der aphoriſtiſchen Schreibart anführt, wollten doch wenigſtens durchaus lichtvoll, nicht myſtiſch, ſeyn.) Die Gründe, die er für die Kürze der Handbücher anführt, ſind, unſers Bedünkens, ſehr wahr und richtig: daſs er ſelbſt dunkel geſchrieben habe, wie er faſt zu befürchten ſcheint, finden wir eben nicht. Er folgt durchaus der eklektiſchen Methode. Sehr richtig bemerkt er auch, daſs man die Speculation nicht ſo ſchnöde in der Phyſiologie und Pathologie verwerfen ſollte. — *Einleitung.* Die Geſchichte der Phyſiologie zerfalle, wie die Medicin überhaupt, in die Periode der Finſterniſs, — Aufklärung, — Gründung und Vervollkommnung, und in die gegenwärtige Periode der Eklektik. (Allein wenn wir es ein wenig tiefer unterſuchen, ſo finden wir doch zwiſchen der Vervollkommnung u. Eklektik keinen Unterſchied, denn iſt etwas vollkommen, ſo findet keine Eklektik mehr ſtatt; und umgekehrt, beſteht ja wohl Vervollkommnung in dieſer Wiſſenſchaft nur in Eklektik.) Die Eintheilung der Empfindungen u. Bewegungen in natürliche und in thieriſche führe oft zu falſchen, irrigen Begriffen. Zu den Lebenswirkungen rechnet er auſser dem Athemholen die Thätigkeit des ganzen Gehirns mit deſſen Fortſätzen. (Allein es iſt doch wohl durch pathologiſche Fälle erwieſen genug, daſs zur Erhaltung der Lebensfortdauer, denn dieſe Definition giebt Hr. N. von den Lebenswirkungen, das Gehirn ſchlechterdings nicht erfoderlich iſt.) Schilderung der Geſundheit eines Kindes, Knabens, Jünglings, Mannes, Alten und Greiſes. Er nehme nur zwey Temperamente: ein hitzig empfindbares, (empfindliches?) das ſogenannte ſanguiniſche, und ein kalt unempfindbares (unempfindliches?) oder phlegmatiſches Temperament an, auſser denen wohl unter vielen andern am gewiſſeſten das *nervöſe* Temperament in der Menſchennatur ſtatt zu finden ſcheine. (Allein iſt es wohl nicht bloſs Krankheit?) Das genaue Studium der Temperamente ſey in der ausübenden Menſchenkunde (?) äuſserſt wichtig, und unſtreitig wichtiger, als Viele glauben. *Erſtes Kapitel.* Von den feſten und flüſſigen Theilen des Menſchenkörpers. Sehr wahrſcheinlich gäbe es nur eine Grundkraft, von der die übrigen alle (nämlich Schnellkraft, empfindende Kraft, reizbare Kraft,) wie aus einer Quelle entſpringen, und die ſich nicht nur in den feſten, ſondern auch in den flüſſigen Theilen äuſsere; der unförmige Stoff, *Concrementum inorganicum* ſcheine den Uebergang der flüſſigen Theile in feſte faſt deutlich zu beſtimmen. *Zweytes Kapitel.* Von dem Umlauf des Bluts. Die Mittheilung und Ausbreitung der Pocken, Maſern u. ſ. f., laſſe ſich ſchon viel natürlicher durch Nerven und Conſpiration der niedern und höhern Naturkräfte in den feſten und flüſſigen Theilen erklären. Sehr viele Aufmerkſamkeit verdienen die in neuern Zeiten von einigen Beobachtern bemerkte rückgängige oder entgegengeſetzte und verkehrte Bewegung des Bluts und der Säfte, (dieſe Paradoxie von Darwin ſcheint uns doch mehr als überflüſſig von Cruickſhank u. ſ. f. widerlegt worden zu ſeyn,) die *praedisponirende* Urſache der Bewegung des Herzens ſey die Reizbarkeit, die *gelegentliche* das einſtrömende Blut, die *nächſte*, die conſpirirende Kraft der Aeuſserung des Lebens. (Die letzte Urſache ſcheint uns dunkel.) Die Innenſeite des Herzens habe viele Nerven. (Iſt anatomiſch ganz unrichtig, denn kein Muskel hat ſo wenig deutliche Nerven, als das Herz.) Den gröſsten Theil des Bluts mache der ſchleimige Faſerntheil aus. (Gewiſs nicht den gröſsten.) Die Röthe des Bluts entſpringe vielleicht von der Lebenskraft (?) die ſogenannte ſcheinbare Vollblütigkeit im Anfange, der Widerſtand der Gefäſse und die wohlgeordnete Fortbewegung des Bluts ſcheint die Aeuſserung von wirklich elaſtiſcher Luft im Blute nicht nur zu beweiſen, ſondern ſogar zu erfodern. (Die eigene Schnellkraft des Bluts ſcheint uns auch ohne dieſe Aeuſserung dazu hinzureichen.) Wärme und Kälte ſey nichts anders, als Empfindung einer gröſsern und mindern Thätigkeit unſerer natürlichen Erhaltungskräfte. (?) An den Venen bemerkt man zahlreichere und weitere (dieſer Ausdruck iſt uns unverſtändlich) Theilungen, als bey den Arterien. *Drittes Kap. Von der Abſonderung.* (§. 109 ſteht durch einen Druckfehler mineraliſch ſt. animaliſch.) In jedem Abſonderungswerkzeuge ſey wohl ein gewiſſes Grundprincip vorhanden, welches das hinzukommende Blut zu einer ähnlichen Umwandlung, Aſſimilation, Entwicklung oder Verbin-

dung verschiedener eigenen Urstoffe zu bestimmen vermögend sey. *Viertes Kap. Vom Atmen* (Athmen) *und den davon abhängenden Wirkungen.* Der Nutzen des Athmens sey, Luft, mit Schnellkraft versehen, durch die Lungen zum Blut überzubringen. (Ist doch höchst unwahrscheinlich, die Vögel beweisen hier nichts, da ihr Bau so ganz verschieden ist.) Im Zwergfell treffe man viele sichtbare Nerven an. (Ist wohl anatomisch nicht zu erweisen.) Das Pabulum Vitae der Alten sey vielleicht electrischer Natur. Ist denn die Crawfordsche Theorie, die hier fast ganz übergangen wird, nicht einfacher und gründlicher? Auch der für die ganze Physiologie und Pathologie so äusserst wichtige Nutzen der Lungen und des Athmens, die verdorbenen Blutstheilchen wegzuschaffen, ist hier ganz übergangen; obgleich desselben im 363sten §. gedacht wird. Bey Männern sey der Kehlkopf fast dreymal gröser, (dies ist offenbar zu viel,) als beym weiblichen Geschlecht. Die mechanischen Ursachen schienen zur Hervorbringung der Menschenstimme nicht zureichend, sondern es sey noch eine geheime, doch gewis vorhandene, mitwirkende, allgemeine sogenannte lebendige Kraft nothwendig. *Fünftes K. Von den Wirkungen des Gehirns und der Nerven.* Beide Hypothesen über die Wirkungsart der Nerven durch Schwingung nämlich und Flüssigkeit, könnten sehr schicklich und der Natur gemäs mit einander vereinigt werden; die Nervenknoten schienen noch ganz besonders die Wiedererfrischung und Vervollkommung der thierischen Lebenskraft zur Pflicht zu haben, und so auf gewisse Weise den Dienst des Gehirns im Kleinen zu verrichten. (Dies können wir wenigstens nicht mit unserer anatomischen Kenntnis zusammenreimen, denn warum bildet das fünfte Paar schon in der festen Hirnhaut den Knoten? Warum liegen alle Knoten der Rückenmarksnerven gleich am Durchgang durch die feste Hirnhaut, und auf dem ganzen übrigen langen Wege an den Gliedmaßen auch nicht ein einziger?) *Sechstes Kap. Von der Muskelbewegung.* Durch die Vereinigung der Meynung von Stahl mit Hallers Theorie gewinne das Ganze viele Aufklärung. Man müsse Anreizung, (?) Reiz — Reizbarkeit und die Erfolge davon wohl von einander unterscheiden. *Siebentes Kap. Von den äussern Sinnen.* Einige Gegenstände wirken *mechanisch*, d. i. unmittelbar auf unsere Sinnorgane, so das Gefühl, Gehör, Gesicht, andere *physisch*, d. i. vermittelst eines Zwischenkörpers, so der Geruch und Geschmack. S. 95 finden wir *fünf* Gattungen von Geschmackswärzchen. (Wir kennen nur *vier*.) Vielleicht fande für den Geruch und Geschmack ein gemeinschaftlicher Grundsinn (?) und eigener Lebensgeist (??) statt. Der Geschmackssinn sey Hüter und Beschützer der ersten Wege, so wie der Geruch der Luftwege. Das Gesicht überzeuge uns von dem wirklichen Daseyn der Körper. (Wir dächten doch, etwas weniger, als andere Sinne.) *Achtes Kap. Von den innern Sinnen.* Er bestimme sich für die Kugelreihe, so, dass man mit allem Rechte jeden äussern Eindruck, jede sinnliche Bewegung, einen Stoss nennen könne. E. vereinige das System des physischen unmittelbaren Einflusses mit dem System der prästabilirten Harmonie, und nenne diese Verbindung und Gemeinschaft der Substanzen, so wie die Seele mit dem Körper *metaphysische* Harmonie. *Neuntes Kap. Vom Schlaf.* Seine nächste Ursache sey nicht ein Druck aufs Gehirn, sondern eine Stumpfheit des Gehirns und der Nerven insbesondere, die zu den willkührlichen Muskeln gehören. *Zehntes Kap. Von der unmerklichen Dünstung und dem Schweiss. Eilftes Kap. Von der Absonderung des Fetts, des Knochenmarks und der Gelenkschmiere.* Der Nutzen des Knochenmarks sey unstreitig, die Festigkeit der Knochen zu befördern und zu erhalten. Warum sind aber die festesten Knochen die brüchigsten? und ganz fettlose, z. B. die Zähne, gerade am allerfestesten? *Zwölftes Kap. Von der Absonderung und Aussonderung des Urins. Dreyzehntes Kap. Von der Wirkung der Nierendrüsen.* Vielleicht stünden sie mit dem Nervensystem in einer geheimen Verbindung. *Vierzehntes Kap. Von der Wirkung der Speicheldrüsen.* Der Speichel habe auch eine geistige (?) Eigenschaft. *15tes Kap. Vom Bauchfell und dessen Fortsätzen.* S. 109 steht erzartig statt netzartig. *16tes Kap. Von den Wirkungen der Magendrüsen. 17tes Kap. Von den Wirkungen der Milz. 18tes Kap. Von den Wirkungen der Leber und Gallenblase. 19tes Kap. Von den lymphatischen Gefäsen und Drüsen. 20stes Kap. Von den Wirkungen der Speisen in den ersten Wegen.* Der Magen äussere doppelte Kräfte, theils mechanische, theils physische und chemische. Das Klopfen der eigenen Arterien des Magens wird doch wohl schwerlich etwas zur Verdauung helfen. *21stes Kapitel. Vom Uebergange des Milchsafts zum Blute.* Eigentlich sollte doch diese Lehre nie von der Lehre des 19ten Kapitels getrennt werden. *22stes Kap. Von der Erzeugung.* Der Saame sey die Quintessenz des ganzen beseelten Menschen. Nicht blos die Abwesenheit der rothen Farbe der Fasern im Uterus machte, wie Hr. N. glaubt, dass alle zuverlässigen Zergliederer sie nicht positiv behaupteten, sondern auch der Mangel aller übrigen sinnlichen Eigenschaften gewöhnlicher Muskelfibern, nämlich Weichheit, Halbdurchsichtigkeit, u. s. f. Giebts hier Muskelfibern, so sind sie wenigstens nicht wie die gewöhnlichen beschaffen. Im wahren Ideal des Weibes (?) finde kein monatlicher Blutfluss statt. Ganz richtig scheint er uns anzunehmen, dass sich sehr schicklich die Theorie der Entwickelung mit der Theorie der Ausbildung (Nachbildung, Epigenesis) vereinigen lasse. Die übrigen Theorieen kämen mit der Lebenskraft, die er Grundkraft der Menschennatur nenne, überein. Auch erklärt er sich für den Einfluss der Einbildungskraft der Schwangern auf die Frucht. So finden wir auch eine physische und metaphysische (?) Sympathie der Brüste mit der Gebärmutter bemerkt. Das Meconium scheine ihm eine allgemeine Crudität des Bluts und der Safte des Kindes zu seyn. *23stes Kap. Von der Ernährung. 24stes Kap. Ueber die Wesenheit, Zeichen, Ursachen, Verlangerung und Abkürzung des Lebens und Todes.* Hier folgt er Plattnern. Noch wünschten wir, dass in der Orthographie unserer Sprache endlich einmal, besonders für Handbücher, etwas Festes angenommen würde; so schreibt Hr. N. durchaus Phisik, Philologie, konzentrirt, Tier, Müde (statt Müdigkeit,) sennig st. sehnig) Wirksaufserungen, Zanung (Zahnung,) Atmen, (Athmen,) welches uns, dir

Digitized by Google

wir nicht daran gewohnt sind, doch mit unter in der Verständlichkeit auf einige Augenblicke hinderte; allein wie kann ein Schüler errathen, dass Harweis Hervey, Lecat Le Cat seyn soll, denn Servats für Servetus, Cotumm für Cotunni, Crauford für Crawford, Sanktur für Sanctorius, sind wohl blofs Druckfehler. Auch glauben wir, dass der Eifer gegen die in unsern Tagen nur zu sehr vernachlässigte Mathematik und Anwendung der mechanischen Gesetze auf die Oekonomie unsers Körpers, falls er wirken sollte, nachtheilig seyn würde.

Leipzig, b. Junius: *Scriptores neurologici minores sive Opera minora ad Anatomiam, Physiologiam et Pathologiam nervorum spectantia. Tomus I.* Cum tabulis aeneis edidit, notulis nonnullis illustravit, praefatus est, indicibus auxit *Chr. Fr. Ludwig*, Prof. Lipsi. 1791. 348 S. in 4.

Folgende Dissertationen von allgemein anerkanntem Werthe werden hier wieder abgedruckt geliefert, wobey wir blofs der Noten erwähnen wollen: 1) *Jo. Pressinger de structura Nervorum*; zum 21sten §. werden die Schriftsteller genannt, die, seitdem Hr. Pf. schrieb, aufgetreten sind. Wodurch aber Hr. Michaelis das Lob verdient, dass er unter denjenigen, *qui sedulo Nervorum structuram perscrutati sunt*, zuerst genannt wird, ist uns unbekannt; doch wohl nicht durch seine angeblichen Versuche über die Regeneration der Nerven? 2) Ebendesselben *de structura Nervorum sectio secunda*. Die Noten betreffen den dreyfachen Ursprung der Geruchnerven und ein paar fehlende Stellen. 3) *J. G. Haase de gangliis Nervorum*. In der Note wird gesagt: *Auctorem hisce suis de gangliis Nervorum observatis quaedam adjecisse, in cerebri Nervorumque c. h. anatome repetita.* Allein wir können beym Nachschlagen nicht das mindeste Zugesetzte finden. Die zweyte Note betrifft die kränkliche Empfindlichkeit der festen Hirnhaut; da Wrisberg nämlich *paucissimos Nervos naturam duae meningi impertivisse* behauptet, der überhaupt Nerven fand, wo sie Niemand nach ihm finden konnte, z. B. im *Ductus thoracicus*. 4) *J. F. Lobstein de Nervis durae matris*. 5) *J. D. Metzger Nervorum primi Paris Historia*. Da diese Diss. mit so vieler Genauigkeit und Gelehrsamkeit geschrieben sey, so habe er sie hier wieder abdrucken lassen; ohngeachtet sie nicht nur im Sandifortschen Thesaurus sich schon findet, sondern auch voriges Jahr vom Vf. selbst sehr verändert und stark vermehrt wieder herausgegeben worden sey. Hier würden wir wenigstens noch Loders Programma *de tumore scirrhoso et organo olfactus*, *Jenae* 1779. eingeschaltet haben. 6) *S. Th. Sommerring* und *Boethig de Decussatione Nervorum opticorum*. 7) *J. F. Meckel de quinto Pare Nervorum Cerebri*. Wir haben uns oft gewundert, warum man dieses klassische Werk nicht schon längst wieder aufgelegt hatte, da es gänzlich vergriffen war. Die Noten sind hier etwas sparsamer und kürzer ausgefallen, als wir vermutheten, da die anatomische Geschichte dieser Nerven manchen schönen Zuwachs in neuern Zeiten erhalten hat. Auch kann man noch hinzufügen, dass Coopmanns neuerdings einen Faden des Sympathischen vom ersten Ast des fünften Paars gesehen haben will. 8) *A. B. K. Hirsch Paris quinti Nervorum Encephali disquisitio anatomica.* Die Bemerkung, dass diese Dissertation ebenfalls schon in Sandiforts Thesaurus wieder abgedruckt sey, scheint vergessen worden zu seyn. 9) *H. A. Wrisberg Observationes anatomicae de quinto Pare Nervorum Encephali et de Nervis, qui ex eodem duram matrem ingredi falso dicuntur.* Auch hier ist wohl nur vergessen worden, zu bemerken, dass diese Abhandlung sich auch in den Commentariis Goettingensibus für 1777 befindet. 9) *J. F. G. Böhmer de nono Pare Nervorum Cerebri.* Bey dieser Schrift finden wir keine Noten, so sehr sie auch die Verbesserung einiger Fehler und Zusätze nöthig hat, z. B. §. 19 sagt B. irrig, dass Bidloo's Undecimum Par sein nonum sey; denn ganz offenbar ist es bey ihm ein Theil des Vagus, wie auch Cowper in der Explication dieser Tafel 9 * diesen Fehler stillschweigend verbessert hat; allein Cowpers Explicationen dieser Tafeln scheint B. nicht gekannt zu haben. Im 22sten §. schreibt B. etwas Cheselden zu, was doch Monro gehört, da schon die Gansefüfschen in Cheseldens Text deutlich verrathen, dass er einen Andern anführe, wie es denn auch Cheselden S. 225 der Ausgabe von 1756 ausdrücklich anführt. Höchst unbillig ist auch der Tadel, der §. 29 dem Anderson wiederfährt; auch sind die Gründe unstatthaft, die B. im 33sten §. Andersohen entgegensetzt; auch beschuldigt er Anderson unrichtig, dass er den Ast vom mittlern Zungennerven zum Phrenicus nicht erwähnt habe, da er ihn doch S. 98 ausdrücklich beschreibt; auch ists nicht richtig, wenn er S. 40 *usque ad summum linguae apicem* seinen Nerven laufen lässt, wo er schon nach *Hallers* richtigen Bemerkung nicht hinreicht, u. s. f. Sonst wäre sehr Vieles noch gegen das Bohmersche Kupfer zu erinnern. 11) *G. Th. Asch de primo Pare Nervorum Medullae spinalis.* 12) *J. Bang Nervorum cervicalium Anatome.* Die Kupfer sind getreu und wacker von Hn. Capieux copirt.

Düsseldorf: *Collectio Dissertationum selectarum in variis foederati Belgii academiis editarum ad omnem medicinae partem pertinentium quam imprimis curavit W. X. Jansen. Tomi primi Sect. I.* c. fig. (ein Kupfer.) 1791. 266 S. in 4.

Nach der Vorrede sollen in diese Sammlung blofs diejenigen Dissertationen aufgenommen werden, die neuer als 1770 sind, die sich nicht in andern Sammlungen von Dissertationen finden, die nicht von den Verfassern selbst nochmals herausgegeben worden, und die noch nicht übersetzt sind. Dieser Band enthält folgende fünf vortreffliche Dissertationen: 1) *A. Juliaans de Resina elastica*, von 1780 zu Utrecht; ein wahres Meisterstück. 2) *J. Th. van de Kajeele de Analogia inter lac et sanguinem*, Leiden. 1780. 3) *F. W. van der Leurs de Bilis indole ejusque in chilificatione utilitate*, Groningen, 1783. 4) *A. van Perpendorp Observationes de ano infantum imperforato.* Leiden, 1781, zu der das Kupfer gehört. 5) *J. P. Emerins de febre puerperali pro singulari specie non habenda.* Leiden, 1782.

Gottingen, b. Ruprecht: *J. Arnemann Entwurf einer*

Digitized by Google

ner praktiſchen Arzneymittellehre. Erſter Theil. *von den innern Mitteln.* 1791. 432 S.

Da die Materia medica eine Wiſſenſchaft iſt, die in neuern Zeiten einen ſo erſtaunlichen Umfang genommen hat, und mit jedem Tage ihre Grenzen immer weiter ausbreitet, ſo muſs man ſich freuen, daſs ſo viele wackere Männer ſich es angelegen ſeyn laſſen, das ganze groſſe Feld mit ſorgfältiger Auswahl zu durchſuchen, das würklich Nützliche und Beſtätigte zu ſammlen und unter ſeinem gehörigen Geſichtspunct aufzuſtellen; das hingegen, was unnützer und veralteter Ballaſt iſt, auszufegen. Wenn nun überdieſs die ganze Zuſammenſtellung mit beſtändiger Hinſicht auf den praktiſchen Arzt gemacht iſt, ſo kann man ſie als eine wahre Wohlthat und ein groſses Beförderungsmittel der wahren und naturgemäſsen Heilkunde anſehen. Und wir ſagen nicht zu viel, wenn wir dieſs von der gegenwärtigen rühmen. Schon die Eintheilung der Arzneymittel, die hier angenommen iſt, nach den Hauptwirkungen und Indicationen, iſt in dieſer Abſicht gewiſs die zweckmäſsigſte und beſte. Dann hat ſich der Vf. bemüht, die Wirkungsart derſelben immer mehr durch ihre Wirkungen auf die Lebenskräfte, Irritabilität und Senſibilität und die Reaction dieſer Principien zu erklären; eine Methode, die gewiſs der jetzigen Praxis angemeſſener und der Natur gemäſser iſt, als die alten Eintheilungen, die ſich auf unmittelbare Wirkung der Mittel auf die Säfte beziehen, welche noch vielem Zweifel unterworfen iſt, und auſſer den diätetiſchen Mitteln wohl ſelten Statt hat. Aus eben dieſem Grunde iſt auch die chemiſche Analyſe weggeblieben, welche den praktiſchen Arzt ſo wenig zu leiten im Stande iſt, daſs er nach ihr, z. E. Opium- und Liquiritienſaft für ähnliche Körper halten müſste. Alle Beſtimmungen und Folgerungen ſind aus der zuſammengeſetzten Wirkung der Arzneyen auf ein lebendes Weſen hergeleitet, und alſo bloſs auf die Erfahrung gegründet, wozu mehrentheils die neueſten praktiſchen Schriftſteller ohne unnütze Autoritätenſucht benutzt ſind. — Die weniger wirkſamen Mittel ſind nur genannt; bey den übrigen aber die ſinnlichen Charaktere, die Kennzeichen der Güte und Verfälſchung, die beſte Verbindung und Benutzung angemerkt. Die Ordnung iſt folgende: 1) diätetiſche Mittel, 2) erweichende erſchlaffende Mittel, 3) auflöſende, verdünnende Mittel, 4) ſtärkende, 5) reizende, 6) krampfſtillende, betäubende, 7) fäulniſswidrige, 8) Brechen erregende, 9) abführende Mittel, zu welchem Wurmmittel, blähungstreibende und ſäuretilgende Mittel gerechnet werden; 10) Mittel, welche den Auswurf befördern, 11) welche den Speichelfluſs erregen, 12) welche Schweiſs treiben, 13) harntreibende Mittel, und unter dieſen die ſteinauflöſenden; 14) Anwendung der Electricität und dephlogiſtiſirten Luft, 15) Magnetismus. — Einem jeden Kapitel iſt eine allgemeine Ueberſicht der Wirkungsart der darinn enthaltenen Klaſſe mit Widerlegung der ungegründeten Meynungen vorangeſetzt. Hier findet man viele eigene und neue Ideen, die uns der Raum, auszuziehen, verbietet. Das Verzeichniſs der Mittel iſt vollſtändig, und enthält ſchon die neueſten Acquiſitionen der Materia medica: z. B. *Terra ponderoſa, muriata, Geoffrea ſurinamenſis, Cortex Anguſturae*, Hahnemanns Queckſilberkalch, leider auch Arſenicum und deſſen ſo gefährlichen innerlichen Gebrauch in Wechſelfiebern. (vor dem billig hätte gewarnt werden ſollen.) Auch ſind die wichtigſten mineraliſchen Waſſer mit ihren Kräften angegeben. — Noch müſſen wir erinnern, daſs doch der *Harnphosphorus* und *Nux. Vomica* als zwey ſehr wirkſame Mittel nicht hätten ausgelaſſen werden ſollen. Auch fehlt beym *Kirſchlorbeerwaſſer* die von Thilenius bemerkte ſtarkaufloſende und verdünnende Eigenſchaft deſſelben. — Die Gabe der *Terra ponderoſa muriata* iſt zu ſchwach angegeben. Nach unſern Erfahrungen bewirkt eine Auflöſung von einem halben Quent derſelben in einer Unze Waſſer, täglich 3 bis 4mal gegeben, nicht das geringſte Uebel und 2 bis 3 Stühle. — *Toeplitz* liegt in Böhmen, nicht in Unterkrain. Eine Tabelle von den Salzen nach Tromsdorf macht den Beſchluſs dieſes erſten Theils, dem bald der zweyte, von den äuſsern Mitteln, nachfolgen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dessau, auf Koſten des Erziehungsinſtituts und in Comm. b. Cruſius in Leipzig: *Beſchreibung des Fürſtlich Anhalt-Deſſauiſchen Landhauſes und Engliſchen Gartens zu Worlitz*, von *A. Rode*. 1788. 211 S. in 8. mit 5 Kupfern.

Jeder Reiſende muſs das Wohlthätige einer gut behandelten Beſchreibung bey Betrachtung der ihm ſich darbietenden Merkwürdigkeiten erkennen, welche ihn in Stand ſetzt, planmäſsig bey der Betrachtung derſelben zu Werke zu gehen, und der gröſstentheils elenden Erklärungen unwiſſender und ſchwatzhafter Ciceronen entbehren zu können. Das Landhaus und der engliſche Garten zu Wörlitz verdienten in jeder Rückſicht eine ausführliche Beſchreibung. Ohne den innern Werth derſelben zu nahe zu treten, bleibt es doch eine ausgemachte Sache, daſs jede Beſchreibung von Werken der Kunſt erſt bey Betrachtung des Beſchriebenen ihr ganzes Intereſſe erhält, und es iſt ein wahrer patriotiſcher Wunſch, daſs gegenwärtige recht Viele bewegen möge, die hier angezeigten in allem Betracht ſchönen und glücklichen Anlagen ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Ein ſo vorzügliches Product des guten Geſchmacks dürfte, nach der Lage der Dinge, wohl noch lange eine Seltenheit in unſerm deutſchen Vaterlande bleiben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 23. Auguſt 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

UPSALA: *Skrifter och Handlingar, til Upljſning uti Svenſka Kyrko och Reformations-Hiſtorien*, Förſta Delen. 1790. 376. S. (Schill. 24) Andra Delen. 1790 1 Alph. 1 B. 8.

Der Herausgeber dieſer *Schriften und Abhandlungen zur Erläuterung der ſchwediſchen Kirchen- und Reformations-Geſchichte* hat ſich zwar nicht genannt; es iſt aber der Erzbiſchof zu Upſala, Hr. D. *Uno von Troil*, der ſich auſser andern auch durch ſeine Reiſebeſchreibung nach Island vortheilhaft bekannt gemacht hat. In dieſem angezeigten Werke iſt nun wohl ſein Verdienſt nicht die Abfaſſung, ſondern nur die Beförderung ſolcher Stücke, die entweder nur handſchriftlich vorhanden, oder deren Abdrücke ſehr ſelten ſind: und ſo iſt das Verdienſt groſs genug, wenn die Auswahl zweckmäſsig angeſtellet wird. Sammlungen ſolcher Schriften werden auch noch vor der Hand erfodert werden, ehe man über Schweden eine pragmatiſche Kirchengeſchichte haben kann, die zwar lange gewünſcht worden, aber ſo bald wohl noch nicht erſcheinen wird; wenn auch gleich der Herr D. Schimmeier zu Lübeck ſie ſeit mehrern Jahren verſprochen, und der Hr. Biſchof zu Lund, D. Celſius, ſchon den erſten Theil neulich heraus gegeben hat. Damit man nun von dem hier gelieferten Vorrathe urtheilen könne, wollen wir die Nummern mit ihrem Inhalte herſetzen: 1) *Olai Petri Svar på Tolf Spörsmål etc.*: O. P. Antwort auf 12 Fragen über die verſchiedene Lehre der Evangeliſchen und der Papiſten mit der Widerlegung der Antwort des Doct. P. *Galles* auf ſolche Fragen. Guſtaf I. lieſs bekanntlich d. 26. Dec. 1524. ein Religionsgeſpräch zu Upſala halten, wobey er mit dem Senate gegenwärtig war. Der Prof. P. Galle vertheidigte als Reſpondent des Pabſtes Sache, Ol. P. griff ihn aus den Lehrſätzen der Evangeliſchen an. Die Diſputation ſchloſs ſich mit Hitze und Undeutlichkeit. Man muſste alſo von beiden Seiten auf des Königs Befehl ſich ſchriftlich und im Drucke äuſsern. Obgleich die Polemik nach den damaligen Zeiten ſchmecket, ſo behielt doch O. P. ein groſses Uebergewicht über den Galle. 2) *Olai Petri Bref til Carmeliter. — Munken Paul Helie.* Dieſer war ein für die damaligen Zeiten gelehrter, aber in der Religion ſehr unbeſtändiger Mann, und Prof. der Theol. zu Copenh. Er ſchrieb bitter und plump; empfieng aber vom O. P. eine ſehr gründliche und geſalzene Antwort. 3) *O. I. Svar på et ochriſteligt Sändebref, etc.* des vorhergedachten O. P. Antwort auf ein unchriſtl. Schreiben, welches Paulus Elias wider das heil. Evangelium hatte ausgehen laſſen. Dieſe Antwort iſt in Vergleichung mit den vorigen Schriften des O. P. ziemlich heftig abgefaſst. 4) *O. P. Underviſning om Ägtenſkapet etc.* Eben deſſelben Unterweiſung über den Eheſtand; worin bewieſen wird, dafs die Geiſtlichen verehlicht ſeyn mögen; nebſt einer kleinen Ermahnung an die Biſchöfe, Prälaten u. ſ. w. O. P. hatte bey der Laſterhaftigkeit, worin die römiſche Geiſtlichkeit ſich in Rückſicht auf den abgehandelten Gegenſtand befand, gewonnen Spiel. Und man muſs ſich wundern, dafs die römiſchcatholiſche Kirche einen ſolchen unhaltbaren Poſten noch über zwey Jahrhunderte hinterher zum Trutze der menſchlichen Natur, des Evangeliums und der geſunden Staatsklugheit zu vertheidigen ſucht. Auf welche Weiſe? und aus welchen Urſachen? Das iſt bekannt. Nummer 5. und 6. gehören zuſammen. Jene iſt ein Brief vom Biſchofe Braſk, der ſich als einen heftigen Feind der Glaubensreinigung bekannt gemacht hat, an Guſtaf I., worin er bey der von dieſem verlangten Ablieferung des Kirchen-Zehentens zum Behufe der Krone Schwierigkeiten äuſsert, auch ſich darüber beklaget, dafs Olaus Petri in den Eheſtand getreten wäre. Der König antwortet auf das erſte: dafs die Reichs-Bedürfniſſe ſolches erheiſchten; auf dieſes bezeugt er ſeine Verwunderung, dafs man in der römiſchen Kirche einen, der in eine von Gott geſtifteten Verbindung träte, verbannen, und hingegen die Huren und Jungfern-Schändungen der Kirchendiener nicht ahnden wolle. N. 7. enthält einen Brief von eben dem Könige in einer Ehe-Sache und N. 8. ein Schreiben des vorgenannten Braſk an die Einwohner des Linköpingſchen Stiftes, worin er ſie vor Luthers Lehre zu warnen ſuchet. Fünf verſchiedene lateiniſche Briefe machen den Beſchlufs des erſten Theils dieſer Sammlungen, nebſt *Arcimbolds Jura Pontificalia Eccleſiae Upſalienſi collata*, den 5. Febr. 1519; dem Eidesformulare, welches die Erzbiſchöfe dem Domkapitel und dem Pabſte ſchwören muſsten; einem für die Zeiten kaum zu erwartenden Hirtenbriefe der Königin Margaretha und des Erzbiſchofes Magnus zu Lund an die Lappländer, ſich zum Chriſtenthum zu bekehren vom J. 1380. u. ſ. w.

Im zweyten Theile ſind wieder Abdrücke ehemals ſchon gedruckter, aber nun ſehr ſelten gewordner Schriften oder auch ungedruckter Urkunden. Allemal iſt ſolches, und zugleich die Stelle, woher die letzten genommen ſind, oder aufbewahret werden, angezeigt. Aufs neue abgedruckt ſind alſo verſchiedene Schriften des um das Schwediſche Reformations-Werk ſo hochverdienten Olaus Petrus vom Kloſter-Leben, von den Sacramenten, Gottes-Worte und Menſchen-Geboten und Satzungen. Num. 1. 4. 5. vom J. 1528. Ungedruckt gewiſſermaſsen war bis itzt alles Uebrige, man müſste denn die Beſchlüſſe der Scheningenſchen im J. 1248. gehaltenen Synode ausnehmen, weil davon verſchiedene Texte in den verſchie-

denen Concilien- und andern Sammlungen beygebracht werden. Dahin gehöret ein sehr ernsthafter Brief des Königs Gustafs I. Num. 3) an den damaligen Bischof zu Linköping Hans Brask in schwedischer Sprache, dessen Beschuldigungen zu widerlegen und ihn zu bessern Gesinnungen gegen die Reformation zu bringen. In des *O. Petri* Tagebuche N. 6., welches er schrieb, da er mit auf der Rathsstube war, kommt die Anekdote vor, dafs die damals sehr zahlreichen Deutschen im J. 1528. einen deutschen Prediger Namens *Tileman* hatten, dafs aber durch seine Predigten und den deutschen Gottesdienst bey den damals noch nicht beruhigten Zeiten Unruhen entstanden, daher beides bis zur Rückkehr des Konigs verboten ward; bis dahin reichet aber das Tagebuch nicht. Es mufsten inzwischen 4 deutsche Kaufleute deshalb 4000 Mark Bürgschaft leisten. Bey der zu Scheningen gehaltenen Synode wird angemerkt, dafs das Buch, worin sie und andere schwedische Concilien-Acten ständen: *(Statuta provincialia Upsalienfis provinciae Reuerendiſſimorum, Reuerendorum Celeberrimorumque Archiepiſcoporum, Epiſcoporum ac aliorum Patrum magna praematuraque ruminatione in diverſis provincialibus conciliis edita. Statuta ejusdem provinciae Synodalia, Renovatioque ſtatuti ſuper deviſione inter curatos decedentes ipſorumque ſucceſſores in ſynodali ſeſſione Anno MDX publicata. Una cum Epiſtola Guilielmi Sabinenſis Epiſcopi, Apoſtolicae ſedis in regnum Sveciae et Norvegiae Legati a latere, in principio huius operis inſerta;* vom Barthol. Faber zu Upsal 1525. 4. auf 70. S. gedruckt,) so selten geworden, dafs es in ganz Schweden nicht angetroffen wird und die gröfsten Bücherkenner, als ein E. Benzelius, Stjernman, Warmholtz, es nicht gesehen haben. Das Blatt S. 24. und 25., welches auf einen Band gekleistert war, fiel nur dem Herausgeber in die Hände. Sicherlich thäte also ein ausländischer Besitzer desselben irgend einer hiesigen Bibliothek einen grofsen Dienst, wofern er es hieher abliefse. Es wird dabey ein Fehler in *Warmholtz Bibl. Hiſt. Sveo-Goth.* Th. 4. S. 96. berichtiget, welcher sagt: dafs Labbaeus und Harduinus solches ihren Concilien-Sammlungen einverleibet hätten; da doch nur das Concilium Scheningense bey dem ersten P. XI. P. I. angetroffen und auch hier S. 303. mitgetheilt wird. Aus jenem ist letzteres vom Harduin und Mansi ihren Sammlungen wörtlich einverleibet worden. Man findet es nun hier aus Nettelblad Schwedischer Bibliothek mit Varianten aus den *Actis Literariis Sveciae* und des *Wilde Hiſt. Pragmatica Sveciae* von S. 307-321 mit der *Relaxatio Statuti Schening.* abgedruckt. Von Num. 10-37. sind meistentheils lateinische Briefe oder Aufsätze, die aus dem königl. Archive zu Stockholm genommen und hier nun zum erstenmale allgemein bekannt gemacht werden. Die mehresten rühren von den Erzbischöfen zu Upsal oder einigen andern schwedischen Bischöfen her. Es kommt darin verschiedenes vor, welches die Religions-Geschichte, auch andere Umstände der damaligen Zeit betrifft; z. B. N. 15-18. eine Streitigkeit, zu welchem Bisthume Stockholm mit Recht gehören solle; N. 22. Des Erzbischofs Petri Brief an den Bischof zu Strängnas, die zur Eroberung des gelobten Landes aufgelegte Steuer von den Einkünften der Geistlichkeit einzubehalten. Es wird darin die Bulle des Pabstes Benedictus XII., die zu Avignon im zweyten Jahre seiner Regierung an den Erzbischof zu Upsal und dessen Suffragane ausgefertigt worden, wörtlich eingerücket. N. 29. ist ein Danksagungsschreiben des Domcapitels zu Antwerpen vom J. 1497. an das zu Upsala für einige empfangene Reliquien des heiligen Erichs. So viel Rec. merken können, sind die Schriften und Urkunden, wie es auch billig ist, nach eben der Orthographie abgedruckt worden, worin sie vorhanden waren. Bey ungewöhnlichen so wohl schwedischen als lateinischen Wörtern hat der Herausgeber erläuternde Anmerkungen hinzugefüget, aber auch hie und da bekannt, und das wird Niemand tadeln, sondern vielmehr jedermann rühmen, dafs sie ihm unverständlich waren. — Der Hr. Erzbischof hat auch seine auf den verstorbenen Domprobst zu Upsal D. *Lars Hydren* d. 11. Jul. 1789. in der Domkirche gehaltenen Leichen-Predigt 1790. auf 9 Bogen in 4. abdrucken lassen. Er starb in seinem 96sten Jahre und der Leichenpredigt ist sein in Kupfer gestochenes Bildnifs beygefüget.

PHYSIK.

Königsberg u. Leipzig b. Hartung: *Grundriſs der Experimentalchemie, zum Gebrauche bey dem Vortrage derſelben*, von *Karl Gottfried Hagen*, D. der Arzneygelahrheit, und Professor zu Königsberg; u. s. w. Mit 4 Tabellen. Zweyte vermehrte und abgeänderte Auflage. 1790. 8. XVI. und 448 S. (1 Thlr. 12 gr.)

In gegenwärtiger zweyten Auflage dieses, in mehrern chemischen Hörsälen zum Leitfaden gewählten, Compendiums hat der Vf. seinen, vom Rec. der ersten Auflage (A. L. Z. 1789. N. 159.) bereits angezeigten, eigenthümlichen und von der gewöhnlichen systematischen Methoden abweichenden Plan im Ganzen unverändert beybehalten. Ob nun gleich der Vf. im Vorberichte zur ersten Ausgabe, diese von ihm erwählte Methode zu rechtfertigen, und den Vorwurf eines damit verknüpften scheinbaren Mangels an Ordnung zu heben sucht, so bleibt es beym ersten Anblick dennoch auffallend, z. B. S. 261. Lehrsätze von dem Unterschiede, den Eigenschaften, und der Eintheilung der Metalle unter dem Paragraphen vom Schmelzen und Körnen des Bleyes; oder S. 149. Reisbley und Molybdaen bey der Schwefelleber abgehandelt, zu finden. Die auf dem Titel erwahnten Vermehrungen und Abänderungen, wodurch jedoch die Anzahl der Paragraphen, welche die Abschnitte des Buchs ausmachen, nicht vergröfsert worden ist, bestehen in Berichtigung des Ausdrucks, in zweckmäfsig veränderter Auswahl der Versuche, und in Nachtragung neuer Entdeckungen. Indessen sind doch mehrere Stellen übrig geblieben, deren Abänderung oder Berichtigung, bey etwaniger fernern Auflage, den Werth dieses nützlichen Handbuchs allerdings noch vermehren würde. Rec. empfiehlt dazu unter andern folgende Stellen: S. 13. Unter den Beyspielen, da nicht die ganze Pflanze, sondern nur ein einzelner Theil derselben, aetherisches Oel giebt, hat der Vf. auch die Schalen der Früchte von den Citronen und Pomeranzen angeführt; allein, es enthalten namentlich vom letztern, auch noch mehrere Theile aetherisches Oel, als: die Blüten, die Blätter, die unreifen Früchte, und wahrschein-

lich

Digitized by Google

lich auch das Holz. — Unter den Rosen, von welchen gesagt wird, dass 100 Pf. Blumenblätter nur 1 Loth Oel geben, versteht der Vf. ohnezweifel unsre gewöhnlichen Centifolien. Rec. zweifelt aber, ob die talgartige Fettigkeit, welche bey Destillation derselben übergehet, und welche nicht sowohl in den Blumenblättern, als vielmehr in den Kelchen, ihren Sitz zu haben scheint, füglich als ein aetherisches Oel angesehen werden könne. Wenigstens ist es von ächten ätherischen Rosenöle, welches, in Persien und mehreren asiatischen Ländern, von einer noch nicht systematisch bestimmten Gattung Rosen gewonnen wird, gar sehr verschieden. — S. 19. ist Bernstein unter den, zu *geistigen* Lackfirnissen gebräuchlichen Harzen aufgeführt. — S. 41. Dass freyes Mineralalkali einen Bestandtheil des Pyrmonterbrunnens ausmache, ist ein Irthum. Wie würde solches auch darin, neben Bittersalz und Gyps, besonders aber neben salzsaurer Bittersalzerde, bestehen können? — S. 42. Um aus der Sode das Mineralalkali rein zuerhalten, ist das Auflösen in Wasser, Durchseihen und Calciniren nicht hinlanglich, sondern es muss hienächst durch Crystallisation von den noch beygemengten fremden Salzen geschieden werden. — S. 43. Dass alle Mittelsalze die Farben der blauen Pflanzentincturen ungeändert lassen, leidet bey den allermehrsten *metallischen*, die der Vf. doch auch hieher rechnet, eine grosse Ausnahme. — S. 47. Ist *Corundum* nicht der chinesische, sondern der bengalische Nahme des Demantspaths. — S. 56. von der bey dem Brennen des Kalks oftmals Statt habenden Verglasung, liegt der Grund jedesmal in beygemischter Thonerde. — S. 61. Die Bereitung des ätzenden Laugensalzes in einem *kupfernen* Kessel anzustellen, ist wider die Regeln der Kunst. — S. 70. Der Zusatz des Küchensalzes zur Seife, wenn diese mit vegetabilischem Laugensalze angefertigt wird, dient nicht blos zur Abscheidung des Wassers, sondern vorzüglich auch zur Festigkeit der Seife. Es gehet nemlich hiebey eine Zersetzung eines Antheils des Küchensalzes durch das Pflanzenlaugensalz vor. Das dabey freywerdende Mineralalkali verbindet sich dagegen mit dem Oele oder Fette, und verschaft der Seife die Festigkeit und Härte, welche das blosse Pflanzenalkali ihr nicht geben kann. Den Beweis einer hierbey vorgehenden Zersetzung des Küchensalzes giebt das erzeugte, in der Absatzlauge sich findende, Digestivsalz. — S. 101. bedarf die Vorschrift zur Abscheidung der reinen Erde aus dem Schwerspathe, eine Verbesserung; denn, da die Schwerspathe meistentheils auch Kalcherde, Eisenerde u. s. w. enthalten, so würden diese, zugleich mit der Schwererde, sich auflösen und niederfallen. Dieser Verunreinigung entgeht man aber, wenn man den ausgesüssten Rückstand des mit Laugensalz geglüheten Schwerspaths in verdünnter Salzsäure auflöset, kristallisirt, und aus diesen in Wasser wieder aufgelösten Krystallen durch Laugensalz die Schwererde niederschlägt. — Zur Bereitung des Alauns, S. 106. der vitriolsauren Auflösung des Thons so lange Laugensalz zuzusetzen, bis sich der erfolgende Niederschlag der Erde wiederum auflöset, u. s. w. ist wahrscheinlich ein Fehler im Ausdruck; welcher gehoben wird, wenn *als*, anstatt *bis* gelesen wird. — S. 116. ist das Citat (§. 8. n. 4.) auf die gegenwärtige Ausgabe abzuändern vergessen worden. — S. 171. dass vollkommener Salpeter sich in der Natur *äusserst selten* finde, will der Vf. doch wohl blos von Ländern unterm nördlichen Himmelsstriche verstanden wissen? — S. 209. Das fast unvermeidliche Durchdringen der elastischen Dämpfe der Flussspathsäure durch die Fugen der Destillirgefässe kann gänzlich verhütet werden, wenn man die zur Destillation vorgerichtete Mischung in der Retorte zuvor einige Tage sich selbst überlässt. Ohne alle angebrachte Wärme entwickelt sich das Flussspathsaure Gas, während dessen so allmählig, dass es von dem vorgeschlagenem Wasser bequem eingesogen werden kann. — S. 213. Unter den Ländern, welche Borax liefern, nennt der Vf. ausser Thibet, auch Persien, Indien, Japan, China. Mehrern sichern Nachrichten zufolge, ist jedoch Thibet das einige Vaterland desselben. — Bey dem dephlogistisirten salzsauren Gas hätte doch auch die so merkwürdige plötzliche Entzündung des Spiesglanzkönigs und mehrerer Metalle, wenn sie in Pulverform hineingeworfen werden, erwähnt zu werden verdient. Der Entzündung des Zinnobers hat jedoch der Vf. schon in der ersten Ausgabe, also früher als *Westrumb*, gedacht. — S. 341. Dass der ganze Rückstand in Wasser sich auflöse, wenn Queckssilber mit doppelt soviel, oder mehr, Vitriolöl destillirt wird, widerspricht der Erfahrung. — Das Vorkommen des gediegnen Zinnes, S. 364. hat sich bis jetzt so wenig, als das, des gediegnen Bleyes S. 381. bestatigt. — S. 364. stehet zweymal *bey* Cornwall, anstatt *in* C. — S. 380. Das Uebersteigen der Materie bey Schmelzung des Bleyglases hat niemals Statt. — Sollte die Meynung des Vf. S. 394. dass die, bey Auflösung des Silbers in Salpetersäure oftmals sich abscheidenden schwarzen Flocken, die gewöhnlich Gold sind, bisweilen auch in *Silber* bestanden, an welchem die Salpetersäure *überflüssiges Brennbares* abgesetzt habe, wohl einigen Grund haben? — Die *dunkelblaue* Farbe, welche S. 414. die Goldauflösung bey hinzugegossener Auflösung des Eisenvitriols überkommen soll, hat Rec. eben so wenig bemerkt, als S. 416. den *purpurrothen* Ring, welcher, bey Vermischung der Goldsolution mit Aether, beyde Flüssigkeiten von einander scheiden soll. — S. 417. reichen 7 Theile Goldscheidewasser zur Auflösung von einem Theile Platina bey weitem nicht zu. — Dass der Vf. bey Erklärung der Erscheinungen auf das anjetzt so mächtig emporstrebende antiphlogistische System gar keine Rücksicht hat nehmen wollen, möchte doch von eifrigen Anhängern dieser neuen Lehre als ein wesentlicher Mangel angesehen werden; welchen jedoch der Hr. Verf. ohnezweifel durch mündlichen Vortrag bey seinen Zuhörern ersetzen wird. Von den 4 Tabellen, womit nach dem Register, das Buch schliesst, enthält die erste die vornehmsten chemischen Zeichen; die *2te* die Bergmannsche Verwandtschaftstafel; die *3te* die Verbindungen der Säuren mit Laugensalzen und alkalischen Erden, und die *4te* die Verbindungen der Sauren mit Metallen.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. BRESLAU u. HIRSCHBERG, b. Korn, *Ueber die neuern Gegenſtände der Chymie, vorzuglich (über) das ulmlängſt entdeckte Halbmetall Uranium.* Von *J. B. Richter*, d. W. W. D. 1791. 69. S. 8. Dieſes kleine chemiſche Werk kündigt ſeinen Vf. als einen ſelbſtdenkenden und in Bearbeitung der Körper ſeinen eignen Gang verfolgenden Scheidekünſtler an. Von den abgehandelten Gegenſtänden betrift der erſte den *Urankönig*. Um dieſes Halbmetall eiſenfrey zu erhalten, ſchreibt der Vf. vor, zu der ſalpeterſauren Auflöſung des Uranerzes zuerſt aufgelöſtes alkaliſches Salz ſo lange hinzuzutröpfeln, bis ſich ein Niederſchlag zu zeigen anfängt, der durch Schütteln der Flüſsigkeit nicht mehr zum Verſchwinden gebracht werden kann, alsdenn von einer Auflöſung des tartariſirten Weinſteins ſo viel hinzuzugieſsen, bis die Miſchung davon nicht mehr trübe wird. Der entſtandene citrongelbe Bodenſatz wird ſo oft mit wenigen Waſſer ausgeſüſst, bis letzteres mit phlogiſtiſirten Laugenſalz keinen ins blaue fallenden Niederſchlag mehr hervorbringt. Dieſen weinſteinſauren Urankalch reducirt der Vf. zu Metall, indem er ihn ausglüht, mit gleichen Theilen getrockneten Rindsbluts vermiſcht, in einen Tiegel ſchüttet, mit Kohlenſtaub bedeckt, und die Materie vor einem guten Gebläſe eine Stunde lang flieſsen läſst. Nach Zerbrechung des Tiegels findet ſich ein, dem Kobaldkönige in der Farbe ähnliches, ſprödes Metall, mit einer braunen Schlacke bedeckt. Auf dieſe Weiſe vermeint nun der Vf. einen ganz reinen Urankönig erhalten zu haben. Rec. aber iſt vom Gegentheile überzeugt, indem dieſe Beſchickung mit Blut keinen andern, als mit Eiſen und Phosphorſäure verunreinigten König, liefern kann. — *Scheidung der Platina vom Eiſen.* Zur Auflöſung der rohen Platina in Königswaſſer miſcht der Vf. mit vitriolſirten Weinſtein geſättigtes Waſſer nach und nach ſo lange hinzu, bis kein rothes Pulver mehr zu Boden ſinkt. Dieſer Niederſchlag, mit anderthalbmal ſo viel Mineralalkali gemiſcht, mit noch etwas Mineralalkali überſchüttet, und nach Bedeckung des Tiegels im ſtarken Feuer zum Fluſs gebracht, liefert, nach Auslaugung der Salzſchlacke, die Platina in metalliſcher Geſtalt mit der reinſten Silberfarbe. Gedachten rothen Niederſchlag ſiehet aber der Vf. mit Unrecht als Platinavitriol an. Der Grund von dieſem entſtehenden Niederſchlage liegt vielmehr in der vegetabiliſch-alkaliſchen Baſis des vitriolſirten Weinſteins; daher auch der Salpeter, das Digeſtivſalz, und das freye Pflanzenalkali einen gleichförmigen Niederſchlag liefern. Ueberhaupt hat dieſe Art, die Platina niederzuſchlagen, keine Vorzüge vor der gewöhnlichen durch Salmiak. — *Reinigung des Braunſteins vom Eiſen.* Dieſe ſonſt etwas ſchwer zu bewerkſtelligende Abſcheidung beſteht in dem ähnlichen Verfahren, welches bey dem Uranium angeführt worden; indem der weinſteinſaure Braunſtein, welcher aus der vitriolſauren Auflöſung durch tartariſirten Weinſtein als ein weiſſer Niederſchlag gefället wird, das mit ihm verbunden geweſene Eiſen in der Auflöſung zurück läſst. — *Reinigung des Kobalds vom beygemiſchten Wismuth und Eiſen. — Leichte und wohlfeile Art, die Arſenikſäure in höchſter Reinigkeit darzuſtellen.* Das bey der Deſtillation gleicher Theile weiſſen Arſeniks und Salpeters zurückbleibende arſenikaliſche Mittelſalz wird durch Bleyzucker zerſetzt, und aus dem entſtandenen arſenikſauren Bleyſalze durch Vitriolſäure die Arſenikſäure entbunden, welche abgedampft, und hienächſt in einer, im Schmelztiegel mit Sand umgebenen Phiole ausgeglühet wird. — *Eduction der Tungſteinſäure aus dem Wolfram.* Bey der vorgeſchlagenen Reduction dieſer metalliſchen Säure durch getrocknetes Rindsblut widerholt Rec. ſeine ſchon vorher bey dem Urankönig geäuſserte Erinnerung — *Säure des Waſſerbleyes.* Durch Dephlogiſtiſirung des Molybdänerzes vermittelſt oft darüber abgezogener Salpeterſäure. Der Vf. zweifelt, daſs im Molybdänerze Schwefel zugegen ſey. Dieſer Zweifel würde wegfallen, wenn der Vf. den zum Ausſüſsen angewendeten Weingeiſt hienächſt auf Schwefelſäure verſucht hätte. — *Reichliche Gewinnung der Phosphorſäure.* Zu 4 Theilen weisgebrannter Knochen werden 3 Theile Vitriolöl, als das beſte Verhältniſs empfohlen. — *Leichte Methode, die Citronſäure im höchſten Grade der Reinigkeit darzuſtellen.* Beſteht in Sättigung des Citronſaftes mit Pflanzenalkali, Zerſetzung dieſes Mittelſalzes durch Bleyzuker, und nachheriger Abſcheidung der reinen Säure, vermittelſt angemeſſener Menge Vitriolſäure. Wegen der leichtern Auflöslichkeit des citronſauren Bleyſalzes, ſcheint doch die Vorſchrift *Scheelens*, vermittelſt der Kalkerde einen Citronſelenit zu bilden, und dieſen durch Vitriolſäure zu zerſetzen, vorzüglicher zu ſeyn. — *Theorie der ſchwarzen Dinte.* Dieſe Abhandl. (welche im Texte, S. 62. zu überſchreiben, und alſo von der vorhergehenden abzuſondern, vergeſſen iſt,) enthält mehrere, die Gallapfelſäure und das Gallapfelmagiſterium betreffende, gute Bemerckungen. — *Darſtellung reiner Flüſsſpathſäure. — Mittelſalze. — Wie man Weinſteinſäure und concentrirte Eſſigſäure mit Vortheil beynahe zugleich bereiten kann.* Beruhet darauf, daſs Kalkerde mit deſtillirten Weineſſig geſättiget, und die davon entſtandene mittelſalzige Lauge durch tartariſirten Weinſtein zerſetzt wird. — *Abſcheidung des vegetabiliſchen Alkali aus dem vitriolſirten Weinſtein.* Drey Theile lebendigen Kalks werden mit 2 Theilen dieſes vitriolſauren Salzes gemiſcht, und mit genugſamen Waſſer wohl durchgekocht. Die erhaltene Lauge ſey kauſtiſches Laugenſalz. Rec. hat dieſe Vorſchrift befolgt; aber gefunden, daſs nur etwa der vierte Theil des im angewendeten vitriolſirten Weinſtein enthaltenen alkaliſchen Salzes von der Vitriolſäure entbunden, und als freyes kauſtiſches Laugenſalz erhalten wird. Es verdient indeſſen dieſer Gegenſtand noch weitere Aufmerkſamkeit. — *Darſtellung einer beſondern Erdart aus den Knochen.* Nach Rec. Meynung, der intereſſanteſte Aufſatz. Wenn man die aus den Knochen nach obenerwähnter Art bereitete Phosphorſäure mit einem Alkali, es ſey welches es wolle, ſättigt, ſo fällt, unter beſtändigen Aufbrauſen, eine weiſse Erde nieder, welche der Vf. für eine eigene, von den übrigen verſchiedene, einfache Erde hält. Er belegt dieſe ſeine Meynung mit mehrern Erfahrungsſatzen; welche aber hier auszuziehen, zu weitläuftig ſeyn würde. — Mit der Unterſuchung eben dieſer Erde hat Rec. ſelbſt ſich ſchon vorlängſt beſchäftiget, iſt aber davon wieder abgekommen, ohne ſie gehörig beendigen zu können; daher er den Scheidekünſtlern die weitere Prüfung derſelben empfiehlt, um auszumachen, ob ſie wirklich eine beſondere einfache Erde ſey, oder ob ſie blos in einer, mit Phosphorſäure genau verbundenen Kalcherde beſtehe. Die vom Vf. angeführten Verhältniſſe derſelben gegen die Säuren ſtimmen mit des Rec. ähnen Erfahrungen überein: ausgenommen, was die Vitriolſäure betrift. Der Vf. ſagt, daſs ſie, mit dieſer Säure aufgelöſt, ein erdartiges Anſehn behalte. Rec. hat aber gefunden, daſs die, durch luftſaures flüchtiges Alkali aus der Knochenſäure gefällte Erde in einer, aus einem Theile Vitriolöl und 3 Theilen Waſſer, gemiſchten Säure ſich völlig und klar auflöſet, und daſs dieſe vitriolſaure Auflöſung vermittelſt freywilligen Verdunſten an der Luft, in feſte, waſſerhelle, ziemlich groſse, an der Luft durchſichtig und trocken bleibende Kriſtallen anſchieſst. Die Grundgeſtalt derſelben beſteht in einer breiten, geſchobenen, vierſeitigen Säule, welche an einer von den beiden ſcharfen Seitenkanten abgeſtumpft, und an den Enden nur an einer Seite zugeſpitzt iſt; oder auch, es gehet der Kriſtall, durch Verkürzung der Säule, in einer, an zwey gegenüberſtehenden Ecken abgeſtumpften Rhombus über. — Ein kleiner Aufſatz *gegen die vom Hn. Lavoiſier auf ſeine Verſuche mit der Phosphorſäure gebauete Hypotheſe*, aus mathematiſchen Gründen hergenommen, macht den Beſchluſs. Auf den Beyfall der Kunſtverſtändigen wird der Vf. bey fernerer Mittheilung ſeiner chemiſchen Beſchäftigungen; deſto ſicherer rechnen können, je mehr er künftig bedacht ſeyn wird, ſolche mit anderweitigen ſchon bekannten Erfahrungen zu vergleichen, und darnach zu berichtigen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Auguſt 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf: *Hiſtoriſch-biographiſches Lexicon der Tonkünſtler*: welches *Nachrichten von dem Leben und Werken muſikaliſcher Schriftſteller, berühmter Componiſten, Sänger, Meiſter auf Inſtrumenten, Dilettanten, Orgel- und Inſtrumentenmacher* enthält; zuſammengetragen von *Ernſt Ludwig Gerber*, Fürſtl. Schwarzburg-Sondershauſiſchen Kammermuſikus und Hoforganiſten zu Sondershauſen. Erſter Theil. A—M. 1790. 992 geſpaltene S. in gr. 8. und Vorrede XIV S.

Der Wunſch, das muſik. Wörterbuch des ſeel. *Walthers* aufs neue umgearbeitet und vermehrt zu ſehen, iſt ſchon ziemlich alt, und *Marpurg*, der nicht nur in den ſpeculativen Theilen der Harmonie ſehr tiefe Kenntniſſe beſitzt, ſondern auch in der Geſchichte und Literatur der Tonkunſt mit jedem ſeiner vaterländiſchen Zeitgenoſſen um den Vorzug ſtreitet, machte ſich öffentlich vor dem Publicum verbindlich, dieſe Arbeit zu unternehmen. Indeſſen lieſs er die Erwartungen deſſelben unbefriedigt, und mit der Erſcheinung der *Hillerſchen* wöchentlichen Nachrichten wurde der Wunſch, nach einer Umarbeitung dieſes Werks aufs neue rege; ein Wunſch, der um ſo gerechter war, indem theils das *Waltherſche* Werk ſo manche überflüſſige und zweckloſe Nachrichten enthält; theils in der älteren Literärgeſchichte ſo beträchtliche Lücken hat; die neuere Literärgeſchichte hingegen ſeit dem dreyſsigſten Decennium ſo anſehnlich erweitert wurde, und ſelbſt in der muſikal. Terminologie bey *Walthern* noch ſo manches zu bereichern oder genauer zu beſtimmen übrig blieb. Nicht zu gedenken, daſs manche ſchöne neue mechaniſche Erfindungen in der Muſik ſeit einer Periode von dreyſsig und mehr Jahren gemacht wurden, neue Theorien aufkamen, und überhaupt eine neue Epoche für die Muſik ihren Anfang nahm. Wer hätte da nicht wünſchen ſollen, ein Werk wieder aufs neue bearbeitet zu ſehen, das bey ſo ſtarken Fortſchritten, welche die Muſik ſeit dem J. 1732 gemacht hat, ſein klaſſiſches Anſehen und einen groſsen Theil ſeiner urſprünglichen Brauchbarkeit verlieren muſste? Und wer hätte bey dem allgemeinen thätigen Eifer unſerer vaterländiſchen Gelehrten, womit ſie zum ausgezeichneten Ruhm unſers Zeitalters jeden Zweig der Wiſſenſchaften zu bearbeiten und zu erweitern ſuchen, nicht um ſo mehr erwarten dürfen, daſs endlich auch ein Mann aufſtehen, und dieſen an ſich ſo wichtigen literariſchen Gegenſtand aus ſeinem ſo lange verwaiſten Zuſtande herausheben, und denſelben in gröſserer Vollkommenheit dem Publicum mittheilen werde, da *Adlung*, *Marpurg*, *Mizler*, *Forkel*, *Cramer*, *v. Fſchſtruth*, *Burney*, *de la Borde* und mehrere theils einheimiſche, theils ausländiſche Gelehrten dem muſikaliſchen Encyklopädiſten ſo vieles vorgearbeitet und erleichtert haben? Wir laſen daher mit ſo gröſserem Vergnügen, daſs Hr. G. ſich nicht nur zu einer vermehrteren Ausgabe dieſes Werks entſchloſſen habe, ſondern auch nach einem darauf verwendeten zehnjährigem Fleiſs der Vollendung deſſelben wirklich nahe ſey. Der Vf. hat nun Wort gehalten, und zwar noch früher, als es Rec. erwartet hätte, vielleicht um einer Colliſion auszuweichen.

Gleich auf den erſten flüchtigen Anblick fielen Rec. zwey Dinge auf, die ihm ganz unerwartet waren: erſtlich, daſs Hr. G., der doch die Unzulänglichkeit des Waltherſchen Wörterbuchs für das gegenwärtige Zeitalter ſo lebhaft fühlte, und es wuſste, daſs nur noch ein ſehr geringer Vorrath von Exemplarien vorhanden iſt, kein neues, mit dem Werke ſeines Vorgängers zuſammenhängendes Ganze lieferte; ſondern vielmehr ſeine neuen literariſchen Artikel, ja ſogar einzelne Berichtigungen und Zuſätze der ſchon im Waltherſchen Wörterbuch vorhandenen Nachrichten von jenem trennte, ſie bloſs als Supplemente nachholte, und doch am Ende, weil es beynahe *dira neceſſitas* iſt, eine neue Auflage von W's Werk ſelbſt verſpricht. Wie vieles geht da von der Brauchbarkeit dieſes muſikal. Lex. verloren, und wie unangenehm muſs es manchen ſeyn, bey ſehr vielen Artikeln beide Werke nachſchlagen zu müſſen. Der andere beynahe unverzeihliche Fehler, den Hr. G. mit ſeinem Vorgänger gemein hat, und den *Mattheſon* in ſeiner Ehrenpforte u. a. m. mit ſo vielem Recht gerügt haben, betrifft die Menge von Nachrichten von ganz unbedeutenden Perſonen, von Sängern und Sängerinnen u. a. bloſs praktiſchen Tonkünſtlern, deren Exiſtenz weiter nichts beweiſt, als daſs die Kunſt noch nicht überall betteln gehen darf. Was gewinnt aber die Geſchichte der Kunſt durch bloſse Namen unbedeutender Kapelliſten? Geſetzt auch, wie Hr. G. ſagt, mancher Tonſetzer habe ſeine Gröſse einer Sängerinn zu verdanken: (Rec. fand aber im ganzen Werke keinen einzigen Beleg dazu,) ſo gehörte ein ſolcher Umſtand mehr in die Geſchichte der Bildung und Entwicklung der muſikal. Talente eines ſolchen Mannes ſelbſt; jedoch immer mit einer gewiſſen Vorſicht, weil die Entſcheidung in manchem Fall ſehr ſchwer wäre, ob gerade der Reiz und die Biegſamkeit einer weiblichen Kehle, oder andere ſinnliche Objecte den Tonſetzer in gröſsere Thätigkeit und Begeiſterung geſetzt hatten. Eben ſo überflüſſig deuchten uns die Nachrichten von Dilettanten und fürſtlichen Perſonen, die ſich bloſs mit der ausübenden Muſik beſchäfftigen. Da Muſik ein weſentlicher Theil der Erziehung bey den

letztern ist, so kann man bey den meisten Liebhaberey zu derselben voraussetzen, und man dürfte zu diesem Endzweck den ganzen europäischen Staatskalender ohne Scheu ausschreiben, und jeder fürstlichen Person einen Rang unter den Dilettanten geben, ohne Gefahr zu laufen, sein Autorsgewissen durch allzuviele Fehler zu verletzen. Hr. G. machte aber einige solche Artikel durch unnütze Weitschweifigkeiten noch ungeniesbarer. Man lese z. B. die Charakteristik von Friedrich Wilhelm! „*Sein edles Herz*, sagt der Hr. Vf., *seine warmen Empfingungen für das Schöne, und sein vortreflicher Geschmack, der sich in allen Künsten, und besonders in der Musik, schon in der kurzen Zeit seiner Regierung durch so grosse und herrliche Proben gezeigt hat, scheinen unter die Geschenke zu gehören, welche dann und wann die Vorsehung den Sterblichen zukommen läfst, um dadurch etwas Grosses oder Schönes entweder hervorzubringen, oder vom Untergange zu retten. Wie willkommen der Kunst dies Geschenk in unsern eisernen Zeiten (???) seyn mufs, wo leider die Grofsen dieser Erden(e) das Getön der Waffen und das Geraffel der Geldfäffer in ihren Schatzkammern zu der angenehmsten Musik für ihre Ohren scheinen gewählt zu haben, brauch ich wohl nicht weitlauftig zu beweisen. Friedrich Wilhelm weifs sowohl das Eine* (Waffengetön und das Geraffel der Geldfäffer,) *als das Andere zu schätzen. Aber sein Herz ist auch sanfterer und edlerer Empfindungen fähig.*“ Wie kann man nun solche zweck und geschmacklose Wörterverschwendung mit jenen Aeufserungen vereinbaren, nach welchen sich Hr. G. S. VIII. und XII. der Vorrede verbindlich machte, *die Artikel in möglichster Kürze abzuhandeln, um das Werk bey der möglichsten Vollständigkeit bey geringem Preise zu erhalten. Dafs seine Sorge, indem er einen Artikel niederschrieb, war, so viel möglich kurz und deutlich zu seyn.* Und wie es am Schlusse des genannten Artikels heifst: „*Schenke ihm die Vorsicht ein langes Leben! Die Musen Deutschlands erwarten itzt in einer neuen Periode ihr goldnes Zeitalter in Berlin;*“ so müfsten wir das mehr für ein blofses Compliment, das diesem Monarchen gemacht werden sollte, als für historische Wahrheit halten, und niemand, der den Zustand der Berliner Musik unter *Graun*, *Hasse*, *Quanz*, *Nichelmann*, *Agricola*, *Marpurg*, *Kirnberger* und mehrerer ihrer Zeitgenossen kennt, wird es wagen, einer solchen Behauptung beyzutreten. Gehörte es jedoch mit in den Plan des Hn. Vf., Nachrichten von solchen Personen aufzunehmen, so hätte sich derselbe entweder blofs auf diejenigen einschränken sollen, die auch im speculativen Theil der Tonkunst sich hervorthaten, oder in andrer Rücksicht dem musikal. Geschichtschreiber nützlich sind, wie z. B *Katharina II*, die 1765 eine Akademie der Künste und Wissenschaften stiftete, auf musikal. Probleme öffentliche Preise setzte, eine Notendruckerey auf ihre Kosten anlegen liefs, und die Errichtung des ersten russischen Nationaltheaters so grofsmüthig beförderte. Aber gerade diese, dem Historiker nicht unwichtige, Nachricht suchten wir vergebens. Dafs übrigens der Hr. Vf. das Fach der musikal. Literatur mit manchen schönen neuen Beyträgen bereichert habe, läfst sich schon aus der Anzeige der Quellen abnehmen, die derselbe zu seinem Endzweck benutzt, und deren Verzeichnifs er am Schlusse seiner Vorrede beygefügt hat. Es würde unbillig seyn, wenn wir es ihm zum Vorwurf machen wollten, dafs er nicht noch mehrere literarisch-historische Werke, wovon Rec. noch manche sehr wichtige anführen könnte, zu Rathe gezogen habe; doch wunderte es ihn einigermafsen, dafs er weder englische Katalogen von *Gogel*, *Whites*, *Collin*, *Egerton*, *Hayes* u. a. m., die doch in der Gegend von Leipzig nicht so selten seyn können, noch dergleichen französische und italienische, oder auch die weit vollständigere, und von *Walthern* unbenutzte, Ausgabe der *Draudschen* Werke, die 1625 zu Frankfurt herauskamen, in obigem Verzeichnifs antraf. So vielen rühmlichen Fleifs übrigens Hr. G. auf die Vervollkommnung seines Werks verwendet hat, so finden sich doch in demselben noch sehr viele fragmentarische Nachrichten, viele Lücken in den Artikeln selbst und in der Chronologie und viel zu wenig kritische Genauigkeit. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns über jeden einzelnen Buchstaben des Alphabets weitläuftig einlassen, oder kleine Unrichtigkeiten in der Schreibart, wie z. B. S. 9. *Brafchift* statt *Bratschift*. S. 89. *erstaunte Fertigkeit* st. erstaunliche Fertigkeit. S. 787. *Colloratur* st. Coloratur. *Dalloglio* oder gar *Oglio* statt d'Alloglio, *Adelpold* st. Adelbold u. dgl. rügen wollten. Doch können wir nicht umhin, unser Urtheil mit einigen Beweisen zu unterstützen. Dafs Hr. G. die anonymischen Schriftsteller aus seinem Werke gänzlich ausgeschlossen hat, war uns um so befremdender, weil es bey demselben doch Hauptzweck seyn mufs, dem Historiker eine Uebersicht über die ganze musikal. Literatur zu verschaffen, und den, der die Theorie der Tonkunst studiren will, mit allen Hülfsmitteln bekannt zu machen, die ihn zu seinem Zweck führen können. Anonymische Schriften lassen sich ohnehin eben so gut in alphabetische Ordnung bringen, als der Name jedes andern Künstlers oder Gelehrten. Sehr ungerne vermifsten wir daher schon im ersten Buchstaben A die Anzeige folgender Werke *A B C dario musico*, ein Product des vorigen Jahrzehends: Abhandlung vom Theater im Bayerschen Patrioten: der sehr brauchbare Auszug aus dem *Diction. de Trevoux*: kurzer Abrifs der russischen Kirche, der im J. 1788. zu Erfurt herauskam, und worinn vorzüglich Kap. III. dem Historiker sehr wichtig seyn mufs: *Accords Do Di Ca*: *The Actor or Treatise on the Art of Playing* 1750 u. 1755: *Albareto il vago di Madrigali, et Canzoni 4 voc.*; eine schätzbare Sammlung von Tonstücken berühmter Componisten aus dem XVI Jahrh.: *Almanaco crit. perpetuo ad uso di quei, che intervengono a teatri utilissimo a Poeti, Compositori, Musici* etc. Venedig 1785.: Mehrere französ. musikal. Almanache: Musikal. Allerley: Anleitung zum Gen. B. Leipzig 1752. Eine dergleichen, welche Fräulein v. Freudenberg zur Verfasserin haben soll, und wovon 1744 schon die dritte Aufl. erschien: Zufällige Anmerkungen vom Schulwesen, woraus schon Mizler im III. Th. seiner Bibl. einen Auszug geliefert hat: Kurze Anweisung zu den ersten Anfangsgründen der Musik v. J. 1752.: Anweisung zum Trommelspielen: Zwo Widerlegungen des Rousseauischen Sendschreibens, die unter dem Titel: *Apologie de la Musique* etc. 1754 herauskamen: *Archaeologie, or miscellaneous Tracts relating to Antiquity*, ein für

den

Digitized by Google

den muſikal. Alterthumsforſcher ſehr brauchbares Werk: *Art of Playing on the Violin: Arithmetique des Muſiciens* etc.: *L'Art du Plein-Chant*; ſie kam 1765 zu Villefranche heraus: *L'art du Comedien dans ſes principes*, v. J. 1783. *Ars Muſices*, ein türkiſches MS. in der Leidner Bibl. u. a. m. Auch bey den *genannten* muſikal. Schriftſtellern bleibt immer noch eine groſse Nachleſe übrig, und wir wollen ſtatt mehrerer nur folgende anführen, die wir im erſten Buchſtaben vermiſsten: *Azoparді il Muſico prattico*, ein ſehr gründliches Werk über die Compoſition das auch ins Franzöſiſche überſetzt iſt: *Averani monumenta*, ſie enthalten ſehr gute Abhandlungen über die Spiele der alten Römer: *Avanzolini's* Pſalmen v. J. 1623: *Aux Conteaux octo cantica D. M. V. ſecundum octo Modos*, aus dem XVII Jahrh., die noch gegenwärtig zu Antwerpen u. a. O. geſungen werden: *Aumann*, ein itzt lebender Tonſetzer: *Pet. Sim. Auguſtini*, aus dem vor Jahrh.: *Aſioli* von Corregio, der Baratier unter den Tonkünſtlern und ein ſehr groſser Contrapunctiſt: *Aſhworth Introduction to the Art of Singing: Arnoult's la Soiree perdue à l'Opera*, eine mit vielem Witz und Laune geſchriebene Vertheidigung der Alceſte von Gluck: *Arenbergs Diſſ. de re muſ. vetuſtiſſ.* im IX Vol. der Leipziger Miſcellan.: *Anſelmi*, ein itztlebender Operncomponiſt: *Angiolini*, von welchem mehrere praktiſche Werke, auch *Lettere al Sr. Noverre ſuoi Pantomimi*, und *Riſleſſioni ſopra l'uſo de' Programmi ne' Balli Pantomimi* gedruckt ſind: *d'Ancourt Arlequin de Berlin à J. J. Rouſſeau*: *Amadei*, ein Operncomponiſt: *Altenburgs* theoretiſch-praktiſche Geſchichte der Trompeter- und Paukerkunſt, deſſen Publicität ſchon viele Jahre angekündiget wurde: *Jo. Pet. Aloyſius*, aus dem XVI Jahrh., der vieles für die Kirche ſchrieb: die Dramaturgie von *L. Alacci*, die bis 1755 fortgeſetzt wurde: *Alexander* Symphoniarcha, ein Scribent des vorigen Jahrh.: *d'Albon Diſcours ſur la litterature et les Arts*: Fried. Capacelli *Albergati* Briefwechſel mit Franz Zacchiroli: *Aeſchylus*: *Adlers* Ueberſetzung von Cilano's Alterthümern, worinn Kap. 14. 15. u. a. II Th. ſehr viele muſikal. Gegenſtände abgehandelt werden. *Aldimari moderazione chriſtiana del Teatro*, das Original iſt ſpaniſch, und kein unwichtiger Beytrag zur Geſchichte der Schauſpiele: *Adelgaſſer*, ein Schüler von Eberlin: *Adams Pſalmiſt's new Companion, containing an Introduction to the grounds of Pſalmody*: *Arrêt du Conſeil d'Etat d'Apollon rendu en faveur de l'Orcheſtre del Opera contre J. J. Rouſſeau*. Wir könnten noch manche praktiſche und theoretiſche Werke anführen, deren Inhalt bald mehr, bald weniger Beziehung auf muſikal. Gegenſtände hat, und einer öffentlichen Anzeige werth geweſen wäre, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, daſſelbe auch noch von einer andern Seite kritiſch zu beleuchten. Daſs Hr. G. mehrere literariſche Artikel aus *Walthern* aufnahm, ohne denſelben nur den mindeſten Zuſatz zu geben; z. B. *Alſted*, *Anglebert*, *Angleria* u. a. m.; daſs er bey einigen derſelben ſich gewiſſe unvortheilhafte Abkürzungen erlaubte, z. B. bey *Anerio* u. a.; daſs er bey manchen Artikeln in unnöthige Weitſchweifigkeiten ſich verirrte, ſtatt hiſtoriſcher Belehrungen hie und da bloſs Reſultate ſeiner Empfindungen gab, und hingegen die in einem ſolchen Werke ſo nöthige Bekanntmachung des Inhalts wiſſenſchaftlicher Werke gröſstentheils vernachläſſigte; bey manchen keine Autorität, oder Urtheile aus Büchern, z. B. aus dem Freyburger muſikal. Almanach, anführte, die gar keine Autorität haben können; daſs er endlich hie und da die Werke eines Tonſetzers bloſs ſummariſch anführte, wie die Producte von *Abel*, und übrigens ſchlechthin auf das Buch verweiſt, welches das Detail derſelben enthält; dies alles iſt gewiſs nicht von der Beſchaffenheit, daſs es mit der in einem ſolchen Werke ſehr wünſchenswürdigen Gleichförmigkeit des Plans, oder der Gründlichkeit der Ausführung vereinbar wäre. Von nöthigen Berichtigungen und Zuſätzen führen wir das folgende an: *Jo Lud. Adam* lebt nicht in Amſterdam, ſondern in Paris; nicht als Flötenиſt, ſondern als Clavicembaliſt: bey dem Art. *Athanaſius* fehlt die Abhandlung *de titulis Pſalmorum*, die 1746 zu Rom, ſo wie 1783 ebend. das muſikaliſche Werk des *Azpilcueta* auch einzeln, und zwar letzteres unter dem Titel gedruckt wurde: *Il ſilenzio neceſſario nell' Altare, nel Coro ed altri luoghi, ove ſi cantano i divini Uffici*: *d'Auvergne* ſchrieb auſser den angeführten Werken noch drey Opern: von *Auberts* Sonaten ſind auſser den angezeigten VI Liv. noch III andere, und 1729 auch eine Sammlung Cantaten gedruckt worden. Es hätte bey dieſem Artik. auch beſtimmt werden ſollen, für welches Inſtrument die A.ſchen Sonaten, Duo's und Concerten geſetzt ſind. *Aſula* hätte aus *Martini's* Werke ergänzt werden können: Bey *Artuſi's* conſiderazioni muſ. iſt die Anzahl der Bände nicht angezeigt. *Jo. Ge. Arne* ſchrieb auch noch *Cymon a dramatic Romance*; *the Oracle, or the Reſolver of Queſtions with 32 pages of Songs* 1763; *Ode on Shakeſpeare*, *Songs in the Fairy Tale* u. a. m. S. 59. lin 4. fehlt zum beſſern Verſtande des daſelbſt angeführten Titels das Wort *grecque*. Bey *Ariſtoteles* hätte bemerkt werden ſollen, daſs Kap. 3, 5 — 7. der Politicorum in *Scheibe's* krit. Muſ. S. 811. überſetzt iſt. Bey *Arcadelt* vermiſsten wir *L'excellence des Chanſons muſ.* Lion 1572 und 1587. in 4.: ferner die verſchiedenen Ausgaben und Auflagen ſeiner Madrigalien; denn das erſte Buch derſelben kam nicht 1572, ſondern 31 Jahre früher, nemlich 1541 heraus. Ueberhaupt hat dieſer Artikel noch mehrerer Berichtigungen nöthig; beſonders iſt es lächerlich, den Vornamen eines Franzoſen italieniſch zu geben. Bey *Araja* fehlen die Opern *Bellerophonte*, *Aleſſandro nell' Indie*, und ein auf das Beylager des Groſsfürſten Pet. Fedorowicz verfertigtes Drama. Bey *d'Aquin*, oder wie der Hr. Vf. ſchreibt, *Doquin*, iſt die ſchöne Cantatille *La Roſe* nachzuholen. Die engliſche Ueberſetzung von *Antonotto's* Werk iſt nicht bloſs hypothetiſch, ſondern erſchien wirklich unter dem Titel: *Treatiſe on the Compoſition of Muſik with an Introduction on the Hiſtory and Progreſſ of Muſik from its Beginning to this Time* in II Vol. *Annibal* von Padua iſt auch im Wſchen Wörterbuch unvollſtändig: *Anfoſſi* verfertigte noch fünf Opern, die nicht angeführt ſind, und *Andreozzi* ebenfalls noch mehrere. *Mich. Altenburg* componirte auch das 53ſt. Kap. des Jeſaias und *Bernhardi Paſſio tua Domine Chriſti* etc., mit ſechs Stimmen. Bey *Alſtedt* vermiſſen

Digitized by Google

miſſen wir noch zwo Schriften, nemlich ſeine Encyklopädie und ſein *Syſtema phyſ. harmon.* Bey *Leo Allatius* hatte aus *Gerbert* angeführt werden ſollen, daſs ſeine Abhandlung *de Melodiis Graec.* nach dem Zeugniſs des Cardinal *Quirinus* bey allen Nachforſchungen noch nicht vorgefunden worden, mithin *Freher's* Behauptung noch ein wenig zweifelhaft ſey. Eben ſo hätte auch Hr. G. bemerken ſollen, daſs die Ueberſetzung von *Algarotti's* Werke durch Hn. *Raſpe* 1769 auch einzeln erſchienen, daſs daſſelbe auch 1767 ins Engliſche, und 1773 ins Franzöſiſche überſetzt, und dieſem Gelehrten vom Abt *Micheleſſi* im J. 1770 ein ſchönes literariſches Denkmal errichtet worden ſeye. Die Artikel *d'Aleyrac*, (nicht *Dalayrac*) und *Fel. Aleſſandri* ſind ebenfalls noch fragmentariſch. *d'Alemberts* Werken fehlen theils die Originaltitel, theils die Chronologie. Auch iſt ſeines Briefs an *Rouſſeau*, ſeiner Theilnehmung an der allgem. franz. Encyklopädie, und der 1779 auf ihn herausgekommenen *Eloges* mit keinem Wort gedacht worden. *Aldrovandini* iſt ebenfalls bey *Walthern* unvollſtändig, und von *Aldourandi* iſt auch die Oper *Pirro* bekannt. Das erſte Werk, das Hr. G. von *Aiguino* anführt, hat nicht den Titel: *La Muſica*, ſondern: *La Illuminata di tutti i tuoni di Canto fermo.* Von *Aichinger* ſind auſser den angezeigten Schriften noch vier andere im Druck erſchienen. Bey *Agricola's* theoret. Werken fehlt theils die chronologiſche Beſtimmung, theils ſeine Beyträge zum 1 Th. der Sulzerſchen Theorie, und die Oper *il Re Paſtore.* Unter dem Artikel *Agrell* vermiſsten wir die Tabellen, die in den G. B. und in die Setzkunſt einſchlagen, und bey *Accorimbani* die Oper *il Podeſta di Tuffo antico.* Die Nachrichten von *Albericus* hätte der Hr. Vf. aus *Walther* billig verbeſſern ſollen; denn nach der *Bibliotheca Caſſinat.* hat letzterer einen chronologiſchen Fehler von mehr denn 600 Jahren begangen, und der angeführte *Dialogo per muſica* iſt nicht von dem Cardinal *Alberici*, ſondern von *Leo Alberici*, einem Edelmann von Orvieto geſchrieben worden, der zu Anfang dieſes Jahrhundert, ſtarb. *Caſt. Innoc. Anſaldi* antiquariſche Abhandlung kam ſchon 1745 heraus; er iſt von Piacenza, und war zuerſt zu Ferrara, in der Folge aber zu Turin Prof. der Theol. *Leo Allatius* ſtarb nicht 1667, ſondern 1669. Bey *Amalarius* hätte auch des Supplements gedacht werden ſollen, das *Ademarus Cabannenſis* zu ſeinen Büchern *de div. officiis* geſchrieben hat. Die Briefe der *Andreini* ſind drey Jahre früher herausgekommen, als der Vf. angegeben hat. Von *Joh. Animuccia* iſt auch ein *Canticum B. M. V. ad omnes modos factum* bekannt; es wurde zu Rom 1568 in fol. gedruckt. *Aiguino* wurde nicht zu Breſcia ſelbſt, ſondern zu Orzi Vecchi gebohren, und war ein Seraphiner. Der Hr. Vf. citirt auch hin und wieder *Antonii* Bibl. hiſp. Rec. ſollte aber beynahe zweifeln, ob er dieſes Werk gekannt und wirklich benutzt habe; ihm würde ſonſt *Alfons von Madarra*, *Joh. de Esquivel*, *Guud. Martinez* u. a., die ebenfalls bey *Walthern* vermiſst werden, nicht entgangen ſeyn; er würde bey *Joh. Martinez* bemerkt haben, daſs ſein Werk 1560 durch *Lud. von Villafranca* verbeſſert herauskam, und daſs die Reformacion del Canto llano von *Thom. Gomez*, der nicht bloſs Abt, ſondern Generalviſitator ſeines Ordens i. J. 1553 war, bloſs ex ſchedis Petri de Urinna, wie es auf dem Titel heiſst, genommen iſt. Der Kürze halber führen wir nur noch aus dem Buchſtaben B. die dort von uns vermiſsten Artikelan: *With. Bach*; *Riccob. Elen. Baletti*; *Baſſi*; *Ballard*; *Ballaſi*; *Banier*; *Hermol. Barbarus*; *Barbers*; *Barer*; *Joſ. Baretti*; *Baretty*; *Oct. Bariola*; *Barrington*; *Barruel Beauvert*; *Domin.* und *Joh. Bapt. Bertoli*; *Hier. Bartolomei*; *Lor. Baſſeggio*; *Baſſi*; *C. F. Baumgarten*; *Bayly*; *Beauchamps*; *Aug. Beccari*, Erfinder des Paſtorels; *Fr. Libeg. Becher*; *Vinc. Bellinus*; *Bedos de Celles*; *Jo. Bekmann*; *Jak. Belgrado*; *Urb. Nath. Belz*; *F. B. Beneke*; *Benzonius*; *Max. Berezovski*; *Bergier*; *Bergſtraeſſer*; *Marcel. Bernardini*; *Bertezen*; *Carl Berto*; *Betterton*; *Joh. Ant. Bianchi*, er ſchrieb unter dem Namen Lauriſio Tragieſe. *Bianchieri*, *Bickham*; *Jak. Bidermann*; *Bilhuber*; *Billington*; *Dom. Binot*; *Blow* iſt ebenfalls Schriftſteller. *Bocchini*; *Bocheron*, (ſteht bey Walther am unrechten Ort). *Boethius*, Prof. in Upſal. *Boger*; *Nic. Boindin*; *Boinvin*; *Boiſſy*; *Boletti*; *Botton*; *Bonardo*; *Bonnay*; *Book*; *Borgheſe* iſt auch theor. Schriftſteller. *Boroſini.* Bey *C. Borromacus* fehlen ſeine beiden Schriften. *Lamb. Bos*; *Th. Boſton*; *Jo. de Botern*; *Bougeant* ſchrieb zwo Abhandlungen. *Bouilland*; *Armand de Bourbon*; *Bowmann*; *Bradt*; *Braettel*, deſſen Motetten i. J. 1540 ſo wie die Salmingeriſche Cantionen mit beweglichen Notentypen gedruckt ſind. *Jo. B. Braſchius*; *Breitfeld*; *Brelin*; *Bremner*; *Brotier*; *Brüning*; *Rob. Brummbart*; *Brumoy*; *Ant. Brun*; *Pet. Brunet*; *Fr. Xaver Brunetti*; *Brunider*, Clavicembaliſt. *Ant. Bruſchi*; *Bryant*; *Jo. Heinr. Buchner*; *Buchotz*; *Buddeus*; *Buenzelo*; *Büſing*; *Büthner*; *Burdach*; *Ge. Burkhard*; *Burrigel*; *Butts*: *Byrenheyde*; *Vict. Büttner.* — So viel wird hinreichen, um unſre Leſer auf den Standpunct zu führen, auf welchen ſie dies Werk zu betrachten haben; es iſt ein brauchbares, fleiſsig gearbeitetes Supplement zu Walthers Buche, dem aber noch mancherley abgeht, um den Foderungen unſers Zeitalters völlige Genüge zu leiſten.

Leipzig u. Wien, b. Kleinmayer: *Marano und Quiva*, oder: *die Kette des Schickſals*, eine amerikaniſche Geſchichte. 1790. 127 S. 8.

Der Vf. läſst das Schickſal Verkettungen machen, aus denen intereſſante Situationen gezogen werden könnten; unerwartete Rettungen, Erkennungen und Wiedervereinigungen ſind (durch die gewöhnlichen Maſchinen der Romanſchreiber) gehäuft; allein das Rührende, das ſich daraus für die Herzen der Leſer benutzen lieſse, weiſs der Vf. nicht zu bearbeiten. Er ſtrebt mehr der Höhe des heroiſchen Tons nach, will mehr Verwunderung und (durch Stürme, Gewitter, Schlachten, und andre fürchterliche Scenen) Entſetzen erregen; allein auch hier findet man mehr Phraſeologie, als wahre Gröſse. Die poetiſche Proſa, worinn das Ganze eingekleidet iſt, geht bald auf Stelzen, (läſst z. B. S. 28. den Abend mit einem *grauen Viergeſpann* einhertreten,) bald, (wenn z. B. Plane *geſchmiedet* werden, *oder die Seele in der Klemme iſt*,) ſinkt ſie zu Plattheiten herab.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 25. Auguſt 1791.

PHILOLOGIE.

ERLANGEN, b. Walther: *Commentarii perpetui in Theocriti Charites et Syracuſias.* Scripſit *Albertus Bayer*, Prof. Philoſ. MDCCXC. S. 143. gr. 8.

Es läſst ſich, jugendliche Probeſchriften ausgenommen, kaum eine andere Abſicht gedenken, womit Bearbeitungen einzelner Stücke alter Schriftſteller unternommen werden können, als dieſe zwey: man fühlt ſich entweder im Stande, über gewiſſe dunkle Stellen ſolcher Stücke neue Aufklärungen zu geben; oder man will mit Hülfe der bereits geſammelten Materialien Anfängern im Erklären ein Muſter der guten Behandlung vorlegen. Hr. B. ſagt zwar, daſs er ſein Augenmerk auf junge Leſer gerichtet habe: dennoch ſcheint er von irgend einem dritten Geſichtspunkte ausgegangen zu ſeyn. Den beyden angegebenen entſpricht die Ausführung wenig. Schon dem lateiniſchen Ausdrucke fehlt es oft an Richtigkeit und Genauigkeit; und alsdenn wird es noch ſchwerer, bekannte Dinge zu leſen. Nur ſelten ſtieſsen wir auf eine dem Vf. eigene, zweckmäſsige Idee. Denn zu dergleichen rechnen wir nicht, was mit der itzt ſo gewöhnlichen breiten Allgemeinheit über die Schönheiten der poetiſchen Vorſtellungen eingewebt iſt. Hat der Erklärer nur den Sinn ſeiner Schrift recht in das gehörige Licht geſetzt, dann wird die Empfindung des Schönen ſchon von ſelbſt thätig werden. Man *empfindet* ja itzt häufig, noch ehe man *verſteht;* und manches gebildete und in vaterländiſchen Dichtern beleſene Mädchen, ſogar mancher wackere Handwerksgeſelle, würde ſich warlich nicht wenig wundern, wenn ſie ſähen, wie wir uns oft bey Erklärung der alten Dichter anſtellen, und was wir unſern gelehrten Leſern hier zutrauen.

Beym Eingange zum XV Idyll, wo etwas von des jüngern Hiero Geſchichte erzählt wird, hätten wir vor Allem bemerkt gewünſcht, in welche Zeit wohl der im 76. V. ff. gedachte Kriegszug der Carthager gegen Syrakus fallen möchte. Dieſs war grade das einzige, was wir ſuchten; und ſchon der Gedanke, wann etwa das Stück geſchrieben ſey, muſs darauf leiten. Den Zweck des Dichters faſſen wir ſo, daſs es eine feine Selbſtempfehlung ſey, freylich nicht im modernen überkünſtelten Geſchmack. Noch hat wenigſtens Theokrit nichts von der Gnade des Hiero genoſſen, wie der Schluſs deutlich lehrt. Ueber die Verbindung des 5 V. mit dem vorigen ſieht man noch nichts befriedigenders, als vorhin. In Odyſſ. K. 501. iſt τίς γὰρ, *quisnam, wer denn;* alſo γὰρ Verſtärkungs-Partikel. V. 10. wird ἐπὶ π. χηλῶ nicht erklärt, vielmehr der Leſer irre geführt, da Hr. *B.* ſich ausdrückt, als ob χηλὸς auf eine Art von Wohnungen gehe. Beſonders hätten wir etwas über V. 13. in grammatiſcher Rückſicht erwartet. Itzt findet nur zweyerley ſtatt. Τίς τοιόσδε kann eine lebhafte Wiederholung jener Frage V. 5—7 ſeyn: ſo würden V. 8—12 parentheſiſch ſtehen. Wem dieſs hart dünkt, mag mit Reiske das zweyte τὶς für ὅστις nehmen: τοιόσδε τὶς, *talis qui.* Nur wo ſind die Beyſpiele zu dieſem Gebrauch? In V. 48. wird das κουόωντας durch *molles, effeminatos* erklärte, mit beſonderm Bezug auf den Paris. Vermuthlich verführte hiezu der Κύπνος ὄῆλυς ἀπὸ χροιᾶς. Wir übergehen vieles, was uns noch in dem Uebrigen auffiel. Inſonderheit dürfte der Vf., wenn er einmal äſthetiſche Erläuterungen machen wollte, gewiſs ſo gemeine Dinge unberührt laſſen, als da iſt: *Minerva, Kriegsgöttin;* ὄφρα, *ut;* u. dergl. Noch weniger dürfte ſo etwas mit Homeriſchen Verſen belegt werden. So geht er auch in Vergleichung ähnlicher Dichterſtellen zu weit. Den 58. 59. V. dieſes Idylls kann z. B. Horaz Carm. IV. 9. und 8. nicht *ante oculos* gehabt haben. (Doch dieſs iſt Grille von Koppiers.) Bey den V. 96. mit Spinnengewebe überzogenen Schildern (dem ſchönen Bilde des Friedens, das zuerſt Bacchylides gebraucht hat. Brunck Anal. T. I. p. 150.) wird gar der Catulliſche *facculus plenus aranearum* verglichen. Gegen Ende ſtieſsen wir endlich hier auf einen richtigen Blick, den wir anderwärts noch nicht fanden. V. 93. *Die in groſsen, langen Heerden heimziehenden Rinder beſchleunigen den Schritt des langſamen Wanderers* in ſo fern, als er *eilt, ſeinen Weg früher in die Stadt zu machen, ehe ihm die Heerden zuvorkommen und den Weg berennen.*

Bey den Syrakuſerinnen redet der Vf. immer, als von einem bukoliſchen Gedichte, und konnte ſo den rechten Geſichtspunkt des einzigen Gedichts unmöglich faſſen. Die Manier, wie der unzeitige Name Δίφιλα V. 11. gerettet wird, iſt nicht ganz natürlich. Daſs Praxinoa, obgleich von Gorgo gewarnt, V. 15. gleichwohl den ἀπφῦς ausdrücklich wieder nennt, wird dem Charakter des erzürnten Weibes zugetraut, die ihre Zunge nicht bändigen könne; und, was noch härter iſt, der Zuſatz, λέγομες πρ. ϑ. πάντα, als eine Entſchuldigung gefaſst, warum ſie die Zeit nicht genauer beſtimme. Wie weit beſſer *Voſs* in der treflichen Ueberſetzung: *Jener Papa war neulich, um nur von neulich zu reden* u. ſ. w. (Man hätte viel zu thun, will ſie ſagen, alle ſeine Albernheiten aufzuzählen). Offenbar iſt das τῆνος des horchenden Knabens wegen beygeſetzt, um ihn glauben zu machen, die Rede ſey von irgend einem fremden Papa. Andere Schwierigkeiten in dieſem Stück, die Valckenaers Blick entgangen ſind, bemerkt oder gehoben zu finden, darf man hier nicht erwarten.

Zweybrücken, b. der typographiſchen Geſellſchaft: *Luciani Samoſatenſis opera* graece et latine ad editionem T. *Hemſterhuſii* et Jo. Fred. *Reitzii* etc. B. III. 596 S. 603 S. B. V. 604. S. B. IV. 1790. gr. 8.

Sowohl der Text als der Commentar der Amſterdamer Ausgabe haben in dieſen Bänden durch den Apparat des Hn. *Belin de Ballu* gewonnen. Jener, indem die vorzüglichern Lesarten der Pariſer Handſchriften darin aufgenommen, dieſer, indem die verſchiednen Lesarten, die kritiſchen Muthmaſsungen und einige andre Bemerkungen des Hn. Ballu Auszugsweiſe mitgetheilt worden ſind. Der ſchätzbaren Sach - Sprach - und kritiſchen Anmerkungen bey Ballu iſt doch eine ſo groſse Anzahl, daſs ſich die Herrn Herausgeber des Lucian ein neues Verdienſt erwerben würden, wenn ſie in einem eignen Bande den ganzen Balluſchen Apparat, auch das Wichtigſte aus den der Ueberſetzung untergelegten Noten, in ihre Ausgabe des Lucian übertrügen.

Nürnberg, b. Riegel: *Pomponii Melae de ſitu orbis* libri III. Ex recenſione If. Voſſii atque Gronovii. 790. 112 S. 12.

Eb. *C. Criſpi Salluſtii quae extant* etc. Ex recenſione *Cortii*. 790. 319 S. 12. (6 gr.)

Eb. *M. T. Ciceronis de Natura Deorum* libri III. Ex recenſione Gronovii et ed. Bipontinae. 790 247. S. 12.

— *M. T. Ciceronis* Epiſtolae ſel ctae, ex recenſione Graevii aliorumque. 790. 137 S. 12 (3 gr.)

— C. C. *Taciti* de ſitu, moribus et populis Germaniae libellus et Jul. Agricolae vita ad exemplar Bipontinum. 790. 88. S. 12.

Ein ziemlich correcter Druck, die Bequemlichkeit des Formats und der wohlfeile Preis machen die kleinen Nürnbergiſchen Ausgaben der Römiſchen Claſſiker für Schulen ſehr brauchbar. Warum nicht durchaus die neueſten Recenſionen der Zweybrücker Geſellſchaft, welche das Gute der vorhergehenden in ſich vereinigen, zum Grunde gelegt worden, ſehen wir nicht ein. Oder, warum wurde bey Cicero nicht lieber der Erneſtiſche, als der Gronoviſche oder Graeviſche Text, wiederhohlt? Warum wurde der Salluſt nach der an vielen Stellen fehlerhaften Cortiſchen Recenſion abgedruckt? Tacitus Germania und Leben des Agricola iſt nicht, wie man nach dem Titel zu erwarten berechtigt war, ganz nach der Zweybrückiſchen Ausgabe abgedruckt, ſondern weicht in vielen Stellen, beſonders, wo die Zweybrücker eigne Verbeſſerungen in den Text aufgenommen hatten, von derſelben ab. Einige Beyſpiele hier zur Probe: *Tac.* German. 2 hat die Nürnb. Ausg. *niſi patria ſit*, die Zweybr. *niſi ſi patria ſit* — N. *non gentis*, Z. *in nomen gentis*. — C. 46 N. *Venedi peditum uſu gaudent*. — Z. *V. pedum uſu gaudent*. Agric. vita C. 10 *diſpecta eſt et Thule, quum hactenus*. Z. D. *e. Thule quadantenus. nix* etc. C 31 N *et libertatem non in praeſentia laturi*. Z *et ii libertatem non in praeſens tantum laturi*. C. 32 N. *diſſenſionibus*. Z. *diſceſſionibus* u. ſ. w.

Bremen, b. Cramer: *Magazin für öffentliche Schulen und Schullehrer.* II Bds I. Stück 791. 256 S. gr. 8.

Verſchiedne ſonſt ſchon gedruckte, auch von uns zum Theil bereits angezeigte, und einige weniger wichtige Abh. erwähnen wir nicht. Zu der Abh. des Hn. *Roos* über die Schickſale des Atilius Regulus in Carthago iſt eine Zugabe von Hn. Rect. *Ruperti* gekommen, worin die Gründe gegen die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit jener Geſchichte der Prüfung von Neuem unterworfen und zu leicht befunden werden. Wir wünſchten beyde Schriftſteller hätten auf *Garvens* Erinnerungen zum dritten Buch der Pflichten S. 236 f. erſt. Ausg. Rückſicht genommen. Die Ausziehung der verſchiednen Leſarten aus den Lucianiſchen Handſchriften des Hn. *Belin de Ballu*, wozu hier der Anfang gemacht worden, iſt an ſich ein verdienſtliches Unternehmen; wir hoffen aber, daſs es durch die Bemühungen der Herrn Zweybrücker werde überflüſsig gemacht werden. Ueber Sophokles König Oedipus ſind die *Heathſchen* Anmerkungen bis zu V. 223 mit Zuſätzen von H. *Höpfner*, und bis zu V. 150 ſehr wohlgerathne Anmerk. von Hn. *Ummius*, abgedruckt. Die letzten ſcheinen die Stelle eines Probeſtücks zu vertreten, wie der Vf. das ganze Stück bearbeiten will. Gewiſs wird dieſer Commentar unter den beſſern, die wir über einzelne Stücken der Tragiker erhalten haben, einen Platz verdienen, wenn der Vf. denſelben ausdauernden Fleiſs beweiſt und ſich weniger bey trivialen, einem Leſer des Sophokles ſchon geläufigen, Bemerkungen aufhält. Mit der Probe einer neuen metriſchen Ueberſetzung von *Oedipus dem Herrſcher* ſind wir nicht ohne groſse Einſchränkungen zufrieden. Gleich dem Anfang fehlt es an Geſchmeidigkeit: O Kinder! ihr des alten Kadmus Sproſslinge, *welch eine Sitzung ſtellt ihr meinen Augen dar, und ſeyd geſchmückt mit Flehezweigen? und* die Stadt iſt rings umher der Opferdämpfe voll, *und* rings etc. Der Plan eines Ungenannten, das Homeriſche Wörterbuch des *Apollonius*, mit Weglaſſung deſſen, was nicht unmittelbar zur Kritik und Erklärung des Dichters gehört, aber mit den nothigſten, ins Kurze gezognen Anmerk. der vorigen Herausgeber, für die jungen Liebhaber der griechiſchen Literatur aufs neue zu ediren, verdient Aufmunterung und Beyfall, und die im Magazin gelieferte Probe zeigt von einer zweckmäßigen Einrichtung.

Hamburg, b. Hoffmann: *Griechiſche Sprachlehre* von *Lebrecht Heinrich Samuel Schne*, Profeſſor zu Altona. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 1791. 542 S. 8.

Schon aus der erſten Ausgabe dieſer Sprachlehre, welche 1782 erſchien, kennt man den Herrn Vf. als einen ſelbſtdenkenden, von vielen grammatiſchen Vorurtheilen freyen Mann. Mit Vergnügen zeigt daher Rec. die zweyte Auflage dieſes brauchbaren Lehrbuchs an. Denn ſie iſt ihm ein Beweis von der gröſsern Ausbreitung der beſſern Grundſätze und der Liebe zu philoſophiſchen Einſichten in die Sprache unter Lehrern und Lernenden. Denn ob es gleich für den, der eine Sprache gut gefaſst hat, ziemlich gleichgültig zum Gebrauch ſeyn kann, nach welchen Grundſätzen er unterrichtet iſt, und in der Rückſicht Gesners Ausſpruch wahr ſeyn mag, daſs *das die beſte Grammatik iſt, welche man im*

Kopfe

Kopfe hat; ſo iſt es doch wahrlich für Lehrer und Schüler eine ſehr erwünſchte Sache, eine nach richtigen Grundſätzen mit Deutlichkeit abgefaſste Sprachlehre zum Leitfaden beym Unterricht gebrauchen zu können, wodurch Beyder eine merkliche Erleichterung und keine geringe Erſparung manches Ueberdruſſes verſchaffet wird. — In dieſem Lehrbuche nun nimmt die erſten 304 Seiten die Grammatik ſelbſt ein und die andre Hälfte füllt ein Anhang, welcher theils zur Erleichterung des Gebrauchs der Sprachlehre ſelbſt dient, theils einige mit der Grammatik in Verbindung ſtehende Materien abhandelt. Zu jenem gehört eine ſehr reichliche Wörterſammlung zur Uebung im Decliniren und Conjugiren, ein Verzeichniſs der Zeitwörter, welche nur im Medio gebraucht werden, welches in mehr als einer Rückſicht ſelbſt für den Geübten und Sprachforſcher nützlich werden kann, und eine Sammlung von Denkſprüchen und Erzählungen zur Sprachübung für Anfänger, in welcher untergeſetzte Anmerkungen die ſchwerern Ausdrücke und Conſtructionen erklären und zugleich auf die Grammatik verweiſen. Zu dieſem ſind einige Abhandlungen über die unterſchiedenen Mundarten, über die Zahlen über die Abkürzungszeichen und die Proſodie zu rechnen. — Da dieſe Grammatik unter den neuern griechiſchen Sprachlehren einen vorzüglichen Rang zu erhalten ſcheint, und auch wirklich verdient; ſo hält Rec. es für Pflicht, auf einige Mängel, welche ihm aufgefallen ſind, aufmerkſam zu machen, damit dieſe Bemerkungen entweder von Lehrern beym Gebrauch oder vielleicht auch von dem Hn. Vf. bey einer neuen Ausgabe, genützt werden können. Hr. *I.* bemüht ſich, die grammatiſchen Kunſtausdrücke durchgehends deutſch zu geben. Und wo das deutſche Kunſtwort den Begriff der Sache eben ſo gut oder wohl beſſer als das gewöhnliche lateiniſche ausdrückt, z. B. comparatio *Steigerung*, motio *Geſchlechtsveränderung*, ſo iſt dieſs ſehr zu billigen. Aber wenn es bloſse Ueberſetzung eines undeutlichen lateiniſchen Ausdrucks iſt, oder der gewählte deutſche Ausdruck nichts verſtändlicher macht, ſo möchte es beſſer ſeyn, die alte Terminologie beyzubehalten, bis einmal ein glücklicher deutſcher Ausdruck dazu gefunden wird. Dieſs iſt der Fall z. B. wenn die tenues *π, κ, τ harte*, die mediae *β, γ, δ gelinde* Buchſtaben genannt werden. Dieſs drückt doch den Begriff der Sache um nichts beſſer aus als *tenuis* und *media*, zumal wenn dem Lehrling geſagt wird, daſs in der griech. Sprachlehre alles *tenue* heiſst, was kein H mit ſich führt. Hier hingegen werden die tenues, welche das Gegentheil der aſpirirten Buchſtaben ſind, *harte* genannt, und kurz vorher der Spiritus tenuis, das Gegentheil des Spiritus aſperi, nicht *hart*, ſondern *gelinde*. Eben ſo wenig wird gewonnen wenn *λ, μ, ν, ρ flieſsige* Buchſtaben genannt werden, oder genus *commune gemein* überſetzt oder *Geſchlechtswort* ſtatt *Artikel* geſagt wird, welches noch dazu auf unrichtige Vorſtellungen leitet. — S. 5. heiſst es: *der Doppelbuchſtabe ζ gilt zwar ſo viel als δς oder σδ*, wird aber nie dafür geſetzt. Dieſs iſt ein wahrer Widerſpruch, wenn es wirklich ſo viel gälte und doch nie dafür geſetzt würde. Für *δς* ſteht es freylich niemals, aber doch für *σδ* und wird alſo wohl bloſs aus dieſen Buchſtaben beſtehen, z. B. *χαμάζε Θήβαζε* für *χαμαδε Θήβαδε*, wie denn der Vf. ſelbſt S. 190 ähnliche Beyſpiele giebt. — Die Veränderung der Conſonanten in Verbindung mit andern des Wohlklangs wegen iſt richtig angegeben, warum aber nicht eben ſo deutlich, daſs *δ, τ, ϑ, ζ* vor den *σ* immer und *ν* mehrentheils wegfallen, ſondern S. 6. nur im Allgemeinen, daſs, das harte Zuſammenſtoſsen mehrerer Conſonanten zu verhüten, oftmals einer derſelben ganz weggeworfen wird? In dem Declinirmuſter der erſten Declination hätten auch die Falle, wo das *α* in den caſibus obliquis bleibt, mit angedeutet werden müſſen. Bey der dritten Declination werden die Buchſtaben, mit welchen ſich ein Wort ſchlieſst, noch Endungen genannt. Können aber wohl z. B. das *ρ* in *χείρ*, das *ν* in *μήν*, welche weſentlich zur Wurzel des Worts gehören, in dem Sinn Endungen genannt werden, als das *ος* und *ον* im *λόγος* und *δῶρον*? — Die Beſtimmung des Geſchlechts der Hauptwörter nach Verſchiedenheit der Endungen nach Regeln iſt nicht ſo weitläuftig und ſubtil, als gewöhnlich unnöthiger Weiſe geſchieht, abgehandelt. Doch wäre es gut, wenn alle die Falle angegeben wären, wo ſich das Geſchlecht durch die Endungen ohne Ausnahme beſtimmen läſst, z. B. daſs die nomina auf *της* in der dritten Declination insgeſammt Abſtracta und immer weiblichen Geſchlechts ſind, daſs die nomina auf *ος* in der dritten Declination ohne Ausnahme generis neutrius ſind, ſo wie die in der zweyten entweder maſculina oder feminina. In der Conjugation und Ableitung der Temporum iſt der Vf. der gewöhnlichen Methode gefolgt, welche bisweilen durch eigne Anmerkungen erläutert iſt. Auch iſt die Conjugation des Perfecti Paſſivi in dieſer Ausgabe beſonders abgehandelt und S. 76. eingeſchaltet. Aber daſs die dritte Perſon des Pluralis deswegen ſollte umſchrieben werden, weil ſonſt das *ν* vor dem *ται*, wodurch es ſich von der dritten Perſon des Singularis unterſcheide, nicht recht gehört werden könne, iſt wohl nicht anzunehmen. Die wahre Urſache iſt wohl der Uebelklang, welchen Wörter wie *τέτυφνται*, *λέλεχνται* machen würden. S. 52 wird *μείων* und *ἀμείνων* von *μείω ich verringere* abgeleitet, ſo daſs *μείων* eigentlich das Participium ſey und *verringernd*, *minuens* bedeute, hingegen *χείρων* ſtatt *ἀχείων non minuens, non deterior*, und alſo anzeige, daſs etwas *nicht ſchlecht*, ſondern *vorzüglich gut* ſey. Dieſs iſt doch wohl etwas gezwungen. Das Verbum *μειόω* in der Bedeutung *verringern* iſt bekannt, und iſt offenbar von dem Comparativ *μείων* abgeleitet, und wenn man auch ein veraltertes Wort *μείω* annehmen wollte, ſo müſste es doch wohl der Analogie nach nicht *verringern*, ſondern *klein ſeyn* bedeuten. Auch iſt es auffallend bey dem Pronomine S. 57. daſs bey dem *Reciproco* ἑ, οἱ, ἕ ein Nominativ (ἑός) angegeben wird, welcher der Natur der Sache nach nicht exiſtiren, und alſo auch nicht, welches hier die Klammern anzudeuten ſcheinen, veraltert ſeyn kann. Denn das Reciprocum bezieht ſich immer auf das Subject des Satzes zurück, iſt aber nie Subject ſelbſt, und kann alſo auch nicht in *caſu ſubjecti* zu ſtehen kommen. Daher kann auch σφέες oder σφεῖς im Nominativ des Pluralis nie *ſich ſelbſt* heiſsen, wie es hier angegeben iſt, ſondern wenn

Digitized by Google

σφεῖς im Nominativ gebraucht wird z. B. σφεῖς αὐτοὶ, so heifst es immer *ſie ſelbſt*. Hingegen heifst αὐτὸς mit dem Artikel verbunden nie *er ſelbſt*, wie S. 59 geſagt wird, ſondern blofs *derſelbe*. Ueberhaupt hat dieſe Sprachlehre es mit allen bisherigen Grammatiken, nicht blofs der griechiſchen, ſondern auch andrer Sprachen, gemein, dafs das Pronomen der zweyten Perſon, *du*, *ihr* noch immer als Nominativ aufgeführt wird, da es doch offenbar, wenn man einmal für das Subject der zweyten Perſon einen eignen Caſum annimmt, der Vocativ iſt. — Auch mit der Erklärung des ſogenannten *zweyten Futuri* kann Rec. nicht zufrieden ſeyn. *Es entſteht aus dem Präſens*, heifst es, *und blofs die Endſylbe wird lang gemacht* z. B. τιῶ, γελῶ, λεγῶ. Aber wenn die Verlängerung der Endſylbe Hauptſache wäre, woher entſtünde denn λεγῶμεν, λεγεῖτε? Man mufs offenbar bey dieſem zuſammengezogenen Tempore das ioniſche Futurum, welches λεγέω, λεγέεις, λεγέομεν λεγέετε lautet, zum Grunde legen. Ferner wird in der Note dazu geſagt: *Folglich wenn etwa in der* vorletzten *Silbe ein langer Vocal oder Doppellaut iſt, ſo mufs dieſelbe verkürzet werden, damit man die letzte lang ausſprechen könne, ſo dafs aus* λείπω λιπῶ, *aus* φεύγω, φυγῶ *wird*. Aber wie dieſs eine Folge ſeyn kann, weifs ſich Rec. aus keinen ähnlichen Beyſpielen zu erklären. — Bey den abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern hat Hr. *I.* ſchon in der erſten Ausgabe dieſes Lehrbuchs ſich das Verdienſt erworben, dieſe Materien einigermafsen vollſtändig und mit hinlänglichen Beyſpielen belegt abzuhandeln. Doch wünſchte Rec., dafs nicht blofs der mechaniſche Bau der zuſammengeſetzten Wörter angegeben, ſondern auch die Grundſätze entwickelt waren, welche die Griechen bey der Zuſammenſetzung befolgten, weil gerade dieſer Theil der Sprache beym Griechiſchen einen Hauptvorzug ausmacht. — Bey der Zuſammenſetzung zweyer Hauptwörter S. 207 ff. hätte noch bemerkt werden können, dafs es bisweilen gleichgültig iſt, ob das Zeichen des Caſus mit ausgedrückt iſt, oder nicht; denn man ſagt ſo wohl αἱμοφυρτος als αἱματόφυρτος, αἱμοχαρὴς als αἱματοχαρὴς. Die Wörter, welche hier S. 110. als aus Verbis und Nominibus zuſammengeſetzt angegeben werden, ſind eigentlich aus zuſammengeſetzten Nominibus *abgeleitete* Verba; z. B. σαρκοφαγέω nicht unmittelbar von σάρξ und φαγω, ſondern von σαρκοφάγος, εἰδωλολατρέω nicht von εἴδωλον und λατρεύω, ſondern von εἰδωλολάτρης. Eben ſo ὀνομαθετέω von ὀνομαθέτης, δυλαγωγέω von δουλαγωγος. — Auch kann S. 112. αλεξιφάρμακον nicht als Beyſpiel gelten, dafs der Infinitiv des Aoriſts mit Nennwörtern zuſammengeſetzt werde; denn das Verbum ſelbſt heifst ἀλέξω und der Infinitiv des Aor. ἀλεξῆσαι, nicht ἀλέξαι. Die Wortfügung iſt ganz brauchbar, beſonders für Anfänger, wegen der gutgewählten Beyſpiele, welche noch dazu deutſch überſetzt ſind. Dieſs kann denen, welche ohne mündlichen Unterricht ſich belehren wollen, ſehr angenehm ſeyn und auch ſelbſt mit Hülfe eines Lehrers dem Lehrling die Arbeit erleichtern, da er itzt nicht ſo viel Mühe hat, auf den Sinn der Wörter zu denken, ſondern ſeine Aufmerkſamkeit ungetheilt auf das Verhältnifs und die Verbindung derſelben richten kann. Indeſſen da dieſe Sprachlehre nicht blofs für Anfänger beſtimmt iſt und auch der Lehrling, welcher ſich mit der griechiſchen Syntaxis bekannt macht, ſchon über die Kinderjahre hinaus iſt, oder doch ſeyn ſollte, ſo wünſchte Rec., dafs dieſer Theil der Grammatik nicht in blofsen von einander abgeriſſenen Sätzen oder Regeln abgefafst, ſondern etwas zuſammenhängender und philoſophiſcher abgefafst wäre. Manche Lehren würden dadurch ein ganz andres Anſehn gewonnen haben, wie z. B. die Lehre von den verſchiedenen Conſtructionen des beziehenden Fürworts ὅς, ἥ, ὅ und beſonders die wichtige Lehre von der Wortfügung der Participien, welche hier gar zu kurz (auf noch nicht völlig drey Seiten) und mit zu wenig deutlichen Begriffen bearbeitet iſt. S. 235. wird der Fall, wo das Paſſivum mit dem Accuſativ conſtruirt wird, noch irrig aus einer ausgelaſſenen Präpoſition erklärt, z. B. πεπίστ-υμαι (κατὰ) τὴν Φροντίδα κοινήν; So auch wenn zwey Accuſative bey einem Verbo ſtehen: αἰτοῦμαί σε (διὰ) τὸ ὄρος τοῦτο. Wenn man doch nur eine einzige Stelle aus den Alten anführen könnte, wo in ſolchen Conſtructionen die Präpoſition wirklich ſtände. Und wie natürlich laſſen ſie ſich nicht, ohne eine Ellipſe anzunehmen, erklären! — Dieſer Mängel ohngeachtet, von welchen vielleicht keine Grammatik ganz frey iſt, bleibt dieſe Sprachlehre doch immer ein ſehr brauchbares Lehrbuch, und Rec. bedauert es, dafs die Lage ſolcher Männer, als Hr. Jehne, in einem Schulamte ſo iſt, dafs ſie demſelben eine Pfarre auf dem Lande oder in einem Städtchen vorziehen. Gewifs wäre es dem gemeinen Beſten zuträglicher, wenn Hr. I., ſtatt itzt als Prediger zu lehren, noch länger viele künftige Prediger zu ihrem Amte gut hätte vorbereiten können.

Frankfurt u. Leipzig, b. Brönner: *Lateiniſche Aufſätze und Sammlungen aus den claſſiſchen Schriftſtellern*, zum Gebrauch der untern und mittlern Claſſen der Gymnaſien; von M. *Johann George Samuel Bernhold*, Rector des Gymnaſiums zu Heilbronn. Dritte verbeſſerte Auflage. 1789. 176. S. 8. (6 gr.)

Bernhold war zu ſeiner Zeit ein verdienſtvoller Schulmann, obgleich ein von ihm 1757. herausgegebenes lateiniſches Lexicon ſowohl als vorſtehendes Schulbuch nur in einem gewiſſen Bezirk in Umlauf gekommen zu ſeyn ſcheinen. Das letztere iſt ſeinem gröfsern Theile nach eine kurze Ueberſicht der Völkergeſchichte bis auf Kaiſer Auguſt, wobey die damals gewöhnliche Sitte, der bibliſchen Geſchichte den Vorreihen zu laſſen, beybehalten, auch die Zeitrechnung am Rande bemerkt iſt. In untergeſetzten Noten ſind die Charaktere der vorkommenden Nationen, die Lage der Länder, und die Alterthümer kurz angegeben, und den Schlufs macht eine aus Minucius Felix gezogene, mit einigen Stellen aus Lactanz verſetzte, freylich etwas dürftige, Mythologie — alles in der guten Abſicht, um die Zöglinge der mittlern Claſſen bey höherer Aſcendenz nicht auf einmal *in terras incognitas* eintreten zu laſſen. Dieſer Abſicht läſst Rec. gern Gerechtigkeit widerfahren, und die von dem jetzigen Herausgeber angebrachten Abänderungen und Verbeſſerungen laſſen ihn nicht zweifeln, dafs das Büchlein zur Abänderung mit andern nicht ohne Nutzen gebraucht werden könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Auguſt 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: *Neueſte Annalen der franzöſiſchen Arzneykunde und Wundarzneykunſt*, herausgegeben von D. *Chriſtoph Wilhelm Hufeland*, Herzogl. Weimar. Hofmedic. u. ſ. w. Erſter Band, mit der Abbildung drey neuer Inſtrumente. 1791. 20 S. Vorr. 589 S. Text und Regiſter in 8.

Unter den Aerzten und Wundärzten unſers Zeitalters ſind gerade diejenigen, welche die ausgebreitetſte Praxis und die reifſte Erfahrung beſitzen, oft am wenigſten im Stande, ausführliche Werke über ihre Wiſſenſchaft und groſse Sammlungen von Beobachtungen zu ſchreiben. Diejenigen unter ihnen, welche Fähigkeit und guten Willen genug haben, den Nutzen ihrer Erfahrungen über einen weitern Wirkungskreis, als denjenigen ihrer Patienten zu verbreiten, müſſen ſich, aus Mangel an hinlänglicher Muſse, meiſtentheils darauf einſchränken, einzelne kurze Aufſätze in periodiſche Schriften einzurücken, wo ſie, nur allzuoft überſehen und ungeſucht, einem groſsen Theil des Publikums unbekannt bleiben, für welches ſie beſtimmt waren, wenn nicht eine fleiſsige Hand ſie hervorzieht und zu allgemeinem Gebrauche ſammelt. Der Entſchluſs des Hn. Hofmedicus Hufeland, die vorzüglichſten und neueſten Bemerkungen der franzöſiſchen Aerzte und Wundärzte aus dem *Journal de Medecine*, *Gazette ſalutaire de Bouillon*, *Gazette de Santé*, *Nouvelles de Medecine*, *Eſprit des Journaux* u. a. m. von 1787 an, herauszuheben, und ſie noch mit eignen Bemerkungen in den Noten zu begleiten, verdient daher unſern ganzen Beyfall. Dieſer erſte Band ſeiner Sammlungen enthält an ausführlichen Abhandlungen folgende: 1) Heilung eines wahren Aſthma durch Schierlingsextract, von *le Comte*. Die Patientin war bey übrigens guten Säften und vollkommener Geſundheit ſeit ihrer Kindheit mit dem Aſthma behaftet geweſen, welches ſeine Anfälle meiſtens in der Nacht machte, und mit den Jahren zunahm. In ihrem zwey und dreyſsigſten Jahre fing ſie wegen einer Verhärtung in den Brüſten an, das Schierlingsextract zu gebrauchen, welches nicht nur die Verhärtung zertheilte, ſondern auch das Aſthma erſt erleichterte, dann gänzlich hob. Vier Jahr lang brauchte ſie es immer des Abends, ſeitdem ſie die guten Wirkungen davon geſpürt hatte, in immer vermehrten Doſen, ſo, daſs ſie zuletzt gewöhnlich jedesmal vierzig Gran, einmal ſogar, doch nicht ohne heftig betäubende Wirkung, 120, ja 146 Gran nahm, und zu Zeiten acht bis neuntägige Pauſen machte. Beſonders war es, daſs ſie beym Erwachen von der durch jene groſse Doſis bewirkten Betäubung alle Gegenſtände auſſerordentlich verkleinert ſah. 2) Eine falſche Pulsadergeſchwulſt der Cruralarterie, operirt von Hn. *Deſault*, und von *Petit* erzählt. Es erfolgten zu mehrern Malen ſtarke Blutungen, weil die Ligaturen ſchlaff wurden. Deſault half ſich endlich dadurch, daſs er die Schlagader zwiſchen kleine hölzerne Platten faſste, dieſe umwickelte, und durch dazwiſchen geſchobene kleine hölzerne Keile eine ſtarke Compreſſion bewirkte. 3) Erfahrungen über den Nutzen der Moxa in Geſchwüren, von *Paſcal*. Sie beſtätigen, was Favres, Pouteau u. a. über dieſen Gegenſtand geſagt haben. P. brauchte ſtatt der Moxa die Baumwollencylinder. 4) Beobachtungen einiger merkwürdigen ſympathiſchen Zufälle und ihrer Heilung, von *Archier*. 5) Ein falſcher Leiſtenbruch bey einem Mädchen, von *Deſault* operirt, und von *Manoury* erzählt. Man hielt die Geſchwulſt für einen wahren Bruch, weil ſie ſich beym Huſten und Schreyen vergröſserte, ob ſie ſich gleich nicht zurückſchieben lieſs; *Deſault* aber entdeckte, daſs es eine Waſſerbalggeſchwulſt war, und der Erfolg der Operation beſtätigte ſein Urtheil. Das Gröſserwerden beym Huſten und Schreyen war die Wirkung des durch den Bauchring hinter der Geſchwulſt hervorgetriebenen Bauchfells geweſen. 6) *Desgranges* Erfahrungen über die Möglichkeit bey der Blatterinoculation andere Krankheiten, insbeſondere einen ruhrartigen Durchfall mit einzuimpfen. Sie ſowohl, als einige beygefügte Noten des Herausgebers, können Impfärzten zur Warnung dienen, mehr Rückſicht, als oft geſchieht, auf den Geſundheitszuſtand der Subjekte zu nehmen, deren Blattermaterie ſie zur Einimpfung brauchen. 7) Erfahrungen über den Nutzen des Aconitextracts in zwey ganz hoffnungsloſen Fällen der Magenverhärtung, von *d'Ivoiſy*. 8) *De France* von einem Brand am Hodenſack, der denſelben ganz zerſtörte. Das Scrotum erzeugte ſich wieder, und wurde auch wieder behaart. 9) *Waton* über die Behandlung der Flechten und den Nutzen des Schierlingsextracts. 10) *Bienvelot* Beobachtung einer mit Flechtengift verbundenen veneriſchen Krankheit, in der das Queckſilber ſchädlich war. 11) *Souville* Beobachtungen über die veneriſche Krankheit und den Gebrauch des Opium in derſelben. Auch dieſe beſtätigen, daſs das Opium nicht als Haupt-, ſondern nur als Nebenmittel in veneriſchen Krankheiten nützlich ſeyn kann, und daſs dergleichen Patienten ſehr groſse Gaben deſſelben leicht vertragen. Sie belehren auch, daſs es dienen kann, bey verborgenen veneriſchen Uebeln die Symptome derſelben wieder zum Vorſchein zu bringen, und beſonders auf der Haut ſichtbar zu machen. In einer Anmerkung rühmt der Hr. Herausgeb. den Nutzen einer Miſchung aus Sublimat und Opium in langwierigen veneriſchen Krankheiten, und der Aſa foetida

Digitized by Google

foetida mit Queckſilber bey Knochenkrankheiten. 12) *Charmeil* Beobachtung einiger veneriſchen Fälle von ſchlimmer Art, und Anwendung des Schierlingsextracts in denſelben. 13) *Conti* Beobachtung einer veneriſchen mit ſehr ſchweren Zufällen begleiteter Krankheit. 14) *De Chaux* Bemerkungen über den Gebrauch narcotiſcher Mittel in der Gelbſucht. Sie nützen, in ſofern ſie erſchlaffen, den Krampf heben, und gewiſſermaſsen auch zähe verſtopfende Materien auflöſen. 15) *Gland* von den glücklichſten Wirkungen des Opium in einem bösartigen, ganz hoffnungsloſen Fieber. 16) *Paſcal* Beobachtung einer Kopfwunde mit Verluſt von Gehirnſubſtanz. 17) Eine Beobachtung einer Halswunde mit Verletzung des Schlundes. 18) Erfahrungen über den Gebrauch der Arzneymittel beym Panaritium, von *Vitiat.* 19) Eine Abhandl. gleiches Inhalts, von *Emanuel.* Ein dem Panaritium ähnliches Uebel entſteht in der flachen Hand, wenn Schwielen in derſelben die Palmaraponeuroſe drücken und reizen. In dieſem und jenem Fall thaten Sublimat-Trochisken und der Höllenſtein ſehr gute Dienſte. Sie erſparten den Patienten die Einſchnitte, linderten die Schmerzen, beförderten und verbeſſerten die Eiterung und dadurch die Heilung des Geſchwürs. 20) *Des Genettes* Beobachtung einer ſteinigen Schwindſucht. Der Vf. fand bey der Leichenöffnung eines an der Schwindſucht geſtorbenen Stückarbeiters in den Luftröhräſten cylindriſche Steine, viel mehr kleinere Körner aber in dem zum Theil zerſtörten Zellgewebe, und, wie ihn dünkte, in den Lymphgefäſsen der Lunge, daher er die uns nicht ſehr einleuchtende Vermuthung aufſtellt, daſs ein Theil der mit der Luft eingeathmeten Kalktheilchen von den Lymphgefäſsen eingeſogen werde, dann durch Extravaſation ins Zellgewebe dringe, und daſelbſt Steine bilde, welche nun durch Zerſtörung dieſes Zellgewebes wieder in die Luftröhrenäſte zurückgeworfen werde. Welch ein Umweg! 21) *Gatterau* über die Eigenſchaften des Taxusbaums und die vortheilhafte Anwendung deſſelben in der Arzneywiſſenſchaft. Er ſcheine nicht merklich giftartig zu ſeyn, einige antiſeptiſche Kraft zu beſitzen, und, nach ein paar unvollkommnen Verſuchen zu urtheilen, im Extract zu 3—7 Gran nützlich zu ſeyn. 22) *Harmand* über den mediciniſchen Gebrauch und die guten Wirkungen des Taxusbaums. Durch mehrere Erfahrungen wird hier bewieſen, daſs dieſes Gewächs in der That giftige Eigenſchaften beſitze, daſs das Pulver und Extract der Rinde und der Blätter, in nicht ganz kleinen Doſen gereicht, Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall, Tenesmus, Schwindel, Betäubung, Schwerharnen, zähen, ſcharfen Speichelfluſs, klebrige, ſtinkende Schweiſse, Freſſen und Röthe der Haut, frieſelhafte oder roſenartige Ausſchläge, Taubheit, Steifheit der Extremitäten, manchmal in dieſen herumziehende, vorübergehende Schmerzen bewirke. Die höchſte Doſis, in welcher der Vf. das Pulver und Extract gab, war von jenem 2 Quent., von dieſem 12 Gran täglich. Er brauchte es mit Nutzen bey der engliſchen Krankheit und der Bleichſucht mit ebenfalls auffallender, doch der zum Theil nachher erſcheinenden Folgen wegen zweydeutiger Wirkung bey der Fallſucht, Convulſionen, Gicht und viertägigem Fieber. 23) *Percy* neue Beweiſe der Unſchädlichkeit der rohgeſesnen Taxusbeeren und der guten Wirkung des daraus bereiteten Syrops und Gallerte. Dieſe Bereitungen erwieſen ſich nützlich bey katarrhaliſchen Zufällen, Coliken und Schwerharnen von Stein und Blaſenkatarrh. 24) *Coze* Beobachtung eines Geſchwürs in der Milz, das ſich in dem Magen öffnete. Erſt bey der Leichenöffnung entdeckte man die Natur des Uebels. 25) Bemerkungen über den Gebrauch eines hölzernen Gorgerets bey der Operation der Maſtdarmfiſteln in einer gewiſſen Tiefe, von *Percy.* Die Einrichtung und der Gebrauch dieſes Inſtruments kann ohne Figuren nicht ganz deutlich gemacht werden. 26) *Halle* Bemerkungen über das Eiterfieber und die Geſchwulſt bey den Blattern. Man müſſe nur zwey Zeiträume in den Blattern unterſcheiden, den Ausbruch und die Eiterung. Das Nachfieber und die Geſchwulſt hangen von der Eiterung nicht ab, ſondern machen eine zweyte Abſcheidung, welche im Zellgewebe und im Syſtem der Lymphgefäſse geſchehe, da hingegen der erſte Blatterausbruch und die Eiterung ihren Sitz im Schleimgewebe und in den Blutgefäſsen habe. Verſchiedene gute Bemerkungen und die Beweiſe jener Behauptung müſſen wir, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, hier übergehen. 27) *Dupan* merkwürdige praktiſche Erfahrungen. Auf Veranlaſſung der einen von dieſen Erfahrungen empfiehlt der Hr. Herausg. in einer Note die ſalzgeſäuerte Schwererde zu ½ Quentl. in 1 Unze deſtillirten Waſſers, und zu 50 und mehrern Tropfen täglich dreymal gegeben, als ein ſehr kräftiges wurmtreibendes Mittel. 28) *Lamarque* Beſchreibung eines Kindbetterinfiebers, das faſt allein durch Wiederherſtellung des Milchabzugs durch die Brüſte geheilt wurde. 29) *Archier* Beobachtungen über das Kindbettfieber. 30) Heilung einer Fuſs- und Kniegeſchwulſt durch Queckſilbereinreibungen. 31) *Duvigneau* Entbindung einer todten Frau auf dem natürlichen Wege. Sie geſchah, wie ſichs von ſelbſt verſteht, durch die Wendung und ohne ſonderliche Schwierigkeiten. 32) *Rigal* Beobachtungen eines periodiſchen ſoporöſen Zufalls und einer Nyctalopie, die beide geheilt wurden. Jener durch Brechmittel beym erſten Eintritt der Zufalle gegeben; dieſe durch Verbinden und lange Ruhe der Augen. 33) Beobachtung einer todtlichen veneriſchen Krankheit, von *Dagneau.* Tödtlich wurde ſie durch einen Abſceſs im Becken und Unterleibe, welcher ein Bubo vorausgegangen war. 34) *Berthrau* Beobachtung eines Krebsgeſchwürs im Magen. 35) *Pinet* Einfluſs der Revolution in Frankreich auf den Geſundheitszuſtand. Verſchiedene Krankheiten, beſonders Vapeurs und Todesfalle, waren um dieſe Zeit in der Hauptſtadt ſeltener, als vorher; hingegen kamen Verſtandesverwirrungen verſchiedener Grade, beſonders bey Weibern, häufiger vor. 36) Witterungs- und Geſundheitszuſtand von Paris im J. 1790. — In der zweyten Abtheilung dieſes Bandes folgen nun kurzgefaſste Anzeigen neuer und intereſſanter Ideen, Beobachtungen, Entdeckungen, Inſtrumente u. ſ. w. Die Anzahl derſelben iſt zu groſs, (132 Num. rn.) als daſs wir ſie einzeln namhaft machen könnten, ſo viel Brauchbares ſich auch darunter findet. — Die dritte Abtheilung enthält Modearzneyen, geheime Mittel, Charlatanerien, (zum Theil ſchon, wenn

wir

Digitized by Google

wir uns nicht irren, von Hn. H. im Journal des Luxus und der Moden mitgetheilt,) und die vierte literärische Nachrichten. — Die Fortsetzung dieser lehreichen und nützlichen Sammlung wird gewiss jedem Arzte sehr willkommen seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, auf Kosten des Vf.: *Sämmtliche dramatische Schriften*, von *Johann Christian Brandes*, fünfter und sechster Band. 1790. in 8. (Jedes Stück ist besonders paginirt, weil jedes auch einzeln verkauft wird.)

Hr. B. fährt fort, theils revidirte ältere, theils ungedruckte neuere, kurz, seine sämmtlichen Schauspiele, nachdem sie die Theaterprobe, mit mehrerm und minderm Glück, ausgehalten, dem lesenden Publikum vorzulegen, und liefert im *fünften* Bande: 1) *Was dem einen recht ist, ist dem andern billig*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, 1782 verfertigt, und hier zum erstenmal gedruckt. Dieses Stück entstand aus einem geschriebenen Fragmente, welches Hr. B. nebst andern Manuscripten aus dem Nachlasse des ehemaligen Prinzipal *Koch* gekauft hatte. Die Charaktere des ungenannten Vf. wurden beybehalten, nur der Plan besser geordnet, und der Dialog neu gemacht. Hr. B. muthmasst, dass der Ungenannte aus französischen Quellen geschöpft habe, und das ist sehr wahrscheinlich, da die Intrigue von der Art ist, wie man sie in hundert französischen Komödien findet. Ein flatterhafter Ehemann liebt seine Frau in der That; kann aber seine ehemaligen Grundsätze noch so wenig ablegen, dass er es seiner Frau zum Verbrechen macht, dass sie — seine Frau ist. Er muthet ihr zu, vor der Welt kalt zu thun, unter vier Augen die Liebhaberin, und öffentlich die Beförderin seiner Liebe zu andern zu machen. Hr. B. fand diese Grille selbst so wenig deutsch, dass er diesem Ehemann den französischen Namen liess. Die Frau schickt sich nicht allein in seine Grille, sondern reizt auch argliſtig seine Eifersucht dadurch, dass ein Anderer den Liebhaber bey ihr machen muss. Die beste Scene, die daraus entsteht, ist die achte des dritten Aufzugs, in welcher er, der Ehemann, zur Erkenntniss seiner Thorheit gebracht wird, und welche, gut gespielt, auf dem Theater viele Wirkung thun muss. Einige allzukomödienhafte Charaktere, (z. B. die Kokette Henriette) und der sehr einfache Plan würden mehr gefallen, wenn der Dialog nicht blos geschmeidig und ungezwungen, sondern auch gedankenreich und blühend wäre. Wenn übrigens Hr. B. in der Vorrede klagt, dass das Publikum den Geschmack an der eigentlichen Komödie ganz verliere, und nur Singsang, Lärm, Decorationen und Kleiderpracht liebe; so wird jeder, der die jetzige Lage des deutschen Theaters kennt, mit ihm übereinstimmen, und mit ihm daraus nichts Gutes für die vaterländische Bühne ahnden. — 2) *Die Mediceer*, ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, das schon im zweyten Bande der 1774 erschienenen Lustspiele stand. In der Hauptsache ist hier weiter nichts geändert, sondern nur hie und da eine Lücke in der Handlung ausgefüllt, hin und wieder der Dialog mehr zusammengedrängt und gerundet worden. 3) *Die Erbschaft oder der junge Geizige*, ein Lustspiel in vier Aufzügen, 1780 verfertigt und von einem Nachdrucker ohne des Vf. Willen herausgegeben, hier aber in einer ganz veränderten Gestalt mitgetheilt. Der junge Geizige lässt sich durch seinen Geiz und durch einen Rabulisten verleiten, das Testament, worinn seine Frau zur Erbin eingesetzt ist, zu verbrennen, um der Bezahlung der Legate zu entgehen; allein dadurch giebt er einem ältern Testamente Gültigkeit, durch das die Erbschaft an seiner Frauen Schwester kömmt. Da er mit seinem Geize eine solche Hartherzigkeit verbindet, dass er selbst seine Aeltern von dem Untergange nicht retten mag, ob er es gleich könnte: so verdient er es nicht, dass die gutmüthige Erbin ihm am Ende doch noch eine ansehnliche Geldsumme davon abgiebt. Uebrigens hat Hr. B. den Geizigen mit sehr treffenden Zügen geschildert, ohne deshalb *Moliere*, *Goldoni*, oder sonst einen seiner Vorgänger zu plündern. Die verschwenderische Mutter, die durch ihren verzogenen Sohn bestraft wird, und der andere zwar leichtsinnige, aber dabey edeldenkende Sohn, veranlassen mehrere gute Scenen. Ueberhaupt ist diess das beste Stück des fünften Bandes, und auch in sofern merkwürdig, als die Handlung ununterbrochen interessirt, obgleich im ganzen Stück keine Liebes- und Heyrathsgeschichte vorkömmt. — Im *sechsten* Bande findet man folgende Schauspiele: 1) *Der Gasthof, oder Trau, schau, wem?* ein Lustspiel in fünf Aufzügen, eine der frühesten und bekanntesten Arbeiten des Vf., die 1770 zuerst erschien, und sodann 1774 mit andern Lustspielen verbessert herausgegeben ward. Hr. B. bekennt nun, die erste Idee davon aus *Fieldings* Amalie entlehnt, und damit eine wahre Geschichte von einem falschen Freunde verwebt zu haben. Er gesteht, dass der komische Gastwirth darinn für eine Nebenperson zu stark gezeichnet, und dass diess ein Fehler sey, worauf ihn *Lessing* aufmerksam gemacht habe. Da er aber glaubte, dass ein grosser Theil des allgemeinen und dauerhaften Beyfalls, den dieses Stück auf allen Bühnen erhalten, von diesem grotesken Charakter herrühre, so konnte er sich nicht entschliessen, etwas darinn zu verändern, und er begnügte sich daher, nur einige einzelne Stellen des Stücks umzuarbeiten, die nicht Wahrscheinlichkeit und Rundung genug hatten. 2) *Unbesonnenheit und Irrthum*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, 1789 verfertigt und hier zum erstenmal gedruckt. Die Geschichte des unbesonnenen Jünglings, der sich durch eine, ihrem Mann entlaufene Buhlerin, bestricken lässt, und von seinem Irrthum durch ihren Mann und durch ihre Bestrafung zurückgebracht wird, ist aus *Toussaint's* Historie der Leidenschaften und insbesondere aus des Ritter *Shrop* Geschichte in derselben entlehnt. Der Plan ist gut angelegt und durchgeführt; die Charaktere des gutmüthigen Vaters, der Buhlerin, des treuherzigen und geschwätzigen Seeofficiers, des Intriguenmachers *Fallin* sind gut bearbeitet. Gegen die Wahrscheinlichkeit, zu der sich der unbesonnene Jüngling entschliesst, führt der Vf. selbst einige Bedenklichkeiten an; wenn er aber auch noch so wahrscheinlich wäre, so macht er doch das Stück

Digitized by Google

für ſeinen übrigen Inhalt zu tragiſch. Daſs die würdige Perſon, die der Unbeſonnene einer Buhlerin nachgeſetzt, ihm, nachdem er ſeinen Irrthum einſieht, ſo ſchnell die Hand bietet, ohne ſich erſt eine gewiſſe Prüfungszeit vorzubehalten, iſt zu ſehr nach dem gewöhnlichen Gang der Komödien. 3) *Ino*, ein Melodrama in einem Aufzuge, 1777 verfertigt, bald darauf gedruckt und von Hn. Kapellmeiſter *Reichard* componirt. In dieſem Abdruck ſind einige Fehler geändert, und am Schluſs beſonders einige erhebliche Abänderungen und Zuſätze gemacht worden. Ueber das gräſsliche Gemälde, da S. 17 ein Sohn der Ino bey den Haaren ergriffen und an einen Felſen geſchmettert wird, ſagt der Vf. ſelbſt offenherzig, daſs ſolche Scenen nie auf die Bühne gebracht werden ſollten; allein da das Drama einmal componirt, und dieſe Scene mit dem Gang deſſelben zu ſehr verwebt war, ſo meynt der Vf., er habe ſie ſtehn laſſen müſſen.

Dresden u. Leipzig, b. Breitkopf: *Neue Tauſend und eine Nacht*, Mährchen aus dem Arabiſchen überſetzt und herausgegeben von den Herren *Chavis* und *Cazotte*, verdeutſcht von *C. A. W.* Erſter Band, 1790. 524 S. in 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Kaum war in Frankreich die Ergänzung der durch *Galland* zu Anfang dieſes Jahrhunderts unvollkommen bekannt gemachten *Mille et une Nuit* erſchienen, als wir ſchon eine doppelte Verdeutſchung davon erhielten, nämlich die eine in der *blauen Bibliothek*, und ſodann die, ſo hier angezeigt wird. Vermuthlich hat keiner dieſer beiden Ueberſetzer etwas von dem Vorhaben des andern gewuſst. Wie ſich der Werth beider Ueberſetzungen gegen einander verhalte, wird am beſten erhellen, wenn wir den Eingang des erſten Mährchens nach beiden Ueberſetzungen herſetzen:

Blaue Bibliothek.

„Das *Haraphatfeſt* hatte zu *Bagdad* um *Haran - al Raſchid* „die Weſſire, die Groſsen, den Adel und ſogar einen Theil „der Potentaten verſammelt, welche dem Scepter dieſes mächtigen und berühmten Kaliphen unterworfen waren, um mit „ihm die Feyer dieſes groſsen Feſtes zu begehen. Man hatte nichts verabſäumt, die Pracht und den Pomp dieſes Feſtes unter der ſtrengen Befolgung der vorgeſchriebenen Ceremonieen zu verherrlichen. Das Gewölbe der groſsen Moſkee ertönte harmoniſch von den wohlklingenden Stimmen „der *Hatibs*, Wohlgerüche erfüllten die Luft, das Blut der „jungen Moſchenkühe rieſelte auf dem Altare, den die verſchiedenen, dieſem heiligen Dienſte geweihten Perſonen und „Stände umringten; kurz, man hatte es an nichts fehlen laſſen, was dem Himmel und der Erde die Andacht und Gottesfurcht des Befehlshabers der Gläubigen und des gröſsten „Fürſten der Erde bezeugen konnte. Aber die Ceremonie „dauerte lang; *Harum*, der durch die vielen perſönlich empfangenen Huldigungen und die Nothwendigkeit, ſie durch „Aufmerkſamkeit zu erwiedern, ſchon abgemattet war, konnte ſich kaum vor Müdigkeit und ſelbſt, vor langer Weile „mehr laſſen.“

Ueberſetzung des Herrn W.

„Zu dem *Haraphatfeſte* verſammelten ſich in *Bagdad* zu „*Harum Al Raſchids Hofe* die Weſſire, die Groſsen, der „Adel und ſogar ein Theil von den Potentaten, die dem Scepter dieſes mächtigen und berühmten Kalifen unterworfen „waren, um mit ihm die Feyer dieſes erhabenen Feſtes zu „begehen. Alles wurde bey der gewiſſenhafteſten Beobachtung „der Religionsgebräuche *verſchwenderiſch angewandt*, um die „Pracht, *die Decoration* und die Herrlichkeit des Feſtes *auf* „*Moglichſte* zu vergröſsern. Die tonvollen Stimmen der *Ha*„*tibs lieſten* das Gewölbe der Moſchee von Harmonieen wie„derhallen, Wohlgerüche *balſamirten* die Luft, das Blut jun„ger Rinder rieſelte auf dem *Altare*, vor dem die mancher„ley, dem *Dienſte des Altars* geweihten *Orden* rings umher „*dienten*; kurz, es fehlte an nichts *von allem dem*, was vor „Himmel und Erde der Frömmigkeit des Beherrſchers der „Glaubigen, *des oberſten Furſten der Muſelmanner*, und des „gröſsten unter den Regenten des Weltkreiſes *zum Zeugniſs* „*dienen* konnte. Allein die Ceremonie währte lange; *über*„*dieſs* ward auch *Harum* durch die Menge von Ehrfurchtsbezeigungen, *die ihm inſonderheit widerfuhren*, und durch die „Nothwendigkeit, *ſich aufmerkſam darauf zu bezeigen*, endlich „ermüdet.“

Wir haben einige Stellen, wo wir glauben, daſs die Ueberſetzung des Hn. W. zu weitſchweifig, zu matt oder nicht paſſend genug iſt, durch andere Lettern unterſchieden.

Rothenburg a. d. Fulda, bey Hermſtädt: *Briefwechſel einer portugieſiſchen Nonne mit dem Ritter von Chamilly*, a. d. Portugieſiſchen. 1788. 110 S. 8.

Weil der franzöſiſche Vf. eine Ueberſetzung aus dem Portugieſiſchen vorgab, ſo behielt der deutſche Ueberſetzer dieſes Vorgeben auf dem Titel bey. Die *Lettres d'Amour d'une Religieuſe Portugaiſe ecrites au Chevalier de C. Officier françois en Portugal*, die 1669 zuerſt herauskamen, und die man einem Hn. von *Guilleraque* zuſchreibt, wurden ſchon 1751 zu Altona ins Deutſche, aber ſo überſetzt, daſs der vornehmſte Vorzug des Originals, die Wärme des Ausdrucks, ganz verloren gieng. Gegenwärtige Ueberſetzung klingt wirklich ſo matt und ſchleppend, als wenn ſie vor 40 oder 50 Jahren verfertigt worden wäre. Man leſe nur folgende Probe, S. 9: „Ach, dein letzter Brief machte meinen Zuſtand *gar er*„bärmlich. Mein Herz wurde ſo ſehr gerührt, ſo gepreſst, „daſs *meine Seele aus mir zu fahren ſchiene*, nur um dich „zu ſprechen. Ich wurde von ſo vielerley Bewegungen, „die mir *auffliegen*, *angegriffen*, daſs ich auf drey Stun„den *ganz von Sinnen*, und mehr todt, als lebendig war. „Ich kam einige Augenblicke wieder zu mir ſelbſt, aber „nur damit ich mein Leben für dich verlöre, da ich es „doch nicht für dich behalten ſoll. Faſt wider Willen „muſste ich endlich des Tages Licht wieder ſehen, da ich „*eben* vor Liebe zu ſterben glaubte, ein Zuſtand, der mir „der angenehmſte würde geweſen ſeyn, da ich nun nicht „mehr ſo viele Schmerzen über deine Abweſenheit würde empfunden haben. Das Uebel *gieng vorbey*; ich „muſste aber doch verſchiedene *Schmachheiten* ausſtehn; „kann ich denn aber wohl ohne *Weh und Ach* ſeyn, ſo „lange du nicht bey mir biſt?“

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Auguſt 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Johnſon: *A Treatiſe on the digeſtion of Food*, by G. *Fordyce*. 1791. 204 S. 8.

Dieſe Abhandlung über die Verdauung wurde als Rede bey einer gewiſſen Stiftung vor dem Collegium der Aerzte gehalten, und iſt hier nebſt dem lateiniſchen Prologus und Epilogus abgedruckt, von denen man aber wohl ſagen kann, was auf dem Titel ſteht: *Dum ſexaginta numeret Caſſelius annos — Ingenioſus homo eſt; quando diſertus erit?*

Der Inhalt iſt phyſiologiſch, und ſetzt die Beſchaffenheit der Verdauungsorgane, der Verdauungsſäfte, deſſen, was man Nahrung nennt, und die Operation, die damit vorgehen muſs, wenn es Blut werden ſoll, auseinander; ein mehr praktiſcher Theil, der die verſchiedenen Nahrungsmittel einzeln durchgehen, und ihr verſchiedenes Verhältniſs zu den Verdauungsorganen zeigen ſoll, wird nachfolgen. — In der *Beſchreibung der Verdauungswerkzeuge* läſst ſich der Vf. auf keine feinere anatomiſche Analyſe von Nerven, Blutgefäſsen, lymphatiſchen Gefäſsen u. ſ. w. ein, ſondern begnügt ſich mit der allgemeinen Darſtellung der Lage, Geſtalt und Wirkungsart des Magens und der dünnen Gedärme; — die dicken ſind gar nicht erwähnt. Nach ſeiner Meynung iſt im natürlichen Zuſtand nie Luft (*vapour*) im Magen und dem Darmcanal gegenwärtig. (Wir ſollten aber glauben, ohne dieſelbe ſey die Beybehaltung der Ausdehnung und Form der Gedärme, die wir auch im völlig ausgeleerten Zuſtand finden, nicht denkbar, und die Entwicklung von Luft ſcheint uns eben ſo unzertrennlich von dem Proceſs der Verdauung als nothwendig zur Forttreibung der Excremente zu ſeyn.) — Das *Duodenum* iſt ſehr weſentlich von dem *Jejunum* verſchieden, unerachtet man nicht genau den Punct angeben kann, wo das eine aufhört und das andre anfängt. — Vergleichung des Thiermagens mit dem menſchlichen, und Nothwendigkeit des Verſchluckens kleiner Steine bey den Vögeln, um die Verdauung zu befördern, und den Mangel der Zähne zu erſetzen. Um Hn. *Spallanzani* zu widerlegen, der dies bloſs für zufällig und für eine Folge der Dummheit dieſer Thiere hält, hat er eine Menge Verſuche mit Hühnern angeſtellt, die er durch künſtliche Wärme ausbrütete. Von denen, die Steinchen unter dem Futter bekamen, ſtarb keines, von denen aber, denen keine gegeben wurden, ſehr viele. Sie wiſſen genau, wie viel Steine nach Verhältniſs der Nahrung, und welche Arten ihnen zuträglich ſind. So ſuchen die Hennen zum Eyerlegen beſonders Kalkſteine auf, weil ſie auſserdem leicht an dem gehinderten Fortgange der Eyer ſterben. — Bey ſolchen Thieren, welche bloſs von Pflanzenkoſt leben, iſt der Darmcanal länger, als bey den Fleiſchfreſſenden; bey denen, welche beiderley Nahrung genieſsen, von mittlerer Länge. Bey Polypen und andern Pflanzenthieren iſt animaliſche und vegetabiliſche Ernährung verbunden; der Magen verdaut die Nahrung, und in ſo fern ſind ſie Thiere; aber ſie wird von da aus eingeſogen, und, ohne Herz oder Circulation, den übrigen Theilen zugeführt, wie bey den Pflanzen. — Ehe der Vf. weiter geht, ſetzt er den Begriff des Worts *Mucilago* genauer auseinander, um ſich deſſen in Beſtimmung der Nahrungsmittel richtiger bedienen zu können. Er verſteht darunter eine Klaſſe von Subſtanzen, die ſich bloſs im Thier- und Pflanzenreich findet, durch Verdünſtung in der Wärme feſt wird, und wenn man keine zu ſtarke Hitze anwendet, und keine Gährung ſtatt finden läſst, durch Wiederbeymiſchung des abgezogenen oder andern reinen Waſſers wieder in den nemlichen Zuſtand zurückkehrt, den ſie vor der Verdunſtung oder Deſtillation hatte. Die zurückbleibende feſte Materie iſt inflammabel. Im gewöhnlichen Zuſtand iſt dieſe Subſtanz immer mit Waſſer verbunden, doch auf dreyerley Art: erſtens ſo, daſs ſie einen feſten Körper bildet, zweytens, daſs ein flüſſiger, aber nicht im Waſſer auflöslicher, dadurch entſteht, wie z. B. Mucus, oder endlich ein flüſſiger, im Waſſer völlig auflöslicher, wie Blutwaſſer u. ſ. w. Doch kann dieſe Subſtanz entweder durch langes Kochen, oder durch die Papinianiſche Maſchine ganz im Waſſer auflöslich gemacht werden. — Eine charakteriſtiſche Eigenſchaft dieſer Körper iſt noch die, daſs bey ihnen *Coagulation* ſtatt findet, eine chemiſche Operation, welche ſonſt in keiner andern Materie bemerkt wird. Zwar erzeugt ſich durch Vermiſchung von Alcohol und Salmiakgeiſt eben ſowohl ein Coagulum, als wenn man das Alcohol auf Eyweiſs gieſst. Aber jener Proceſs, ſo wie mehrere andere mit ſaliniſchen Körpern, verdient den Namen *Coagulation* auf keine Weiſe, ſondern iſt ein bloſser Niederſchlag; da hingegen bey der wahren bloſs dem Mucilago eigenen Coagulation, der Mucilago nicht nur vom Waſſer getrennt, ſondern auch in ſeiner innern Beſchaffenheit verändert wird; denn er iſt nun unauflöslich im Waſſer, und zwar ohne daſs irgend ein Theil des Alcohols ſich mit demſelben vereinigt; — alſo eine ganz eigene, und von allen andern chemiſchen weſentlich verſchiedene, Operation. Es erfolgt alſo das nemliche Reſultat, was die Hitze hervorbringt, nur mit dem Unterſchied, daſs das Reſiduum, was von der Hitze bleibt, ſich wieder mit Waſſer, wie vorher, verbindet; das durch Coagulation bewirkte aber nicht. Alle animaliſche Mucilagen, Serum, Lymphe, (nachdem ſie von allen fremden Theilen gereinigt worden,) Eyweiſs, Mucus, die Haut, Flech

Digitized by Google

ſen,

ſen, Muskeln, Knorpel u. ſ. w. geben nach der Coagulation ganz einerley Subſtanz, (wie der Vf. durch zahlreiche Verſuche beſtätigt hat,) und beweiſen dadurch, daſs aller animaliſche Mucilago in weiter nichts von einander verſchieden iſt, als in ſeiner verſchiedenen Auflöslichkeit im Waſſer. — Der Vf. kommt nun auf die den Nahrungsmitteln bey der Verdauung zugemiſchten Säfte. *Speichel* iſt eine aus Waſſer, farbeloſen Mucilago und ſalzigten Theilen zuſammengeſetzte Flüſſigkeit, und nach ſeiner Meynung von wenigem oder keinem Nutzen für die Verdauung, die Schlüpfrigmachung des Schlunds ausgenommen. (Sehr paradox und gegen alle Erfahrung; Speichel iſt gewiſs das erſte Aſſimilationsmittel unſerer Speiſen.) — *Magenſaft* und die coagulirende Eigenſchaft deſſelben und der innern Magenhaut. Sie iſt ſo groſs, daſs ein Stückchen derſelben von 7 Gran Gewicht, mit Waſſer infundirt, mehr als 100 Unzen Milch gerinnen zu machen im Stande war. Man kann ſogar die Haut mit Lauge waſchen, und ſie behält dieſe Eigenſchaft doch, daher man auch noch nicht beſtimmen kann, ob dies coagulirende Weſen von feſter oder flüſſiger Beſchaffenheit iſt, genug daſs es ſich ſehr ſchwer in Waſſer auflöſet, ohne Geſchmack, Geruch und Farbe iſt. *Schleim* und Waſſer ſind die übrigen Säfte des Magens. — Die *Galle* beſteht aus Waſſer und Mucilago, welcher ſich durch Säuren abſondern läſst, und eine Art von Harz darſtellt, denn es ſchmelzt in einem mäſsigen Grad von Wärme, und wird durch Alcohol aufgelöſet. — Der *pancreatiſche* Saft iſt wäſsricht, farbelos und ſalzigt, und beſteht aus Mucilago, Waſſer, Kochſalz und Salmiak. — Die Drüſen des Duodenum ſcheinen einen eigenthümlichen Saft abzuſondern. — Nun von den *Nahrungsmitteln*. Für die Pflanzen iſt Waſſer und reine Luft hinreichend, aber auch ſelbſt für manche Thiere; der Vf. ſchloſs z. E. Goldfiſche in Brunnenwaſſer ein, das anfangs alle 24 Stunden, hernach alle 3 Tage erneuert wurde, und ſie lebten ſo 15 Monate lang, und wurden noch einmal ſo groſs. Er verſuchte es hierauf mit deſtillirtem Waſſer, das er mit atmoſphäriſcher Luft ſchwängerte, und um allen Zugang von Inſecten zu verhüten, verſtopfte er das Gefäſs; demungeachtet lebten die Fiſche darinnen, wurden gröſser, und gaben Excremente von ſich wie vorher. Auch Lebensluft, aus Nitrum oder Minium bereitet, diente eben ſo gut dazu, als atmoſphäriſche Luft. — Der nahrhafte Theil der Pflanzen beſteht aus ihrem Mucilago, ſo auch bey Thieren, und daher kann jeder thieriſche Körper zur Nahrung dienen, ſogar giftige. Es giebt eine Art Sicilianiſcher Inſecten, welche von Canthariden leben, und ſelbige ganz auffreſſen, dennoch aber nicht die mindeſte ſcharfe oder auf der Haut brennende Eigenſchaft haben. Die Nahrung des Menſchen beſteht in dem Pflanzenreich vorzüglich aus der mehlichten Materie (Stärke), welche in allen Getreidearten, Hülſenfrüchten, Obſtarten, Wurzeln u. ſ. w. enthalten iſt, Zucker, (welcher ebenfalls ein Beſtandtheil aller Pflanzen, die Schwämme ausgenommen, iſt,) Oel, Gummi, (hier fehlt die ſo wichtige Salepwurzel), vielleicht die vegetabiliſche Säure; in dem Thierreich aus allen Theilen deſſelben, Blut, coagulabler Lymphe Serum und allen feſten Theilen der Thiere, (denn ſie beſtehen alle aus Mucilago und Waſſer, die Kalkerde und Calx phosphorata abgerechnet, die ſie enthalten.) Der Vf. kannte ſogar einen Neger, deſſen gröſster Leckerbiſſen eine Suppe von Klapperſchlangen war, zu der das ganze Thier, den Kopf mit ſeinem ſchrecklichen Gifte nicht ausgenommen, gekocht wurde. — Der Vf. geht nun zur Betrachtung des *Chylus* über. Er hat gefunden, daſs der Nahrungsſaft der vierfüſsigen Thiere ſich durch gar nichts von dem menſchlichen auszeichnet, und daſs er aus folgenden Theilen beſteht: 1) einem flüſſigen in den Milchgefäſsen enthaltnen Theil, welcher aber gerinnt, ſobald er extravaſirt, 2) einer Flüſſigkeit, die ſich durch Hitze coaguliren läſst, und in allen Eigenſchaften die gröſste Aehnlichkeit mit dem Blutſerum hat, 3) aus Kügelchen, welche das Ganze weiſs und dicht machen. Es gehen auch eine Menge andrer Theile, ſelbſt ſolide, in den Chylus über, Indigo, Moſchus etc., (eine kleine Erinnerung für die, die ſo ganz den Uebergang der Arzneymittel ins Blut abläugnen möchten.); doch haben die Milchgefäſse eine Kraft, manche Theilchen zurückzuſtoſsen, z. E. grüner Vitriol; Galläpfel giengen nicht über. — Da dieſe Beſtandtheile ganz verſchieden von dem menſchlichen Weſen und den andern Theilen der Nahrungsmittel ſind, ſo muſs ſchon bey der Verdauung eine Veränderung vorgehen, die jene Beſtandtheile in dieſen neuen Körper umſchaft. Hier verliert ſich der Vf. ein wenig in metaphyſiſche Raiſonnemens, um feſtzuſetzen, daſs das kleinſte Theilchen eines Körpers immer daſſelbe bleibt, wenn man auch die Trituration und Trennung noch ſo weit fortſetzen wollte, und daſs folglich aus dieſer Operation die Chylification ſchlechterdings nicht zu erklären ſey. — Eben ſo wenig iſt die Meynung derer zur Erklärung zureichend, welche annehmen, daſs durch die Verbindung mit einem im Magen befindlichen Menſtruum die Umſchaffung der Nahrungsmittel in Chylus geſchähe; denn ſonſt könnte unmöglich vegetabiliſche und animaliſche Nahrung ganz einerley Chylus geben, wie der Vf. durch mehrere Experimente bewieſen hat, und wie kann die bloſs coagulirende Eigenſchaft des Magenſafts einen neuen Körper, wie Chylus, hervorbringen? (Hier ſcheint doch der Vf. zu ſehr den Unterſchied einer im lebenden Körper geſchehenden Action von einem auſser dem Körper angeſtellten Experiment zu vergeſſen.) — Die Hypotheſe der Gährung, wodurch vegetabiliſche Koſt bis zum Anfange der Fäulniſs gebracht, und ſo der Fleiſchnahrung gleich gemacht, oder animaliſirt würde. Aber die Acéſcenz der vegetabiliſchen und Fäulniſs der animaliſchen Nahrung ſind nur auſser dem lebendigen Körper oder in einem kranken Magen möglich, in einem geſunden bemerkt man ſie nie, auch iſt der durch Fäulniſs hervorgebrachte Mucilago ganz von den Beſtandtheilen des Chylus verſchieden. — Die Meynung des Vf. geht alſo auf folgendes hinaus, daſs der ganze Proceſs der Chylification in einer Decompoſition und Recombination der Elementartheilchen beſteht, wozu es durchaus nöthig iſt, daſs die Nahrungsmittel erſt im Magen aufgehalten, durch den Magenſaft in ein Coagulum verwandelt, wieder aufgelöſet, und zur Chylification vorbereitet werden. Dies ſieht man am beſten bey der Milch, welche faſt das nemliche als Chylus zu ſeyn ſcheint, und

Digitized by Google

dennoch im Magen erst coaguliren mufs, um verdaut und zu Chylus verarbeitet zu werden. Milch in den Magen gebracht, wird nicht von dessen Milchgefäfsen absorbirt, aber wohl, wenn man sie ins Duodenum bringt. Es wird also die Nahrung im Magen in eine neue Substanz verwandelt, deren Eigenschaften bis jetzt unbekannt sind, die aber die einzige ist, aus welcher das Duodenum und Jejunum einen Chylus bereiten können; so wie Mucilago, die mehlichte Materie, und die natürliche vegetabilische Säure in Wein verwandelt werden können, aber ehe dies geschieht, mufs erst Zucker daraus werden. Diese erste und wichtigste Operation der Verdauung ist nur in einem lebendigen Körper möglich; daher es denn auch kommt, dafs die innere Oberfläche des Magens ganz verschieden von der des Oesophagus, Duodenum u. s. w. ist, und durch ihre vielfach zellichte Beschaffenheit eine unermefsliche belebte Oberfläche zur Bearbeitung der Nahrung darbietet. — Weder der coagulirende Magensaft, noch die den Speisen in den Gedärmen beygemischten Säfte, Galle u. s. w. gehen in die Materie der Nahrung selbst über, und der Gallengang kann verstopft oder unterbunden seyn, und demunerachtet wird Chylus erzeugt. (Gewifs ist die Galle hiezu nicht so unnöthig, und sie behauptet unstreitig in der zweyten Verdauung und zur Abscheidung des Chylus einen der ersten Plätze.) — Wir müssen noch manche interessante Bemerkung übergehen, und können im Ganzen das Urtheil fallen, dafs, unerachtet mancher paradoxen, halbwahren und sophistischen Sätze, dies Buch doch viel gründliches und neues, und wahre Berichtigungen der so dunkeln Lehre enthält.

Erfurt, b. Keyser: *Deutliche Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu erkennen, und richtig zu behandeln.* Zur Empfehlung einer richtigen Kurart, und zur Verbannung einer groben Empirie, für angehende Aerzte, Wundärzte und Unerfahrne in der Arzneywissenschaft, von D. *Aug. Friedr. Hecker.* Mit einem Kupfer. 1791. 322 S. 8.

Unstreitig schreibt Hr. *H.* zu viel, um Zeit genug zum Nachdenken und gründlichen Studium seiner Gegenstände übrig zu behalten, und es ist daher unmöglich, dafs seine Producte die Reife erhalten, nach der doch ein anfangender Schriftsteller vorzüglich streben sollte. Gegenwärtige Schrift ist ein neuer Beweis davon. Schon die ganze Idee ist uns mifsfällig; denn wir sind völlig überzeugt, dafs schlechterdings kein medicinisches Buch dem Arzt und Layen zugleich angemessen und nützlich seyn kann. Aber so enthält es, wie gewöhnlich, für den einen zu viel, und für den andern zu wenig, und wir müssen hierdurch jeden Unerfahrnen, der, durch den Titel geblendet, das Büchlein vielleicht zu Rathe zieht, warnen, ja keine von den medicinischen Verordnungen ohne Zuziehung eines Arztes zu befolgen, d. h., lieber gleich sich dem Arzt anzuvertrauen, und das Büchlein liegen zu lassen. Selbst die diatetischen Regeln sind so unbestimmt, und zum Theil mifslich, dafs sie nur relative Anwendung erlauben. Was kann z. E. nicht für Unglück entstehen, wenn jemand, der sich nicht für vollblütig hält, (und dies können die wenigsten beurtheilen,) beym Tripper tüchtige Portionen Wachholdersaft (S. 146.) nimmt, zuweilen sich einen Trunk Wein und Punsch (S. 156.) erlaubt, das Baden und Waschen des Glieds mit warmer Milch unterläfst, weil es hier für nachtheilig erklärt wird, und mit einem Worte die Regeln befolgt, die nicht der Sache, sondern seinem Geschmack am angemessensten sind? Und gehört nicht sehr wenige Gewissenhaftigkeit dazu, dem Layen solche Mittel, wie Sublimat, Opium, Aconitextract, in die Hände zu geben, bey Halsgeschwüren Höllensteinauflösung und Grünspan zu empfehlen, und doch in der Vorrede zu sagen: Um das Buch den Unerfahrnen brauchbar zu machen, „schlug ich keine gar zu wirksame Kurmethoden vor, die nur dann nützlich werden können, wenn sie ein sehr geschickter Arzt leitet.“ Wir bedauern den Kranken, der diesen Versprechungen traut; er wird bald erfahren, dafs diese Mittel nur gar zu wirksam sind. — Das Buch selbst enthält für den Arzt nichts neues, wie der Vf. auch selbst gesteht, und gröfstenheils Girtanners Meynungen und Mittel. Es wäre daher weit besser gewesen, der Vf. hätte sich blofs auf die Idee eingeschränkt, die Layen ganz populär über die Ursachen, Zufälle und Beurtheilung der venerischen Krankheit aufzuklären, und sie möglichst vor den dabey gewöhnlichen Vorurtheilen zu warnen, unter welchen gewifs das vornehmste und gefährlichste ist, *sein eigner Arzt seyn zu wollen.* Dann würde freylich die Arbeit auf einige Bogen zusammengerückt seyn, aber er hätte sich auch ein Verdienst um die Menschheit erworben. — Das Kupfer stellt eine Injectionsspritze von elastischem Harz vor; — also etwas sehr bekanntes.

ERDBESCHREIBUNG.

Frankfurt a. M., b. Fleischer: *Le Vaillant Reise in das Innere von Afrika vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus.* In den Jahren 1780 bis 85. Aus dem Französischen. Erster Theil, mit Kupfern. 1790. gr. 8. 317 S. u. 21 S. Vorrede des Verfassers und historische Einleitung.

Hr. *Vaillant*, dessen *Voyage dans l'Interieur de l'Afrique par le Cap de Bonne Esperance dans les Années* 1780 bis 1785 (s. A. L. Z. d. J. B. I. S. 177.) hier in einer guten deutschen Uebersetzung angezeigt wird, unterhält seine Leser, wie bekannt hauptsächlich mit den gefahrvollen Vorfällen seiner romanhaften Reise. Seine Entdeckungen in der Naturgeschichte werden noch ein andres Werk ausmachen, das wir zu erwarten haben; doch ist auch diese seine Reisebeschreibung nicht ganz leer von solchen Betrachtungen. Wir wollen über diese Reise ein paar gelegentliche Anmerkungen noch nachholen. Vorzüglich sind die Nachrichten von der Saldenha Bay. Hier soll der Cachelot, (oder, wie der Uebersetzer auch bemerkt, der wahre Wallfisch,) sehr häufig seyn. Am Eingange der Bay setzt er Dossen Eyland, *Isle de Marmottes*, welches dem Uebersetzer ein unrichtiger Ausdruck zu seyn scheint, weil Murmelthiere in so heifsen Ländern sich nicht aufhielten. Indessen weifs man doch

Digitized by Google

aus dem Mentzel, dafs das Thier, welches die Holländer Dasjes nennen, und davon die Insel den Namen hat, eine Art von Murmelthieren ist. Auffallend ist Rec. die angegebene Lage dieser Insel. Er setzt sie am Eingange der Bay, vor der er vorbey mufste, wenn er nach der tiefer in der Bay liegenden Schaapeninsel hinsegelte. Nach La Caille, dessen Karte hier doch allen Glauben verdient, weil er diese Bay aufgenommen, liegt die Dolfseninsel aufserhalb der Bay und weit vom Eingange. — Zwischen dem Cap und der Falso-Bay traf er die schöne schnellwachsende Protea argentea (holl. Silberbladern) häufig an; eine wichtige Nachricht wegen des bisherigen Holzmangels am Cap. Noch zu Sparmanns Zeit war dieser Baum hier selten.

Die neueste und beste Nachricht für den Geographen ist unstreitig die von der Mossel und Alagoa, jetzt Plettenbergs By. (Hier steht Blottenbergs-By.) Was er hier vorschlägt, um die herrliche und mit dem schönsten Holze versehene Gegend von beiden Bergen der Compagnie recht nutzbar zu machen, ist schon geschehen. Beide sind für die Schiffahrt eröffnet, und seitdem sind die elenden, mit Erde beworfenen, Hütten, die er hier fand, verschwunden. Es sind keine Viehplätze mehr, sondern zum Theil sehr ansehnliche Bauerngüter. Der Gouverneur von Plettenberg, der bey einer Reise hieher in der Alogoa-Bay, (die er Agou-Bay nennt,) seinen Namen auf einer steinernen Säule hauen liefs, hat sich hier gewifs kein elendes Denkmal gestiftet, wie er wohl allenfalls mit Grund von der Säule sagen kann. Sein Andenken erhält die hier gestiftete Colonie, die wegen der herrlichen Gegend, und der vortreflichen Bay, worinn die gröfsten Schiffe sicher vor Anker liegen, und mit allen Bedürfnissen sich bequem versehen können, immer mehr in Aufnahme kommt.

Westeras, gedr. b. Horrn: *Samlingar til en Beskrifning öfwer Norrland.* Femte Samlingen om Westerbotten. I. Bandet af *A. A. Hülphers*, (Sammlung zu einer Beschreibung Nordlands. Fünfte Sammlung, von Westbothnien.) 1789. 1 Alph. 4 Bog. in 8. mit einer Karte.

Hr. Directeur Hülphers gab 1771 die erste Sammlung zu dieser Beschreibung einer von den noch am wenigsten gekannten grofsen Provinzen Schwedens heraus. Diese betraf Medelpadien; die zwote 1775 Jämtland, die dritte 1777, Herjedalen; und die vierte 1780 Angermanland; und nun kommt er hier zu dem am höchsten nach Norden heraufliegendem Theil dieses Landes, nemlich Westbothnien. Der Vf. ist selbst 1758 an Ort und Stelle gewesen, hat hernach durch Briefwechsel mit den Pröbsten im Lande, denen das Consistorium die Sache empfohlen hatte, viele Nachrichten gesammelt; der Landeshauptmann daselbst, Gr. Lejonstedt, der Landeskämmerer Hr. Öhrling, die Akad. der Wissenschaften, das Consistorium zu Hernösand, und viele Prediger haben das MS. durchgesehen. Hr. Oehrling und Hr. Probst Nordin in Stockholm, haben dem Vf. manche Zusätze geliefert; Ursache genug, von ihm vollständige und zuverlässige Nachrichten zu erwarten. Diese betreffen hier doch nur noch die verschiedenen Kirchspiele des Landes; die Beschreibung der Städte und des dazu gerechneten schwedischen Lapplandes wird in einem zweyten Bande folgen. Wir können uns auf die specielle Beschreibung einzelner Kirchspiele, die Lage, Gröfse, Volkszahl, Kirchen, Nahrungsmittel, Viehzucht, Ackerbau, Fischerey, Bergbau, Mineralien, Alterthümer, gewöhnlichen Krankheiten, Kleidung, Sprache, Haushaltung, Lebensart, Handel, merkwürdige Begebenheiten u. s. w. in solchen nicht einlassen, wobey freylich dem Ausländer manches Mikrologie scheinen möchte, was dem dortigen Einwohner interessant seyn kann. Wir wollen also nur blofs etwas von dem Lande überhaupt anführen. Westbothnien liegt zwischen dem 63 und 70sten Grade der Polhöhe, und ist, Lappland mit inbegriffen, die gröfste Provinz in Schweden. Sie ist 150 Meilen lang, und von der See bis an die Felsengebirge oder Reichsgebirge 40 bis 50 M. breit. Ohne Lappland hat es 5 bis 600 Q. Meil. Lappland allein ist 1800 Q. M. grofs. Westbothnien wird mit Unrecht von einigen mit zu Finnland gerechnet. Die Volksmenge ist 45000 Personen, aufser Lappland, das nur 6 bis 7000 Menschen hat. Lappland hat seine eigene Sprache, sonst wird schwedisch nur in Torneä finnisch, gesprochen und gepredigt. An einigen Orten ist es im Junius und Julius Tag und Nacht fast gleich hell, und man sieht da um Johannis von den Bergen die Sonne die ganze Nacht über dem Horizont. Der Herbst fängt dagegen zeitig an. Die Kalte beginnt schon im October mit vielem Schnee, das Eis geht nahe vor der Mitte des May auf, da die Saatzeit einfällt. Hafer und Weizen wird selten gesäet, Winterroggen gedeiht noch am besten. Das Getraide wird in 10 bis 12 Wochen reif. Der gemeine Mann mufs sich häufig mit geringer und schwacher Kost begnügen. Selten reines Brod aus Getreide, meistens sogenanntes Stampebrod aus getrockneten und gemahlenen Kornähren, und etwas Rockenmehl und Hafer, auch wohl etwas feiner Fichtenrinde vermischt; dazu saure Fische und saure Milch, süfse Milch ist nur für Kinder und Kranke. Die Viehzucht ist dort das beste Nahrungsmittel, und ersetzt den Schaden einigermalsen, den Kälte und Frost dem Getreide zufügen. 40,000 bis 50,000 Lispf. Butter sollen doch jährlich verkauft werden. Die Luft ist gesund, die Einwohner sind bey ihrer kärglichen Nahrung frisch und munter, tapfer und sehr geschickt in allerhand Handarbeit. Es giebt dort geschickte Künstler, die es oft weiter bringen würden, wenn sie nicht immer von einem auf das andere verfielen. — Hr. H. hat zuletzt eine *Bibliothecam topographicam* oder Verzeichnifs der Schriften zur Beschreibung Westbothniens, ingleichen der königl. Bedienten in diesem Lehn, vom Civilstaat beygefügt. Auch ist des Past. Tunaei Prediger- und Schulchronik von Hernösands Stift seit den letztverflossenen 200 Jahren bis 1789 mit angehängt worden. Am Ende auch noch Westrobothnia literata und nobilitata und das dortige Militair.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. Auguſt 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Pancoucke, u. Liege, b. Plomteux: *Encyclopédie methodique. Antiquités, Mythologie, Diplomatique des Chartres et Chronologie.* To. I. 1786. in gr. 4. in geſpaltenen Columnen. (3 Rthlr. 4 gr.)

— To. II. 1788. depuis CHLAMYDE jusq' à FYLLA. 722 S. (1 Rthlr. 14 gr.)

— To. III. I. Part. 1790. depuis G jusq' à JUNON. 368 S. ohne daſs der Artikel JUNON geendiget wäre. (1 Rthlr. 14 gr.)

Als dem Rec. in ſeinen jüngern Jahren das Univerſallexicon und die allgemeine Chronik, welche der Buchhändler Zedler in Leipzig drucken lieſs, der ſich dadurch ruinirt haben ſoll, unter dem Namen der allwiſſenden und allgegenwärtigen Bücher bekannt wurden; erwartete er nicht, daſs er am Ende des laufenden Jahrhunderts ähnliche Unternehmungen mit allgemeinem Beyfall würde aufgenommen ſehen: und noch weniger, daſs man ſie als zuverläſſige Mittel, Aufklärung zu befördern, anpreiſen oder gar dafür anerkennen würde. Beides iſt aber geſchehen, und zwar beides von Engländern angefangen, von Franzoſen nachgeahmt und endlich von Deutſchen wieder hervorgeſucht, auch auf mancherley Art erweitert und vervielfaltiget worden; ja es iſt kein Zweifel, daſs ein gewiſſer Zweig der Aufklärung, beſonders unter den höheren und reicheren Ständen, durch dieſe Unternehmungen hervorgetrieben worden. Wer kann nicht heut zu Tage von allem möglichen reden oder doch ſchwatzen, und wenn er reich und vornehm genug iſt, über alle Theile der Gelehrſamkeit, ſo oft er es nöthig findet, mit Kennermiene decidiren? Und wie könnte er das, wenn nicht encyklopädiſche Kenntniſſe ihn mit aller Art von Wiſſenſchaften vertraut gemacht hätten. An einer Kleinigkeit fehlte es nur noch, nämlich am Zuſammenhange, und dieſe Kleinigkeit mochte wohl manchmal unangenehme Folgen haben: ſo, daſs man bedacht ſeyn muſste, ihnen abzuhelfen, und dem alphabetiſchen Wuſte, wo möglich, eine Geſtalt zu geben, welche das Abgeriſſene und Zerſtückelte in einen proportionirten Körper zuſammenfügte, und das Abſchreckende eines unüberſehlichen Chaos in einige Gruppen ſammelte, die einem regelmäſsigen Körper wenigſtens ähnlich ſehen. Gleichwohl muſste der Grundſatz aus leicht zu errathenden Urſachen unbeweglich feſt ſtehen: daſs nur die alphabetiſche Ordnung der Materien ſtatt finden könne. Daraus entſtand die fürchterliche Aufgabe, wie ſich ſyſtematiſche und willkührliche, d. i. alphabetiſche, Ordnung, nicht nur überhaupt, ſondern insbeſondere ſo vereinigen lieſse, daſs man die alphabetiſche nach Belieben in ſyſtematiſche verwandeln könnte, weil man ſich doch immer Leſer dachte und denken muſste, welche weder Zeit noch Luſt hatten, ſich an ſyſtematiſche Denkungsart zu gewöhnen. Dieſes Problem findet man nun in der *Encyclopédie methodique* aufgelöſt. Mit welchem Erfolg? wird das neunzehnte Jahrhundert am beſten beſtimmen. In Anſehung der Alterthümer u. ſ. w., welche in den vor uns liegenden Theilen derſelben nach dieſem Plane bearbeitet ſind, kann Rec. nichts entſcheiden, weil er ſich dazu unfähig findet, und der ältere Hr. *Mongèz*, der Redacteur des Werkes, an der Stelle des verſtorbenen Hn. *Court de Gebelin*, für gut gefunden hat, die allgemeine Einleitung in die vier Theile dieſes Dictionnaire bis ans Ende deſſelben zu verſparen, in welcher er umſtändlich die Grundlagen dieſes Gebäudes, die Quellen, aus welchen man geſchöpfet; die neuen Ausſichten, welche man als ſehr wahrſcheinliche Reſultate vorgetragen; *die Methode, nach welcher man die verſchiedenen Artikel dieſes Dictionaire leſen muſs, um daraus vollſtändige Abhandlungen über jede Materie zu machen;* die nöthigen Kenntniſſe, um die Alterthümer mit Nutzen zu ſtudiren u. ſ. w. angeben wird, wie er in der vorläufigen Anzeige verſichert. Auſserdem ſagt er noch darinn, daſs man eigentlich nur ein Dictionnaire über die Alterthümer verſprochen habe; daſs man aber die Mythologie mit ihren Gebräuchen, alte und neue Chronologie, Diplomatik der Römer und Griechen (?) und der Völker, welche von ihnen an, bis auf die Zeiten der Buchdruckerkunſt, exiſtirt hätten, damit verbunden, weil ſonſt das Werk ohne ſie Gelehrten und Künſtlern kein Genüge gethan haben würde. Noch giebt er in dieſer vorläufigen Anzeige die Quellen an, aus welchen vornehmlich geſchöpft worden, nämlich: *Dictionnaire Mythologique de 1765. Dupuis, Jablonski, Pauw, Caylus, Winkelmann*, von deſſen Schriften er ſagt, daſs ſie ein Handbuch der Alterthumsforſcher und Künſtler ſeyn ſollten; *Beauvais. Hunter, Pellerin, Cabinet de S. Genevieve. de Vienne, de Theupolo* u. ſ. w. nebſt mehrern berühmten Numismatikern, aus welchen er einen zwar kurzen, aber faſt vollſtändigen, Begriff von der Münzkenntniſs ausgezogen zu haben glaubt, womit er, nach des Rec. Urtheil, nicht zuviel geſagt hat. Ferner die Pariſchen und Capitoliniſchen Aufſchriften, die Verzeichniſſe der Olympiaden, Archonten und Conſuln, nebſt der *Art de verifier les Dates*, die Diplomatik der Benedictiner, den *Grävius, Gronovius, Potter, Academie de belles lettres de Paris, de Cortone, de Berlin* etc., *die Metrologie des Paucton.* Endlich erinnert er noch, daſs nur im erſten Bande architectoniſche Artikel vorkommen würden, weil darü-

Digitized by Google

darüber ein eigner Theil vom Hn. *Quatremère de Quincy* erscheinen solle. Die Entschuldigungen, dass nur die lebenden angeführten Gelehrten mit dem Titel Monsieur beehrt, und dass die ausgezogenen Stellen in den Originalsprachen abgedruckt worden, weil man in einem Werke dieser Art keinen schönen Vortrag suchen müsse, würde ein Deutscher sich vermuthlich erspart haben. So weit Hr. Mongèz, welchem Rec. das Zeugniss geben kann, dass er seine Quellen fleissig, sorgfaltig und gut benutzt, folglich alles geleistet habe, was man mit Billigkeit von ihm erwarten kann, wenn ihm, wie es scheinet, nicht viel Zeit dazu gelassen worden. Aber damit dünkt es dem Rec. bey einem solchen Werke nicht ausgerichtet zu seyn. Es sind noch die Fragen zu beantworten: 1) Ist hier mehr geleistet worden, als in den vorhergehenden Ausgaben der Encyclopedie? 2) Sind die altern Ausgaben durch diese neue entbehrlich worden? 3) Sind alle Artikel so sorgfältig bearbeitet, dass die Laien in den erklärten Wissenschaften ohne weitere Untersuchung das Gesagte als zuverlässig wahr annehmen, und sicher darauf Urtheile gründen können? 4) Sind endlich diejenigen Fehler hier möglichst vermieden worden, welche theils die Natur der Sache, theils die menschliche Schwachheit in dergleichen Unternehmungen fast unvermeidlich macht?

Dass hier in den Wissenschaften, welche das Buch angehet, mehr, als in den ältern Encyclopädieen, geleistet worden, glaubt der Rec. völlig bejahen zu können, besonders in Ansehung der neuern Entdeckungen, welche mit grosser Sorgfalt angegeben sind: so weit als er ein so weitläuftiges Fach übersehen, prüfen und beurtheilen können. Dass aber die alten Ausgaben durch diese neuere ganz entbehrlich geworden wären, getraut er sich doch nicht zu behaupten, nachdem er mit der gegenwärtigen sowohl die erste Pariser von 1751, die Livorner von 1770, die Yverduner von 1770, und endlich die Lausanner von 1778, mit ihren Zusätzen in einigen Artikeln verglichen, ohne deswegen zu leugnen, dass alle diese Ausgaben von dem Hn. M. benutzt worden. Doch scheinet er mehr eigne Artikel ausgearbeitet, als die schon vorhandenen blos nachgeschrieben zu haben. Er scheint auch mehr bemüht gewesen zu seyn, das Mangelnde nachzutragen, als das schon Gesagte zu berichtigen oder zu verbessern.

Um die dritte Frage beantworten zu können, muss der Rec. kurz seine Gedanken von den Encyclopädieen einschalten. Sie scheinen ihm in unserm Zeitalter ein nothwendiges Uebel zu seyn; das freylich manche und nicht wenig schädliche Folgen haben *kann*; aber deswegen nicht eben haben *muss*. Man hat einmal in unsern Zeiten angenommen, dass die Ausbreitung aller Art Kenntnisse unter allen Ständen und Geschlechtern zur Cultur oder Aufklärung unentbehrlich sey. Man fodert fast allgemein, dass Personen, deren Erziehung, Stand, Geschäft es ihnen unmöglich macht, mit der Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange gründlich bekannt zu werden, gleichwohl in keinem Theile der Wissenschaften ganz fremd seyn sollen. Ein höchst unbillige Foderung; welche aber nun einmal Mode ist! Woher sollen nun dergleichen Personen die nothdürftigen Kenntnisse schöpfen? doch wohl nirgends anders her, als aus Encyklopädieen, und dass man sich allgemein schmeichle, diesen Endzweck mit Hülfe solcher Schatzkammern aller menschlichen Weisheit zu erlangen, beweiset der starke Abgang derselben, welcher sich vielleicht dem Preise nach auf Tonnen Goldes berechnen liesse. Er könnte auch, insoferne keine gründliche, sondern blos hinlängliche Kenntniss in einzelnen Fällen gesucht würde, ohnfehlbar nach und nach erreicht werden, wenn nur alle Artikel, keinen einzigen ausgenommen, (weil der Laie in einer Wissenschaft eben so wenig, als ein Anfänger, jemals das Falsche von dem Wahren unterscheiden kann,) so sorgfaltig bearbeitet würden, dass keiner etwas ganz Falsches enthielte, wenn er auch mangelhaft oder schief oder sonst fehlerhaft wäre; denn alsdann könnte man doch alle nothleidende Personen, die oft wider ihren Willen den Gelehrten machen müssen, an ein dergleichen Noth- und Hülfsbuch verweisen, so oft als der Nothfall eintrate. Wollte jemand dasselbe misbrauchen, und aus Muthwillen mit Hülfe einer solchen Sammlung den Gelehrten ohne Noth spielen, so würde es leicht seyn, ihn zu überführen, dass encyklopädische Kenntnisse dieser Art und systematisch vollständige himmelweit unterschieden wären. Die Liebe und Achtung der Wissenschaften würde alsdann ohnfehlbar gewinnen, und wenn die Bemühungen, die Encyklopädieen immer mehr und mehr zu vervollkommnen, Jahrhunderte durch fortgesetzt würden, so würde auch der unermessliche Umfang menschlicher Kenntnisse sowohl dem Uneingeweihten fühlbar, als dem wahren Gelehrten nutzbar gemacht werden. Deswegen hat der Rec. sorgfaltig untersucht, ob er etwa einen Artikel antreffen würde, der ganz falsch wäre, oder etwas ganz Falsches enthielte; dadurch aber alle übrige verdächtig mache, und leider hat er dergleichen gefunden, nämlich: „*Acroama. Les Romains adoptoient ce mot grec, pour „exprimer des contes amusans, que l'on recitoit aux convives pendant le repas, et même ceux, qui les faisoient. „On introduisit dans les festins ces espèces de rapsodes „ou de troubadours, à fin, dit Cornelius Nepos, qui „l'esprit des convives fut aussi satisfait, que leur palais: „ut non minus animo, quam ventre convivae delectaren„tur. Le même ecrivain ajoute, que dans un repas l'on „n'admit d'autres rapsodes, qu'un esclave occupé à faire „des lectures aux convives: Nemo in convivio ejus aliud „acroama audivit, quam anagnosten. Cet usage subsiste „encore chez les peuples, qui n'ont pas des spectacles regu„liers, comme ceux des Européens.*" Wie falsch dieser Artikel sey, kann jeder Laie auch blos aus einer Uebersetzung des Nepos im Leben des Attikus Kap. 14 lernen, wenn er die Stelle nachschlagen will, und der Fehler ist desto auffallender, da er keiner ältern Ausgabe, welche der Rec. vergleichen können, nachgeschrieben worden, sondern ganz neu zu seyn scheinet; wozu noch kommt, dass der gleich darauf folgende Artikel: *Acroama* von Mr. *de Castillon fils*, welcher aus dem Supplement der Pariser Ausgabe genommen ist, den Vf. an seinen Irrthum hatte erinnern können. „*Cinerarius. Cinisio. — „Par la suite ces mots désignèrent des perruquiers et des „barbiers, car on lit dans Catulle LXI. 138. Nunc tum „cine-*

Digitized by Google

„cinerarius tondet os. *Comessatio. Collation ou repas lé-*
„*ger que faisoient les Romains peu de temps avant que de se*
„*coucher. Suetone dit de Titus c. 7. n. 1. qu'il prolon-*
„*geoit jusqu' a minuit ce repas avec ses amis: Quod ad me-*
„*diam noctem comessationes cum profusissimo quoque familia-*
„*rium extenderet. Comparare; désignoit la division des*
„*provinces à défendre, faite entre les Consuls après leur*
„*election, et l'appartement des Gladiateurs. Cooptation,*
„*maniere extraordinaire dont quelques corps peuvent s'asso-*
„*cier des membres qui n'ont pas été destinés dès leur jeu-*
„*nesse, ou qui n'ont pas les conditions necessaires à cette*
„*association. Les Augures, les Pontifes Romains se choi-*
„*sissoient quelque fois des collègues par cooptation.*
„*Coucher. Les malades conchoient dans les temples*
„*d'Esculape, pour entendre de la bouche du Dieu les re-*
„*mèdes qu'exigeoient leurs maux.*" Da möchte sich wohl Aesculapius manchmal heiser geredet haben! Mehrere dergleichen Artikel aufzusuchen, hält der Rec. für überflüssig, weil es schon an diesen mehr als zu viel ist.

Die gewöhnlichen und fast unvermeidlichen Fehler einer solchen Sammlung, wenn sie zumal von einem einzigen Manne und zum erstenmale veranstaltet wird, sind Auslassung erfoderlicher, Anführung überflüssiger Artikel; allzugrosse Kürze in einigen, und überflüssige Weitläuftigkeit an andern Stellen, wie auch unterlassene sorgfältige Prüfung der Hauptworte, unter welchen ein Umstand angeführt wird, damit der Unterrichtsuchende nicht getäuscht werde, wozu noch Nachlässigkeit in Beobachtung der einmal angenommenen Methode könnte gerechnet werden, durch welche der Leser, der sich einmal damit bekannt gemacht hat, irre geführt wird. Von allen diesen Fehlern aber ist diese Sammlung nicht frey. *Alea*, ein bekanntes Spiel der Römer, kommt z. B. gar nicht vor; wohl aber *Alea*, ein Zuname der Minerva, und *Aleatorium*. „*Basilissa*. reine: *nom sous lequel Ve-*
„*nus etoit honorée par les Tarentins.*". Das ist der ganze Artikel, und zwar in einem Wörterbuche, in welchem die Numismatik sehr sorgfältig mitgenommen worden. In den Artikeln: *Cheval* und *Chien* fehlen alle Namen der bey den Alten vorkommenden Hunde und Pferde, welche viele Liebhaber hier sehr ungerne vermissen werden, und lieber die Namen der neuern Steinschneider, welche unter dem Worte *Graveurs* hergezählet sind, entbehrt hätten. Hingegen giebt es eine Menge Artikel, welche vielleicht niemand jemals aufsuchen wird. Z. B. „*Aqua che favella. L'eau qui parle Al-*
„*tere. ancien mot francois. Amans, Batard. Chambres*
„*garnies, louer des. Auribus. d. d. d. Avus Senatorum.*
„*Bailo. Balluca. Ballatores. Cybelae. Chon.*" Von allzu kurzen Artikeln, die schon zum Theil angeführten ungerechnet, können Beyspiele seyn: „*Auctoritas. Senatus,*
„*Ballet, Anacletique. Le mode ou plutot le nome ana-*
„*cletique étoit propre à ceux, qui fuyoient devant l'en-*
„*nemi, suivant Maxime de Tyr.*" Ein ganz unverständlicher Artikel. Allzulange Artikel sind nach des Recens. Meynung besonders die chronologischen, z. B. *Calendrier, Chronologie, Cycle*, desgleichen *Abbreviations. Apotheose d'Homere. Hercule. Consulaires*. welcher Letztere mit den dazu gehörigen allein vierzig Seiten einnimmt. Zu den übel ausgesuchten Hauptworten gehören vorzüglich die französischen, z. B. *Accent. Agrafe. Arlequin, Assesseurs* anstatt *dii paredri. Baguier* anstatt *Dactyliotheca. Accouchement. Alchymie. Alinea. Civaux. (Dans le village de) près de Poitiers, on trouve* etc. *Cobald, Constantinople*, in welchem Artikel kein Wort von der Stadt vorkömmt, sondern blos von der Aera CPol. geredet wird. *Courtisanes. Homme nouveau.* Endlich von Nachlässigkeit in Beobachtung einerley Methode zeugen vornehmlich die Artikel, in welchen Verzeichnisse von einerley Redensarten oder Dingen gegeben werden, z. B. unter den Wörtern *A* und *AB*, werden alle Bedeutungen angegeben, welche mit diesen Wörtchen im Lateinischen ausgedruckt werden; und dennoch sind einige ausgelassen, welche hernach besonders vorkommen, als *a veste venatoria* unter dem Artikel *Chasse*, wo es wohl schwerlich jemand suchen wird. So sind auch alle Städte einzeln aufgeführt, von welchen Münzen auf uns gekommen, ohngeachtet die Geographie eigentlich nicht hieher gehört, und nach der in andern Artikeln, z. B. *Aedes*, angenommenen Methode, unter einem Hauptartikel etwa *urbes* ein allgemeines Verzeichniss davon hätte gegeben werden sollen. Noch darf nicht vergessen werden, dass sich der Hr. Vf. wider die Gewohnheit seiner Landsleute der Citationen nicht geschämet, da er z. B. im Art. *Byssus* Hn. *Forster*, und im Art. *Chiffon* sogar *L'almanach de Gotha pour l'annee 1777* als Gewahrsmann anführt. Weil sich auch der Vf. unter dem Artikel *Cygne* eine ganze Vorlesung einzurücken erlaubt, welche er in den *Acadd. des Sciences* und *de belles lettres* 1783 vorgelesen, über den Gesang der Schwäne, welchen er mit Exempeln in Frankreich bestätigt, so glaubt der Rec. ebenfalls berechtigt zu seyn, eine dahin einschlagende Stelle anzuhängen, die an einem Orte steht, wo sie nicht leicht jemand suchen wird, nämlich in *Paulli Bern. Fil. Vidalini Islandi Orat. panegyr. in natalem Regis Daniae Friderici V. Lipsiae 1757 habita, et ibidem in folio edita p. 28*, wo es heisst: „*Denique et-*
„*iam in Islandia cygni sunt siue olores, quos eruditorum*
„*gratia hic memorare libet, cum aliquem mihi dilectissi-*
„*mum quondam praeceptorem audiverim mirari, quod ve-*
„*teres de cantu cygneo tam multa prodiderint, quos tamen*
„*recentiori aevo, nec in his locis, nec in Italia, nec in ul-*
„*la alia Europae regione cantare quisquam audivisset, qua-*
„*re hoc ab iis traditum a plurimis pro mera fabula habe-*
„*retur, quanquam forte non omni veritate destitueretur,*
„*adeoque nec temere negandum: audivi ego et mirabar*
„*hunc sermonem, qui ipse in mea quidem patria*
„*sonoram illam et amoenam cygnorum vocem*
„*saeptus non sine voluptate audiveram; qua-*
„*re valde gaudebam, quod ego ipse testis oculatus atque*
„*auritus hanc antiquissimam traditionem contra recentio-*
„*rum dubia confirmare possem: ea autem fabula est, quod*
„*morti vicinus canat, nisi forte interficiendus sono prodat*
„*se cygnum esse.*"

Nürnberg, in der Felseckerschen Buchh.: *Literarische Fragmente*, herausgegeben von *Ludwig Schubart*, königl. preussisch. Legationssecretair. Erste Sammlung. 1790. 203 S. in 8.

Der Herausgeber will in dieſer Sammlung Stellen aus alten und neuen Klaſſikern, hiſtoriſche, beſonders biographiſche, Bearbeitungen, Novellen, Volkserzählungen, Legenden, zeitgemäſse Aufſatze aus dem politiſchen, gelehrten oder artiſtiſchen Fache, literariſche Ueberſichten, kurze Charakterzeichnungen von Hauptſchriftſtellern, *Volksartikel* und Gedichte abwechſeln laſſen. Er will das Publikum zu Materien führen, die durch die *zahe* Art ihrer Bearbeitung bisher unzugänglich geweſen ſind. *Fragmente* nennt er die Aufſatze, weil es ihm genüget, „auf eine wichtige Materie aufmerkſam zu machen, dem Redacteur dieſer Materie einen bedeutenden Wink zu geben, eine vergeſsne, oder ſchwach beleuchtete, Seite vorzukehren, kurz, irgend ein neues Intereſſe in ſeinen Vorwurf zu bringen.“ Seine Sammlung hat alſo im Grunde gleiche Abſicht mit jedem unſerer Journale, das ſich die weiteſten Grenzen geſteckt hat.

Der vorzüglichſte Aufſatz in dieſer erſten Sammlung iſt eine kurze gutgeſchriebene Biographie *Reuchlins*, „des Wiederherſtellers der alten Literatur, des erſten und glücklichſten Verpflanzers griechiſcher und römiſcher Genieproducte auf unſerm nordiſchen Boden, des groſsen Vorläufers des gröſsern Luthers, der dieſem die himmliſche Leuchte vorgetragen, und die betrogenen Gemüther zu der neuen geläuterten Lehre vorbereitet und empfänglich gemacht hat. Ohne Reuchlins Vorarbeiten in der griechiſchen, beſonders in der hebräiſchen, Sprache, hätte uns Luther unmöglich ſeine Bibel ſo meiſterhaft liefern können, als er es gethan, oder er hätte dieſer Arbeit wenigſtens ungleich mehr Zeit widmen und ſeine Gegenwart dem gröſsern Werke der Ausführung entziehen müſſen. Reuchlins Streit mit den Cölniſchen Mönchen wird gut erzählt und mit der Betrachtung beſchloſſen: „Auf einer Seite danken wir dieſer Fehde die wichtigſten Schriften jenes Zeitalters; Erasmus Apotheoſe und Lob der Narrheit, die Briefe der dunkeln und berühmten Männer, (epiſt. obſc. et clar. vir.) Pirkheimers Lucian, die launichten Geburten des römiſchen Paſquino, Huttens Triumphgeſang u. ſ. w. ſprangen aus ihr wie lachende Blumen aus einem Sumpfbeete empor. Auf der andern Seite hat ſie in die damalige deutſche gelehrte Republik eine Zwietracht und Verwirrung gebracht, den Gemüthern eine ſo ſchiefe Richtung gegeben, uns ſo viele reifere, gemeinnützigere und anziehendere Geiſtesproducte entzogen, daſs das wirklich daraus erfolgte Gute um dieſen Preis viel zu theuer erkauft war.“ Der gute Reuchlin hatte auch Lebensperioden, da er ſchreiben muſste: „*Fugi peſtem, fugi gladium; utinam effugerim famem.*“

Die angeblich aus einer Kloſterchronik gezogene Legende *Bruder Stephan*, iſt gut erzählt. Doch würde man dem Auszieher ſeine unterbrechenden, flüchtigen Anmerkungen gern ſchenken.

Die Bruchſtücke einer in der Berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften gehaltenen Rede athmen mit unter Herderſchen Geiſt; aber die Stelle: „Der philoſophiſche Geiſt beſteht in einer kalten Berechnung der Vernunft, welches des warmen Gefühls nicht bedarf,“ möchte Rec. nicht unterſchreiben.

Sonſt enthält dieſe Sammlung noch die Probe einer guten Verdeutſchung von Thomſons Gedichte: Freyheit und eine Scene aus des ältern Schubarts Gefangenſchaftsgeſchichte.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Bauer und Mann: *Notitia libri rariſſimi, Geographiae Franciſci Berlinghieri, Florentini. Ad viros ſpectatiſſimos doctiſſimosque dominos, Simonem Antonium de Santander San Juan et Carolum de la Serna y Santander.* Scripſit *Chriſtoph. Theophilus de Murr.* 1790. 1½ B. in gr. 8. (2 gr.) *Creſcimbeni* in ſeinen *Commentari intorno alla ſua Iſtoria della volgar Poeſia* (Vol. IV. p. 46.) und *Clement in Bibl. cur.* (T. III. p. 189.) erwähnen dieſes höchſt raren, in italieniſchen Verſen um das J. 1481 geſchriebenen geographiſchen Werkes, und beſchreiben es gleichfalls, obgleich nicht genau, welches Hr. v. M. nicht zu wiſſen ſcheint. Das Exemplar, das er beſchreibt, iſt in der Rathsbibliothek zu Nürnberg; es fehlt aber darinn das erſte und letzte Blatt. Hr. v. M. ergänzt ſie aus dem Katalog des *Duc de la Valliere*, und ſchreibt die Rubriken der ſieben Bücher, in die das Werk eingetheilt iſt, und ihrer Kapitel ſorgfältig ab. Ob aber irgend eine Merkwürdigkeit darin enthalten, oder ob etwas davon noch heut zu Tage brauchbar ſey, davon keine Sylbe. Weil Nicolo Todeſcho oder Alemannus zu Florenz das Werk gedruckt hat, ſo fällt ihm ein anderes, das aus deſſelben Preſſe gekommen iſt, ein, nämlich *Monte Santo di Diocompoſto da Meſſer Antonio Bettini, Siena Veſchovo di Fuligno, della congregatione de Poueri Jeſuati* (1477) mit drey Kupfertafeln, von denen er glaubt, daſs ſie die erſten ſeyen, die in einem gedruckten Buche vorkommen. Doch dieſs hat er ſchon geäuſsert, und das Buch angeführt in ſeinen *Memorab. biblioth. Norimb.* P. II. (nicht I, wie S. 12 durch einen Druckfehler ſteht,) p. 182 ſq. Dort und hier ſagt er, der Hr. von Heinecken habe es nicht gekannt, ſo wenig als Mazzuchelli und Haym, und doch läſst er aus deſſen *Diction. des Artiſtes* die Beſchreibung der 3 Kupferplatten abdrucken. Endlich gerath er noch auf den Einfall, vermuthlich weil von einem *geographiſchen* Werke die Rede war, von den alten Ausgaben der Geographie des Cl. Ptolemaeus zu handeln. Er tiſcht aber hier nichts Neues auf; denn was §. 15 und 16 ſteht, hat der Vf. ganz aus ſeinen *Memorab. bibl.* P. II. p. 181 ſq. abgeſchrieben, ohne es zu melden; er fügt nur hier ein Verzeichniſs der Kupfertafeln bey. So iſt auch das Meiſte, was S. 21 ſteht, abgeſchrieben aus demſelben Buche S. 222; ferner S. 22 ff. von S. 224 ff.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30 Auguſt 1791.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmanniſchen Buchhandlung: *Bibliotheca hiſtorica*, inſtructa a B. *Burcardo Gotthelf Struvio*, aucta a B. Chriſtiano Gottlieb Budero, nunc vero a *Joanne Georgio Meuſelio* ita digeſta, amplificata et emendata, ut paene novum opus videri poſſit. *Voluminis IVti Pars IIda.* 1790. VIII S. Inhaltsverzeichniſs, 373 S. gr. 8. (1 Reichsthaler.)

Vom *eilften* Kap. ſind hier zuerſt noch der *dritte* und *vierte* Abſchnitt nachgeholt, in welchen die Schriftſteller über die römiſchen Kaiſer und Kaiſerinnen und über ihre ganze Machtvollkommenheit in chronologiſcher Ordnung von Auguſt bis auf Conſtantin den Groſſen exclusive namhaft gemacht worden. Dann hebt vom XII Kap. bis zu des XVIIten Kapitels XVIIten Abſchnitt, welcher dieſen Band beſchlieſst, die Nomenclatur der Autoren an, die die allgemeinen und beſondern Alterthümer des frühern Roms abgehandelt haben. Anſtatt die Aufſchriften dieſer, nach bequemen Rubriken ſchicklich geordneten, Sectionen abzuſchreiben, will Rec. lieber ſeinen alten Gang gehen, den er bereits bey der Anzeige des erſten Bandes in No. 126. der A. L. Z. d. J. eingeſchlagen iſt. S. 1. Das *Monumentum Ancyranum* nach Antonii Verantii Abſchrift ſteht bey *Leunclav* in dem *Pandecte Hiſtoriae Turcicae* von S. 108. — 111, der es, mittelbarer Weiſe, von einem Enkel des Biſchofs Verantius, Fauſto Verantio, erhalten zu haben verſichert. S. 2. *Jacob Gronovs* Erklärungen zu demſelben hat gelehrt beſtritten: *Jac. Perizonius* an verſchiedenen Stellen der *Diſſ. de morte Judae.* S. 7. zwiſchen *Hering* und *Grabener: R. A. B.* (vielleicht: Rudolphi a Bünau) *Diſſ. de recondita Caeſaris Octaviani tyrannide*, Lipſ. 1731. 4. S. 10. Nach Kölers Diſſ. de Livia Aug. hatte, ſo wie in der Folge bey den ſpätern Kaiſerinnen ihr Leben nach *Servies*, deſſen Buch Hr. *M.* im vorigen Theil S. 346. überhaupt angegeben, genauer nachgewieſen werden können. Ebendaſ. Maecenas. Von *Caporali Vita (eſſequie ed orti) de Mecenate* iſt doch die Hauptausgabe in Perugia, 1770. gr. 4., die wir vor uns haben, vergeſſen. Eben ſo: *Andr. Rivini Maecenas isque ſerius conſiliator e Libro 52 Dionis Caſſii.* Lipſ. 1649. 4.; und ebendeſſelben *Maecenas, ut bonus civis, jucundusque et remiſſus confabulator ex Pedonis Albinovani Elegia Diſputt.* 2. Lipſ. 1652. 4. S. 12. hätten, nach Mäcenas, nicht noch einige am Hofe des Auguſt und in ſeinen Dienſten ſich auszeichnende Perſonen, wie S. 16. unten bey Tiberio mit *weit geringern* Leuten geſchehen, namhaft gemacht werden ſollen; z. B. *Marcus Artorius; Caroli Patini Commentarius in antiquum Cenotaphium Marco Artorio Caeſaris Auguſto Medico poſitum*, Patavii, 1689. c. fig. 4.; oder *Antonius Muſa*, von dem *Ludovici Chriſtiani Crellii Muſa, Auguſti Medicus, Obſervationibus varii generis illuſtratus.* Lipſ. 1725. S. 4.; und *Jo. Chriſt. Ackermann de Antonio Muſa, Octaviani Auguſti Medico et libris, qui illi adſcribuntur*, Altorf, 1786. 4. eine Nachweiſung verdient hätten. Von ſehr bedeutendem Einfluſs auf Auguſti Charakter und Handlungen muſs doch der ſtoiſche Philoſoph *Athenodorus* geweſen ſeyn. Die Data dazu hat recht brauchbar *Joan. Friederic. Hoffmann* in der *Diſſ. de Athenodoro Tarſenſi. Philoſ. ſtoico*, Lipſ. 1732. 4. geſammelt. Lobenswerth und von groſser Brauchbarkeit ſind die gewiſs nicht magern Anzeigen von den von einzelnen Kaiſern bekannt gewordenen und beſonders erklärten merkwürdigen Münzen und Medaillen. Vielleicht hätten auch die wiederaufgefundenen Denk- und Grabmäler ihrer Freygelaſſenen und Beamten eine gleiche Erwähnung verdient; z. B. des *Bianchini* Sammlung: *Camera ed Inſcrizioni ſepulcrali de' Liberti, Servi ed Ufficiali della Caſa di Auguſto, ſcoperte nella via Appia ed illuſtrata da Fr. Bianchini*, Roma, 1727. fol. u. ſ. w. die von *Gori* und dem Ritter *Ghezzi*. S. 14. des *Cyriaci Lentuli* Buch iſt weiter nichts, als ein ausführlicher Commentar über das 2te Buch der Annalen des Tacitus in der verunglückten Forſtneriſchen politiſchen Manier. S. 16. Noch vor *Matthieu: Georgii Acacii Enenckel Sejanus. Argentorati* 1620. 12. S. 18. Caligula: Eine *Hiſtoriam Cajanam* im Stil und in der Manier des Tacitus hatte *Juſtus Lipſius*, wie er in ſeinem Commentar zum Tacitus verſichert, ausgearbeitet, die ihm aber entwendet ward. S. 19. Ἀποκολοκύντωσις heiſst die Turlupinade auf dem Claudius, nicht, wie hier gedruckt iſt: Ἀπολοκύνθωσις. *Beatus Rhenanus* fand ſie, und machte ſie 1515 mit ſeinen Scholien in 4. bekannt. S. 19 u. 20. Ein Hauptbuch über den Geiſt der Regierungen des *Claudius* und *Nero* hat Hr. M. vergeſſen anzuzeigen: *Eſſai ſur les regnes de Claude et Neron et ſur les moeurs et les ecrits de Seneque* etc., par Mr. *Diderot.* Londres 1787. 2 Vols. 8. und vor den Oeuvres de D. als Einleitung. S. 24. In den *Diſſertatt.* hatte *Chifflet* geleugnet, daſs es ächte Othonen gebe. *Cappponi* beweiſt das Gegentheil. *Patin* über Sueton verſicherte, deren wenigſtens 26 ſelbſt in Händen gehabt zu haben. Nach dem, was *Schlaeger*, den Hr. M. nicht anführt, *ad Numophylacium Burkhardianum* Parte I. pag. 25 — 27 gelehrt und gründlich beygebracht, kann man *ächte Othonen* nun nicht mehr in Zweifel ziehen. S. 26. Die Medaille des Veſpaſian, wovon hier des Patarol Brief aus dem Giornale de Letterati, iſt vielleicht dieſelbe, wel-

Digitized by Google

che er in dem Brief an Tiepolo beſchreibt: *Laur. Patarol Opera omnia* (Venet. 1743. 2 Voll. 4.) Vol. 2 p. 463—470. S. 38. Von *Bottereau Hadrianus Legislator* iſt der ungemein ſeltene Originaldruck, den Rec. in Händen hat, *Pictavii*, 1661. 8. und hätte daher, der Zeitfolge nach, noch *vor Dodwell* aufgeſtellt werden ſollen. S. 43. Von *Belloni Selecti numi duo Antoniniani* iſt des Rec. Exemplar, dem des Vf. eigenhändige Verbeſſerungen und Vermehrungen beygeſchrieben ſind, vom Jahr 1676, nicht, wie hier ſteht: 1678. S. 51. *Thom. Mangeart ſur un Medaillon d'or de l'Empereur Pertinax à Bruxelles*, 1752. fol. mit den *Memoires ſur les Variations d'une Agathe* von demſelben Vf. edirt. *Joſ. Mariae Suaresii Arcus L. Septimii Severi Aug. Anaglypha, cum Explicatione.* Romae 1676. fol. S. 69. *Jo. Georg. Neumanni Diſſ. de Philippo Arabe* iſt in ſeine *Primitias Diſſertatt. academic. hiſtorici potiſſimum et philoſophici argumenti* (Viteberg. 1700. 8.) aufgenommen; einzeln kommt ſie ſchwerlich vor.

Das Ganze dieſes reichhaltigen Bandes mit gleicher Genauigkeit durchzugehen, und dem ſorgfaltigen Vf. überall auf der Spur zu folgen, iſt hier unmöglich; daher nur noch wenige zerſtreute Berichtigungen und Zuſätze. S. 88. Hätte bey dieſem Abſchnitt nicht auch *Jo. Jac. Schmaufs Tractatus de dignitate Auguſtiſſ. Rom. Imp. ex publicis juris fontibus clariſſ. et hiſtoriarum monumentis fide dignis compoſitus.* (Tom. I. Erfordiae, 1745. gr. 8.) gewiſſermaſsen gedacht werden ſollen? S. 93. Bey *Bouhier Diſſert. ſur le grand Pontificat des Empereurs Romains* muſs ſtatt: 1642, geändert werden: 1742. S. 97 — 102. Unter denen, die über die römiſchen Familien Unterſuchungen angeſtellt, und Nachrichten geliefert haben, hätten doch *Thomae Reineſii* und *Chriſti. Adami Ruperti Epiſtolae* (Lipſ. 1660. 4.), worinn ganz vortrefliche hiſtoriſche Aufſchlüſſe und gründliche Berichtigungen vorkommen, nicht unangezeigt bleiben ſollen. Auch in den *Epiſtolis Richterianis* ſtehen, unſers Wiſſens, kritiſche Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand von *Ruperto*, die benutzt zu werden verdienen. S. 131. Neben *Gutberleth Opuscula* ſind noch die Sammlungen, welche *Jo. Salomo Semler* in den *Lectionibus Miſcellaneis* angeſtellt, mit Nutzen zu empfehlen, und hätten alſo unmittelbar darnach eine Anzeige verdient. S. 137. Vom Belange ſind: *Jo. Georg. Michaelis Exercitatt. philologg. decem de Romanorum circa deos praeſides ſuperſtitione*, Francof. ad Viadr. 1724 — 1727. 4. Ebendaſ. *Caroli Friderici Wagneri Commentatio de deorum natalium apud Romanos cultu.* Jenae, 1754. 4. S. 139. Nur *Philipp* heiſst der *Olearius*, von dem hier die *Diſſ. de Fortuna Pop. Rom.* angeführt iſt. S. 140. Die Aufſchrift von *Schultzens* Diſſ. iſt: *de Dea Victoria et ara Deae in Curia Julia.* Nachher iſt weiter unten ſo auszufüllen: *Ejusd, Progr. Concordia in argento Romano.* Lipſ. 1780. Ebendaſ.: *Hermann Beismann Exercitatio de Cybele, Deorum Matre, Peſſinunte Romam transportata.* Franc. ad Viadr. 1739. 4. S. 157. *Jo. Philip. Caſſel Diſſ. antiq. de Sue in ſacrificiis gentilium, ſpeciatim Cereris, Telluris, Bonae Deae et Matris Deorum.* Magd. 1743. 4. S. 166. Die Nachrichten von dem unbedeutenden Büchlein: *Mirabilia Romae* ſind doch faſt zu weitläuftig, indem ſie beynahe 8 Seiten füllen; der gröſste Theil davon gehört in die Bibliographien. S. 196. 197. fehlt die Anzeige von *Alberto Caſſio* klaſſiſchem und gelehrten Werk: *Corſo dell' acque antiche portate da lontane contrade fuori e dentro Roma ſopra XIV acquidotti.* Roma, 1756. 2 Voll. 4. Die unterlaſſene Anzeige von einer anſehnlichen Menge ſchätzbarer gröſserer und kleinerer Schriften läſst ſich hier nicht nachholen; wir bemerken daher nur noch zum Schluſs, daſs von *Jo. Petr. Bellori* S. 205. angezeigter *Ichnographia urbis Romae* uns eine neuere Auflage, Romae, 1764. fol. zur Hand iſt, welche *Vermehrungen eines Ungenannten* enthält, die den frühern Abdrücken abgehen.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Ueberſicht der deutſchen geiſtlichen Staatsgeſchichte*, oder *Machtverhältniſſe zwiſchen Staat und Kirche* u. ſ. w. 1789. 257 S. 8.

Wie es zugieng, daſs der hierarchiſche Staat ſo mächtig auf alle Staaten von Europa wirkte; woher in ſo manchen Jahrhunderten die Verhältniſſe der Kirche zum Staat eine ſo mannichfaltige Form bekamen; warum die Kirche anfangs ſo ſehr vom Staate beſtürmt, ſpäterhin die geliebteſte Pflegetochter des Staats ward; wodurch ſie jene Thronen erſchütternde Macht erhielt, aber auch wieder verlor, ſo verlor, daſs zuletzt an die Stelle einer Papocäſarie eine Cäſaropapie trat; endlich wie die ganze Maſchine deutſcher (katholiſcher) Kirchenverfaſſung durch Landesgeſetze, Kirchen- und Reichsgrundgeſetze ihre gegenwartige Geſtalt und Richtung erhalten hat; — dies auseinander zu ſetzen, iſt die Abſicht dieſer Schrift, und dieſe Abſicht hat der Vf., ſo viel es bey der Gröſse und Weitläuftigkeit des Gegenſtandes, in ſolcher Kürze, geſchehen konnte, glücklich genug erreicht. Doch iſt dieſe ganze Darſtellung jener wichtigen Revolutionen in den Begriffen der Menſchen, in den Regierungen der Staaten, in den Verhältniſſen der Kirche zu ihnen, mehr räſonnirend, als erzählend. In der ältern Geſchichte iſt der Vf. theils viel zu kurz, theils aber auch zu wenig Kritiker. Er geht erſt von den Zeiten aus, da der Primat der römiſchen Biſchöfe, (oder, wie er, mit vielen neuern Scribenten, ſehr anomaliſch zu ſchreiben pflegt, ihre *Primazie*) allgemein anerkannt ward; ja er geſteht ein, daſs der *Apoſtel Petrus bey Errichtung und Ausbildung der Kirche zu einer ganz vorzüglichen Beſtimmung auserleſen ſey, und das Recht für die Erhaltung der Einigkeit zu ſorgen, nur an ſeine Nachfolger, die römiſchen Biſchöfe, vererbt habe.* Von dieſer bloſs theologiſchen Hypotheſe, einer Erfindung des fünften Jahrhunderts, ausgegangen, wird man ſchwerlich je zu einer feſten Theorie des Kirchenſtaatsrechts kommen.

KLEINE

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *London*, b. Cooper auf Kosten des Vf.: *Description of the Portland Vase; the manner of its Formation, and the various Opinions hitherto advanced* on the Subjects of the Bas Reliefs; by *Josiah Wedgwood*, F. R. S. and A. S. Potter to Her Majesty etc. 1790. 56 S. 8. — Im vorigen Jahrgange dieser Zeitung wurde die kürzere Nachricht des jüngern Hn. *W.* von dieser schönen Antike, und von seiner Nachformung derselben angezeigt. Da diese umständlichere Beschreibung derselben wohl in Deutschland wenig bekannt, und schwerlich übersetzt werden möchte, so wird hoffentlich ihre umständlichere Anzeige Liebhaber der Kunst und Antike willkommen seyn. Man fand dies schöne Denkmal des Alterthums in der Nähe von Rom unter der päbstlichen Regierung *Urbans VIII* aus dem Hause *Barberini*, folglich zwischen den Jahren 1623 und 1644, in einem grofsen unterirdischen Begräbnifsgewölbe, worinn ein herrlich gearbeiteter Sarkophag, und in demselben diese, mit Asche angefüllte, Urne, befindlich war. Keine Inschrift wies die Bestimmung nach. Vermuthlich war ehedem ein Mausoleum darüber errichtet gewesen, und von den Barbaren zerstört worden. Der Sarkophag wurde in das Museum des Campidoglio gebracht, wo er noch jetzt befindlich ist, und die Vase in die Bibliothek des Hauses Barberini, wo sie über hundert Jahre blieb, und den Namen der Barberinischen Vase erhielt. Die Bibliothek wurde zerstreut, und Sir *William Hamilton* kaufte zu Rom dies Gefäfs, welches er hernach zu London, aber ganz insgeheim, der verstorbenen Herzogin von *Portland* überliefs. Beym Verkauf ihres herrlichen Musei erstand der jetzige Herzog von Portland dies schöne Stück für ungefähr tausend Guineen; und von ihm erhielt Hr. *W.* die Erlaubnifs, es zu copiren, welches er nach Jahresverlauf mit vorzüglichem Glücke zu Stande brachte, wovon jetzt in Deutschland selbst, bey Hn. W's vorjähriger Reise, viele Augenzeugen geworden sind, unter die auch Recensent mit gehört.

Die erste Nachricht von dieser Urne gab *Tezi* in den *Aedes Barberinae*, die im J. 1642 herauskamen. Hernach wurde ihrer von *Misson* in seinen Reisen, von *Wright*, *Breval* und andern erwähnt. Die Masse hielt man fast durchgängig für Naturproduct, gab aber die Steinart verschiedentlich an. Graf *Caylus*, der ihrer beyläufig gedachte, hielt sie für Glas, und so auch *Winkelmann*, B. I. Kap. II. seiner Geschichte der Kunst. *Venuti* hielt die Materie für eine Paste oder Composition. Er glaubt, die weifsen Figuren wären auf dem schwärzlichen Grund aufgetragen, oder vielmehr aus einer weifsen Bedeckung kameenartig ausgeschnitten worden. Ein ungenannter englischer Schriftsteller äufserte hingegen in einem öffentlichen Blatte die Meynung, die Figuren wären erst einzeln geformt, und dann durch Hülfe des Feuers aufgetragen. Hr. *W.* bemerkt, dafs dies, wenn sichs ja hätte thun lassen, doch nur in kleinen flachen Stücken, und mit Figuren, wie sie unmittelbar aus der Form kommen, möglich gewesen wäre, wobey man aber doch schwerlich einen scharfen und vollkommenen Umrifs würde erhalten haben. Bey einem Gefäfse dieser Art aber scheint ihm solch ein Verfahren durchaus nicht thunlich gewesen zu seyn. Man hat vermuthet, der Körper der Urne sey Glas, die Figuren aber eine porzellanartige weich geformte und so aufgetragene Masse, die durchs Feuer in jenes eingebrannt wäre. Dies läfst sich aber noch weniger möglich denken. Dafs die Vase selbst porzellanartig sey, widerlegt der Augenschein. Der Grund ist durchsichtiges, sehr dunkelblaues, fast schwärzliches, Glas; und auch die erhobenen Figuren sind von weifsem so weit durchsichtigen Glase, dafs man die blaue Grundfarbe durch die dünnern Parthien hervorscheinen sieht. Hr. *W.* hält sich durch genaue Untersuchung überzeugt, dafs der blaue Körper der Urne, als man ihn formte, und er noch glühend heifs war, überall, so weit die Basreliefs reichen sollten, mit weifsem Glase überdeckt wurde, und dafs man hernach die Figuren in dieser Bekleidung durchs Wegschneiden bis auf den blauen Grund, wie bey den wirklichen Kameen, hervorbrachte. Eine zwischen dem untern Ende der beiden Handgriffe und dem Grunde zurückgebliebener weifser Fleck scheint dies noch mehr zu beweisen. Auch ward der Künstler durch diese Behandlungsart, und nur durch diese, in Stand gesetzt, auch von der Wirkung des Lichts und Schattens Vortheil zu ziehen, da er, nach Erfoderniss desselben, die Parthien dicker oder dünner schneiden konnte, wie es oft bey den antiken Kameen geschehen ist.

Hierauf geht nun Hr. *W.* die bisherigen Erklärungen der Basreliefs auf dieser Urne durch. Graf *Tezi* nahm sie für den Aschenkrug des Kaisers *Alexander Severus*, und glaubte, die Geburt desselben sey auf der einen Seite vorgestellt. Der Genius sey das Bild ehelicher Liebe; die weibliche Figur mit einem Drachen sey Mammäa, Sever's Mutter, die den Tag vor ihrer Niederkunft mit ihm den Traum hatte, sie gebäre einen Drachen. Die daneben stehende ältere männliche Figur nahm er für den Gott der Zeit, und den neben der weiblichen stehenden jungen Mann für Alexander den Grofsen, in dessen Tempel jener Kaiser geboren wurde. Die Figuren auf der andern Seite des Gefäfses schienen ihm den Tod des Severus anzudeuten; die eine das römische Reich, und die andere den Kaiser selbst.

Bartoli lieferte sowohl von dem Sarkophag, als von dem Gefäfs in seinen Sepolcri Antichi Abbildungen, wiewohl nicht sehr correcte, und nahm die auf dem Deckel von jenen liegenden beiden Figuren für den Alexander Severus und dessen Mutter Mammäa, deren Gesichtszüge man damals durchgängig hier wiederzufinden glaubte. Die Basreliefs am Sarkophag hielt er für Anspielungen auf Lebensumstände des Kaisers. Für Homerische Vorstellungen nimmt man sie am wahrscheinlichsten; mit der Urne aber haben sie nichts zu thun. Die Figuren auf dieser letztern erklärt *B.* nur sehr obenhin, und hält die Hauptfiguren beider Seiten für *Pluto* und *Proserpina*.

Montfaucon nahm die weibliche Figur mit der Schlange für eine *Leda* mit dem Schwan; vermuthlich durch unvollkommene Abbildungen, oder eine zu flüchtige Ansicht der Urne selbst, dazu verleitet.

De la Chausse hingegen führt es als eine gewöhnliche Meynung an, dafs diese Figur die *Olympias*, Alexanders des Grofsen Mutter, andeute, und die ihr gegenüber stehende den *Jupiter Ammon*. Die Figuren auf der andern Seite nimmt er für drey Musen; und den Kopf unten auf dem äufsern Boden für einen *Atys*.

Graf *Caylus* findet alle diese Meynungen nicht befriedigend, äufsert aber die seinige nicht. Dafs das Begräbnifs des *Alexander Severus* gewesen sey, nimmt er für ausgemacht an.

Venuti gab 1756 besondre Anmerkungen über diesen Sarkophag heraus, worinn er zu beweisen sucht, dafs die Vase nicht der Aschenkrug jenes Kaisers gewesen sey, und dafs die Figuren darauf gar keine Beziehung auf ihn haben. Seiner Meynung nach deuten die Basreliefs des Sarkophag auf den Anfang und das Ende des trojanischen Krieges; und die Vorstellung auf der Vase scheint ihm das *Urtheil des Paris* zu seyn. Auch die Figur unten auf dem Boden nimmt er für den Paris. — *Bonada*, den *Venuti* anführt, glaubt hier eine Apotheose abgebildet zu sehen.

Winkelmann stimmt in Ansehung des Begräbnisses dem *Venuti* bey, und aus den nemlichen Gründen. Ihm scheint auf der Urne die Fabel von der *Thetis* vorgestellt zu seyn, die in eine Schlange verwandelt wurde, um den Nachstellungen des *Peleus* zu entgehen, und er findet Aehnlichkeit zwischen dieser und einer Vorstellung auf dem Kasten des Cypselus. Von den übrigen Figuren sagt er nichts.

Foggini bemüht sich im vierten Bande des *Museo Capitolino*, darzuthun, dafs der Sarkophag kein andrer als des Kaisers *Severus* gewesen sey, und beruft sich auf *Barthelemy's* Ausspruch, der eben dieser Meynung gewesen sey, als er 1756 zu Rom war, und dies Denkmal in Augenschein nahm. In dem gedachten Museo findet man auch die richtigsten Abbildungen von den Figuren des

Digitized by Google

Sarkophag's, und eine Skizze der Vase als Vignette. *F.* hält auch dies Gefäss für den Aschenkrug des gedachten Kaisers, und die Abbildungen darauf für Anspielungen auf dessen Geschichte. Die eine erklärt er, gleich dem Grafen *Tezi*, für die Vorstellung seiner Geburt, und die andre für die Abbildung seines Todes, ob er gleich die einzelnen Figuren etwas anders als *T.* erklärt.

In England war Hr. *Marsh* der erste, der eine Erläuterung dieses Basreliefs in einer gelehrten Abhandlung versuchte, welche im achten Bande der *Archäologie* befindlich ist. Er hält die beiden Vorstellungen auf der Urne für satirische Behandlungen wahrer Geschichte, im Hogarthischen Stil. Contrast zwischen einem höchst wollüstigen und einem sehr tugendhaften Kaiser, meynt er, sey dabey der Hauptgedanke gewesen. Auf der einen Seite glaubt er den *Heliogabalus* in anstössiger Stellung zu sehen, und zu seinen Füssen die weibliche oder eheliche Liebe, mit eben verlöschender Fackel. Dies sey Anspielung auf die Verstossung der Augusta Paula. Zur Rechten dieser weiblichen Figur stehe die Weissagung, als allegorische Person. Die Vorstellung auf der andern Seite deutet er auf die Geburt des Alexander Severs und auf dessen Beförderung der bildenden Künste, vornemlich der Architectur. Die eine männliche Figur ist ihm der Kaiser selbst, und die andre, Jupiter. — Im *General Advertiser* wurde diese Erklärung, mit einigen Abänderungen, wiederholt.

Sehr umständlich liess sich der Chev. *d'Hancarville* in seinen *Recherches sur l'origine des arts de la Grece* auf die Deutung dieser Figuren ein. Auch er bestreitet die Meynung, dass das Grabmal dem Alex. Sev. sey errichtet worden, ob er gleich die weibliche Figur auf dem Sarkophag für die *Mammäa* hält; die männliche aber scheint ihm der Gemahl derselben, der Vater des Alex. Sev. zu seyn. Die Urne hält er für ein Werk der blühendsten griechischen Kunst, noch vor Alexanders des Gr. Epoche, aus den Zeiten Polyklet's. Weitläuftig sucht er die Idee, dass in der einen Vorstellung die Olympias, und der Traum von ihrer Geburt gemeynt sey, zu widerlegen. Den Aufschluss der ganzen Vorstellung glaubt er in dem Kopfe unten auf dem eingelegten Boden der Urne zu finden, den er für einen Kopf des *Orpheus*, dieses Stifters der Mysterien der chtonischen oder unterirdischen Ceres, hält. Die Figur unter dem fast blätterlosen Feigenbaume hält er für den *Pluto*; das Thor, ihm gegenüber, für den Eingang in die Unterwelt, und den ankommenden Jüngling für den *Orpheus*, so wie die weibliche, die den Arm nach ihm ausstreckt, für die *Eurydice*. Der Künstler, meynt er, habe die verschiednen Ansichten oder Regionen der Unterwelt zur Scene gewählt. Auf der andern Seite befinde sich einer des Dioskuren, nemlich *Pollux*, und neben ihm bedeute die liegende weibliche Figur die *Alceste*; die dritte Figur sey die *Tyro*, die Mutter Alcestens. Ursprünglich, meynt er, sey die Urne von griechischer Bestimmung gewesen, und in der Folge nach Italien gekommen. Sie gehöre zu den sogenannten Nekrokorinthischen, oder korinthischen Todtengefässen.

In den *göttingischen Anzeigen* von 1786 S. 275. wird diese *d'Hancarvillische* Erklärung höchst unwahrscheinlich und gezwungen genannt. Der Recensent hält die Deutung des Subjects für fast unmöglich, weil es zu wenig charakteristisches habe; vielleicht sey es eine willkührliche Idee, oder irgend eine dunkle, jetzt nicht mehr verständliche, Anspielung. Eher wäre an die Fabel von der *Proserpina*, an ihren Liebhaber *Adonis*, und ihren Gatten *Pluto*, und an ihre Mutter *Ceres* zu denken gewesen.

Dr. *King* äusserte in dem angeführten achten Bande der britischen *Archäologie* gleichfalls seine Muthmassungen über diesen Gegenstand. Er hält die Vase für den Aschenkrug der Mammäa, und die Figuren für Vorstellungen ihres Todes und der Geburt ihres Sohns. In der ganzen Vorstellungsart glaubt er indess manche, den antiken Künstlern nicht ungewöhnliche, Mängel und Nachlässigkeiten zu finden.

Zuletzt trägt nun Hr. *Wedgwood* noch seine eigne Vermuthung vor. Er setzt dabey voraus, dass die Urne nicht gerade für den Fall erst sey gearbeitet, sondern aus irgend einer Sammlung genommen, oder gekauft worden. Indess hatten die auf solchen Urnen befindlichen Vorstellungen doch wohl gemeiniglich auf den Tod, und den Zustand nach dem Tode, Beziehung, und waren daher mythischer, allegorischer, oder historischer Art. Die weibliche Figur mit der Fackel hält er daher für ein Emblem des *Todes*; die Säule mit herabgestürztem Kapital, für eine Andeutung, dass die verstorbene Person das Haupt eines berühmten Geschlechts gewesen sey; und die dritte weibliche Figur mit dem Scepter dünkt ihm gleichfalls zur Andeutung ihrer Macht und ihres Ansehens bestimmt zu seyn. Die männliche Figur hält er für das Bild des Verstorbenen selbst; und die ganze Gruppe deute also auf die Trennung eines grossen Mannes von seiner Familie, oder von seinem Reiche. Die zweyte Seite der Urne nimmt er als Fortsetzung dieses Gedankens, für den Eintritt des Verstorbenen ins Elysium; die mittlere Figur für die *Unsterblichkeit*, die den Ankömmling empfängt; und die dritte für den *Pluto*, der gleichfalls zu seinem Empfange bereit steht. Den Kopf am Boden des Gefässes wagt er nicht zu deuten; auch *ihm* scheint er nicht zu der Vorstellung auf der Urne selbst mit zu gehören, und ein hinzugekommenes Stück von späterer Arbeit zu seyn. Die Larven unter den Handhaben, die Bäume, Architectur und dergl. hält er für willkührliche Verzierungen.

Noch führt Hr. *W.* die Meynungen zwey ungenannter Freunde über diese Basreliefs an. Der eine ist der Vf. des schönen Gedichts, *The Botanic Garden*, der, in einer noch ungedruckten, und hier mitgetheilten, Stelle, die Portlandsche Vase poetisch beschreibt, und in einer Note die Meynung äussert, dass auf derselben ein Theil der *eleusynischen Geheimnisse* vorgestellt werde, und dass die Hinfälligkeit und Wiederherstellung aller Dinge als Hauptidee dabey zum Grunde liege. Er nimmt daher alle Figuren für allegorisch. Die Auslegung seines zweyten Freundes ist von ähnlicher Art; er findet in dieser und in allen Begräbnissvorstellungen der Alten physikalische Allegorie. Die eine Seite nimmt er für die Trennung der Venus vom Adonis, oder vielmehr der wirkenden Princip's irdischen Stoffs von der Sonne; Ceres, die personificirte Erde, befinde sich zwischen beiden. Die andre Seite stelle die Wiedervereinigung beide in der entgegenstehenden Hemisphäre vor, die unter dem Schutze des Pluto geschehe.

Man sieht aus der abweichenden Verschiedenheit dieser Erklärungen, die zum Theil scharfsinnig genug gedacht und ausgeführt sind, wie schwer, oder vielmehr wie fast unmöglich es ist, irgend eine gewisse Deutung dieses Kunstwerks zu geben, dessen ganze Beschaffenheit so wenig auf wahrscheinliche Spuren verhilft. Rec. wagt es nicht, seine Vermuthungen hinzuzusetzen, oder eine von den angeführten Deutungen für die wahrscheinlichste zu erklären; so oft er indess zu den Abbildungen zurückkommt, und sich des Eindrucks der Urne selbst wieder erinnert, schwebt ihm die Fabel von der *Alceste* am lebhaftesten vor; und so einfach Hn. *Wedgword's* Erklärung ist, so schien sie ihm doch gleich zu unbestimmt und allgemein zu seyn. — Uebrigens ist die grosse Genauigkeit der Wedgw. Copie dieser Urne von mehreren angesehenen Männern, vom Herzoge von *Portland*, ihrem Besitzer, von Sir *Joseph Banks*, vom Grafen von *Leicester*, und von Sir *Joshua Reynolds*, bezeugt und bestätigt worden. Der letztre erklärt die Abformung für eine völlig correcte und treue Nachahmung, sowohl in Ansehung ihres Totaleindrucks, als des kleinsten Details aller ihrer einzelnen Theile.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. Auguſt 1791.

PHILOLOGIE.

WARSCHAU, im Verlag d. Väter der frommen Schulen: *Nomenclator czterech językow, francuzkiego, polskiego, niemieckiego y łacinskiego. Tom Pierwszy, Tom drugi*, d. i. Handwörterbuch in vier Sprachen, der franzöſiſchen, polniſchen, deutſchen, lateiniſchen, erſter Theil. 561. S. ohne Inhaltverzeichniſs, *zweyter Theil* 413. S. 8. und noch mit dem beſondern Titel: Recueil des mots, dont on ſe ſert pour exprimer les choſes, que l'on voit dans le Monde, à l'uſage des claſſes à Varſovie; Sammlung der Wörter, welche alle Dinge, ſo man in der Welt findet, zu benennen gebraucht werden, zum Nutzen der Schulen; Zebranie słów, których do wyrażenia tych zażywamy rzeczy, które się na świecie znayduią, dla pożytku szkół; Collectio vocum, quibus utimur ad exprimendas res, quae in mundo cernuntur, ad uſum ſcholarum. (Gebunden 2 Rthlr.)

Dieſs iſt eine neue veränderte Auflage von dem 1774 gleichfalls in 2 Bänden zuerſt erſchienenen Handwörterbuch, das die Väter der frommen Schulen zunächſt für ihr eigenes Erziehungsinſtitut veranſtaltet haben. Da die frühern Auflagen im Auslande, auſser etwa in den Polen nahe liegenden und durch Handelsverkehr mit der Republik verbundenen Ländern, wenig bekannt ſeyn dürften; ſo müſſen wir die Einrichtung in etwas kenntlich machen. Die Wörter und Ausdrücke ſind in 4 Columnen einander gegenüber geſtellt: zuerſt die franzöſiſchen, dann die polniſchen, hernach die deutſchen und zuletzt die lateiniſchen. Sie ſind nach den Materien geordnet und dieſs Ganze unter fünf Claſſen oder Abtheilungen gebracht. Die erſte von den Theilen der Welt, von den Thieren, Vögeln, Fiſchen, Gewächſen, Metallen, Mineralien, Steinen; die andre von dem Menſchen und ſeinen Theilen, von Kleidern, Speiſen: von der Seele, Tugenden und Laſtern; die dritte Abtheilung von einer Stadt und ihren Theilen; von den Einwohnern einer Stadt, vom Hauſe und deſſen Theilen, von der Kirche, von Aemtern und Würden, vom Krieg und Kriegsgeräthe. Die vierte Abtheilung von Künſten und Wiſſenſchaften in 27 Kapiteln. Die Erdbeſchreibung iſt am weitläuftigſten behandelt und darunter ganz beſonders ausführlich, welches wir ſehr zweckmäſsig finden, die Nomenclatur von Polen, (S. 382—383). Dieſer ganze fünfte § hat, zumal für den Ausländer, noch den beſondern Vortheil, daſs er die polniſchen Namen der Provinzen, Woywodſchaften, Districte und Städte hier genau angegeben und richtig orthographirt findet; ein Vorzug, der unſern meiſten geographiſchen gröſsern und kleinern Büchern, ſelbſt das, auch in dieſer Hinſicht andern ſonſt vorzuziehende, Büſchingſche Werk nicht ganz ausgenommen, in hoher Maaſse abgeht.

Im 2ten Bande folgen endlich noch Zeit- und Beywörter, welche die fünfte Abtheilung in zwey Kapiteln ausmachen. Das Uebrige dieſes Bandes füllt eine Sammlung Leſeſtücke gleichfalls in vier Sprachen und in Columnen geſtellt, und dann zuletzt Briefe, mit einer ähnlichen Einrichtung.

Da die beiden Bände dieſes Werks nicht nur bey dem Erziehungsinſtitut der Väter der frommen Schulen und bey andern öffentlichen Schulen mehrerer Confeſſionen, ſondern auch in Privaterziehungsanſtalten und beym Hausunterricht faſt in ganz Polen allgemein gebraucht und den Zöglingen durchgängig in die Hände gegeben werden; ſo wäre ihnen freylich eine gröſsere und *über alle Theile des Ganzen mehr ſich verbreitende Vollkommenheit* zu wünſchen, als ſie, auch in dieſer neueſten Auflage haben. Rec. hat zwar bey der Vergleichung der itzt angezeigten Auflage mit den ältern gefunden, daſs insbeſondere der *deutſche Theil* zahlreiche und meiſtentheils ganz gute Verbeſſerungen erhalten; aber auch hier iſt theils in der immer noch ſehr vernachläſsigten Rechtſchreibung, theils in Anſehung der angemeſſenen genau beſtimmten und gemein üblichen *Spracharten* und *Sprachformen* noch viel zu ſäubern übrig geblieben. Dieſs iſt aber noch lange nicht das Einzige. Die Nothwendigkeit einer beſſern Ordnung und mehr methodiſchen Stellung muſs wohl den einſichtsvollen Vätern der frommen Schulen, beym fortgeſetzten Gebrauch im Unterricht, ſelbſt eingeleuchtet haben; dadurch aber würden, andrer Vortheile zu geſchweigen, ſogleich eine Menge *Wiederholungen*, die bey der angenommenen Ordnung faſt nicht zu vermeiden waren, erſpart worden ſeyn, man vergleiche z. B. die I Abth. Kap. 1. §. 3: *Vom Feuer und Feuergeräthe* mit der 3. Abth. Kap. 2. §. 9: *Von der Küche*. Dann iſt man in manchen Abtheilungen noch zu ſehr bey dem *alten mangelhaften orbis pictus* ſtehen geblieben, und hat die Wörter und Ausdrücke für neu entdeckte oder richtiger beſtimmte Gattungen und Arten nicht fleiſsig genug nachgetragen, wie z. B. bey den Metallen, Mineralien und anderwärts; es kann dabey freylich um kein Mineralſyſtem zu thun ſeyn, aber *Zinnober oder Minien* (Mennig) iſt doch nicht einerley; eben ſo wenig als *Arſenik* und *Operment* u. wie kommt *Glas* unter die *Mineralien*? 1. Th. S. 341. iſt ein garſtiger Verſtoſs mit den *Graden der Länge* und *Breite* im lateiniſchen Text ſtehen blieben, der bey einer neuen Auflage vermieden werden muſs. Die Zuzatheziehung

Digitized by Google

guter deutscher Elementarbücher, ein gutes technologisches Wörterbuch und der Gebrauch des Adelungschen grosen deutschen Wörterbuchs würden daher diesem Handbuch zu grosser Vollständigkeit und Genauigkeit verhelfen. Der *lateinische* Theil ist in einem Unterrichtsbuche für die *polnische* Jugend von, fast möchten wir sagen, so absoluter Nothwendigkeit, dafs wir diesem eine recht eingreifende Feile wünschen, wenn *polnisches Latein* nicht immer Sprüchwort bleiben soll. Wir verlangen hier wieder keinen *klassischen Purismus*; aber doch mufs die Barbarey nicht gar zu weit gehen, wenn gute Wörter und Phraseologieen vorhanden sind: warum also 2. Th. S. 5. mit der Vulgata: *dis cooperire caput* für zdiąć czapkę den Hut abziehen, wenn *nudare caput*, das bessere, gäng und gebe seyn kann? Am meisten versieht es der lateinische Theil darinn, dafs er weitläuftige und selbstgemachte Phraseologieen unterschiebt, und die vorhandenen, mit Autorität versehenen, übergeht. 2. Th. S. 15. *ciągnąć wino*, *Wein abziehen* wird übersetzt: *e dolio vinum promere;* warum nicht: *dolium relinere*? Doch dieſs möchte noch angehn. Noch schlimmer ist: *barbam sibi abradi curare*, statt: *collum praebere tonsori.* Oefter sind Redensarten gebraucht, die etwas ganz anders bedeuten: Th. 2. S. 9. *Złożyć ręce*, die Hände falten, heifst nicht *manus jungere*, sondern; *complicare manus.* S. 269. ist: *versetzte der Bettler* gegeben: *rejecit mendicus.* Nimmermehr! Bey den Lesestücken wünschten wir besonders mehrere Verbesserungen. Viele derselben scheinen uns aus der bekannten Elite de bons mots und ähnlichen Sammlungen genommen zu seyn; aber noch immer finden wir bey weitem zu viel *Gasconnaden*, sogenannte *Schnurren* und, um es deutsch zu sagen, zu viel — *dumme Streiche* darunter. Mit Vergnügen bemerkten wir dagegen nicht wenige gut gewählte und nicht schlecht erzählte Anekdoten aus der polnischen Staats- und Gelehrtengeschichte, die sich leicht in einer neuen Auflage vermehren, manche wohl auch wieder mit bessern vertauschen, liefsen. Bey diesen wünschten wir jedoch *die Quellen* angezeigt; welches beides für die Zöglinge und für die gelehrten Leser seinen guten Nutzen haben könnte.

Am allerwenigsten sind wir mit den Briefen zufrieden. Diese drehen sich fast alle um allzubekannte Dinge und leere Complimente herum. Auch hier möchten wir den Vätern der frommen Schulen, deren aufgeklärte und gefällige Denkungsart Rec. zu rühmen Ursache hat, die Benutzung und Nachahmung der im 1sten Bande des Heynatzischen Handbuches befindlichen praktischen Briefe und Briefkritiken zu ähnlichen Aufsätzen für ihre Sammlung empfehlen. Da das Studium der deutschen Sprache in Polen und namentlich in der Hauptstadt immer eifriger betrieben und die Gelegenheit, gute deutsche Schriften zu lesen und zu benutzen, immer gemeiner wird, so hat sich Rec. um so viel mehr erlaubt, diesen wohldenkenden Männern einige Winke zu ertheilen.

PARIS, b. der Wittwe Desaint: *Oeuvres morales de Plutarque;* traduites en François, par M. l'Abbé *Ricard*, de l'Academie des sciences et belles lettres de Toulouse. Tom. XIIme. 1790. gr. 12. S. 479. (21 Gr.)

Der in diesem zwölften Bande vorkommenden Abhandlungen Plutarchs sind nicht mehr als vier. 1) *Die fünf Bücher von den Meynungen der Philosophen.* In den vorausgeschickten *Observations* (S. 1—64) tritt H. Ricard völlig dem H. Prof. Beck zu Leipzig bey, der in seiner 1787 erschienenen Ausgabe dieses Werks bewiesen hat, dafs es nicht vom Plutarch selbst herrühre, sondern entweder ganz untergeschoben oder wenigstens aus einem gröfsern Werke desselben von einem Unbenannten ohne Geschmack und Beurtheilungskraft ausgezogen worden sey. Hierauf folgt eine zweckmäfsige Uebersicht der philosophischen Geschichte und der verschiedenen Schulen oder Secten der griechischen Weltweisen, wobey der Vf. die *Recensionem scholarum, philosophorum et aliorum doctorum virorum etc.*, die vor Hn. Becks Ausgabe steht, trefflich benutzt hat. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die verschiedenen und von einander ganz abweichenden Meynungen der alten Philosophen kömmt zuletzt ein alphabetisches Verzeichnifs der in dem Plutarchischen Werke angeführten Schriftsteller. 2) 31 *Fragen über Gegenstände der Physik.* S. 344. 3) *Ueber die Ursache der Kälte.* S. 410. 4) *Ob das Wasser oder das Feuer nützlicher sey?* S. 462. Die Abhandlung über das im Mond erscheinende Gesicht (das Mannchen im Monde), welche in den griechischen Ausgaben unmittelbar nach den physischen Fragen folgt, wird erst in dem XIIIten Bande der Uebersetzung erscheinen, weil sie ihrer Länge wegen diesem nicht beygefügt werden konnte. Die Anmerkungen sind, zumal bey dem Werke über die Meynungen der Philosophen, sehr zahlreich; wir haben aber auch hier nichts zur Berichtigung des Textes gefunden. Uebrigens ist es doch sehr zu verwundern, dafs man sich in Frankreich bey der gegenwärtigen Lage der Dinge noch Zeit nimmt, die philosophischen Abhandlungen Plutarchs zu übersetzen und zu lesen.

BERLIN, b. Petit u. Schöne: *Phaedri Fabulae selectae*, mit Anmerkungen und einem vollständigen Wortregister für Schulen. 1788. VIII. und 160. S. 8 (8. gr.)

Vorausgesetzt, dafs Phädrus nicht gerade für die ersten Anfänger, vielmehr für die mittlern Classen, ein Lesebuch abgeben könne, hätten wir freylich dem ungenannten Herausgeber die mühsame Arbeit des Wortregisters gern ersparen mögen; wenigstens hätten wir bey Wörtern, die selbst im Phädrus in mehr als einem Sinne vorkommen, z. B. bey *Improbus*, die Bedeutungen natürlicher geordnet, auch die Numer der Fabeln, wo jede derselben vorkommt, beygesetzt zu sehen gewünscht. Noch sind wir zweifelhaft, ob wir die sogleich unter dem Texte angebrachten Uebersetzungen loben sollen. Der Ausdruck ist in der That grofstentheils treffend; nur scheint der Vf. von keinem festen Gesichtspunkt ausgegangen zu seyn, und mehr auf eigenes Behagen, als auf das Bedürfnifs junger Leser Bedacht genommen zu haben. So sind z. B. die Worte der ersten Fabel: *Haec propter illos scripta est homines fabula*, die nun doch wohl keine Schwierigkeit haben, treulich verdolmetschet, andere ungleich schwerere Stellen hingegen unübersetzt geblieben. Am wenigsten hat uns

der

Digitized by Google

der Herausgeber in der 26ften Fabel (in den vollständigen Ausgaben 23.) befriedigt, wo er Z. 2. *Vindicta docili quia patet ſolertiae* überträgt: weil die Rache ſich gern der *nachſinnenden* Liſt *darbeut*, und Z. 10. *Hoſti dolorem damno miſcens ſanguinis*: *bereitete* Jammer dem Feinde durch den Verluſt ſeiner Jungen. Der Vf. ſcheint hier, wie auch an mehrern Orten Hn. *Jacob*, der *Miſcere* auch für *Verurſachen* nimmt, gefolgt zu ſeyn, und die Stelle hat allerdings ihre Schwierigkeiten, wie man aus den gröſsern Ausgaben ſehen kann. Rec. möchte aber doch nicht gern die eigentliche Bedeutung des *Miſcere* aufgeben, und hat ſich immer ſo geholfen: Miſcens damno (Dat.) ſanguinis (i. e. ſui) dolorem hoſtis — Büſse ich meine Jungen ein, nun ſo ſoll der Adler die ſeinigen *Auch* bejammern.

Berlin, b. Matzdorf: *Cicero's Paradoxa und Traum des Scipio.* Aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert. 1791. 188. S. 8. (12 gr.)

Dieſe Ueberſetzung gehört in der That unter die beſſeren, wenn man auf den deutſchen Ausdruck, und auf die Geſchmeidigkeit ſieht, mit der der Vf., ohne ſich zu ängſtlich an den Buchſtaben zu halten, gearbeitet hat; aber das Original muſs man freylich oft dabey aus dem Spiele laſſen. Wir wollen nur einige Stellen angeben. Parad. 3. *Eine Weibsperſon von niederem Stande iſt zu Falle gekommen: darüber werden ſich weit weniger Perſonen betrüben, als wenn ein Frauenzimmer von edler Herkunft und aus einem guten Hauſe auf dieſe Art ausgeſchweift hätte.* Der bloſs deutſche Leſer ſtöſst hier wirklich nicht an, weil dieſs alles auch recht gut in den Zuſammenhang der Rede paſst; aber wir bitten den Vf., den Text noch einmal genau nachzuſehen, wo er gewiſs finden wird, daſs Cicero von einer *Mannsperſon* ſpricht, die einem ehrlichen Mädchen die Taille verdirbt: *Labitur in ignota lubido* etc. — Bey Parad. 1. *Minusne gratas Diis immortalibus capedines ac fictiles urnulas (Numae) fuiſſe, quam ſilicatas aliorum pateras arbitramur?* ſich der Vf. die Arbeit etwas leicht gemacht: Seine Opfergeräthe von Holz und Thon hätten den unſterblichen Göttern weniger gefallen, als die prächtig gearbeiteten Schüſſeln anderer? Warum nicht beſtimmter: die kleinen Schöpfgelten und thönernen Opferkrüglein des Numa — ſollten ſie den unſterblichen Göttern minder gefallen haben, als die mit Blumenwerk belegten Opferſchalen? — Parad. 4. ſpricht Cicero mit Clodius, der ihn nur immer den Geächteten nannte. Aber, ſagt Cicero: Ich war nicht aus der Republik verbannt, denn eigentlich gab es zu jener Zeit gar keine. Lächerlich iſt es, wenn du nur immer ſprichſt: Ich, ich war immer in Rom. Schlimm genug, daſs du immer da biſt, wo du nicht ſeyn ſollteſt, warſt du doch einmal ſogar in der guten Göttinn Kapelle. — Und nun fährt der Ueberſ. fort: *Nicht die Gegenwart an einem Orte alſo kann dazu ein Recht allein geben, wenn die Geſetze ſie verbieten.* Wenigſtens deutlicher würde das wohl ſo heiſsen: „Nicht die Gegenwart an einem Orte beweiſt für das Recht, da ſeyn zu dürfen, wenn man den Geſetzen nach nicht da ſeyn ſollte.“ — Ein *thetiſcher Satz* iſt wohl Pleonasmus, ſo wie PtolOmäus und PeſſinuNs wahrſcheinlich dem Setzer zu Schulden fallen. Und die Anmerkungen — wenn ſie auch beſage der Vorrede für die Jugend beſtimmt ſind, enthalten doch zu vieles, was nur den Bogen füllte. Jeder Römer, der ſich blicken läſst, wird von der Wiege bis zum Styx begleitet, und oft fehlt gerade das, was zu Erklärung des vorliegenden Textes gehörte.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Leichte Methode zur gründlichen Erlernung der lateiniſchen Sprache*, für Privatlehrer und Schulmänner, die die Jugend zu öffentlichen Schulen vorbereiten wollen, von *Johann Caſpar Freybott.* 1790. 156 S. 8. (6 gr.)

Der beſcheidene Vf. hat durch das beygeſetzte Motto: *Trita quidem, ſed mea ſunt*, ſeinem Recenſenten einigermaſsen vorgegriffen; wir müſſen ihm aber dennoch das Lob geben, daſs er im erſten Theile ſeines Büchleins, dem pflegmatiſchen Lehrer ſein Geſchäft leicht zu machen, ſich viele Mühe gegeben, vielleicht ſogar mehr in ſeinen Plan hereingezogen habe, als für die auf dem Titel genannten Jünglinge, die zu öffentlichen Schulen *vorbereitet* werden ſollen, nöthig ſeyn dürfte. Zum Muſter, wie man beym Conſtruiren, Analyſiren und Ueberſetzen verfahren ſolle, hat der Vf. die bekannte Phaedriſche Fabel vom Wolfe und Lamme gewählt, wo wir die in einer zweyten Colonne beygefügte Conſtruction doch zuweilen der im Deutſchen gewöhnlichen Wortſtellung näher zu bringen, auch *fauce improba* mit einem andern als *weitaufgeſperrten Rachen* zu verdeutſchen uns wohl getrauten. Der zweyte Theil enthält eine Chreſtomathie unter ſieben Rubriken: Sentenzen — die 1. ſo leicht hingeſtellt, der Jugend nicht in allen Fällen behagen wollen, — Dialogen, — Fabeln, — den leichtern Briefen aus Cicero und Plinius, die wir doch lieber weggelaſſen hätten, — Anecdoten und Erzählungen, — Charaktern, — Naturgeſchichte. Das Büchlein iſt in der That zu ſeinem Endzwecke brauchbar, und kann es bey einer wiederholten Auflage noch mehr werden, wenn der Vf. hin und wieder auf richtigere Abſtufung Bedacht zu nehmen, oder auch bey den Fabeln, z. B. 4. 10. 12. die darüber geſetzte Moral ihrem Inhalte mehr anzupaſſen ſucht.

Göttingen, b. Dietrich: *Bibliothek der alten Literatur und Kunſt. — Achtes Stück.* 1791. 123 u. 27 S. 8.

Die Bemerkungen des Hn. Prof. *Heeren* über *die dramatiſche Kunſt des Aeſchylus* enthalten ſchätzbare Beyträge zur Theorie des Aeſchyliſchen Trauerſpiels, über welche man ſich ausführlichere Belehrungen von dem gelehrten Bearbeiter des Aeſchylus verſpricht. Aeſchylus Stücke, ſo viel ſich aus den noch vorhandenen ſchlieſsen läſst, enthielten *drey* Epiſodia oder Zwiſchenhandlungen zwiſchen *zwey* eigentlichen Chorgeſängen. Die Abſicht ſeiner Stücke war Darſtellung einer groſsen und einfachen Begebenheit in dem letzten Act. Der erſte Act diente ihm zur Beſtimmung des Orts, der Zeit und zu der Individualiſirung der Handlung. Der zweyte war eine bloſse Epiſode, die in keiner nothwendigen Verbindung mit der Haupthandlung ſtand. Nur in den Choëphoren und Eumeniden läuft die Handlung durch das ganze Stück ununterbrochen fort, vielleicht, weil

Digitized by Google

der Dichter einem alten epischen Gedicht folgte. In jedem seiner drey Acte liefs Aeschylus eine neue Person auftreten; eine Eigenheit, die aus der fortschreitenden Bildung des griechischen Drama erklärt wird. Die Einheit der Zeit und des Orts vernachlässigt der Dichter, indem er mehr die Einheit der Hauptperson, wie in der Epopoe geschieht, vor Augen hat. In dem Aufsatz des Hn. M. *Groddeck über das Local der Unterwelt beym Homer* wird mit überzeugenden Gründen dargethan, dafs das Schattenreich nach Homerischen Begriffen südwestlich am jenseitigen Ufer des Oceans lag, unter welchem der die Erde, d. i. Land und Meer, rings umfliefsende Strom, zu verstehen ist: Rec., der sich das Locale eben so vorstellte, war auch längst der Meynung des Vf., dafs Od. 24, 12 *die Pforten der Sonne* am Eingang der Unterwelt in Pforten des Hades zu verwandeln wären, und fand sich darinn durch Orph. Arg. 1140 ganz bestärkt. Nur glaubt er nicht: ἠδὲ παρ' Ἄϊδεω πύλας lesen zu dürfen, weil die beiden ersten Sylben in Ἄϊδεω kurz sind, dafür: ἠδὲ παρ' Ἀΐδαο πύλας richtiger ist. Ἠδὲ und παρ' können aus bekannten Gründen hinten lang gebraucht werden. Die Cimmerier läfst der Vf. noch ungekränkt in ihren Sitzen aufserhalb der bewohnten Erde und des Oceans, wo man doch keine *Sterbliche*, sondern nur *Verstorbne*, suchen sollte. Uns ist diese Stadt und das Volk der Cimmerier, das nur einmal vorkömmt, höchst verdächtig, und, da die Sage von ihnen, ohne Störung des Zusammenhangs, wegbleiben kann, so möchten wir die ganze Stelle für Einschiebsel späterer Zeiten aus irgend einem alten Dichter halten. Hr. P. *Jacobs* stellt Untersuchungen über Il. η, 424 ff, wo es scheint, als wenn Priamus den Troern bey der Verbrennung ihrer Todten zu weinen verboten habe, an. Das Resultat derselben ist, Priamus habe nur das ceremoniöse Wehklagen, welches mehrere Tage anzuhalten pflegte, und in der gegenwärtigen Lage der Troer eben nicht rathsam war, untersagt. Ein kurzer Entwurf zu Vorlesungen über alte Geschichte in Verbindung mit alter Geographie, ist aus einer Einladungsschrift des Hn. Pr. Heeren hier wieder abgedruckt. Eben dieser hat unter den *Anecdotis* die erste Hälfte von *Hermogenes* rhetorischer Schrift, *Progymnasmata*, die bisher nur aus der lateinischen Uebersetzung des Priscian bekannt war, aus einer Turiner Handschrift des XV. Jahrh. nebst einigen Anmerkungen mitgetheilt. Ein Verdienst mehr würde sich der Herausgeber um den Griechen erworben haben, wenn er die Stellen, welche Hermogenes grofsentheils ohne Verfasser anführt, fleifsiger nachgewiesen hätte. Es sey uns erlaubt, eine kleine Nachlese zu halten. Der Vers S. 12. τῶν πόνων ἀπολοῦσι ἡμῖν ἅπαντα τὰ ἀγαθὰ οἱ θεοί gehört dem Epicharmus an, und mufs so gelesen werden: τ. π. πλοῦτιν ἡμῖν πάντα τ' ἀγαθ' οἱ θεοί oder τ' ἀγαθ' οἱ θεοί. Stob. f. 2 und f. 29. Die Sentenz S. 13: *Glück gegen Verdienst verführt die Unverständigen zum Bösen* ist aus dem Demosthenes, und steht bey Stob. S. 104. Gleich darauf kommt ein Senarius vor, der in Brunck's Gnomicis p. 223 so lautet: ἐκ ἔστι βίον εὑρεῖν ἄλυπον οὐδενί. Der unmittelbar darauf folgende Denkspruch ist aus Euripides *Phoenix* Fragm. T. 2 p. 466. Lpz. Ausg., durch welche Stelle Heerens Vermuthung, dafs für αἰ παρήδεταν zu lesen sey: οἷσπερ ἥδεται, Bestätigung erhält. — Die kritischen Anmerkungen über einige Epigrammen der griech. Anthologie am Ende dieses Stücks sind von Hn. Jacobs. Dies ist genug zu ihrer Empfehlung gesagt.

MÜNSTER, b. Theissing: *Ueber die Grundsätze der Sprache, Schreibart und Dichtkunst der Franzosen.* Drey Abhandlungen von *R. B. Schmitz.* 1789. 8.

STRASBURG, in der akad. Buchh.: *Elementarbuch zum Unterricht des Französischen, als einer Sprache die gesprochen werden soll*, vorzüglich den Gymnasien die sich nicht mehr der Vocabularien bedienen, gewidmet von *Schweighaufser*, Prof. zu Buchsweiler. 1789. 8. 116. S.

BRONSVIC, dans la librairie des écoles: *A B Ç instructif pour apprendre aux elemens de la langue Françoise.* Avec une préface de *M. Campe.* 1789. 8. 62. S.

Die drey Abhandlungen des ersten Werks beschäfftigen sich, nach einander, mit den drey Gegenständen, welche der Titel besagt. Wider die Richtigkeit der Grundsätze selbst ist nichts einzuwenden; allein die Weitschweifigkeit des Vortrags ist unausstehlich. Die Abhandlung über die Dichtkunst ist allein über 350 S. stark. Wozu z. B. hatte der Vf. nöthig, die Dichtkunst in ihrer Quelle zu betrachten, Definitionen bey allen Paragraphen voraus zu schicken, statt sich nur auf das einzuschränken, was der französischen Sprache und Versart eigen ist? Auch die Beyspiele hätten zum Theil aus neuern französischen Dichtern, z. B. *Florian* und *Dorat*, angenehmer gewählt werden können.

Das *Schweighaufserische* Werk erfüllt nach Rec. Meynung seine Bestimmung. Fast möchte man seiner Kürze hier und da etwas von Herrn Schmitz Weitläuftigkeit wünschen.

Das A. B. C. instructif liefs H. *Campe*, laut seiner deutschen Vorrede, welche auch die Methode des Gebrauchs enthält, aus deutschen Kinderbüchern *übersetzen*. Und dawider hätte Rec. die Einwendung zu machen, dafs dergleichen Uebersetzungen stets die ächte französische Tournure mangelt, und dafs Hr. *Campe*, eben so leicht aus französischen Originalen, solche moralische, belehrende und für Kinder fafsliche, Bruchstücke hätte zusammendrucken lassen können, welche wenigstens das Verdienst gehabt haben würden, *ganz* französisch zu seyn. Bey Kindern, welche eine fremde Sprache lernen sollen, ist es nöthig, dafs gleich die ersten Hülfsmittel den Geist dieser Sprache athmen, ungeachtet Rec. dieser Uebersetzung Sprachfehler nicht vorwerfen will noch kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerſtags, den 1. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Wien, b. Kurzbeck: *Ueber Wucher und Wuchergeſetze*, eine Vorſtellung von *Sonnenfels*. 1789. 100 S. 8.

2) Ebend., b. Ebend.: Ueber die Aufgabe: *Was iſt Wucher?* und *welches ſind die beſten Mittel, demſelben ohne Strafgeſetze Einhalt zu thun?* von *Sonnenfels*. 115 S. 8.

3) Ebend., b. der typographiſchen Geſellſch.: *Preisabhandlung über Wucher und deſſen natürliche Zinsenordnung;* von *Giulio* Marcheſe *Graviſi*. 1789. 126 und 128 S. 8.

4) Nördlingen, b. Beck: *Ein Votum über Wucher* von einem Manne *ſine Voto*. 1791. 202 S. 8.

5) Hamburg, b. Bohn: *Verſuch einer vollſtändigen Unterſuchung über Wucher und Wuchergeſetze, und über die Mittel, dem Wucher ohne Strafgeſetze Einhalt zu thun*; von *J. A. Günther*, Licentiaten der Rechte und Armenvorſteher zu Hamburg. Erſter Theil. *Wucher in zinsbaren Geldanleihen.* 1790. 256 S. 8.

6) Berlin, b. Maurer: Beantwortung der Fragen: *Was iſt Wucher? Iſt es gut, ihn zu hemmen? und wodurch kann er gehemmt werden;* von *K. F. Wieſiger*, Juſtizaſſeſſor zu Treuenbrietzen. 1790. 80 S. 8.

Alle vorſtehende Schriften, und vielleicht noch mehrere, die dem Rec. nicht zu Geſichte gekommen ſind, verdanken ihr Entſtehen der berühmten Preisfrage, welche Kaiſer Joſeph II den 20ſten Marz 1789 bekannt machen liefs: *Was iſt Wucher? und durch welche Mittel iſt demſelben ohne Strafgeſetze am beſten Einhalt zu thun?* Die Veranlaſſung dieſer Aufgabe war, wie aus den Schriften des Hn. v. S. No. 1. und 2. erhellet, folgende. Der Kaiſer hatte durch eine Verordnung vom 29ten Januar 1787 alle bisher in den öſterreichiſchen Landen beſtandenen Wuchergeſetze aufgehoben. Alle gegen die Ueberſchreitung des geſetzmäſsigen Zinsfuſses ergangne Strafverordnungen wurden auſser Kraft geſetzt, und es ward blofs vorgeſchrieben, dafs der Richter bey Pfandſchulden auf mehr als vier, ſo wie bey blofsen Briefſchulden auf mehr als fünf, vom Hundert nicht erkennen, noch Execution verhängen ſolle. Dieſe Aufhebung aller Wuchergeſetze fiel eben in den Zeitraum, wo durch verſchiedene andre Operationen der Regierung, z. E., dafs der Staat Anleihen zu höhern als den bisher gewöhnlichen Zinſen eröffnete, dafs er die Belegung aller Capitalien der milden Stiftungen und der Pupillen bey den öffentlichen Caſſen verordnete; dafs er die in Grundſtücken beſtehenden Majorate und Fideicommiſſe aufhob, und deren Verwandlung in Staatspapiere frey liefs; dafs eine grofse Menge eingezogener Kloſter- und andrer Staatsgüter in allen Provinzen der Monarchie zum Verkauf ausgeboten wurden u. ſ. w., auf der einen Seite beträchtliche Summen Geldes der gewöhnlichen Circulation entgiengen, und auf der andern Seite die Anzahl derer, welche Geld ſuchten, ſich auf einmal ungewöhnlich vermehrte. Es war natürlich, dafs unter ſolchen Umſtänden der Preis des Geldes ſehr ſchnell in die Höhe gieng, und dafs die Geldbeſitzer dieſe für ſie günſtige Conjunctur ohne Schonung und Rückhalt benutzten. Die darüber entſtandnen Klagen veranlafsten eine Verfügung an die oberſte Juſtizſtelle, Vorſchläge zu thun, auf welche Art, ohne von dem in Anſehung der Zinſen angenommnen Grundſatze abzugehn, dem überhandnehmenden Wuchergewerbe Einhalt gethan werden könne? Auf dieſe Verfügung ſchrieb Hr. v. S. ſeine erſte Abhandlung, die er dem Kaiſer als Beytrag zu der Berathſchlagung über die Wuchergeſetze vorlegte. Als aber darauf keine Abänderung des Patents vom 29ſten Jan. 1787 erfolgte, (welches, wie Hr. v. S. deutlich zu verſtehn giebt, dem Einfluſſe des Hofrath von Kees, des bekannten Verfaſſers des neuen öſterreichiſchen Geſetzbuchs, zuzuſchreiben ſeyn ſoll,) und vielmehr der Hof, um die Sache noch näher zu erörtern, die oben erwähnte Preisaufgabe bekannt machen liefs, ſo ſchrieb Hr. v. S. die zweyte Abhandlung, welcher, wie man ſich nach der Beträchtlichkeit des ausgeſetzten Preiſes von 500 Dukaten, der Geläufigkeit der Materie, und der grofsen Schreibſeligkeit unſrer gegenwärtigen Periode leicht vorſtellen kann, eine Menge andrer Abhandlungen über denſelben Gegenſtand nachgefolgt ſind. Den Termin der Zuerkennung des Preiſes, welcher auf den 12ten May 1790 beſtimmt war, hat K. Joſeph II bekanntermafsen nicht erlebt. Rec. weifs auch nicht: ob und wem von der gegenwärtigen Regierung der Preis wirklich zugetheilt worden ſey? Hierauf kommt es inzwiſchen jetzt nicht an; ſondern die Frage iſt nur: was bey den durch dieſe Preisaufgabe veranlafsten Unterſuchungen die Theorie der Legislation in Rückſicht auf dieſen wichtigen und vielſeitigen Gegenſtand gewonnen habe.

Hr. v. S., deſſen beide Abhandlungen wir zuſammen nehmen, unterſcheidet den natürlichen, den politiſchen, den Wucher im geſetzlichen, und im rechtlichen Sinne. Natürlicher Wucher iſt vorhanden, „wenn der „Darleiher durch ſeine Foderung ſich ganz oder zum „Theil dasjenige von dem Gewinne zueignet, worauf „der Entlehnende durch ſeinen Beytrag ein in der Natur

„gegründetes Recht hat." (II. S. 100.) Politischen Wucher nennt der Hr. Vf. „denjenigen Zustand, wo das „Geld aus der natürlicher Ordnung tritt, und die nach „seiner Wesenheit ihm zukommende Verrichtung ändert;" oder, wie es in der Folge deutlicher erklärt wird: „derjenige Zustand, in welchem das Geld mehr Gewinn „trägt, als die Landwirthschaft, die Manufacturen und „der Handel;" und in näherer Anwendung auf die Darlehnsverträge: „eine so übermäfsige Foderung des Leihers, dafs sie dem Entlehnenden den Gewinstantheil „entzieht, den dieser, nach Verhältnifs seiner Mitwirkung bey der Erwerbung, zu erhalten berechtigt war;" (II. S. 23.) Wucher im gesetzlichen Sinne nennt er „einen übermäfsigen Gewinn, den jemand von einem Anlehne zieht." (I. S. 20.) Endlich, Wucher im rechtlichen Sinne, „die Ueberschreitung eines durch Gesetze „bestimmten Zinsfufses." (I. S. 77.) Mit den beiden letzten Arten des Wuchers hat es Hr. v. S. in der ersten Abhandlung zu thun. Im Allgemeinen legt er dem Staate das Recht bey, die übermäfsige Geldbenutzung, gleich andern Mifsbräuchen des Eigenthums einzuschränken, und vertheidigt daher die Zulässigkeit der Wuchergesetze. (I. S. 26 ff.) (Er gründet diese Befugnifs des Staats auf das allgemeine Gesellschaftseigenthum, *Dominium eminens*. Aber warum will man denn im allgemeinen Staatsrechte noch immer seine Zuflucht zu einer Hypothese nehmen, welche die historische Wahrheit so offenbar wider sich hat, den Despotismus so sehr begünstigt, und so ganz entbehrlich ist, da die Rechte zur Einschränkung des Privateigenthums, die man dem Staate nicht versagen kann, sich weit ungezwungner aus dem nicht so vielen Mifsdeutungen unterworfnen Leitungsrechte des Staats, (*potestas directoria*,) auf welches sich Hr. v. S. ebenfalls gründet, entwickeln lassen. Er raumt ein, dafs es nicht in der Macht der Gesetzgebung stehe, im Allgemeinen zu bestimmen, welche Art der Geldbenutzung übermäfsig sey, da es ihr schlechterdings an einem Maafsstabe fehle, um nach demselben die Billigkeit des Verhältnisses zwischen dem Geldgewinn, den sich der Darleiher für die überlafsne Nutzung seines Geldes bedingt, und dem Vortheil, welchen sich der Entlehnende mit diesem Gelde verschaffen kann, zu beurtheilen. Er mifsbilligt daher sogar die Vorschrift der Verordnung von 1787, nach welcher in Gerichten nur auf 4 und resp. 5 Procent Zinsen erkannt werden soll, und zeigt sehr freymüthig das Unzusammenhängende und Unzweckmäfsige derselben. (II. S. 81.) Er verlangt aber Strafgesetze gegen den Wucher in dem Hauptstamme, das heifst: gegen die Uebervortheilungen des Schuldners bey dem ihm gelichenen Capitale. Dahin rechnet er, 1) wenn ein Geldanlehn, ganz oder zum Theil, in Waaren gegeben, oder einem Schuldner, der kein Kaufmann ist, Waaren, die der Eigenschaft oder der Menge nach sein eignes Bedürfnifs offenbar übersteigen, auf Credit überlafsen worden; 2) wenn im Schuldbriefe mehr verschrieben wird, als der Schuldner wirklich erhalten hat; 3) wenn unter dem Namen von Aufbringegeld, (*Proxeneticum*) mehr als gesetzmäfsig bestimmt ist, genommen, und von der verschriebenen Summe abgezogen wird; 4) wenn die Zinsen voraus abgezogen werden; 5) wenn aufser den in der Schuldverschreibung ausgedrückten Zinsen, noch andre durch einen Nebenvertrag, es sey unter welcher Gestalt es wolle, bedungen werden. Dagegen hält er die Anrechnung der Zinsen von Zinsen (*Anatocismus*) nicht für unerlaubt. (Dafs die unter 1. 2. 3. beschriebenen Uebervortheilungen eines Schuldners unerlaubt sind, wird niemand bezweifeln; kaum aber sollte man es sich vorstellen, dafs es hierüber an Verbotsgesetzen in den österreichischen Landen bisher gefehlt haben, und dafs es die Absicht der Verordnung von 1787 gewesen seyn sollte, diese oder auch nur die Vorschriften des gemeinen Rechts, welche unter andern dem Schuldner durch die bekannte *Exceptionem non numeratae pecuniae* gegen solche Verkürzungen schützen, abzuschaffen; wie man gleichwohl nach einer Aeufserung des Vf. II. S. 82. glauben sollte. Das unter 4. vorgeschlagne Verbotsgesetz scheint dem Rec. keinen natürlichen Grund zu haben. Wie, wenn der Darleiher sich mit einem geringeren Gewinne begnügt, als den er nach dem gesetzlichen oder dem Maafsstabe der Billigkeit hätte nehmen können, und sich dagegen diesen geringern Gewinn im voraus abzieht? Sollte dies unerlaubter und strafbarer seyn, als wenn sich der Eigenthümer eines Hauses oder Grundstücks die an sich billig bestimmte Miethe oder Pacht vorausbezahlen läfst? Man sieht leicht, dafs dieser Fall noch genauere Bestimmungen nöthig hat, ehe er unter die Zahl der strafbaren Wucherfälle aufgenommen werden kann. Der Zweck des bey No. 5. vorgeschlagenen Verbotsgesetzes ist, dafs der Gläubiger sich schämen soll, in einem Schuldbriefe, der den Gerichten vorgelegt wird, übermäfsig hohe Zinsen sich verschreiben zu lafsen. Einen wichtigern Grund für ein solches Gesetz findet man in der Güntherschen Schrift No. 5. angegeben. Den *Anatocismus* so ganz uneingeschränkt zu erlauben, würde Rec. für bedenklich halten, da durch eine solche Erlaubnifs unordentlichen und leichtsinnigen Schuldnern der Weg zu ihrem Untergange zu sehr geebnet wird.) Die Strafen, welche gegen die Uebertretung dieser Wuchergesetze vorgeschlagen werden, sind: 1) dafs über eine Schuldverschreibung, welche die Gesetze für wucherlich erklären, dem Kläger Rechtsbeystand und Execution verlegt werde. (Soll also der Schuldner dasjenige, was er wirklich erhalten hat, gewinnen? Und stehen nicht diesem Strafgesetze alle die sehr erheblichen Bedenken entgegen, die man gegen die Privatstrafen überhaupt gefügt hat? In andern Ländern verliert zwar der Wucherer zur Strafe das wirklich gegebne; der Schuldner aber mufs dafselbe an den Fiscus oder an die Armencafse bezahlen.) Aufserdem und 2) soll der Wucherer mit einer Art von bürgerlicher Schande belegt, Personen von Adel sollen des Zutritts bey Hofe, oder ihres privilegirten Gerichtsstandes; öffentliche Beamte ihrer Bedienung verlustig, die noch nicht in Bedienungen stehn, derselben für unfähig erklärt; und die, auf welche keine dieser Ehrenstrafen passen, von Uebernehmung der Vormundschaften, und Ablegung eines gültigen Zeugnisses ausgeschlossen werden. (Ehrenstrafen sollte man überhaupt nur mit äufserster Behutsamkeit zulafsen; Hr. v. S. hatte sich hier der von ihm selbst I. S. 62. angeführten schönen Stelle des Cicero erinnern

können

Digitized by Google

können. Welches Verhältnifs ist überdem zwischen dem adlichen Wucherer, der seinen privilegirten Gerichtsstand oder gar nur den Zutritt bey Hofe, und zwischen dem Beamten, der sein Amt, und damit vielleicht seine ganze Subsistenz verlieren soll?) Am Ende kommt der Hr. Vf. noch einmal auf den Wucher in Zinsen zurück, und will seine vorgeschlagene Ehrenstrafen auch auf diejenigen Gläubiger ausdehnen, welche verschriebene *sehr hohe* Zinsen durch Rechtsgang eingetrieben haben. Für *sehr hohe* Zinsen schlägt er vor, diejenigen zu erklären, die noch einmal so viel betragen, als diejenigen, welche die Gesetze für die Fälle bestimmt haben, wo Verzugs- oder andre nicht versprochne Zinsen gefodert werden können. Durch diesen Vorschlag nimmt der Hr. Vf. alles das zurück, was er vorhin von der Unmöglichkeit eines für die Zinsen bey Darlehnen bestimmten gesetzlichen Maafsstabes behauptet und erwiesen hat. Ueberhaupt scheint ihm bey der Ausarbeitung dieser Abhandlung, und besonders des letzten Theiles derselben, die nöthige Zeit gefehlt zu haben.

No. 2. *Die zweyte Schrift* des Hn. *v. S.* ist dem politischen Wucher gewidmet. Den Grund desselben setzt er ganz richtig in dem aufgehobnen Gleichgewicht zwischen dem Gelde und dem Bedürfnisse der Beschäftigung zum Nachtheile der letztern; oder, wie man es vielleicht deutlicher ausdrücken könnte: wenn die Nachfrage nach Gelde stärker ist, als die Masse des Numeraire, mit welchem diese Nachfrage befriedigt werden kann. Die schädlichen Wirkungen eines solchen Zustandes auf das öffentliche und Privatwohl werden aus bekannten Gründen, aber sehr belehrend, besonders in den Anmerkungen, dargestellt, und von dieser Darstellung wird zur Auflösung der eigentlichen Frage: „wie dem Wucher, ohne Strafgesetze Einhalt geschehen könne?" übergegangen. Diese Auflösung glaubt der Vf. durch die Errichtung einer Leihbank von Seiten des Staats zu bewerkstelligen, die den Eigenthümern liegender Gründe, den Manufacturanten und Kaufleuten, die benöthigten Darlehne gegen mafsige Zinsen geben soll. Der Fond dieser Leihbank soll aus 40 Millionen Gulden bestehn, welche die Regierung in Bankzetteln creiren, und durch ihren Credit in Umlauf bringen soll. Diese Bankzettel sollen keine Zinsen tragen, sondern als baares Geld im Publicum circuliren. Die Leihbank selbst soll zwar unter der Oberaufsicht der höchsten Finanzstellen stehn; die unmittelbare Verwaltung aber soll den allgemeinen Ständen der Monarchie übertragen werden. Der Hauptsitz ihrer Geschäfte soll Wien seyn; doch soll in jeder Provinz eine besondre Deputation bestehn. Den Eigenthümern liegender Gründe sollen Darlehne bis zu zwey Dritteln des in der Landtafel oder dem Grundbuche eingetragnen Werths, und den Manufacturanten und Kaufleuten auf beweglichen Unterpfand an Gold, Silber, Waaren und Wechselbriefen gegeben werden. Doch hat der Vf., wie aus S. 44. erhellt, sein Augenmerk hauptsächlich nur auf die Unterstützung der Grundbesitzer gerichtet; da, wie er sich mit Rechte verspricht, wenn diesen Erleichterung verschaft wird, zwischen den noch übrigen Entlehnern und Leihern ein für die erstern vortheilhaftes Gleichgewicht hergestellt seyn werde. Die Darlehne an die Grundbesitzer sollen zu 4 Procent gegeben, und so lange die Zinsen richtig eingehn, von Seiten der Bank niemals aufgekündigt werden. Sobald aber die Zinsen 14 Tage über den Verfalltag zurück bleiben, soll das Capital mit diesem Tage von selbst aufgekündigt seyn, und nach Verlauf einer Jahresfrist von dem Schuldner im gewöhnlichen Rechtswege beygetrieben werden. Dem Schuldner soll eine vierteljährige Aufkündigung und theilweise Rückzahlung erlaubt seyn. Die Zinsen, welche der Schuldner bezahlen mufs, sollen zum Besten des Staats und zur Einlösung zinsbarer Bankobligationen verwendet werden; und der Hr. Vf. berechnet, dafs auf diese Art binnen 60 Jahren alle Staatsschulden bezahlt seyn könnten; wodurch sodann die Regierung in den Stand gesetzt werden würde, die steuerpflichtigen Unterthanen in ihren Abgaben mehr zu erleichtern. Der übrige Theil der Abhandlung ist ganz der Hebung der Zweifel gewidmet, welche gegen diesen Plan des Vf. gemacht werden könnten. Er sucht zu beweisen, dafs eine Summe von 40 Mill. Gulden hinreichend sey, um auf jeden Fall die Anfrage auch der ganzen Classe von geldsuchenden Gutsbesitzern zu decken, weil sie der Summe aller in den Grundbüchern eingetragenen Schulden gleichkomme. (Die Richtigkeit der Thatsache, wenn von allen, oder auch nur von den deutschen Provinzen der österreich. Monarchie die Rede ist, würde Rec. bezweifeln. Der Vf. der unter No. 4. angezeigten Schrift giebt allein für die Provinz Steyermark 14 Mill. Privatschulden. Inzwischen kommt darauf, wie der Vf. richtig bemerkt, so viel nicht an, da es gewifs ist, dafs diese Summe für das Bedürfnifs der Grundbesitzer nicht *zu grofs* sey.) Die 40 Mill. wären ein ansehnlicher Zuwachs des Numeraire, der dem Staat nichts kostete. Sie vergrösern die Schulden des Staats nicht, weil sie in den dafür verpfändeten Grundstücken der Schuldner die sicherste Rückbedeckung haben. Auf der andern Seite werde durch diese Operation der allgemeine Kreislauf nicht überladen, weil dadurch blofs der gegenwärtig vorhandene Abgang der circulirenden Masse ersetzt werden solle, und eine solche blofse Ergänzung des Fehlenden keine nachtheilige Preiserhöhung nach sich ziehen könne. Auch das Verhältnifs zu der Masse der schon vorhandenen Staatspapiere werde durch diesen Zuwachs neuer Bankzettel nicht übersteigen, weil dieselben eine zuverlässige Anwendung haben, und mit einer sichern Bedeckung versehen sind. Erstere, nemlich die Anwendung, soll ihnen dadurch verschafft werden, dafs die Hälfte aller Abgaben in solchen Bankzetteln entrichtet werden müsse; da alsdann die diesen Papieren zugesicherte Annahme in allen öffentlichen Cassen, verbunden mit der grofsen Bequemlichkeit, welche Papiere in der Aufbewahrung, Zahlung und Uebertragung grofser Summen vor dem klingenden Gelde voraus haben, sie so beliebt machen würde, dafs sie zur Einlösung an den Staat nie zu häufig oder zu schnell zurückkehren würden. Allenfalls könnte den Bankzetteln eine noch gröfsere Anwendung dadurch versichert werden, wenn alle Zahlungen unter Privatpersonen, die eine gewisse Summe übersteigen, in Bankzetteln geleistet werden

Digitized by Google

müfsten, und wenn ihre Verfendung bey den Poftämtern ohne merkliche Erhöhung des Porto verfichert würde; wodurch diefe Papiere nach und nach die Stelle des ganzen inländifchen Wechfels vertreten würden. Die Bedeckung, welche die vorgefchlagnen Bankzettel hatten, fey fo befchaffen, dafs fie mit ihrer Summe in genauem Verhältniffe ftehe, und dadurch wären fie gegen den Abfall in ihrem Werth unter allen Umftänden geborgen. Endlich berührt der Vf. noch ganz leife das Bedenken: ob nicht die Regierung fich des vorgefchlagenen Mittels bedienen konnte, diefe neuen Papiere bis zu einer willkührlichen Summe zu vermehren; und beruhigt dagegen durch die Verficherung, dafs man fich gegen die Rechtfchaffenheit und Einficht der öfterreich. Finanzverwaltung einen fo erniedrigenden Argwohn nicht erlauben dürfe; und dafs am Ende, unter einer Regierung, die das öffentliche Zutrauen zum Spiele zu brauchen fähig fey, der Wucher bey weitem nicht das gröfste Uebel feyn werde, unter welchem die Nation zu feufzen hatte.

Rec. müfste ein eignes Buch fchreiben, wenn er fich in eine umftändliche und genaue Prüfung diefes Vorfchlags einlaffen follte. Er übergeht daher alles, was fich dabey aus der allgemeinen Theorie vom Papiergelde, und dem Verhältniffe deffelben gegen die im Staat vorhandene Baarfchaft erinnern liefse. Er mafst es fich nicht an, mit dem Vf. über die Thatfache zu ftreiten: ob wirklich ein Mangel am Numeraire in den öfterreichifchen Staaten der Grund der fo hoch geftiegnen Zinfen und des politifchen Wuchers fey; und ob nicht vielleicht andre Mängel in der Staatsverwaltung, vielleicht auch bey der Rechtspflege, blofs eine Stockung in der Circulation bey gewiffen Claffen der Staatsbürger verurfacht haben, die durch andre Mittel, als durch eine blofse Vermehrung der vorhandnen circulationsfähigen Maffe, gehoben werden müfste. Er giebt zu, dafs, wenn die Vorausfetzung des Vf. richtig ift, dem Uebel nicht anders, als durch Erfchaffung mehrerer Vorftellungszeichen, die den Mangel des metallifchen Geldes erfetzen, abgeholfen werden könne. Er erlaubt fich blofs folgende kurze Bemerkungen: 1) Nach dem Syftem des Vf. wird der Staat Gläubiger der Gutsbefitzer, und Schuldner des übrigen Publicums; ein Verhältnifs, welches für die bürgerliche Freyheit und für die Sicherheit des Privateigenthums in einer uneingefchränkten Monarchie äufserft gefahrlich ift. 2) Der Staat zwingt dem bisherigen Gläubiger des Gutsbefitzers, ftatt metallifchen Geldes, das er zu fodern hat, Papiergeld auf, ohne ihm für dieles einen fichern Abnehmer anzuweifen. Da die Bankzettel keine Zinfen tragen, fo kann der Capitalift, der fein Vermögen durch Zinfenhebung nutzen will, keinen Gebrauch davon machen; er mufs fie erft wieder in baares Geld umfetzen, um diefes zinsbar belegen zu können. Es fcheint nicht, dafs es die Abficht des Vf. fey, den Staatscaffen die Verbindlichkeit zur Realifirung feiner Bankzettel aufzulegen; fie follen blofs in Zahlung der Abgaben angenommen werden. Dies kann dem Capitaliften wenig helfen, der gewöhnlich nur durch die Confumtionsaccife zu den Staatsbedürfniffen beytragt, und fich alfo felten in dem Falle befindet, beträchtliche Summen auf einem Brett an den Staat entrichten zu müffen. Und foll er dann fein Capital, von deffen Zinfen er leben mufs, blofs in Abgaben an den Staat verzehren? Bey dem Kaufmann wird er für feine Bankzettel keinen offnen Markt finden, da diefer die Zettel nur in einigen Fällen, und nicht zu allem, wozu ihm metallifches Geld dienet, z. E. nicht zum Saldiren auswärtiger Rechnungen, brauchen kann, und alfo, feltene Falle ausgenommen, die blofse Bequemlichkeit der leichtern Aufbewahrung, Zahlung und Uebermachung, ihm noch kein überwiegendes Motiv geben wird, fein klingendes Geld ohne allen weitern Vortheil gegen Bankzettel umzufetzen. Die Bankzettel können alfo nur zwifchen den Staatscaffen und dem Abgaben entrichtenden Theile des Publicums circuliren. Welchen Verluft werden fie nicht leiden, ehe fie in die Hände diefer Claffe gelangen? Man nehme an, dafs die jährlichen Abgaben, welche die Unterthanen Oefterreichs entrichten, wie der Hr. Vf. vorauszufetzen fcheint, 80 Millionen betragen; alsdann fcheinen freylich 40 Millionen Bankzettel kein übertriebnes Verhältnifs zu feyn. Aber man bedenke nur, dafs der gröfste Theil diefer Abgaben in kleinen Poften und von Leuten entrichtet werde, bis zu welchen hinab die Circulation der Bankzettel fich nie erftrecken kann. Es wird alfo immer ein fehr grofser Theil übrig bleiben, denen keine ficbre Anwendung angewiefen werden kann; denn der Vorfchlag, die Annahme derfelben ftatt baaren Geldes in Privatzahlungen gefetzlich zu verordnen, fcheint felbft dem Hr. Vf. nicht Ernft zu feyn. Am Ende werden freylich diefe Bankzettel, früher oder fpäter, in den Caffen des Staats zufammen kommen; und was foll diefer für Gebrauch davon machen? Soll er feine Beamten, feine Truppen, die Intereffen feiner Staatsfchulden, (wovon ohne Zweifel ein grofser Theil Ausländern gehört,) mit Papier bezahlen? Gefetzt auch 3) dafs es der Regierung gelingen möchte, die neu creirten Bankzettel unter gewiffen günftigen Umftänden ohne gewaltfame Operation in Umlauf zu bringen, fo wird doch ihr Credit ftets unficher und fchwankend feyn. Denn es ift ein Irrthum, wenn der Hr. Vf. die ficbre Bedeckung rühmt, mit welcher feine Bankzettel verfehen wären, und die ihren Credit unter allen Umftänden aufrecht erhalten müfste. Diefe Bedeckung hat ja nur der Staat in Beziehung auf feinen Schuldner, den Gutsbefitzer. Dem Innhaber des Bankzettels ift diefe Bedeckung nicht mit verfchrieben. Sein einziger Schuldner ift der Staat, und wenn ihm diefer nicht Wort hält, fo hat er weiter keine Sicherheit, an die er fich halten kann.

(Die Fortfetzung folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Wien, b. Kurtzbek: *Ueber Wucher und Wuchergesetze*, etc. von *Sonnenfels*. 1789.

2) Ebendas., b. Kurtzbek: Ueber die Aufgabe: *Was ist Wucher? und welches sind die besten Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun?* etc. von *Sonnenfels*.

3) Ebendas., b. der typograph. Gesellsch.: *Preisabhandlung über Wucher und dessen natürliche Zinsenordnung*, von Giulio Marchese *Gravisi*. 1789. etc.

4) Nördlingen, b. Beck: *Ein Votum über Wucher*, etc. 1791.

5) Hamburg: bey Bohn: *Versuch einer vollständigen Untersuchung über Wucher und Wuchergesetze*, etc. von *J. A. Günther*, etc. Erster Theil. *Wucher in zinsbaren Geldanleihen.* 1790.

6) Berlin, b. Maurer: Beantwortung der Fragen: *Was ist Wucher? Ist es gut, ihn zu hemmen? und wodurch kann er gehemmt werden?* von *K. F. Wisiger*, etc. 1790.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension*)

Sein ganzes Wohl und Weh beruht also auf der Rechtschaffenheit einer Finanzverwaltung, die er nicht übersehen, noch controlliren kann, und die in einer monarchischen Regierungsform (man darf es wohl sagen, ohne die Ehrerbietung gegen irgend einen Staat zu verletzen, denn es liegt in der Natur der Sache, und wir haben der Exempel zu viele,) auf ein unumschränktes Vertrauen des Publikums weder zu allen Zeiten, noch unter allen Umständen, Anspruch machen darf. Die Erwartung des Hn. Vf., dass seine Bankzettel bey dem Publiko gleich oder wohl gar in einem höhern Grade beliebt seyn würden, als das baare Geld, und dass sie also die Stelle des fehlenden Numeraire vollkommen ersetzen würden, dürfte daher schwerlich in Erfüllung gehen. In der That scheint es, dass der Hr. Vf. die erste Idee seiner Leihbank aus den in verschiedenen andern Ländern, und namentlich in dem benachbarten Schlesien eingeführten Creditsystemen hergenommen habe. Diese Systeme unterscheiden sich aber von den seinigen darinn: a) dass sie blos eine Operation der verbundenen Grundbesitzer sind, auf welche der Staat und dessen Finanzverwaltung nicht den geringsten Einfluss haben; b) dass die von ihnen ausgefertigten Pfandbriefe, ausser der solidarischen Garantie der verbundenen Stände, ihrem Innhaber zugleich ein gerichtlich eingetragenes Pfandrecht auf den ersten und sichersten Theil von dem Werthe des darinn namentlich verschriebenen Gutes ertheilen, welches von dem Stehen und Fallen des Creditsystems selbst ganz unabhängig ist; c) dass sie Zinsen tragen, und also ganz eigentlich dazu dienen, das ganze Verkehr zwischen dem Kapitalisten und Gutsbesitzer zu bestreiten; d) dass dadurch der Zweck des Hn. v. S., die Anfrage nach Geld um den ganzen Antheil dieser Klasse zu vermindern, und dadurch auch die Balance für die übrigen Klassen der Entlehner vortheilhafter zu machen, ohne alle bey seinem System zu besorgende Inconvenienzien erreicht worden ist, denn die Circulationsfähigkeit der Pfandbriefe ist eine blosse Nebeneigenschaft derselben; sie machen unter gewissen Umständen das Geld als Vorstellungszeichen entbehrlich; (so wie eben dies schon in gewisser Maasse durch sichere Wechsel und Obligationen geschehen kann,) aber sie enthalten an sich keine Vermehrung der Vorstellungszeichen. — Rec. ist in dem Auszuge und in der Beurtheilung der Sonnenfelsischen Abhandlungen so ausführlich gewesen, damit er sich bey den übrigen oben angezeigten Wiener Schriften über diesen Gegenstand desto kürzer fassen könne.

No. 3. Der Hr. Marchese *Gravisi* holt in seiner Abhandlung ungemein weit aus, und beschäftigt sich in dem ersten Theile derselben mit Entwickelung theoretischer Begriffe und Grundsätze, die er bey Lesern, für welche sein Buch nur bestimmt seyn konnte, billig als bekannt hätte voraussetzen sollen. Aus dem Begriffe, den er vom Wucher giebt, (Th. I. S. 94.) erhellet, wenn man ihn ins Deutsche übersetzt, dass er darunter eben das verstehe, was Hr. v. S. politischen Wucher nennt. Ihm ist nämlich Wucher, „wenn der für den Gebrauch „des geliehenen Geldes bestimmte Zins oder Preis zu Gun„sten des Eigenthümers so übersetzt ausfallt, dass der „Entlehnende bey dessen Zuhaltung nur kümmerlich wird „künftighin sich aus der Fruchtbarkeit seiner Arbeit auf„recht halten können; von der Zeit aber jedem ange„bohrnen und anerworbenen Anspruche auf Vervoll„kommnung während solcher Vergesellschaftungsfrist „nothgedrungen auf immer entsagen muss.“ (Dies sey zugleich Probe des durchweg herrschenden Stils!) Dass ein solcher Wucher unerlaubt und strafbar sey, fällt ihm nun nicht schwer, aus dem Grundsatze des Naturrechts: *quaere perfectionem*, triumphirend zu beweisen. Im zweyten Hauptstück erklärt der Vf. die hohe Steigerung des Zinsfusses in den österreichischen Landen beynahe auf eben die Art, nur viel gedehnter und doch unverständlicher, als Hr. v. S., und rechnet zu den Ursachen desselben auch den Gang und die Kostbarkeit der durch die neue Gerichtsordnung eingeführten Rechtspflege, nach welcher

welcher, wie er S. 35 Th. II. sagt: „ein in Streit gerathener Zinsvertrag über eine Summe von 50 Gulden „so zu sagen an Spruchtaxen 12 Gulden, und an der Zeit „bald ein Jahr gemeiniglich eben so erfordert, wie ein „Anderer über eine Summe von 50000 Gulden," welcher Zeit- und Kostenverlust denn natürlich von dem Darleiher bey Berechnung seiner Prämie mit in Anschlag gebracht wird. Er verwirft jede gesetzliche Bestimmung eines allgemeinen Zinsfußes aus sehr einleuchtenden Gründen, und kommt endlich S. 67. auf seinen eigenen Vorschlag zur Steurung des politischen Wuchers ohne Strafgesetze, welcher im Wesentlichen dahin geht: Es sollen in jeder Hauptstadt der österreichischen Provinzen sogenannte Creditbörsen, d. h. Anstalten, eröffnet werden, bey welchen ein jeder Geldbedürftiger von der einen, und ein jeder Geldbesitzer von der andern Seite sich melden, und jeder die Gelegenheit finden könne, respective das benöthigte Geld gegen eine nach Verhältniss der Sicherheit, die er anbieten kann, sich bestimmende Verzinsung zu erhalten, oder sein Kapital gegen eine Prämie, die sich nach dem Grade der Sicherheit richtet, die er fodert, oder mit der er sich begnügen will, unterzubringen. Bey diesen Creditbörsen soll eine gewisse Anzahl vereideter Sensalen angesetzt werden, deren Pflicht es ist, die angebotene Sicherheit zu beurtheilen, und über die Bedingungen, welche den Anleihern bewilligt werden können, ihr *bestimmendes* Gutachten, jedoch ohne alle Verantwortung, abzugeben, S. 75. In Ansehung der Sicherheit selbst, als des Maasstabs der Zinsen, welche die Direction der Creditbörse bestimmen soll, macht der Vf. drey Klassen. In die erste gehört der dingliche Credit des Grundbesitzers, welchem der Vf. den besoldeten Staatsdiener gleichsetzt; jedoch so, dass der Grundbesitzer nicht zu mehr als 4 — 6, der Besoldete aber allenfalls bis zu 8 vom 100 Zinsen angesetzt werden soll. Zur zweyten Klasse rechnet der Vf. diejenigen, die auf einen bestimmten Personalcredit Anspruch machen können, d. h. (wenn anders Recens. die dunkle Sprache des Vf. recht verstanden hat,) diejenigen, die irgend ein bürgerliches Gewerbe treiben, aus dessen Erträge das Darlehn zur bestimmten Zeit wahrscheinlich zurückgezahlt werden kann. Für diese Klasse sollen die Zinsen bey der Creditbörse zu 5 — 7 Procent bestimmt werden. Zur letztern Klasse gehört der unbestimmte persönliche Credit, welchen mittellose Anfänger, die erst irgend ein Gewerbe unternehmen wollen, verlangen. In dieser Klasse soll ein Zinsfuss von 8 — 12 Procent statt finden.

Der Vorschlag des Vf. ist zuerst äusserst schwankend und unbestimmt. Rec. kann nicht errathen, ob derselbe seinen Creditbörsen das Verkehr zwischen Anleihern und Entlehnenden ausschliessend beylegen, oder ob er das Privatverkehr ausser denselben einem jeden nach wie vor freylassen will. Jenes scheint seine Meynung nicht zu seyn, würde auch in der That der Freyheit und den Rechten des Eigenthums einen ganz unerträglichen Zwang auflegen. Soll aber das Privatverkehr ausser und neben den Operationen der Börse frey bleiben, so ist sein Mittel unzureichend, das Uebel zu heben. Diess würde von selbst in die Augen fallen, wenn die Meynung des Hn. v. S., dass es im Oesterreichischen an einer hinreichenden Summe von Numeraire fehlt, richtig seyn sollte. Läge es aber an einem Fehler in der Circulation, so könnte das Mittel des Vf. freylich etwas wirken; aber dieß Uebel würde dadurch nicht ganz, ja nicht einmal in seinem drückendsten Theile, gehoben werden. Denn vorausgesetzt, dass die alten Wuchergesetze aufgehoben bleiben, was sollte wohl den Geldbesitzer vermögen, sich den von der Börse bestimmten Zinsfuss gefallen zu lassen, da ihm diese blos mit ihrem Gutachten über die angebotene Sicherheit zu statten kommt, ohne irgend eine Garantie zu übernehmen, die sie auch nach der Natur der Sache, besonders bey dem blossen Personalcredit, unmöglich übernehmen kann, und dem Geldbesitzer in dem nach wie vor erlaubten Privatverkehr noch immer andre Wege zur Unterbringung seiner Capitalien gegen höhere Zinsen offen bleiben? zumal die meisten Geldbedürftigen der zweyten und dritten Klasse, aller Raisonnements des Vf. S. 105 ungeachtet, doch immer Anstand nehmen werden, den ganzen Zustand ihres Vermögens, ihres Gewerbes, ihrer Handlung u. s. w. einer öffentlichen Anstalt blos zu geben. Endlich würden die gewiss nicht unbeträchtlichen Kosten einer solchen Anstalt am Ende doch den Geldsuchenden zur Last fallen, und die Lage derselben, die der Vf. erleichtern will, noch mehr erschweren.

No. 4. Das hier angezeigte Votum eines Mannes sine Voto hat Rec. mit Belehrung und Vergnügen gelesen. Der Vf. ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, und sagt sehr viel Wahres und Gedachtes über den Wucher in einer lebhaften, zuweilen launichten und von Provinzialismen gereinigten, Schreibart. Er bahnt sich den Weg zur Entwickelung des Begriffes von Wucher durch die Ausführung, dass das Maass der Zinsen weder durch transcendentale Lehrsätze, noch durch die natürliche Billigkeit, noch durch den baaren Geldvorrath, noch selbst durch die Concurrenz der Personen, welche Geld suchen oder anbieten, sondern lediglich durch den Preis der liegenden Gründe und Ländereyen im umgekehrten Verhältnisse dergestalt bestimmt werde, dass ein hoher Preis der Güter niedrige Zinsen, und ein niederer Preis hohe Zinsen verursache. (Hier scheint der Vf. die Rückwirkung, welche der Preis des Geldes auf den Preis der Ländereyen macht, übersehen zu haben. Man kann mit eben dem Rechte, wie er sagt, dass der hohe oder niedrige Preis der Ländereyen niedrige oder hohe Zinsen wirke, umgekehrt sagen, dass hohe Zinsen den Werth der Ländereyen erniedrigen, so wie niedrige Zinsen ihn erhöhen. Aus allem, was der Hr. Vf. ausgeführt hat, folgt nur so viel, dass das Steigen und Fallen der Zinsen nicht immer nur aus einer, und dass es nicht zu allen Zeiten und in allen Ländern aus eben derselben Ursache hergeleitet werden könne. Seine Theorie kann daher für zu einseitig angesehen werden, und doch kann er in der Behauptung Recht haben, dass im *Oest-rreichischen* das übermässige Steigen der Zinsen dem Sinken des Preises der Ländereyen zuzuschreiben sey.) Er nimmt also für den einzig billigen und richtigen Maasstab der Zinsen an, was dem Landereybesitzer von dem

Digitized by Google

dem Ertrage seines Grundstücks nach Abzug der Rente, (d. h. der Abgaben, die davon an Andre entrichtet werden müssen.) des Arbeitslohns und der Unterhaltungskosten als reiner Gewinn übrig bleibt, und Wucher ist ihm ein jeder, den reinen Gewinn des Güterbesitzers übersteigender, Zinsengenuss von einem sichern Kapitale. S. 53. Hierauf wendet sich der Vf. zur Untersuchung der Frage, wie dem Wucher Einhalt zu thun sey? wobey er den Gang nimmt, dass er zuerst die Zinsenverfassung der merkwürdigsten ältern und neuern Völker untersucht, und mit der in den österreichischen Landen vergleicht; sodann den Ursachen nachspürt, welche in diesen Landen das Steigen der Zinsen gewirkt haben, und endlich von den Mitteln handelt, welche das Uebel anfänglich hindern und in der Folge gänzlich heben können. In dem erstern Theile der Untersuchung, welcher durch die Zusammenstellung der Zinsenverfassung bey 18 verschiedenen ältern und neuern Völkern sehr interessant gemacht wird, können wir dem Vf. unmöglich folgen. Bey der Untersuchung der Ursachen des Steigens der Zinsen in der österreichischen Monarchie geht er davon aus, dass in den Klagen über hohe Zinsen, die in Wien so laut erschollen sind, viel Uebertriebenes und Einseitiges liege, und das — *audiatur et altera pars* — dabey gar sehr zu empfehlen sey. Dann entwickelt er die Gründe, warum gleichwohl in der österreichischen Monarchie ein lästigerer Zins, als in andern Staaten, ein drückenderer Wucher, als sonst, vorhanden sey. Die Hauptursache findet er nach seinem System in dem gesunkenen Länderpreis, welcher entstanden sey a) aus dem Verkaufe der Jesuitergüter; a) aus der Zerschlagung der landesherrlichen Domainen; b) aus der Aufhebung der Klöster; d) aus der vorgewesenen Steuerregulirung. (Hier kommen viele interessante statistische Nachrichten vor. Wir heben nur Einiges aus: Im Temeswarer Bannat allein sind durch ein einziges Hofdecret vom 28sten April 1781 für 4,264,568 Fl. Güter auf einmal feil geboten worden. Die vorgewesene Steyerregulirung soll die Nutzung der Landgüter in Steuermark allein um 662,000 Fl. und ihren Kapitalswerth um 16 Millionen vermindert haben, woraus der Vf. einen Ueberschlag auf die sämmtlichen österreichischen Staaten macht, und ein Minus von 224 Millionen herausbringt, das durch diese einzige Operation, deren Kosten über 11 Millionen betragen hätten, verursacht seyn soll.) Als Nebengründe des Steigens der Zinsen nimmt der Vf. an: 1) den allzugrossen Staatscredit, welcher seit 1754 bis 1780 von 44 auf 200 Millionen, und seitdem noch weit höher gestiegen sey, und durch die hohen Zinsen, die der Staat seinen Glaubigern bewilligt, die Zinsen der Privatschulden nothwendig habe steigern müssen. 2) Die falsche Circulation, welche durch die noch nicht gehobenen Hindernisse des innern Verkehrs zwischen den österreichischen Provinzen und durch die zu grossen Begünstigungen, welche man dem auswärtigen Handel und gewissen Gattungen von Fabriken angedeihen lassen, verursacht worden. (Dieser Abschnitt verdient besonders von allen Liebhabern und Kennern der Staatswirthschaft gelesen und erwogen zu werden.) 3) Den Wachsthum des Staats, theils am Gebiete, theils an neuen Handlungszweigen, die dem Gelde mehr Anwendung, folglich auch einen höhern Werth, verschaffen. In dem dritten und wichtigsten Theile der Untersuchung, über die Mittel, den Wucher zu mindern und endlich ganz zu heben, verwirft er 1) die Strafgesetze als unnütz, unbillig und schädlich; (aus den bekannten Gründen,) 2) das Papiergeld; (ebenfalls aus bekannten Gründen,) 3) die vom Staat fundirten öffentlichen Leihhäuser oder Banken als unzureichend, zweckwidrig und gefährlich, wie besonders aus den Beyspielen der vornehmsten Anstalten dieser Art bewiesen wird; 4) die Creditsysteme auf den Fuss der Preussischen, Hamburgischen und Pensylvanischen, weil dergleichen Einrichtungen zwar in einzelnen Provinzen von Nutzen seyn könnten, auf das Ganze der österreichischen Monarchie aber nicht augenblicklich anwendbar, also für jetzt kein allgemeines Hülfsmittel gegen den Wucher, wären. (Hier scheint der Vf. von der Einrichtung und den Wirkungen dieser Systeme nicht ganz richtig informirt zu seyn. Die Pfandbriefe im Preussischen haben allerdings, wie schon oben bemerkt worden, das Numeraire selbst nicht vermehrt; aber sie haben der innern Circulation ein neues Leben gegeben, und das baare Geld in dem Verkehr zwischen Gutsbesitzern und Kapitalisten fast ganz entbehrlich gemacht. Sie haben die Zinsen der Realschulden von 6 auf 4, und in manchen Provinzen auf 3½ Procent, so, wie bey Wechseln und Obligationen, sobald der Aussteller nur ein Mann ist, der auf Personalcredit Anspruch machen kann, von 7 und 8 auf 5 Procent heruntergebracht. Es ist ganz falsch, dass 5 Millionen schlesische Pfandbriefe sich in fremden Händen befänden; denn die Einwohner Berlins und anderer preussischer Provinzen wird der Vf., der so sehr und mit so vielem Grunde für eine freye innere Circulation unter den verschiedenen Provinzen derselben Monarchie ist, nicht als Fremde behandelt wissen wollen. Es ist endlich ganz unrichtig, dass der Gutsbesitzer seine Zinsen in Pfandbriefen entrichten, und diese mit 4—5 Procent Agio einwechseln müsse. Die Zinsen kann und muss der Schuldner baar bezahlen. Nur wenn er dem Systeme Kapitalien aufkündigte, musste er demselben bisher nach der Natur des Darlehnscontracts das in Pfandbriefen erhaltene Kapital eben so zurückzahlen. Ober aber aufkündigen will, hängt schlechterdings von seinem eigenen Gutbefinden ab. Es gehört unter die vielen irrigen Behauptungen, die man seit einiger Zeit von den Creditsystemen in öffentlichen Nachrichten gefliſſentlich zu verbreiten scheint, als ob durch selbige den Kaufleuten alle Geldquellen verschlossen würden, da doch durch eben diese Systeme das baare Geld in dem Schuldenverkehr der Gutsbesitzer fast ganz entbehrlich gemacht, und also nothwendig den übrigen erwerbenden Klassen des Publikums zugewendet wird.) Endlich kommt der Vf. auf seine Vorschläge, wie dem Uebel in den österreichischen Staaten abzuhelfen sey. Diese sind: Man suche den gefallenen Länderpreis wieder zu erhöhen; man vermehre nicht die Masse der zum feilen Kaufe stehenden Grundstücke durch allzuschnelle Klösteraufhebungen; man halte mit dem Verkaufe der Staatsgüter selbst so viel als möglich zurück; man sorge für gute und beständige, nicht an-

Digitized by Google

genblicklichen Abänderungen unterworfne, Gesetze; man veranstalte die an sich nothwendige Steuerregulirung nach einem verbesserten Plane; man sey sparsam mit dem Staatscredit; man lasse dem Gelde seinen natürlichen Lauf; man vermeide alle gewaltsame Operationen, wodurch der Staatswachsthum zu schnell und plötzlich befördert werden soll; man führe Leihbanken an Orten ein, wo sie wirklich von Nutzen seyn können; man mache endlich den Versuch mit einem Creditsystem in irgend einer der Provinzen der Monarchie. So viel Wahres über diese Vorschläge in einer gedrängten Kürze gesagt ist, (die ganze Abhandlung derselben geht nur von S. 196—202.) so dürften doch mehrere Leser, so wie Rec., das Buch mit innerem Bedauern darüber aus der Hand legen, dass es dem Vf. nicht gefallen habe, dem Aufbauen eben so viel Fleiss und Mühe zu widmen, als er auf das Niederreissen verwendet hat.

No. 5. Den reinsten und gröfsten Gewinn für die Theorie der Gesetzgebung über diese wichtige Materie liefert ohne Zweifel die Schrift des Hn. Licentiat Günther in Hamburg. Er hat seinen Versuch über den Wucher in zwey Theile eingetheilt. Der erste enthält die Entwickelung der allgemeinen Grundsätze und Erläuterungen über den Wucher in zinsbaren Geldanleihen. Der zweyte Theil soll den Wucher im Ankaufe von Hofnungen und Anwartschaften, den Wucher im Handel und Gewerbe überhaupt, und den Wucher in Rücksicht auf die dabey interessirten Subjecte betrachten. Rec. hat jetzt nur den ersten Theil vor sich.

Da das Buch selbst ohne Zweifel in den Händen aller derer ist, oder doch seyn sollte, denen an einer richtigen, vollständigen und lichtvollen Darstellung des Gegenstandes etwas liegen kann, so werden wir den Inhalt desselben nur sehr kurz, und meist mit den eigenen Worten des Vf. anzeigen. Er setzt sich bey seiner Untersuchung drey Hauptgesichtspuncte:

1) Wenn und auf welche Weise wird der Contract zinsbarer Geldanleihe wucherhaft? (S. 28—101.) 2) In wie weit wird die Gerechtigkeit des Verhältnisses in dem Preise und in der Berechnung der von dem Borger zu entrichtenden Prämie durch Wucherverbote sicher gestellt? (S. 102—117.) 3) Wie kann dem Wucher durch andere Mittel, als durch Strafgesetze, gewehrt werden? (S. 118—238.) Zuletzt ist noch ein Nachtrag beygefügt, eine Schrift Türgots über die zinsbare Geldanleihe betreffend, in welcher unser Vf. seine in der gegenwärtigen Schrift entwickelten Grundsätze des Zinsenwesens bestätiget findet.

Folgendes ist der Gang des Vf. bey der Erörterung seiner aufgestellten Fragen:

Die Zinse oder der Vortheil, welchen der Borger dem Ausleiher für die nutzbare Ueberlassung seines Kapitals zugesteht, begreift unter sich a) die Vergütung für den selbst entbehrten Gebrauch des Geldes, b) die Prämie für die Möglichkeit des Verlusts. Beides zusammen heifst der Preis der Geldprämie. Dieser Preis wird im natürlichen Laufe der Geschäfte, so lange die Gesetzgebung sich nicht einmischt, lediglich durch die Conjunctur der Umstände bestimmt. Die Conjunctur hängt hauptsächlich ab: a) von dem Verhältnifs aller Summen, welche die Ausleiher anbieten, und die Borger suchen; b) von dem mehrern oder mindern Grade der dem Ausleiher entstehenden Sicherheit; c) von dem mehrern oder mindern Grade der ihm entstehenden Mühwaltung, unter welchem Ausdruck der gröfsere oder geringere Betrag der Anleihe, die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit des Belegungs- und Zahlungstermins und der mehr oder minder beschwerliche Grad der bey dem Geschäfte vorkommenden Formalitäten verstanden wird. Die Conjunctur kann nach den Umständen unendlich verschieden seyn; ein allgemein bestimmter Maafsstab des Preises der Geldprämie läfst sich also gar nicht gedenken. Die Prämie wird nur alsdann wucherhaft, wenn sie denjenigen Preis überschreitet, den die Conjunctur der Umstände, unter welchen die Anleihe contrahirt wird, erfoderlich macht. Die Art und Weise, wie die Prämie berechnet und bezahlt wird, macht an und für sich dieselbe nicht wucherhaft; sie kann aber den unkundigen Borger verleiten, die durch verwickelte Computation versteckte Prämie nicht ihrem wahren Werthe nach zu würdigen, sondern sie für geringer zu halten, als sie wirklich ist. (Hier folgt von S. 40—101 ein äufserst vollständiges System der Geldanleihen und der Künste, hinter welchen sich der Wucher, hauptsächlich bey der Berechnungsart der Prämie, zu verstecken pflegt.) Die Gerechtigkeit der Geldprämie ist durch die bis itzt bestehenden Wucherverbote nicht sicher gestellt; dieſs beweiset schon die allgemeine Erfahrung aller Zeiten und Länder. Sie kann überall nicht durch Wucherverbote sicher gestellt werden, weil sich ein fester und unveränderlicher Maafsstab der Geldprämie weder im Allgemeinen, noch für die verschiedenen Fälle und Zwecke der Anleihe, deren Gränzen zu sehr in einander laufen, und wobey alles auf die eigene Beurtheilung der Contrahenten ankommt, gedenken läfst. Wucherverbote vermehren vielmehr das Uebel durch Störung der Industrie und Erzeugung einer Menge neuer wucherlicher Kunstgriffe.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Wien, b. Kurtzbek: *Ueber Wucher und Wuchergesetze*, etc. von *Sonnenfels*. 1789.

2) Ebendas., b. Kurtzbek: Ueber die Aufgabe: *Was ist Wucher? und welches sind die besten Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun?* etc. von *Sonnenfels*.

3) Ebendas., b. der typograph. Gesellsch.: *Preisab. handlung über Wucher und dessen natürliche Zinsenordnung*, von *Giulio* Marchese *Gravisi*. 1789. etc.

4) Nördlingen, b. Beck: *Ein Votum über Wucher*, etc. 1791.

5) Hamburg: bey Bohn: *Versuch einer vollständigen Untersuchung über Wucher und Wuchergesetze*, etc. von *J. A. Günther*, etc. Erster Theil. *Wucher in zinsbaren Geldanleihen.* 1790.

6) Berlin, b. Maurer: Beantwortung der Fragen: *Was ist Wucher? Ist es gut, ihn zu hemmen? und wodurch kann er gehemmt werden?* von *K. F. Wiesiger*, etc. 1790.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Eine unbedingte Aufhebung der bisherigen Wuchergesetze ist indess nicht zu rathen, und würde, ohne Verbindung mit andern Maasregeln nicht nur unzureichend, sondern sogar schädlich seyn. Zu solchen Maasregeln werden folgende Grundsätze aufgestellt:

I. Der Staat muss unter denjenigen Bürgern, denen er die unbeschränkte Verwaltung ihres Eigenthums anvertrauen kann, die Freyheit der Geld-Geschäfte auf keine Weise stören oder beschränken, weder durch gesetzliche Bestimmung des Preises der Geld-Prämie, noch durch Belästigung des Geschäftsganges mit drückenden Formalitäten.

II. Der Staat muss darauf halten, dass in allen Geldcontracten Deutlichkeit und Bestimmtheit herrsche, und dass jede Gattung simpler sowohl als componirter Geld-Prämien, so viel immer möglich, auf ordentlichen Zinsfuss reducirt werde. Diese Maasregel, auf welcher der Vf., und das mit Recht, vorzüglich besteht, zu unterstützen, soll jede auf diese Weise nicht reducirte Prämie als ein Indebitum angesehn, und selbst wenn sie schon bezahlt worden, zurückgefodert werden können.

III. Der Staat muss für zweckmäfsige Credit- und Pfand-Anstalten, für gerechte und promte Justizpflege, für sparsame und schleunige Auseinandersetzung der Concurse, und für möglichste Vermehrung des Geldumsatzes und der Concurrenz sorgen; um durch diese Mittel auf die Conjunctur der Umstände selbst zu wirken, und möglichst hohen Credit sowohl, als möglichst niedrigen Zinsfuss zu veranlassen. Hier wird über Banken und Discontocassen, über Papiergeld, über Hypothekenanstalten, Creditassociationen, Pfandanstalten, Assecuranz- und Versorgungsanstalten etc. viel gutes mit praktischer Sachkenntniss gesagt

IV. Der Staat muss dafür sorgen, dass der Bürger durch Schulunterricht, durch frühe praktische Uebung, und durch seine gewöhnlichen Lesebücher sowohl über den Geist der Geldgeschäfte und über die Fallstricke des Wuchers möglichst aufgeklärt, als zur Frugalität und Wirthschaftlichkeit angeleitet werde.

V. Der Staat erlaube nur demjenigen seiner Bürger, der den zur Verwaltung seines Eigenthums erforderlichen Grad der Fähigkeiten und Kräfte besitzt, die unbeschränkte Verwaltung desselben, und treffe in dieser Rücksicht durch Revision der Majorennitätsgesetze solche Veranstaltungen, die zwischen dem Rechte der freyen Disposition über das Seinige, und zwischen der Oberherrschaftlichen Vorsorge des Staats für die Conservation des Privateigenthums die gerechte Gränze halte. Die Idee des Vf. geht nehmlich dahin, dass der Jüngling nicht in einem festen gesetzlich bestimmten Termin des Alters, sondern nur auf vorgängige Prüfung, und nur alsdann, wenn er der Verwaltung seines Vermögens wirklich gewachsen ist, zu dieser Verwaltung gelassen werden solle. Dieser Vorschlag wird von S. 180—221. mit aller Umständlichkeit, welche die Sache verdient, erwogen. Wir werden unten nochmals darauf zurück kommen. Am Schlusse des Werks wird der Anwendbarkeit der vorgetragnen Grundsätze auf die verschiedenen Fälle des Wuchersystems praktisch erwiesen.

Diess ist der Inhalt eines Werks, welches Rec. mit eben so viel Vergnügen als Nutzen gelesen zu haben dankbar bekennt. Als einen Beweis seiner darauf verwendeten Aufmerksamkeit legt er nur noch zwey Anmerkungen dem würdigen Hn. Vf. zur nähern Beherzigung vor. — Einmal, es wird an mehrern Stellen des Werks mit grofsem Rechte darauf gedrungen, dass die zur Verhütung des Wuchers vorgeschlagnen Maasregeln zugleich und in ihrer Verbindung ausgeführt werden müfsten, weil sie, bey einer nur einzeln und stückweise erfolgenden Anwendung unzureichend oder gar schädlich seyn würden. Unter den Vorschlägen ist einer der wichtigsten der dritte, wo es dem Staat zur Pflicht gemacht wird, für die möglichste Vermehrung des Geldumsatzes und der Concurrenz zu sorgen. Es hat kein Bedenken, dass eine aufmerksame und wohlgesinnte

Staatsverwaltung in Haupt- und Handelsstädten diese ihre Pflicht ohne grosse Schwierigkeit erfüllen könne. Aber wie soll eben dieſs in kleinern Städten bewerkstelliget werden, wo oft eine zahlreiche Menge Geldbedürftiger Menschen, besonders Fabrikanten und Manufacturisten, wohnt; wo der Staat selbst keine Leihanstalt errichten kann, weil der Umfang des Verkehrs die Kosten davon nicht abwerfen würde; wo auch aus eben dem Grunde, und wegen zu weiter Entfernung von der Hauptstadt, eine Concurrenz von Ausleihern nicht zu erwarten ist; und wo also das ganze Zinsenanleihgeschäft nothwendig einem oder zweyen Particuliers, die Privatverfatzanstalten unternehmen, in die Hände fallen muſs? Hier muſs nothwendig die Conjunctur allemal auf eine höchst drückende Art gegen den Borger seyn; und es kann nicht fehlen, dafs, wenn der Ausleiher gar keiner gesetzmäfsigen Bestimmung in Ansehung des Preises der Geldprämie unterworfen wäre, die borgende Classe dadurch gänzlich erschöpft werden müfste. Sollte es daher nicht rathsam seyn, mit Aufhebung der Wucherverbote nur erst in grofsen Haupt- und Handelsstädten, wo eine zum Vortheil der Borger auf die Conjunctur wirkende Concurrenz bereits vorhanden ist, oder bewirkt werden kann, den Anfang zu machen; in den andern Orten und Gegenden des Landes aber, bey Vorkehrung der übrigen von dem Vf. vorgeschlagnen Anstalten, die Wucherverbote vor der Hand noch in der Art bestehen zu lassen, dafs jedem solchen Orte eine nach den Umständen möglichst genau abgemefsne classificirte Zinstaxe gesetzlich vorgeschrieben würde, die bey Verlust des Capitals nicht überschritten werden dürfe. Diese Taxe müfste jedoch nicht beständig die nemliche bleiben, sondern von Zeit zu Zeit, etwa alle drey Jahre revidirt, und nur dann ganz aufgehoben werden, wenn auf eine oder die andre Art eine zur Deckung der Borger hinlängliche Concurrenz sich gefunden hätte. Dergleichen classificirte Taxe liefse sich für die Orte, und die Classe von Borgern, wovon hier die Rede ist, gar wohl denken, da die Fälle, auf welche dabey Rückficht zu nehmen wäre, hier weder so verschieden noch so complicirt sind, dafs dabey solche unüberwindliche Schwierigkeiten, als der Vf. nach S. 107. besorgt, eintreten könnten.

Die zweyte Haupterinnerung ist gegen den Vorschlag des Vf. gerichtet, nach welchem der Zeitpunkt, worinn einem jungen Staatsbürger die freye Disposition über sein Vermögen anzuvertrauen, nicht mehr durch ein gewisses Alter, sondern nach vorgängiger Prüfung durch eine ausdrückliche Erklärung des Staats bestimmt werden soll. Dieser Vorschlag scheint dem Rec. ungerecht, gefährlich, und unnöthig seyn. Mit welchem Rechte kann der Staat seinem jungen Bürger, der die Jahre erreicht hat, wo Geist und Körper sich entwickelt haben, wo die Natur selbst ihn gleichsam emancipirt hat, die Disposition über sein Eigenthum noch länger vorenthalten, und ihm eine besondre Legitimation über seine Fähigkeit dazu abfodern? Ist es nicht genug, dafs er fast den dritten Theil seines Lebens in einem Stande der Abhängigkeit, wo seine natürliche Freyheit durch den Fallen und oft durch die Willkühr andrer beschränkt wird, zubringen muſs; dafs er selbst dann noch, wenn er in das bürgerliche Leben wirklich eingetreten ist, immer eine Menge solcher Einschränkungen fast bey jedem Schritte, den er thut, vor sich findet? Soll man ihm den geringen Rest von natürlicher Freyheit, den die bürgerlichen Verfassungen ihm übrig lassen, durch neue Einschränkungsgesetze noch mehr verkümmern? Freylich würde ein solches Gesetz jenen Regierungen sehr willkommen seyn, die ihr ganzes Volk wohl gern bis an das Grab hin in ihrer Vormundschaft behalten möchten; aber wie würde damit die Ausbildung des Geistes eines solchen Volks, die Erziehung desselben zu dem möglichsten Grade der Vollkommenheit, dessen der Mensch in dieser Periode seiner Existenz fähig ist, bestehen können? Man wirft dem durch die bisherigen Gesetze bestimmten Termine der Majorennität vor, dafs er auf blofser Willkühr beruhe; aber diese sogenannte Willkühr hat ihren sehr guten Grund in der Natur des Menschen, der in einem Alter von 24 oder 25 Jahren in der Regel gewifs soweit ausgebildet ist, dafs er dann, oder nie, die erfoderlichen Fähigkeiten besitzt, seine Handlungen in den gewöhnlichen Vorfallen des bürgerlichen Lebens nach den Regeln der Vernunft einzurichten, und die Gefahren, welche die Leidenschaft ihm bereitet, zu vermeiden. Sey es aber auch Willkühr des Gesetzes, so ist sie doch weder so gefährlich noch so schädlich, als die Willkühr des Richters, welche der Vf. an ihre Stelle setzen will. Zwar will er durchaus keine Willkühr bey seinem Vorschlage zulassen; er verlangt eine Prüfung nach gesetzlich vorgeschriebnen Grundsätzen; aber man sieht ihm die Verlegenheit deutlich an, in der er sich befindet, wenn er S. 190. fgg. diese Grundsätze angeben soll. Negative Beweise, dafs der Jüngling sich bisher keiner Unwirthschaftlichkeit schuldig gemacht habe, würden zu dem Zwecke des Vf. nicht hinreichen; denn wer will daraus, dafs der junge Mann sich unter der Aufsicht seiner Eltern oder Vormünder, denen er bisher unterworfen war, die ihm jeden Schritt, welchen er auf der Bahn des Lebens zu thun hatte, vorzeichneten, die ihn bey jedem Abgrunde, bey jedem Irrwege, der ihm gefährlich werden konnte, vorüber leiteten, den Ausschweifungen und der Verschwendung nicht überlassen hat, mit Sicherheit schliefsen, dafs er nun auch im Stande seyn werde, sich ohne diese Aufsicht eben so gut zu regieren, eben so sicher die Klippen des Betrug und der Leidenschaften zu vermeiden? Positive Beweise sind in den meisten Fällen schlechterdings unmöglich; und alle, die man etwa vorschlagen könnte, sind trüglich! Am Ende würde die Entscheidung des Richters sich immer nur auf blofse Vermuthungen gründen müssen, die sich unter keine festen Regeln und Grundsätze bringen lassen, mithin der Gefahr, in blofse Willkühr auszuarten, beständig ausgesetzt sind. Ist die Meynung des Vf., dafs ein Jüngling, der sich schon unter der Vormundschaft durch liederliche Lebensart, durch unbesonnenes und unnützes Schuldenmachen, als einen Verschwender, oder der als einen Blödsinnigen sich ausgezeichnet hat, auch nach erreichtem gesetzmäfsigen Alter noch länger unter Vormundschaft behalten werden solle, so braucht es dazu

keiner

keiner Reviſion unſrer Majorennitätsgeſetze; ſondern es bedarf nur der in einigen Ländern ſchon beſtehenden Einrichtung, daſs die vormundſchaftlichen Gerichte nicht bloſs um das Vermögen, ſondern auch um die ſittliche Bildung und um das Betragen ihrer Pflegebefohlnen ſich bekümmern müſſen; und daſs ſie berechtigt ſind, in Fällen von der vor beſchriebnen Art auf eine Verlängerung der Vormundſchaft anzutragen; über welchen Antrag jedoch der bisherige Pflegebefohlne rechtlich gehört, und bey einem andern, als dem vormundſchaftlichen, Gerichte darüber erkannt werden muſs. Dieſe Einrichtung würde für alle die Falle hinreichen, wo die moraliſche Gewiſsheit eines bevorſtehenden Miſsbrauchs der Freyheit den Staat zur Verſagung dieſer Freyheit wirklich berechtigen kann; und es würde nicht nöthig ſeyn, um der verhältniſsmäſsig doch immer nur geringen Anzahl ſolcher Fälle willen, die ganze zahlreiche Claſſe junger Staatsbürger einer ſo läſtigen, erniedrigenden, und am Ende doch immer auf Willkühr hinauslaufenden Formalität zu unterwerfen.

No. 6. Wer die vorigen Schriften, und beſonders die Güntherſche, geleſen hat, dem wird Hr. Aſs. *Wieſiger* in dieſer Schrift nichts neues ſagen. Ihm konnte, da er ſchrieb, das Güntherſche Buch noch nicht bekannt ſeyn, und es gebührt ihm daher immer der Ruhm, daſs er ſeine vorhabende Materie gut durchgedacht, und viel nützliches darüber geſagt habe. Er iſt der Meynung, daſs eine geſetzliche gerechte Beſtimmung der Zinſen gar wohl möglich ſey, und will von dieſer Beſtimmung nur die ganz Armen und die Projectmacher ausnehmen. Seine Vorſchläge, dem Wucher ohne Strafgeſetze Einhalt zu thun, ſtimmen übrigens, den Punkt der Majorennitätserklärungen ausgenommen, mit den Günther'ſchen meiſt überein; obgleich letztern in Rückſicht auf Gründlichkeit und Vollſtändigkeit der Unterſuchung, Beſtimmtheit der Darſtellung, und ſorgfältige Prüfung der verſchiedenen Seiten, der Vorzug unſtreitig zuerkannt werden muſs. Das Unterſcheidende der Wieſigerſchen Schrift iſt, daſs ſie auch für diejenigen ſorgt, die bisher vom Wucher gelebt haben, und nun bey der Abſtellung deſſelben ihre Subſiſtenz zu verlieren Gefahr laufen. Der Vf. dringt dabey unter andern mit groſsem Rechte auf eine bürgerliche Verbeſſerung der Juden, die in manchen Staaten, vielleicht auch in dem, wo der Vf. ſchrieb, durch ihre ganze bürgerliche Lage zum Betrug und Wucher gleichſam mit Gewalt gezwungen werden. Sonderbar aber iſt der Vorſchlag S. 31., Leuten, die bisher mit ihren kleinen Vermögen nicht aus Trägheit, ſondern aus Mangel andrer Unterhaltungsquellen gewuchert haben, Coloniſtenetabliſſements anzuweiſen.

Am Schluſſe dieſer ſchon zu langen Recenſion, wird es doch vielleicht manchen Leſern nicht unangenehm ſeyn, das, was die neue Preuſsiſche Geſetzgebung über die Lehre vom Wucher verordnet, hier noch kurz angezeigt zu finden:

Die erlaubten Zinſen bey Darlehnen ſind in der Regel auf fünf Procent beſtimmt; Kaufleute können bey bloſsen Perſonalſchulden ſechs, und Juden acht vom Hundert ſich verſchreiben laſſen. Bey dem Pfandgewerbe ſind für Darlehn in kleinen Summen und auf kurze Zeit höhere, in einem beſonderen Pfand- und Leihreglement beſtimmte, Zinſen erlaubt. Kaufleute, die den Waarenhandel im Groſsen treiben, ſind bey den Anleihen, die ſie nur auf kurze, ſechs Monathe nicht überſteigende, Friſt aufnehmen, an gar keinen Zinsfatz gebunden. Jeder Gewinn und Vortheil, den ſich der Gläubiger von dem Schuldner für das Darlehn bedingt, hat die Natur der Zinſen, und muſs bey der Berechnung: wie viel an Zinſen der Gläubiger fodern könne, nach gewiſſen beſtimmten Sätzen mit in Anſchlag gebracht werden. Die Zinſen im voraus abzuziehn, iſt in der Regel nicht, ſondern nur unter gewiſſen genau beſtimmten Umſtänden erlaubt. Eben ſo wird der ſogenannte *Anatocismus ſeparatus* mit einer Einſchränkung, die den Miſsbrauch hindern ſoll, zugelaſſen. Verabredungen, welche dieſen Zinsgeſetzen zuwider laufen, ſind unverbindlich, und das an Zinſen zu viel bezahlte kann noch innerhalb ſechs Jahren nach völlig abgetragner Schuld zurück gefodert werden. Strafbarer Wucher aber iſt nur alsdenn vorhanden, wenn jemand, um den Zinsgeſetzen auszuweichen, den übermäſsigen Vortheil unter irgend einem andern Namen oder Geſchäfte zu verbergen ſucht. Jede läſtige Bedingung, hinter welcher der Gläubiger die übermäſsigen Zinſen hat verſtecken wollen, wird in dieſer Rückſicht als Wucher angeſehn; z. B. wenn nicht das volle Capital gegeben, die Zinſen in den nicht zugelaſſenen Fällen voraus abgezogen; Waaren auf eine geſetzwidrige Art ſtatt baaren Geldes angegeben; Naturalien oder Dienſtleiſtungen ſtatt der Zinſen um einen den Borger drückenden Preis vorbedungen; die geſetzlich beſtimmten Maklergebühren überſchritten werden. Die Strafe des Wucherers beſteht in dem ganzen verſchriebenen Betrage an Capital und Zinſen, worauf jedoch das, was der Schuldner wirklich erhalten und nach geſetzlicher Vorſchrift zu zahlen hat, inſofern es von ihm aufgebracht werden kann, dem Wucherer zu gute gerechnet wird.

Man ſieht, daſs dieſe Geſetzgebung zwiſchen den bisherigen Wuchergeſetzen und den neueren Vorſchlägen zu deren gänzlichen Abſchaffung eine Mittelſtraſse gewählt habe. Es wird ſich bald zeigen, ob dieſe Maasregeln in der Anwendung den Zweck ſo erreichen werden, als ſie in der Theorie die Probe zu halten ſcheinen.

OEKONOMIE.

QUEDLINBURG, auf Koſten des Vf.: *Die Holzerſparungskunſt bey zehn verſchiedenen Feuerarten* nach eignen Erfahrungen und Bauvorrichtungen vorgetragen mit XIV. Kupfern von *Joh. Henr. Sachtleben.* 132. S. 8. 1790. (4 Rthlr.)

So nützlich der Gegenſtand iſt, den der Vf. hier zu bearbeiten unternimmt und ſo viel Kenntniſſe er darinn zeigt, ſo möchte er doch nicht immer das Ziel vollkommen treffen. Eine Haupterfoderniſs eines holzerſparenden Stubenofens iſt, daſs derſelbe ſogleich in der Geſchwindigkeit mit wenigem Holz ein Zimmer erwärme. Hiezu wird einmal unumgänglich erfodert, daſs das Feuer concentriret werde, um von einem engen

Digitized by Google

Raum aus seine Hitze verbreiten zu müssen. Sodann müssen nach des Vf. eigenen vorausgeschickten Grundsätzen S. 5. keine Feuergänge oder Röhren im Zimmer versteckt werden, damit ein jeder Gang, und vorzüglich die erstere als die heissesten, ihre Warme in der Stube gleichsam ausschütten und frey absetzen können. Hält man nun dagegen den Sachtlebenschen Ofen Tab. I. u. II. mit 7. Feuergängen, so stehet der erste und Hauptfeuerlauf mit seiner vorgeschriebenen, besonders dicken, Einfassung verborgen im Zimmer, und kann also solcher nach bemeldtem Grundsatz seine Hitze nicht so bald ins Zimmer werfen. Der zweyte Feuergang stehet ebenfalls verborgen; der dritte und vierte stehet zwar tiefer im Zimmer, aber dann ist die Hitze schon abgemattet. Der fünfte steht wieder verborgen, wie der sechste und siebente noch mehr. Die erste Erwärmung des Zimmers erfodert also mehr Holz, als wenn die erstern und Hauptfeuerläufe freyer in die Stube gerichtet wären. Was nun aber die Feuerläufe selbst betrifft, so ist fast zu zweifeln, ob der Rauch sich durch wiederholte senkrechte Röhren unter sich nach der Idee der Zeichnung leiten lasse, ohne dass sich der Rauch am Ende in Dünste und Wasser auflösen sollte. Die natürliche Eigenschaft des Feuers ist, über sich zu steigen. Erfodert z. B. die Nothwendigkeit, dass ein Schornstein geschleift werde, so darf die Schleifung nicht unter 45. Grad seyn, sonst wird dem Schornstein der Zug genommen. Die gewöhnlichen schon seit 30. Jahren aufgekommenen, und gebräuchlichen, Circulirösen, da der Rauch durch den Perpendicularzug von einem horizontalliegenden Gang zum andern fortgestossen wird, möchten wohl sicherer seyn und zum bäldern Erhitzen der Zimmer mehrere Vortheile leisten. In diesem Verhältniss stehen die übrigen einfachern Oefen T. III. u. IV., welche nach Massgabe der mehrern Einfachheit allenfalls einen Vorzug haben mögen.

Die Verbesserung der Schornsteine im Nachtrag zu diesem Abschnitt hat durch die obere Erweiterung und übrige Einrichtung ihren guten Grund; nur hätte die sehr nöthige Erinnerung beygefügt werden sollen, dass die Schornsteine, (so wie auch die Feuerläufe und Rauchgänge in den Oefen,) inwendig so glatt als möglich verputzt und geebnet werden müssen, wenn sie gut ziehen sollen. Es ist kaum glaublich, wie leicht sich der Rauch bey der geringsten Rauhigkeit in den Schornsteinen stösst, und wie viel leichter er gehet, wo alles recht glatt und eben ist. Der zweyte Abschnitt stellet vermittelst Tab. VI. einen Feuerheerd mit 4 Kastrolen auf. Jedes hat seine besondere Feuermündung, mit einem Rost versehen, und erfodert folglich ein jedes seine Feurung. Als einen Hauptvortheil hat der Vf. zum Zweck, durch die Circulirung des Feuers um den Topf die Hitze bey wenigerem Holze zu vermehren. Ohngeachtet nun diese Künsteley bey einem kleinen Topf etwas weit hergeholt ist, und schon bey einem grossen Kessel die Einrichtung mit vieler Genauigkeit und Kosten muss gemacht werden, wenn man merkliche Wirkung verspüren soll; so siehet man nicht ab, wie sehr viel bey Einrichtung eines solchen Heerdes mit Kastrolen gewonnen werde, da ein jedes sein eigenes Feuer haben muss. Rec. hat in einer benachbarten herrschaftlichen Küche einen Heerd aufgeführet, da ein einiges Feuer nicht nur 7, und zwey Parallelfeuer 14 Kastrole heizen, sondern auch daneben 2 Wasserkessel, einen von 3 dreyreifigen Zubern und den andern von 6 dreyreifigen Zubern, und zugleich noch in der Mitte einen Bratofen, worinn 2 bis 3 Braten von der nemlichen Hitze können gebraten werden. Da zu diesen 17 Gegenständen zu Unterhaltung des Feuers oder zum Nachschüren zu diesen 2 Feuern 6 Scheitchen Holz erfodert werden, so verzehret der Sachtlebensche Feuerheerd nur bey 4 Gegenständen 12 Scheitchen. Was in dem dritten Abschn. Tab. VII. das holzersparende Kesselfeuer betrifft, so ist das Vorzüglichste, dass das Mauerwerk zum Feuer konisch eingerichtet und dadurch die Hitze mehr concentriret, auch dass der Feuerpunkt dem Kessel bis auf 1 Fuss genähert ist. Der Rost ist gut, als welcher viel vom Rauch verzehret, und die Wirkung des Feuers verstärket. Was aber die Circulirung um den Kessel betrifft, so hat es Rec. bey Vielen ausgeführet gesehen; andere aber haben es wieder wegen der Künsteleyen und Kosten und des vielen Aufputzens abgehen lassen. Eben so verhält es sich mit dem übrigen Kesselwerk Tab. VIII. u. IX. Bey den Kaminen (Tab. X. fünften Absch.), welche meistens nur in herrschaftlichen Staatszimmern statt finden, ist der Gedanke in so fern gut angebracht, dass die Hitze, die sonst gerade zum Schornstein hinausgegangen, durch circulirende Rauchgänge bis zum genugsam erhaltenen Vortheil beybehalten werde. Nur beziehen wir uns auf obiges, dass nemlich der Rauch nach seiner Natur müsse geleitet werden, und wenn er schief gehen soll, muss er wieder durch einen perpendiculären Zug hinreichenden Stoss bekommen, dass er nicht zurücktrete, oder in Dünste sich auflöse. Bey Braupfannen Tab. XII., welche ein sehr starkes Feuer erfodern, mag der Nutzen, von der beschriebenen Circulirung von Wirkung seyn, da die Hitze verhältnissmässig und steigend in die Höhe gehet. Uebrigens sind viele Buchstaben vom Kupferstecher oder Setzer unrecht angegeben, und manches schwer auseinander zu setzen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Grotkau, im Verlag der evangelischen Schulanstalt: *Oberschlesische Monathschrift, herausgegeben von J. C. C. Loewe und J. G. Peuker. Zweyter Band.* 1789. 8.

Diese neue Monatschrift, welche in Julius 1788. ihren Anfang nahm, schränket sich nicht bloss auf die Kenntniss der Provinz ein, sondern lässt sich auch über alle Gegenstände des menschlichen Wissens heraus, und die Herausgeber sorgen für eine angenehme Abwechselung der Materien. Rec. ohne ein Schlesier zu seyn, hat sie mit Vergnügen gelesen, und wünschte jeder Provinz Deutschlands ähnliche periodische Blätter. Sonderlich bemerkt er hier die Beyträge zur Naturgeschichte; die Abhandlung über den Zustand der Musik in Schlesien; und die über die Lebensläufe der verstorbenen Landleute. Der Gedichte sind wenig, doch immer noch zu viel.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. September 1791.

GESCHICHTE.

BRESLAU: *Geständnisse eines östreichschen Veterans in politischer und militarischer Hinsicht auf die Verhältnisse zwischen Oestreich und Preussen während der Regierung Friedrichs II.* Erster und Zweyter Theil. 1789. Dritter Theil. 1790. zusammen 3 Alph. 8 Bog. 8.

Dieses vortrefliche Buch ist von der östreichschen Seite das einzige brauchbare, welches wir über die langen Fehden zwischen Friedrich und Maria Theresia bis jetzt besitzen. Die Ankündigung auf dem Titel: von dem Verfasser des freymüthigen Beytrags zur Geschichte des östreichschen Militärdienstes, liess den Kenner Vorzüglichkeit und Unparteylichkeit erwarten; und er wird nicht in seiner Hoffnung betrogen. Die Absicht des Vf. in seinem Buche erhellet am besten aus seinen Worten in der Vorrede zum zweyten Theile: „Der Beobachter von Friedrichs Thaten verliert sich in dem Anschauen ihrer Grösse; aber er wünscht auch zugleich durch die Kenntniss der Charaktere der entgegenstehenden Feldherrn, der Verfassung der gegenseitigen Kriegsheere, der in ihrem Innern lang und tief genährten Mängel; kurz, er wünscht durch die Einsicht in die Beschaffenheit des Triebwerks, wodurch die Heere im Ganzen oder in ihren verschiedenen Theilen bald mehr, bald weniger, Spannkraft erhalten haben, zum nähern Aufschluss zu gelangen. Die vornehmsten Gegenstände dieser Art — in ihrem eigenthümlichen Lichte darzustellen, ist die Absicht dieser Geständnisse.“ Der Vf. derselben, ein Officier, der, wie niemand läugnen wird, die gehörigen Kenntnisse besitzt, diejenigen Dinge, welche er hier abhandelt, richtig zu beurtheilen, der selbst den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch, (denn bey dem vorhergehenden scheint er nicht gegenwärtig gewesen zu seyn,) bey dem östreichschen Heere gestanden hat, und der, wie man deutlich sieht, Gelegenheit hatte, tiefre Blicke in die Grundursachen mancher Vorfälle zu thun, als ein gewöhnlicher Officier, hat den guten Willen und die Unparteylichkeit, die Sachen von der rechten Seite anzusehen, und hält es nicht für Patriotismus, wenn man für das, was die ganze übrige Welt für fehlerhaft hält, Entschuldigungen aufsucht, die immer unzulänglich, oft abgeschmackt sind. Er hat in seinem Werke aber nicht nur die Absicht, seinen Landesleuten darzuthun, dass die fehlerhafte Einrichtung ihres ganzen Militärwesens und ihrer Massregeln eben so viel dazu beygetragen hat, dass die Preussen ihre Sieger waren, als das überlegene Genie des Anführers der letzten über die östreichschen Generale, unter denen es gleichwohl an vortrefflichen Männern nicht fehlte, sondern auch die noch edlere, seine, noch immer heftig gegen den König eingenommenen, Mitbürger zu überzeugen, dass sie sich in seinem Charakter irren, dass er keinesweges einen Eroberungsgeist im eigentlichen Verstande besessen habe, und dass, wenn er gegen das Haus Oestreich feindselige Gesinnungen hegte, das Verfahren desselben ihn dazu zwang. Dieses letztere ist der Inhalt des ersten Theils. Aber so gegründet und einleuchtend auch seine Betrachtungen hierüber sind, und mit so vielem Vergnügen sie Rec. auch gelesen hat, so hält er doch diesen Theil der Arbeit des würdigen Veteranen, besonders für unsre Gegenden, nicht für so wichtig und belehrend, als die übrigen, wo er Friedrichs Thaten aus einem militarischen Gesichtspuncte betrachtet. Denn es ist schon in sehr vielen Schriften dargethan, dass den König entweder das Recht, oder eine gesunde, vor dem Richterstuhle der Vernunft leicht zu vertheidigende, Staatsklugheit in das Feld führte. Unterdessen glauben wir seiner Versicherung gerne, dass in seinem Vaterlande diese Vertheidigung noch sehr nothwendig seyn mag. Der Vf. zeigt, dass Oestreichs Argwohn so weit gegangen sey, und dass es sogar über die innere Verstärkung der Macht der Staaten des Königs, so viel Unruhe geschöpft, dass es sich dagegen durch auswärtige Bündnisse zu schützen gesucht hatte, die, wie er ganz richtig bemerkt, nur eine sehr zweifelhafte Sicherheit verleihen, wenn es an eignen Kräften fehlt. Wenn er S. 33. meynt, Oestreich habe den überaus schnellen Wachsthum des preussischen Hauses nicht vor Friedrich dem Gr. bemerkt, so mag das von dem elenden Ministerium Carls VI wahr seyn. Aber des grossen Kurfürsten schnelle Fortschritte bemerkte man sehr gut, und trug daher um desto weniger Bedenken, ihn im Nimweger Frieden aufzuopfern. Der Veteran hat nicht so geringfügige Begriffe von Friedrich I. als sein grosser Enkel. Er lobt Friedrich Wilhelm ungemein, und nennt seine Regierungsgeschichte die Geschichte stiller Regentengrösse. Ganz gewiss hat er den Gesichtspunct dieser Regierung besser gefasst, als ein gewisser Fragmentenschreiber. Da er diesen Prinzen nur in einer gewissen Hinsicht schilderte, so kann man es ihm vergeben, dass er seine tyrannische Härte mit keinem Worte tadelt. Friedrich der Gr. behielt in den *meisten* (?) Stücken seine Einrichtung bey, und verbesserte oder erweiterte sie nur nach seinem seltnen Scharfblick. Daher die innre Stärke seiner Staaten. Erster schlesischer Krieg: Friedrich foderte anfangs nur dasjenige, was seinem Hause gehörte. Das Verfahren des kaiserlichen Hofs in Absicht der dem Hause Brandenburg entrissenen schlesischen Provinzen, besonders aber der doppelte Tractat mit dem Kurf. Friedrich Wilhem und seinem Erbprinzen, ist in ein gehöriges

höriges Licht gesetzt. Es war Mäfsigung und Grofsmuth, dafs Friedrich den Breslauer Frieden annahm, da nichts damals Marie Thereſie hatte retten können, wenn er den Krieg fortgeſetzt hätte. Oeſtreich verfuhr ganz anders bey ſeinem Waffenglück gegen den Kaiſer Carl VII. Es kannte weder Grofsmuth noch Erbarmen, ſetzte ſeiner Rache keine Schranken, und die geringſte Genugthuung, die es verlangte, war die Abſetzung des unglücklichen Kaiſers. Unſtreitig wirkte dieſe traurige Lage eines durch die brandenburgiſche Stimme miterwählten Kaiſers auf den Entſchluſs des Königs, Oeſtreich zum zweytenmale anzugreifen; aber dafs die Furcht vor dem übermafsigen Anwachs dieſes Staats, der Schleſien nur weggegeben hatte, um es zu einer bequemen Zeit wieder zu erobern, dieſen Entſchluſs am mehrſten hervorbrachte, darüber kann man nur das 9te Kap. Tom. II. der *Hiſtoire de mon tems* des Königs nachleſen, um ſich völlig zu überzeugen. Was der Vf. S. 121. dagegen ſagt, iſt eine Folge der Begeiſterung, in die ihn die Betrachtung des Charakters des grofsen Königs ſetzt. Ganz gewifs war der Dresdner Frieden dem Könige nicht ſo nothwendig, als dem Hauſe Oeſtreich. Hatte der König wirklich den Charakter eines Eroberers, ſo würde er ſich von dem Glück des Tags haben leiten laſſen, und ſchwerlich auf die vorigen Bedingungen den Frieden eingegangen ſeyn, wie der Vf. richtig bemerkt. Eben ſo wahr iſt es, dafs nur der, welcher nach der Meynung des Pöbels den für den angreifenden Theil in einem Streite hält, der zuerſt körperlich ausſchlägt, den König beſchuldigen kann, dafs er der Urheber des dritten ſchleſiſchen Kriegs geweſen ſey. Die Kaiſerin Königin wurde zu demſelben auf mancherley Art verleitet, nicht von dem grofsen Fürſten Kaunitz, den der Vf. völlig zu entſchuldigen ſucht, ſondern von einem ſchon verſtorbenen Grafen, den er mit ſehr ſchwarzen Farben ſchildert. Dieſes war um deſto leichter, da Schleſien ihr aus mehrern Gründen, die hier angeführt werden, am Herzen lag. Der König gab ſich viele Mühe, dem Kriege auszuweichen. Bey der Entſtehung des Kriegs wegen der baieriſchen Erbfolge geſteht der Vf. zwar auf gewiſſe Art zu, dafs der König dadurch den Anwachs der Oeſtreichiſchen Uebermacht habe hindern wollen; aber er zeigt, dafs er dazu gerechte Aufforderungen gehabt, die nicht hätten zurückgewieſen werden können, ſo dafs man keineswegs behaupten dürfte, er habe hier den ungerechten politiſchen Grundſatz ausgeübt: ein klaatskluger Nachbar müſſe eine jede grofse Vermehrung der Kräfte eines Reichs, geſchehe ſie auch auf die billigſte und rechtmafsigſte Art, mit Klugheit oder Gewalt zu verhindern ſuchen. Des Vf. Meynung von dem Fürſtenbunde ergiebt ſich hieraus von ſelbſt. Er widerlegt hin und wieder den Hn. v. Gemmingen. Das letzte Kapitel des erſten Bandes iſt der Theilung von Polen gewidmet, und nicht ſehr bedeutend, nach denjenigen Aufklarungen, die wir jetzt von dem Könige ſelbſt über dieſe grofse Begebenheit erhalten haben. Der Vf. hat, wie man deutlich ſieht, die Schriften des Königs, die nach ſeinem Tode herausgekommen ſind, bey der Verfertigung des erſten und zweyten Theils dieſer Geſchichte noch nicht geleſen: ob es bey dem dritten geſchehen ſey, darüber iſt Rec. wegen der frappanten Uebereinſtimmung einiger Stellen mit des Königs Erzählung zweifelhaft.

Im zweyten Theile fängt der Veteran an, die Vorfälle zwiſchen Oeſtreich und Preufsen aus einem militäriſchen Geſichtspuncte zu betrachten. Die ſo vorzüglichen Werke, welche wir ſchon in dieſer Hinſicht beſitzen, machen dem Kriegsmann die Leſung des gegenwartigen keinesweges entbehrlich, nicht nur wegen der angeführten Urſache, dafs es das einzige iſt, das mit Unparteylichkeit von der Gegenſeite geſchrieben iſt, ſondern weil es auch ungemein feine und richtige militariſche Bemerkungen enthalt, und tiefer als bloſs taktiſche Schriftſteller in die Gründe der Kriegsvorfalle hineingeht, welche nicht immer in Beobachtung oder Verfehlung der Regeln der Kriegskunſt zu ſuchen ſind. Der Vf. beginnt mit einer Vergleichung des Zuſtandes der öſtreichiſchen Armee mit derjenigen, die dem Könige ſein Vater hinterlaſſen hatte, und zeigt, wie ſehr die letzte der erſten in innerer Ordnung, Kriegsdiſciplin und taktiſchen Uebungen überlegen geweſen ſey. Alles dieſes beſſerte ſich in einem hohen Grade wahrend der Kriege bey den Oeſtreichern, aber bis zu Joſephs Zeiten nie in einem vollkommnen Grade. Schadlicher als dieſes war der Einfluſs der Gewalt des Hofkriegsraths, von dem der Vf. ein ſehr unvortheilhaftes Gemalde entwirft. Es war nicht ungewöhnlich, dafs der Kriegscommiſſar, der im Namen des Landesherrn die Truppen muſterte, von der Livrée zu dieſem Poſten geſtiegen war. S. 16. Erſter ſchleſiſcher Krieg. Man hatte im Hofkriegsrathe die Anfoderungen des General Brown, eine Armee nach Schleſien zu ſenden, nicht geachtet; der König bemachtigte ſich eines beträchtlichen Theils des Landes faſt ohne Schwertſtreich, und der Graf Wallis bekam dafür, dafs er ſich hatte in Glogau überfallen laſſen, von ſeiner Souverainin den Marſchallſtab, und den Orden des goldnen Flieſſes. Eine beſsre Ausführung einer von Brown entworfenen Vorrückung der öſter. Armee unter dem Gr. Neuperg hatte dieſen General in den Beſitz der feindlichen Hauptmagazine, Munition und ſchwerer Artillerie geſetzt. Aber er zögerte, bis ihn der König bey Mollwitz einholte, und ſchlug. Von dieſer Bataille nichts auszeichnendes. Die Preufsen hatten 60, die Oeſtreicher 16 Kanonen. Im folgenden Feldzuge marſchirte der König mit ſeiner Armee und Artillerie ſo unbemerkt vom 6ten bis 12ten Februar durch die ungebahnteſten Gebirge in Mahren ein, dafs ihn die Oeſtreicher mitten zwiſchen ſich ſahen, ehe ſie von ſeinem Aufbruche gehört hatten. Aber der plotzliche Einbruch verlor den gefahrlichſten Theil ſeiner Wirkung durch den böſen Willen der ſich bey dem preufsiſchen Heere befindenden Sachſen. Der K. gieng nach Böhmen zurück. Im vorigen Feldzuge hatte man zur unrechten Zeit temporiſirt. Da damals Oeſtreichs übrige Feinde ſich noch nicht ins Feld begeben hatten, ſo war es möglich, den K. mit einer überlegenen Macht aus Schleſien wieder herauszutreiben. Jetzt erhielt Prinz Carl Befehl, dem K. eine Schlacht zu liefern, deren Gewinn wenig Vortheil verſprach, da der König immer ſtark genug blieb, ſich auch alsdenn noch in Schleſien

Digitized by Google

sien zu erhalten. Hingegen hatte er es in Händen, wenn er die Oestreicher schlug, sie aufs äusserste zu treiben, und es war Mafsigung und Grofsmuth, dafs er es nicht that. Man hätte den K. durch die vortrefflichen leichten Truppen ermüden, und sehr schaden können, wenn man es, so wie Khevenhüller, verstanden hätte, sie zu gebrauchen; so aber opferte man sie auf, weil man sie immer ohne Unterstützung, oft selbst auf regulaire Truppen, losgehen liefs. Vortheile, die sie nicht selten erhielten, gingen in dem Augenblicke verloren, wo sie sie oftmals mit vielem Blute erfochten hatten, weil in ihrem Rücken keine regulaire Truppen standen, die dieselben allein erhalten konnten. Ueber diesen Mangel an Kenntnifs, wie die O. aus ihren zahlreichen und braven leichten Truppen einen grofsen Vortheil hätten ziehen können, klagt der Vf. durch sein ganzes Buch. Man mufs S. 241. der *hist. de mon tems* mit des Vf. Erzählung vergleichen, wenn man seine Zweifel über die Art und Weise, wie die Schlacht bey Czaslau entstand, beantworten, und einsehen will, dafs er irrt, wenn er glaubt, die Oestreicher wären den Preufsen unvermuthet gekommen. Ueberall verdienen diese beiden von einander ziemlich abweichenden Berichte von diesem Treffen, dafs man sie vergleicht. Der Breslauer Friede und die Abtretung von Schlesien an Preufsen war die Folge davon. Zweyter schlesischer Krieg; Der Gen. Harsch verlor das Zutrauen des Publicums und der Soldaten durch seine schnelle Uebergabe von Prag. Der Vf. glaubt nicht, dafs die Erzählung gegründet sey, dafs der König am 24ten und 25sten Oct. (1744) entschlossen gewesen sey, sich durch eine Schlacht aus der widrigen Stellung zu befreyen, worinn ihn die überlegene Prinz Carlsche Armee gebracht hatte. Nachdem er aber nun wohl Hist. de mon tems tom. II. pag. 120 gelesen hat, so wird er sich von dem Gegentheil überzeugt haben. Er entschuldigt den Gen. Einsiedel, der den preufsischen Ausmarsch aus Prag commandirte, eben so sehr, als ihn der König tadelt. Vermuthlich wären die Preufsen nicht so gut weggekommen, wenn der Gen. Cogniazo, ein kühner thätiger Mann, nicht beym ersten Angriff das Leben verloren hätte. Die übrigen ofr Generale thaten ihre Schuldigkeit nicht, oder waren zu schwach. Man verwechselte prahlhafter Weise diesen kümmerlichen Rückzug der Besatzung von Prag mit dem ehrenvollen Rückzuge der ganzen preufsischen Armee, die auch dabey ihre Ueberlegenheit über die Oestreicher zeigte. Wir wundern uns, dafs der Vf. bey den Operationen seiner Landsleute so wenig des Grafen von Traun gedenket, dessen er S. 143 zum erstenmale, freylich da mit den gehörigen Lobeserhebungen, erwähnt. Der König nennt ihn in seinen Werken mehr wie einmal seinen Lehrer. Die ungrischen Insurgenten thaten einen mit grofsem Erfolg begleiteten Einfall in Schlesien. Da aber die Hauptarmee sie unter dem Vorwande, dafs man die sächsischen Hulfstruppen nicht dazu hätte bewegen können, nicht unterstützte; so wurden sie bald wieder zurückgetrieben. Der Einmarsch der grofsen Armee geschah erst im Frühjahr 1745. Aber die Bataille bey Hohenfriedberg trieb sie bald wieder heraus. Nicht der wackre General Nadasti war Schuld daran, dafs die oestreichische Armee auch hier so schnell den Feind vor sich sahe, dafs es beynahe einem Ueberfalle glich. Prinz Carl hatte des Tags vorher bey dem Prinzen von Sachsen-Weissenfels geschlammuset; man glaubte weder in der Generalität, noch im Hofkriegsrathe, noch im Ministerium, dafs dem Könige ein andres Hülfsmittel übrig sey, als nach Brandenburg zurückzukehren. Der Vf. entschuldigt die Sachsen sehr, auf die selbst der preufsische Hofbericht die Schuld des Verlustes der Bataille warf. Die schlechte Position der Oestreicher war die Hauptursache davon, und diese entstand durch die Sicherheit des gestrigen Tags. Die Cavalerie packte und zäumte erst zwey Stunden nach Anfang des Treffens. Merkwürdig war die Erbitterung, mit welcher die Preufsen gegen die Sachsen fochten. Dafs aber der König befohlen habe, keinen Pardon zu geben, ist eine Unwahrheit. Die Oestreicher hatten an diesem Tage einen Verlust von 20.000 Mann. Der Sommer gieng hin mit Demonstrationen an beiden Seiten, und völliger Räumung von Schlesien. Der König war durch die leichten Truppen in Böhmen in grofse Verlegenheit in Absicht der Zufuhr gebracht. Carl überfiel ihn bey Sorr, und nöthigte ihn, in einer schlimmen Position zu schlagen. Aber Gottes Segen, sagt der Vf., hatte die Oestreicher verlassen. So unverzeihlich blind waren sie bey allen Vortheilen der Ueberlegenheit und der Zeit. Die preufsische Taktik und Disciplin siegte abermals durch Formirung der Cavallerie unter den Kanonen der Oestreicher, und entschied den Sieg. Der Vf. folgt hier und überhaupt bey den ersten beiden schlesischen Kriegen häufig den Memoiren des General Stille, und giebt ihnen das verdiente Lob. Fürst Lobkowitz war über die schlechte Contenance der östreichschen Cavalerie so misvergnügt, dafs er am folgenden Tage seine Reuterwache fortjagte. Nadasti wurde auch diesesmal die Schuld aufgebürdet; er war ein Unger, und hatte schon deswegen immer Unrecht. Uns scheint aber, als wenn sowohl unser Vf., als *Stille*, einen Gesichtspunct verfehlet haben, den der K. in der H. d. m. t. S. 282. sehr richtig angiebt. Die O. erwarteten gar kein Treffen; sie waren überzeugt, der K. würde retiriren, und alsdann hofften sie in einer Affaire d'Arriere garde gewifs zu siegen. Der Vf. tadelt in Absicht des Königs die Fehler, die dieser sich vorwirft, gleichfalls. Ungeachtet dieser Niederlage gieng in der preufsischen Armee ein Avancement vor, worinn allein 47 neue Generale ernannt wurden! Doch hatten wir, sagt der Vf., Gottlob vorher schon einen guten Vorrath an Generalen und Feldmarschällen! Plan, noch in diesem Herbste den König mit Hülfe der Sachsen in allen seinen Ernanden anzufallen. Mit heftigem Verdrufs beschreibt der Vf. die wenige Standhaftigkeit, welcher P. Carl bey seinem deswegen in die Lausitz vorgenommenen Marsche zeigte. Die östr. Armee floh eilig nach Böhmen zurück, als der König anrückte, und figurirte von der Zeit an nur. Den Beschlufs der Tragödie überliefs man den Sachsen. Von der Bataille bey Kesselsdorf nichts aufserordentliches. Nicht die Ordnung der Preufsen, sondern ihr Jamitscharenmuth, gewann die Schlacht, sagt er. Es war nicht das Reg. Rutowski, wie der König sagt, sondern östreichische Grenadierbataillonen, die aus Kesselsdorf herausrückten, und den sächsischen Kanonen die Wirkungen nahmen. Der Friede. Heftiger Tadel des Hofkriegsraths, der es nicht

zugeben wollen, dafs die östreichsche Armee sich mit der sächsischen vereinigte. Eben so fällt eine ausführliche Untersuchung, wie weit die Klage der Oestreicher, dafs sie in diesem Kriege kein Glück gehabt hatten, gegründet sey, sehr zu ihrem Nachtheile aus. Dritter schlesischer Krieg. Die östreichsche Armee war durch das allgemeine Daunsche Kriegsreglement, und die Artillerie durch Privataufopferungen des Fürsten von Lichtenstein verbessert. Aber es fehlte viel an ihrer Vollkommenheit. Elende Vorkehrungen an österreichischer Seite zu dem Kriege, den man seit mehrern Jahren anzufangen willens war. Es rettete die östreichschen Staaten, dafs der König seinen Feldzug nicht einige Monate früher eröffnete, und dafs die Sachsen sich so standhaft bey Pirna vertheidigten. Undankbarkeit ist es, dafs Oestreich dieses nie hat erkennen wollen. Von den östreichschen Generalen verdienten besonders Brown, Piccolomini, Daun und Nadasti allen andern vorgezogen zu werden. Brown erhält von dem Vf. den ersten Rang. Lloyds Urtheil von demselben würde anders ausgefallen seyn, wenn er die Quellen seiner Handlungen und die Wirkungen der Hofcabale besser gekannt hätte. Ihn täuschte die Scheinruhe der Preufsen in Schlesien nicht, aber man hörte nicht auf seine Vorstellung, festere Vorkehrungen in Böhmen zu machen. Der Vf. bemüht sich bey jedem Schritt, darzuthun, dafs Brown durchaus den Tadel nicht verdiene, mit dem man sein Betragen bis zur Gefangennehmung der Sachsen belegt hat. Die Schwäche seiner Armee machte es ihm unmöglich, anders zu verfahren. Das Gefecht bey Lowositz hätte gar nicht statt gehabt, wenn der General, den B. absandte, die dortigen Anhöhen zu bedecken, ein bessers Auge gehabt, und die Anhöhen von Rudosiz und Loboschi nicht unbesetzt gelassen hätte. Auf die Befreyung der Sachsen hatte dieses Postengefecht keinen Einfluss. Wenn der Vf. Lloyd widerlegt, dafs nicht der Marsch des Herz. v. Bevern nach Tschiskowitz den Gen. B. genöthigt habe, sein Lager bey Budin zu verlassen, sondern dafs er sich schon vorher zurückgezogen habe, so unterstützt ihn dabey das Zeugnifs des Königs. Dieser General hatte nie den unmöglichen, ihm von einigen Schriftstellern beygelegten, Plan, die Sachsen auf der linken Seite der Elbe zu entsetzen. Aufserordentliche Mühseligkeiten, welchen sich der wackre Anführer bey dem Versuche dazu selbst unterzog. Nach der damaligen Denkungsart hätte kein andrer östreichscher Feldmarschall sich selbst an die Spitze eines so kleinen Corps gestellt. Das hiefse, glaubte man, sich herabsetzen. Die Entwerfung des Plans zu dem folgenden Feldzuge zeigte die schwankende, kenntnisslose Verfahrungsart, welcher, und der wenigen Harmonie und Subordination in der Armee selbst, man den gröfsten Theil des übeln Erfolgs zuzuschreiben hat. Nach Browns Entwurf sollte eine Hauptarmee gegen den König in Sachsen agiren, und zwey Observationsheere, das eine an der Grenze der Lausitz, das andre gegen Schlesien. Er wurde gebilligt, und die Anstalten durch Anlegung der Magazine u. dgl. dazu gemacht. Auch war er von allen Seiten weise. Aber der Pr. Carl erhielt abermals das Commando, und nun wurde der Plan verworfen, und beschlossen, dafs man ganz vertheidigungsweise gehen wolle. Um die Inconsequenz vollkommen zu machen, liefs man alle an der Grenze getroffne Vorkehrungen, wie sie dem ersten Plane gemäfs gewesen, unabgeändert, und stellte viele Corps an dieselben, welche dann bey dem preufsischen Einbruche nichts weiter vermochten, als dafs sie sich eiligst zurückzogen. Was den bekannten Tadel des Einmarsches des Königs in 4 Colonnen betrifft, so ist der Vf. der Meynung, dafs Lloyd's Bemerkungen darüber im Ganzen zwar gegründet waren; die Oestreicher hätten aber, um diesen Einmarsch gefährlich zu machen, nicht *à la Traun*, wie man damals sprach, sondern *à la Brown*, das heifst, angreifungsweise, agiren mufsen. Uebrigens war so wenig Einigkeit unter den östreichschen Generalen, dafs Serbelloni, der das nachherige Daunsche Corps commandirte, den Befehl, sich mit der Prager Armee zu vereinigen, mit der äufserstен Langsamkeit erfüllte, und laut sagte: er wolle die Suppe nicht kochen, die ein andrer essen würde. Daun lag unterdessen in Wien an der wirklichen oder politischen Gicht krank, kam zwar ein paar Tage vor der Prager Schlacht an, aber übereilte sich eben so wenig, so dafs die Vereinigung nicht geschah. Der Vf. beruft sich auf die noch lebenden Officiere, dafs Brown im Kriegsrath am 3ten May völlig dagegen gewesen sey, den Feind bey Prag zu erwarten, sondern dafs er gerathen habe, dem König entgegen zu gehen, ihn näher an der Grenze aufzuhalten, die Magazine zu decken, und Daun an sich zu ziehen. Er widerlegt eine im historischen Portefeuille dagegen befindliche Erzählung, welche die Schuld, dafs bey Prag geschlagen wurde, auf den Gen. B. wirft. Auch hier machte die Schnelligkeit der Erscheinung der Preufsen einen heftigen Eindruck auf die Oestreicher, und es traf ein, was Tacitus sagt: *primi ominum in acie oculi vincuntur*. Die unbeschreibliche Nachlässigkeit und Sicherheit der Oestreicher gab den Preufsen vornemlich den Sieg selbst; man sendete die Cavallerie auf Futterung aus, und sie war abwesend, als das Treffen den Anfang nahm. Wir können den Vf. in der Auseinandersetzung der unzähligen Fehler, welche die östreichsche Armee begieng, nicht nachfolgen. Brown zog, als der erste Angriff von Schwerin zurückgeschlagen war, seinen Flügel stark rechts, der Vf. sagt nicht eigentlich warum, vermuthlich aber um Schwerin zu überflügeln. Er schickte zwar Befehle über Befehle, dafs die Reserve vorrücken, und die Intervalle besetzen sollte; da er aber in diesem Augenblicke tödlich verwundet wurde, so geschah das nicht. Der König drang in die Oeffnung, diese Bewegung entschied den Sieg, und brachte nicht einen Rückzug der Oestreicher, sondern eine allgemeine und die unordentlichste Flucht hervor. Man sieht, dafs diese Erzählung den Gen. Brown völlig von der bekannten Anklage lospricht, dafs er durch eine zu lebhafte Verfolgung des Feindes den Verlust der Schlacht bewirket hätte.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. September 1791.

GESCHICHTE.

BRESLAU: *Geständnisse eines österreichischen Veterans in politischer und militairischer Hinsicht auf die Verhältnisse zwischen Oestreich und Preussen* etc.

(Beschluss der im vorigen St. abgebrochenen Recension.)

Der Verfasser scheint nicht sehr zu zweifeln, dass es gelungen seyn würde, wenn Prinz Karl den Rath dieses Generals befolgt und gleich in der Nacht den Versuch gemacht hätte, sich mit seinem geschlagenen Flügel aus Prag herauszuziehen. Eine zweyte günstige Gelegenheit liess man vorbeygehen, als die Anschwellung der Moldau die Brücken des Feindes zerstört und seine Communication gehemmet hatte. Allein ein in der Stadt gehaltenes Ministerialconseil beschloss ruhig zu bleiben. Die Gedult der Soldaten und der Bürgerschaft wurde dadurch so ermüdet, dass man zu einem höchsten Rescript Zuflucht nehmen musste, worinn der Armee Ausdaurung anbefohlen wurde! Charakter des Gen. Daun; sein ungemein grosses Verdienst in Verbesserung des östreichischen Militairs während des Friedens; falsche Meynung des Fürsten von Ligne, als habe sein folgendes vorsichtiges Betragen den Grund gehabt, seinen bey Collin erworbenen Ruhm nicht wieder einzubüssen; es war die Folge seines Charakters und seiner Grundsätze, dass Verzögerung des Kriegs den Preussen zum Verderben gereiche; endlich auch oft zu weit getriebene Besorglichkeit, es dem Kriegsheere an nichts mangeln zu lassen. Er erhielt endlich entscheidenden Befehl, zu schlagen, und nun war er sehr thätig. Er liess dieses dem Pr. Karl durch den Hauptmann Stridoni bekannt machen, damit derselbe nach erhaltenem Signale zugleich mit seiner Armee, die noch aus 45.000 Feuergewehren bestand, einen Ausfall thun könnte. Uebrigens sieht man aus dem, was der König selbst in der *Hist. de la Guerre de 7. ans* T. IV. p. 166 erzählt, dass er es keineswegs für so unausführbar oder fehlerhaft gehalten habe, dass, wenn der Feind versucht hätte, Prag durch ein an die Sassawa gesandtes Corps zu befreyen, als unser Vf. S. 339 glaubt; ferner aus S. 168, dass der König gewusst habe, dass ihn Daun angreifen würde. Dieser General hatte es dem Rath seines Generaladjudanten, Vettesz, zu danken, dass er das Nadasdysche Corps und den Flügel verstärkte, worauf der preussische Angriff bey Collin ging. Die Erzählung von dieser Bataille ist desto genauer, da der Vf. selbst auf diesem Flügel gestanden hat; wir dürfen ihr aber wegen der Länge, die diese Anzeige ohnedem schon hat, nicht nachfolgen, ungeachtet sie in sehr vielem von den gewöhnlichen abweicht. Die sächsischen *Chevaux legers* wurden das Hauptwerkzeug des Sieges durch einen entschlossenen Angriff auf das preussische Fussvolk. Die Preussen verloren die Bataille, weil sie das Hülsensche Corps, das gewissermassen den Sieg in den Händen hatte, nicht durch eine hinlängliche Reuterey im Rücken und in der Flanke deckten. Man weiss sowohl, dass Daun die geschlagene Armee nicht verfolgte, als auch mit welcher Langsamkeit man den Feind aus Böhmen heraustrieb, und die Unthätigkeit, in welche der König eine Zeitlang verfiel. Die Statuten des zum Andenken dieser Schlacht errichteten Theresienordens sind hier eingerückt, worüber wir uns wundern. Die östreichischische Armee manoeuvrirte bis zur Schlacht bey Breslau mit der grösten Peinlichkeit und Aengstlichkeit, als wäre sie in dem Vertheidigungsfalle. Die Eroberung von Schweidnitz und die Schlacht bey Breslau tröstete endlich das östereichische Publikum über das *verfluchte Schleichen der Armee*, wie man es nannte. Oestreichs Kriegsglück stand jetzt auf dem höchsten Gipfel. Die Schlacht bey Leuthen veränderte die Gestalt der Dinge völlig, und der König machte, wie der Vf. sagt, gegen Oestreich Calade. Der Graf Lucheſi war derjenige, welcher gegen Daun und Serbelloni es durchsetzte, dass man diesesmal nicht tanctiren wolle, sondern dem Könige entgegenrücken. Man schickte die Feldbäckerey vorauf, und diese sonderbare Avantgarde fiel dem Könige begreiflich in die Hände. Man irrte sich ganz und gar in Absicht des Angriffs des Feindes, indem man glaubte, er würde den rechten Flügel angreifen, da seine Absichten gegen den linken gerichtet waren. Alle Bewegungen der Oestreicher waren daher voller Verwirrung, unnütz oder schädlich. Der Sieg der Preussen war eigentlich schon in der ersten Stunde entschieden. Man hatte die völlige Deroute des rechten Flügels ebenfalls einem falschen Manoeuvre des Gr. Lucheſi zu danken. Nadasti bedeckte den Rückzug mit der grösten Einsicht; dennoch nöthigte man den wackern Mann, seinen Abschied zu nehmen, der gleichwohl nachher immer noch die östreichischen Aufgebote in seinem Vaterlande mit unvergleichbarer Grosmuth unterstützte, da es doch sehr in seinen Händen war, sie vereiteln zu können.

Im dritten Theile zeigt der Vf. noch des Rec. Einsichten sehr gründlich, dass es unter zwey Uebeln das geringste war, dass der König, anstatt die in den elendesten Umständen sich befindende Armee in Böhmen aufzusuchen, in Mähren drang und Ollmütz belagerte. Die Oestreicher verfuhren zu langsam bey Bildung ihrer Recruten, so sehr, dass bey der Bataille bey Hochkirchen Regimenter waren, die noch 200 — 300 Recruten hatten, die wegen ihrer Unwissenheit in der Chargirung

nicht einrangirt werden konnten. Preufsen war beſſer mit Gelde verſorgt, als Oeſtreich, und an ſchnellere Zurüſtung gewöhnt. Dauns Cunctiren, ſo nennt es immer der Veteran, war bey der Gegenwehr, die das wohlbeveſtigte Ollmütz leiſten konnte, ſehr weiſe. Auch waren die Maafsregeln, die er nahm, Ollmütz zu entſetzen, ſo gut gewählt, dafs der König, als er die Oeſtreicher ankommen ſah, ſagte: *Voila les Autrichiens, ils apprennent à marcher!* Deſto elender betrug ſich Beſatzung und Armee beym Abmarſch des Feindes, aus dem auch ſogar kein Nutzen gezogen wurde; denn alle die kleinen Angriffe von leichten Truppencorps waren ſehr unbedeutend, ſo viel Aufheben auch davon gemacht wurde, und der König bezahlte die Tranſitogebühren nicht. Man beſchloſs jetzt, ſich nach Sachſen zu wenden, um dem Argwohn der Alliirten, als ſey man nur auf ſeinen Vortheil und auf die Wiedereroberung von Schleſien bedacht, auszuweichen. Der methodiſche Schneckengang der öſtreichiſchen Armee und die Niederlage der Ruſſen bey Zorndorf beſchränkte die hohen Ideen ſehr, die man ſich von dieſem Zuge gemacht hatte. Man fragte ſich in Wien: ob niemand wiſſe, wohin die verloren gegangene Hauptarmee gekommen ſey? Die Erzählung von dem Ueberfalle bey Hochkirchen ſtimmt mit der ſchon bekannten überein. Aber die Unterſuchung über die Urſachen, warum die Oeſtreicher nur einen halben Sieg davon trugen, iſt meiſterhaft. Der ganze rechte öſtreichiſche Flügel und die Cavallerie agirten zu ſpät und ohne Nachdruck, und das Corps des Prinzen von Durlach that ſeine Schuldigkeit nicht. „Wenn man einem Dritten, ſagt der Vf., erzählt, was bald nach der Schlacht von dem Könige unternommen und ausgeführt wurde, ſo kann man hundert gegen eins wetten, dafs er nicht uns, ſondern die Preuſſen für Sieger, der Wirkung nach, halten wird.“ Dieſes verdiente deſto mehr Tadel, da die gegen die Preuſſen in Sachſen ſtehenden Oeſtreicher und Reichstruppen beynahe dreymal ſo ſtark waren, als die Feinde. Die Oeſtreicher giengen mit ihren errungenen Lorbeeren in die Winterquartiere in Böhmen zurück. Ihre Armee war bey der Eröffnung des Feldzugs 1759 in vortrefflichen Umſtänden; aber die Grundſätze und der Charakter ihres Generals en Chef liefs ſie doch ſtets mit der peinlichſten Behutſamkeit verfahren. Auch war es Prahlerey, wenn einige behaupteten, der König hätte den Feldzug nicht in Böhmen eröffnen können, da Prinz Heinrich mit einem Corps hineinbrach und den Oeſtreichern groſsen Schaden zufügte; aber er durfte es wegen der nahen Gegenwart der Ruſſen nicht wagen. Die Oeſtreicher zögerten gleichfalls, bis dieſe ihre Bundesgenoſſen in die Mark brachen. Sie rückten damals zwar bis Markliſſa vor; aber da blieben ſie in Unthätigkeit ſtehen, ſelbſt nachdem der König ſchon von den Ruſſen geſchlagen war. Ein ruſſiſcher General liefs ſich ſehr heftig gegen den Vf. über dieſes Verfahren heraus, welches man dahin erklärte, dafs die Oeſtreicher wollten, dafs ihre Bundesgenoſſen ſich ihrentwegen aufopfern ſollten, damit ſie alsdann mit einer wohlbehaltenen Armee ſich wieder in den Beſitz von Schleſien ſetzen könnten. So gar weit von der Wahrheit war dieſes nicht. Die Offenſive war der in dieſem Feldzuge mit den Alliirten concertirte Plan, und die Oeſtreicher begannen und endigten mit der Defenſive. Die ruſſiſche und kaiſerliche Generalität gerieth darüber in eine Uneinigkeit, welche auch durch die folgenden Feldzüge fortdauerte. Die vortrefflichen Manoeuvres des Pr. Heinrichs mit einer weit geringern Macht nöthigten die öſtreichiſche Armee, bis Bunzlau zurückzuweichen. Eben ſo bewundernswürdig war der Marſch des Königs nach Schleſien, wodurch er den Ruſſen zuvorkam. Der Vf. läfst ſeine Galle hier ziemlich an den Generalen De Ville, Wolfersdorf und Harſch aus, welche der G. Fouquet ohne Mühe aus Schleſien trieb. In dem ganzen ſiebenjährigen Kriege giebt es keine Periode, wo die Daunſche Armee ſo viel Gelegenheit gehabt, angreifungsweiſe zu Werke zu gehen. Aber ſie that dieſes auch nicht nach den Unglücksfällen der Preuſſen bey Maxen und Meiſsen und nach dem Verluſte von Dresden. Der König war, nach dem Urtheile der Oeſtreicher, in dieſer Campagne zu ſehr für die Extrema, welches ſein Verfahren bey Maxen und Frankfurt zur Genüge zeigt. Das letztere Unglück entſtand, weil der König die Daunſche Armee im Angeſicht von Dresden aufreiben wollte, anſtatt ihr, wie ſie gern gethan haben würde, Gelegenheit zu geben, nach Böhmen zurückzukehren. Der König ſahe ſich am Ende des Feldzugs gleichwohl wieder im Beſitz von Sachſen bis auf Dresden. Nach Abmarſch der Ruſſen muſste Laudon durch Polen zurückkehren, und verlor durch Krankheit und Deſertion mehr, als durch eine Feldſchlacht verloren gegangen wäre. Alle Bemühungen, die der vortreffliche Negotiateur, der Marq. v. Montalambert, und der Gen. Laudon anwandte, die Ruſſen zur Verlängerung der Campagne zu vermögen, waren umſonſt. Man ſchadete ſich öſtreichiſcher Seits unendlich dadurch, dafs man ſich in St. Petersburg ſtets über die ruſſiſche Generalität beſchwerte; daher dann die Mitglieder derſelben die Oeſtreicher ſämmtlich haſsten. Im Anfang des Feldzugs 1760 hatte Laudon viel Waffenglück. Die Neider dieſes groſsen Generals ſuchten ſeine Verdienſte auf alle Art zu verkleinern; aber es fällt dem Vf. nicht ſchwer, ihn gegen ihre Anklagen zu vertheidigen. Durch den raſchen Gang ſeiner Operationen vom 23ſten Jun. bis zum 26ſten Jul., wo Glatz in ſeine Hände fiel, lag Schleſien vor den Oeſtreichern offen, und es hing von einer klugen Wahl ab, wie man eine Eroberung bewerkſtelligen wolle, zu der er die Bahn gebrochen hatte. Schilderung von *Soltikofs* Charakter; er war der Cunctator der Ruſſen, war unzufrieden mit den Oeſtreichern, beſchuldigte ſie mit dürren Worten, dafs ſie ſelbſt nicht wüſsten, was ſie wollten, und glaubte, ſie opferten ihre Alliirten ihrem Vortheile auf. Bey dieſen Geſinnungen ſcheint der Vf. völlig Recht zu haben, wenn er behauptet, dafs es wohlgethan geweſen wäre, wenn ſich die Oeſtreicher ganz in ihren Operationen von den Ruſſen getrennt, und es dieſen überlaſſen hätten, ihre Plane zu entwerfen und zu befolgen. Die Oeſtreicher ſchlugen ihnen jetzt anfangs die Belagerung von Glogau vor, und verſprachen, ſie mit einem Belagerungstrain zu verſehen. Sie konnten nicht Wort halten, und das Project

Digitized by Google

wurde

wurde nicht ausgeführt. Laudon brach in Glatz ein; Fouquet machte gute Vorkehrungen, Schlesien zu decken; aber ein ausdrücklicher Befehl des Königs, der durch die bittern Klagen der Gebirgseinwohner bewirkt wurde, nöthigte ihn nach Landshut zurückzugehen, wo ihn Laudon schlug, und das ganze Corps aufrieb. Widerlegung der Angabe, dass die östreichischen Soldaten dabey trunken gewesen waren, und dass die Generale Brandtwein unter sie hätten austheilen lassen. Wir glauben, dass Erzählungen dieser Art mit drey Worten hätten abgefertigt werden können. Aber einen andern Vorwurf gesteht er ein, nämlich dass die Oestreicher mit einer Grausamkeit gegen die Ueberwundenen zu Werke gegangen wären, die die Menschheit schändet. Sie wurden niedergehauen, da sie längst das Gewehr weggeworfen hatten, und verschiedene auf den Knieen um Gnade baten. Der Vf. tadelt dieses heftig, und lässt sich weitläuftig über die Kriegsraison heraus, Pardon zu geben oder nicht. Anstatt dass man nun gegen das ganz von Truppen entblösste Schlesien hätte agiren sollen, zog Daun, der nach Soltikofs Ausspruche sich nie stark genug dünkte, das Laudonsche und Becksche Corps an sich, um dem Könige in Sachsen Widerstand zu thun. Sein Zaudern bey Ottendorf war schuld daran, dass er das Bombardement von Dresden nicht verhindern konnte, ja er gab sogar zu, dass die Stadt drey Tage lang vor seinen Augen bombardirt wurde. Das völlig unnütze, und nach den Umständen, die davon hier angeführt werden, weit mehr Grausamkeit beweisende Bombardement von Dresden war eine elende Rache. Pr. Heinrich hielt nicht allein das Laudonische Corps, sondern auch 70,000 Russen auf, bis der König aus Sachsen kam, welchen Daun ohne ein namhaftes Hinderniss ziehen liess. Die Russen geriethen sehr in Furcht, dass ihn der östreichische General eben so unangetastet die Oder passiren lassen möchte. Daun foderte sogar, dass die Russen über die Oder vorrücken sollten, um ihm den Rücken gegen einen Angriff von dem Pr. Heinrich zu decken, den er gar nicht zu fürchten hatte. So vermehrte sich die Unzufriedenheit und das Mistrauen zwischen diesen Feinden des Königs, die ihn mit einer Armee von 160,000 Mann umgeben hatten. Der Vf. zeigt ungemein deutlich und anschaulich sowohl die Folgen, welche diese gegenseitigen Gesinnungen hervorgebracht, als auch die Fehler, welche man östreichischer Seite durch beständige Fortsetzung des furchtsamen Benehmens machte, bis man endlich beschloss, den König bey Liegnitz anzugreifen. Der Plan dazu war eine Art Ueberfall, bey dem man dem Könige zugleich alle Wege, sich zurückzuziehen, abschneiden wollte; denn man schämte sich doch am Ende, den Katzbach noch länger mit 100,000 Mann zu verwahren. Man muss die Erzählung des Königs von Preussen von dieser Bataille ebenfalls lesen, um eine hinlängliche Vorstellung von dem richtigen Blick des Veteranen und von seinen schönen Einsichten in die Kriegsoperationen im Grossen zu erhalten. Wir mussten lächeln, als es auch hier hiess: *Ecce iterum Crispinus!* und der R. v. Zimmermann, der in allen Büchern widerlegt wird, welche Leute geschrieben haben, die recht sahen und recht sehen konnten, hier auch wegen seiner Behauptung zurecht gewiesen wird, dass der König habe seine Canonen vernageln, und der Gesandte Mitchel seine Papiere verbrennen wollen. Beiden fiel dieses nicht ein. Die Schlacht bey Liegnitz sieht der Verfasser keineswegs als eine Folge von den verrathenen Absichten des General Dauns an, sondern als eine beiden Armeen, der östreichischen und der preussischen, gleich unvermuthetes Begegniss. Man freut sich auch hier, wenn man sieht, wie genau die Berichte des Veterans mit der Erzählung des Königs übereinstimmen, ohne dass, wie es deutlich genug erhellet, einer des andern Nachrichten gelesen hat. Beide stimmen überein, dass der K. erst durch eine Patrouille des Majors Hund von dem Daseyn des Laudonschen Corps unterrichtet wurde. Daun konnte nach der Vorstellung des Vf. Laudon nicht zu Hülfe kommen. Der russische General Czernischef, der mit 20,000 Mann jenseits der Ocher gestellt war, um sich mit Laudon zu vereinigen, zog sich zurück, sobald seine Niederlage bekannt war. Da man östreichischer Seite darüber Misvergnügen äusserte, so vermehrte dieses die Uneinigkeit zwischen den beiden Generalitäten sehr. Fermor und Czernischef waren im Kriegsrath stets gegen die Oestreicher. Dasjenige, was der Vf. über diese Umstände erzählt, gehört zu den interessantesten Theilen seines Buchs. Er verwirft die Sage von doppelten Ordern, womit die russischen Feldherren versehen gewesen wären, als völlig ungegründet, und erklärt alle Vorfalle, womit man sie belegen will, von der Unzufriedenheit der Russen mit den Oestreichern. Die Russen zogen sich gleich nach der Liegnitzer Affaire zurück; nahmen aber zum Schein abermals den Vorschlag an, Glogau zu belagern, da sie wohl wusten, dass es unmöglich ausgeführt werden konnte. Ein neuer Vorschlag, nach welchem die Russen wieder an den Katzbach vorrücken sollten, wurde von dem die Armee jetzt commandirenden General Fermor sehr kaltsinnig zurückgewiesen, und die Russen thaten ausser der ephemerischen Brandschatzung von Berlin gar nichts mehr. Beide grosse Armeen waren in Observationscorps verwandelt. Der König manoeuvrirte Daun ins Gebürge. Beide Feldherren zeigten bey dieser Gelegenheit grosse Geschicklichkeit. Der Vf. verwirft hier, wie an mehrern Stellen, die Meynung des Gen. Warnery, dass Daun den König in den Gebürgen hätte einsperren können. Er lobt die Maasregeln des Gen. Daun, nach dem Zurückzug der Russen vertheidigungsweise zu verfahren, weil der König mehr bey der Verzögerung verlor, als die Oestreicher. Aber wenn diese Entschuldigung geltend ist, so kann der östreichische Anführer in jedem Falle damit entschuldiget werden. Der Einbruch der Russen endigte diese thatenlosen Märsche und Contremärsche, und der König eilte seinen Staaten zu Hülfe. Bey der Besetzung von Berlin waren schon wieder Streitigkeiten zwischen den Oestreichern und Russen entstanden, indem die ersten, ungeachtet ihrer späten Ankunft, gleichen Antheil an der Beute foderten. Der schnelle Rückzug der Russen riss den König aus einer sehr bösen Lage. Hätten sie festen Fuss gehalten, so kam er in die Mitte von zwey grossen Heeren, zu einer Zeit, da der Prinz von Zwey-

Digitized by Google

brücken die Preufsen ganz aus Sachsen herausgedrängt hatte. Der König wandte sich dahin, und liefs gegen die Russen nicht einmal ein Corps stehen. Daun vereinigte sich mit der Reichsarmee, und stellte dem Könige jetzt 80 000 Mann entgegen; aber er trennte sich wieder davon, der Vf. sagt nicht warum, und nahm sein voriges festes Lager bey Torgau. Diese Stellung war nach des Vf. Meynung nicht so fest, als die Oestreicher glaubten, da der Feind auf der Dommitzer Heide sich formiren und seine Disposition zum Angriff ungesehen machen kann. Er erzählt den Anfang der Schlacht so genau, wie der König, und verschiedene ihrer Bemerkungen sind fast so wörtlich übereinstimmend, dafs uns dieses auf die Vermuthung brachte, der Vf. habe bey Aufsetzung seines Berichts des Königs Geschichte vor Augen gehabt; aber viele andere Stellen des Buchs und sein gänzliches Stillschweigen von der eigenen Arbeit des Königs überzeugten uns doch von dem Gegentheil. Beide sind der Meynung, der König würde den Angriff haben aufgeben müssen, und es wäre zu keiner Bataille gekommen, wenn Daun, anstatt einen Vorposten, den er bey Neiden hatte, zurückzuziehn, denselben vielmehr hinlänglich verstärkt hätte. Aber der Angriff überraschte ihn, wie immer, und man brach nicht einmal die Communicationsbrücken ab. Ziethen fand grofsen Widerstand bey seinem Marsche durch den Wald; doch gesteht der Vf. auch, dafs er sich mehr vor dem Lascyschen Corps gefürchtet hätte, wie er nöthig hatte, und dafs ihn dieses zu lange aufgehalten hätte. Der König schlofs aus dem heftigen Feuer, dafs dieser General wider seinen Willen mit dem Feinde handgemein geworden sey, und griff zu früh an, da er noch zu schwach an Leuten war, und seine entfernten Colonnen noch nicht angekommen waren. Man weifs den schlechten Erfolg seiner wiederholten Anstrengungen, die hier ausführlich erzählt werden. Die vortreffliche Tapferkeit des preufsischen Gen. Dallwig rettete die zurückweichende preufsische Infanterie von ihrem gänzlichen Verderben. Als sich die Preufsen zurückzogen, so verliefsen die Oestreicher ihre vortheilhafte Stellung, und rückten in den Wald, zogen auch die Reserve in die Linie. Sobald der verwundete Daun dieses Manoeuvre erfuhr, sagte er: die Bataille ist verloren! Die plötzliche Erscheinung des Ziethenschen Corps auf der Siptitzer Anhöhe entrifs bekanntermafsen den Oestreichern den Sieg. Auch der Vf. theilt den Ruhm dieses entscheidenden Manoeuvres zwischen Lestewitz, Möllendorf, Saldern und Ziethen. Lascy hätte es leicht verhindern können, wenn er sich mit seinem müfsigstehenden Corps dahin gezogen oder Ziethen verfolgt hätte. Der Vf. urtheilt aber von Lascy, dafs er ein vortrefflicher Theoretiker sey, aber nicht geschickt zur Ausführung. Der östreichischen Armee fehlte es hier, wie in der Bataille bey Breslau, an Munition, wo die Tambours die Trommeln einschlugen, um sie herbeyzubringen. Die Dunkelheit und die Verwirrung waren unglaublich; der Gen. Migazzi glaubte eine östreichische Brigade zu rangiren, und rangirte eine preufsische. Der Vf. rühmt die Fürsorge, die man preufsischer Seits für die östreichischen Verwundeten getragen habe, und widerlegt dadurch die ohnedem von niemand mehr geglaubte Verläumdung, die in des Gen. Warnery Geschichte aufgenommen ist. Dauns Kriegsruhm litt nicht durch den Verlust der Schlacht, und konnte billigerweise nicht dadurch leiden. Die Armee tadelte das Benehmen des Gen. Lascy heftig. Der Vf. giebt dem Kaltsinn, mit dem der König von diesem Siege sprach, eine feine Wendung. Unsers Bedünkens zeigte der Held bey einer Begebenheit, wo man ihm viel zur Last legen konnte, welches Andre wieder gut gemacht hatten, den Menschen. Die kleinliche Politik, welche man ihm aber zuschrieb, dafs er deswegen gesagt habe, die Schlacht sey durch Dauns Verwundung verloren, um diesen zaudernden General zu seinem Gegner zu behalten, wird hier leicht widerlegt. Der Vf. stellt eine schöne, Daun heftig tadelnde, Untersuchung über sein Benehmen in diesem Feldzuge an, besonders dafs er ein so grofses Corps unter Laudon in Schlesien habe stehen lassen. Aber er zeigt deutlich, dafs diesesmal, wie immer, der Grund aller dieser Fehler darin gelegen habe, dafs man im östreichischen Cabinette nicht habe einsehen lernen, dafs Schlesien in Sachsen erobert werden müsse. — Der vierte Theil war noch nicht erschienen, als man diese Anzeige endigte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Göttingen, bey Dietrich: *Grundlehren zur Kenntnifs des menschlichen Willens und der natürlichen Gesetze des Rechtverhaltens;* von *J. G. H. Feder.* 3te Aufl. 1789. 408 S. in 8.

Anspach, b. Haueisen: *Ausführlicher Unterricht für die Hebammen in den hochfürstlich Brandenburg-Onolzbachischen Landen,* gefertigt von *Philipp Jakob Leiblin.* 2te Aufl. 1790. 196 S. in 8. (10 gr.)

Jena, in der Cröckerschen Buchhandl.: *Der Prediger am Krankenbette seiner Zuhörer.* — Von *Ch. W. Oemler.* 3ter Th. Neue Aufl. 1791. 984 S. in 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

London, bey Straham und Cadell: *H. Blair's Sermons.* I. Vol. 16 Ed. 471 S. II. Vol. 13 Ed. 459 S. III. Vol. 4 Ed. 435 S. in 8.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. September 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. *M.*, in der academiſchen Buchhandlung: *Mediciniſche Fragmente und Erinnerungen*, von *M. A. Weikard.* 1791. 8. 218 S.

Nachtrag zu *Weikards* mediciniſchen Fragmenten, von dem Verfaſser.

Wenn ein *Weikard*, aus deſſen Händen wir ſchon ehedem ſo viel Treffliches erhielten, nach einer in praktiſcher Thätigkeit verſtrichenen Pauſe wieder die Feder ergreift, ſo darf man wohl etwas vollkommnes und klaſſiſches erwarten, und der Vf. mag ſichs alſo aus dieſen, durch ihn ſelbſt geſpannten, Erwartungen erklären, wenn wir gegenwärtige Schrift nicht mit der Befriedigung und dem Beyfall aus der Hand legten, den wir ihm ſo gern geſchenkt hätten. Ein Mann, vor deſſen vieljähriger Erfahrung wir allen Reſpect haben, (ohnerachtet ſein eigen Geſtändniſs, daſs er kaum ein Jahr lang ein Tagebuch geführt habe, unſern Glauben etwas wankend gemacht hat), der nicht nur Arzt, ſondern auch Philoſoph und Weltkenner iſt, der jetzt die ſchönſte Muſse von der Welt genieſst, — dieſer konnte uns gewiſs etwas gründlicheres und durchgedachteres liefern, als dieſe Fragmente, die gröſstentheils abgebrochene Sätze, flüchtig hingeworfene Erfahrungen, gewagte und ſelten bewieſene Behauptungen, Wahrheiten und Irrthümer durch einander, mit witzigen Einfällen und Obſcönitäten gewürzt, enthalten. Und warum gab er ſich nicht mehr Mühe? Aus Zeitmangel, wird in der Vorrede geſagt; aber was nöthigte ihn, ſich nur 2 Monate Zeit dazu zu nehmen? Oder hatte jenes Selbſtgefühl, jene Geringſchätzung des Publicums, einigen Antheil, die ſich nur zu ſehr in der flüchtigen Behandlung, Verachtung aller Beurtheilungen, und dictatoriſchen Mundart zeigt? Nun dann mag es uns der Vf. nicht übel nehmen, wenn wir ihn verſichern, daſs dieſs eine Untugend iſt, die auch den verdienteſten Schriftſteller ungenieſsbar machen kann, und wenn wir ihn, der ſo wenig Umſtände mit dem Publicum macht, auch eben ſo, ohne Umſtände und Rückſichten, behandeln. — Vielleicht lernt er durch dieſe ganz *partheyloſe* Darſtellung einiger ſeiner Uebereilungen einſehen, was er durchaus nicht glauben will, daſs die Kritik der jetzigen Zeit nützlich und nothwendig ſey; wenigſtens ward es dem Rec. lange nicht ſo einleuchtend gemacht, als eben bey dieſer Arbeit, wo ſo leicht der Nahme und Ruf des Vf. den Anfänger blenden können. Ueberdieſs kann Rec. dem Vf. in voraus verſichern, daſs er glücklicher Weiſe alle die Eigenſchaften an ſich entdeckt, die derſelbe von einem Recenſenten verlangt: er iſt über 25 Jahr alt (S. 7.), ſpürt weder Feigheit noch Tücke im Herzen (ebendaſ.), iſt weder Student, noch Profeſſor, noch Stubengelehrter, weder für die Alten noch Neuen, weder für noch gegen Hrn. W. partheyiſch, und lebet nun ſchon lange in beſtändiger praktiſcher Thätigkeit. Nennen wird er ſich, ſobald man ihn überzeugen wird, daſs ſeine Gründe auch nur ein Gran mehr an Wahrheit und Gewicht dadurch gewinnen werden. — Nun zur Sache: Den Anfang machen Berichtigungen und Vertheidigungen der bekannten Theorien des Vf. über die Entſtehung der Katarrhe und Flüſſe aus der Luft, und des Schlagfluſſes aus Krampf und Gichtreiz. Daſs der epidemiſche Katharr gewiſs aus einer eignen Luftverderbniſs und durch Anſteckung entſtehe, iſt wohl nicht zu läugnen; aber daſs man doch auch durch zurückgetriebene Ausdünſtung einen rauhen Hals, Fluſs u. dgl. bekommen könne, beweiſt, dünkt uns, die tägliche Erfahrung zu ſehr, um darüber zu ſtreiten. — Ganz etwas neues war uns die Behauptung, daſs Schlagflüſſe Vormittags bey leerem Magen am häufigſten befallen ſollen. Iſt dieſs vielleicht in Ruſsland gewöhnlich? — Ueber den Bandwurm; der Vf. weiſs noch nicht, daſs man ſchon Erfahrungen von Würmern im Foetus hat. Er ſah Bandwürmer auf das Nouffierſche, Cloſſiusſche Mittel, auf Terpentin, Jalappa u. ſ. w. weggehen. Das alles war ja bekannt; warum gab er nicht lieber die Eigenthümlichkeiten jedes Mittels und die beſondern Fälle, wo dieſs oder jenes vorzüglich paſſend war, an? Und was ſoll daraus werden, wenn man Jalappen, Baldrian, Santonicumpulver, Oxymel ſcillit. und Syrup *zu gleichen Theilen* zuſammen miſcht? Keine Latwerge giebts nicht. — Die *Vena medinenſis* und die *Furia infernalis*, ferner Zuckerwurz und Paſtinakwurz ſind dem Vf. einerley. Welche Unbeſtimmtheit! Er nimmt ſeine Behauptung zurück, daſs die letztere durch langen Aufenthalt in der Erde giftig werde, und glaubt, daſs die giftigen Zufälle davon einer Verwechſelung mit Schierlingswurzel zuzuſchreiben ſeyn. — Ueber die Waſſerſucht — nichts als: Ich habe geſehen, daſs manchmal dieſs und ein andermal jenes half. — Wie viel anders ſchreibt ein *Lentin* über einen ſolchen Gegenſtand, und was gewinnt denn die Kunſt durch ſolche bloſs empiriſche (der Vf., der die Griechen ſo viel ſtudirt hat, ſchreibt empyriſch) und noch überdieſs längſt bekannte Sätze? Eine Miſchung von Jalappenwurzel, 2 bis 4 Theilen Cremor Tart. und Roob Sambuci zur Latwerge gemacht, und alle 1 oder 2 Stunden zu 1 Quent genommen, trieb oft das Waſſer ab; eine Italienerin hätte beynahe Darmentzündung davon bekommen. Man ſieht, daſs man leicht durch Ruffiſche Praxis etwas verwegen werden kann.

Digitized by Google

Valli, der sogenannten Pfahlhecke, die Döderlein 1723 u. 1731. in zwey besondern Versuchen beschrieb, bringt den Vf. auf die Untersuchung, ob diese Grabhügel *vor* oder *nach* der Zerstörung dieser Landwehr seyn errichtet worden; und man erhält eine, unsers Bedünkens aber nur schwache, Wahrscheinlichkeit, die das relative Alter dieser Grabhügel, denn alle sind wohl nicht zu gleicher Zeit entstanden, nicht über 600 Jahr nach Christus Geb. angiebt. Daran scheint übrigens kein Zweifel, dass es *deutsche* Grabhügel sind: denn obgleich Tacitus die Deutschen seiner Zeit ihre Todten verbrennen lässt, so kann doch dieser Gebrauch in spätern Zeiten immer mehr von seiner Allgemeinheit verloren haben. Die Eröfnung mehrerer Grabhügel von ganz verschiedener Richtung würde auch hierüber grössere Gewissheit verschaffen. Jeder der aufgegrabenen Hügel war die Grabstatte mehrerer Todten, die nach und nach darein gelegt worden: denn in verschiedener Höhe lagen theils noch ziemlich vollständige, theils gröstentheils schon verweste, Gerippe. In dem einen schon nach einer Tiefe von 2 Schuhen eines, dann, nach eben so vielen wieder eins, und endlich 3 beysammen eben so tief unter den vorigen. Dem Boden gleich oder doch kaum einen Schuh tiefer fand sich nichts weiter. Die darauf geworfene Erde war mit ziemlich grossen Steinen gemischt, die doch gegen den Rand mehr gehäuft zu seyn schienen. Wir übergehen die, von dem Vf. hierüber geäusserten, Vermuthungen, die, zum Theil, nur nach Eröfnung mehrerer Hügel, bey der denn auch Hr. *P.* selbst zugegen wäre, mehr Zuverlässigkeit erhalten müssen. Das Erdreich ist übrigens gemischt aus Thon, Quarz und Kalksande (nicht: Kolbsande); in der Tiefe feucht und muldericht; die höhern Schichten trocken; ausgenommen an solchen Stellen des Waldes, wo die Sonnenhitze nicht ungehindert wirken kann. Die v. S. 21. bis 43 beschriebenen Alterthümer sind nun freylich keine griechischen und römischen monumenta literata, oder durch Kunstfleiss, feinen allegorischen Sinn und Geschmack sich empfehlende Meisterstücke; sondern Ueberbleibsel, wie sie von einem rohen, kriegerischen, wenige Bedürfnisse kennenden und einem abergläubischen rassen Cultus ergebenen Volke erwartet werden müssen; einfache, irdene, schriftleere Geschirre von der schlechtesten Art, kleine eiserne Messer, Lanzen, Arm- und Fusaringe, nebst andern Eisen- und Blechgeräthschaften, deren Bestimmung zur Zeit nicht ganz deutlich und nur schwankend anzugeben ist. Bey den Gebeinen fanden sich jene irdene Geschirre, die von der Gestalt kleiner, unregelmässiger, bauchigter, schräg auslaufender Schüsseln, und gewöhnlicher Krüge oder Kochhafen sind, in ziemlicher Menge. Der Bruch zeigte sich bey vielen ganz schwarz, bey einigen dunkelbraun, bey wenigen ziegelroth. Der Thon ist schlecht gewählt, fast gar nicht gereinigt, oft noch schlechter gebrannt. Da er nicht nur viele quarzigte und kalkartige Körner, sondern auch kleine Bruchstücke von Kalkspath enthält; so giebt dieses sowohl auf dem Bruche, als auch auf der innern und äussern Fläche ein wunderliches Aussehen, als wenn sie mit vielen weissen, glänzenden Körpern besetzt wären. Die aus den Bruchstücken ausgelösten, kleinen, undurchsichtigen, viereckigten Säulen brausten mit dem Scheidewasser heftig auf und der völlige Glanz und die regulaire Figur dieser spathischen Trümmer sind ein Beweis von der schlechten Brennung der Masse; daher man auch nur wenige dieser Geschirre, die freylich von den Arbeitern nicht sonderlich geschont wurden, unversehrt erhielt. *Fast alle* waren, statt der Glasur, mit einer ziegel- oder gelbrothen schlechten Erdfarbe *ausserhalb*, ein *einziges* aber *innerhalb* damit überzogen. Dieser Ueberzug, der bey einem über eine Linie dick aufgetragen ist, und leicht abgeht, steckt ebenfalls voll solcher Trümmer. Kein einziges Geschirr hat Füsse oder eine Handhabe; sie hatten auch keine Deckel und sind mit derselben lettigten Erde angefüllt, welche den ganzen Hügel ausmacht. Man kann sie daher *nicht für Aschenkrüge* halten. Vielmehr scheinen es *Opfer-* oder *Speisegeräthe*. Die Geschirre sind sämtlich aus *dem Material des Orts* gefertiget, dem auf dem Raitenbucherberge in grosser Menge befindlichen, schwarzen Bohnenerz, das oft schon zu Tage und *gangartig* unter der Dammerde liegt, auch mit den herausgezogenen Graswurzeln häufig erscheint, auf des Vf. Veranlassung, seit 5 Jahren benutzt, mit einem Stuferze gemischt und mit grossem Vortheil ausgeschmolzen wird. Da die gefundenen Waffen und Geräthe aus Eisen fast ganz verkalkt und vom Roste verzehrt waren, so konnte er die Bestandtheile dieses Eisens nicht untersuchen. Wir übergehen die im 19—25 §. beschriebenen Messer, Lanzen, Wurfspiesse, an dessen Schafte die Holzadern des Eichenholzes kenntlich waren, das, was der Vf. für Pferdegebisse hält, und wovon das grösste in der 6ten Figur abgebildet ist. Das merkwürdigste von allen war wohl ein ziemlich vollständiges Gerippe eines, doch nicht ungewöhnlich grossen, Körpers, der, nur ein paar Schuh tief, *mit dem Angesicht auf der Erde, gegen Mittag* liegend, gefunden ward. Um die Lenden lag ein kupferner Gurtel, mit bald mehr, bald weniger als 4 Zoll langen Gliedern, die mit einem kleinen Zwischenringe verbunden waren. Drey dieser Gelenke, die zusammen 2 Schuh, 11 Zoll, 7 Linien ausmachen, sind auf der dritten Kupfertafel Fig. 8. nachgebildet; da die Schlusstheile abgingen, indem der Gürtel nur oberhalb noch ganz, unterhalb aber, wo der Körper darauf lag, stückweise abgerostet war, so konnte man nicht abnehmen, wie die Enden zusammengefügt worden. An beiden Hüftbeinen waren noch die grünen Roststreifen und so zu sagen der Abdruck der Gelenke und Ringe sichtbar. Daneben lagen noch ein paar Ringe und drey gleichseitige Dreyecke, jene und diese von Kupfer, an Farbe *gänzlich* von unserm Messing, aber *wenig* von unserm geläuterten Kupfer *unterschieden*, bey den Fussringen mehr dem Similor sich nähernd. An den Arm- oder Handringen, die vielleicht gar an dem Armröhren lagen, welches Hrn. P. eben nicht hinterbracht wurde, von ovaler Figur und hohl sind; und deren grösster innerer Durchmesser 2 Zoll 8 Linien, der äussere 3 Zoll 6 Linien beträgt, ist die Arbeit nicht schlecht und viel netter als bey dem Gürtel und den Dreyecken. Vier Schuh tiefer unter diesem Gerippe lag ein anderes *auf dem Rücken mit dem Angesicht gegen Aufgang* gekehrt; da alle übrigen nach einer andern Richtung und umgekehrt begraben waren. Wäre vom Scheitel an bis zu den Füssen die ganze Länge gemessen worden, denn der Kopf war zum Theil vermodert, so hätten wir ein zuverlässiges Mass von einem alten Deutschen. Ueber dem Kopf, der zur Unterlage eine grosse Schüssel hatte, lag ein starker etwas ovaler Ring von Kupferdrath, dessen wahre Grösse auf der 4ten Tafel vorgestellt ist und der im Durchmesser 7 Zoll 4½ Linie beträgt. Er schliesst sich vermittelst eines mit einigen Auskehlungen verzierten Knopfes. Ringe waren an den über der Brust zusammengelegten Händen und an den Füssen mit verschwenderischem Zierrath angebracht; unter den Knieen eines jeden Fusses fassen nicht weniger, denn sechs hohle, ganz runde, sauber gearbeite kupferne Ringe. Die Federkraft des Fig. 17. abgebildeten Armringes war noch so stark, dass ein vierpfündiges Gewicht die beiden zusammenschliessenden Enden noch nicht um die Dicke eines Kartenblattes entfernte; es muss daher schon eine Gewalt gebraucht haben, sie an den Arm zu bringen. Wir ersuchen noch den Vf., dass er bey der fortzusetzenden Beschreibung erstens ein erklärendes Verzeichniss der von ihm gebrauchten seltenen fränkischen Provinzialwörter am Ende beyfügen möge; denn so verstehen wir z. B., nachdem mehrere Idiotica von uns vergeblich nachgeschlagen sind, noch immer nicht, was ein *Stollpoppe* (S. 25) sey: dann, dass er bey seinen Erklärungen und Vermuthungen den oft nur willkührlichen Zeichnungen des Montfaucon und den von Falkenstein nachgebildeten noch viel unzuverlässigen Figuren nicht zu viel Glauben beymessen möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige von Schriften, die französische Revolution betreffend (S. No. 78. der A. L. Z. dieses Jahrs.)

Burke's Werk über die französische Revolution (s. No. 71.) hat eine grose Menge von Gegenschriften erzeugt. Es ist zwar ein sehr falscher Schluss, wenn einige hieraus einen allgemeinen nachtheiligen Eindruck des Werks in England folgern. Es sind überhaupt nur die Schriftsteller, deren Stimme man erfährt; die Journale geben in einem Lande, wo das gebildete Publicum ein näheres Interesse hat, als Literatur überhaupt, noch weniger als bey uns, einen richtigen Maasstab zur Schätzung der Gesinnungen und des Urtheils dieses Publicums ab: die Menge von Schriften, welche gegen Burke erschienen sind, beweisen auch nicht die Wichtigkeit und die Zahl der Anhänger derjenigen Partey, deren Sache darinn geführt wird, sondern nur ihre Thätigkeit und Bemühungen, Einfluss zu gewinnen. Indessen sind diese Schriften eben deswegen für die Kenntniss des politischen Zustandes von England nicht unwichtig. Rec. hat verschiedne davon gesehen, die insgesammt in andrer Rücksicht nicht verdienen gelesen zu werden, und aus denen man weiter nichts lernt, als dass es auch in England heftige und seichte Vertheidiger derjenigen demokratischen Grundsätze giebt, die Rec. schon oft charakterisirt hat. Sie haben für Deutschland gar kein Interesse, und dürfen daher nicht einmal einzeln genannt werden. Eine einzige mag Ausnahme machen, theils weil der Vf. derselben sich vorhin schon bekannt gemacht hat, theils weil es eine Gelegenheit giebt, die Gründe, auf denen ihr und aller dieser Schriften Inhalt beruhet, darzustellen und zu prüfen.

London, b. Jordan: *Rights of Man. Being an Answer to Mr. Burke's Attack on the french Revolution*; by *Thomas Paine*, Secretary for foreign Affairs to Congress in the American War, and Author of the Work intitled: Common Sense. 1791. 171 S. 8.

Der Vf. hat eine angesehene Stelle in Amerika bekleidet: er giebt sich als einen genauen Bekannten von Washington und La Fayette an; er ist Vf. derjenigen Schrift (*Common Sense*), welche unter allem, was über den Streit zwischen England und den jetzt independenten Staaten von Amerika auf Seiten der Colonien damals geschrieben worden, das gröste Aufsehen erregt. Von ihm, scheint es also, sey etwas zu erwarten. Allein diese Erwartung wird sehr getäuscht. Seine Schrift ist eine Rhapsodie, in der einige Erinnerungen gegen Burke, unbedeutende Bemerkungen über die Droits de l'homme, eine ganz unnütze Darstellung der bekannten Veranlassungen der französischen Revolution, und eine ganz falsche Erzählung der Begebenheiten vom 5ten und 6ten October 1789, in welcher er sich auf das bekannte Journal des *Desmoulins Revolutions de France etc.* (s. No 200. dieser Blätter vor. J.) beruft, untereinander gemischt sind, ohne dass ein Plan, oder auch nur ein Faden, an dem die Gedanken herliefen, zu erkennen wäre. Mit der gröstenHeftigkeit lehnt er sich gegen den von Burke aufgestellten Grundsatz des englischen Staatsrechts auf, dass die Krone erblich sey, und das Volk kein Recht habe, die Regierungsform willkührlich zu verändern. Er behauptet dagegen, (so wie auch in der *Declaration des droits de l'homme et de Citoyen* steht,) jede Regierungsform gründe sich unmittelbar auf die Einwilligung des Volks. Jede Generation habe daher das Recht, sie abzuändern, wie es ihr gefalle, und dürfe für ihre Nachkommen nichts festsetzen; die ganze englische Verfassung gründe sich auf unrechtmäsige Verfügungen der Vorfahren, und daraus folgert er mit ausdrücklichen Worten, England habe gar keine Verfassung; er versichert, der Zeitpunct müsse kommen, wo eine Reform der Constitution auf die einzige rechtmäsige Art, d. i. durch das ganze Volk selbst, eintrete. (Dergleichen Aeusserungen sind ganz offenbar *in England* aufrührerisch, und es ist daher sehr begreiflich, dass die Schriften, worinn dergleichen Dinge gelehrt werden, im englischen Parlemente das gröste Aufsehen machen müssen.) Der neuen französischen Verfassung schreibt er einen nach seinen Grundsätzen rechtmäsigen Ursprung zu. Er behauptet nemlich mit vielen französischen Schriftstellern und Rednern, die gegenwärtige Assemblée nationale sey eine Convention, welche Vollmacht habe, eine ganz neue Verfassung fürs Künftige festzusetzen. (Eine bey diesem Schriftsteller ganz unbegreifliche Unverschämtheit!) Er verspottet ganz England darüber, dass man die Acten der Einwilligung des Volks nicht aufweisen könne, auf welchen die Grundzüge der Verfassung beruhen. Wo existirt denn die Vollmacht der Assemblée nationale? Alle Cahiers der alten Stände, deren Repräsentanten die Mitglieder derselben sind, widersprechen geradezu. Gesetzt aber, man wollte dem jetzt neug schaffnen Volke das Recht zugestehen, ohne Rücksicht auf die vorigen Rechte der abgeschafften Stände, die Sache zu entscheiden: so hat sich das Volk bis itzt noch nicht in *ruhigen* Zusammenkünften darüber erklärt, und wenigstens fehlt offenbar der Assemblée nationale die Vollmacht zu dem *angemaßten* Berufe einer Assemblée constituante.)

Die monarchische Verfassung hasst der Vf. im höchsten Grade. Das ist begreiflich: er ist ein Amerikaner. Er möchte also immer ihre Fehler mit den lebhaftesten Farben

Farben ſchildern, einſeitig nur von dieſen reden, und die Unbequemlichkeiten andrer verſchweigen: das wäre allenfalls zu entſchuldigen. Es könnte ſein Werk doch eine gute Parteyſchrift ſeyn. Allein dieſer Haſs verleitet ihn, die gröſsten Ungereimtheiten zu ſagen. Er verhöhnt die Engländer darüber, daſs ſie einen Statthalter von Holland, (Wilhelm III.) und nachher das Haus Hannover auf den Thron erhoben. Dies iſt nicht allein im Ganzen abgeſchmackt, denn er nimmt nicht die geringſte Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Zeiten und der Nation, ſondern er verräth hier auch noch die gröbſte Unwiſſenheit. Um das regierende Haus verdächtig zu machen, ſagt er ausdrücklich: a *German Elector is in his Electorate a Deſpot*, weil ein deutſcher Soldat in Amerika einmal geſagt haben ſoll, wenn der Fürſt wolle, ſeine Unterthanen ſollten Stroh freſſen, ſo müſsten ſie ſichs gefallen laſſen. (Es macht ihm in der That viel Ehre, daſs er, der Staatsmann, einen fremden gemeinen Soldaten über Staatsverfaſſungen befragt; daſs er, ein Schriftſteller, auf ſolche Autoritäten nachredet.) Daraus folgert er denn, daſs ein ſolcher König die Grundſätze einer freyen Verfaſſung unmöglich kennen und lieben könne, daſs er England als ein fremdes Land anſehen müſſe, und ſein Vaterland vorziehen u. ſ. w. Ueber die königliche Würde urtheilt er überhaupt aus dem erbärmlichen, eingeſchränkten Geſichtspunkte, daſs für die Civilliſte jährlich eine groſse Summe aufgebracht werden muſs, die, meynt er, die Nation ſparen könnte. Alle Kriege und alles Ungemach der Völker legt er, wie zu vermuthen war, der monarchiſchen Verfaſſung zur Laſt. (Hier hätte ihm doch einfallen ſollen, daſs gerade die Nation, welche ſo viele Jahrhunderte lang den ganzen Erdboden, ſo weit ſie reichen konnte, mit Kriegen verfolgte, und bey der alles auf Eroberung angelegt war, die Römer, während ſo langer Zeit eine republikaniſche Verfaſſung hatte.)

Die ganze elende Broſchüre verdient aufserhalb England, wo ſie aus den erwähnten Urſachen wichtig iſt, nicht, daſs man ſich dabey aufhalte. Ueber den Streit, den Burke's Gegner mit ihm führen, iſt hier aber überhaupt noch etwas zu ſagen, um die Principien anzugeben, von denen das Urtheil über alle ähnliche Schriften ausgehen muſs.

Die bürgerliche Geſellſchaft beſteht aus Gliedern, die *nach und nach* ausſterben, und wieder erſetzt werden. Es leben nie alle Individua einer Nation alſo zugleich, daſs ſie einen Contract eingehen, und eine Verfaſſung *communi conſenſu* errichten könnten. Diejenige phyſiſche, intellectuelle, moraliſche Cultur, welche die Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts ausmacht, iſt auch gar nicht einmal gedenkbar, ohne daſs die heranwachſende Generation Einrichtungen vorfinde, wodurch ihre Erziehung und Bildung erſt möglich wird. Die bürgerliche Verfaſſung ſoll alſo nicht bloſs für die Bedürfniſſe Einer Generation ſorgen, ſondern ſie umfaſst eine unabſehbare Reihe von Geſchlechtern. Jede Verfaſſung, vorzüglich eines groſsen Reichs, kann nicht anders als allmählig entſtehen, und durch die zufälligen und mannichfaltigen Verhältniſſe in dem Volke und Bedürfniſſe der frühern Zeiten beſtimmt werden. Hieraus ergiebt ſich ſchon, was das Urtheil werth iſt, welches man ſo oft über die engliſche Staatsverfaſſung fällen hört: ſie ſey nichts weniger als eine idealiſche vollkommne Verfaſſung, ſondern höchſtens etwa nur die beſte unter den zufällig entſtandnen. Die Erfoderniſſe einer guten Staatsverfaſſung laſſen ſich nur im Allgemeinen angeben, und wenn man anders zugiebt, daſs für einen groſsen, mächtigen und reichen Staat die königliche Würde angemeſſen iſt; ſo wird man nicht läugnen können, daſs ſich die vorzüglichſten Bedingungen einer guten Verfaſſung in der engliſchen vereinigt finden: daher dann auch ſolche Schriften, welche ſich mit der Entwicklung derſelben beſchäftigen, z. B. das berühmte Buch des Delolme, natürlicher Weiſe oft einer Lobrede ähnlich ſehen müſſen. Die beſondern Modificationen aber, welche jene Züge einer guten Staatsverfaſſung in England erhalten haben, ſind da eben ſo wohl und nicht mehr als in jedem andern wirklichen, oder auch bloſs möglichen, gedenkbaren Lande, durch Zufall entſtanden, und laſſen ſich nicht wegdenken, ohne daſs andre eben ſo zufällige an ihre Stelle träten, die in jedem Falle auch ihre eigenthümlichen Unbequemlichkeiten haben würden.

Es ſcheint zwar, als ob die Verfaſſung von Amerika und die neue Verfaſſung von Frankreich nicht auf dieſe Art, ſondern ganz vollkommen nach einem zuſammenhängenden und durchaus beſtimmten Plane entworfen wären: allein die dreyzehn vereinigten Staaten von Amerika haben das ganz eigne, daſs ſie, als engliſche Colonien, alle bürgerlichen Einrichtungen und einen dadurch gebildeten politiſchen Geiſt aus dem Mutterlande mitgebracht. Sie haben ſich gegenwärtig eine neue Staatsverfaſſung in Anſehung der legislatoriſchen Gewalt gegeben; allein man müſste ſehr kurzſichtig ſeyn, um zu glauben, daſs dieſe neue Verfaſſung, ohne alle Abänderung, Jahrhunderte lang beſtehen werde, oder wenn ſie vollkommen ſo beſtehen ſollte, daſs ſie nach Jahrhunderten noch für das alsdenn ſehr vermehrte und veränderte Volk das nemliche ſeyn werde, was ſie jetzt iſt. In Frankreich iſt alles Alte zerſtört worden, um eine neue ganz ſyſtematiſche Verfaſſung einzuführen. Man hat jetzt einige allgemeine, aber willkührliche, Beſtimmungen zum Grunde gelegt: denn was die franzöſiſchen Schriftſteller und Staatsredner auch von ihrer durchaus in der Vernunft gegründeten Verfaſſung ſagen mögen; ſo iſt doch die Eintheilung in *Citoyens actifs*, und *non actifs*, und die Beſtimmung des *Droit de Citoyen actif*, welche dem Ganzen zum Grunde liegt, doch nur eine willkührliche Einrichtung. In dem Verlaufe künftiger Jahrhunderte werden ſich die neugeſchaffenen Verhältniſſe des Volks auf mancherley jetzt unvorhergeſehene Art wieder ändern, und die Verfaſſung wird alſo auch da für andre Zeiten nicht mehr das ſeyn, was ſie für die gegenwärtige im Entwurfe iſt.

Eine jede gute Staatsverfaſſung beruht alſo auf der allmählichen Entwicklung der zum Theil durch die Natur der Dinge, zum Theil aber durch menſchlichen Verſtand und Willkühr beſtimmten Verhältniſſe und Einrichtungen. Jede Generation legt den Grund zu dem, was die folgende thun wird, und die ſpätere kann nur auf das bauen, was die vorhergehenden gethan haben.

Von

Digitized by Google

Von dieſem Geſichtspuncte geht Burke aus. Darauf gründet ſich alles, was er von der Achtung ſagt, die jedes Geſchlecht ſeinen Vorfahren und der hergebrachten Verfaſſung ſchuldig iſt, und von der Verpflichtung und dem Rechte jedes Geſchlechts, dieſe hergebrachte Verfaſſung zu verbeſſern.

Dagegen iſt es auf der andern Seite offenbar, daſs ein jeder Menſch ſchon dadurch, daſs er ein vernünftiges Weſen iſt, eigenthümliche Rechte mit auf die Welt bringt, die durch die Veranſtaltungen ſeiner Vorfahren mit gutem Grunde modificirt, aber nicht aufgehoben werden können. Es muſs Fälle geben, da er mit Recht ſich dagegen auflehnen, und verlangen kann, nicht an das gebunden zu ſeyn, was ſeine Vorfahren vor vielleicht tauſend Jahren gewollt haben. Und eben ſo klar iſt es, daſs ein ganzes jetzt lebendes Geſchlecht nicht durch den Willen ſeiner Vorfahren gebunden ſeyn kann, gegen ſein Intereſſe, ſeine eigne Einſicht und ſeinen freyen Willen in alten Verhältniſſen zu bleiben. Dies iſt das groſse Argument, auf welches ſich alle Gegner des Herkommens in der bürgerlichen Verfaſſung beſtändig ſtützen. So auch Paine, der aber die Sache ſehr leicht ausführt. So offenbar indeſſen der Grund des Arguments iſt, wenn es, ſo allgemein ausgedrückt, hingeſtellt wird; ſo finden ſich in der Anwendung ſo groſse Schwierigkeiten, daſs nicht viel damit zu machen iſt: und es zeigt ſich bald, daſs ein ſo einſeitiger Grundſatz, der gar nicht auf die menſchliche Natur, ſondern nur auf eine Eigenſchaft derſelben paſst, (auf die Vernunft,) gar nicht zum vollſtändigen Grunde einer anwendbaren Theorie dienen kann. Wie viele Menſchen im Lande ſind denn wohl fähig, an der angeblichen allgemeinen Deliberation und dem zu faſſenden Entſchluſſe Theil zu nehmen? Und wie viele werden gefragt? Alle noch unerwachſene, die ſchon zum Theil in der alten Verfaſſung erzogen worden, haben allerdings das Recht, mit zu ſprechen; denn ſie ſind eben ſo ſehr intereſſirt als die übrigen. Sie können aber gegenwärtig noch nicht überlegen und entſcheiden. Sie behalten alſo ihr Recht, dereinſt ihre Stimme zu geben. Auf die Art aber wird nie eine wahre Stimmenſammlung möglich ſeyn. Auch ſogar dasjenige Volk, welches ganz nach der hier zum Grunde gelegten Theorie verfährt, iſt daher gezwungen, ſich zum Vormunde für ihre heranwachſende Jugend zu erheben, ſo gut als die Vorfahren der jetzt lebenden Engländer für die damals ungebohrnen Geſchlechter thaten, wofür ſie Paine ſo bitter verhöhnt. Aber auch gegen die noch ungebohrnen Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft hat das gegenwärtige Geſchlecht, welches unter dem Vorwande, daſs es nur für ſich ſorgen wolle, eine Revolution unternimmt, groſse Verpflichtungen. Denn wird der Menſch nicht durch die Verfaſſung, unter der er gebohren, und in der er erzogen wird, und durch die Sitten der Vorfahren gebildet? Hängt es von ſeiner Willkühr ab, ſeine Erziehung und die dadurch erhaltne Denkungsart abzulegen, und ſich eine neue zu erwählen? Kurz, die ganze Idee von einem freywilligen willkührlich eingegangenen und willkührlich mit allgemeiner Einſtimmung aufzuhebenden Contract, paſst gar nicht auf ein Volk, welches nie ſtirbt, deſſen einzelne Glieder aber alle zu verſchiednen Zeiten gebohren werden und ſterben: auf ſeine Staatsverfaſſung, die erſt durch lange Zeit und Gewohnheit zu dem Grade von Feſtigkeit gelangt, dadurch ſie ihren Zweck erfüllt. Selbſt alsdann, wenn man von den Grundſätzen ausgeht, welche Burke's Gegner zum Grunde legen, daſs eine jede Generation ein unauslöſchliches Recht habe, nach eignem Gutdünken ihre Staatsverfaſſung zu bilden, kommt man daher nie weiter, als bis zu Burke's eigner Behauptung: daſs die Bemühungen jedes Zeitalters dahin gehen müſſen, das Fehlerhafte in der Verfaſſung zu verbeſſern, und nach den Bedürfniſſen der Zeiten abzuändern; daſs aber der Fall, wo unerträgliche Uebel einen gänzlichen Umſturz alles alten nothwendig machen, ſo ſehr auſser dem Kreiſe menſchlichen Verſtandes und menſchlicher Einſicht liege, daſs ſich alle gewöhnlichen Begriffe von Recht gar nicht mehr anwenden laſſen: daſs folglich ſolche auſserordentliche Begebenheiten nach Grundſätzen beurtheilt werden müſſen, die ſehr verſchieden von denjenigen ſind, auf welchen beſtehende Verfaſſungen beruhen.

Der groſse Schriftſteller, gegen deſſen Werk die jetzt beurtheilte Broſchüre gerichtet iſt, hat in einer neuen Schrift:

Paris u. London, b. Dodsley: *Letter from Mr. Burke to a Member of the National Assembly, in answer to some objections to his book on french Affairs.* 1791. 74 S. 8.

ſeine Geſinnungen über die Revolution in einigen Rückſichten noch weiter ausgeführt. Die Veranlaſſung dazu hat ein Brief eines Mitgliedes der Nationalverſammlung gegeben, der dem Publicum nicht mitgetheilt worden iſt, und deſſen Inhalt, ſo weit es nöthig iſt, aus der Antwort ungefähr errathen werden kann. Die erſte Bemerkung von Burke's franzöſiſchen Correſpondenten betrifft das ganze Werk, den Zweck und Ton deſſelben. Er meynt: der heftige Widerſpruch und Tadel, den die Operationen der herrſchenden Partey in der Nationalverſammlung gefunden, habe dieſe nur noch mehr irritirt, und ſey mitſchuldige Veranlaſſung dazu, daſs die Grundſätze, die anfangs in unbeſtimmter Allgemeinheit angekündigt, ſo ſtrenge ausgeführt worden. Selbſt dieſes, daſs man ſo deutlich gezeigt, wohin dieſe Grundſätze führen, wenn man conſequent verfahren wolle, möchte verurſacht haben, daſs manche dieſer unſinnigen Anwendungen und Ausführungen zur Wirklichkeit gekommen. Hierauf antwortet Burke mit ſehr treffenden Bemerkungen über dieſe herrſchende Partey, über die Nichtigkeit der Hoffnung, daſs Nachgiebigkeit ſie zu einiger gegenſeitigen Billigkeit bewegen würde, und der Erwartung, die man ſich machen möchte, das Elend, welches ſie über das Land gebracht, werde das Volk ſelbſt wieder zurückführen. Alle dieſe Bemerkungen über den politiſchen Geiſt der Nationen und Parteyen tragen in jedem Worte das Gepräge der eignen Beobachtung und Erfahrung. Es iſt unmöglich, ſie einzeln auszuziehen, und ſie würden alsdenn auch noch unendlich verlieren, wenn man auch nur einzelne Ausdrücke aus dem Vortrage des Vf. ausliefse, der an lebendiger Kraft und Wärme ſeines Gleichen nicht hat. Der Charakter der herrſchen-

Digitized by Google

den Partey führt ihn auf den Charakter des Volks, so wie er durch die neuen Einrichtungen gebildet werden soll. Die neuen Einrichtungen, sagt er, sind ganz darauf angelegt alle Bande bürgerlicher Ordnung zu zerstören. Die Richter vorzüglich, deren heiliges Amt, vor allen andern, den Segen bürgerlicher Verfassungen dem Volke austheilt, sind durch die Art der Wahlen von einem aufrührerischen, vielleicht venalen, Pobel abhängig gemacht. Dies veranlasst eine Vergleichung mit den Zeiten Cromwels. „Dieser grosse Usurpateur war damit „zufrieden, sich an die Spitze gestellt zu haben, und be„mühte sich sorgfältigst, die bürgerliche Ordnung ununterbrochen aufrecht zu erhalten." Der Charakter der herrschenden Partey, und die Denkungsart über sittliche Gegenstände, welche in Frankreich zum Theil Ursache der Begebenheiten ist, zum Theil wieder, als eine nothwendige Folge derselben, immer mehr ausgebreitet werden wird, führt den Vf. auf den Lieblingsschriftsteller der Nation, dem die Nationalversammlung, als dem grösten Lehrer der Weisheit, das erste öffentliche Ehrendenkmal geweiht hat, auf Rousseau. So wie Burke über Staatsangelegenheiten durchgehends nicht als ein ruhiger contemplirender Philosoph, sondern in dem Tone des für das Beste des Volks entbrannten Patrioten redet; so spricht hier wieder nicht der ruhige Kritiker, sondern vielmehr ein Hausvater in dem Zorne der heftigsten Bekümmerniss über die Abwege, auf welche der verführerische Schriftsteller seine Kinder leitet. Wenn also hier Rousseaus persönlicher Charakter, und der Geist seiner Schriften gleich heftig getadelt werden; so ist dies nicht als ein von allen Seiten vollendetes Urtheil anzusehen. Ueber Rousseau wird hier nur so, wie ihn der Vf. gerade hier auf seinem Wege findet, und aus dem Gesichtspuncte eines Nationallehrers, in den ihn die französische Nat. Verf. gestellt hat, gesprochen. Das Urtheil über seine Schriften schränkt der Vf. selbst ausdrücklich auf die Tendenz derselben im Ganzen genommen, ein. (In gewisser Absicht aber thut er ihnen Unrecht. Er nennt Rousseau den grosen Lehrer der Eitelkeit. So sehr aber der Vorwurf den Mann trifft, bey dem diese Schwachheit bis zum Laster ging, wie die Confessions allein beweisen, von denen Burke mit gerechtem Unwillen spricht; so ist der ganze Geist der Philosophie des Rousseau doch so sehr davon entfernt, auf die Eitelkeit zu führen, dass es vielmehr auf die entgegengesetzte Seite hinleitet, auf eine übertriebne und ungesellige Unabhängigkeit vom Urtheile andrer Menschen.)

Die zweyte Hälfte der Schrift enthält Urtheile über die Bemühungen einzelner Männer in Frankreich, über Mounier, Lally, über die frühern Schritte der Minister u. s. w. Rec. hat das Vergnügen gehabt, zu bemerken, dass die Urtheile des grosen Mannes mit demjenigen, was er in diesen Blättern bisher geäussert, in den mehresten wichtigen Puncten, und sogar in manchen bis ins einzelne, übereinkommen.

Zuletzt beantwortet Burke die Frage, was denn anjetzt in Frankreich zu thun sey? Es sey unmöglich, Plane zu entwerfen, ohne die Umstände vor Augen zu haben, und vorzüglich die Menschen, durch welche die Plane ausgeführt werden sollen, genau zu kennen. Gerade das sey ja der Fehler der französischen neuen Verfassung, dass darinn alles darauf angelegt worden, einen idealischen Zustand der Sachen ohne Rücksicht auf das vorhandne Bauzeug, hervorzubringen. Die englische Verfassung könne daher gar nicht so schlechterdings zum Muster dienen. Würde gegenwärtig ein Oberhaus errichtet, was für Menschen würden sich dahineindrängen? Gerade diejenigen, die alles alte Familienansehen zerstört haben, auf dem die Würde eines Oberhauses beruhen muss. Der Tiers Etat, die Grundlage der jetzigen Nat. Verf., könne ebenfalls gar nicht mit dem englischen Unterhause verglichen werden. Die königliche Gewalt war in Frankreich allein fähig, die heterogenen Theile des grosen Reichs zusammen zu halten, und hätte daher nur mit der grösten Vorsicht und Behutsamkeit angerührt werden sollen. Alles anders als in England.

Die ganze Schrift ist an Inhalt und Vortrage des grösern Werks des Vf. würdig, und hiermit ist in der That alles gesagt. Die niederwerfende Beredsamkeit lässt kaum eine Einwendung im Leser aufkeimen, gleich als wenn die staunende Bewunderung einer überwältigenden Macht den Athem benähme, und bey wiederholtem prüfenden Nachdenken findet man, dass hier nicht etwa ein blendender Schmuck der Rede falschen oder einseitigen Behauptungen einen tauschenden Schein leihet, sondern dass durch diese Kraft des Vortrags wirklich das Innerste des Gegenstandes dargelegt wird. Hin und wieder sind doch Spuren einer republikanischen Anhänglichkeit an das väterliche ererbte, in übertriebner Anwendung auf die Religion.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Strasburg, in der akad. Buchhandl.: *Sammlung kleinerer Romane und Erzählungen.* 2ter B, 222 S. 3ter B. 240 S. 1789. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Merkwürdige Lebensgeschichte eines niedersächsischen Edelmanns.* 2ter B. 1789. 290 S. 8. (18 gr.)

Frankfurt a. M., b. Gebhardt u. Körber: D. *G. Chr. B. Mosche* Auszüge aus seinen von Advent 1788 bis Advent 1789 über die Sonn- und Festtagsevangelien gehaltenen Predigten. 1790. 464 S. 8.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeigen von Schriften, die französische Revolution betreffend.

Unter den neuern französischen Schriften über die Revolution erregt natürlicher Weise folgende die lebhafteste Neugierde:

Sur l'administration de M. Necker. Par lui meme. 1791. 502 S. in 8. und 6 S. App.

Zwar werden diejenigen Leser, welche die politische Laufbahn des Vf. beobachtet und seine Vorträge an die Nationalverf. gelesen haben, hier keine besondern Aufschlüsse über den Zusammenhang der grosen Begebenheiten erwarten, welche Frankreich erschüttert haben, keine solchen Data, durch welche die ehemaligen und die neuen Staatsverhältnisse in neuen Gesichtspuncten erschienen. Aber es ist immer sehr interessant, einen Mann von aufserordentlichen Talenten, und der in grosen Situationen gehandelt hat, von sich selbst reden zu hören. Durch ihn allein kann man ganz volikommen in den Standpunct gestellt werden, in dem er sich befand, und die Begebenheiten gerade so ansehen lernen, wie sie ihm erschienen. Auch bey der genauesten Kenntnifs derselben hat man doch nie alles gegenwärtig, was man darüber gewufst und gedacht hat, und es mischt sich auf der andern Seite immer zu viel Fremdes ein, als dafs man ein reines Urtheil fallen könnte. Ein Mann, der in grosen Angelegenheiten gehandelt hat, sollte daher auch nie die Rechtfertigung seines Betragens den öffentlichen Denkmälern desselben und der Zeit allein überlassen. Nicht zu gedenken, dafs auch selbst diese und die uninteressirte Nachwelt nicht immer gerechte Richter sind: denn wie oft wird Jahrhunderte lang über den Werth eines historischen Charakters gestritten? Neckers neuestes Werk stellt sein ganzes politisches Leben dar: seine Bemühungen für das französische Reich, seinen darinn bewiesenen (in der That vom Anfange bis zu Ende durchaus bewiesenen) rechtschaffenen, gerechten, wohlwollenden, für das allgemeine Beste allein und ausschliefslich besorgten Charaktere und den bittern Lohn, der ihm dafür geworden ist. Er fängt mit einer kurzen Uebersicht seines ersten Ministeriums (von 1772 bis 1782) an, und mit einer interessanten Schilderung der Lage, worinn sich der redlich patriotische Mann gegen den jungen gutmeynenden König, die Königin (*la reine auffi m'écoutoit avec bonte*, ist ein Zug, der bemerkt zu werden verdient,) und gegen den alten Minister befand, der an einem verderbten Hofe gebildet und in der Intrigue grau geworden war. (*Maurepas.*) Necker vergleicht seine Lage sehr treffend mit der Lage Sully's am Hofe Ludwig des XIII, als ihn dieser rief, die Finanzen wiederherzustellen. Er geht darauf zu der zweyten Administration, und rechtfertigt sein Betragen in derselben ausführlich. Zuerst gegen den Vorwurf, dafs er auf der gefährlichen Berufung der *Etats generaux* bestanden. Es sey ihm zwar möglich gewesen, die Finanzen ohne dieselben wiederherzustellen; allein als Minister habe ihm ein höheres Interesse obgelegen, als für das Ansehen des Königs zu sorgen. Eine verbesserte Reichsverfassung sey das einzige Mittel gewesen, alle immer wieder hervorkeimenden Misbräuche in der Quelle anzugreifen, und dem Volke eine bleibende Hülfe zu verschaffen. Für sein persönliches Ansehen und seinen Ruhm würde besser gesorgt gewesen seyn, wenn er für sich allein die Schwierigkeiten gehoben, und so, wie in seinem ersten Ministerio, sich darauf eingeschränkt hätte, für die Bedürfnisse der Zeiten Rath zu schaffen. Er habe dieis dem wahren gröfsern Interesse der Nation aufgeopfert. (Sehr wahr und edel gedacht! Es ist aber nicht einmal zu begreifen, wie Necker behaupten kann, dafs es möglich gewesen, den Finanzen ohne *Etats généraux* aufzuhelfen; denn die Parlemente weigerten sich sogar diejenigen Edicte zu registriren, dadurch auch nur alte Auflagen verlängert wurden. Selbst alle ungeheuren Ersparungen, zu denen ihn sein damals uneingeschränktes Ansehn vielleicht in den Stand gesetzt hätten, wären also unzulänglich gewesen. Aufserdem wurde die Berufung der *Etats généraux* von der Nation so allgemein und so laut gefodert, dafs sie als ein ganz unvermeidlich nothwendiger Schritt betrachtet werden mufs. Auch hatte der König versprochen, es sollte geschehnn. Die eingeschränkten, ganz monarchisch gesinnten, Politiker, welche den Schritt tadeln, sollten daher Necker keinen Vorwurf darüber machen. Er trifft ihn nicht; aber er hat auch kein Verdienst dabey.)

Weiter: Sein Verfahren bey der Berufung der Stände. Die Verdoppelung der Repräsentanten des dritten Standes, welche häufig für die Quelle aller folgenden Unruhen angesehen wird. Der Geist der Zeiten habe diese Maafsregel durchaus verlangt; man habe vom dritten Stande noch eher, als vom Adel und der Geistlichkeit, Unterstützung des königlichen Ansehens erwarten können. Mit dem Adel vorzüglich sey die Regierung in den vorhergegangenen Unruhen unzufrieden gewesen. Die Häupter der Partheyen, welche die grosen Revolutionen bewirkt, seyen auch nicht aus dem dritten Stande, sondern vom Adel gewesen. Ein anderer Vorwurf, die vermehrte Zahl der Glieder der Nationalversammlung: diese habe sie nicht furchtbarer gemacht,

Digitized by Google

da der gröfsere Theil immer unter dem Einflusse einzelner angesehener Männer stehe, die grofse Stärke derselben aber nicht in der Nationalversamml. selbst, sondern in der Unterstützung des Pariser Publikums liege. Eine geringere Zahl von Repräsentanten der Nation würde dem Einflusse dieses Publikums nur noch mehr unterworfen gewesen seyn. Endlich sage man, die Versammlung habe in gröfserer Entfernung von Paris müssen gehalten werden; allein ihre Beschäftigungen haben eine nahe Verbindung mit Paris nothwendig gemacht, wegen der Registraturen, aus denen die Nationalverf. Nachrichten über alle Gegenstände ihrer Deliberationen schöpfen mufste.

Weiter rechtfertigt sich der Vf. noch gegen einen andern sehr scheinbaren Vorwurf, dafs er alle Mittel, die Nationalverf. durch Bestechung der angesehensten Mitglieder zu seinen Zwecken zu leiten, vernachlässigt. Dergleichen unmoralische Mittel seyen seinem Charakter so sehr zuwider, dafs er sich ihrer ganz unmöglich hätte bedienen können. Aufserdem aber würden sie das gar nicht geleistet haben, was manche anjetzt sehr leichtsinniger Weise behaupten, davon erwartet zu haben; denn es sey nicht das Interesse weniger Menschen, die erkauft werden konnten, sondern der Sinn des ganzen Volks gewesen, der zu überwinden war. Jeder einzelne, dessen Ansehen noch so fest gegründet gewesen, würde augenblicklich allen Einfluss verloren haben, sobald er vom Hofe erkauft worden wäre, und das Geld, welches darauf verwandt worden, würde also nur weggeworfen seyn. Hier macht der Vf. über die Natur der Bestechungen im englischen Parlemente und ihre Grenzen einige sehr treffende Bemerkungen, die Recensent nicht auszieht, weil sie vollkommen mit demjenigen übereinstimmen, was er selbst bereits bey mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern geäufsert. Auch das, fährt N. fort, sey unmöglich gewesen, sich Einfluss auf die Wahlen der Deputirten zu verschaffen; denn der Sinn der Wahlenden sey noch nicht bekannt gewesen, auch die Personen nicht, die man zu Deputirten hätte wählen lassen können. (Und doch soll es unschädlich gewesen seyn, die Zahl der Deputirten vom dritten Stande zu verdoppeln?) Er geht hierauf die Geschichte der NV. durch, und rechtfertigt die Gesinnungen, welche er bey jeder Gelegenheit geäufsert, mit wörtlichen Auszügen aus seinen Vorträgen an die Versammlung. Mit diesen Gesinnungen, mit den Absichten des Königs, mit den Vorschlägen Neckers, macht freylich das, was die Nv. gethan hat, einen schrecklichen Contrast, und wer nicht etwa so starrsinnig und hartherzig ist, als der Deputirte, der einmal über Necker ausrief: *Il est sensible, il n'est donc pas homme d'Etat*, wird diese ganze Erzählung nicht ohne lebhaftes Gefühl der Achtung gegen Necker, Unmuth und Unwillen gegen diejenigen Personen, durch welche alle jene Absichten vereitelt worden; aber auch nicht ohne eine unruhige Empfindung des Zweifels lesen, warum denn alle Plane des wohlwollenden Regenten und seines rechtschaffenen Ministers eigentlich verunglückt sind? Denn um den Gesichtspunct, aus dem Neckers ganzes Betragen beurtheilt werden mufs, nunmehro nach Prüfung seiner eigenen Rechtfertigung noch einmal darzustellen: Wenn auch alles, was Necker hier (gröfstentheils mit gutem Grunde) vorträgt, um das zu entkräften, was man ihm vorwirft, und von ihm jetzt hinterher fodert: so bleibt doch noch immer die Frage übrig: was er denn für Mittel ergriffen, was für Veranstaltungen er getroffen, um die ungeheure Versammlung, die er berief, und welche mit der Macht des ganzen Volks, von dem sie unterstützt ward, auftrat, zu leiten? Necker sagt zwar: der Sinn des Volks und die Absichten des grofsen Haufens von Deputirten sey erst mit den grofsen Auftritten zugleich bekannt geworden, durch welche die Macht des Königs und der Einfluss des Ministers vernichtet ward. Allein das ist falsch; die ungeheure Menge Broschüren, welche vor der Versammlung der *Etats generaux* herging, und über welche Necker selbst sich so bitter beklagt, die ersten Deliberationen der Wahlenden in Paris; das alles zeigte schon sehr frühe, was kommen würde. Wenn N. nur die Instruction des Herzogs von Orleans für seine Wahldeputirten, (S. No. 371. der A. L. Z. vor. J.) welche mit so lautem Beyfalle aufgenommen wurde, gelesen; so mufste er ganz deutlich sehen, wohin die herrschenden Grundsätze führten: und der Herzog von Orleans selbst gab durch seine schon damals angekündigte Unterstützung derselben eine Warnung. Das ganze Volk war durch die Berufung der Stände, durch alle Begebenheiten, die darauf Beziehung hatten, und durch den ganzen Gang der Sachen in die heftigste Bewegung gesetzt. Die Nation war durch das eigne Ausschreiben des Königs aufgefodert, ihre künftige Staatsverfassung selbst zu bestimmen, indem er darauf Verzicht leistete, die grofsen Fragen zu entscheiden, von denen dieselbe abhing. Was ist denn geschehen, um diese Versammlung zu leiten? Diese Frage drängt sich dem Leser von Neckers Werke auf, indem er es in die Hand nimmt, und zur Beantwortung dieser ersten und wichtigsten Frage findet er im ganzen Buche durchaus nichts. Es ist nichts geschehen, um sich der Direction der NV. zu versichern. Es ist in der That sehr auffallend, in dem ganzen Werke wird kein einziger Schritt erzählt, der dahin führen konnte, sich eine mächtige Unterstützung zu verschaffen. Es wird kein einziges Mitglied der Nationalversammlung als Mitwirker zu den Absichten des Ministeriums nur einmal genannt. Ein einzigesmal erwähnt N. im Vorbeygehen einer Rede von Lally. Auch von andern Mitarbeitern erwähnt man nichts. Nur den Grafen von Montmorin nennt er als einen rechtschaffenen und unwandelbaren Freund. Wenn man Mouniers Schriften gelesen hat, mufs man erstaunen, dafs dieser vortreffliche Mann, der gewifs ganz andere Talente zur Führung einer gesetzgebenden Versammlung in gefährlichen Zeiten bewiesen hat, als Necker, nicht einmal genannt wird. Aber damals, als die Versammlung eröffnet ward, hielt es N. noch unter der Würde des Ministers, sich zu einem Haupte einer Parthey in der NV. herabzusetzen: das sagt er zwar nicht; das beweist aber der Ton aller seiner frühern Vorträge und sein ganzes Betragen. Jetzt fühlt er es wohl, und sagt es ausdrücklich in einer neuesten Schrift, wie viel die Lage eines englischen Ministers, der selbst im Parlemente auftritt,

um

Digitized by Google

um seine Plane durchzusetzen, vortheilhafter ist, als die, in welche er sich gesetzt hatte. Seine Reden, deren kalter Ton durch die schönen Worte und Wendungen erkünstelter Warme, in denen der Redner, der sich selbst hört, allenthalben durchscheint, unmöglich Eindruck machen konnten: der Glanz seiner Tugenden, dem der patriotische, unbestechlich rechtschaffne, aber leider muss man hinzusetzen, auch allzu eigenliebige und eitle, Necker so viel zutraute. Das alles ist ganz unwirksam, wenn dadurch allein die Leidenschaften anderer Menschen überwunden werden sollen. Es ist eine ganz unverzeihliche Verblendung, zu glauben, dass 1200 Männer, die ausdrücklich berufen werden, das Reich zu reformiren, sich damit begnügen sollen, gut zu heissen, was ihnen vorgeschlagen wird; indem doch auf der andern Seite wiederum die wichtigsten Sachen ihrer freyen Ueberlegung und Entscheidung überlassen werden: „Ah! hätte die Nationalversammlung! Ah! hätte der Adel! „Ah! hätte der Tiers Etat die guten Gesinnungen des Kö„nigs und des Ministers unterstützen und das wahre Wohl „der Nation befördern wollen!" So ruft Necker mehr als einmal aus. Aber man wusste ja voraus, oder hätte doch vorauswissen sollen, dass eigennützige Leidenschaften, Herrschsucht und Unverstand manche Hindernisse in den Weg legen würden, und statt sich darüber zu beklagen, dass es an Unterstützung fehlte, wo man sie nicht hätte erwarten sollen, hätte man sich einer mächtigen Unterstützung voraus versichern müssen, um die ganze Versammlung führen zu können. An Mannern, die fähig waren, solche Absichten auszuführen, fehlte es nicht. Mounier, Lally verlangten nichts mehr, als sich an diejenigen anzuschliessen, die ihnen Kraft und Nachdruck geben konnten, und hatten selbst zu Anfange grosses Gewicht. Andre, die sich bey einzelnen Gelegenheiten trefflich bewiesen, haben dadurch genugsam gezeigt, dass man sie hätte gebrauchen können. Haben diese alle nicht Recht zu den bittersten Klagen, dass sich der Minister ihnen ganz entzogen, und ist es wohl ein Wunder, dass dieser so geschwind sein Ansehn auch bey dem rechtschaffensten und gutgesinntesten Theile der Nationalversammlung verloren? In dieser Versammlung war es unmöglich, ein dauerndes, festes Ansehen zu erhalten. Sie war gleich vom Anfange recht künstlich auf Anarchie angelegt; Präsident und Secretair wechseln so oft, und den Einfluss der Comités hat man bald zu zerstören gewusst. Privatverbindungen allein konnten die Mittel verschaffen, die Versammlung zu leiten, und von diesen konnte der Mittelpunct nur im Cabinette des Ministers seyn. Aber die ganze Politik dieses Ministers, der das Volk führen sollte, hat darin bestanden, durch eine anhaltende und fortgesetzte Nachgiebigkeit gegen den Sinn des Volks jeden Fall zu vermeiden, wodurch das Ansehen des Königs compromittirt werden konnte. So musste jede Krise zum Nachtheile desselben ausfallen, so ist er von einem Schritte zum andern fortgeleitet, die er alle, jeden einzeln, mit dem besten Grunde in seinem Buche vertheidigt, und bey jedem beweiset, dass er unvermeidlich war; die aber zusammengenommen ein ganz beyspielloses System der Schwäche und der Verblendung ausmachen. Denn liess sich wohl etwas anders erwarten, als dass die demokratische Parthey durch jeden gewonnenen Schritt nur zu neuen aufgemuntert werden würde? Necker schreyt über ihre Undankbarkeit, da sie, mit den grosen Concessionen des Königs nicht zufrieden, immer mehr verlangt. Wer diese Parthey kannte, wusste aber schon sehr frühe, dass sie mit nichts andern zufrieden seyn würde, als mit gänzlicher Zerstörung des königlichen Ansehens. Und sie gab sich wirklich keine Mühe, sich zu verstellen. Necker musste sie kennen.

Einige Entschuldigungen hat dieser doch. Die Berufung des *Etats généraux* war, wie bereits bemerkt worden, nicht sein Werk. Er fand alles dazu vorbereitet, und sollte jetzt einen Plan ausführen, den er nicht entworfen hatte. Aber er musste fühlen, was ihm dazu fehlte, und sich um so eher nach einem überlegenen Geiste und mächtigen Mannern umsehen, die im Stande wären, das Werk auszuführen, von dem alles abhing, was er für das Reich zu thun Willens war. Einen überlegenen Geist! Mächtigere Männer! Hatte Necker jemals diesen Gedanken nur einmal ertragen? Er, den die einsamen Arbeiten des Cabinets, in denen man sich so leicht verkennt, und das unbedeutende Volksgeschrey, eines Augenblicks so weit irre führen, dass er sich damals für einen Schutzgeist des französischen Reichs zu halten anfing, der mit einem Zauberschlage die Gemüther verwandeln könne!

Eine andre sehr bedeutende Entschuldigung findet sich in seinem Buche mehr angedeutet, als bestimmt angegeben. Er handelte weder allein, noch frey. Der König war nicht zu allem zu bewegen. Ein wohlwollender, Gerechtigkeit und Menschenliebender Monarch, der aber nicht die Kraft hat, selbst Plane zu entwerfen und selbst auszuführen, ist begreiflicher Weise schüchtern, so oft ihm starke Schritte vorgeschlagen werden, liebt die temperirten Maasregeln, dadurch unvereinbare Dinge conciliirt werden sollen, und die, sobald die Unruhen auf einen gewissen Grad gestiegen, die schlechtesten sind, und alle Uebel nur verschlimmern. Wenn unter den Rathgebern und denen, die aus andern Ursachen zunächst um einen solchen Monarchen sind, keine Harmonie ist, so wird es unmöglich, einen festen Plan zu befolgen. Man erhält nie uneingeschränktes Vertrauen; jeder Plan wird modificirt, vielleicht wird gerade der unentbehrlichste Theil verworfen, und doch bleibt man für den Ausgang der Sache responsabel. Dies ist sehr wichtig für Neckers Entschuldigung; enthält aber auch einen neuen Grund, sich anderweitiger Unterstützung in der NV. zu versichern.

So viel von Neckers Rechtfertigung. Ein anderer Theil seines immer sehr interessanten Werks enthält Bemerkungen über einige der wichtigsten Decrete der Nationalversammlung. So wie man sie von Necker erwarten mag, in dessen sämmtlichen Schriften sich immer ein heller Verstand, ein gerades, reines und richtiges Urtheil, Geist der Ordnung, Präcision und Deutlichkeit, aber nicht jenes originelle Genie zeigt, welches sich in der Eigenthümlichkeit der Gedanken sowohl, als des

Digitized by Google

Ausdrucks, beweiſet, und dadurch ſo groſse Wirkung thut. Ueber die Aſſignate, über die Schwierigkeiten des neuen Auflagenſyſtems, und vorzüglich über das neue Syſtem der Subordination in der Adminiſtration, welches man eher ein Syſtem der Inſubordination nennen könnte, treffende Bemerkungen. Eine neue Reflexion findet Rec. über die einander ſubordinirten Adminiſtrationscollegien. In Collegien, ſagt der Vf., erhält jedes einzelne Mitglied immer durch das Gefühl der Würde und der Kraft des ganzen Collegii, ein verſtärktes Selbſtgefühl, welches die Widerſetzlichkeit zu autoriſiren ſcheint. Es ſollten alſo nicht allenthalben und zu allen Zwecken Collegia angeordnet ſeyn, ſondern entweder Collegien die Oberaufſicht anvertraut werden, und einzelnen Beamten, welche wohl gehorchen müſsten, die Ausführung übergeben werden, oder wenn die Adminiſtration durchaus durch Collegia geſchehen ſollte, ſo müſsten ſie von einzelnen Oberaufſehern abhangen, in deren Handen ſich in ſo hohen Stellen die Macht concentrirte. Nach der neuen Verfaſſung findet man allenthalben Collegia: *Aſſemblee nationale*, *Aſſemblee de Departement*, *de Diſtrict*, *de Municipalite*. Sie ſollen einander in dieſer Ordnung gebieten; ſie werden aber in der That immer mächtiger, je weiter man herabſteigt; denn indem die Nationalverſammlung die Souveraineté des Volks zum erſten Grundgeſetze gemacht hat, wird jedes Corps immer mächtiger, je näher es ſich an dieſen Souverain anſchlieſst, ſo lange es von ihm unterſtützt wird; zugleich aber immer unfähiger, ihm zu gebieten, und derjenigen Aſſemblée zu gehorchen, welche nach der Verfaſſung über ihm ſteht.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgel. *Salzburg*, in der Hof- und Univerſitätsbuchhandl.: *Benedicti Poiger*, Canonici regularis San-Zenonenſis *Theologia ex-magica ſeu magia ex Theologia proſcribenda*. Cum permiſſu Superiorum. 1789. 38 S. in 4. Ohne die verſchiedenen Arten der Magie anzugeben, nimmt hier Hr. P. das Wort für die geheime Kunſt, vermittelſt eines Bundes mit dem Teufel wunderbare Dinge zu verrichten. Er leugnet die Wirklichkeit dieſer Kunſt, weil ſich 1) aus der Schrift kein Beyſpiel eines ſolchen Teufelskünſtlers anführen lieſse, 2) weil auch die Concilien und Väter ſich dawider erklärt hätten. Die Concilien unterſagen die Ausübung der Schwarzkunſt, excommuniciren diejenigen, die ſich damit abgeben, leugnen, dafs man vom Teufel Hülfe in Krankheiten hoffen könne. Folgt aber hieraus, dafs es gar keine Magie gebe? Die Väter leugnen, dafs die magiſchen Künſte nach der Ankunft Jeſu noch wirkſam ſeyen; alſo geſtehen ſie doch ein, dafs ſie es vorher waren. Hr. P. berührt mit keinem Worte die bey den Katholiken üblichen Exorcismen über die Behexten, die doch den Glauben an Hexerey vorausſetzen. Ueberhaupt ſind in dieſer Abhandlung folgende Fragen nicht von einander unterſchieden: kann der Teufel auf unſere Welt wirken? können ſich die Menſchen vermittelſt eines ausdrücklichen Vertrags oder durch ein anderes Mittel ſeines Beyſtandes verſichern? Iſt Magie in dieſem Sinne möglich? Gab es je eine ſolche Kunſt? Iſt ſie erſt durch die Ankunft Chriſti vereitelt worden? Iſt es blofs verboten, ſie auszuüben? oder iſt ſie durchaus eitel und blofse Täuſchung? Keine dieſer Fragen iſt hier auf eine befriedigende Art beantwortet. S. 33 wird die Magie zugegeben, und S. 1 behauptet, nichts widerſprache der göttlichen Güte und Fürſehung mehr, als dieſelbe. §. 3. nimmt Hr. P. an, Gott hätte auch die Wunder der egyptiſchen Magier, wenn ſie ſchon dem Endzwecke der moſaiſchen entgegen wären, gewirkt, um die Wunder des Moſes deſto auffallender und glänzender zu machen. Hätte Gott hier nicht mit Wundern geſpielt? Ein göttliches Wunder an ſich wäre nun kein Beweis mehr der ſprechenden Gottheit; man müſste immer abwarten, ob nicht mehrere und gröſsere Wunder nachfolgten. §. 4 wird zwar die Erſcheinung Samuelis zu Endor für Zauberey erklärt, aber doch wegen Sirach 46, 23 angenommen, dafs Samuel nach göttlichem Befehl einmal dem Saul erſchienen ſey, um ihm den Tod anzukündigen.

Verm. Schr. *Warſchau*, b. Gröll: *Denkmal dem um die evangeliſche Gemeinde zu Warſchau wohlverdientem Herrn Johann Samuel Giering, von ſeinen Mitgeführten der kirchlichen Laufbahn geſetzt* 1790. 32 S. in 8. Obgleich das Intereſſe dieſer Schrift eigentlich local iſt, ſo verdient ſie doch zu gleicher Zeit als ein nicht unerhebliches Actenſtück zur Geſchichte der ſogenannten Union, der evangeliſchen Gemeinden Augſpurgiſcher Confeſſion in Polen und der neuerlich unter ihnen entſtandenen Streitigkeiten angeſehen zu werden, da ohne Zuziehung des thätigen, mit auſserordentlichen Fähigkeiten begabten Mannes, deſſen Andenken bey ſeinen Mitburgern ſie erhalten ſoll, eines Warſchauer Kaufmanns, in der kirchlichen Oekonomie der Gemeinde nichts Wichtiges beſchloſſen und nichts Vortheilhaftes für die Gemeinde veranſtaltet worden, wovon nicht er die Seele geweſen. So ſuchte er z. B. auf der 1776 zu Liſſa gehaltenen groſspolniſchen Synode als Repräſentant der evangeliſchen Gemeine zu Warſchau dem Bürgerſtande ſeine Gerechtſame durch Errichtung des bürgerlichen Seniorats zu ſichern; was aber erſt nachher durch die zu Sielec entworfene und 1777 durch Bevollmächtigte der Gemeine unterzeichnete Union bewirkt ward, dafs nehmlich der Bürgerſtand ſeinen Senior erhielt, den er in Groſspolen nicht erhalten können. Bey dem Bau der Kirche in Warſchau war er wenigſtens, wenn Bedürfniſſe der Gemeine eintraten, durch milde Beyträge thätig. Im Jahre 1778 aber, als die Bedürfniſſe der ſich mehrenden Gemeine immer mehr vervielfältiget wurden, nahm er an Teppers Stelle das Amt des Aelteſten an, und hatte die Freude, den von ihm gemachten Entwurf einer Hausordnung der Gemeine von der verſammelten Gemeine angenommen zu ſehen. Der verbeſſerte Unterricht einer zahlreichen Jugend, eine zweckmäſsigere Unterſtützung der Armen, die Erleichterung, die öffentlichen gottesdienſtlichen Uebungen, haben ihm als Repräſentanten, Reviſor und Beyſitzer des Schulcollegiums ungemein viel zu danken. Wir übergehen, was von den Hinderniſſen, die ſich ihm in der Folge entgegenſetzten, beyläufig eingeſtreut, und mit misbilligenden, auch wohl ſpöttiſchen, Seitenblicken auf eine gewiſſe Partey verbunden wird, wovon manches ſogar abſichtlich in ein gewiſſes Dunkel gehüllt zu ſeyn ſcheint.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN,

Fortsetzung der Anzeige von Schriften, die französische Revolution betreffend.

PARIS: *Sur l'Administration de M. Necker* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension)

Der letzte Theil des Buchs endlich enthält eine ausführliche Nachricht von allem, was Necker während seiner ganzen letzten Administration, als Minister, in der Verwaltung der Angelegenheiten seines Departemens gethan: vorzüglich von den in der That fast übermenschlichen Bemühungen, welche die Versorgung des Reichs mit Brodkorn verursacht. Ein in so unruhigen Zeiten an sich grosses Geschäft, welches noch unendlich schwerer geworden war, weil das Ministerialansehn allmählig ganz verschwand, und politische Uneinigkeiten gewiss grossen Einfluss darauf hatten. Es geschahe muthwillig alles, das Geschäft zu erschweren, um den Mann zu vertreiben, der dadurch allein noch festen Fuss hatte. Die ganze Schilderung, die Beschreibung der drückenden Last, der schrecklichen Leiden des Gemüths, welche die Sorge für das Wohl des Reichs dem rechtschaffenen grossmüthigen Mann verursacht, kann niemand ohne eine wehmüthige Bewegung lesen, und man vergisst wirklich alles, was man jemals zu seinem Nachtheile in andrer Absicht gedacht und empfunden, wenn man hier lieset, wie die rastlosen Sorgen für das Volk ihn ganz aufgerieben. In dieser Erzählung, in der er ganz vergessen zu haben scheint, was für Effect seine Worte machen werden, wo in der That das Herz allein redet, herrscht wirklich der einfache Ton wahrer Grösse. Noch eine trefliche Stelle ist es, wo er nach einer Erzählung alles dessen, was er für Frankreich gethan, auch das erwähnt, dass er nie die gesetzmässigen Emolumente, und nie Erkenntlichkeiten angenommen. Er sagt, es sey unter ihm, das nur einmal zu erwähnen, und er sagt es in einem Tone, der fühlen macht, dass er in der That darüber erhaben ist: es sey unter ihm, es nur einmal zu erwähnen, dass er umsonst gedient: er sey es aber sich selbst schuldig, der Undankbarkeit der Nat. Vers. und des durch sie in Bewegung gesetzten Volks alles entgegenzustellen, was er gethan, und seine Verdienste alle aufzuzählen, da sie alle durch Verläumdung unterdrückt, und mit Undank belohnt werden sollen.

Ueberhaupt ist der Ton des ganzen Buchs nach der Empfindung des Rec. weit über den Ton von allem übrigen, was der Vf. jemals geschrieben hat, erhaben. Er redet durchaus von sich selbst; aber nicht allein ist das Werk eine Rechtfertigung seiner selbst, sondern man verzeiht es nicht etwa einem solchem Manne, man wünscht vielmehr von ihm, ihn über sich selbst reden zu hören. Er sieht freylich durchgehends nur sich, und gleich zu Anfange sind ein paar widerliche Beweise der verblendeten Eigenliebe: er erwähnt vornemlich seines Buchs *sur le Commerce des grains*, als ob dadurch dem Systemgeiste der Oekonomisten der erste grosse Stoss gegeben worden, gleich als wenn die *Dialogues sur le Commerce des bleds* von *Galiani* nie existirt hätten, die doch ein Jahr vorher erschienen waren; die nicht allein über Neckers Buch eben so weit erhaben sind, als originales Genie über gesunden Verstand erhaben ist; aus welchen Necker fast alle seine Gedanken genommen, und welches auch in Frankreich eine ganz ausserordentliche Wirkung gethan. Gleich darauf redet er von den Assemblées Provinciales als von seinem Werke, als ob nie ein Turgot existirt hätte, von welchem vortreflichen Manne und grossen Minister der ganze Gedanke herrührt. In der Folge ist der Ton, in dem *N.* von sich selbst redet, edel, anständig, und nicht übertrieben. Die Nat. Vers. behandelt er gröstentheils mit weit mehr Schonung, als sie von ihm erwarten durfte, und ohne sie, die nun einmal die legislatorische Gewalt und die Regierung des Reichs in Händen hat, verächtlich zu machen. In einem Stücke giebt er sogar zu verstehen, dass sie wirklich das gethan, was kein Minister jemals hätte vollkommen zu Stande bringen können: die Ersparungen in den öffentlichen Ausgaben, in dem grossen Umfange, in dem sie in gewisser Rücksicht vielleicht nothwendig waren.

Auch ist das Buch von leerer Declamation frey — bis aufs Ende, wo eine lange Ermahnung zur Eintracht steht, die weder auf diejenigen, deren Leidenschaften die andern leiten, noch auf die dadurch verblendeten und irre geführten etwas wirken wird. Sehr verschieden von Servan: (s. No. 200. dieser Blätter vor. Jahrs.) denn dieser redete zu den gemässigten, verständigen, patriotischen Bürgern; Necker hingegen zu den Parteyen, deren wüthende Leidenschaften die Triebfedern alles desjenigen Uebels ausmachen, welches Necker zu vertilgen wünscht, und worinn sie gerade die Erfüllung ihrer Zwecke sehen. Seine Gemahlin erwähnt er gleichfalls in diesem Buche; aber auch dieses nicht zu oft, mit wahrem Anstande, und bey einer sehr schicklichen Gelegenheit.

So viel von einem Werke, das mannichfaltige Belehrung giebt, von jedem verständigen und gefühlvollen Manne mit lebhafter Theilnehmung gelesen werden wird, und welches der Leser, welcher etwa selbst zu politischer Wirksamkeit bestimmt ist, nicht aus den Händen legen wird, ohne die edelsten Gesinnungen in sich belebt und gestärkt zu fühlen. Denn wenn gleich das Gemälde des schändlichsten Undanks gegen einen verdienten

dienten Mann empört, und den Muth zu gemeinnütziger Thätigkeit niederschlägt; so wirkt zugleich das Bild eines Mannes, der sich auch sogar über den Undank einer ganzen Nation durch das Gefühl seines innern Werthes erhebt, und der im Bewufstseyn seiner rechtschaffnen Gesinnungen und Absichten die Schadloshaltung, selbst des getäuschten Ehrgeizes findet, auf eine wunderbare Weise, und fesselt den Geist an das, was ihm allein Befriedigung giebt, an das lebhafte Gefühl sittlicher Gröfse.

Paris, b. Didot et Gattey: *De la force publique considérée dans tous ses rapports.* 1790. 196 S. 8.

Der Gegenstand ist an sich einer der wichtigsten in der Politik, und in dem neuen französischen Systeme hat er einen eigenthümlichen noch höhern Werth, aber auch eigne Schwierigkeiten. Es ist daher interessant, zu sehen, wie ihn ein Mann behandelt, der mit bekannten militärischen Einsichten und Fähigkeiten einen politischen Geist verband: der Vf. ist nemlich der bekannte Graf von *Guibert*. Er fängt damit an, die Unzulänglichkeit allgemeiner philosophischer Theorien, die auf die gegenwärtige Lage und Bedürfnisse der Staaten so wenig Rücksicht nehmen, anzuerkennen, und kündigt an, dafs er nur für sein Vaterland, unter dessen gegenwärtigen Umständen, schreibe. Allein der Geist des Systems, welcher in Frankreich allgemein herrschend geworden, und alle, auch die besten, Köpfe der Nation angesteckt hat, zeigt sich im Verfolge auch in dieser Schrift, wie Rec. bey der Erzählung des Inhalts beweisen wird. Der Gang der Ideen des Vf. ist dieser:

Eine Nation bedarf bewaffneter Macht zu zwey verschiedenen Zwecken. Diese sind: Schutz gegen aufsre Feinde: Erhaltung der innern Ordnung. Zu jenem Zwecke ist in den gegenwärtigen Umständen ein wohl disciplinirtes und geübtes Heer nothwendig. Der Krieg ist eine Wissenschaft geworden, die Ausübung eine Kunst, welche durchaus erfodert, dafs man sich ihr ganz widme. Eine Armee von Bürgern, zur Schutzwehr gegen äufsre Feinde, und zum Angriffe, ist eine Chimäre. Das Heer, welches hiezu bestimmt ist, mufs nothwendig vom Könige abhängen. Die gesetzgebende Macht im Volke mufs die Zahl der Soldaten und die zu ihrer Unterhaltung bestimmten Summen bewilligen; sonst ist es um alle Nationalfreyheit geschehen. Die innere Organisation und Disciplin, Belohnungen, Strafen, müssen vom Könige abhängen; ohne das wird es unmöglich, den Geist zu erhalten, der die Armee allein zu ihrem Zwecke geschickt macht. Hier sind eine Menge guter Bemerkungen eingestreut, die den praktischen erfahrnen Kenner bezeichnen. Weiter: Der Geist des Militarstandes leidet durchaus nicht, dafs Soldaten durch die Theilnahme an bürgerlichen Versammlungen, Behuf der Wahlen, während ihrer Dienstzeit von der Subordination abgeführt werden, ohne welche ein stehendes Heer der gefährlichste Feind der bürgerlichen Ordnung wird. Die Soldaten sollten also nicht das *Droit de Citoyen actif* haben. Die Erfahrung hat schon gezeigt, dafs sie dadurch verleitet werden, ähnliche Versammlungen anzustellen, die alle Disciplin aufheben. (Sehr wahr. Auch ist das *Droit de Citoyen actif* den Soldaten nur deswegen gegeben worden, damit man sie zur Ausführung der Plane von Anarchie und Zerstörung gebrauchen könne, deren schlaue Urheber den fanatischen Systemgeist eingeschränkter vernünftelnder Köpfe so oft genifsbraucht haben.) Die vielen Eide, welche man, die Armee schwören zu lassen, vorhat, sind aus eben dem Grunde nachtheilig. In ruhigem Zustande sind sie überflüssig. In unruhigen Zeiten gefahrlich; denn ein neuer Eid bindet da nicht diejenigen, die den vorigen gebrochen. Sie veranlassen nur neue Bewegungen. Der Soldat sollte nur einen Eid schwören, seinem Officier zu gehorchen. Der neue französische Eid ist noch aufserdem sehr schlecht abgefafst. Was heifst *die Nation*? Sie existirt nur da, wo sie in gesetzlicher Form versammelt ist. Der Eid der Treue gegen die Nation verleitet den Soldaten, sich als einen Theil der Nation, des Souverains, anzusehen, der deliberiren darf: da er als Soldat doch nur gehorchen mufs. So weit alles treflich.

Nun aber weiter: von der öffentlichen Gewalt Behuf Erhaltung innerer Ordnung und Ruhe: und zwar zuerst von der Erhaltung der politischen Freyheit. Hier billigt der Vf. die Errichtung von Nationalmilizen, in welcher jeder Bürger (*actif, ou non actif.*) eingeschrieben wird, die ihre Officiere selbst wählen, und ausschliefslich von der Nationalversammlung, nicht vom Könige, abhängen. Er fügt zwar verschiedne Einschränkungen hinzu, um dieses Institut für die Ruhe des Landes und innre Ordnung unschädlich zu machen: diese Bürgermiliz soll nemlich nicht beständig bewaffnet seyn, sie soll von den Municipalobrigkeiten abhängen, und diese sollen unmittelbar nur von der Nationalversammlung, nicht von der Administration der Districte und Departemens, Befehle erhalten, den Heerbann aufzurufen und in Bewegung zu setzen. Allein was sind alle diese Modificationen? Der Hauptgedanke selbst, zweyerley Heere zu errichten, von denen eins vom Könige abhangt, das andre als ein Gegengewicht gegen jenes, zwar gewöhnlich unthätig, aber desto gröfser und mächtiger, und allemal bereit ist, die Unternehmungen der gewählten Repräsentanten des Volks zu unterstützen; dieser ganze Gedanke führt auf Verewigung einer Zwietracht, die jeden Augenblick in bürgerlichen Krieg ausschlagen kann. Welch eine widersinnige Idee, die Verfassung des ganzen Reichs ausdrücklich darauf anzulegen, nicht den König als das Haupt der Nation mit seinem Volke zu vereinigen, und in gesetzmäfsigen Schranken durch Veranstaltungen zu erhalten, die es ihm unmöglich machen, ohne Einstimmung des Volks zu handeln, sondern ihn von der Nation zu trennen, ihn als einen natürlichen Feind derselben zu betrachten, Anstalten zur Gegenwehr zu treffen, die ewiges Mifstrauen erzeugen. In der That, die wüthenden Republikaner haben Recht, wenn sie einen solchen König durchaus nicht ertragen wollen, und es wäre klug gehandelt, so wie es gegen die königliche Familie vielleicht grofsmüthig seyn mochte, sie mit eins auszurotten, lieber als sie in solche Lagen zu versetzen.

In den folgenden Abschnitten handelt der Vf. von der Polizey und der gewaffneten Hand, die sie und die Justiz unterstützen soll. Von Bürgerwachen, der Marechaussée

chauſſée und den Soldaten und Nationalmilizen, die, im Fall jene zu ſchwach wären, aufgeboten werden ſollen. Im Falle groſser Aufrühre ſoll die Nat. Verſ. den König requiriren, alle Mittel, die ihm durch das Geſetz und die Conſtitution gegeben ſind, zu gebrauchen. Alsdenn ſoll er Soldaten und allenfalls auch Nationalgarden an die unruhigen Orte beordern. Welche Herabwürdigung des Königs! Ohne von der Nat. Verſ. Erlaubniſs erhalten zu haben, darf er nichts zur Herſtellung der öffentlichen Ruhe thun? Selbſt dieſe Erlaubniſs, fürchtet der Vf., möchte manchen Demagogen eine gefährliche Dictatur ſcheinen. Sein Gedanke iſt von dem: *Videant Conſules ne quid respublica detrimenti capiat* entlehnt. Welch ein unglückliches Schwanken zwiſchen republikaniſchen Principien und monarchiſchen Formen! Dieſe franzöſiſchen Geſetzgeber, welche die Natur der Staatsverfaſſungen tiefer erforſcht zu haben wähnen, als irgend jemand vor ihnen, miſsverſtehen ſich ſelbſt, im erſten Grundſatze. Sie decretiren: Frankreich ſey eine Monarchie, und ſie wiſſen nicht einmal, was eine Monarchie iſt. In der Folge redet Guibert gar von Geſetzen für den Fall offenbarer Eingriffe des Königs in die Conſtitution. Es fehlt wenig, ſo errichtete er einen Codex für den Fall eines innerlichen Krieg des Königs gegen die Nation.

Die Recrutirung und Vermehrung der Armee in Kriegszeiten veranlaſst ihn zu treffenden Bemerkungen über die Schwierigkeiten, das Principium allgemeiner bürgerlichen Gleichheit auf das Defenſionsſyſtem einer groſsen Nation anzuwenden.

Das Recht, Krieg zu beſchlieſsen, eignet er aus den gewöhnlichen, bekannten, auch mit der gewöhnlichen Beredſamkeit ausgeſchmückten, Gründen, der Nationalverſammlung zu. So auch das Geſchäft, die Bedingungen des Friedens zu beſtimmen. Die Führung des Kriegs hingegen überläſst er, ein erfahrner Soldat, natürlicher Weiſe mit der Führung der Negociationen dem Könige ohne Einſchränkuug.

Den Beſchluſs macht eine Declamation über die Aufklärung des Volks, und die Sitten, die öffentlichen und Privattugenden, als die einzigen hinlänglich kräftigen Stützen der neuen republikaniſchen Verfaſſung. Dies alles läſst ſich gut leſen. Dem Rec. drängte ſich die Betrachtung auf, wie doch wohl durch eine Revolution, die aus ſo vielen Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten beſteht, Sitten entſpringen könnten? Die angeſehenſten Stände der Nation des ihrigen zu berauben, ſie mit unerbittlicher Härte in den Stand der ſchmachvolleſten Erniedrigung zu ſtürzen, und dem Uebermuthe derer Preis zu geben, die vormals tief unter ihnen ſtanden, und anjetzt jene unter ſich herabgezogen; iſt das eine Schule der Gerechtigkeit, Mäſsigung, des Patriotismus und der Menſchenliebe, des Gehorſams gegen das Geſetz?

(*Die Fortſetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Gräffiſchen Buchh.: *Clariſſa*, neu verdeutſcht, und Ihro Maj. der Königin von Groſsbritannien zugeeignet, von *Ludwig Theobul Koſegarten*. Dritter Band. 1790. 614 S. 8.

Nichts von dem Rühmlichen, das wir den erſten beiden Bänden der *Koſegartiſchen* Clariſſe haben nachſagen müſſen, finden wir Urſache bey dieſem dritten Bande zurückzunehmen. Auch hier überſetzt Hr. K. nicht als ein buchſtabirender Dollmetſcher mit ängſtlichem Blick auf ſein Wörterbuch, ſondern als ein Mann, der ſelbſt zu ſchreiben vermag, und der das, was er bey ſeinem Original ſuchte, gern eben ſo warm, als er es empfand, ſeinen Leſern fühlbar machen möchte; an Kraft und Leben fehlt es ſeiner Ueberſetzung niemals. Hingegen müſſen wir aber auch das wiederholen, was wir bey den vorigen Theilen miſsbilligten; auch in dieſem dritten Band ſchmiegt ſich, wie uns dünkt, Hr. K. ſeinem Originale nicht genug an, weicht zu oft und zu frey von ihm ab, nicht aus Unkunde der Sprache, oder aus eilfertiger Nachläſsigkeit, ſondern vermuthlich deswegen, weil ſeine natürliche Lebhaftigkeit ihn durch die Begierde, ungezwungen zu überſetzen, öfters ſehr weit vom Originale entfernt. Wir erinnern uns wohl, daſs Hr. K. in einer, dem Intelligenzblatt der A. L. Z. eingerückten, Apologie erwiederte, er habe ſeine Urſachen zu ſolchen Abweichungen gehabt. Ein Schriftſteller, wie er, erlaubt ſich dergleichen Freyheiten nicht ohne hinlänglichen Grund; aber auch in dieſem Bande können wir die Bewegungsgründe, die er dazu gehabt, nicht immer errathen, indem uns durch die Entfernung vom Original nicht immer etwas gewonnen zu ſeyn ſcheint. Wir wollen dies durch einige Beyſpiele beſtätigen. *Erſter Brief.* S. 1: Warum ſoll *Lovelace* im Deutſchen ſo eilfertig ſeyn, den *erſten* Augenblick, den er allein iſt, anzuwenden, um an ſeinen Freund zu ſchreiben? Im Engliſchen ſagt er gelaſſen: Ein Paar Augenblicke (*a few moments*), die er vermuthlich allein ſeyn werde, wolle er benutzen. Im Engliſchen *vermuthet* er nicht, daſs *Clariſſe* ruhe, ſondern weil er ihr nach einer ſolchen Ermüdung Ruhe wünſcht, ſo (*as I hope*) ſo *hofft* er es. Im Original will er ihr nicht bloſs *glauben* machen, daſs *er* Nachſetzen *beſorge*, ſondern in *ihr* die *Furcht* erregen (*make dread*) daſs es (*that there will be one*) geſchehen werde. Die *Strohköpfe* S. 2. ſtehen nicht im Original. Das *unknowing, that they did ſo*, geht auf die Verwandten, nicht auf die Maulwürfe, jene ſind noch blinder als dieſe, weil ſie nicht wiſſen, für wen ſie gearbeitet haben. Jene vier Worte ſind alſo paraphraſirt und commentirt: „denn dieſe, (die Maulwürfe,) wiſſen bey ihrer „unterirrdiſchen Arbeit doch, warum und für wen ſie ar„beiten." — Bey der Stelle: *It receives ſome abatment from my diſguſted pride* (d. i. Meine Freude wird durch meinen gekränkten Stolz etwas gemäſsigt,) muſs in dem Exemplar des Hn. K. durch einen Druckfehler *bride* für *pride* geſtanden haben, weil er eine *Uebellaunigkeit der holden ſchmollenden Braut* daraus macht. Der ganze Zuſammenhang giebt es, daſs unſre Lesart die richtige iſt. — S. 3. iſt das ſchöne *to invite ſleep* ausgelaſſen. Warum ſoll hier das natürliche *aufſteht* durch das unnatürliche *hervorgeht* verdrängt werden? Sie will das Morgenroth nicht *beſchämen*, ſondern (*encourage*) *ermuntern*. *Critical eſca-*

Digitized by Google

pe ist nicht eine *verzeihliche*, sondern eine *zu rechter Zeit* geschehene Entweichung. S. 4. sind die *Hurries* nicht die innerlichen *Beängstigungen*, sondern die äuserlichen Unruhen und Strapazen. *Getischt* ist ein Provincialausdruck. Die *Gebots* sollten ja, wie die *injunctions* im Original, mit andern Lettern gedruckt seyn, um den Leser an alle Bedingungen und Vorschriften zu erinnern, die *Clarisse* gemacht hat. Das Wort *difficulties* zeigt nicht *Mistrauen* bey *Clarissen*, sondern überhaupt *Bedenklichkeiten* und *Besorgnisse* an. S. 5. ward der Uebersetzer, da er einmal die zierlichen Perioden des Originals zernichtete, genöthigt, das kurze *in my fright* durch folgende Worte zu umschreiben: „Allein in der Angst liefs „ich alles mit mir machen, was ich wollte." *Mein Herz schien spalten* (für, sich spalten, zerspringen, bersten,) *zu wollen*, ist ein unrichtiger Ausdruck. S. 6. sind die complimentirenden Artigkeiten (*complimental flourishes*) zu kostbar durch die *allererlesensten Blumen der Höflichkeit* ausgedrückt, so wie auch das Original nichts vom *Geprage* weifs. Die *Hatscheleyen* (*blandishments*) sind ein komischer Ausdruck, welcher am unrechten Orte steht. *A young giddy creature* (ein junges schwindlichtes, oder unbesonnenes Mädchen) ist S. 7. zu hart durch *wilde freche Dirne* gegeben. Im Original steht nicht: *Mich zu sehn*, sondern *to view us*. Die Stelle *more of the people of the house, than was necessary* ist im Original weit zierlicher, als in der Uebersetzung. *Clarisse* schickt die Wirthin nicht *auf einen Augenblick*, sondern, *auf eine halbe Stunde* fort; und so kann sie hernach auch sagen, dafs sie *zu bald* wiederkomme. — *Sulleneff* ist S. 8. nicht *Eigensinn*, sondern *Trotz* oder *Schmollen*, und bezieht sich auf die Stelle: *Ich sey höchlich aufgebracht.* — Die Worte: *How naturally did he fall into the character, altho I was so much out of mine* sind also übersetzt: „Wie *natürlich* ihm die Rolle liefs, die mir so *unerträglich* ward." Sollte aber die schöne Antithese des Originals nachgeahmt werden, so mufste man dem *Natürlichen* entgegensetzen: *die mir so viel Zwang kostete.* In der Stelle S. 9.: doch *mit ihm* und *mit mir* selbst besser zufrieden zu seyn, steht im Original nicht ohne Ursache erst *mit mir*, und dann *mit ihm*, weil Worte des *Lovelace* angeführt werden.

Berlin, in der kön. preufs. Kunst- und Buchh.: *Neue Auswahl der besten Romane der Ausländer*, aus ihren Sprachen übersetzt. Erstes Bändchen. 1790. 154 S. 8.

Man sollte kaum glauben, dafs nach so vielen grofsen und kleinen Romanenmagazinen, nach den Uebersetzungen besonders, die seit einigen Jahren die Hn. *Mylius*, *Schulz*, *Bertuch*, *Reichard*, *Hefs* u. s. w. von ausländischen Romanen geliefert, noch eine erhebliche Nachlese in diesem Fach übrig geblieben wäre. Dennoch wird hier eine neue Niederlage von Romanenübersetzungen eröffnet; dennoch sollen hier nur solche Romane der Ausländer aufgenommen werden, die noch gar nicht, oder die nur schlecht übersetzt sind. Der Herausgeber will sich aber dabey nicht auf die Literatur einer einzelnen Nation einschränken, sondern alles benutzen, was er bey Franzosen, Engländern, Italienern, ja selbst Spaniern, interessantes findet. Den Anfang macht er mit den morgenländischen Erzählungen des Grafen *Caylus*, dessen *Oeuvres badines*, obgleich vieles davon schon 1743 erschien, in Deutschland minder bekannt sind, als seine gelehrten Kunstuntersuchungen. Es sollen aber hier nicht alle seine Mährchen und Feereyen übersetzt werden, sondern nur die vorzüglichsten, und der Uebersetzer denkt die Werke des Grafen von der Art in sechs bis acht Bändchen zu vollenden. Da aber doch mehrere Bändchen Schriften desselben Vf. enthalten werden, so ist noch ein zweytes Titelblatt beygedruckt, unter welchem man diesen und einige folgende Theile kaufen kann: *Neue orientalische Erzählungen des Grafen von Caylus.* Einen so bändereichen Autor aber, den zu übersetzen acht Messen erfodert werden, würden wir für ein solches Magazin nicht gewählt, sondern lieber kürzere Novellen verschiedner Vf. mit einander haben abwechseln lassen. Da die Manier des Grafen C. in der Erzählung etwas weitschweifig ist, so kürzt der Uebersetzer das Original hie und da ab, um es deutschen Lesern unterhaltender zu machen. Wir wünschten, dafs er auch so unnatürliche Stellen abänderte, wie S. 4., wo von einem, der sich im Bade verliebt, gesagt wird: „Ihr „Angesicht, glänzender, wie die Sonne, zündete in ihm „mitten im Wasser, das stärkste Feuer der Liebe an." Dieses erste Bändchen enthält nur zwey Mährchen, doch sind dem ersten verschiedne kleinere eingeschaltet. S. 151. würde *Heimlichkeit* oder *Verschwiegenheit* passender, und für viele Leser verständlicher seyn, als *Mysterien*.

Leipzig, b. Beygang: *Kunigunde von Rabenswalde.* Eine Scene aus dem zwölften Jahrhundert. 1790. 132 S. 8.

Stil, Erfindung, Charaktere, alles an dieser mit unter dramatisirten Erzählung ist von vollkommen gleichem Gehalt. Nur in Deutschland kann es möglich seyn, bey einem so entschiedenem Mangel an Talent, zu schreiben und gedruckt, ja gar gelesen, zu werden. Noch mehr: im Bücherkatalog von der Leipziger Jubilatemesse hat Rec. ein Schauspiel unter dem nemlichen Titel, und wie die Firma besagte, nach eben dieser Erzählung bearbeitet, angezeigt gefunden. Wenn es nicht der nemliche Vf. ist, der für gut befunden hat, sich mit einem so glücklich erdachten Stoff ferner und auf eine andre Manier zu beschäftigen, so kann man sich nicht erwehren, dabey an den Vers von *Boileau* zu denken:

Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire.

Aber der Mangel an innerem Beruf ist es nicht, der unsre schlechten Schriftsteller vor dem Haufen ihrer Collegen in Frankreich und in England auszeichnet; nur wird dort auf eine Art von Convenienz gehalten, bey welcher kein Buch, es sey übrigens noch so geistlos, so leicht in öffentlichen Cours kömmt, wo nicht wenigstens die Orthographie und die Grammatik geschont wäre. Dort hätte also der Vf. der *Kunigunde von Rabenswalde* zwar eben so elend erfinden, eben so *platt* schreiben dürfen; aber *recht* zu schreiben wäre er doch gehalten gewesen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige von Schriften, die französische Revolution betreffend

PARIS, b. Maradan u. Perlet: *Supplement au Contract Social*; par *P. Ph. Gudin.* 1791. 299 S. 8.

Rousseaus berühmtes Buch *du Contract social* hat einen ungemein grofsen Antheil an der Richtung, welche der Geist der Franzosen in der politischen Speculation, und neuerlich in der Anwendung ihrer Grundsätze auf die Reform des Reichs, genommen. Die allgemeinen und sehr abstracten Grundsätze, von denen er ausgeht, und die unerschrockne Festigkeit, mit der er ein beynahe durchgehends zusammenhängendes System aus jenen ableitet, haben diesem Werke auch in Deutschland einen sehr grofsen Einfluss auf die Theorie der neuern Schriftsteller und Lehrer des allgemeinen Staatsrechts verschaft. Das System ist in der That so tief gegründet, und so zusammenhängend, dafs es sich dem Leser unwiderstehlich aufdrängt. In dem Augenblicke aber, da er durch die wirkliche Welt aus dem Traume der Speculation geweckt wird, entdeckt er mit Entsetzen einen ungeheuern Contrast unter der Verfassung der bürgerlichen Gesellschaften, und der Idee von dem, was jenen Grundsätzen zufolge seyn sollte. Diese Empfindungen erregen alsdenn entweder, so wie es bey den schwärmenden Reformatoren Frankreichs geschehen ist, den nach ihrer eignen Empfindung heroischen, nach dem kältern Urtheile des Zuschauers hingegen rasenden, Entschluss, alles zu zerstören, was den angenommenen Grundsätzen widerspricht, und die Menschheit zu zwingen, sich in dieselben zu fügen: oder aber in den wenigen entschlossenen, durch Gefühl und praktisches Urtheil mehr als durch allgemeine Grundsätze des Verstandes geleiteten, eine skeptische Verzweiflung an der Wahrheit aller allgemeinen Grundsätze, und unsichre Nachgiebigkeit gegen die Convenienz des Augenblicks. Für die Rechte der philosophischen Speculation, die so leicht durch die geringste Uebertreibung in Gefahr gerathen, gänzlich verkannt zu werden, ist es daher von grofser Wichtigkeit, den Werth jener demonstrativen Theorie, deren Gründe am vollkommensten in Rousseau's Contract Social ausgeführt worden, zu bestimmen, und den Grund zu entdecken, warum sie mit der wirklichen Welt nicht allein bis jetzt im Widerspruche gestanden hat, sondern auch ewig disharmoniren mufs.

Als vernünftiges Wesen hat der Mensch das Recht, sich allein selbst ohne Einschränkung zu beherrschen. Auf diesem Axiom beruhet Rousseaus ganzes System. Er drückt daher auch das Problem des Staatsrechts also aus: *Trouver une forme d'association — par laquelle chacun s'unissant à tous, n'obeisse pourtant qu'à lui meme, et reste aussi libre qu'auparavant.* Die *Volonté generale*, der allgemeine Wille aller Mitglieder der Gesellschaft, soll daher auch allein im Staate herrschen: denn da das streitende particuläre Interesse der einzelnen in einem wohlgeordneten Staate sich unter einander aufhebt; so bleibt der vernünftige Wille, als allgemeiner, allein übrig. Daraus folgen die Grundsätze von dem unerweislichen Rechte des ganzen Volks und jedes einzelnen Bürgers an der Souverainetät, und alles übrige.

Dies ganze System ist, (so wie die metaphysische Politik des Plato, mit dem Rousseau in manchem einige Aehnlichkeit hat,) darauf angelegt, dafs durchgehends und ausschliefslich die Vernunft herrsche. Rousseau selbst unterscheidet daher auch die *Volonté generale*, von der *Volonté de Tous*, dem leidenschaftlichen allgemeinen Entschlusse: ein in seinem Systeme ganz nothwendiger, und in jeder Absicht höchst wichtiger Unterschied, den aber die mehresten unter den neuesten theoretischen Schriftstellern, die sich nicht bis zu so hoher Speculation erheben können, und, was noch schlimmer ist, die jetzigen Gesetzgeber Frankreichs, fast ganz vergessen haben. Im Contract social pafst daher auch fast alles, was der Vf. vom Souverain sagt, nicht auf die Menschen, welche den Staat ausmachen, und mithin gar nicht auf das Volk, dem doch Rousseau selbst nächstdem eine *Souveraineté inalienable* zuschreibt, sondern ganz allein auf die Vernunft, welche im einzelnen Menschen und auch in der bürgerlichen Gesellschaft herrschen *sollte*, aber in dieser so wenig als in jener allemal wirklich herrscht. Deswegen ist aber dieser Unterschied von der grösten Wichtigkeit. Denn es folgt daraus, dafs nach diesen Grundsätzen selbst die absolute Demokratie, in welcher jeder Bürger gleichen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt hat, nur eine Veranstaltung menschlicher Willkühr ist, um der Vernunft überwiegenden Einfluss in den öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen. Nach der Voraussetzung so vieler enthusiastischer Vertheidiger der allgemeinen Rechte der Menschheit, dafs der gemeinschaftliche Wille *aller* nicht anders als vernünftig seyn könne, ist die Demokratie freylich die beste Veranstaltung zu dem vorgesetzten Zwecke. Unter einer andern Voraussetzung, die vielleicht nicht mehr gegen sich hat, als jene, dafs nehmlich jeder Regent in einem aufgeklärten Volke unmöglich andre Gesetze zu geben wagen kann, als solche, die dem wahren Interesse des ganzen Volks angemessen sind, läfst sich aus Rousseaus Grundsätzen ebenfalls folgern, dafs die absolute Monarchie die beste Verfassung sey: wie dies auch wirklich von Schriftstellern behauptet worden ist, die mit Rousseau über die er-

Digitized by Google

sten Gründe der bürgerlichen Gesellschaft sehr wohl einverstanden waren. (*Z. E. Mercier de la Riviere l'ordre naturel et essentiel des Societés politiques.*)

So wenig ist es möglich, ein demonstratives System der Staatsverfassung zu entwerfen, selbst wenn man den ersten Grundsatz desselben, dass die Vernunft ausschliefslich herrschen solle, annimmt. Allein dieser Grundsatz selbst ist in dieser Form sehr weit davon entfernt, für ein evidentes Axiom gelten zu können. Herrschen soll die Vernunft freylich: das ist der allgemeine Grundsatz aller moralischen Wissenschaften; denn auf der Vernunft beruhet die ganze moralische Natur des Menschen. Aber damit ist noch nicht bewiesen, dass sie *ausschliefslich* den Menschen beherrschen solle. Das soll sie nicht, denn sie *kann* es nicht. Die Gesetze der Vernunft sind nicht hinlänglich, die Wirksamkeit der menschlichen Natur durchaus zu bestimmen. Die Gegenstände der bürgerlichen Gesetzgebung (von der Anwendung jenes Grundsatzes auf diese ist hier allein die Rede,) lassen sich durchaus nicht vollständig aus dem Gesetze der Vernunft bestimmen. Es ist hier der Ort nicht, dies zu beweisen. Es darf aber nur angeführt werden, dass Rousseau selbst den allgemeinsten, wichtigsten und nothwendigsten Gegenstand der bürgerlichen Gesetzgebung, das Eigenthum, nicht aus reinen Gesetzen der Vernunft abzuleiten wagt, sondern vielmehr, den Grund alles Eigenthums erst in der bürgerlichen Gesellschaft sucht. (Im letzten Kap. des 2ten Buchs des Contract social). Er wendet zwar überhaupt sein demonstratives, aus der Vernunft allein abgeleitetes, System nicht so wie der grofse Haufe sogenannter ökonomistischer Theoretiker, auf die einzelnen Gegenstände des Civilrechts an, sondern nur auf die politische Gesetzgebung, auf die Einrichtung der gesetzgebenden Gewalt, von welcher die bürgerliche Gesetzgebung abhängt: allein auch in dieser Rücksicht leidet der Grund seines Systems gar sehr dabey, wenn zugegeben werden muss, dass willkührliche Verfügungen des Menschen nothwendig sind, um die Grundgesetze der Vernunft auf die bürgerliche Gesellschaft anzuwenden. Denn alle vom Verstande ersonnene, und willkührlich festgesetzte, Verfügungen sind nicht ihrer Natur nach unveränderlich, so wie Gesetze der Vernunft. Rousseau's oben angeführter Ausdruck, *Trouver une forme d'association — par laquelle chacun s'unissant à tous, n'obeisse pourtant qu'à lui même, et reste aussi libre, qu'auparavant*, ist daher zweydeutig. Bestände die menschliche Freyheit darin, dass der Mensch allein durch seine Vernunft in Thätigkeit gesetzt würde; so liefse sich die Auflösung des Problems als möglich gedenken. Denn die Vernunft, die den einzelnen beherrschen, und das Ganze regieren soll, steht nie im Widerspruche mit sich selbst, und die ganze Staatsmaschine ginge alsdenn von selbst (*sous l'empire de l'evidence*, nach einem beliebten Ausdrucke in dieser Theorie), indem die Gesetzgebung nur Ausdruck der Gesetze der Vernunft, und Anwendung derselben auf allgemeine Verhältnisse der Menschen und der Natur wäre: die Administration aber bestände blofs in unmittelbarer Anwendung dieser Gesetze auf einzelne Fälle, die so leicht zu finden wären, dass niemand es wagen dürfte, darinn ungerecht zu handeln. So bliebe jeder Mensch also nur der Vernunft, die er selbst besitzt, unterthan, und mithin so frey als im isolirten Stande der Natur. Aber dies alles wird ganz anders, sobald sich findet, dass die Gesetzgebung nicht ohne willkührliche Bestimmungen und Verfügungen bestehen kann. Jener metaphysische Begriff von Freyheit, der dem ganzen physiokratischen Systeme zum Grunde liegt, ist in der Politik nicht mehr zulänglich, und die politische Freyheit mufs ganz anders bestimmt werden. Die Vernunft kann sich selbst nie verleugnen, und keinem fremden Richter unterwerfen. Wo der Mensch sich aber willkührlich bestimmt, da kann sie gar wohl leiden, dass diese Willkühr durch die Einsichten eines andern Menschen bestimmt werde. Die Bestimmung des Willkührlichen in der Gesetzgebung kann also auch gar wohl übertragen werden. Soll also der Ausdruck des Rousseau für das Problem der Politik, dass jeder nur sich selbst gehorche, alsdann noch gelten; so mufs es also verstanden werden, dass freywillige Bestimmungen, Einschränkungen und Aufopferungen jener absoluten Freyheit, auch rechtmäfsig sind: dass der Mensch zwar nur seinen eignen Willen, aber nicht immer den gegenwärtigen, sondern auch den frühern, und den dadurch eingegangenen Bestimmungen der persönlichen Freyheit, gehorche. Damit aber fallen die *inalienabilité*, die *indivisibilité de la Souveraineté* und manche andre Grundsätze des Contract social über den Haufen: oder wenigstens ist die Anwendung derselben auf die Menschheit so hypothetisch, und die ganze *Souveraineté* etwas so ideales, dass an keine unmittelbare Anwendung weiter gedacht werden kann: und damit sind wir mit eins auf den Boden des gerade entgegengesetzten Systems versetzt, welches die ganze bürgerliche Verfassung willkührlich bestimmten Grundsätzen unterwirft, sich auf Herkommen und Verträge beruft, und daher im Gegensatze mit jenem metaphysischen, das historische System genannt werden kann.

Mit alle dem ist man noch nicht am Ende der Schwierigkeiten. Rousseau spricht immer von einer Association freyer Menschen, die fähig sind, sich selbst zu beherrschen, und für ihre Bedürfnisse zu sorgen: sobald aber seine Grundsätze auf die zuwachsende Generation angewendet werden, so entstehen neue Schwierigkeiten, die oben bey Gelegenheit des *Paine* erwähnt worden sind.

Der aufserordentliche innre Werth des *Contract social*, als einer abstracten Speculation, und die erstaunliche Wirkung, welche dieses Buch hervorgebracht, welches einen gröfsern Einfluss auf unser Zeitalter gehabt, als vielleicht jemals irgend ein philosophisches Werk auf das seinige, wird es rechtfertigen, dass Rec. bey dieser Gelegenheit die Principien, welche demselben zum Grunde liegen, so ausführlich geprüft hat. Diese Prüfung ist zur Vollständigkeit der Beurtheilung der neuen französischen Begebenheiten durchaus nothwendig und unentbehrlich. Denn jene Principien haben den französischen Staat umgestürzt, sie herrschen in einem grofsen Theile der besten speculativen Köpfe, und da sie der Wissenschaft des Staatsrechts den eigenthümlichen Gang ertheilt, den sie jetzt genommen, so mufs jede Prüfung und Beurtheilung der Fortschritte dieser Wissenschaft von ihnen ausgehen.

Der

Digitized by Google

Der Vf. des Buchs, deſſen Titel oben angegeben worden, ſcheint demſelben zufolge von Rouſſeau's Grundſätzen ausgehn zu wollen, und beſtimmt den Inhalt ſeines Werks näher durch den Zuſatz im innern Titel: *applicable particulierement aux grandes nations.* Rouſſeau nemlich hat ſein Syſtem nur auf die Staaten angewandt, die nicht zu groſs ſind, ihre ſämmtlichen Bürger in eine einzige Verſammlung zur Ausübung der Souverainetät zu vereinigen. Aber doch hat er die Principien der Anwendung ſeines Syſtems auf groſse Nationen, welche er ſelbſt an einem andern Orte auszuführen dachte, deutlich genug angegeben. (C. S. Livre 2 Chap. 13.) Es würde dadurch etwas der Republik der vereinigten Niederlande ähnliches herausgebracht worden ſeyn. Dieſe Principien verläſst der Vf. der hier anzuzeigenden Schrift gleich anfangs. Er hat vermuthlich die Ueberſchrift gewählt, um das Werk der Nationalverſammlung ſchicklicher Weiſe zueignen zu können, und von ihr eine günſtige Aufnahme zu erhalten, wie auch geſchehen. Denn ſeine Grundſätze ſelbſt enthalten eine directe Miſsbilligung der hauptſächlichſten neuen franzöſiſchen Einrichtungen. Er fängt damit an, zu zeigen, eine willkührliche Einſchränkung des Bürgerrechts auf Vermögende ſey durchaus nothwendig; die geſetzgebende Gewalt müſſe Repräſentanten des Volks übergeben werden; (geradezu gegen Rouſſeau). Dieſe Repräſentanten müſſen vom Volke ſelbſt, und nicht durch Wahlherrn gewählt werden; dieſe geſetzgebende Verſammlung müſſe durch verſchiedne Mittel eingeſchränkt werden, und er vertheidigt hier nicht allein das ſogenannte *Veto Royal*, ſondern ſogar das engliſche Oberhaus. So weit das erſte Buch. Es ſind darinn weder Rouſſeau's abſtracte Grundſätze, die der Vf. verwirft, geprüft, und ihre Nichtigkeit gezeigt, noch auch eigne Principien aufgeſtellt. Die erſten Grundſätze, die der Vf. hin und wieder angiebt, ſind ſchlecht gewählt, unbeſtimmt ausgedrückt, und nicht bewieſen. Aber es enthält das Buch doch viele recht gute Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile der verſchiednen Verfaſſungen der bürgerlichen Geſellſchaft, gut vorgetragen. Neues freylich nicht. Der Gegenſtand iſt auch durch alles, was in den letzten Jahren darüber geſchrieben worden, beynahe erſchöpft. Merkwürdig iſt aber die Erſcheinung, daſs alles dieſes jetzt in Paris geſagt wird, in einem Buche, das der Nat. Verſammlung zugeeignet, und von ihr angenommen iſt.

Das 2te Buch enthält Bemerkungen über das *Pouvoir executif*. Mehrentheils oft geſagtes, aber hier auch gut vorgetragen. Zum Schluſſe, über das Verhältniſs des *Pouvoir conſtituant, legislatif* und *executif*. Die Idee des *Pouvoir Conſtituant*, (eines auſserordentlichen Geſetzgebers, der die Reichsverfaſſung für künftige Zeiten beſtimmt, und der geſetzgebenden Gewalt ihre Form und ihre Grenzen anweiſet,) hat ſich in Frankreich aller Köpfe bemächtigt. Sehr natürlich, denn eine ſo groſse Revolution kann nur auf dieſe Art einigen Anſchein von Rechtmäſsigkeit erhalten. Es iſt indeſſen leicht einzuſehen, daſs es ganz unmöglich iſt, für die Zukunft eine unveränderliche Verfaſſung zu entwerfen, und es entſteht alſo die Frage: wer das Recht hat, die nöthigen Abänderungen zu beſtimmen? der geſetzgebenden Gewalt kann die jetzige Nat. Verſ. dieſes Recht unmöglich zuſchreiben; denn ſie ſetzte ſich dadurch der Gefahr aus, ihr Werk ſchon durch die nächſte zerſtört zu ſehen, und dieſes ſelbſt für rechtmäſsig anerkennen zu müſſen. Man verfällt alſo auf auſserordentliche Commiſſionen, die das Volk eigen dazu gewählten Männern geben ſoll. Man beruft ſich dabey auf groſse Geſetzgeber, und mehrentheils (ſo wie auch Gudin) auf Locke, der in ſeiner Verfaſſung von Carolina feſtgeſetzt hatte, ſie ſolle alle 100 Jahre durch das Volk revidirt werden. (Wodurch denn Locke eben keinen Beweis geſetzgeberiſcher Klugheit gegeben; denn eine ſolche Revolution kann in ſehr ſeltnen Fällen, und unter eignen Umſtänden wohl einmal durch ruhige Ueberlegung zu Stande gebracht werden, ſo wie es in Nordamerika kürzlich geſchehen iſt: ſie aber zum voraus provociren, heiſst das Volk zu geſetzten Zeiten zu den gröſsten Unruhen und innerlichen Kriegen auffodern.)

Das dritte und letzte Buch hat die Ueberſchrift: *Concernant particulierement la revolution arrivée en France*: enthält manche gute Bemerkungen über die Verbindung der bürgerlichen Einrichtungen und Verhältniſſe mit der Staatsverfaſſung: aber wenig, was eigentlich die franzöſiſche Revolution anginge. Unter dieſem letzten iſt die beſte Ausführung im 13ten Kap.: warum die Einführung eines Oberhauſes in Frankreich unmöglich war. „Es iſt," ſagt der Vf. ganz richtig, „unmöglich, daſs ein dem engliſchen Oberhauſe ähnliches, (das „amerikaniſche hat mit dem nichts gemein) durch freyen „Entſchluſs des Volks entſtehe. Die erblichen Würden „deſſelben können nur durch lange Zeit und Umſtände „in einem Volke gegründet werden." Das Buch ſchlieſst mit einer kurzen Darſtellung deſſen, was in den verſchiednen Zeitaltern in Frankreich für die Groſse und Glückſeligkeit der Nation geſchehen iſt, Höflichkeits wegen, wie man ſiehet, mit Lobeserhebungen der Revolution, und (abermals eine Seltenheit in der heutigen franzöſiſchen Literatur) einem billigen Urtheile über das Zeitalter Ludwig XIV und dieſen Monarchen. Ueberhaupt zeichnet ſich das Buch ſehr vortheilhaft unter den neuern theoretiſchen Schriften aus, welche gewöhnlich mit trockner Declamation über triviale und unfruchtbare allgemeine Sätze angefüllt ſind, wovon dieſe ganz frey iſt. Ein Anhang der Liſten von Gebornen etc. in Paris und ein paar andern Städten enthält, iſt ſehr unbedeutend.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Weidmanniſchen Buchh.: *Liebe und Philoſophie*; in Erzählungen von *O. G. Sprenger.* Erſter Band 312 S. Zweyter Band 352 S. Dritter Band 339 S. 1790. 8.

Drey Erzählungen, wovon zwey den erſten, und die dritte den zweyten und dritten Band füllen. Theils das Studium von dem Verſuch über die Romane, theils das Vorurtheil, als ob Romane unter allen Schriftſtellerarbeiten die leichteſten wären; ein Vorurtheil, worinnen der Vf. durch die Lectüre vieler ſchlechten Schriften von der Art beſtärkt ward, bewogen ihn, nach ſeinem eig-

Digitized by Google

nen Geständniss, in diesem Fach zu arbeiten. In so fern seine Erzählungen Romane sind, macht freylich *Liebe* ihren Hauptinhalt aus: aber auch die *Philosophie*, die der Titel ankündigt, betrifft fast allein diesen Gegenstand, indem er mit diesem Worte nicht auf philosophische Charaktere, sondern auf seine eignen Raisonnemens über die Liebe zielt, die er vorzüglich studirt zu haben behauptet, obgleich keine sonderlichen Früchte dieses Studiums sichtbar sind. Vielmehr kann nichts seichter und trivialer seyn, als die allgemeinen Betrachtungen, die der Vf. über diese Materien einzuflechten für gut gefunden. Es lese, wer Lust hat, z. B. das Geschwätz zur Vertheidigung der Ahndungen im dritten Band S. 117. Tiefgedachtes Raisonnement soll es doch wohl nicht seyn, wenn der Vf. B. I. S. 174. ein Frauenzimmer sagen lässt: „Wenn ihr freylich blos sagt, das Weib sey einzig und „allein zum Kindererzeugen und Erziehen fähig, so kön„nen wir mit dem nemlichen Grunde sagen: ihr seyd „blos zum Kinderverfertigen geschickt." Tiefgedachtes Raisonnement soll es doch wohl nicht seyn, wenn der Vf. im dritten Bande die menschlichen Gesetze einer Unvollkommenheit beschuldigt, weil sie zur ehlichen Verbindung gewisse Feyerlichkeiten erfodern? In der ersten Erzählung, in der lauter vollkommne tugendhafte, lauter empfindsam schwärmende Personen auftreten, geht alles so schnell und erwünscht von statten, wie es — nur in der Romanenwelt gehen kann, (auch nur in *dieser* Welt möchte der Tausch, wo B. I. S. 237. der eine Freund dem andern seine Geliebte *in die Arme wirft*, denkbar seyn,) und der Tod hat die Güte, am Ende durch Hinwegraffung zweyer Personen alles ins rechte Gleis zu bringen. In der zweyten Erzählung ist es sehr unwahrscheinlich, dass ein Frauenzimmer, das solche philosophische Vorurtheile gegen das ganze männliche Geschlecht hegt, wie *Amalia*, doch sich von mehrern unwürdigen Anbetern auf einige Zeit bethören lässt, und ihnen sogar Hoffnung macht. Am meisten empört es, wenn sie einen Liebhaber, dem sie den Abschied ertheilt, an ihre vertrauteste Freundin assignirt. Aus dem Stoff der dritten Erzählung hätte etwas interessantes werden können, wenn sie, anstatt durch zwey Bände gedehnt zu seyn, etwa einen halben Band einnähme. Allein in keiner ist die Schwatzhaftigkeit, die Declamationssucht und die Spasmacherey des Vf. unleidlicher, als in dieser Erzählung. Vornemlich werden die Leser seine ewigen unausstehlichen Unterredungen mit seinem Genius verwünschen. In der That hat er sich mehr Mühe gegeben, die Scenen von *Wilhelminens* Verführung anschaulich zu machen, als ihren unerschütterlichen Entschluss, zu sterben, erhaben genug zu schildern. Eben in der Darstellung desselben schwächt das unerträgliche Dehnen allen Eindruck, und das Bestreben des Vf., die Erwartung der Leser zu spannen, zerreisst ihren Geduldsfaden ganz. Ueberhaupt in allen Erzählungen des Vf. ist des Geplauders so viel, dass man ganze Blätter überspringen muss, um es nur einigermasen auszuhalten. In der Schreibart wechselt Schwulst und unedler Ausdruck ab. Anstatt es in zwey Zeilen Morgen werden zu lassen, giebt der Vf. B. I. S. 29. ein strotzendes poetischprosaisches Gemälde desselben von einer halben Seite. Will er B. II. S. 50. ein Mädchen schildern, so wünscht er seinen *Griffel* in die beseelenden Farben *einzutauchen*, die überirrdische Weste mischten, muss es aber am Ende doch bleiben lassen, weil seinem Geiste *schwindelt*. Ist eine interessante Situation zu beschreiben, so heisst es B. I. S. 24.: *Raphael*, *Rubens* und *Corregio* würden hier bescheiden den Pinsel weglegen, drum wolle der Vf. nur einige *verworrene* Züge davon hinwerfen. Folgendes Gemälde B. III. S. 35. mag der Vf. für sehr sinnreich gehalten haben: „da sass sie, und neben ihr die göttliche „*Liebe*, das *Verlangen* ritt vor ihr her, an ihrer rechten „Seite galoppirte auf einem apfelgrünen Schimmel die „*Hoffnung*, an ihrer linken auf einem grosen wiehern„den Hengst, der mit rothem Scharlach umhangen war, „das *Entzücken*, die *Leidenschaft* regierte die Pferde, „und haute unaufhörlich in dieselben ein." Wenn jemand weint, so *schlägt* (B. I. S. 9.) eine Thräne die andre. Ein verliebtes Mädchen wünscht B. I. S. 25.: „Könnte ich doch meinen Athem ihm einhauchen, ihm „mein Herz für das seinige geben, *seine Pulse mit den* „*meinigen wechseln!*" Eben daselbst heisst es: „Seine, „auf sie gehefteten, *und sie zu verschlingen drohenden*, „Minen." B. I. S. 220. „Er mochte glauben, ich sey „nicht besser *gesattelt*, als neulich." B. I. S. 223.: „Ihr „hässlichen Furien, helft mir gegen den Treulosen Rache „*aushecken*, die beyspiellos ist!" Im dritten Bande kommen Liebesbriefe mit der Anrede vor: *geist- und reizvollestes Mädchen, grosse Wilhelmine!* — Gewissensangst und Verzweiflung heissen (B. III. S. 182.) in einer Stelle, wo sich der Vf. martert, ein recht schwarzes Gemälde davon zu machen, *die höllische Miliz*.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Leben und Thaten Anton Legers des Schlaukopfs*; aus dem Englischen. 1791. Erster Band 262 S. Zweyter Band 232 S. Dritter Band 264 S. 8.

Den schurkischen Gauner, der der Held dieser, sehr gedehnten, Geschichte ist, unterhaltend zu schildern, und das Gewerbe seiner kleinen niedrigen Bübereyen, die diese drey Bände füllen, erträglich zu machen, wäre die Laune eines *Fielding* erfoderlich gewesen. Da der Vf. aber in seiner Ausführung gar nichts humoristisches und originelles hat, und blos durch die Schelmereyen seines Helden unterhalten will, so hatte der Uebersetzer freylich sehr leichte Arbeit, indem es ihm wenig Mühe gekostet haben muss, einen so mittelmässigen Roman richtig zu dollmetschen. Hie und da könnte wohl ein Ausdruck passender, (so sollte Th. 2. S. 60. für *Ausschweifen*, das hier gar keinen Sinn giebt, *Aufträge* stehen,) hie und da der deutsche Ausdruck besser seyn. So kommen Th. II. S. 230. *Aufwartsamkeiten* vor.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 13. September 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Beſchluſs der Anzeigen von Schriften, die franzöſiſche Revolution betreffend.

Unter den Schriften für die Nationalverſammlung zeichnet ſich, wenigſtens im Tone, auf eine vortheilhafte Weiſe aus:

Paris, b. le Boucher: *Obſervations ſur l'Ouvrage de M. de Calonne intitulé: de l'Etat de la france preſent et à venir; et à ſon occaſion, ſur les principaux actes de l'Aſſemblee nationale; avec un poſtcrit ſur les derniers ecrits de MM. Mounier et Lally.* Par Monſ. *Boiſſy d'Anglas*, Deputé du Departement de l'Ardèche à l'Aſſemblée nationale. 1791. 356 S. in 8.

Rec. hat mehreremale den Wunſch geäuſsert, dafs einer von den Anhängern der neuen Conſtitution die Hauptpuncte derſelben gegen den Tadel, welcher in mehreren wichtigen und in dieſen Blättern angezeigten Schriften enthalten iſt, rechtfertigen möchte. Er hat das eben genannte Werk, welches ſo etwas zu verſprechen ſchien, mit günſtigen Erwartungen in die Hand genommen. Er hoffte hier über die beſondern Umſtände und Verhältniſſe belehrt zu werden, welche die neue Organiſation des Reichs veranlaſst haben, oder zu ihrer Rechtfertigung dienen können. Calonne's Werk enthält ſo viele Kritiken einzelner Decrete, dafs eine angekündigte Widerlegung deſſelben zu ſolchen Erwartungen berechtigen kann. Statt deſſen hält ſich der Vf. lange bey den Principien auf, aus welchen Calonne die neue Verfaſſung im Ganzen angreift: bey der Rechtmäſsigkeit der von der Nationalverſammlung angemaafsten Gewalt. Er declamirt alſo lange über die Souverainität des Volks, welches die Conſtitution genehmigt habe: über die *Volonté generale*, (über die ſich Rec. oben erklärt hat,) über die politiſche Gleichheit aller Menſchen, (für die er nicht einen Grund anführt,) über die Trennung der bekannten drey *Pouvoirs*, über die Gebrechen der ehemaligen Verfaſſung. Er erkennt zwar, dafs die Nationalverſammlung, als Repräſentant der Nation, vom Volk ſelbſt wohl unterſchieden werden müſſe, und iſt in dieſer Hinſicht mit dem veto ſuſpenſiv des Königs zufrieden; aber er überſieht hier ganz das Verhältniſs, in welchem die Nationalv. zum Volke durch die Wahlmethode geſetzt iſt. Der ganz unbeſtimmte Ausdruck: *die Nation*, dient ihm, wie vielen andern Schriftſtellern, zu einer ſcheinbaren Rechtfertigung aller derjenigen Einrichtungen, wodurch die Autorität des Regenten und ſeiner Diener, und ſelbſt der Geſetzgeber, von Volksverſammlungen abhängig gemacht wird. Die Widerlegung der Bemerkungen des Calonne über einzelne Decrete geht vorzüglich die Verwaltung der öffentlichen Gelder an. Der Vf. ſetzt hier, ſo wie faſt in allen andern Bemerkungen, die Reformen der Nationalverſammlung dem ehemaligen Zuſtande entgegen, und wenn der gerechte Tadel des Alten zur Rechtfertigung des Neuen hinlänglich wäre, ſo hätte er hier freylich leichte Arbeit. Er vergiſst aber, ſo wie alle Vertheidiger des neuen Syſtems, wie viel bereits geſchehen war, den alten Uebeln abzuhelfen, ehe der gänzliche Umſturz des Reichs durch die groſsen Baumeiſter der Zerſtörung, wie Burke ſie nennt, erfolgte, und wie vieles ohne eine ſolche Revolution leicht hätte geſchehen können, nachdem der Stimme des Publicums durch die Berufung der Stände die Mittel ertheilt waren, zu wirken.

Ueber die bisherigen Unordnungen äuſsert ſich der Vf. vernünftig. Er misbilligt ſie an ſich ſelbſt, ſo ſehr ſie es verdienen. Er inſiſtirt nur darauf, dafs der gegenwärtige Zuſtand vorübergehend ſey, dafs eine gewaltſame Reform eines groſsen Reichs ſich ohne eine Anarchie während des Uebergangs zu einer neuen Ordnung gar nicht denken laſſe. Es kömmt auch hier alles auf die Frage an, ob ein gänzlicher Umſturz der Verfaſſung nothwendig war, und ob die neue wirklich gut iſt?

Mitunter greift der Vf. die Perſon des Schriftſtellers, den er widerlegt, ſehr heftig an: und da hat er gutes Spiel. Die politiſchen Grundſätze, welche Calonne in den verſchiedenen Schriften aufſtellt, die in dieſen Blättern von ihm angezeigt worden ſind, harmoniren unter einander ſo wenig; ſie ſind ſo unzuſammenhängend und oft ſo widerſprechend, dafs man ihn leicht durch ihn ſelbſt ſchlägt.

Die Nachſchrift gegen Lally und Mounier läſst ſich ſchon aus dem bisher Geſagten beurtheilen. Wenn alles, was die Nationalverſammlung gethan hat, gerecht und weiſe iſt; ſo ſind freylich alle diejenigen, welche das Volk von ſeinen jetzigen Geſinnungen wieder abzuleiten ſuchen, des Hochverraths ſchuldig. Aus *Mouniers Appel au Tribunal de l'Opinion publique* (S. No. 78 dieſer Blätter) ſucht der Vf. durch eine künſtliche Zuſammenſtellung verſchiedener Stellen zu beweiſen, dafs eine gewiſſe Parthey, die mit der neuen Verfaſſung nicht zufrieden geweſen, (zu welcher Mounier gehört habe,) die Abſicht gehabt habe, den König von Verſailles zu entfernen, und die Nationalverſ. gleichfalls ihm nachzuziehen, um eine neue Revolution zu Stande zu bringen. Dafs Mounier dem Könige am Abend des 5ten Octobers 1789 zu einer Entfernung von Verſailles zu bewegen geſucht hat, braucht nicht gegen ihn bewieſen

zu werden; er ſagt es ſelbſt mit den Gründen, die ihn dazu bewogen: Das Uebrige iſt Verdrehung.

Rec. wünſchte wohl eine andere Vertheidigung der Nationalverſ. von einem ihrer einſichtsvollſten Mitglieder zu leſen, in welcher derſelbe, (es müſste aber kein Pethion oder Roberspierre ſeyn,) offenherzig erklärte, wie viel von dem, was geſchehen iſt, er aus Ueberzeugung gethan, und wie vieles aus Nachgiebigkeit gegen Umſtände und Nebenurſachen hat zugegeben werden müſſen. Eine ſolche würde gewiſs ſehr lehrreich ſeyn, wird aber fürs erſte ſchwerlich erſcheinen.

Den Geiſt der Zeiten und der verſchiedenen politiſchen Partheyen in Paris vollkommen darzuſtellen, mag eine Schrift genannt werden, die in dieſer Hinſicht ſehr merkwürdig iſt:

Le Republicanisme adapté à la France, par *F. Robert*, Membre de la Societé des Amis de la Conſtitution de Paris. 1790. 110 S. in 8.

Es iſt aus den politiſchen Zeitſchriften bekannt, daſs ein anſehnlicher Theil der Mitglieder des berühmten Jacobinerclub oder *Societé des amis de la Conſtitution*, der eine ſo groſse Rolle in Frankreich geſpielt, die republikaniſchen Grundſätze ſo weit trieben, daſs ſie die königliche Würde ganz zu vernichten, und das Reich in eine vollkommne Republik zu verwandeln wünſchten. Das eben genannte, von einem Mitgliede des Clubs unter ſeinem Namen öffentlich bekannt gemachte Werk dient zur Urkunde dieſer Geſinnungen und Grundſätze. Es wird darinn gelehrt, die republikaniſche Regierungsform ſey die einzige, die ſich mit den wahren Gründen des Staatsrechts vereinigen laſſe, und aus denſelben entſpringe: die neue Verfaſſung von Frankreich wird aufs äuſserſte erhoben, weil alles darinn ſo vollkommen angelegt ſey, daſs die königliche Würde, jetzt ſchon ein vollkommen überflüſsiges Rad in der Maſchine, künftig herausgenommen werden könne, ohne irgend etwas zu zerrütten; auf den Zeitpunct, da dieſes geſchehen werde, deutet der Vf. als auf den Augenblick der Vollendung der Verfaſſung hin, und giebt deutlich zu verſtehen, derſelbe müſſe möglichſt beſchleunigt werden.

Rec. kann nicht unbemerkt laſſen, daſs die Nationalverſammlung ſo oft auf Beſchwörung der neuen Conſtitution gedrungen hat, von welcher die königliche Würde einen weſentlichen Theil ausmacht, daſs ſie es oft für Hochverrath erklärt hat, etwas gegen dieſelbe zu unternehmen, daſs ſie jeden als einen Feind der Nation angeſehen wiſſen will, der etwas zur Verſtärkung des königlichen Anſehens unternimmt, daſs aber der Grundſatz, Frankreich iſt eine Monarchie, der allem dieſem zu Folge eben ſo heilig ſeyn ſollte, als die übrigen Fundamentalſätze der neuen Verfaſſung, damals als dieſe Schrift erſchien, ohne die geringſte Gefahr angetaſtet werden durfte, wie man ſiehet. Im gegenwärtigen Augenblicke iſt nicht vorauszuſehen, wie die Stimmung des nächſten etwa ſeyn möchte. Für die Geſchichte müſſen ſolche Züge aufbehalten werden, ſollte ſich auch in der Folge finden, daſs ſie nur vorübergehend waren.

Für die Geſchichte der Revolution iſt auch folgende Schrift bemerkenswerth:

Les Forfaits du 6 Octobre, ou Examen du rapport de la Procedure du Chatelet ſur les faits du 5 et 6 Octobre 1789. fait à l'Aſſemblée nationale, par M. *Chabroud*, de Vienne en Dauphiné, Deputé de cette Province à l'Aſſemblée nationale et Membre du Comité des Rapports. *Suivi d'un précis hiſtorique de la Conduite des Gardes du Corps.* 1790. T. I. 365 S. T. II. 312 S. und 50 S. Pieces annexées.

Rec. hat bereits von den Zeugenausſagen über die berühmte Geſchichte des 5ten und 6ten Octobers 1789, und von dem Rapport, den Chabroud in der Nationalverſammlung darüber abgeſtattet, (S. No. 74. 75 der A. L. Z.) Nachricht ertheilt. Er bezieht ſich auf dieſe Anzeigen in Abſicht auf das, was er von den Schwierigkeiten eines unmittelbaren Gebrauchs jener reichhaltigen Quelle der Geſchichte und von dem Charakter des letzt erwähnten Vortrags geſagt hat. In dem hier gegenwärtig genannten Werke wird die trügeriſche Ausführung des Referenten Schritt vor Schritt verfolgt, der Ungrund ſeiner Behauptungen gezeigt, ſeine unzähligen Verſchweigungen wichtiger Umſtände, Verdrehung anderer erzwungener Combinationen und ausdrücklichen Erdichtungen, dieſes alles wird einzeln aufgezählt und bewieſen. Bey dieſer Gelegenheit werden die Umſtände der groſsen Begebenheit, ſo viel immer möglich, durch Vergleichung der einzeln geprüften Ausſagen ins helleſte Licht geſetzt. So weit ſtützt ſich die Arbeit allein auf die allgemein bekannten Quellen, die jeder vergleichen kann: ſie enthält alſo bis hieher ſelbſt alle Beweiſe ihrer Glaubwürdigkeit. Das Unternehmen iſt aber auch ſchon in dieſem Theile, der gar nichts Neues von Thatſachen, ſondern nur eine Unterſuchung des Werthes verſchiedener Nachrichten, und Darſtellung des Bekannten enthält, ſehr verdienſtlich, da ſich ein groſſer Theil des franzöſiſchen Publicums durch die Bemühungen der Anhänger des Herzogs von Orleans verblenden läſst. Und da die Schriftſteller von dieſer Faction auch auſserhalb Frankreich, in Deutſchland und in England (wie die Broſchüren gegen Burke beweiſen) ſo viel Glauben finden, ſo iſt das Buch auch für dieſe Länder intereſſant.

Es iſt in No. 78 dieſer Blätter bereits von einer andern Schrift Rechenſchaft gegeben worden, welche ebenfalls den Endzweck hat, den Rapport des Chabroud zu widerlegen. Das daſelbſt beurtheilte Werk: *Mounier Appel au Tribunal de l'Opinion publique*, iſt kürzer, gedrängter, als die hier angezeigte Schrift, und hat groſse Vorzüge vor derſelben durch die ausnehmende Kraft des Vortrags, in welchem die edelſten Geſinnungen eines erhabenen Charakters allenthalben hervorleuchten, und dem die Indignation eines ſolchen gegen die Schandthaten des Eigennutzes und des hoffärtigen Ehrgeizes eine ungemeine Wärme ertheilen. Die edle Einfachheit der Schreibart, dieſe wahre Beredſamkeit groſſer Seelen, giebt ihr einen auſserordentlichen Reiz. Mouniers ganze Schrift erhält dadurch einen hohen Ton, der in jedem Leſer Ehrfurcht gegen die Sa-

Digitized by Google

che

che der Wahrheit und Tugend, Achtung und Liebe gegen den Verfaſſer, und Abſcheu gegen alles Niedrige und Schlechte belebt. Es hat in ſofern groſse Vorzüge vor dem neuern Werke, welches hier angezeigt wird, obgleich auch in dieſem durchgehends gute Geſinnungen und wahre Empfindung herrſchten. Für den, der die Geſchichte in ihren genaueſten Umſtänden deutlich einzuſehen wünſcht, iſt das vollſtändige und ſehr ausführliche (oft ermüdende) Detail der Unterſuchungen ſehr nützlich. Von noch gröſserem Werthe aber iſt der Anhang, in dem eine äuſserſt genaue Erzählung der Begebenheiten ſelbſt geliefert wird. In dieſer Erzählung, die eine vollkommen zuſammenhängende und deutliche Vorſtellung von dem Einbruche in das königliche Schloſs giebt, ſind eine Menge kleiner Umſtände enthalten, die nicht alle aus dem Zeugenverhöre erhellen, und die Namen beynahe eines jeden Garde du Corps, der gegenwärtig geweſen, werden genannt, mit der Stelle im Schloſſe, wo ſie geſtanden, und allem, was jedem einzelnen begegnet, und jeder gethan. In der Hauptſache und im Ganzen enthält zwar das gerichtliche Zeugenverhör die Gewähr auch hiefür: in Anſehung der Ausführung dieſer genauern Umſtände frägt aber der Leſer natürlicher Weiſe, woher das alles dem Vf. ſo bekannt ſeyn konnte. Die Sorgfalt, mit der alles vorhin unterſucht worden, und die beſtimmte Genauigkeit der ganzen Erzählung erregen zwar ein günſtiges Vorurtheil; der Vf. aber hätte ſich doch nennen müſſen, um durch ſeinen Namen das Siegel der Glaubwürdigkeit aufzudrücken. Es iſt Rec. anderweitig die Nachricht zugekommen, das Werk rühre von Hn. *de Bonnay* her, welcher als Mitglied der Nationalverſammlung bekannt iſt, im verfloſſenen Jahre einmal Präſident derſelben war, *und ſelbſt Officier unter der Gardes du Corps iſt.* Er hätte alſo die beſte Gelegenheit gehabt, von dieſen ſeinen Dienſtgenoſſen alles auf das Genaueſte zu erfragen, und man ſieht dem Werke an, daſs es ganz beſonders mit eine Abſicht bey dem Schriftſteller geweſen, das Betragen der Gardes du Corps in ſeiner wahren Beſchaffenheit darzuſtellen. Es iſt daher zu vermuthen, daſs die einzelnen Mitglieder dieſes Corps das Ihrige dazu beygetragen, und den Vf. in den Stand geſetzt haben, dieſe ausführliche und genaue Erzählung zu liefern.

Angehängt ſind noch einige in periodiſchen Blättern hin und wieder einzeln befindliche Stücke, die zur Aufklärung der Sache dienen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schwerin u. Wismar, b. Bödner: *Oekonomiſche Aufſätze*, von *Georg Friedr. Wehrs.* 582 S. und 7 Tabellen. 1790. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Buch enthält 23 Gegenſtände: *Vom landwirthſchaftlichen Handel.* Aus den Beantwortungen der Preisaufgabe der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen von 1779 zuſammengetragen. Allgemein läſst ſich hiebey wenig beſtimmen, da es meiſt auf das Locale, Zeit und Umſtände ankömmt. Was unter andern den Fruchthandel betrifft, beſonders des Roggens, deſſen Preis unvermuthet ſteigt und fällt, ſo iſt, ausgenommen bey bevorſtehendem Krieg und Errichtung von Magazinen u. dgl., wenig Speculation zu machen, daher viele kluge Landwirthe mit Verkauf deſſelben 3 Termine halten, Martini, nach Weihnachten und vor der Erndte. Von Benutzung der Bienen iſt ſehr unvollſtändig gehandelt, und zur wohlfeilen und gedeihlichen Fütterung des Federviehes der bekannten nützlichen Kartoffeln nicht gedacht, wodurch ſo viele Körner erſpart werden, welche das Geflügelhalten meiſt ſehr vertheuren. Es enthält aber der Abſchnitt ſonſt viel Brauchbares. — *Ueber die Verbeſſerung der Küchengärten auf den Dörfern.* Nur das Allgemeine, reichliche Düngung, guter Bau und Abwechſelung der Gartengewächſe. — *Ueber Kornmagazine.* Findet ſich im 67 und 68ſten Stück des Hannöv. Magaz. vom J. 1772. — *Das Für und Gegen, in Rückſicht auf die Gemeindebackofen auf dem platten Lande.* Hierüber iſt abermals nichts Allgemeines zu beſtimmen; jedoch werden in den meiſten Orten die Localumſtände und die nöthige Holzerſparniſs die Gründe *für* rechtfertigen. — *Die ſogenannte Gänſepeſt.* Das häufige Sterben der jungen Ganſe im Monat Junius und Jul. — *Ueber das häufige und plötzliche Schweinſterben.* Recenſ. hat aus langer Erfahrung kein beſſeres Mittel für die Schweine, beſonders zum Präſervativ, gefunden, als das rohe Spieſsglas, Antimonium crudum, auf ein jähriges Schwein eine gute Meſſerſpitze voll in das Futter gerühret, und beſonders bey groſser Hitze und Trockne, die Woche einmal eingegeben, ſo wie auch etliche mal vor der Maſtung. — *Oekonomiſches Brod.* Ein entbehrlicher Aufſatz. — *Vom Nutzen der Torf- und Steinkohlenaſche, ingleichen des Ruſses.* Die ſtarke Wirkung, zumal der Steinkohlenaſche, hat Rec. auf feuchten und moſigten Wieſen, die den beſten Viehdünger vergeblich empfingen, befunden, ſie zeigte ſich vorzüglich im zweyten Jahr durch ungemeinen Ertrag. — *Von Karotten- und Ameiſenbrantwein, ingleichen vom Karottenſyrup.* — *Ueber die Befriedigung der Getraidefelder.* Die Gründe für und wider deren Einſchlieſsung und Verzäunung werden erwogen, letzteren das Uebergewicht gegeben. Möchte doch nur zuvor der gebannte Feldbau im deutſchen Reich aufgehoben werden! — *Ueber die Zubereitung des Obſteſſigs.* Ein etwas mangelhafter Aufſatz, verbunden mit einer Anweiſung zur Bereitung des Obſteſſigs, bey welcher man mit vielem Umſchweif zum Ziel gereicht. So lange der Zider auf der Hefen bleibt, wird er in drey und mehr Jahren noch kein vollkommener Eſſig. Er muſs rein abgeſtochen und helle ſeyn, im Keſſel erwärmt und in ein reines Faſs, beſſer, wenn ſchon guter Eſſig darinn gelegen, gethan werden. Das Faſs muſs vorn gegen oben ein Zwickelloch, und wenn es groſs iſt, auch am hintern Boden ein dergleichen Loch haben, und das Spuntloch nur locker mit etwas belegt werden, daſs keine Unreinigkeit hineinfallen kann, damit die Luft durchſpiele, und der Weingeiſt verdunſten könne, den man entfernen muſs, wenn die Eſſigſäure ſich einfinden ſoll. Und je wärmer das Eſſiggefäſs liegt, deſto geſchwinder erhält man Eſſig. Gefallenes unreifes Obſt giebt ſchlechten Eſſig, und hält die Probe nicht; dagegen ein ohne Künſteley

Digitized by Google

ſteley auf beſagtem natürlichem Weg von guten Aepfelſorten bereiteter Zidereſſig an Geſchmack, Güte und Haltbarkeit dem beſten Weineſſig wenig oder nichts nachgiebt. — *Vom Lupinenbau.* Zur grünen Düngung bey entlegenen Feldern oder Mangel des Miſtdüngers haben wir allgemeinere und dienlichere Pflanzen, wie unter andern die Wicken u. dgl. Auch iſt die grüne Düngung nur für halbe Düngung zu rechnen, und gränzt an die Palliativmittel im Ackerbau. — *Die Runkelrübe.* Ihr fleiſsiger Anbau kann nicht genug empfohlen werden. Ihre Widmung für das Vieh iſt aber wohl ökonomiſcher, als ihr Verbrauch zu Kaffee, der auch zugleich hier beſchrieben wird. — *Etwas über den Nelkenbau.* Eine gute Abhandlung für Blumiſten, beſonders auch über das Verſenden der Nelkenpflanzen. — *Nachricht von dem Arbeits- und Erziehungshauſe vor Hannover.* Ein Muſter guter Einrichtung. — *Entwurf zu einer Kuhaſſecurationskaſſe zum Beſten des Landmanns in Anſicht auf die Viehſeuche.* Warum nicht in Abſicht auf jeden Sterb- und Unglücksfall des Viehes des oft armen Landmanns? Iſt es ihm weniger nützlich und tröſtlich, ſeine Kuh, die er z. E. durch unglückliches Kalben, durch Stoſsen, Fallen u. dgl. eingebüſst hat, gröſstentheils erſetzt zu bekommen, als wenn ihm ſein Stück Vieh durch die Seuche weggerafft worden? Nur darf bey ſolcher Aſſecuranz nie der völlige Werth, deſſen Anſchlag ſich jedesmal nach dem Werth in der Landesgegend richten muſs, beſtimmt werden, weil ſonſt mancher ſein Vieh gefliſſentlich vernachläſſigen dürfte. — *Neue Hutmatematerialien aus dem Pflanzen- und Thierreiche; Vorzüge der weiſsen Hüte vor den ſchwarzen.* Vorzüglich wird die Wolle von der Pappelweide gerühmt, und ſoll nach Hübners Verſicherung eine Pappel 40 Pfund Wolle liefern. Ferner ½ Saamenhülle der ſyriſchen Seidenpflanze, Aſclepias ſyriaca, und ⅓ Haſenhaare. 1 Morgen zu 180 Quadratruthen kann über 90 Pf. Seiden tragen. Auch dienet der Flachs, wenn er gehörig verfeinert worden, zum brauchbaren Hutmaterial. — *Ueber die Thau- und Regenwürmer, ingleichen über die Erdflohe und deren Vertilgung.* Hühnermiſt iſt das Mittel wider letztere. — *Die Anlegung der Heiſterkämpe* (junger Eichelnanwuchs) *betreffend.* Verbeſſerung des Bodens und Lage. — *Der Sibiriſche Erbſenbaum*, Robinia Caragana Linn. Die häufigere Anpflanzung dieſes in vieler Abſicht vortrefflichen Baums iſt ſehr zu empfehlen. — *Vom Wadel.* Die dienliche Zeit im Jahr, das Holz zu fällen. Steht der Saftzeit des Baums entgegen. — *Froſtableiter.* Zum Beweis der Richtigkeit der Sache wird die Erfahrung angeführt, daſs bey der ſtrengſten Kälte, wenn alles in den Häuſern, in der Küche und in dem Keller erfriert, diejenigen Kartoffeln gut bleiben und nicht erfrieren, auf welche man, nach Verhältniſs der Kartoffelmenge, ein mit kaltem Brunnenwaſſer angefülltes Gefäſs ſetzt, welches, wenn es zugefroren, Morgens und Abends davon genommen, und gleich wieder mit einem andern Gefäſs voll Waſſer erſetzt wird. Rec. hat die Richtigkeit der Bienenberger Froſtableiter aus eigener Probe und Erfahrung befunden. — *Vermiſchte Nachrichten: Den Kohl für den Raupenfraſs zu ſichern.* Das Mittel, den Saamen vor der Ausſaat durch das Loch einer aufgeſpieſsten und von der Sonne ausgetrockneten Kröte laufen zu laſſen, braucht ſtarken Glauben. *Die Kartoffeln wohlſchmeckend zu kochen; braunen Kohl einzuſchlagen; die Untauglichkeit des alten Leinſaamens zum Säen zu erproben; Rüben einzumachen; ranzigen Würſten ihren Wohlgeſchmack wieder zu geben; gefrorne Kartoffeln zu nutzen; Spargel im Winter im Lande zu ziehen; Seidenwürmer mit getrockneten Maulbeerblättern zu ernähren; Baumläuſe zu vertilgen* (mit Terpentinöl, worunter feine Erde und Waſſer gemengt wird); *Nachricht von einer Waſchmaſchine und Kochmaſchine in England; 2 Ohm Aepfelwein zu 1 Ohm eingekocht, verwandelt ihn in den ſchönſten Rebenſaft;* macht nur um ſo viel beſſern Wein, als man dabey an Holz und 1 Ohm verliert, hält ſich aber lange ſüſs; *eine neue Bleichungsart mit dephlogiſtiſirter Salzſaure* u. ſ. w.; *Etwas vom Bierbrauen der Engländer; das Sauerwerden des braunen Biers zu verhüten.*

KÖNIGSBERG, im Verl. der Hartungſchen Buchh.: *Leben und Leiden meines Vaters Jonathan Eiche*, von *Benjamin Eiche*, Kaufmann und Mälzenbrauer zu Tilſe in Preuſsen. 1790. 208 S. in 8.

Die Anſprüche der Kritik können bey Werken dieſer Art nur auf die *Kunſt* gerichtet ſeyn; von dieſer ſcheint aber Hr. Eiche nicht die entfernteſten oder wenigſtens nur ſolche Begriffe zu haben, die ihn von jeder Kritik, auſser allenfalls der hiſtoriſchen, eximiren. Nun würden freylich zu einer gründlichen hiſtoriſchen Kritik Nachfragen bey den Landsleuten und Zeitgenoſſen des Vf. erfodert, zu denen Rec. weder Gelegenheit noch Beruf hat; doch auch ohne dieſe vermiſst man die innere Wahrſcheinlichkeit in dieſer Geſchichte durchgängig, auſser wo ſie ſich der Darſtellung nicht verlohnte, und das Publikum muſs auf den Gedanken kommen, daſs Hr. Benj. Eiche wenigſtens durch ſeinen kindlichen Glauben ſich zu ſehr hat verblenden und von ſeinem Vater manches aufbinden laſſen, das ſchwerlich ein Bürger dieſer ſublunariſchen Welt jemals erleben konnte. Aerzte mögen über die Möglichkeit der gräſslichen Anſteckung einer ganzen Familie, die im 13ten Kap. des erſten Buchs dieſer wahrhaften Geſchichte vorkömmt, entſcheiden; Rechtsgelehrte mögen die Wahrſcheinlichkeit der juriſtiſchen Gräuel, die man hier findet, beurtheilen: über die Abſurdität der moraliſchen Ungeheuer, die uns Hr. E. vorſetzt, kann wohl nur *eine* Stimme ſeyn; aber die Schädlichkeit dieſer literariſchen Cruditäten müſste einmal ſchärfer erwieſen werden, als der Raum einer Recenſion bey einer einzelnen Inſtanz es verſtattet. In einer gewiſſen Art von Ironie beſitzt Hr. E. eine unnachahmliche Stärke, die ihm in der niedrigern Klaſſe der leſenden Welt viel Beyfall verſchaffen muſs.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14 September 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Gera, b. Beckmann: *Nina oder Liebe und Klosterzwang.* Ein Schauspiel. Nebst *Nina's Leben*; aus dem Französ. des Hrn. *d'Arnaud.* 1790. 212. S. 8. (14 gr.)

Strndal., b. Franz u. Grosse: *Die Verführung e. Lustsp. in 5 Aufzügen; a. d. Englischen.* 1789. 118 S. 8. (8 gr.)

Leipzig, b. Fleischer: *Netto 56 Ahnen. Ein Lustsp. in 5 Aufz. von C. A. Seidel.* 1789. 144 S. 8. (9 gr.)

Ebend.: *Die Stiefsöhne. Ein Schauspiel in 2. Aufz. von demf.* 1789. 56 S. 8. (4 gr.)

Nina hat alle Fehler und Vorzüge der dramatischen Arbeiten d'Arnauds. Eine romantische Anlage, flache Charakterzeichnung, glückliche Situationen, schöne, vorzüglich pathetische, Stellen, aber auch viel Wortprunk, der das Ohr füllt, ohne das Herz zu erwärmen. Der Ausgang ist sehr unbefriedigend. Wer steht dafür, dafs die Leidenschaft, die N. endlich besiegt zu haben glaubt, nicht heut oder morgen mit neuer Stärke wieder erwacht? Die Uebersetzung ist nicht schlecht, nur allzu wörtlich. Aengstliche Treue ist nirgend übler angebracht, als bey Verdeutschung ausländischer Schriften für das Theater. Je gröfser der dramatische Werth derselben ist, je glücklicher der Dichter die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache genutzt, je mehr er auf den conventionellen Geschmack seiner Landsleute Rücksicht genommen hat; desto weniger wird sein Werk in irgend einer fremden Sprache, ohne alle Veränderungen übertragen, gefallen können. Der Franzose empfindet überhaupt stärker und lebhafter, und drückt seine Empfindungen weit feuriger und ungestümer aus: der Deutsche mufs folglich sehr oft Sentiment und Ausdruck um vieles herabstimmen, wenn er auf *sein* Publicum denselben Eindruck machen will. Die angehängte Anekdote, in welcher eben der Stoff, nur mit einigen Abänderungen und Erweiterungen, behandelt ist, hat gleichfalls d'Ar. zum Vf. Der Uebersetzer wünscht: man möchte erst dann an die Lectüre derselben gehen, wenn man vorher das Trauerspiel selbst gelesen habe. Er mag leicht Recht haben, nur macht er seinem Autor damit kein Compliment. Die Novellen, aus denen Shakspeare seine Stücke zu schöpfen pflegte, kann man unmittelbar vor den Schauspielen, zu denen sie den Stoff lieferten, lesen, und die Stücke verlieren nicht das mindeste von ihrem Interesse. Die erste Idee zu beiden, dem Schauspiel und der Anekdote, hat wahrscheinlich eine ähnliche Erzählung im Spectator Nr. 164. gegeben.

Der Vf. von Nr. 2. ist *Thomas Holcroft*, einer der bessern jetzt lebenden dramatischen Dichter in England, der neulich wiederum ein schönes Stück; The school of Arrogance, geliefert hat. Der Verführer ist ein sprechendes, geistvolles Gemälde der verdorbenen Sitten der höhern Stände in London; allein eben dieſs und das viele blofs Locale machen es in seiner ursprünglichen Form für unser Theater nicht sehr brauchbar. Bey uns sind die Personen aus den Klassen, die hier geschildert werden, bey weitem nicht so verderbt; wenigstens ist es nur der allerkleinste Theil in dem Grade, und auch der trägt wenigstens seine Grundsätze nicht so zur Schau. Die Uebers. ist steif und voll Anglicismen, so dafs selbst der Sinn mancher Stelle ganz verschlossen bleibt. z. B. S. 32. „Ein Mann *von Ehre* hält *unter den Männern* den „Ruin einer Frau eben so nöthig für seinen guten Nah„men, als für sein Vergnügen, und gleich vielen „andern von *ihrem* grausamen Geschlecht, hält er es für „kein Verbrechen, denen den Krieg anzukündigen, die „sich nicht vertheidigen können." Der Uebers. gehört zu den Leuten, die mit dem Wörterbuch in der Hand dollmetschen, und zu träge sind, selbst dieses, so oft als nöthig wäre, zu Rathe zu ziehen. „*Mod.* Wie lange wart ihr in seinen Diensten. *Gab.* Das beste war, nur eine Woche." Hier steht gewifs im Engl.: For a week at best: *höchstens* eine Woche. Sir Thomas, Sir Frederic giebt er: *Herr Thomas, Herr Fr.* Und so fehlt ihm die Kenntnifs der bekanntesten Sitten und Gebräuche der Engländer, ohne die sich an die Verdeutschung ihrer Lustspiele niemand wagen sollte. Gentleman ist an einigen Stellen höchst lächerlich durch *Edelmann* gegeben (S. 112. G. wirft seinen grofsen Rock ab, und erscheint in der Kleidung eines Edelmanns), und noch lächerlicher: confusion! durch *Verwirrung!*

Nr. 3. Adelstolz, mit Armuth und niedrigen Gesinnungen gepaart, ist ein fruchtbarer Stoff für den komischen Dichter; auch tadeln wir den Vf. nicht, dafs er einen so oft behandelten Gegenstand abermahls zur Grundlage wählte, wohl aber, dafs er sein Gemälde von andern, nicht von der Natur selbst, copirte. Die Thorheiten der Menschen sind meist unvergänglich; allein die Form, die Aufsenseite derselben, wechselt beständig ab. Auch der Adelstolz ist nicht erloschen; aber er zeigt sich nicht mehr auf eine so plumpe Art, als ehedem. Solche ekelhafte Narren, wie der Vf. schildert, giebt es nicht mehr, oder sie sind doch so selten, und leben so im Winkel verborgen, dafs es der Mühe nicht lohnt, sie auf das Theater zu bringen. Die Darstellung des komischen Dichters ist nur dann lehrreich und interessant, wenn sie Thorheiten und Lächerlichkeiten, die noch eine Art von Würde haben, die glänzende

Digitized by Google.

Maske abzieht: wozu soll aber die Schilderung von Narren, die ihre Blösse selbst zur Schau tragen, und die auch das gemeinste Auge für das erkennt, was sie sind? Wir sprechen dem Vf. nicht alle Anlage ab; allein wenn es ihm um wahren Ruhm zu thun ist, so muss er die armseligen und abgenutzten Mittel verschmähen, dem Pöbel auf der Gallerie und in den Logen ein schallendes Gelächter abzuzwingen, als da sind: stammelnde Personen, dumme Bediente, steife Korporale, Juden, grobe Gläubiger etc., dazu ist alles noch Carricatur. Wir sehen das Theater keinesweges aus dem einseitigen Gesichtspunkt einer Sittenschule an; gleichwohl können wir die Vorstellung eines Stücks, in dem so viel geschimpft, geflucht und geküsst wird, als in diesem, nicht anders als Beleidigung eines gesitteten Publicums betrachten.

Nr. 4. ist etwas besser. Zwar hat es in der Anlage und Ausführung nichts hervorstechendes, aber doch einige gute Scenen, die noch ungleich mehr gefallen würden, wenn der Vf. nicht auch hier so oft gegen Wahrheit und Schicklichkeit verstossen hätte. Die Sprache des gemeinen Mannes ist hier so wenig getroffen, als in dem vorigen Stück die Sprache der höhern Stände. Meister Böttcher spricht mit unter als der cultivirteste Mann, fällt aber, eh man sichs versieht, wieder in den platteſten Ton, welches einen eben so unnatürlichen als widrigen Contrast giebt. — „O ja, Mutter, ich habe geschwitzt wie ein *Braten*." Dies ist, selbst im Munde eines feinen Bauermädchens, Natur; allein dass dies den Dichter nicht berechtigt, auch *sein* Bauermädchen so sprechen zu lassen — freylich gehört diese Bemerkung unter die ersten Elemente der dramatischen Kunst, aber desto schlimmer, dass man unsre jungen und alten Praktiker noch so oft an diese Elemente erinnern muss.

Paris, b. Guillot: *Saint-Alme.* Par l'Auteur de Blançay etc. P. I. 209. S. P. II. 195. S. 18⁸ 1790. (1 rthlr. 2 gr.)

Ebendas., *Lidorie, ancienne Chronique allusive*, publiée par l'Auteur de Blançay etc. P. I. 191. S. P. II. 208. S. 18⁸ 1790. (1 rthlr. 2 gr.)

Der Vf. dieser beiden kleinen Romane, ein gewisser M. Gorjy, scheint im Ernst ein Polygraph in dieser Gattung werden zu wollen, und wenn er auf seiner Laufbahn ferner mit gleich raschen Schritten fortgeht, so wird er selbst dem unermüdlichen Retif de la Bretonne bald den Vorsprung abgewinnen. Weder dieser noch jener ist ein vorzügliches Genie; aber beide sind sehr gute Köpfe, wie man sie unter unsern industriösen Romanenfabricanten selten findet. Bemerkt man gleich in ihren Schriften wenig grosse Züge und originelle Ideen, so verrathen sie doch immer eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniss, und eine rühmliche Sorgfalt für Stil und Darstellung, und so liest man sie selten ohne Nutzen, und nie ohne Vergnügen. Die ersten Gedanken zum St. Alme gab dem Vf. ohnstreitig eine Lectüre der neuen Heloise. Die Anlage des Ganzen sowohl, als einzelne Charaktere haben in beiden Romanen eine auffallende Aehnlichkeit. Die Nachahmung ist nicht sklavisch, doch unverkennbar. Josephine ist das Gegenstück zur Julie, St. Alme zum St. Preux. Unglücksfälle und Treulosigkeit von Freunden bringen den jungen Mann zum Entschluss, die Stadt zu meiden, und sich in eine wilde, gebirgige Gegend zu flüchten. Hier findet er in einer armseligen Hütte ein Mädchen, das ihn mit der Welt und den Menschen aussöhnt. Das erste Entstehen und das Wachsthum der Leidenschaft in beider Herzen, die unschuldigen Freuden und die fröhliche Armuth der Bergbewohner, ihre Geschäfte, Spiele etc. sind auf eine sehr anmuthige und lebhafte Art geschildert. Die Beschreibungen reizender Gegenden und Naturscenen würden dem besten Dichter keine Schande machen. Das Glück des armen St. A. dauert indess nicht lange: ein Brief seines sterbenden Vaters entreisst ihn seinem patriarchalischen Leben. Bey seiner Ankunft findet er diesen todt, und ein ungegründeter, aber starker, Verdacht bringt ihn in ein Staatsgefängniss. Er wird endlich befreyt, und fliegt zu Josephinen, die aber in der Zeit als die Tochter eines Mannes von Stande erkannt worden, und einem Marq. d. V. ihre Hand geben müssen. Nach dem ersten Ausbruch der Verzweiflung, sucht er Zugang in das Schloss des M. und es glückt ihm. Er wird bald der Freund vom Hause, in dem er auch seine Wohnung aufschlägt. Die Geschichte dieses Zeitraums ist sehr interessant: in dem Gemälde der sonderbaren Eifersucht des Liebhabers gegen den Mann kömmt mancher schöne Zug vor, der ganz der Natur abgelauscht ist. Minder glücklich ist die Entwicklung. Der Marq. wird auf eine ziemlich gezwungene Art aus der Welt geschafft, dem alten Liebhaber, der seine Rechte auf J. Herz noch nicht verloren hat, Platz zu machen.

Lidorie ist in einem ganz verschiedenem Geschmack. Der Zeitraum der Geschichte ist die Regierung Carls d. G. Begebenheiten, Sitten, das Colorit der Erzälung ist dem Zeitalter angemessen. Nur zweifeln wir, ob die Einmischung veralteter Wörter und Ausdrücke in die neue Sprache in Frankreich mehr Beyfall finden werde, als ähnliche Versuche deutscher Schriftsteller gefunden und verdient haben. Uebrigens ist die Manier des Vortrags äuserst simpel, und von einer gefalligen Naivität. Man nimmt wahren und innigen Antheil an dem Schicksal der Heldinn, mehr noch als an dem Helden, der sich in der letztern Hälfte zu lange aus dem Gesichte verliert. In den Vorfallen herrscht Mannichfaltigkeit, und die Charaktere sind glücklich contrastirt. Sehr lobenswerth ist das Bestreben des Vf., bey der gegenwärtigen Gährung und fortdauernden Erbitterung seiner Nation gegen den Adel und die Geistlichkeit etwas zur Besänftigung der Gemüther beyzutragen. Die ganze Geschichte ist zu diesem Zweck sehr geschickt angelegt. Sie zeigt, dass nicht alle Gutsbesitzer und Lehnherrn Tyrannen und Blutigel sind, wie sein Cedramont; dass Adel und Ahnenstolz oft blos lächerlich sey, und in vielen Fällen den Unterthanen so gar äuserst vortheilhaft werden können, wie bey seinem Seigneur Comte d. Gueherand; dass es auch viel edle und menschenfreundliche Männer unter ihnen gebe, die ihr Glück im Wohlthun suchen, wie sein B. d. Gallnade. Am besten indess ist der Charakter des Geistlichen (gewiss nicht blos ein Geschöpf der Phantasie) gezeichnet, der die ehrwürdige Rolle eines

Wider-

Digitized by Google

Widerſachers der Gewaltthätigkeit, und Beſchützers der unterdrückten Unſchuld, mit Gefahr ſeines eigenen Lebens, ſpielt. Die Folgezeit muſs es lehren, ob die gänzliche Vernichtung des Adels und Beraubung der Geiſtlichkeit den Segen über das Land bringen wird, den man ſich jetzt im Taumel der Reformationsluſt davon verſpricht. — Die Kupfer, die der Vf. ſelbſt erfunden und gezeichnet hat, ſind ſo fehlerhaft, ſo ſteif und geiſtlos, daſs ſie die artigen Büchelchen mehr entſtellen, als zieren.

STUTTGART, b. Ehrhardt: *Salomo Geſsners Idyllen.* Mit der italieniſchen Ueberſetzung von *Matthäus Procopio*, Prof. d. ital. Sprache an der Herz. H. Karlsſchule. *Erſter Theil.* LXVII. u. 257. S. *Zweyter Theil.* 286. S. 8. 1790. (1 rthlr. 8 gr.)

Geſsner iſt von allen deutſchen Dichtern derjenige, der in Italien noch das meiſte Glück gemacht hat. Schon mehrere hatten es verſucht, ſeine Werke zu überſetzen, allein ihr Zweck war mehr, den Dichter nach dem Geſchmack ihrer Landsleute umzubilden, als ſo viel möglich genaue Copien ſeiner Gemälde zu liefern. Nun ſind zwar wörtliche Ueberſetzungen nicht das beſte Mittel, den Geiſt und die Eigenthümlichkeiten eines Dichters fühlbar zu machen; gleichwohl aber wird der Italiener, dem darum zu thun iſt, Geſsnern ſo genau kennen zu lernen, als ohne Kenntniſs ſeiner Sprache möglich iſt, ſeine Abſicht weit beſſer durch dieſe Ueberſetzung erreichen, als durch die elegantern, aber auch deſto untreuern, Nachbildungen eines *Bertola*, einer *Caminer* u. ſ. w., in denen man oft den Deutſchen vergebens ſucht. Hr. P. hat ſeiner Ueberſetzung das Original zur Seite drucken laſſen, weil ſie nicht blos Italienern einen richtigen Begriff von dem Genius der deutſchen Sprache beybringen, ſondern auch deutſchen Jünglingen die Erlernung der italieniſchen Sprache erleichtern ſoll. Hr. P. überſetzt mit der gröſsten Gewiſſenhaftigkeit: der Sinn des Originals iſt faſt durchgehends richtig, wenn ſchon mit unter auf Koſten der Zierlichkeit, ausgedrückt. Daſs hier und da ein Nebenzug etwas verfehlt worden (z. B. Th. I. S. 192. vi trovò il ridicolo prigionero, den *lächerlich Gefangenen.*) verzeihen wir ihm gern, da wir wiſſen, wie unmöglich es bey ſolchen Arbeiten iſt, die Kenner beider Sprachen ganz zu befriedigen. In der Vorrede ſpricht Hr. P. mit vieler Achtung von der ſchönen Literatur der Deutſchen und vorzüglich von Geſsner, den er nicht nur allen bukoliſchen Dichtern des Alterthums, ſondern, was von einem Italiener noch ungleich mehr ſagen will, allen ſeinen Landsleuten unbedingt vorzieht. Allein er geht auf der andern Seite zu weit: er behauptet, ſelbſt die Anhänger des Alterthums müſsten zwiſchen ihm und Theokrit einen Unterſchied wie zwiſchen *Himmel und Hölle* finden (l'Olimpo e l'abiſſo), ſo bald von guten Sitten, der Kunſt, Theilnahme zu erregen u. ſ. w. die Rede ſey. Wenn dieſer Verſuch Beyfall findet, ſo will Hr. P., (deſſen Stil man, wenn auch ſchon manche Tugend, doch gewiſs die der *Höflichkeit* nicht abſtreiten wird) ſichs zum *gröſsten Vergnügen*, und zur *gröſsten Ehre rechnen*, auch die übrigen Schriften Gs. in gleicher Manier herauszugeben. Dem zweyten Band hat er ein paar Gedichte von ſeiner eignen Arbeit angehängt. Das erſte iſt ein Sonnett auf Hrn. *Schubarts* Befreyung. Der Gedanke des Schluſsterzetts iſt gewiſs ſehr gut gemeynt, aber ſo ſchwankend ausgedrückt, daſs ein böſer Spötter ihn ganz gegen die Abſicht des Vf. deuten könnte:

Ognun eſulta in di sì fortunato;
Jo gemo ſol, però qual meraviglia?
Se parmi in te vedere il mio Torquato!

BERLIN, b. Himburg: *Ewalds Roſenmonde*, beſchrieben von ihm ſelber, und herausgegeben von *Tellow.* 1791. S. 336. 8.

Dieſe empfindelnde und allegoriſche (auf die kurze Zeit, wirklich nur einen Lenz hindurch dauernde, Glückſeeligkeit *Ewalds* hindeutende) Ueberſchrift könnte leicht etwas Geziertes und ekelhaft Süſſes erwarten laſſen; allein das Buch und ſein Vf. verdienen mehr Achtung, als das Lallen jener faden Süſslinge, bey denen man es in den erſten Zeilen ſieht, wie ſie ſich auf die Folter ſpannen, um den Froſt ihres Kopfs und Herzens hinter ängſtlich zuſammen geſuchten Ausdrücken zu verbergen. Der Vf. hat wirklich Gefühl, und weifs Gefühl mitzutheilen; er ſcheint den Charakter eines glühenden und aufbrauſenden Jünglings nicht copirt zu haben, ſondern ſelbſt zu beſitzen. Mit der wärmſten Innigkeit kann er den höchſten Grad des Affects nach der Natur darſtellen. Vielleicht würde ſein Buch aber mehr unterhalten, wenn er nicht vom Anfang bis am Ende faſt immer denſelben ſtürmiſchen Charakter ſchilderte, ſondern, da alles Heftige in die Länge dem Leſer zu läſtig wird, mehr ſanfte und milde Empfindungen eingemiſcht hätte. Der taumelnde Enthuſiasmus der Liebe mit allen ſeinen ſchwärmeriſchen Verirrungen kann in Proſa nicht lebhafter nachgeahmt werden, als hier geſchehen iſt; freylich wird der kaltblütigere Leſer manche Stelle etwas überſpannt finden. Der Herausgeber ſieht ſich genöthigt, einmal S. 243 ſelbſt folgende Anmerkung hinzuzuſetzen: „Wenn man hier und im folgenden dem guten *Ewald* „mit unter ein wenig irre reden hört, ſo muſs man es „ihm zu gute halten. Es ſind Deliria eines Fieberkran„ken; ich hätte dieſes *Gefaſel* freylich wohl ausmerzen „können, allein mein Freskogemälde würde dadurch an „Haltung verloren haben.“ Im Grunde iſt nur der einzige Charakter des *Ewald* mit Feuer und Stärke ausgeführt, alle andere ſind oberflächlich gezeichnet, und dem Leſer zu wenig intereſſant gemacht. Selbſt *Ewalds* Geliebte ſteht in Vergleichung mit ihm zu ſehr im Schatten, welches zum Theil daher rühren mag, weil die Naivität und Einfalt, die ihr beygelegt wird, weniger mit des Vf. Genie übereinſtimmt, als *Ewalds* Ungeſtüm. Die Einfachheit der Handlung, (indem die Entſtehung der Liebe eines neunzehnjährigen Hofmeiſters zu ſeiner funfzehnjährigen Elevinn, die Stufen ihrer Entwicklung, des Kampfs beider Liebenden zwiſchen Unſchuld und Schuld, ihr Briefwechſel, ihre heimlichen Zuſammenkünfte, ihre Gefahren und Hinderniſſe, ihre Entfernungen und Krankheiten den ganzen Inhalt ausmachen) würde noch mehr gefallen, wenn ſie nicht endlich in die Einförmigkeit überzugehen ſchiene. Die vielen eingeſchalteten Ne-

Digitized by Google

benfachen machen den Leſer mehr ungeduldig, als daſs ſie ihm zu einer angenehmen Abwechslung dienten, weil ſie bey aller Natürlichkeit zu unbedeutend ſind. Die plötzliche Entdeckung der heimlichen Liebe, und *Ewalds* ſchnelle Flucht von der Perſon, die er durch längere Liebe unglücklich zu machen fürchtet, machen von S. 238 an die Kataſtrophe aus, die der Leſer zu traurig findet, da die Liebenden bey aller ihrer Schwärmerey doch nicht von der Tugend abgewichen ſind. Nach dieſem Ausgang ſchleppen noch einige Bogen ohne Noth nach, die gar nichts dazu beytragen, die weitern Schickſale der Liebenden aufzuklären. Das Detail der Erzählung hat viel intuitives, das noch mehr gefallen würde, wenn es nicht zu weitläuftig und zu umſtändlich wäre. Findet man in der Ausführung viel richtiges und wahres, ſo findet man auch Stellen, wo der Vf. zu ſehr geſtrebt hat, ſich nicht, wie andere Menſchenkinder, auszudrücken, wo er das Ungewöhnliche und Sonderbare in der Darſtellung und in einzelnen Worten vorzieht. Ein hier und da zu wild aufloderndes Feuer ſcheint einen jugendlichen Vf. zu verrathen, der bey ſeiner erſten Erſcheinung im Publikum lieber zu viel als zu wenig Kraft zeigen wollte, und der (S. 148) das Correcte ſo ſehr haſst, daſs er ſogar die Verbeſſerungen mifsbilligt, die ein *Göthe* in der neueſten Ausgabe ſeiner frühern Arbeiten vorgenommen hatte. Die Sprache geht faſt immer in poetiſche Proſe über, ja häufig hat ſich der Vf. in förmliche Gedichte, die er einſchaltet, ergoſſen, und auch hier nicht bloſs Bekanntſchaft mit Klopſtockiſcher und Stollbergiſcher Phraſeologie, ſondern auch wahre Empfindung bewieſen. Gegen diejenigen, die die Sittlichkeit des Romans bezweifeln möchten, verwahrt ſich der Herausgebet theils damit, daſs er verſichert, *Ewald* habe in ſeinen ſpätern Jahren es ſelbſt für Thorheiten ſeiner Jugend erkannt, theils damit daſs er einen groſsen Theil der Schuld auf die Aeltern ſeiner Geliebten ſchiebt.

Dresden u. Leipzig, b. Breitkopf: *Adolph Wollmann*, nach ſeinem geführten Tagebuche, ein Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Herzens, erſter Theil, S. 320. 8, zweyter Theil, S. 384. 8. 1790.

Abermals ein pädagogiſcher Roman, der Fehler der Erziehung, wie ſie vor funfzig Jahren herrſchten, rügen ſoll! Ueber dieſe Fehler ſelbſt war im Ernſt und im Scherz ſo unzählig viel geſchrieben, die ſchädlichen Folgen derſelben waren ſchon ſo oft gezeigt worden, daſs ein Schriftſteller, der ſo wenig neue Beobachtungen darüber angeſtellt hat, wie dieſer, unmöglich gefallen kann. Seine Geſchichte, die mit dem langweiligen Detail eines mikrologiſchen Tagebuchs das Schüler-, Studenten-, und Informatorleben eines Mannes beſchreibt, der durch alle Hinderniſſe der Dürftigkeit und der ſchlechten Erziehung ſich zu einiger Aufklärung empor arbeitet, — um ſich zuletzt als abgeſetzter Schulmeiſter zu erſäufen, hat in ihrem ganzen Fortgange nichts anziehendes, die Umriſſe der Charaktere ſind ſo matt und ſtumpf, die Züge ſo alltäglich, die Raiſonnemens ſo ſeicht, daſs das Buch unmöglich Glück machen kann. Wie der Witz beſchaffen iſt, durch den der Vf. hier und da die Ausführung beleben will, mögen folgende Stellen lehren: Th. I. S. 40: „Gott der Vater war mir „ein alter, graubärtiger, finſtrer Mann, noch zehnmal „unfreundlicher und zorniger, als der Schulmeiſter, und „meine Einbildungskraft ging ſo weit, daſs ich aus dem „Donner Worte verſtanden haben wollte, und die waren „gewöhnlich: Eifer, Zorn, verdammt, verflucht. „Chriſtus war mir ein guter junger Mann, von dem ich „nichts zu fürchten hatte, und zu dem ich auch deswegen ſelten betete. Und von wegen des heiligen Geiſtes liebte ich die Tauben auſserordentlich, und lieſs „nicht ab, bis mir mein Vater erlaubte, welche zu halten" — Th. I. S. 211: „Dem letzten Schüler in einer „Klaſſe legte man nach hergebrachter Sitte den Namen *Schis* bey, und Wollmann beantwortete die Benennung jedesmal mit Ohrfeigen."

Leipzig, in der Dyckiſchen Buchh.: *Der verliebte Teufel und Ollivier*, ein proſaiſch-komiſches Gedicht, erſter bis dritter Geſang, aus dem Franzöſiſchen, 1791. S. 286. 8.

Ebendas.: *Ollivier*, vierter bis zwölfter Geſang, aus dem Franzöſiſchen. 1791. S. 281. 8.

Es ſind dieſs der *dritte* und *vierte* Band von der, in der A. L. Z. ehedem bereits gerühmten, Ueberſetzung von den Werken des Hn. *Cazotte*, die unter jenen Titeln auch einzeln verkauft werden. Von der Novelle *der verliebte Teufel*, hatte man bereits unter der Aufſchrift: *der Teufel Amor*, eine Ueberſetzung in dem dritten und folgenden Bänden der *Bibliothek der Romane*. Die jetzige neue Ueberſetzung hat viel Lebhaftigkeit und Nachdruck vor der alten voraus, wie aus folgender kleinen Probe erhellen wird:

Bibliothek der Romane.

„Ich wollte dem Abentheuer ein Ende machen. Ich raffte „mich auf. Ich werfe meine Augen auf den Pagen, die ſeinigen ſind an die Erde geheftet, er wird ſichtbarlich roth, „ſein Betragen verräth Verlegenheit und Rührung, endlich „erhalte ich ſo viel über mich, ihn anzureden."

Neue Ueberſetzung.

„Ich war entſchloſſen, dem Gaukelſpiel ein Ende zu machen, und ſammelte mich deshalb einen Augenblick. Ich „ſah dem Pagen, der ſeine Augen feſt auf den Boden geheftet hatte, ſcharf ins Geſicht. Sichtbar überzogen ſich ſeine „Wangen mit Schamröthe. Sein Anſtand verrieth Verlegenheit, aber noch weit mehr Rührung. Kurz, ich gewann „es über mich, ihn anzureden."

Das romantiſche, in Arioſts Manier geſchriebene, Gedicht *Ollivier* erſchien ſchon Halle 1769 in einer deutſchen Ueberſetzung; allein, nicht zu gedenken, daſs der franzöſiſche Vf. in der neuen Ausgabe viele Verbeſſerungen damit vorgenommen, ſo hatte der ehemalige Ueberſetzer den blühenden und leichten Stil des Originals ſehr verunſtaltet, da hingegen der neue Ueberſetzer Ungezwungenheit mit Treue vereinigt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. September 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Yntema: *Proeve over de Herzenen en Zenuwen en eenige derzelver Ziekten, waar agter honderd en vyftig Waarneemingen, door Jacob van der Haar.* Tweede vermeerderde Druck. 1790. mit des Verfaſſers Schattenriſs. 188 S. 8.

Nach *Hallern* ging der fünfte Theil des Bluts nach dem Hirne. (Allein dieſen Satz, den er nachher noch öfters, um darauf zu fuſsen, anführt, iſt ganz offenbar unrichtig, und die Blutmenge viel zu hoch angeſetzt; denn *Monro Obſervations on the nervous Syſtem* pag. 6. behauptet ſchon, dafs nicht der zehnte Theil des Bluts ins Gehirn käme; auch braucht's nur eines flüchtigen Anblicks, um gewahr zu werden, dafs das Hirn kein blutreicher Theil iſt.) — Weder die Lebensgeiſtertheorie, noch die Chorden- oder Saitentheorie ſey wahrſcheinlich. — Die Hirnmaſſe beſtünde weder aus Zellſtoff, noch aus Gefäſsen, ſondern nach allen möglichen Durchſchnitten zeigte ſie ſich weich, fein, käſeartig, gallertartig und ſchleimig, oder, wie es die Alten nannten, als ein Parenchyma. — Es ſey anmerkenswerth, dafs das Wort *Hirn* nirgends in der Bibel vorkomme, welche doch des Herzens und der Nieren erwähne. — Einige nannten es ziemlich poetiſch *een vorſt — de woonplaats der onſtervelyke Zeele — ruſtende en gebiedende op eenen elpenbeenen troon* — „Einen Fürſten — Wohnung der unſterblichen, auf einem elfenbeinernen Throne ſitzenden und gebietenden Seele.“ — Die Hirnmaſse ſondere einen anſehnlichen Theil Feuchtigkeit ab, der, da er nicht verdünſten kann, auf eine einfache Art in die Hirnhöhlen durchſickert. — Die Natur und Wirkung des Hirns könne aus kränklicher Beſchaffenheit, z. B. durch Betrachtung bey Verwundungen, beſſer, als durch die feine Zergliederung begriffen und gelernt werden. (Wir dächten, man müſſe beides vereinigen.) — Die *Vita corporea* oder *Natura actuoſa* fange im verlängerten Mark an, und werde durch das Rückenmark und durch die Nerven im ganzen Körper verbreitet. — *Buffon* habe durch artige und merkwürdige Beweiſe dem Zwergfell den Mittelpunct des Gefühls zugeſchrieben; (worinn ihm aber niemand Beyfall geben konnte.) — Dem Einwurf, dafs Thiere und Kinder ohne Kopf und Hirne gebohren werden, und doch leben, fühlen und ſich bewegen, ſucht er durch die Vermuthung zu begegnen, dafs man nicht allemal unterſucht habe, ob nicht dieſen Mangel etwa ein vergröſsertes Rückenmark oder etwas anders erſetzt habe. (Rec. hat mehreremale den Fall unterſucht, und verſchiedentlich mit dieſem Mangel zugleich einen Mangel des Rückenmarks, nie aber ein vergröſsertes Rückenmark gefunden.) — Nach ſeinen Begriffen könne wohl Schmerz ohne Pein (*pyn*), aber nicht wohl Pein ohne Schmerz ſtatt finden, ſo wie Thiere wohl Pein, aber nicht Schmerz, leiden. — Inwendige angenehme und unangenehme Wahrnehmungen glaube man nicht ſowohl im Hirne, als vornemlich im Mittelpuncte des Leichnams zu fühlen; und ſelbſt leichte Affecte (*aandoeningen der Gemoeds*) wirkten oft augenſcheinlich auf die Nieren, wo auch die Bibel den Sitz der Affecte beſtimmt, ſo dafs ſie den Harn wie eine Fontaine austrieben. Er nenne die Nerven *Hirnadern* (*Herzenaderen*) oder *Gefäſse, welche nicht hohl, ſondern mit einem feinen markigen oder ſchwammigen vom verlangerten Rückenmark entſpringenden Weſen angefüllt, und geſchickt ſind, den eyweisartigen Schleim des Hirns eben ſo, wie die Arterien das Blut in allen Theilen des Körpers zu verbreiten. — Dieſe ſchleimige Hirnmaſſe diene, um das fühlende Mark zu ernähren und zu beſchützen.* Daher ſchwelle ein gedruckter oder unterbundener Nerve freylich nur langſam an; daher erfolgen auf Nervenverletzungen erſt nach einigen Tagen Zufälle, und die Natur rette durch einen ſtarken Schweifs; daher helfe auch, nach ſeiner Erfahrung, Opium und kaltes Bad hier ſo kräftig. — *Das dünne Schleimweſen, welches ſich durch den ganzen Körper, und ſelbſt um die Muſkelfaſern, finde, ſcheine ſelbſt vom Hirne oder Rückenmarke mittelſt der Nerven abſtammende Hirnmaſſe zu ſeyn. Es ſey fein und flüſſig; hänge in den Zwiſchenräumen eines äuſserſt feinen Zellſtoffs; und gehe durch das Athmen und die dadurch im Hirne, und wahrſcheinlich ſelbſt im Rückenmark und in den Nerven veranlaſste Bewegung ins Rückenmark und in die Nerven über, bis an die äuſserſten Enden des Körpers;* doch ſey dieſe Bewegung ununterbrochen gleichmäſsig, aber unendlich langſamer und ſchwächer, als der Lauf des Arterienbluts. Dieſe Bewegung verurſache alſo die Abſcheidung und Verbreitung der Hirnmaſſe, die Veränderung der Empfindungsnerven, die Wirkung der Muskeln, und die Ernährung, oder: Ernährung, Gefühl und Bewegung. — Ob nun gleich das Hirn durch den ganzen Körper verbreitet iſt, ſo iſts darum nicht nothwendig, auch die Seele durch den ganzen Körper verbreitet anzunehmen. — Die Hirnmaſſe (wir zweifeln ſehr, dafs dies ächte wahre Hirnmaſſe iſt,) wachſe nach Verwundung und Verluſten oft ſehr ſchnell wieder nach. — Die Schwämme der feſten Hirnhaut entſtünden bloſs nach äuſserlichen Quetſchungen, und erſt, nachdem die gefährlichſten Zufälle vorüber ſind. — Diät, Abführungen, kühles Verhalten, abſorbirender trockner Verband, und Vermeidung von heftigem Athmen ſeyen die beſten Mittel dagegen. Aetzmittel und Druck ſchaden. Nicht zur Abſonderung von

Lebensgeiſtern, ſondern zur Bildung eines ſchleimigen Stoffs werde der fünfte Theil Blut erfodert

Wir wollen von hier an zur Abkürzung und beſſern Ueberſicht der Anzeige der nächſtens anzuzeigenden Schrift von Hn. *Vos* die Argumente geradezu, wie Hr. *Vos*, numeriren. — *Alſo erſtes Argument.* — Von der Arterie hange wohl das Leben eines Theils, aber ſchlechterdings nicht ſeine Ernährung ab; dieſe komme von dem oft beſchriebenen Nervenſaft. — *2tes Arg.* — Dieſes lehrten durch vorgängige Convulſionen gelähmte Füſse, in welche noch genug Blut, auch mit gleicher Schnelligkeit, komme. Starker Blutantrieb ſcheine eher Theile mager, als ſtark zu machen (*te voeden*). — *3tes Arg.* — Kinder mit geſpaltenem Rückgrate ſeyen mager und lahm, und ſterben nach dem Durchbruch und Ausfluſs des Hirnſtoffs abgezehrt. *4 und 5tes Arg.* — Gott habe deshalb Thieren- und Menſchenfrüchten einen groſsen Kopf und viel Hirn gegeben; daher litten Kinder auch an Hirn- und Nervenkrankheiten, und dieſes ſey auch die wahre Urſache, dafs die meiſten Kinder im dritten und vierten Jahre ſterben. Hiob X, 10. habe einen beſſern und höhern Begriff von der Bildung der Menſchenkinder, als die gegenwärtigen Sterblichen, gehabt. — *6tes Arg.* — In den erſten zwölf Tagen nach der Geburt werde der Kopf eines Kindes kleiner, und nicht gröſser, weil vielleicht durch's Athmen eine ſtärkere Bewegung im Hirne und Verbreitung der Hirnmaſſe verurſacht werde. Aus dem Hirne kommen die Wurzeln der ernährenden Nerven, wie die Pflanzenwurzeln aus der Erde, nur in umgekehrter Richtung, dieſe von unten nach oben, jene von oben nach unten. Deshalb wachſen nach der Geburt die Füſse am meiſten. — *7tes Arg.* — Raubthiere freſſen deshalb zuerſt das Hirn ihres Raubes, z. B. unſere Katzen. *8tes Arg.* Er glaube den Genuſs von gekochtem oder gebratenem Hirne für Abzehrende vortheilhaft geſehen zu haben. Junge Aerzte ſollten die Hirne verſchiedener Thiere durch Kochen, Trocknen u. ſ. f. unterſuchen; dies ſollte wahrſcheinlich nutzlicher ſeyn, als alle Namen der Hirntheile zu kennen. — *9tes Arg.* — Dafs das feine Hirn- und Rückenmark alſo zum Gefühle und zur Bewegung, das Schleimartige hingegen zur Ernährung geſchickt ſey, komme ihm mehr als gewifs (*zeker*) vor. — *10 u. 11tes Arg.* — Aus einem Fehler oder Schärfe dieſes Nervenſchleims laſſe ſich das Abmagern beym Hüftwehe und bey veneriſchen Knochenſchmerzen erklären. Gegen den Rheumatismus frigidus gebe er ſeit einigen Jahren mit dem beſten Erfolge Vinum emeticum mit Opium, oder Opium mit Ipecacuanha. *12 und 13tes Arg.* — Auch das Podagra, die Bleycolik, Hemiplegie, die Lähmung, welche man in Indien *Peribert* nennt, beſtünde vielleicht in einer Schärfe dieſes Nervenſtoffs; ſo auch die Hypochondrie und Melancholie mit und ohne Materie; dieſe beſtünde in zu vielem und zu dickem, jene in zu dünnem und zu wenigem oder zu ſcharfem Nervenſtoff; ſo auch — *14tes Arg.* die Tabes dorſalis und Diabetes. — *15tes Arg.* — Die engliſche Krankheit: dieſe ſey gleichfam ein Oedema des Hirns, auf welche bisweilen eine Aſcites Cerebri, ſo wie das Anſchwellen der Epiphyſen, ebenfalls nemlich ein Oedema der Knochen, folge. Der Waſſerkopf, die Spina bifida, oder Hydrorachitis ſind auch Krankheiten des Hirns und Rückenmarks; ſo auch die ſogenannten Milchverſetzungen, wogegen er ſtärkende Mittel mit flüchtigem Hirſchhornſalze anräth; in der veralteten Gelbſucht ſey vielleicht dieſer Saft ſauer; die vornehmſte Urſache der Aſphyxie bey Erſtickten und Ertrunkenen ſey der ſtockende (*verdoofd*) Nervenſaft; dieſer Saft werde ganz aus den durchſchnittenen Nerven, z. B. des ſogenannten Pferdeſchweifs, ausgetrieben.

Die folgenden vortreflichen mediciniſchen und chirurgiſchen Wahrnehmungen fänden ſich zwar gröſstentheils in den *Nieuwe Algemeene Vaderlandſche Letteroefeningen* vom J. 1788; doch erſchienen ſie hier vermehrt. Wir wollen die vorzüglichſten ausheben. Die erſten dreyſsig betreffen Drüſenkrankheiten. Nächſt den Pocken ſeyen die Scropheln die gemeinſte Krankheit; ihre Urſache ſey dunkel. Die Milch einer veneriſchen Amme ſtecke den Säugling nicht an. Auſser einem angebornen Keime ſey ihre Haupturſache in der erſten Auffütterung der Kinder zu ſuchen, nemlich in der Mehl- oder Brodpappe. Rohe Eyerdotter mit vier Gran Weinſteinſalz und Zucker gemiſcht und Fleiſchbrühe ſeyn ſehr heilſam. Viele ſterben an der Phthiſis ſcrophulota vor dem ſechs und dreyſsigſten Jahre. China nütze zwar, aber ſchade auch bisweilen, indem ſie das Aufbrechen der Geſchwulſt befördere. Bisweilen ſah er Nutzen von Calomel mit Sulphur auratum, wozu er in der ſcrophuloſen Phthiſis, Angina, oder im ſcrophuloſen Aſthma noch Opium oder Aſa foedita ſetzte, oder Turbethum minerale mit Lakritzenſaft; bisweilen half Stahl mit Myrrhe, oder China. Unguentum Baſilicum mit rothem Präcipitat ſey in ſchwärenden Scropheln das beſte äuſserliche Mittel; trocknende Mittel ſchaden. Cicuta könne nichts helfen. Sommers ſah er mehr Hautkrankheiten; Winters mehr Scropheln. — Swieten verwirre irrig Scropheln mit Scirrhus. — Scropheln nemlich pflanzen ſich nicht durch Berührung noch Beyſchlaf, ſondern durch Generation fort. — Leberverhärtungen ſeyn bey Gelbſüchtigen ſcrophulös, nicht ſcirrhös; und müſsten innerlich und äuſserlich mit Queckſilber behandelt werden. — Die Hypochondrie und Melancholie mit Materie hänge von Drüſengeſchwülſten ab. (Wahrlich nicht immer.) Er gebraucht Turbethum minerale dagegen. — Lungenſucht ſey nicht anſteckend, aber wohl erblich. — Es ſey unerweislich, dafs die geſitteten Menſchen mehr Krankheiten, als wilde, litten. — Pferde und Schaafe leiden auch an Scropheln; ſo die Schweine an Finnen. — Kinder, mit dicker Brod- oder Milchpappe gefüttert, müſsten ja ganz begreiflich dickere Bäuche bekommen, als ſaugende. Gegen den Kopfgrind der Kinder kenne er kein beſſeres Mittel, als eine Salbe aus Pix liquida und Serum ovillum. — Gegen die ſcrophulöſe Augenentzündung gebraucht er Spiritus dicoctu und China, und äuſserlich eine Auflöſung von Opium oder Queckſilberſalbe. — In gewiſſen Schwämmchen der Zunge (*Dauworm van de Tong*), wovon er die Urſache nicht kenne, habe ihm ein ſtarkes Chinadecoct, mit Elixir vitrioli im Munde gehalten, einige Dienſte gethan; gegen den Schmerz hiebey aber habe er nichts beſſers, als rohen Eyerdotter mit trocknem Stärkemehl vermiſcht, gefunden. — Scrophuloſe Brüſte werden oft für ſcirrhöſe angeſ-

Digitized by Google

angeſehen, und als ſolche weggenommen; allein Scropheln ſeyn nie ſo hart, als Scirrhen. Er habe von einer Salbe aus zwey Unzen Olivenöl, einer halben Unze Spiritus ſalis ammoniaci volatilis, der er zwey Drachmen Kampher zuſetzte, und die er zweymal des Tags einreiben lieſs, guten Nutzen geſehen. — Der Mutterkrebs ſey oft ſcrophulös. — Männer und Frauen, die in der Jugend an Scropheln, Ausſchlägen und Flechten litten, wurden im Alter von einem unerträglichen Jucken an den Geſchlechtstheilen geplagt, welches durch eine Salbe aus rothem Präcipitat, mit ſtarkem Eſſige vermiſcht, doch erträglich wurde. Ein gleicher Ausſchlag zeige ſich auch unter der Naſe und am Kinne. — Hartnäckige Flechten an den Händen wichen noch am erſten aufs Einreiben obiger Salbe aus Pech; und ſeyen vermuthlich auch ſcrophulös. Adſtringirende Mittel ſind höchſt ſchädlich. Die Psarthrocaca ſey eine verdrieſsliche ſcrophulöſe Krankheit, welche gerne die Enden der Knochen, ſo wie die veneriſche, das Mittlere der Knochen, angreift. Nie habe er das Nagelglied, aber oft genug die beiden andern Glieder, der Finger davon angegriffen geſehen. Man ſollte hier zeitig öffnen, ſobald ſich Feuchtigkeit verräth; ſie wie ſchwärende Scropheln behandeln, und mit unguentum e pice verbinden. — Zeit, Natur und ſtärkende Mittel vermögen in Scropheln mehr, als alle geheime Mittel. — Er habe in 74 Jahren Lebenszeit nie ein Kind bis ins zwölfte oder vierzehnte Jahr mit vollkommenen Zeichen einer angebornen, oder auf eine andre Art erhaltenen, veneriſchen Krankheit geſehen. Er habe freylich Geſchwürchen u. ſ. f. geſehen, welche wie Chancres ausſahen; allein ſie wichen ſchnell auf die Präcipitatſalbe, ohne allen innerlichen Gebrauch von Queckſilber. (Heilt man denn nicht jetzt die meiſten veneriſchen Uebel durch äuſserlich gebrauchtes Queckſilber?) Man halte oft Scropheln für's veneriſche Uebel. — In Scropheln brauche er überhaupt Calomel, Kermes mineralis, Sulphur auratum, Antimonium mit Traganth zu Pillen gemacht; und kommt ein abzehrender Huſten dazu, ſo ſetze er noch Opium bey; oder, nach Beſchaffenheit der Umſtände, Tartarus emeticus, China, Myrrhen, Stahl, Eiſenvitriol, flores Salis ammoniaci martiales Theerwaſſer, Kalkwaſſer, Brechwein in kleinen Gaben. Auch brauche er wohl Opium äuſserlich bey ſcrophuloſen und ſelbſt bey Krebsgeſchwüren. Er halte ſich für ſehr glücklich, wenn er von zwey weitgekommenen Scrophelkranken Einen herſtelle. Entzündungen des linken Auges ſeyen gemeiner und verderblicher zu heilen, als Entzündungen des rechten; auch erblinde das linke Auge öfter. Bey chroniſchen Augenentzündungen thäten zwey bis drey Blutigel vortreflicher, als wiederholte Aderlaſſe. — Auch Laudanum liquidum helfe dabey äuſserlich und innerlich gebraucht vortreflich. — *Hydrocele* komme öfter auf der linken Seite, *Sarcocele* auf der rechten Seite vor. — Hinken und Brüche ſehe man öfter auf der linken Seite. — Lange Menſchen litten verdrieſslichere Schwärungen, als kurze; mittlere Perſonen ſeyen die geſundeſten. Bey der Retroverſio uteri iſt bisweilen der männliche dem weiblichen Katheter vorzuziehen. — Beym Vorfall der Schelde, des Uterus, oder der Harnblaſe ſey ein Schwamm in Alaun oder Brandwein getaucht, und täglich angebracht, das beſte Mittel. (Eine ſehr ſchätzbare Bemerkung!) — Frauen, welche am Vorfall des Uterus, oder Männer, welche an groſsen Darmbrüchen leiden, können ſehr alt werden. — Wenn nach einer ſchnellen Geburt der Uterus wegen einer Atonie ſtark blutet, ſey das Einbringen eines in ſtarken Brandwein getauchten Schwamms oder Stück Linnens das beſte Rettungsmittel. — Ein Delirium lacteum bey Kindbetterinnen verliere ſich oft ſchnell durch neue Schwangerſchaft. Ausleerungen taugen nichts dagegen, ſondern ſtärkende Schweiſsmittel, Hirſchhorngeiſt, Kampher und Vermeidung aller Säuren. — Ein Arzt machte auf beiden Seiten die Paracenteſis in den ſchwangern Uterus, den er für eine Bauchwaſſerſucht hielt, ohne allen Schaden. — Bey Blaſenſtich nach *Fleurants* Methode ſolle man mit der übers Schaambein gelegten flachen Hand die Blaſe gegen den Maſtdarm drücken. — Blutbrechen erfolge erſt auf die Verhärtung und Vergröſserung der Milz, — und kalte geronnene Milch, oft und wenig gebraucht, ſey das beſte Mittel im Blutbrechen. — Um Entzündung des Bluts wahrzunehmen, müſſe man es in einem tiefen Gefäſse, welches beynahe eben ſo warm, als das Blut, iſt, auffangen und langſam erkalten laſſen; ſonſt zeigt es ſelten, vorzüglich im Winter, ſeine geronnene Kruſte, ſondern bleibt ein ganz feſtes Weſen. — Erfrierungen an Händen und Füſsen haben allezeit eine verborgene innere Urſache. — Krätze entſtehe allezeit durch Anſteckung; heile daher auch nie durch innere, ſondern allein durch äuſsere, Mittel. — Sie heile ſchnell durch eine Salbe aus gleichen Theilen Schwefel, Schweinfett und gemeiner grüner Seife, welcher er, des Geruchs wegen, etwas Cajaputöl zuſetzt. — Die natürliche Anſteckung der Kinderpocken offenbare ſich beynahe niemals vor dem Verlauf von drey Wochen, die der eingeimpften zwiſchen dem ſiebenten und eilften Tage. Maſern, welche ſich früh den dritten Tag ſchon zeigen, ſeyen gutartiger, als die ſpäter erſcheinenden. — Eine Salbe aus Schweinfett und Weinefſig verhüte beym Zuſammenflieſsen ſehr juckender Pocken Narben, und nutze auch bey leichter Verbrennung, bey der Roſe, Hämorrhoiden und erfrornen Gliedern. Auſser den gewöhnlichen Zeichen verriethen ſich auch bey Kindern Würmer durch eine geſchwollene oder geborſtene Oberlippe und Naſe. — Der Blaſenſtich ſey oft eine weit leichtere Operation, als das Einbringen des Katheters. — Zwey bis drey Löffel voll Oleum Ricini mit einem Eyerdotter, Zucker und Waſſer vermiſcht, thaten Wunder bey Leibesverſtopfungen, Bleykolik, eingeſperrten Darmbrüchen, Steinen in den Gallengängen oder Uringängen, vor allem aber bey Würmern, auch beym Bandwurm, nachdem man vorher Polypodium gab. Bey ſchmerzhaften Knochengeſchwüren könne er faſt ohne obige Miſchung aus Calomel, Goldſchwefel, Kermes, Tartarus emeticus, Ipecacuanha und Opium nichts ausrichten. — Im kalten Brand der Zehen, wogegen *Pott* Opium anrathe, habe er Wein mit Nutzen brauchen laſſen. Sehr wichtig und auch durch unſere eigene Erfahrung beſtätigt iſt der Rath, beym kalten Brande nicht eher zu amputiren, bis die Natur die Scheidung deutlich gemacht hat, ſonſt folge der Tod. — Opium ſey ein göttliches Mittel in allen ſchmerzhaften Wunden, Geſchwülſten, Brüchen, Verbrennungen, ſo auch nach ſchmerzhaf-

ten Zufällen, nach niedergedrücktem oder ausgezogenem Staar. Beym blofs liegenden Beinfrafs taugen trocknende Pulvertincturen nichts, fondern das Unguentum e Pice mit rothem Präcipitat. — Eine auswärts verrenkte Kniefcheibe brachte er fehr leicht mit dem Daumen zurück, als er dem oberwärts gebogenen Kranken den Schenkel dem Kopf nähern liefs. — Eine für einen Krebs gehaltene Gefchwulft der Zunge heilte nach Ausfchärung einer Fifchgräte. So hielt man eine Waffer blafe in der Bruft für einen Scirrhus. Er felbft habe einen venerifchen Chancer an der Unterlippe irrig für einen Krebs weggenommen. — Ein feidener Faden habe zum Abbinden von Polypen Vorzüge vor dem filbernen Drath. — Gegen den krummen Hals habe das Aachenfche Dampfbad allein geholfen, nachdem er alles vorher, felbft den Schnitt, fruchtlos verfucht hatte. — Im Anfange helfe das Einreiben der flüchtigen Salbe. — Einen in den Wulft der Harnröhre gerathenen ftarken Stein ftiefs er durch einen weiblichen Katheter zurück, erweiterte den Gang durch Saiten, worauf den 24ften Tag der Stein ausfchwor. — Leute, welche rund um grofse oder hohe Gebäude wohnen, und einen mehr als freyen Zugang von Luft und Wind genieffen, fo auch Müller, Fifcher, Jäger werden fehr alt. — Bewohner von hohen trocknen Plätzen litten blofs durch die Hitze im Nachfommer am Rothlauf. — In der Bruftwaffersucht fand er etlichemal das Turbethum minerale mit Kampher vortreflich. — Er bediene fich feit 40 Jahren mit dem beften Erfolge der Pillen aus rohem Queckfilber mit Terpenthin und Süfsholzpulver. — Mit dem Aderlaffen bey Ertrunkenen und Erftickten folle man vorfichtig feyn. — Er fah ein Stückchen gefchmolzenes Pech auf der Hornhaut fo feft kleben, dafs man es nicht durch Inftrumente, aber wohl durch Baumöl, wegbrachte. — Im Wurm am Finger folle man blofs das vorderfte Stück des Nagelglieds abfchneiden, und den Reft zu erhalten fuchen. — Schwamm lothrecht, nicht horizontal oder queer gefchnitten, fey das befte blutftillende Mittel. — Kaltes Waffer mit Eflig, vernünftig gebraucht, mache *Goulard's* und *Theden's* Mittel unnöthig. — Thedens Schufswaffer werde wahrfcheinlich bald vergeffen werden. — Einige Tage vor der Operation der Hafenfcharten follte man mit einem vereinigenden Verbande die Theile einander zu nähern fuchen. — Der Kopfgrind arte zuweilen in ein abfcheuliches Localübel aus, gegen welches das einzige Mittel das Ausziehen der Haare mit den Wurzeln durch ein Pechpflafter fey. — Kreide abforbire beffer, als die künftliche Magnefie, die Säure bey Kindern. — In entfetzlichen Zermalmungen der Knochen, durch Gewichte u. f. f. oder Schiefsgewehr habe er kaltes Waffer mit Eflig, nebft krampfftillenden Mitteln und kühlenden Abführungen, vortreflich gefunden. — An mehrern Stellen eifert er gegen Balfame und Salben; fo wie er dagegen Seidelbaftrinde bey trockenem fcrophulöfen Huften, Auszehrung, Drüfengefchwülften, Augenentzündungen und andern Krankheiten anpreift. — Bey fchleichenden Krankheiten habe er blofs aus dem Bodenfatz im Abendurin verborgenen Eiter erkannt. — Kinderpocken heilen die Krätze nicht. — Er fah venerifches Uebel, Krätze und zufammenflieffende Pocken gepaart; jede Krankheit ging ihren eigenen Gang, und müffe für fich geheilt werden. — Er kenne kein fichereres Schweifsmittel, als Vinum emeticum mit Tinctura Opii gemifcht. — Rübenöl fey bey wunden Bruftwarzen fehr gut, nebft Purgiermitteln. — Die Hundswuth brach bey Einem den drey und funfzigften, beym andern von demfelben Hunde an demfelben Tage gebiffenen den fieben und funfzigften Tag aus. Beide ftarben. — Scarification des Hodenfacks oder der Beine half fchnell in der Waffersucht bey jungen ftarken, nach der Operation Wein trinkenden, Perfonen, hingegen bey alten wurden die Stellen brandig. — Alaun mit Kampher nehme nebft gelben Rüben den Geftank bey Gefchwüren weg. Durch Alaun habe er Darmkrämpfe, die dem Opium nicht wichen, geftillt. — Beym Carbunculus und Anthrax und ähnlichen Abfterbungen vertraue er mehr auf den innern Gebrauch von Wein, als auf irgend ein anderes Mittel. — Künftliche After habe er ganz einfach durch Vermeidung alles deffen, was dicken Koth machte, Klyftiere und ein Bruchband geheilt. — *Campers* Bruchbänder zieht er allen andern vor. — Erweiterungen durch Darmfaiten feyen bey allen Fifteln unvergleichlich. — *Ranula* habe er durch Auffchneiden und eingefprützte Tinctura Myrrhae oder Tinctura Succini geheilt.

Den Befchlufs macht: *Etwas übers Retten Ertrunkener.* — Man follte fich vorzüglich bemühen, den Süllftand des Herzens durchs Reizen der Nerven zu heben. Man follte gegen die Fufsfohle mit einem Brettchen fchlagen, befonders den Rückgrat reiben und wärmen, und mit einer flüchtigen, mit Kampher verfetzten, Salbe fchmieren. Auch würde er vorfchlagen, durch fchickliche Mittel alle übrigen Nerven der Sinne zu reizen, z. B. durch wohleingerichtete Elektricität. Wir verfprechen uns davon nicht viel, da fchon *Haller* Elem. Phyfiol. Tom. 4. p. 527 fagt: *In Cor Nervis nihil eft poteftatis.*

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Hilfcher: *Prima linguae hebr. elementa* in ufum praelectionum fuarum *denuo* edidit et *brevem inftitutionem ad linguam chaldaicam* adjecit Dr. *Ern. Guil. Hempel*, in Acad. Lipf. Th. P. O. 1789. 159 S. 8.

Mag nach feiner Localbeftimmung, befonders da die Empfehlung der Kürze hinzukommt, immer auch feinen localen Nutzen haben. Von Verbeffserung der alten künftlichen und fchwerfälligen Methode haben wir gar wenige Spuren gefunden. Der Anfänger wird hier noch gar reichlich *de figuris grammaticis* und noch überflüffiger *de accentibus* unterhalten!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. September 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Zetterberg: *Kongl. Vetenſkaps Academiens Nya Handlingar.* Tom. XI. för Månaderne Oct. Nov. Decembr. år 1790. mit 2 Kupfertaf. — Tom. XII. för år 1791. för Månaderne Jan. Febr. Mart. (*Neue Abhandlungen der königl. ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften* für d. J. 1791. Erſtes Quartal.) 79 S. 8. mit Kupfern und 2 Tabellen.

Der eilfte Band enthält folgende Abhandlungen: 1) Verſuch zur nähern Beſtimmung der ſonderbaren Gattung von Würmern, die man Vorticelle nennt. Linné nahm dieſe Gattung anfangs theils unter Iſis, theils unter Sertularia auf, hernach ſahe er ſie, wie ſie auch wirklich iſt, für eine neue Gattung an, und nannte ſie Vorticella. Allein man rechnete ganz von einander verſchiedene Thiere dazu, indem einige frey und einfach, andere an einem Stamme vereinigt ſind. Aus erſtern hat man unter dem Namen Ecliſſa mit Recht eine eigne Gattung gemacht, die allein an 74 verſchiedene, ſchon bekannte, Arten unter ſich begreift. Letztere aber hat den Namen Vorticella behalten. Ihre Kennzeichen ſind ſehr deutlich: *corpus ſtirpiforme, ſtirpe fixa faſciculata aut ramoſa; capitulis prominentibus ſupra truncatis, contractilibus diſco retuſo, ore centrali.* Die mehreſten Arten ſind ſo klein, daſs ſie mit bloſsen Augen gar nicht beobachtet werden können. Der Stamm oder Stiel derſelben ſitze allezeit im Waſſer an einer Pflanze, einem Schalgewürm, oder einem Inſekt feſt. Sie können doch ihren Stiel, ſo wie ihre daraus hervorſchieſsende Zweige, bewegen. Die Köpfe an den Zweigen fallen im Waſſer nach und nach ab, ſchwimmen und leben im Waſſer, ohne den Stiel, woran ſie ſaſsen, mitzunehmen; vermuthlich geſchieht dies am Ende ihrer kurzen Lebensperiode. Hr. M. theilt dieſe Gattung, die er im Schwediſchen Wurmlilie (*Maſklilja*) nennt, in Vorticella faſciculata ſ. umbellata und ramoſa. Zu erſtern rechnet er: *Vort. Encrinus, ſtirpe ſimpliciſſima, contorta oſſea, capitulis radiis octo pennatis*; der Franzoſe nennt ſie *Polype de mer en bouquet.* Sie iſt die gröſste von allen, man findet ſie mehr als 100 Faden tief um Grönland; *Vorticella conglomerata, ſtirpe ſummitate ramoſa capitulis glomeratis limbo eroſo dentata*, im oſtindiſchen Meere; *V. umbellaria, ſtirpe ſaepius umbellata, capitulis globoſo — ſubpyriformibus, ore annulo ciliato cincto; V. ovifera, ſtirpe umbellato — ſubcymoſa, laeviuſcula, pedunculis ſimul oviferis capitulis pedicello retortili glomeratis obovatis truncatis, limbo utrinque ciliato.* Ein Stamm davon kann wohl 100 Köpfe haben, die eyförmigen Körper unberechnet; *V. polypina, ſtirpe umbellato ſubcompoſita, rigida, ſquamoſa capitulis oblongo ovatis ſummitate ſuboblique truncatis.* Trembley hat ſie beſonders beobachtet. Dieſe Abhandlung wird künftig fortgeſetzt werden. 2) Inſectenkalender für das J. 1790. von *Cl. Bjerkander.* Die Tage, wann die angeführten Inſecten vom April bis im Oct. zum Vorſchein gekommen, und bisweilen auch, wann ſie in Puppen verwandelt worden, werden angegeben; mit Anmerkungen, beſonders die Larven derſelben betreffend. 3 Ein Inſtrument zur Verfertigung perſpectiviſcher Zeichnungen, erfunden und beſchrieben von *H. Holmbom.* Das beygefügte Kupfer macht alles deutlich. 4) Nachricht von einem von einer Rehkuh, die mit einem Widder gepaart worden, gezeugtem Baſtard. Es war ein Weibchen, und glich völlig der Mutter, nur daſs deſſen Haar nicht ſo weich und fein, ſondern kraus und zottig, wie des Vaters war. Es ſtarb jung durch einen Zufall. 5) Von einer Waſſerſucht des Herzbeutels mit phyſiologiſchen Anmerkungen von *J. Weſtring.* Der Patient hatte ſeine Geſundheit durch ſtarke Getränke verdorben, ward im October 1789 von einer Apoplexia ſeroſa befallen, und nachdem er davon geheilt worden, von einer beſchwerlichen Engbrüſtigkeit geplagt, ſo daſs er nie gut, beſonders auf den Seiten, höchſtens nur bisweilen auf dem Rücken, liegen konnte. Er ſtarb den 16 März 1790 in groſsem Elend. Bey der Leichenöffnung waren die Lungen hart und ſcirrhös. Der Herzbeutel ſowohl als das Herz waren gewaltig groſs. Wie er geöffnet ward, war die Haut ſehr dick, und man fand ungefähr drey Quart bräunlichtes Waſſer darinn. Das Herz war doppelt ſo groſs als gewöhnlich, und voller Polypen. Dieſe Krankheit gehört unter die ſeltnern, die wegen der zweydeutigen Kennzeichen ſchwer zu erkennen ſind. Hn. *Senac's* angegebne Kennzeichen ſind unſicher; und Hr. *W.* bemerkte bey dieſem Patienten nichts von dem von *Senac* als pathognomiſch angegebenem Herzklopfen. 6) Nachricht von einem Foetus, der nach Verlauf von zwey Jahren durch ein in der Gegend des Nabels entſtandenes und aufgebrochenes Geſchwür, wobey die Gedärme zerriſſen waren, und die Excremente durch dieſe Oeffnung ausfloſſen, ſtückweiſe herausgezogen wurden. Die herausgenommenen Knochen ſind in Kupfer abgebildet. Die Mutter ward dennoch geheilt, und erhielt ihre völlige Geſundheit wieder. 7) Eine ſeltene Angina Suppuratoria, bemerkt in Carlscrona 1790. von *A. H. Florman*, M. D. u. Adj. der Akad. zu Lund. Dieſe Krankheit war doch von einer ähnlichen noch etwas verſchieden, die *Morgagni* in ſeiner Abhandlung *de cauſis et ſedibus morborum per anatomen indagatis*, anführt. Der Hr. Vf. beſchreibt alles genau, was er im Schlunde bey der Section des Patienten gefunden. Ein Eiterſack in

dem hintern Theil der Luftröhre bewirkte die Erſtickung des Kranken. Die vom Eiter angegriffenen Ränder der Cartilago circoidea waren offificirt u. ſ. w. Alle drey Kranke waren Matroſen, und der Vf. fällt daher darauf, ob nicht etwa das gewöhnliche ſtarke Schreyen und Rufen ſolcher Leute bey ihren Arbeiten zu dieſer Krankheit Anlaſs geben könne. Am Schluſs iſt ein Verzeichniſs der der Akademie geſchenkten Bücher, Naturalien u. ſ. w. angehängt. Das wichtigſte bleibt immer ein ganzer Hof, Bergielund mit allen dazu gehörigen Häuſern und darinn befindlichen Sammlungen, welche der verſtorbene Prof. *Bergius* nebſt einem Capital von 100,000 Th. SM. zur Einrichtung einer ökonomiſchen Gärtnerſchule im Teſtament ausgeſetzt hat, und welches Vermächtniſs unter der Diſpoſition der königlichen Akademie ſtehen ſoll.

Der 12te Band enthält 1) die Fortſetzung der Unterſuchung des Hn. *A. Modeer* zur nähern Beſtimmung der Gattung der hier ſogenannten Lilienwürmer *(maſkliljor) Vorticella.* Hier kommen vor: 6) *Vorticella Anaſtatica: ſtirpe paniculato (undulatim flexo) retortili; capitulis obovatis, truncatis;* die Franzoſen nennen ſie *Corallines à Polypes en bouquet.* 7) *Vort. Pyraria: ſtirpe ramoſa, capitulis obovato — ſubobconicis, apertura ciliis utrinque duobus; Spallanzani* nennt ſie vergleichungsweiſe: *animaux arbres.* 8) *V. Crataegaria: ſtirpe brevi ramoſo; capitulis globoſis, apertura cilio utrinque unico.* 9) *V. fraxinina: ſtirpe breviſſimo ramoſo; capitulis tereti-ſubobconicis, diſco a latere inciſo ſubcordato, cilio utrinque gemino.* 10) *V. operculatia: ſtirpe ramoſa, ramis ſubarticulatis: capitulis ovalibus, ore piſtillo porrectili operculiformi.* 11) *V. Berberina: ſtirpe ramoſa ſubumbellata; capitulis ovalibus, apertura mutica.* 12) *V. digitalis: ſtirpe ramoſa; capitulis tereti-ſubobconicis, diſco a latere inciſo ſubcordato.* 13) *V. racemoſa: ſtirpe longa, rigida, pedunculis longis racemoſis racemis retortilibus.* 14) *V. gemella: ſtirpe pedunculis geminis, retortilibus; capitulis ſphaericis.* 15) *V. ſtellata: ſtirpe repente quibusdam racemoſo, pedunculis erectis; capitulis decemfidis.* 2) Verſuche über die Läuterung des rohen Salpeters durch Kohlengeſtübe, von *J. Gadolin.* Unter den vorgeſchlagenen Mitteln, den Salpeter von aller anklebenden Fettigkeit zu befreyen, war bisher wohl ein Zuſatz von Alaun das ſicherſte; aber es war im Groſsen koſtbar, und der Salpeter kann dadurch leicht etwas Vitriolſäure erhalten. Hr. *Lowitz* in Petersbursburg *inventa nova de vi dephlogiſticante carbonum*, worinn er deutlich wies, dafs man durch Kohlen, Weinſteinſäure, Brandwein und viele andere Materien von der anhängenden Fettigkeit und andern Unreinigkeiten befreyen könnte, brachten den Vf. auf die Gedanken, dies auch bey der Reinigung des rohen Salpeters zu verſuchen, und die angeführten Verſuche zeigen, dafs es ihm damit geglückt ſey; eine wichtige Sache, da bey der Bereitung des Pulvers ſo viel auf die Reinigkeit des Salpeters ankommt. Er bediente ſich dabey des Geſtübes von Kohlen von gebranntem Fichtenholz, die frey von Aſch waren; aber auch andre Kohlen können dazu, wenn ſie nur gehörig gebrannt ſind, gebraucht werden. Er nahm auf jedes Pfund Salpeter 2½ Loth Geſtübe, glaubt aber, dafs man im Groſsen noch weniger dazu gebrauchen könne. 3) Meteorologiſche Obſervationen, von *J. Tornſten.* Sie ſind in Jemtland unter dem 60ſten Gr. der N. B. innerhalb 4½ J. angeſtellt, und zeigen in zwo Tabellen den Unterſchied zwiſchen der Morgen- und Mittagswärme, das Medium von Wärme und Kälte des Morgens und Mittags, ingleichen die kälteſten Morgen und die wärmſten Mittage in jedem Tertial eines Monats. 4) Witterungstabellen in Weſtgothland, vom J. 1757 bis mit 1790, von *Cl. Bjerkander.* Der Hr. Vf. glaubt, dafs dieſe Tabellen ſchon die Beſchaffenheit der Witterung vorausſagen laſſen, (woran Rec. doch zweifelt, um ſo mehr, da ſo viele verſchiedene Dinge, die wohl ſelten zugleich auf völlig einerley Art exiſtiren, darauf Einfluſs haben,) und meynt daher, dafs, wenn man dergleichen von 100 und mehr Jahren habe, man mit Sicherheit werde vorherſagen können, wenn es klar Wetter ſeyn, wenn es regnen und ſchneyen werde. Auch wenn Nordſcheine, Sonnenkronen, Gewitter, Sturm u. ſ. w. geweſen, iſt auf den Tabellen bey jedem Tage bemerkt. 5) Anmerkungen über die Multiſection der Cirkelbögen oder ihre Theilung in gleiche Theile, von *Fr. Mallet.* Es wird hier nur eine kurze Formel, die zu einer bequemern Methode dient, angegeben, nemlich wenn der Halbmeſſer = 1; ſo iſt der Sin. n A = 2 Cof. A. Sin. n − 1 A = Sin. n − 2 A, und der Cof. n A = 2 Cof. A Cof. n − 1 A − Cof. n − 2 A. 6) Verſuch mit Waſſerbley und der Reduction ſeiner Erde; fünfte Fortſetzung, von *P. J. Hjelm.* Um einen reinen Waſſerbleykalk zu erhalten, wird das Waſſerbley in Tiegeln aufs beſte geröſtet, im flüchtigen Laugenſalz aufgelöſet, und auf die hier beſchriebene Art behandelt.

Basel, b. Schweighäuſer: *Kleine redneriſche Aufſätze von Jünglingen für Jünglinge*, veranſtaltet vom Verfaſſer der Aphorismen zum Denken und Handeln. 1790. 248 S. 8.

Der Herausgeber, der ſich unter der Vorrede *Feiner* unterſchreibt, hatte einen doppelten Bewegungsgrund, warum er die kleinen Declamationen, die ſeine Zöglinge unter ſeiner Aufſicht ausgearbeitet, dem Publicum verlegte. Erſtlich glaubte er, dafs mancher Lehrer ſich dadurch aus der Verlegenheit helfen könnte, Themata zu Ausarbeitungen anzugeben, ſolche nemlich, die den Fähigkeiten der Jünglinge ganz angemeſſen wären, als in welchem Stücke man bey ſolchen Stilübungen insgemein zu fehlen pflege. Indeſſen ſcheint es uns doch, dafs auch bey gegenwärtigen Aufſätzen die gewählten Materien nicht immer mit den Kräften junger Leute übereinkommen. So wird z. B. die Sitten der alten und der jetzigen Deutſchen zu vergleichen, zu viel Kenntniſs der Geſchichte und der jetzigen Menſchen erfodert, als dafs ein Anfänger darüber etwas erträgliches ſagen könnte, er müſste es denn andern Schriftſtellern nachlallen. Eben ſo iſt Patriotismus ein zu weit umfaſſendes Thema für ihn, wenn er darüber etwas mehr als redneriſche Floskeln vorbringen ſoll. Die Malerey und Muſik S. 47. zu

vergleichen, ist ein Geschäft, wovon der Vf. selbst sagt, dass es die geübtesten Aesthetiker in Verlegenheit setze. Gegen das Theater (S. 154.) würden wir einen Jüngling desto weniger declamiren lassen, weil selbst Männer in der Bestimmung von der Sittlichkeit desselben gefehlt haben. Paradoxe Themata, wie S. 32. wider die Musik, S. 174. wider die Wissenschaften, und S. 181. wider die Erfindung der Buchdruckerkunst, würden wir gar nicht aufgeben, weil sie nur zu Sophisterey und leerem Geschwätz verleiten. Hr. *F.* thut wohl, dass er nur selten scherzhafte Aufsätze verfertigen lässt, weil hier Uebungen von dem, dem die Natur kein Talent zu scherzen verliehen, noch weniger helfen, und weil man diese Art bey Aufsätzen minder nöthig hat; allein bey solchen Vorübungen würden wir auch nicht wie S. 137. den Esel haben loben lassen. Solche gar zu oft bearbeitete Gegenstände, wie S. 227. das Lob des Landlebens, verleiten zu Nachahmungen Am schicklichsten sind unstreitig solche Themata, wie S. 23. der frühe Tod eines Mitschülers. Wenn der Herausgeber aber glaubt, dass dergleichen Vorübungen junger Leute noch nie wären gedruckt worden, so hat er sich der drey Bände von den *Jugendfrüchten des Theresianum* zu Wien u. a. nicht erinnert. — Zweytens meynt er, dass sein Buch ein Lesebuch für Jünglinge seyn solle, und doch gesteht er selbst, dass die Ausführung nichts weniger als Muster sey, folglich werden die Jünglinge allemal besser die grossen Muster der Beredsamkeit selbst studiren. Bey der grossen Kürze der Aufsätze (eine Lobrede auf Joseph II nimmt drittehalb Seiten ein,) ist es nicht anders möglich, als dass entweder nur ein superficieller Gemeinsatz aufgestellt, oder einige hin und her schweifende Tiraden hingeworfen sind. Dass der Herausgeber die Namen der Jünglinge bey jedem Aufsatze hinzugefügt, kann nur dazu dienen, sie eitel und autorsüchtig zu machen.

Stuttgart, auf Kosten des Herausgebers: *Monatliche Unterhaltungen zum Unterricht und Vergnügen der Jugend beiderley Geschlechts.* Erstes Bändchen, mit Kupfern und musikalischen Beylagen. 1790. 360 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Ohne irgend einen festen Gesichtspunct zu haben, ohne sich ein bestimmtes Alter, oder ein gewisses Maass von Fähigkeiten zu denken, ohne zu überlegen, ob ein Lehrer das Werk zu seinem Leitfaden brauche, oder die Jugend sich selbst daraus unterrichten soll, schreibt der Herausgeber ein Gemengsel einzelner abgerissener Rhapsodien aus allerley Wissenschaften und aus allerley Büchern, die er zum Theil nennt, zusammen, und sucht sich nicht einmal das Verdienst eines besonders fasslichen Vortrags, oder einer angenehmen Einkeidung zu erwerben. Da man jetzt für jede Wissenschaft ein und mehrere der Fähigkeit der Jugend angemessene Bücher aufzuweisen hat, so sind solche vermischte Sammlungen, wie diese, zumal, wenn der Sammler sich weder durch Auswahl, noch Darstellung besonders auszeichnet, sehr überflüssig. Geographie, Weltgeschichte, Biographie, Geschichte der Erfindungen, Geschichte der Länderentdeckungen zur See, römische Alterthümer, Mythologie, Physik, Naturgeschichte, Arithmetik, Oekonomie, Religion, moralische Erzählungen, nützliche Lehren und — Räthsel sind die Rubriken, die hier mit einander abwechseln, und bey deren Unerschöpflichkeit das Werk so lange dauern kann, als das Publicum kaufen mag.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Utrecht*, b. Paddenburg: *Cornelius Joannes Vos* Specimen physicomedicum inaugurale *de Nutritione* inprimis *Nervosa*. d. XI Junii 1789. 108 S. 8. — In der Vorrede schildert er die grossen Verdienste des Hn. *van der Haar* um sein Vaterland. — So lange der Mensch im Uterus lebt, werde er auf eine dreyfache Art ernährt: 1) durch den Mutterkuchen; 2) durch verschlucktes Schaafwasser; 3) durch das durch die Haut eingesaugte Schaafwasser. — Seine Absicht sey, zu untersuchen, ob ausser der Ernährung durch die Arterien auch durch die Nerven Ernährungsmaterie den Theilen zugeführt werde. — Zuerst untersucht er, ob sich Spuren der Theorie des Hn. *van der Haar* über die Ernährungskraft der Nerven in den Schriften der ältern und neuern Aerzte finden. Zu unsern Zeiten habe kaum jemand daran gedacht. (Allein *Arnemann* und *Monro* sprechen ausdrücklich davon.) — Oliva Sambuco, eine gelehrte Dame, schrieb schon, dass der Mensch ein Baum sey, welcher seine Wurzel im Hirne hätte: so auch unter den Aeltern Glisson, Charleton, G. Ent, G. Cole, Vieussens, Willis, Blancard, Craanen, Blasius, und unter den Neuern: Heister, Simson, Swieten, Geisweit, Gasnier, Santorini, Ferret, Kinneir, Georgi, (und wir müssen hinzu setzen, Hr. von *Haller* selbst, der im 418. §. der Primarum Linearum Physiologiae sagt: *Quaeritum est, quo Spiritus abeat a cerebro submissus. Pars forte exhalat, partem suspicor ad fibram adhaerescere, ita fieri, ut cum exercitatione musculi invalescunt, torique crassiores fiant,*" ungeachtet freylich dieses seinem 385. §. geradezu widerspricht.) — *Im 2ten Abschn.* stellt er die gesammelten Gründe der ältern Physiologen für diese Theorie auf. — Im *3ten Abschn.* untersucht er die Art, wie sich die Ernährung durch die Nerven erklären lasse. Erst wie man sich im Allgemeinen diese Ernährung durch die Nerven ehedem vorstellte, nemlich dass die Nervengeister nach ihrem verrichteten Dienst sich anlegten. Dann kommt er auf die Hypothese von *van der Haar*, und stellt seine Argumente unter funfzehn Numern zusammen. — Im *5ten Abschnitt* führt er die Gegner dieser Theorie auf: Kulmus, Braun, Craanen, Verheyen, Haller, (welcher zwar im 385. §. dieser Theorie widerspricht, sie aber doch im 418. annimmt,) Haase, Whytt, Marherr. — Drauf geht er *van der Haars* Gründe durch. *Van der Haar* habe freylich seine Gründe so eingerichtet, dass, wenn die Vordersätze wahr wären, allerdings die Nerven zur Ernährung dienen müssten. So nehme er 1) den Saft, der sich in den Nerven bewegen solle, gerade so an, als er zur Ernährung schicklich ist, nemlich gelatinös lymphatisch. 2) So lasse er sich die Materie in den Nerven langsam bewegen. 3) Liesse sich für diese Ernährungskraft der Nerven noch sagen, dass, je mehr Nerven ein Theil besässe, er desto besser ernährt würde; dass daher Muskeln stärker ernährt, und ihr Verlorengegangenes ersetzt würde, da hingegen nervenlose Membranen langsam nachwüchsen; dass daher bey der Wassersucht der Körper oberhalb abmagere, weil es dann dem Hirne an gallertartigem Nahrungsstoffe fehle. — Allein gegen den von *van der Haar* angenommenen Bau des Hirns liesse sich einwenden:

Digitized by Google

Schon *Markerr* erinnere, dafs *Haller* die Menge des ins Hirn kommenden Bluts viel zu hoch annähme. — Wenn *Haar* viel schleimiges und gefäfsloses im Hirne finde, so drücke er sich nicht bestimmt aus, ob er vom grauen oder markigen Theile, von den Nervenröhrchen oder Blutgefäfsen spreche. S. 27. läugne er die Blutgefäfse im grauen Theil, die doch *Ruysch* und *Albinus* deutlich gezeigt hätten, und die auch so leicht selbst im Marke zu zeigen sind. Daraus, dafs er keine Gefäfse sah, folge gar nicht, dafs es keine gebe. Parenchyma hiefse bey den Alten extravasirtes Blut; um diesen Namen zu verdienen, sey aber das Hirn zu regelmäfsig gebaut. Die Feuchtigkeit in den Hirnhöhlen würde ja durch die deutlichen Arterien des Aderngeflechts abgeschieden. Die Bewegung des Hirns, die man nach Wegnahme eines Schädelstücks wahrnehme, sey nicht ganz natürlich, da sie sich bey einem kleinen Trepanloche nicht einmal zeige; folglich auch, wenn der Schädel ganz ist, nicht statt fände; auch sich diese Bewegung nur bey heftigerm Athemholen zeige. (Dieses setzt er sehr gründlich und umständlich aus einander.) Die geringe Bewegung, welche das ganz natürliche Hirn hätte, sey zur Bewegung jener Materie durch die Nerven, welche so vielen Druck und so viele Widerstände erlitten, nicht hinreichend. Die Geschwulst eines unterbundenen Nervens käme von der zwischen seinen Hüllen und ihrer Marksubstanz enthaltenen lymphatischen, von *Cotunni* beschriebenen Feuchtigkeit. — Gegen das Zeugnifs aller Sinne läugne H., dafs die graue Hirnmasse organisirt sey. Wenn man auch annehme, dafs die Seele sich im Hirne finde, so behaupte man ja noch nicht deswegen, dafs dieses immaterielle Principium durchs ganze Hirn vertheilt seye. — Gegen das *Erste* Argument (Siehe No. 249. die Anzeige von *van der Haars* Schrift,) erinnert er, dafs *Valsalva*, *Brunner* und *Haller* das Gegentheil gesehen hätten. Die Unverletztheit der Nerven gehört zwar zur Ernährung, hängt aber nicht zunächst von ihnen ab. (Man kann noch hinzusetzen, dafs die Ernährung ja eigentlich in einem blofs fortgesetzten erweiterten Leben bestehe. Was also das Leben erhält, ernährt auch. Ist nicht Nahrung blofs Lebensunterhalt?) — Gegen des *Zweyte*. Es fragt sich, ob auch das in die Glieder kommende Blut gehörig beschaffen sey; und welche Gewalt hätten nicht bey den Zuckungen alle Theile, selbst die Knochen, die ja bisweilen sogar davon zerbrachen, folglich auch die Arterien gelitten? — Gegen das *Dritte*. Bey solchen Kindern litte die ganze Beschaffenheit des Bluts (der Fehler ist ja auch zugleich mit einem Fehler in den Knochen und in der Haut verbunden; folglich leiden nicht blofs die Nerven. Und dann müfsten ja die Nerven gänzlich unnütz seyn, wenn ihre Fehler keinen Schaden dem übrigen Körper brächten.) — Gegen das *Vierte*. Hier sey der Schluss nicht richtig; denn in eben dem Verhältnisse ist ja das Herz, sind ja die Nierenkapseln, die Thymus gröfser. Der Wohnsitz der Seele müfste ja wohl am frühesten fertig seyn. (Dies Argument ist nicht richtig. Denn der Mensch müfste alsdann am schnellsten oder am meisten wachsen, da er das gröfste Hirn hat: ferner, wenn die Nerven ernährten, so müfste das Hirn im Verhältnifs der nachherigen Gröfse seyn; allein dieses ist gerade nicht; denn einige Thiere, z. B. Mäuse, haben ein grofses Hirn und einen kleinen Körper: Pferde hingegen ein kleines Hirn und einen sehr grofsen Körper. Ferner ist es gar nicht selten, dafs sehr wohl genährte Kinder ohne alles Hirn geboren werden. Auch traf man das ganze Hirn in Ochsen durch einen Knochenauswuchs aufgerieben an, ohne dafs der Ochse an Ernährung litt.) Ferner erreicht das Herz nach *Hallers* Beobachtung bey Menschen und Thieren viel früher, als ein anderer Theil, seine Vollkommenheit; also kann es auch besser zur Ernährung dienen. — Gegen das *Sechste*. Theils sey diese Beobachtung nicht beständig, weil das Kind im Mutterleibe nicht immer einerley Lage hat; theils müsse sie enders erklärt werden. In den letzten Tagen der Schwangerschaft nemlich liegt das Kind mit dem Kopfe nach unten, in welchem sich daher Feuchtigkeiten ansammeln; nach der Geburt ändert sich die Lage des Kopfs, und der Kopf entschwillt. Aus dem durch die Unterbindung der Nabelschnur veränderten Kreislauf lasse sich das schnelle Wachsthum der Füfse des Kindes nach der Geburt gar wohl erklären. Da das Athmen allein diese Nervenmaterie forttreiben soll, so entsteht die Frage, wie es damit im ungebornen Kinde aussehe; da hier an eine solche Forttreibung nicht zu denken ist, so folgt, dafs die Ernährung nicht durch Nerven geschieht, sondern, da das Kind durch das Blut im Mutterleibe ernährt wird, so kann es auch nach der Geburt durch selbiges ernährt werden. — Gegen das *Siebente*. Dafs nicht alle Thiere sich zuerst ans Hirn machen, sondern einige an die Eingeweide, ans Blut, an die Knochen u. s. f. Einige Völker in Asien und Afrika lieben über alles die Haut des Nashorns, und werden davon gut genährt. (Die Quantität Hirn ist auch wohl zu wenig, die ein Raubthier aus seiner Beute erhält.) — Gegen das *Achte*. Dafs schon Galenus lehre, dafs das Hirn unverdaulich sey, und, (wie wir auch aus Erfahrung wissen,) leicht Ekel und Erbrechen errege. — Gegen das *Neunte*. Es sey ja noch immer die Frage, wie dabey das Blut beschaffen ist. — Gegen das *Zehnte* und *Eilfte*. Das Hüftweh bestünde vielmehr nach *Cotunni* in einer Verderbung des Safts zwischen den Nerven und der Scheide. Bey der Atrophie müsse sich allerdings der Blutlauf ändern; zudem könnte wohl der Blutlauf in den grofsen Arterienstämmen noch ziemlich ordentlich, in den kleinen Arterien hingegen unordentlich seyn. Auch das Blut selbst ist ja wohl bey diesen Gelegenheiten verdorben. — Gegen das *Zwölfte* und *Dreyzehnte*. Beym Podagra pflegen vor dem Paroxismus die Füfse anzuschwellen. — Gegen das *Vierzehnte*. Die Tabes dorsalis sey ja eins dem Saamenverluste, und dem häufigen groben zähen Schweifs, öligen Urin, und innern verstellten Eiterungen, aus den beschädigten Lungen ganz begreiflich, ohne jenen Nervensaft zu dünne einzunehmen. — Gegen das *Funfzehnte*. Keine Krankheit kenne man fast besser, als die Rachitis. Es ist gar nicht wahr, dafs in dieser Krankheit das Hirn fast immer wässerig ist. Es sey doch sonderbar, dafs nach *Haars* Hypothese gerade die Theile abmagerten, welche viele Nerven hätten; diejenigen hingegen, die fast keine hätten, lebhaft fortwüchsen. Auch müfsten, wenn eine Zuströmung des Nervensafts die Ursache der Erweichung wäre, diejenigen Theile zuerst erweichen, welche die meisten Nerven hätten.

Zuletzt erinnert er noch sehr richtig im Allgemeinen gegen Hn. *van der Haars* Hypothese: 1) dafs es Theile gäbe, welche ohne Nerven doch gut ernährt würden, z. B. die Knochen. 2) Die Verschiedenheit des Nahrungsstoffs müfste nach den verschiedenen Theilen verschieden seyn, z. B. knochenartig für die Knochen. Wie käme es also, dafs Arterien verknöchern, und nicht die Nerven, welche doch, nach dieser Hypothese, den Knochensaft führen müfsten. 3) Habe man ja gut genährte Kinder ohne Hirn geboren werden gesehen, wo also doch offenbar die Ernährung durch die Arterien erfolgte. 4) Aus dieser Hypothese folge, dafs die Theile, die aus dem Hirne Nerven empfingen, euch besser ernährt würden, als die, welche ihre Nerven vom Rückenmark hätten; ferner, falls auch die Nerven des Rückenmarks ernährten, so könnte sie doch wenigstens durch's Athmen in ihnen nicht fortgetrieben werden. 5) Was sollte endlich das Blut nützen, wenn die Nerven ernähren? *Van der Haar* gebe selbst zu, dafs die Arterien das Leben der Theile erhielten; was thäte aber die Arterien zum Leben, wenn sie nicht eben die Ernährung besorgte? *Also ernährten die Arterien und nicht die Nerven den Körper*, ungeachtet freylich damit gar nicht der Einfluss der Nerven auf die kleinen Blutgefäfse, und in so ferne ihre Wirkung zur Ernährung nicht geläugnet wird.

Im Ganzen finden wir diese Schrift so gründlich und gut geschrieben, dafs, da sie fast alles über diese Frage erschöpft, wir kein Bedenken tragen, sie als klassisch zu empfehlen. — Auch hören wir, dafs Hr. Professor *Luchtmanns* der wahre Verfasser derselben ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. September 1791.

LITERARGESCHICHTE.

NÜRNBERG u. ALTORF, b. Monath und Kufsler: *Neue Beyträge zur Literatur, beſonders des ſechszehnten Jahrhunderts*, Freunden der Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeſchichte gewidmet, von *Ge. Theod. Strobel*, Paſtor in Wöhrd. Zweyten Bandes 1ſtes und 2tes Stück. 1791. Jedes Stück 13 Bogen. in 8. (1 Rthlr.)

Hr. St. ſchränkt, wie bekannt, ſeinen gelehrten Fleiſs inſonderheit auf die Geſchichte des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts ein, und bearbeitet mehr einzelne Gegenſtände, als das Allgemeine. Durch dieſe ſeinem Lieblingsſtudium geſetzte Grenzen wird die Sammlung ſeiner Bemerkungen deſto reichhaltiger, wovon die angezeigten beiden Stücke ein neuer Beweis ſind. Von dem Inhalte des erſten Bandes iſt oben No. 70. S. 555—559 geredet worden.

Das erſte St. des II. B. enthält folgende Aufſätze: 1) *Esrom Rüdingers Leben u. Schriften*, S. 1—78. Er war 1523 zu Bamberg gebohren. Joachim Camerarius, ſein Landsmann, bey welchem er in Leipzig wohnte, trug wahrſcheinlich ſchon in Nürnberg, und nachher zu Leipzig, am meiſten zu ſeiner Bildung bey. Nachher wurde er Schwiegerſohn deſſelben, und blieb ſein beſtändiger Vertrauter. Erſt lehrte er auf der Schulpforte, hernach, als er heyrathete, und folglich in der Pforte nicht länger bleiben durfte, blieb er einige Jahre Privatlehrer zu Leipzig, 1549 ward er Rector in Zwickau, 1555 Profeſſor der Phyſik zu Wittenberg, 1574 kam er als Anhänger Melanchthons, auf dem Landtag zu Torgau, in Inquiſition, und flüchtete, worauf er 1575 bey den Waldenſern in Mähren die Aufſicht einer neuen Schule zu Eybenſchütz übernahm. Er ſtarb 1590 zu Nürnberg. Man ſtöſst in dem Leben bisweilen auf Kleinigkeiten, die eine ſtrengere Auswahl weggelaſſen haben würde; aber gründlich iſt alles. Das angehängte Schriftenverzeichniſs giebt von dem Inhalte und von der Geſchichte der Schriften genauere Nachricht. *Procli Hypotypoſin aſtronomicarum poſitionum*, S. 78. welche Rüdinger überſetzt hat, wünſcht Hr. Str. durch die Gefälligkeit anderer Gelehrten kennen zu lernen, da er ſie bis jetzt nirgends auftreiben können. (Hr. St. hätte billig anführen müſſen, woher er die Notiz von dieſer Rüdingerſchen Ueberſetzung genommen habe, um hiernach beurtheilen zu können, ob ſie zuverläſſig ſey.. In *Fabricii* B. G. Vol. VIII. p. 518. finden wir die ausdrücklichen Worte: „Procli Hypotyp. Aſtron. poſition. latine vertit Ge. Valla 1498 f. — *vertit etiam Esromus Rüdingerus, Bambergenſis, Joach. Camerarii gener.*" Allein da es eine ſonderbare Unternehmung geweſen wäre, bald nach Valla eine neue Ueberſetzung zu machen, und weder *Fabricius*, noch *Weidler* in Hiſt. Aſtron., noch *Scheibel* in ſeiner Aſtron. Bibliographie, eine beſtimmte Nachricht von dem Buche geben konnten, ſo zweifeln wir an der Exiſtenz deſſelben.) 2) *Von einem Hülfsmittel, Schriften, die ohne Ort und Drucker erſchienen ſind, näher zu beſtimmen.* S. 79—128. Das vorgeſchlagene neue, oder wenigſtens bis jetzt vernachläſſigte und ungebrauchte Mittel, ſind die *willkührlichen Verzierungen auf dem Titelblatte*, die entweder unmittelbar unter dem Titel, wie jetzt die Buchdruckerſtöcke angebracht ſind, oder den ganzen Titel auf den Seiten umſchlieſsen. Titelverzierungen, welche in ihrer Bedeutung ſo bekannt ſind, als die Namen der Buchdrucker ſelbſt; z. B. die Wapen oder Monogrammen derſelben, die Wapen von Regenten oder Städten, die Wapen der Verfaſſer, ingleichen ſolche Verzierungen, welche der Inhalt des Buchs an die Hand gegeben hat, und die folglich dieſem allein eigen ſind, ſchlieſst der Vf. von der vorgeſchlagenen typographiſchen Charakteriſtik ganz aus. Erſtere ſind entſcheidende Wahrzeichen für ſich; die letztern aber, um ihres individuellen Gebrauchs willen, ſind gar nicht charakteriſtiſch für die übrigen Arbeiten einer Officin. Die Rede iſt folglich bloſs von ſolchen Figuren und Vorſtellungen, die ein Buchdrucker willkührlich gewählt, und *ausſchlieſsungsweiſe* in mehrern ſeiner Werke gebraucht hat. Sind dieſe nicht durch Verleihung, Tauſch, Kauf, Erbſchaft u. ſ. w. an andere gekommen, welches nur ſelten der Fall ſeyn konnte, ſo bezeichnen ſie ſehr entſcheidend die Bücher einer einzelnen Werkſtätte. Um nun durch ſie auf den beſtimmten Namen des Druckers und Druckorts geleitet zu werden, giebt der Vf. folgende Maasregel: „unbeſtimmte Druckſchriften, *die einerley Titelverzierungen haben*, zeichne man ſo lange auf, bis man endlich eine darunter entdeckt, bey welcher Drucker und Druckort *ausdrücklich* genannt iſt." Etwas Ungewiſſes und Schwankendes behält dieſe Unterſuchung freylich, welches der Vf. auch S. 88 ff. nicht verſchweigt, allein ſie führt wenigſtens oft auf gewiſſe Spuren, und belohnt die Mühe des aufmerkſamen Beobachters noch überdieſs durch mancherley andere Notizen, die ſie ihm zuführt. Sogar ſind jene Titelverzierungen oft von artiſtiſchem Werthe. Eine beygefügte Sammlung von Beyſpielen, die nach der alphabetiſchen Ordnung der Städte geordnet iſt, erläutert das vorgeſchlagene Entdeckungsmittel, und zeigt den Gebrauch und Nutzen deſſelben. Die übrigen Kennzeichen, welche Typen, Papierfiguren u. ſ. w. an die Hand geben, behalten ihren Werth für ſich, und können gemeinſchaftliche Hülfe leiſten. 3) *Melanchthoniana*, S. 129—146. Sie enthal-

ten Folgendes: 1. An der Disputation mit D. Eck 1519 habe Melanchthon durchaus gar keinen Antheil gehabt. Er selbst sage: *Lipsicae pugnae otiosus spectator in reliquo vulgo sedi.* (Indessen da die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller und vertrauter Freunde Melanchthons das Gegentheil sagen, z. B. Winshemii in or. funebri, so bleibt wenigstens wahrscheinlich, dass Mel. ausser dem Streite für den Streit gearbeitet, und Luthern durch seinen Beyrath unterstützt und vorbereitet habe.) 2. Die allgemein verbreitete und geglaubte Anekdote, Melanchthon habe nicht predigen *können*, er habe einst vor Töpfen gepredigt, und nachher gesagt: *Köpfe sind keine Töpfe*, sey eine von seinen Feinden erdichtete, ganz falsche Legende. Er habe nicht predigen *wollen*. Im übrigen sey bekannt, dass er alle Sonntage den zu Wittenberg studirenden Ungern und andern der deutschen Sprache unkundigen Ausländern Predigten gehalten, auch gar oft vor den ansehnlichsten Versammlungen unerschrocken und mit grosem Beyfalle geredet und disputirt habe. 3. *Anfragen wegen dreyer Schriften*, die Melanchthon *betreffen*, oder ihn zum *Verfasser haben sollen*. a) Aderlassen Philippi von Osiander; b) Melanchthonis Antitheses papisticae et evangelicae doctrinae, latin., germ., gall., hisp. et italice; c) Pasquillus contra Dom. Philippum. (Asinarius.) Hr. St. wünschet von der Existenz und Beschaffenheit dieser drey Schriften nähere Belehrungen. — 4) *Lectum supra canonem de consecr. dist. III. de aqua benedicta spectabilis viri D. Lamperti de nigro monte cet.* Diese im *Stylo epistolarum obscurorum virorum* abgefasste satyrische oder vielmehr *scurrilische* Schrift vom geweihten Wasser ist nach einem zweifachen Abdrucke derselben, von 1543 und 1556, mit Bemerkung der Abweichungen, hier wiederholet worden. Die Seltenheit macht sie wichtiger, als der Inhalt.

Das zweyte Stück besteht aus zehn Aufsätzen: 1) *Nachricht von den ersten griechischen Drucken in Wittenberg*, S. 211—234. In dem 15ten Jahrh. hatten zwar viele Städte in Deutschland schon Druckereyen; aber nur wenige waren mit griechischer Schrift versehen, daher weist Deutschland aus dem 15ten Jahrh. fast nichts zur griechischen Literatur auf. Sogar im 16ten Jahrh. sind griechische Bücher in Deutschland noch immer Seltenheiten. Hr. Str. liefert hier eine Nachricht von den ersten griechischen Drucken in Wittenberg, und wünscht, dass Andere auf ähnliche Art die ersten griechischen Druckerdenkmäler anderer Städte beschreiben mögen. Wittenberg bekam erst nach 1502, da die Universität gestiftet worden war, eine Druckerey; allein sie hatte blos deutsche und lateinische Schriften. Als 1518 Melanchthon dahin berufen wurde, ersuchte er nebst Luthern den Kurfürsten, für Errichtung einer griechischen Officin zu sorgen, und dieser bewilligte ihr Gesuch. Melch. Lotther, der jüngere, brachte mit seiner Officin recht gute griechische Schrift aus Leipzig nach Wittenberg. Hr. St. liefert ein Verzeichniss der 9 ersten griechischen Bücher, die ohnfehlbar alle Melanchthon herausgegeben hat. Hr. St. hat, wie man erwarten kann, allerley literarische Notizen beygefügt. Auch die Vorreden sind wieder abgedruckt worden, weil sie manches Merkwürdige enthalten, und die Bücher selbst Wenigen in die Hände kommen. 2) *Viti Winshemii* Orat. funebr. *in obitum Phil. Melanchthonis*, S. 237—280. Die Rede ist ohne alle Kunst abgefasst; treuherzige Erzählung und natürlicher Ausdruck des Gefühls. Man wird bey diesem Miniaturgemälde gerne noch verweilen, wenn man schon die detaillirte Schilderung eines Camerarius durchstudirt hat. 3) *Anzeige von Schriften auf den Tod Melanchthons*, S. 281—298. 71 einzelne Schriften, die Hr. St. alle selbst besitzt. Ein Theil derselben ist merkwürdig durch die beygefügten Bildnisse Phil. Melanchth. davon Rec. bey Hn. St. eine eigene Collection gesehen hat, deren Betrachtung er durch mancherley Bemerkungen und Anekdoten unterhaltend zu machen wusste. 4) *Recension von Phil. Mel. Epigrammen*. S. 299—318. Urtheile verschiedener Gelehrten von Mel. Dichtkunst und Anzeige der Ausgaben. 5) *Einige* (10) *ungedruckte Briefe Melanchthons*, S. 319—334. An Veit Winsheim, Leonh. Stöckel, Theob. Billican und Lor. Moller. 6) *Einzelne literarische Bemerkungen*, S. 337—350. 1. Beyspiele von ungewöhnlich oft wiederholten Auflagen von Melanch. Schriften in *einem* Jahre. Seine Annott. in Matth. sind 1523 *fünfmal*, die in Joh. *siebenmal* gedruckt worden. 2. Etwas zur Geschichte des Worts *Aufklärung*, aus *Ge. Mylii* Synopsi Comoediae Misnicae, Jen. 1593. 4. 3. Dass kein Römischkatholischer ein erhörliches Vaterunser beten könne, sey längst vor Götze schon behauptet worden. 4. Ulr. Zwingli Urtheil vom Diensthandel mit Menschen. 5. Luther sey der Vf. der Wittenb. lateinischen Bibel vom Jahr 1529 f. 6—7. Ein Paar höchst ungezogene Verfolgungsanekdoten. 7) *Streitigkeit zwischen Alex. Alesius* und *Chph. v. d. Strasen 1542, über den Satz*: quod fornicatio simplex non sit peccatum, S. 351—374. 8) *Beytrag zur ältesten Beichtgeschichte Nürnbergs, 1531.* S. 377—390. Es sind einige ausgestellte Bedenken über Privat-, Beicht-, auch Melanchthons und Luthers Absolutionsformeln. 9) *Recension zweyer satyrischer Schriften auf D. Eck*, S. 391—404. Sie sind nicht in dem feinsten Geschmack abgefasst. 10) *Nürnbergisches Verbot, die Aufrührischen nicht zu dulden*, S. 405—413. Ein Beytrag zur Geschichte des Bauernkriegs im Nürnbergischen Gebiete, welcher Hn. Prof. Will unbekannt geblieben war.

NÜRNBERG, b. Höfsch: *Immanuelis Godofredi Götzii Geographia academica* 1789. 21½ B. in gr. 8.

Ohne über die Vieldeutigkeit des Titels zu kritisiren, geben wir der Idee, die dasselbe erzeugte, und der auf ihre Ausführung verwandten Mühe aufrichtigen Beyfall. Der Vf. wollte alle über Trivialschulen sich erhebende Lehranstalten und auf Vervollkommnung der Wissenschaften und Künste abzweckende Gesellschaften der alten und neuen Zeit verlöschene und noch fortdauernde geographisch und chronologisch, in der möglichsten Kürze verzeichnen; daher hat er sie erst (S. 1—190) nach den vier Erdtheilen und den darinn befindlichen Staaten und ihren Provinzen geographisch, alsdann (S. 191—232) nach den Jahrhunderten chronologisch geordnet. Hernach (S. 233—248) folgt noch ein besonderes Verzeichniss

niſs oder eine Berechnung, woraus erhellet, wie viele Lehranſtalten in jedem Staate gegenwärtig blühen. Weiter (S. I—L) ein alphabetiſches Regiſter der in dem geographiſchen Verzeichniſs vorkommenden Oerter. Zuletzt 30 Seiten voll Nachträge.

Das Buch gewährt alſo einen vielſeitigen Ueberblick über alle oder doch über die allermeiſten Lehranſtalten und gelehrten Geſellſchaften. Man ſieht daraus, welche Länder reichlicher damit verſorgt ſind, wo folglich wiſſenſchaftliche Cultur blühender iſt, als in andern. Es zeigt uns den Untergang vieler ſolcher Inſtitute in alten und neuen Zeiten, aber auch das Emporkommen mehrerer anderer. Unſer deutſches Vaterland zeichnet ſich hierinn ganz vorzüglich aus. Denn es zählt 342 jetzt blühende wiſſenſchaftliche Inſtitute; die nächſten nach ihm ſind Frankreich und Italien: jenes mit 197, dieſes mit 240. Geſetzt auch, Hr. G. habe als ein Deutſcher genauere Kundſchaft von ſeinem Vaterlande, als von fremden Ländern, haben können, ſo iſt doch die weit überwiegende Zahl deutſcher wiſſenſchaftlicher Verbindungen und der Fleiſs des Vf. in Aufzeichnung ausländiſcher Bürge, daſs die Unvollſtändigkeit der letztern ſogar groſs nicht ſeyn könne, und daſs wir Deutſche das Uebergewicht auf alle Falle beſitzen. Ueberdieſs hat der Vf. ſelbſt verſchiedene deutſche Inſtitute übergangen.

Eine neue Ausgabe dieſes nützlichen Buchs wird freylich alles noch genauer und vollſtändiger darſtellen, aber wie lange würde man darauf warten müſſen? Die vorhin erwähnten Nachträge erwecken den Wunſch, daſs Hr. G. ſeine Arbeit noch eine Zeit lang hätte zurück behalten, vervollſtändigen und berichtigen mögen. Manche Begehungs- und Unterlaſſungsſünden berechtigen noch mehr dazu. Der Vf. würde ſo nach und nach ausfindig gemacht haben, daſs z. B. die Akademie der Geſchichte zu Madrid 1738, und die Akademie der ſchönen Künſte 1752 geſtiftet worden; daſs die Kriegsſchule zu Avila nicht mehr exiſtirt; (wenigſtens erwähnen Cavanilles und Bourgoing, da, wo ſie von dieſer Materie reden, ihrer nicht;) daſs die gelehrte Geſellſchaft zu Vliſſingen 1769 geſtiftet worden, und daſs zu Amſterdam ſeit 1776 eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft exiſtirt; daſs die Meynung, als wenn ſchon Kaiſer Karl der IV. eine Akademie zu Genf errichtet hätte, auf keinem hiſtoriſchen Grunde beruht; daſs zu Turin 1777 eine Akademie der ſchönen Künſte geſtiftet worden, und daſs die Univerſität zu Parma ſeit 1559 vorhanden iſt; daſs der vorige Kaiſer das Thereſianum, die Savoyſche Akademie und die Löwenburger Ritterakademie aufgehoben, daſs das evangeliſche Gymnaſium bey S. Annen übergangen worden, ſo wie das Gymnaſium zu Worms, die lateiniſche Stadtſchule in der Altſtadt Hannover die mehr als Trivialſchule iſt, und das daſige Schulmeiſterſeminarium; ferner die Gymnaſien zu Frankfurt am Mayn, zu Erlangen, zu Hof und die Fürſtenſchule zu Neuſtadt an der Aiſch, nicht minder das Gymnaſium zu Weimar und das Friedrichswerder und Friedrichsſtadtiſche vereinigte Gymnaſium zu Berlin. Die *Societas ſcientiarum* zu Triesdorf unweit Anſpach war unſers Wiſſens von ſehr kurzer Dauer. Die Pegnitzſchäfer treiben ihr Weſen nicht zu Weimar, wie S. 11 ſteht, ſondern zu Nürnberg und bey dem nicht weit davon liegenden Kraftshof. Und ſo wird Hr. G. noch manches Andre für eine neue Ausgabe auflinden, zumal wenn er beſſere Hülfsmittel zu ihrer Verfertigung brauchen will und kann. Wir bedauren es nicht wenig, daſs ſein Fleiſs und ſeine Kenntniſſe in dieſem Stück ſo ſchlechte Unterſtützung genoſſen haben. Faſt auf allen Blättern beruft er ſich entweder auf das unſichere Baſeliſche hiſtoriſche Lexicon, oder auf die in Halle aus dem Engliſchen überſetzte allgemeine Welthiſtorie, die *hierinn* ein ſo gar armſeliger und zweckwidriger Führer iſt. Statt derſelben hätten bey der Univerſität zu Paris vielmehr *Bulaeus* und *Crevier*, und ſo anderwärts ähnliche Hauptbücher genannt werden ſollen. Die Struviſch-Jugleriſche *Bibliotheca hiſtoriae literariae*, die nebſt den Kocheriſchen Supplementen ſo manche Beyhülfe hätte leiſten können, ſcheint Hr. G. nicht benutzt zu haben. — In einer neuen Ausgabe werden hoffentlich die Anführungen und Lobpreiſungen berühmter Männer als Auswüchſe weggeſchnitten werden. Am wenigſten wird S. 59 folgende Stelle ſtehen bleiben: „*Stadibus* (pago *Mantuano*, hodie Pictola dicto) natus eſt ille divinus Romanorum vates — P. Virgilius Maro, qui S. I. ante C. N. Apolline muſisque applaudentibus cecinit — *paſcua, rura, duces!*“ Anſehnliche Bibliotheken ſollten entweder gar nicht, oder nicht ſo mangelhaft, angeführt werden. Endlich wird hoffentlich auch die Vorrede von Künſteleyen und Gemeinplatzen geſaubert, und die dort herrſchende ſonderbare Notenmacherey eingeſchränkt werden.

Linköping, bey Schönbergs und Björkegrens Wwe: *Brefväxling emellan Arke-Biſkop Eric Benzelius den Yngre, och deſſ Broder, Cenſor Librorum, Guſtaf Benzelſtjerna; efter Originalerne utgifven af Johan Henric Liden.* (Briefwechſel zwiſchen dem Erzbiſchof Erich Benzelius dem jüngern und ſeinem Bruder, dem Cenſor Librorum, Guſtav Benzelſtjerna, aus den Originalien herausgegeben von J. H. Lidén.) 1791. XXVII. und 330 S. in 8. nebſt 1½ B. Reg. und dem vorgeſetzten Bildniſs des Erzbiſchofs E. Benzelius.

Die Familie der Benzelier, die, nachdem ſie geadelt worden, den Namen Benzelſtjerna führt, hat immer ſehr groſse und würdige Gelehrten unter ſich gehabt. E. Benzelius der jüngere, ſo genannt, um ihn von ſeinem Vater, dem Erzbiſchof Eric Benzelius, zu unterſcheiden, war 1675 zu Upſala gebohren, ward daſelbſt nach einer gelehrten auswärtigen Reiſe 1702 Bibliothekar, 1719 Doctor, und 1726 Prof. der Theologie, 1731 Biſchof in Linköping, und 1742 Erzbiſchof; ſtarb aber noch in Linköping 1743. Seine Verdienſte und vielen gelehrten Schriften machen ihn unvergeſslich. Sein Bruder, Guſtav, geb. 1687, war erſt beym Reichsarchiv, dann bey der Canzley, angeſtellt, ward 1719 geadelt, königlicher Bibliothekar 1732, und Cenſor Librorum 1737, ſtarb 1746. Der erſte hatte an Kenntniſs der gelehrten und nordiſchen Sprachen, der Kirchen-

chen- und Gelehrtengeschichte, der schwedischen Historie, besonders der Geschichte der mittlern Zeit und der schwedischen Alterthümer; wenig seines gleichen. Und den andern nennt Hr. *von Celse* virum ab eruditione et candore clarissimum, qui Benzelianae gentis decora vel aequavit vel auxit. Beide waren grosse, arbeitsame, einsichtsvolle Gelehrte, Bibliothekare und Kritiker. Eine Briefsammlung von ein paar solchen Brüdern kann wohl nicht anders als Kennern und Freunden der Literatur sehr willkommen seyn, und Hr. Prof. Lidén in Linköping, der solche auf seinem Krankenlager herausgiebt, macht sich dadurch aufs Neue verdient. Die Originale dieser Briefe hat der jetzige Bischof in Stregnäs, Hr. D. *Carl Jesp. Benzelius*, dem Hn. Domprobst Älf in Linköping, einem Halbbruder des Hn. Prof. Lidén, geschenkt, und daraus sind solche mit dessen Erlaubnifs und mit Weglassung einiger ausgestrichnen Stellen, einiger Privat- und ökonomischen Nachrichten und der Complimente, hier abgedruckt. Der Inhalt derselben betrifft daher fast lauter gelehrte Sachen, so wie sich ein Paar Männer, wie diese beide waren, solche einander mittheilen. Sie unterreden, sie berathschlagen sich bald über neue Ausgaben wichtiger Werke, innerhalb und aufserhalb Schweden, bald über alte Urkunden und Beyträge zur vaterländischen Geschichte. Bald liest man Nachforschungen und Erläuterungen über Werke des Alterthums, über alte Geographie und Münzen, bald etymologische Untersuchungen, besonders aus den alten nordischen Sprachen. Bald Nachrichten von alten oder doch seltnen Büchern und Handschriften; und allenthalben findet man Spuren einer wahrhaft gelehrten und gründlichen Kritik. Welche vieljährige Mühe sich B. um seine Ausgabe des Philo gegeben, sieht man auch hier. (Indessen ist solche von ihm nie ans Licht gestellt, und Mangey, der den Philo in London 1743 in 2 B. in Fol. herausgab, und dem B. seine davon gemachte Uebersetzung und Anmerkungen zusandte, damit sie dort unter dessen Namen gedruckt würden, hat sein Versprechen gegen ihn schlecht erfüllt.) Auch arbeitete er an einer verbesserten Ausgabe des Jornandes und Ulphilas. Zu der Ausgabe von Meursii opera, woran in Florenz gearbeitet ward, trug er auch bey. Der Erzbischof sowohl, als sein Bruder, entschuldigten sich, Mitglieder der Petersburger Akademie zu werden. Der nachher in Schweden so berühmte Dalin wäre beynahe 1735 zum Prof. der nordischen Alterthümer in Petersburg vorgeschlagen worden. Joh. Widekindi Historia Gustaf Adolfs, glaubt der Briefsteller, sey zu hart mitgenommen; wäre das nicht geschehen, so würden wir den zweyten Theil davon erhalten haben, den jetzt niemand mehr auffinden kann. Auch war der erste Theil nicht so schlecht, als er ausgeschrieen ward; sein peché originel war wohl die Stelle, das Original der adelichen Privilegien unter K. Gust. Ad. betreffend. Ueber Erich Olai Historia findet man S. 218—224 gute literarische Nachrichten. Ueber den Werth mancher Isländischen Sagen, z. E. Wilkina Saga, wird sehr vernünftig geurtheilt, und S. 259 gesagt, man dichte solche in den langen Abenden in Island aus, da man sich kein Licht halten könne. Mit der langsamen Ausgabe der Acta Liter. Suec. sind die Vf. sehr übel zufrieden, und beklagen sich sehr darüber, dafs man in Schweden die publica den privatis so sehr nachsetzt. (Ob es jetzt anders damit ist?) Ich zweifle, sagt G. B. S. 57, ob einer sich hier die Mühe giebt, auf Dippels Calumnien zu antworten; sie haben mehr damit zu thun, die ledigen Pastorate zu suchen. Der hin und wieder hervorblickende Hafs gegen die Reformirten mufs mit den damaligen Zeiten entschuldigt werden. Ueber die Epist. Balthasaris Soldani Babyloniae, der K. Christophern seine Tochter zur Gemalin angeboten, deren Messenius gedenkt, kommt Verschiedenes vor; die Authenticität dieses Briefes, den Lagerbring später in die Tausend und eine Nacht verweiset, wird auch hier schon zweifelhaft gemacht. Dafs Folko keineswegs dux andegavensis gewesen, wird behauptet. K. Sverker sey nicht von einem Stallknecht, sondern von seinem Stallmeister (Stabulario) erschlagen. Filbiter soll der Name Philibert seyn; der Beyname Erich Cnutsons, *Aethicus*, so viel als Adelreich; *Amund* so viel als Spurius u. dgl. m. *Vorburg* Histor. germanica Tom. XII. fol. 1645 wird als ein vortreffliches Werk angeführt; das Buch hatte aber das Schicksal, dafs, da der Vf. starb, ehe es zum Verkauf ausgegeben ward, es in einem gemietheten Zimmer liegen blieb, bis der Besitzer des Hauses, um zu seiner Miethe zu kommen, es an Juden und Gewürzhändler verkaufte, so dafs man nur selten ein vollständiges Exemplar davon erhalten könne. u. s. w.

Hr. Prof. Liden hat verschiedene literärische Anmerkungen hinzugefügt, z. E. über des sogenannten Arlanibael arma Suecia 1631. im Cod. Diplom. Braskii, und eben dieses Bischofs Brask gleichfalls in der Linköpingschen Bibliothek befindliche Briefe, deren hier 152 angegeben sind, und die wohl gedruckt zu seyn verdienten; über Grotii epistolas ineditas; Skytte Lexicon polyglotton; Vita Sti Brynoephi; über Hedlingers Medaille auf E. Benzelius, wovon dieser nur 3 Exemplare zu nehmen erlaubte. Oberst Baffewitz Geschichte und Handlungen, welche sich im Reiche Schweden vom J. 1470 an bis 1503 zugetragen, mit einem vorläufigen Discurs von der damaligen Reichsverfassung, die sich in der Hornschen Bibliothek befindet. Zu dem Wunsch des Hn. Herausgebers, dafs doch jemand eine Sammlung der *Scriptorum rerum Suecicarum medii aevi* veranstalten möchte, so wie Langebek in Dännemark, stimmt Rec. von ganzem Herzen. Hätte Hr. Lidén die dazu gehörige Gesundheit, so wäre er gewifs der Mann dazu; aber nun leider!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. September 1791.

NATURGESCHICHTE.

München, b. Strobl: *Bayerſche Flora*, von *Franz von Paula Schrank*. Zweyter Band. 1789. 8. 2 Alph.

Nach des Vf. bekannter Eintheilung der Gewächſe der Bayerſchen Flor, kommen in dieſem zweyten Bande folgende Abtheilungen vor: XII. Welche die Linnéſchen *Icoſandriſten* in ſich begreift. XIII. Dieſe gehört Hrn. *Schr.* alleine zu. Er nennt ſie, *Dreyſsigmannige*, und definirt ſie: *zahlreiche unverbundene Staubgefäſse aus der Blume*. Aufser den ausländiſchen Gattungen *Lecythis*, *Marcgravia* und *Mimoſa*, gehöre auch *Poterium* hieher, von der in Bayern nur eine Art (*Sanguiſorba*) zu Hauſe ſey. XIV. Aufser den Linnéſchen *Polyandriſten*, kommen auch die Gattungen *Calla*, *Arum*, *Sagittaria* hier zu ſtehen — nach *Thunbergs* Verſuch! XV. Hr. *Schr.* nennt dieſe Abtheilungen zwar *zweymachtige*, woraus man ſchlieſsen ſollte, er handle darinn diejenigen Gewächſe ab, die *Linne* in ſeiner *vierzehnt. Claſſe Didynamia* hatte, aber es iſt nicht durchgehends ſo. Es kommen wohl Didynamiſten darunter vor, wie *Teucrium Nepeta etc.*; aber auch andere, wie *Globularia*, *Scabioſa*, *Dipſacus* etc., deren Stellung aber doch kaum mit des Vf. abermals ſehr einſeitigen Definition ſeiner Abtheil. gerechtfertiget werden kann. XVI. Wahre Linnéiſche *Tetradynamiſten*. XVII. *Einbrüderige*. Aufser *Geranium* und *Malva*, als eigentlichen Monadelphiſten, haben ſich noch folgende hier eingefunden: *Cucurbita*, *Juniperus*, *Xanthium*, *Tamarix*, *Pinus*, *Taxus*. Eigentlich gehörten nach dieſer Methode noch mehrere, unter andern, auch Schrankſchen, Abtheilungen, zerſtreute Genera hieher, wie *Lyſimachia*, *Anagallis* etc. XVIII. *Zweybrüderige* oder *Diadelphiſten*. XIX. *Vielbrüderige*. Aufser *Hypericum*, auch *Bryonia*, *Aſclepias*, *(?) Berberis*, *Carpinus*. XX. Die Linnéſche *Syngeneſie*. XXI. *Verborgenehige*, oder kryptogamiſche Gewächſe. Die Arten ſind nach des Hrn. *Schr.* ſchon bekannter Methode beſchrieben. Sehr oft bringt er auch hier Bemerkungen an, die theils deren natürliche Geſchichte, theils deren oekonomiſchen und ärztlichen Gebrauch zum Gegenſtand haben. Nicht ſelten dünkte es doch Rec., als habe Hr. *Schr.* doch nicht immer die eigentliche Art vor ſich gehabt, die er zu beſchreiben ſich vorgenommen. Es kann ſeyn, dafs er von den vielen Mittheilern, die er nennt, oft irre geführt worden, und in ſo ferne, aus Vorliebe für ſeine Freunde, die er, wie es ſcheint, durch dieſe Gefälligkei: bewogen, etwas allzugünſtig beurtheilt hat, manches für Wahrheit angenommen, was doch vielleicht nicht immer, die Probe derſelben aushalten möchte, oder er habe ſich, wie er ſchon öfters geſtanden, ſelbſt getäuſcht. Belege hiezu finden ſich hin und wieder. Wir ziehen, des Raums wegen, nur einige aus. *Crataegus monogyna J.* kennt Hr. *Held* dieſen? Der Flos monoſtylus giebt doch noch keinen C. monogyn. J. Der übrige Unterſchied iſt nicht ſo *unbeträchtlich* als Hr. *Schr.* vermuthen laſſen will. Ferner, *Anemone patens? Ranunculus pyren? Draba ciliaris? Cardamine bellidifolia*, iſt doch wohl nichts anders als *Arabis bellidifolia?* Wie *Arab. bellidifol.*, wenn auch als zweifelhaft, unter *Arab. Alp.* kommen kann, ſehen wir nicht ein. *Arab. Halleri? Salvia auſtriaca* — und eine *blaue* Blüthe? — und dieſe doch friſch weg *Salvia bavarica* genennt. In der That wird nun die Kunſt, Arten zu ſchaffen, und dieſen flugs Namen zu geben, gewifs nicht zur Ehre ſo mancher Kräuterkenner, allgemeiner als man wohl glauben möchte. Aber wo ſoll dieſs am Ende hinaus? Ferner, *Clinopod. aegyptiacum* — in Bayern? *Geniſta anglica? Ononis hybrida? Vicia caſſubica? Vicia bithynica?* Von dieſer ſagt H. *Schr.* S. 262 ſelbſt: *Mir iſt ſie nicht nur niemal wild vorgekommen, ſondern ich kenne ſie nicht einmal*, — und doch ſteht ſie hier. — *Cytiſus glabreſcens? Leontodon ſalin Poll.* iſt nicht *Leontod. kaſtile Linn. Aſter chinenſis* gehört in keine deutſche Flor! Mehrere beſonders aus den kryptogamiſchen Gewächſen, auszuheben, haben wir nun nicht weiter nöthig. Wahrſcheinlich hebt ſie Hr. *Schr.* ſchon ſelbſt aus, wenn er nach *neun* Jahren, ſeine bayerſche Flor wieder muſtert!

Regenspurg, verfertigt und verlegt von *Joh. Mayr*: *Ectypa plantarum ratiſbonenſium* oder *Abdrücke derjenigen Planzen, welche um Regenſpurg wild wachſen* von *D. H. Hoppe*. Drittes Hundert. T. 201—300. Vierdtes Hundert. Tab. 302—400. Fol. 1788—89. (6 Rthlr.)

Ektypen, oder Abdrücke von der aufgetrockneten und mit Farbe bedeckten Pflanze, machen in gewiſſer Rückſicht auch ſehr guten Abbildungen den Vorzug ſtreitig. Der genaue Umriſs, der natürliche und nicht zu verfehlende Habitus eines Gewächſes ſind Eigenſchaften dieſer Methode, die ohne Widerſpruch ſo am genaueſten und richtigſten erhalten werden, und dagegen auch ſehr glückliche Pflanzenabbildungen noch ſteif und gekünſtelt erſcheinen. Vergleichen wir aber dieſe in einer andern Rückſicht damit, ſo iſt die Ektype nichts als Schattenriſs, wo Ausdruck der kleinern Theile, Schatten und Licht, Verkürzung und Stellung der friſchen Pflanze verloren gehen. Um dieſen Mangel in etwas abzuhelfen, und doch dieſe wolfeile Art bey Vorſtellung der Pflanzen zu benutzen, hielten wir für das Beſte, nicht alle Gewächſe ohne Unterſchied, wie hier geſchehen, viel-

mehr nur gewiſſe Claſſen oder Gattungen dazu auszuwählen, auch allenfalls die kleinen Theile in Kupfer zu ſtechen und ſo beyzuſetzen. Zum Beyſpiel können die Gräſer, Farrenkräuter und die ganze Familie der ſchirmtragenden Pflanzen dienen, die öfters für den geübteſten Zeichner ſchwer zu erreichen, und ſo leicht in ihren feinern Zertheilungen zu verfehlen ſind, deren Abdrücke aber äuſserſt richtig und kenntlich ausfallen. Eine Sammlung von Ektypen dieſer Art, müſste auch den Beſitzern guter Abbildungen noch angenehm ſeyn. Davon nehmen wir aber alle ſaftigen, wollichten, ſtarkrippigen und überhaupt jene Pflanzen aus, die vermittelſt des Eintrocknens und Preſſens vieles von ihrer Geſtalt verlieren und in ſolchen Abdrücken keinen guten Effect auf das Auge machen; wenn wir auch gegenwärtigen Ektypen den Vorzug der möglichſten Güte und Sorgfalt zugeſtehen müſſen. Hr. Hoppe vermehrt ihre Brauchbarkeit durch einige jedem Hundert beygelegte gedruckte Bogen, auf welchen die Beſtimmung der Pflanzen, ihr weſentlicher Charakter in linneiſcher und deutſcher Sprache, die Angabe ihres Wohnplatzes und ihrer Blühezeit um Regenſpurg, den Liebhabern mitgetheilt werden. Unter den ſeltnern regenſpurger Pflanzen bemerken wir in beiden Centurien: Lyſimachia *thyrſiflora*, Parietaria *officinalis*, Gladiolus *communis*, Cynoſurus *durus*, Myoſotis *Lappola*, Teucrium *Chamaepitys*, Anethum *foeniculum*, Andropogon *Ischaemum*, Gypſophila *Saxifraga*, Holcus *odoratus*, Mentha *gentilis*, Cytiſus *capitatus*. — Zu berichtigen ſind: Tilia *europaea* (grandifolia) Juncus *piloſus vulgaris* (l. vermalis Reich.) Juncus *piloſus albus* l. albidus Hoffm.) — Tab. 318. — die Unterſchrift: panicum glaucum iſt falſch, unſere Tafel ſtellt einen Scirpus vor — Gnaphalium *uliginoſum* (tomentoſum) Aconitum *Napellus* (?) — Tab. 366. iſt nicht Arenaria tenuifolia, wir würden eher Arenar faſciculata vermuthen, wenn das Exemplar nicht ſo groſs wäre — Salix *repens* (Sal depreſſa Hoffm. Selinum *carfivolia* (?) —

Berlin: *Andr. Frid. Hoppe Botanica pharmaceutica*, exhibens plantas officinales quarum nomina in Diſpenſatoriis recenſentur cum iconibus ab auctore aere inciſis et vivo colore expreſſis, adjectis nominibus tam pharmaceuticis, quam e ſyſtemate Linnei depromtis. Fol. 1789. Faſc. 1—22. Tab. 1—153. S. 64. (65. Rthlr.)

Noch ehe wir unſer Urtheil über dieſes Werk dem Publicum vorlegen, müſſen wir gleich vorläufig den Wunſch äuſsern: daſs es doch Künſtler oder Buchhändler ein mal beherzigen möchten, nie ein Unternehmen dieſer Art ohne Beyhülfe eines Sachkundigen und in der Wiſſenſchaft gereiften Mannes anzufangen und auszuführen, auf die Art, Zeit, Mühe, Papier und dann auch den Beutel gutmüthiger Käufer mehr zu ſchonen. Wir haben ja bereits Werke über die Arzneygewachſe, die nicht viel mehr als gelilſplitternde und ſehr unbefriedigende Buchhändlerſpeculation ſind, wozu ein neues, das weder durch Auswahl der abzubildenden Gegenſtände, noch durch Wohlfeilheit für jenen etwas zum voraus hat? — Seyen die Titelvignette und das ſehr grell behandelte Titelkupfer erregen kein günſtiges Vorurtheil von dem Geſchmack, in welchem dieſes Werk ausgeführt worden. Es liegt weder Gedanke, noch Beziehung auf den Inhalt des Werks zum Grunde: in einer Gruppe ſehr ſtark blau und roth illuminirten Berge und Felſen, an der Seite ein zerfallner Thorweg, im Vorgrund Diſtel und Schwämme, die wenigſtens ſo groſs ſind, daſs ein verunglückter Genius mit ſeinem Buch, auf welches er hinzegit, eine wahre Kleinigkeit dagegen iſt! Doch ſind die Abbildungen der Pflanzen ſelbſt wirklich beſſer, als man nach dieſem Maaſsſtab erwarten ſollte, nur iſt die Manier etwas rauh und flüchtig, und die Illumination nicht leicht und rein genug. Da wir auch an vielen Pflanzen die richtige Zeichnung loben müſſen, ſo bedauern wir nur um ſo mehr die Vernachläſſigung ihrer Schönheit und die öftere unvollkommene Darſtellung der feinern Pflanzentheile. Es ſollte auch in dem beygelegten Text angemerkt ſeyn, welche Pflanzen nach der Natur, und welche nach andern Abbildungen vorgeſtellt ſind? Nur bey einigen ſeltneren, die H. *H.* nach Originalen gezeichnet hat, finden wir dieſes bemerkt. Auſser einer Dedication an den itzt regierenden König von Preuſsen erhalten wir in wenig Bogen nach Anleitung des brandenburgiſchen Diſpenſatorii und Gleditſchens Arzneyvorrath (in den neuern Heften finden wir auch Hagen angeführt) die Arzneykräfte der vorgeſtellten Pflanzen. Auch der linneiſche Charakter und mehrere Nahmen ſind jeder Pflanze beygeſetzt, aber eine ausgeſuchte Synonymie, ſo wie Auswahl und Beleſenheit in der Anwendung der Pflanzentheile vermiſſen wir ungerne. Da vielleicht manche Liebhaber die hier vorgeſtellten Pflanzen zu kennen wünſchen, und dieſes Buch wegen ſeines verhältnisſmäſsig viel zu hohen Preiſses nicht ſehr gemeinnützig werden dürfte; ſo ſetzen wir die Nahmen der erſtern Tafeln her. Tab. 1. Arum maculatum. 2. Leontod. Taraxac. 3. Helleb. niger. 4. Borago officin. 5. Daphne Mez. 6. Calend. offic. 7. Aethuſa Meum. 8. Amygd. commun. 9. Glecoma hederac. 10. Ariſtol. ſerpent. 11. Gallium verum. 12 Gent. Centaur. 13. Anemone pratenſis. 14. Tuſſilago Farfara. 15. Prunus ſpinoſa. 16. Menanthes trifoliata. 17. Althaea officin. 18. Anemone hepatica. 19. Viola odorata. 20. Tuſſilago Petaſites. 21. Pulmonar. officin. 22. Bellis perennis. 23. Lychnis dioica. 24. Ceratonia Siliqua. 25. Anchuſa offic. 26. Lichen Islandicus. 27. Rheum palmatum. 28. Achillea Millefolium. 29. Vinca minor. 30. Gnaphalium arenarium. 31. Styrax officinale. 32. Lavandula ſtoechas. 33. Mentha criſpa. 34 Mentha piperita. 35. Lavandula Spica. 36. Polygala amara. 37. Atropa Belladonna. 38. Gnaphalium ſtoechas. 39. Adonis vernalis. 40. Cyclamen europaeum. 41. Laures Camphora. 42. Anthemis nobilis 43. Cichorium Intybus. 44 Convallaria majalis. 45. Hypericum perforatum. 46. Antyrrhinum Linaria. 47. Convallaria Polygonum. 48. Primula veris. 49. Capſicum annuum. 50. Carex arenaria. 51. Hyoſcyamus niger. 52. Teucrium marum. 53. Linum catharticum. 54 Achillea Ptarmica. 55. Scorzonera hiſpanica. 56. Cyclamen europaeum (unrichtig, es iſt Aſarum europaeum) etc. — Von dem nemlichen Vf. und in gleicher Manier haben wir auch vor uns liegen:

Plan-

Digitized by Google

Plantae Selectae. Fasc. 3—4. Fol. (6 Rthlr. 12 gr.) In beiden Heften werden vorgestellt: Iris susiana. Iris ochroleuca. Amaranthus caudatus. Amaranthus sanguineus. Saxifraga adscendens. Mimosa sensitiva. Amaryllis Atamasco. Cactus Juna. Anchusa italica. Cheiranthus maritimus. Cheiranthus chius. Silene orchidea.

Nürnberg, b. Raspe: *Vollständiges Namenregister über alle zehen Bände*, des von dem seel. Hrn. Dr. *Martini* in Berlin angefangenen, und vom Hrn. Past. *Chemnitz* in Kopenhagen fortgesetzten und vollendeten *systematischen Konchyliencabinets*. Verfertigt von J. S. *Schröter*. 1788. 4to. 16 Bog.

Ueber grosse Werke sind brauchbare Register allemal unentbehrlich. Das Martinische Konchyliencabinet würde schwerlich mit so vielem Nutzen gebraucht werden können, wenn gerade diesem ein solches Register fehlen sollte. Von der Nothwendigkeit hievon überzeugt, trug die Verlagshandlung, der es zu so vieler Ehre gereichen muss, ein so wichtiges Werk nicht nur angefangen, sondern auch vollendet zu haben, dem Hrn. Superint. *Schröter* auf, die Nomenclatur, der in den zehen Bänden dieses Werkes abgehandelten Konchylien in alphabetische Ordnung zu bringen. Bekanntlich gehört Hr. *Sch.* mit unter die vorzüglichsten deutschen Konchyliologen, es konnte also darum nicht fehlen, dass diese an sich mühsame Arbeit, so ausfallen musste, dass sie der Absicht entsprach. Durch die dabey mit der vollkommensten Sachkunde getroffene Einrichtung wird nun dieses Register nicht nur denen, welche das Werk selbst besitzen, ganz unentbehrlich, sondern auch jedem, der Konchyliologie studirt, ungemein brauchbar, weil es zugleich als Repertorium über die übrigen Konchyologen, und in so ferne als ein eigenes für sich bestehendes Werk betrachtet werden kann. Ein ganz eigenes Verdienst hat sich Hr. *Schröter* auch dadurch um das Martin. Konchylienwerk erworben, dass er am Schlusse dieses Registers eine Anzeige der beträchtlichen Verbesserungen beigefügt hat, deren er, vorzüglich in Rücksicht der Citaten, dieses Werk annoch fähig hielte. Da er bey seinen konchyologischen Arbeiten dieses Werk stark benutzen musste, und dessen erste acht Bände gleichsam Zeile vor Zeile durchzugehen gezwungen war, so musste es freylich so kommen, dass er manchen Druckfehler antraf, welcher den Werth des Citats bald aufhob, bald verminderte. Diese sind nun in dieser Anzeige durchgehends verbessert, und die Besitzer dieses Werkes werden ohne Zweifel Hn. *Schröter* dafür danken, um so mehr, wenn man weiss, zu wie vielen Verirrungen mit Ungebühr angebrachte, oder falsch gedruckte Citate schon Anlass gegeben haben. Die Verlagshandlung hat allerdings viele Sorgfalt, wie es auch Hr. *Schr.* selbst bezeugt besonders auf die Correctur seines Registers verwendet, welches auch nothwendig war, da er sie selbst an Ort und Stelle nicht besorgen konnte. Doch man bemerkt es bald, bey einem auch nur mässigem Vergleich, dass Hn. *Schr.* Arbeit nicht in die Hände eines gewöhnlichen in Miethe stehenden Correctors gefallen.

Nürnberg, b. Zahn: *Kurze Naturgeschichte des Thierreichs mit moralischen Anmerkungen.* Ein Lesebuch zum Nutzen und Vergnügen für junge Leute. *Zweyter Theil.* Die Vögel und das Federvieh mit 18 Abbildungen in Kupfer. 1790. 8. S. 112. (1 rthlr. 4 gr.)

Von den bekanntesten Vögelgeschlechtern sind hier kleine Abbildungen mit ganz kurzer Nachricht von ihnen und einigen moralischen Anmerkungen zu finden. Aus den bekanntesten Büchern werden jetzt jährlich eine Menge ähnlicher gemacht, die leicht zu entbehren wären, wenn sie wie dieses beschaffen sind, worin so gar manche Unrichtigkeit die jungen Leute irre führen kann. Die Vögel sind nach dem Alphabet geordnet und ihre Beschreibung nicht von der Art, dass man sie dadurch gut von andern unterscheiden kann. Bei dem ersten Vogel, dem Adler, ist die Moral: „Einsamkeit leitet zum Menschenhass: Man muss nie anständige Gesellschaften meiden — manche wählen die Einsamkeit, um Gelegenheit, sündigen zu können, zu vermeiden. Das ist wohl gut; aber noch besser ists, bei der Gelegenheit sündigen zu können, sich überwinden und nicht sündigen.“ Hiernach kann man sich die Beschaffenheit der folgenden moralischen Anmerkungen ziemlich vorstellen. Der Vf. glaubt, dass die Amsel nicht in Deutschland brüte, und weiss gewiss wenig von diesem bekannten Vogel, wenn er das glaubt. Der Auerhahn habe, wie alle Hühner, rauhe, behaarte oder gefiederte Füsse; die Bachstelze sey so gross als ein Krametsvogel; die schwarze Dohle schreye Do Do, die graue, Glass, Glass; die grosse Baumeule soll so gross als eine Gans seyn u. s. w. Unter dem Namen Sperber ist ein Specht abgebildet.

Mannheim, b. Schwan u. Götz. *Anleitung zur Kenntniss des Thierreichs* nach den besten Schriftstellern. Aus Hrn. Carl. W. Fiedlers allgemeinen pharmaceutisch - chymisch - mineralogischen Wörterbuche 2ten Theil besonders abgedruckt. 1790. 8. S. 256. (16 gr.)

Der Vf. versprach diese Anleitung zu dem erwähnten Theile des Wörterbuchs als Vorrede und entschuldigt es, da er nicht viele Zeit auf die Naturgeschichte habe verwenden können, wenn er etwa Lücken oder Unwahrheiten nach andern Schriftstellern vorgetragen habe. Da der Vf. aber mehrentheils dem Linné und Blumenbach gefolgt ist, so würde das Buch doch zum Unterrichte der Anfänger, welche nicht schon solche Bücher besitzen, nützlich werden, wenn sie nur nicht durch die ausserordentlich vielen falschen Namen, die noch ausser dem zahlreichen Verzeichnisse der Druckfehler vorkommen, irre geführt würden. Die Klassen der Thiere sind systematisch geordnet und die Unterscheidungszeichen der Gattungen und vieler Arten lateinisch beygesetzt. Der Vf. rechnet Linnés schwimmende Amphibien nicht zu den Fischen; aber um so weniger hätte er sagen sollen: alle Thiere dieser Klasse, der Amphibien, haben das Besondere vor andern, dass sie auf eine gedoppelte Art, nemlich auf dem Lande und im Wasser abwechselnd leben können. Mehreres dergleichen wird beym mündlichen Unterricht, wenn man dieses Buch zur Anleitung wählen wollte, aber leicht zu verbessern seyn.

PHILOLOGIE.

Frankfurt am M., b. Herrmann: *Sammlung der neuſten Ueberſetzungen der lateiniſchen proſaiſchen Schriftſteller.* Dreyzehnter Theil.

Eutrops Auszug der römiſchen Geſchichte überſetzt und mit Anmerkungen erläutert von *Ph. Ludwig Haus.* 1790. 8. 212. S.

Bey einer Ueberſetzung des Eutrop, wo das Original faſt gar keine Schwierigkeiten hat, und Treue folglich ein ſehr geringes Verdienſt iſt, darf man mit dem gröſsten Recht Reinheit des Ausdrucks und der Sprache fodern. Der gegenwärtige Ueberſetzer iſt weit entfernt, dieſe Foderung erfüllt zu haben. Seine Arbeit wimmelt von Dunkelheiten, von undeutſchen Wortfügungen und Provinzialiſmen. Wer verſteht, ohne das Original zu Rathe zu ziehn, den Schluſs der Zueignungsſchrift an den Kaiſer Valens? Eutrop ſagt: er habe einen Auszug der alten römiſchen Geſchichte gemacht, und dieſem eine kurze Erzählung der Thaten der römiſchen Kaiſer beygefügt, ut Tranquillitatis tuae poſſit mens divina laetari, prius ſe illuſtrium virorum facta in adminiſtrando imperio ſequutam, quam cognoſceret lectione. Dieſes wird hier ſo überſetzt: „Damit es dem götterähnlichen Gemüth deiner gelaſſenen Majeſtät *behagen* möchte, *wie* dieſelben *bey* deren Regierung die Thaten der erlauchten Männer eher nachgeahmt, als geleſen *hatten.*“ Im 2ten Kap. des 1ten Buchs heiſst es: „Den Romul einen Sohn der Rea Silvie (eine ſonderbare Ortographie herrſcht überall in den Nahmen; Hr. H. verbittet aber in der Vorrede, ihm dieſe zur Laſt zu legen) und *in ſo weit* man es geglaubet hat, des Mars, zu ſeinem Stifter.“ S. 5. „Seine Thaten waren *beyläufig* (fere) folgende.“ (Ein Geſchichtſchreiber, welcher ex profeſſo die Thaten eines Mannes beſchreibt, führt ſie beyläufig an!!) S. 7. „Numa theilte das Jahr in zehen Monat, das vor ihm, *ohne einige Berechnung*, nur ein verwirrter Zeitraumer.“ Ein Muſter eines Perioden iſt folgender aus dem 10ten Buch. S. 211. „Viele glauben, er *ſeye* an einer Unverdaulichkeit *vom ſtarken Eſſen* — er hatte des Abends viel zu ſich genommen — andere von den Ausdünſtungen des Schlafgemaches — es war bey ſeiner friſchen Ueberwerfung mit Kalche darinnen zu ſchlafen gefährlich — einige wegen der zu vielen Kohlen — er hatte eine gute Portion gegen den ſtarken Froſt anzünden laſſen — geſtorben.“

Lemgo: *Xenophons ſämmtliche Schriften*, aus dem griechiſchen neu überſetzt von *Konrad Borheck*, weiland Subrector des Gymn. zu Stralſund. *Dritter Theil, welcher die griechiſche Geſchichte enthält.* 1789. 404. S. 8.

Es fehlt dieſer Ueberſetzung noch gar ſehr an Ründe, Geſchmeidigkeit und Wohlklang; Eigenſchaften, welche ihr der ſel. Ueberſetzer vielleicht noch gegeben hatte, wenn er ſelbſt die letzte Hand an ſein Werk hätte legen können. Eine Menge Flikworte, wie *hierauf, als, nun, aber* und ähnliche, welche ſich bisweilen bis zum Ekel häufen, machen den Stil ſchleppend; und häufige griechiſche Wortfügungen machen ihn ſteif. Wer kann z. B. folgenden Perioden für deutſch erkennen: (S. 42.) „Alkibiades aber, obgleich er vor Anker *gegangen* war, *ging* doch nicht gleich vom Bord, aus Furcht vor ſeinen Feinden, ſondern ſtieg auf's Verdeck und ſahe ſich nach ſeinen Freunden um, *ob ſie da waren;* wie er nun den Euryptolemus, Piſianax Sohn, ſeinen Vetter, nebſt andern Verwandten, und ſeine Freunde bei ihnen, erblickte, ſo ſtieg er vom Bord, und ging *mit ſolchen* in die Stadt hinauf, *die* gefaſst waren, jeden Angriff von ihm abzuhalten.“ Jedem Kapitel ſind Anmerkungen beygefügt, welche zum Theil Rechtfertigungen der Ueberſetzung, zum Theil hiſtoriſche Erläuterungen enthalten. Sie verrathen gröſstentheils einen aufmerkſamen und denkenden Mann. Hin und wieder freylich eine, wie folgende, S. 31. „In einem der Katzenkriege in Griechenland, die von den groſsſprecheriſchen Griechen mit ſo vielem Pomp erzählt worden, eroberten die Spartaner das Städtchen Helos und nach damaligen Kriegsgebrauch muſsten die Heloten auswandern; wie einſt die Hebräer, nach Babel u. ſ. w.“ Auch der Bruder des verſtorbnen B. hat einige Anmerkungen hinzugefügt, in denen vornemlich ſchöne Stellen aus dem Alcibiades des *Hrn. Meiſner* mit vielen Lobeserhebungen angeführt und mit dem Xenophon verglichen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgel. *Jena*, auf Koſten des Vf. *Memoria Bivis Manibus* Chriſtiani Gottlieb Ruderi — *dicata* — a Joanne Chriſtiano Fiſchero, 1788. 100. S. 8. Der ſel. *Ruder* hatte ein Vermächtniſs von 200. Thalern für die Verfertigung ſeiner Biographie ausgeſetzt, und der ehemalige Hamburger Prof. *Wunderlich* ſie übernommen. Allein *W.* ſtarb, ohne etwas zu liefern, und man konnte nicht einmal die Urkunden zurückerhalten, welche er zu jenem Behufe an ſich genommen hatte. Dieſer Umſtand und die Auffoderung des verſtorbenen Ordinarius *Heilfeld*, welcher *Ruders* Stiefſchwiegerſohn war, bewogen den achtzigjährigen Vf., ſeinem ehemaligen Freunde ein Denkmal zu errichten, dem freylich das hohe Alter des Vf. in vielen Stücken zur Entſchuldigung gereichen muſs. Wenigſtens erzählt er uns unter mancherley Digreſſionen, wie S. 21. 26. 37. und 44. wenig mehr, als wir ſchon aus *Weidlichs* zuverläſſigen Nachrichten wiſſen, die Stelle von der *Ruderiſchen* Bibliothek abgerechnet, wo auch die auf dieſe Gelegenheit verfertigte Denkmünze abgebildet iſt. An Complimenten iſt der Text eben ſo voll, als die, anderthalb Bogen lange Zueignungsſchrift, und der Stil ermüdend weitſchweifig. Doch werden S. 85. *Ruders* vornehmſte Fehler, litterariſche Eitelkeit und Furchtſamkeit bei Behauptungen publiciſtiſcher Sätze, mit ziemlicher Unpartheylichkeit gerügt. Die Anzeige ſeiner Schriften iſt, in einer andern Ordnung, dieſelbe, wie beym *Weidlich*, und bey den Ruderſchen Ausgaben von *Strav* Bibl. Jur. ſel. iſt ſogar die neuſte von 1756. vergeſſen. Zahlreiche Druckfehler, vorzüglich in den Interpunctionen, verdunkeln oft den Sinn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. September 1791.

OEKONOMIE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Hushållnings-Journal*, (Oekonomiſches Journal) *för Julius til December.* 1789. 223 S. 8.

Ebend.: *Ny Journal uti Hushållningen* (neues ökonomiſches Journal.) *För Januarius til Auguſtus.* 1790. 2 7 S.

Wir fahren in der Anzeige des vornehmſten Inhalts dieſes unter der Direction der königl. ſchwed. patriotiſchen Geſellſchaft herauskommenden ökonomiſchen Monatsblatts fort. Unter den eingerückten Abhandlungen der letzten Hälfte vom J. 1789 ſind die vorzüglichſten: D. Blom Preisſchrift über die Frage: welches ſind auſser der Witterung die vornehmſten Urſachen des Miſswachſes? Wenn Rec gleich mit dem Vf. nicht glauben kann, daſs Gott bisweilen im Zorn Land und Reich mit Miſswachs ſtraft; ſo giebt er ihm dagegen darinn Recht, daſs die Schuld des Miſswachſes ſehr oft daran liegt, daſs es dem Ackermann an der rechten Kenntniſs des Ackers und ſeiner gehörigen Wartung fehlt. Dieſe Fehler, nebſt den Mitteln, ihnen abzuhelfen, werden hier angezeigt. Einer Abhandlung von dem Vortheil, den der Landmann davon haben könne, wenn er die wildwachſenden Medicinalkräuter einſammle und verkaufe, iſt ein Verzeichniſs ſolcher Kräuter nebſt den Preiſen derſelben in den Apotheken beygefügt. In einer andern Abhandl. wird der Nutzen des Wegwarts, beſonders auch als Futterkraut, gezeigt. Ueber die Preisfrage: ob es nützlich, und wie es anzufangen ſey, die herumziehenden Lappländer dazu zu bewegen, dieſe ihre ihnen und den Einwohnern, wohin ſie kommen, ſchadliche Lebensart zu verlaſſen? ſind 3 Abhandlungen abgedruckt. Alle ſehen den Nutzen davon ein, erkennen aber auch die Schwierigkeiten, ſie dazu zu vermögen. Hr. Capit. Björling will ihnen ſogar ihre Kinder mit Gewalt wegnehmen, und ſie auf Koſten des Staats erziehen laſſen; das erſte iſt doch etwas hart. Hr. Alenius ſchlägt beſonders die Anlegung von Colonien zum Ackerbau vor. Hr. Blix will ſie ſowohl zum Ackerbau als zu Gewerben gewöhnen. Allein es wird immer ſchwer ſeyn, die Sache durchzuſetzen. Hr. Polander giebt einige nöthige Erinnerungen wegen Anſtellung der Aerndte und der Reinigung des Getraides. Ueber die Erdſchnecke (Limax) iſt eine ausführliche Beſchreibung eingerückt; es ſind 14 Arten derſelben ſehr genau und ſyſtematiſch beſchrieben, auch iſt der Nutzen und Schaden derſelben, beſonders von Limax Agreſtis (Broddmaſk), welche die Spitzen der jungen Saat abfriſst, angegeben. Im Sept. Monat findet man unter andern ein Verzeichniſs aller 1788 in Stockholm eingeführten Waaren. Die ausführlich beſchriebene Art, wie man in Schonen bauet, zur Erſparung des Holzes, kommt mit der bey uns gewöhnlichen Art, in Fachwerk zu bauen, ſehr überein. Hr. Guſtafsſon beſchreibt, wie man aus Spänen von Tannenholz eine Art hölzerner Stricke verfertigen könne, die ſehr dauerhaft ſind. Ein andrer Vf. handelt von der Art und Weiſe, Pferdehaare zum Gebrauch zu ſammeln und zu bereiten. Hr. Fiſcherſtröm handelt vom Honig, deſſen Eigenſchaften, Nutzen und Veredlung. Beym Honig kommt viel auf die Kräuter an, die an dem Ort wachſen, wo er zuſammengetragen wird. Der portugieſiſche iſt ſo ſchön wegen der vielen dort wachſenden wohlriechenden Kräuter, der polniſche wegen der Lilienblüthen. In Schweden iſt der von Oeland der beſte von Geruch und Geſchmack, auch weiſslich von Farbe. In Frankreich bedient man ſich des Honigs jetzt zu den meiſten Confituren und Backwerk. Paris verzehrt allein die Hälfte des im ganzen Reich gewonnenen Honigs. Der Zucker, davon Schweden jährl für 300,000 Rthlr. Sp. gebraucht, iſt lange nicht ſo geſund, iſt erſchlaffend und ſchleimend. Durch öfteres ſachtes Kochen und Abſchäumen, imgleichen wenn man ein naſſes Stück Laken über den kochenden Honigtopf legt, kann man dem Honig den etwas widrigen Geruch benehmen. Man kann auch daraus, ſo wie aus Ahornſaft, Zucker kochen. Wir gehen andere kleinere Abhandlungen, z. E. vom mediciniſchen Nutzen des Nachtſchattens, von der Schädlichkeit des Taxus für Pferde, aus den Leipziger-Sammlungen, von einem Aufguſs von Brantwein auf die Haut, welche zunächſt um die Wallnuſskerne ſitzt, als einem Mittel gegen die Kolik, von einem Umſchlag von Schaafmiſt gegen eine heftige Verſtopfung, von gekauetem Salz als einem Heilmittel wider Brandwunden u. d. gl. mit Stillſchweigen vorbey.

Dreyzehn Jahr iſt dies Journal unter obigem Titel nun ſchon fortgeſetzt. Mit Anfang von 1790 erſcheint es unter dem Titel des *neuen ökonomiſchen Journals.* Auch tritt ſeitdem alle 2 Monate ein Stück von 3 bis 4 Bogen ans Licht. Die vornehmſten Abhandlungen der 8 erſten Monate des vorigen Jahrs, die wir vor uns haben, ſind zwo Preisſchriften über die aufgegebene Frage: wie können die ſogenannten Oſtindienfahrer, oder die zur Fahrt nach Oſtindien beſtimmten Schiffe am bequemſten und beſten ſo eingerichtet werden, daſs man ſich ihrer auch im Kriege bedienen kann? Der Schiffsbaumeiſter Klinteberg, der den erſten Preis erhalten, hält dafür, die Oſtindienfahrer könnten zwar nicht als Kriegsſchiffe, aber doch als groſse Fregatten eingerichtet werden, welche 40 Kanonen, und zwar 26 achtzehnpfündige und 14 ſechspfündige führten, und zeigt, wie ſie dazu geſchickt gemacht werden können. Hr. Hagerman behauptet

hauptet, dafs die Oſtindienfahrer bey ihrer erſten Verzimmerung leicht ſo eingerichtet werden könnten, dafs ſie zu Kriegszeiten zwey Batterien zu führen im Stande wären. Beſonders könnten ſolche in Ermangelung genugſamer Kriegsſchiffe als eine beſondre Eſcadre, weil ſie nicht ſo ſchnell als die andern Kriegsſchiffe ſegeln würden, oder zum Kreuzen und zur Küſtenbewahrung gebraucht werden, und könnten wohl eine Bewaffnung von 60 bis 70 Kanonen führen. Auch kleine Laſtſchiffe von zwey Verdecken können als Kriegsfregatten zum Kreuzen, Recognoſciren u. ſ. w. zubereitet werden. Die Anmerkungen über die Schaafzucht von Hn. v. Röök ſcheinen einen Mann von Erfahrung zum Vf. zu haben. Hr. Bergius räth an, zur Beſchirmung der Kohlpflanzen, beſonders von Kohlrabi, unter der Erde gegen die Erdflohe, die Pflanze um die Mittagszeit mit kaltem Waſſer zu begieſsen, wodurch die Erdflohe gerade zu der Zeit wenn ſie am ſtärkſten freſſen, betäubt würden. Hr. M. zeigt den Nutzen des Isländiſchen Mooſes in der Haushaltung, zu Grütze, Mehl, Brodt, Viehfutter u. ſ. w. Ein Auszug aus Hn. von Faler Diſſ. von der Wartung der Fruchtbäume in Finnland, enthält manche neue und wichtige Bemerkungen. Er räth, dort beſonders die Gärten, nicht ſo, wie bisher geſchehen, im Schutz vor dem Nordwind, ſondern vielmehr vor dem Südwind, anzulegen, die Bäume eher in feſter als loſer Erde zu pflanzen, die Baumſchulen nicht auf fettem Grund und Boden anzulegen. Hr. Maj. Schmiterlöw giebt eine ökonomiſche Beſchreibung des Gerichtsgebiets Yde in Oſtgothland, und ein finniſcher Bauer beſchreibt ſeine dort gemachten wichtigen ökonomiſchen Verbeſſerungen. Das, was vom Wieſenbau geſagt wird, iſt bey uns allgemein bekannt, in Schweden aber, wo man im Wieſenbau noch mehr zurück iſt, vielleicht weniger. Hr. Bergius beſchreibt eine Art ſchwarzer Farbe zum Anſtreichen der von Holzſpänen verfertigten Dächer. Sie wird von Theer, Harz und Kienruſs gemacht. Die Gedanken über die Landwirthſchaft in Schonen enthalten für dortige Landwirthe manche wichtige und nöthige Erinnerung. Es wird darin beſonders der Torfſtich, die Holzenpflanzung, die Viehhütung, die Einrichtung von Koppeln, das mehrere Graben, die Vermehrung des Düngers, die bedingten Hofdienſte, eine beſſere Arbeitsmethode, (Rec. hat ſelbſt mit Verwunderung in Schonen drey Paar Ochſen nebſt einem Paar Pferde, wobey drey Perſonen waren, vor einem Pfluge geſehen,) die Verbeſſerung des Pfluges u. dgl. m. empfohlen. Hr. Bergius giebt Nachricht von den ſchweren Mifswachsjahren 1694, 1695 u. 1696. Von Hn. A. Dal iſt ein Horologium Florae in der Gegend von Skara eingerückt. Riems bekannte Abhandlung vom Brand im Getraide iſt aus den Abh. der ökon. Geſellſchaft zu Bern ins Schwediſche überſetzt. Hr. Lilieblad empfiehlt den Nutzen von Menyanthes trifoliata beym Bierbrauen ſtatt des theuren Hopfens. Hr. M. giebt eine ausführliche Nachricht von den in Europa bekannten Seidenwürmern. Es ſcheinen Collectaneen zu ſeyn, woraus wir hier blofs bemerken, dafs jährlich 32.000 Pfund Seide nach Schweden verſchrieben werden, die dem Reich über 348 000 Th. SM. koſten. Da in Pekin oft ein eben ſo ſtrenger Winter als in Schweden iſt, und die Maulbeerbäume in den harten Wintern 1709, 1739, 1740 nicht erfroren ſind, ſo ſey es nicht unmöglich, den Seidenbau in Schweden in Flor zu bringen. Es ſind auch dort ſeit 1757 Preiſe auf die Anpflanzung und Erhaltung der Maulbeerbäume geſetzt, und davon einige Plantagen angelegt. Kleinere Abhandlungen, Preisauftheilungen, Wetterbeobachtungen u. dgl. berühren wir nicht. Der von der patriotiſchen Geſellſchaft aufgeſetzte Preis von 30 Ducats auf die richtigen Grundſätze einer wohleingerichteten Koppelwirthſchaft (Circulations åkerbruk) iſt, da nur eine Abhandlung eingegangen, für dies Jahr wieder aufs neue ausgeſetzt worden.

Gothenburg, b. Norberg: *Förſök til et Swenſkt Skogs- och Jagt-Lexicon* (Verſuch eines ſchwediſchen Forſt- und Jagdlexicons) von *M. H. Brummer*. 1789. 138 S. 4.

Der Verfaſſer, der ſelbſt beym Jagdweſen in Schweden angeſtellt iſt, will, wie es ſcheint, nicht ſowohl ein vollſtändiges Jagd- und Forſtlexicon liefern, als vielmehr nur mit dem Zuſtand der Forſten und Jagden in Schweden, und den desfalls ergangenen obrigkeitlichen Verordnungen bekannt machen, und in ſofern iſt es nicht nur für dortige Forſt- und Jagdbediente nützlich, ſondern auch dem Ausländer brauchbar. Er ſchickt einige vermiſchte Anmerkungen über die Einrichtung des Forſt- und Jagdweſens in Schweden in vorigen Zeiten voraus. Die Königin Chriſtina verordnete zuerſt 1638 einen Reichsoberjagermeiſter. Dieſe Stelle ward doch unter Carl XI 1682 wieder eingezogen, und wurden ſtatt deſſen vier Jagdfiskale, die neben den Landshauptleuten die Oberaufſicht über das Forſt- und Jagdweſen haben ſollten, verordnet, die darauf zu ſehen haben, dafs die Oberjägermeiſter und übrige Jagdbediente ihre Schuldigkeit thun. Unter König Guſtav I wurde allen und jeden verboten, in den königlichen Holzungen zu jagen. Uebrigens hat der Adel auf ſeinem Grund und Boden die volle Jagdgerechtigkeit, dagegen ſind die Bauern bey den jährlich anzuſtellenden Jagden auf Raubthiere Dienſte zu leiſten, verpflichtet. Das Wild in Schweden wird immer ſeltner, und der Vf. beſorget, nach 40 bis 50 Jahren werde man kaum gröſseres Wild, wohin er Elend, Hirſche, Rehe, Haſen, Auer- und Birkhühner und Rebhühner rechnet, anders als in den Thiergärten finden. Er räth daher an, auf 5 bis 6 Jahre alles Wild völlig zu ſchonen. Nach Verlauf der Zeit ſolle die Krone die Jagdgerechtigkeit, nicht gegen Geld, ſondern gegen Einlieferung groſser Felle von Raubthieren verpachten, dadurch würde das eſsbare Wild vermehrt, und das ſchädliche vermindert werden. Doch nimmt er Nordland und Finnland von dem Verbot aus, da dort nicht allein mehr Wild iſt, ſondern man auch damit beſſer haushalt, ja es an einigen Orten ein anſehnliches Nahrungsgewerbe iſt. Denn ſo kommen allein nach Stockholm von daher jährlich 12.000 Auerhühner, 50.000 Birkhühner, 60 000 Haſelhühner u. ſ. w.

In dem Lexicon ſelbſt kommen nur die gemeinen, gar keine ſyſtematiſche, Namen vor. Bey dem Namen des Holzes iſt beſonders der Boden, den es fodert, und

Digitized by Google

und die Art seiner Anpflanzung, so wie bey den Thieren ihr Aufenthalt und Fang, bey beiden aber sind vorzüglich die desfalls ergangenen königl. Verordnung angeführt. Einige der vornehmsten Artikel sind z. E. Adel und dessen Gerechtsame in Ansehung der Forsten und Jagden; Almoge (der gemeine Landmann.) in Ansehung seiner Rechte zur nöthigen Nutzung des Holzes, und der ihm dabey vorgeschriebnen Pflichten; Bössa (das Schiefsgewehr,) in Finnland und Nordland bedient sich der Bauer blofs gezogener Röhre zur Jagd, womit sie sowohl Bären, als Haselhühner, sehr accurat schiefsen; Djurgård (Thiergarten,) Domstol (das Forst- und Jagdgericht,) Ek (Eichen,) die nunmehr so selten werden, dafs man nach 50 Jahren da kaum das nöthige Eichenholz zu Erbauung kleiner Fahrzeuge finden dürfte, wo ehemals reicher Überfluss davon gewesen ist. Alle Eichen in Schweden werden als ein Eigenthum der Krone angesehen, und dürfen daher bey Strafe nicht gefällt werden; Eldskogs (Waldfeuer,) Garn, Grop för warg eller raf (Wolfs- und Fuchsgruben); Hare (Hase.) ehedessen ward er in Schweden unter die schädlichen Thiere gerechnet, und es stand jedermann frey, ihn zu aller Zeit zu tödten, es müssen also damals dort weit mehr Hasen als jetzt gewesen seyn; nunmehr aber darf er, wie anderes Wild, zur verbotenen Zeit ebenfalls weder geschossen, noch gefangen werden; Hederidare; Hund; Jagträttighet (Jagdgerechtigkeit.) Ljungbrannlog (das Anzünden der Haide, das der Vf. für höchst schädlich hält); Orre (Birkhahne,) in Schweden werden jährlich wenigstens an 200 000 getödtet; Plantering; Park (die vornehmsten königl. Gehege. Parks und Thiergärten, worinn sich mehr oder weniger Hochwild findet, sind die auf und zu Åland, Öland, Åleberg, Kinnaskog, Rådaås, Kållandsö, Torsö, Hunne und Halleberg; Hogskogen, in der Flogsta Waldung, Eldsmären, Wisingsö, Kungsor, Strömsholm, Björnas u. s. w.; in allen sind im Reich ungefähr zehn grofse königl. Thiergärten und 150 Gehäge, Parks und Waldungen, worinn keinem sonst zu jagen erlaubt ist. Ferner: Rapphons (Rebhühner,) sie sind erst unter K. Gustav I von Deutschland nach Schweden gebracht worden, und sollten dort, da sie jetzt sehr abnehmen, billig mehr geschont, oder aufs neue dahin verpflanzt werden; Skog och Skogvaktare (Holz und Holzwärter); Skall (öffentliche Jagd auf Raubthiere.) Öfver-Jagmastare (Oberjägermeister,) und dessen Amt u. s. w.

Am Ende hat der Hr. Vf. wieder einige kurze, (doch an mehrern Orten nöthige,) Erinnerungen über die jetzige Beschaffenheit der Waldungen in Schweden, den auch leider sich da schon zeigenden Holzmangel, nebst guten Vorschlagen, solchem abzuhelfen, die Holzanpflanzung, wobey er besonders das sonst dort selten gebräuchliche Hüten des Viehes (Wallgång) empfiehlt, und über die Wartung des Holzes, angehängt.

Berlin u. Küstrin, b. Ochmigke: *Des Hn. Präs. v. Benekendorf Abhandlung von richtiger Bedüngung der Felder*, verbessert und vermehrt von *C. F. Germershausen*. 1791. 240 S. 8 (14 gr.)

Diese interessante Abhandlung hat durch die neue Auflage und Vermehrung gewonnen. Die Hauptstücke, worauf Rücksicht genommen worden, sind die *Vermehrung, Zubereitung, Wirkung* und *richtige Anwendung jeder Düngungsmittel*. Der *erste Abschnitt* schickt einige Grundsätze über diese Düngerlehre voraus, und zwar sowohl in Absicht auf die Viehmiststarten, als künstliche Düngungsmittel. Der *zweyte* giebt das Verzeichniss der sämmtlichen Miststarten, lehrt ihre Bestandtheile, Zubereitung, Wirkung und richtige Anwendung. (Bey dem Hordenschlag wird billig die Abhandlung des Grafen von *Podewils* in den Beyträgen zur Landwirthschaftswissenschaft angerühmt.) Der *dritte Abschnitt* liefert allgemeine Anmerkungen, wie die Wirkungen der verschiedenen Miststarten befördert werden können, wobey hauptsächlich erörtert wird, unter welcher Einrichtung der Felder, (dem Winter- oder Sommerfelde etc.) der frischgefahrne Mist ersprieslichere Dienste leiste? auf welche Fahre, (auf dem noch ungepflügten, oder vorher umgepflügten Acker) der Mist solle gebracht werden, wenn er die bestmöglichste Wirkung thun solle? und was bey der Verbreitung des Mists auf dem Felde zu beobachten sey? Der *vierte Abschnitt* handelt von den einfachen künstlichen Düngungsmitteln, deren möglichen und bequemen Anschaffung und richtigen Anwendung; darunter sind der *Mergel*, der *Teichschlamm*; (dabey beziehet sich der Hr. Verf. auf den ersten Band seiner kleinen ökonomischen Schriften, und bricht hier allzukurz ab; dies hätte aber zur Vollständigkeit in den Anmerkungen billig nachgeholt werden sollen.) der *Gassenkoth in den Städten*, die *Schurrerde*, (der Gassenkoth und allerhand zusammengeschöpfte düngende Erde und Unflath in Flecken und Dörfern.) die *Stallerde*, die *Holzerde*, (eines der geringsten Düngungsmittel wegen der wenigen Salz und noch geringern ölichten Theilchen, so sie enthält, und dienet hauptsächlich nur zur Lockermachung der Gartenländer;) die *Sagspäne*, (von gleichem Verhältniss,) der *Schutt von alten Gebäuden*, (der Leimen, der wegen seines erhaltenen Salpeters ein treffliches Düngungsmittel ist; die Anmerkung schliefst auch den Kalkschutt mit ein,) das *Ueberfahren* mit entgegengesetzten Erdarten, (eines sandigen und leichten Bodens mit thonigten und schweren, eines thonigten und starken mit leichten und sandigen.) Düngung mit *gebranntem Lehm*, die *Asche*, (die Erfahrung lehrt die sonderbare Erscheinung, dafs die ausgelaugte Seif- und Pottsiederasche sich weit kräftiger und in ihren Wirkungen dauernder erweist, als rohe Asche; erstere kann man sich auch selbst verfertigen.) Die *Kalkdüngung*, dazu gehört der *Gips* und die *Kreidenerde*, *Horn-* und *Kammmacherspäne*, (ein hitziges Düngungsmittel, das besonders zu den Mistbeeten angewandt wird;) *Blut*, die *Salzarten*, *verfaulte Dinge* aus dem animalischen und vegetabilischen Reiche. Der *fünfte Abschnitt* handelt von den zusammengesetzten künstlichen Düngungsmitteln, ihrer Zubereitung, Wirkung und richtigen Anwendung. Anlegung eines Düngermagazins. Der *sechste Abschnitt* erörtert die Frage: ob es sich der gewöhnlichen oder künstlichen Düngungsarten zu bedienen rathsamer, und in welchen Fällen zu dem Gebrauch der letztern zu schreiten nothwendig seye?

— Obſchon ein Landwirth, der die Localität wohl kennt, nicht von den Verfahrungsarten beym Ackerbau der einen Provinz allgemeine Regeln für alle Gegenden ſogleich feſtſetzen wird, ſo kann doch jeder aus dieſer gründlich vorgetragenen Düngertheorie ſich die nützlichſten Lehren abſtrahiren, und in Anſehung mancher gerühmten künſtlichen Düngungsmittel von ökonomiſchen Charlatans die ächten von bloſsen Palliativmitteln im Ackerbau, wie z. B. die Pulver im kleinen Gewicht, auf einen Morgen Ackers, die Düngereſſenzen etc. ſind, unterſcheiden lernen.

MAINZ, in der kurfürſtl. Univerſitätsbuchh.: *Bernhard Sebaſtian Nau's Anleitung zur deutſchen Forſtwiſſenſchaft.* 1790. 420 S. 8.

Der Vf. behandelt hier die Forſtwiſſenſchaft bloſs in Anſehung der Erziehung derjenigen nützlichen Holzarten, welche unter deutſchem Himmelsſtriche am beſten gedeihen, und trennt von der Forſtwiſſenſchaft das weitere technologiſche, wie das Pottaſchſieden, Kohlenbrennen u. ſ. w. Nach der Einleitung, welche auſser der allgemeinen forſtwiſſenſchaftlichen Literatur, auch etwas von der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft in den ältern Zeiten enthält, handelt der Verf. in den folgenden Abſchnitten *von der Natur der Holzarten* überhaupt, und den zum Wachsthum nöthigen äuſsern Verhältniſſen in Anſehung des *Bodens* und der *Witterung*, die botaniſche Phyſiologie, worauf von den einzelnen Holzarten ihre botaniſchen Merkmale, nebſt ihrem ökonomiſchen und techniſchen Nutzen beygebracht werden. In einem Anhange ſucht hier der Vf. ſich gegen verſchiedene Erinnerungen zu vertheidigen, welche in dem 5ten Bande der Vorleſungen der kurpfalz. phyſik. ökon. Geſellſchaft, von dem Hn. Regierungsrath *Medikus* gegen die bisherigen Forſthandbücher gemacht worden ſind. Im Verfolg wird von Anpflanzung und Erziehung der Holzarten durch die Saat, durch Wurzeln und Stöcke, durch Ableger und Steckreiſer gehandelt, und bey der Saat die Menge des Saamens der vorzüglichſten Waldbäume auf einen Mainzer Morgen beſtimmt. Die Forſtpflege wird in den Forſtſchutz und die Forſtſicherung eingetheilt, und in der Abhandlung von jenen ein weitläuftiges Verzeichniſs der ſchädlichen Inſecten (von S. 281 bis S. 338.) beygebracht. Die Eintheilung der Wälder in Schläge und der Holzſtab ſind die Gegenſtände der Forſtſicherung, und dieſen erſten Theil beſchlieſst die wilde Thiernutzung oder Jagd. In dem 2ten oder allgemeinern Theil der Forſtwiſſenſchaft handelt der Hr. Vf. von der Beſtimmung der Grenzen der Forſten, ihrer gehörigen Vermeſſung und den vollſtändigen Forſtbeſchreibungen, auſserdem von den forſtwirthſchaftlichen Perſonen, wo eine kurfürſtl. Mainziſche Specialforſtordnung vom Jahre 1774 eingerückt iſt. In dem erſten Theile finden ſich nicht wenig aus andern Werken wörtlich abgedruckte Stellen, denen aber keine Anzeige des Werkes ſelbſt, aus dem ſie entlehnt ſind, beygefügt worden. So hätten S. 7. n. 4. die Vorleſungen der kurpfalz. phyſ. ökon. Geſellſch. II Band S. 138. bey S. 9. n. 5. eben dieſe Vorleſ. II. B. S. 147. bey S. 27 jene Vorleſ. II. B. S. 145 — 147. angezeigt werden ſollen, da dieſe Stellen wörtlich daraus abgedruckt ſind. Aus Suckows Botanik ſind die §. 185. hier §. 53. (bloſs mit einem andern Allegat), 194 — 196. hier 58 — 62. 197 — 199. hier §. 63 — 66. 201 hier 67 mit ſehr verdrucktem Allegate, ſo wie auch bey §. 61. Ferner ſind 205 — 209 hier §. 72 — 76. 211 — 218 hier §. 80 — 90. 223 — 228 hier §. 91 — 96. ſämmtlich ganz dorther abgedruckt. Inzwiſchen ſagt der Hr. Vf. davon ſelbſt in der Vorrede: „Ich habe in manchen Fällen Werke anderer Gelehrten wörtlich benutzt, und zwar da, wo ich nichts beſſers zu ſagen wuſste, und wo meine wenigen Erfahrungen, und die wichtigern Erfahrungen meiner Freunde das ſchon geſagte beſtätigten."

TECHNOLOGIE.

JENA, in der akad. Buchh.: D. *C. G. Röſsig Lehrbuch der Technologie* für den angehenden Staatswirth, und den ſich bildenden oder reiſenden Technologen. 1790. 456 S. 8.

Bey den Schwierigkeiten, alle Veredlungsarten roher Naturproducte in einem Lehrbuche der Technologie abzuhandeln, beſchränkt ſich der Hr. Vf. bloſs auf die erſten Veredlungen derſelben, und ſolche, welche dieſen eine mehrere Vollkommenheit und Vollendung geben. Die Gewerbe werden hier in Manufacturen, Gewerbe und Fabriken eingetheilt. Jene bearbeiten durch Hände oder Maſchinen, oder durch beide zugleich; Gewerbe beſchäftigen ſich mehr mit Scheidungen, welche entweder Naturkräfte oder Maſchinen bewirken, und wenn die Bearbeitungen Feuer und Hammer fodern, rechnet ſie der Vf. zu den Fabriken. Nach einer kurzen Geſchichte und Literatur der Technologie überhaupt behandelt der Vf. die Gewerbe nach jenen Hauptabtheilungen, wo bey einem jeden die ſpecielle Literatur beygebracht iſt. Zu den weniger in den technologiſchen Lehrbüchern behandelten Gewerben, welche der Vf. dem ſeinigen zuſetzt, gehören die türkiſche Papierbereitung, die Papiertapetenbereitung, die künſtlichen Blumenmanufacturen, die Kattun-, Zitz-, Leinewand-, Woll-, und Golgadruckerey, die Wachstuchbereitung, die Wattebereitung, die Spinnereyen, Zwirn- und Seidenaufbereitungen, die Spitzenbereitung, auſser mehrern ſpeciellern Artikeln der Webereyen, die Seidenmanufacturen, ferner die Band- und Tapetenweberey, und die Wirkereyen — Die Waid- und Indigobereitungen, die Wein-, Cyder- und Methbereitungen, das Scheidewaſſerbrennen, die Alaun-, Vitriol-, und Salpeterſiedereyen, die Grünſpanbereitung. Die Mehl-, Krapp-, Oehl-, und Schneidemühlen, die Bereitung metalliſcher Farben, und in Anſehung der Metallfabriken die Hammerwerke.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20 September 1791.

LITERARGESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Weidmannischen Buchhandl: *Theophili Christophori Harles Brevior Notitia Literaturae Romanae inprimis scriptorum latinorum.* 1789. XXVI S. Vorrede, 796 S. 17 S. Register. in 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nach einer beynahe *dreyssigjährigen* Beschäftigung des Vf. mit dem Studium der klassischen Literatur, und nach einem *viermal* wiederholten Versuch über die Schriftsteller des alten Roms waren die Freunde dieser Wissenschaft allerdings berechtiget, ein Handbuch zu erwarten, worin nicht nur ein wohl überdachter, fester Plan als Grundlage des Ganzen überhaupt, sondern auch bey der Anlage einzelner Theile geschmackvolle Auswahl, verhältnissmässige Vollständigkeit und kritische Genauigkeit in Ansehung der Sachen, und eine lichte Ordnung und Darstellung in Ansehung des Vortrags und der Einkleidung, so wie Correctheit und Reinigkeit der Sprache die unterscheidenden Kennzeichen wären. Allein wir möchten nach einer sorgfältigen Prüfung zwar wohl den guten Willen des Vf. und sein Bestreben, gemeinnützig zu werden, loben — (er bestimmt seine Arbeit einem dreyfachen Endzwecke, zu Vorlesungen über die Kenntniss klassischer Bücher und Ausgaben, bey Besuchung der Bibliotheken auf Reisen, und für angehende Herausgeber; jedoch nur für *juniores*, nicht für die *heroes literatos*, praef. p. XIX. XX.) — mit der Ausführung aber wird kein sachverständiger Beurtheiler durchgängig zufrieden seyn. Ein durch heterogene Einschaltungen verunstalteter, zwischen Literatur und nomenclatorischer Bibliographie hin und her irrender Gang, — (wie S. 24—30 die umständliche Anzeige von Büchern über alte und seltene Druckwerke von Maittaire, Orlandi und Clement an bis auf Strauss, Seemiller und Braun herunter;) wohin sich aber der Vf. im Verfolg des Werks nur allzugern ohne Nutzen und Nothwendigkeit zu verlieren scheint. So z. B. wird S. 32 und 33 untersucht, ob Mainz oder Strasburg die Ehre der erfundenen Buchdruckerkunst zukomme. Man sehe auch S. 578 und 579 Donatus. (Nirgends feste Gränzen, kein Unterschied der Völker, Länder und Zeiten; römische Literatur, Patristik, Medium aevum, alles durch einander; Misverhältnisse über Misverhältnisse; von einem Stück der römischen Literatur sieht man sich auf einmal zu den Taufhändeln des heiligen Cyprian mit dem heil. Stephanus, und bey Gelegenheit des Hilarius zu dem Streit zwischen Constant und Germon über die Authenticität alter kirchlicher Handschriften hingeführt (S. 589); dann bald zu viel, bald zu wenig, bald gar nicht das, was man mit Recht erwartet, und dagegen mit vollen Händen, (so wie die öftern Wiederholungen, wie S. 34 und 45 über die Glasgower Ausgaben u. s. w.) was nur unnöthig Raum einnimmt, und den Leser ermüdet. Keine überlegte Vollständigkeit, wie S. 50 ff. bey der Angabe der kritischen Observationsbücher: Warum nun? „*quosdam recensebo*;" von Bertrams Entwurf heisst es auch in der Note: „*quosdam tantum memorat*;" Wenn und wo wird also der tiro entweder *alle*, wenn es so seyn soll, oder die *empfehlenswerthesten* kennen lernen? So hätten des elenden Geus Exercitt. phil. Kohl, Gottfr. Richter und ähnliche Helden gar wohl übergangen und dafür bessere Männer erwähnt werden können; Wesselings Obsevv. stehn da, und die Probabilia nicht. Das *judicium de singulis* will der Vf. wieder *aliis hujus artis peritis* überlassen. Warum aber? Was der Vf. durchweg als die *Hauptsache* und S. IV. der Vorrede als ein *Hauptverdienst* seines Buchs berechnet zu haben scheint; *die kritische Geschichte der Ausgaben* liegt ganz ausser dem Plan eines Handbuchs der römischen Literatur, ist auch, wie der Vf. selbst einsieht, gar nicht das Werk eines einzelnen Mannes, und eigentlich das Erforderniss der Herausgeber, von denen dem Literator erst in die Hand gearbeitet seyn muss, wenn seine *Nomenclatur* einen Werth haben soll. Daher ist, unsers Erachtens, mit den alten Ausgaben des 15ten und 16ten Jahrhunderts, die aus den vorhandenen bibliographischen Verzeichnissen und Büchercatalogen zu sammeln freylich keine schwere Sache ist, viel zu viel Raum angefüllt; wie kann der ganze Schwall dieser Ausgaben, deren Prüfung und Zurathziehung schon dem Editor genug zu schaffen macht, in eine *Notitia brevior Literaturae Romanae* gehören?

Die Gestalt des Buchs nach seiner jetzigen Einrichtung ist nun diese: Auf die 72 S. einnehmenden Prolegomena kommen die von dem Vf. in seinen Plan gezogenen Schriftsteller unter *acht* Kapitel und mehrere Anhänge am Ende des Buchs geordnet, nach folgenden Rubriken: Cap. I. *de infantia et pueritia latinae linguae, a Romulo usque ad bellum punicum secundum*, S. 75—77, wo die von den Saliarischen Liedern, den libris pontificalibus und auguralibus etc. ziemlich trocken vorgetragenen Nachrichten doch durch manche brauchbare Anmerkung und fruchtbare Kürze hätten unterhaltender gemacht werden können. So z. B. durch die Einschaltung von dem *C. Aelius*, den Varro de L. L. 6, 1. in literis latinis inprimis exercitatum nennt, und als einen *interpretem carminum Saliorum* aufführt, von dem vermuthlich auch Quinctilian 1, 6. 37. zu verstehen ist. Cap. II. *de adolescentia L. L. a bello punico secundo usque*

ad Ciceronis aetatem, S. 78 — 116 befafst die Schriftfteller vom Livius Andronicus bis auf Lucrez. Cap. III. *de virili aetate L. L. a Sullae temporibus usque ad obitum Augusti Imperatoris.* S. 117 – 212. Varro — Trogus Pompejus. Vom Cicero, wie billig, am ausführlichften von S. 124 – 164. Die Dichter diefes Zeitraums find, fo wie bey den folgenden Zeiträumen, von den übrigen Schriftftellern abgefondert und unter befondere Kapitel gebracht. Es folgt alfo Cap. IV. *de Poetis hujus aetatis*, von S. 213 — 305. Catull — Aemilius Macer. Virgil wieder am ausführlichften von S. 232 — 256, wo wir S. 248 lernen, dafs von Dr. Korttens veranftalteter Ausgabe des Virgil fich Druckbogen ohne Titel und Jahresanzeige finden; einem Exemplar hatte Longol, Korttens Freund und Zuhörer, beygefchrieben: *Virgilii fpecimen editionum in ufum fcholarum faxonicarum circa annum 1728. a Gottlieb Cortio adornatum.* Auch Druckbögen mit weitlauftigen Anmerkungen über die V. und VI. Ekloge finden fich, deren Vf. Hn. H. unbekannt ift. Horaz S. 256 — 276. Ovid S. 276 – 290. Cap. V. *de imminente L. L. fenectute, ab obitu Caefaris Octavi Aug. vel a Ch. n. 14. ad mortem Trajani five ad an. Chr. 117.* S. 306 — 434. Hyginus — Suetonius. Cap. VI. *de Poëtis hujus aetatis.* S. 435 — 491. vom Phaedrus bis auf die Sulpitia. Ueber die Satira der letztern befitzt Hr. H. einen Commentarium ineditum des berühmten Schwarz zu Altdorf, den er, wenn er erheblich ift, Hn. Burgefs für feine Sammlung kritifcher Obfervationen mittheilen könnte. Cap. VII. *de vegeta L. L. fenectute ab obitu Trajani usque ad principatum Honorii et Romam a Gothis expugnatam.* S. 492 – 692. Juftinus — Profper Aquitanus. Dafs hier die römifchen Rechtslehrer, Pomponius, Cajus, Papinianus u. f. w. aufgeführt find, wird man fchicklicher finden, als die Einmifchung der lateinifchen Kirchenlehrer u. f. w. Cap. VIII. *Poetae*, von S. 693 — 750. Flavius Avianus — Dracontius römifcher und chriftlicher Dichter und Verfemacher durch einander. Nach S. 750 wird es der Vf. endlich felbft müde, die barbarifchen Scribenten *der Breite nach* aufzuführen, und fängt mit S. 751 vom 5 Jahrhundert mit dem Marius Victor an, nur ein kurzes Verzeichnifs derjenigen zu geben, „*qui hoc et fequentibus feculis vel res geftas „memoriae prodiderunt, vel difciplinam quandam linguae „latinae illuftrare conati funt.*" verweift übrigens des mehrern auf Fabricii Bibl. med. aev. auf Leyfer, Hamberger und Saxe. Diefs geht fo fort bis aufs XI. Seculum S. 783, nachdem der Vf., weil er mehr in feinen Plan zog, als dahin gehörte, feinem Vorfatz nothwendig zum öftern wieder untreu werden, und hin und wieder aufs neue ins Detail hat gehen müffen, wie z. B. bey Martianus Capella, Boethius, bey der Erwähnung des Corporis Juris u. f. w.; dadurch find denn wieder neue Mifsverhältniffe entftanden, denn *brevitatis caufa*, die der Vf. fo oft im Munde, aber nur nicht immer in der Feder führt, wird nun Prifcianus, der doch wohl in eine Literatura romana gehört, S. 759 mit 16 Zeilen abgefertigt, indefs Tertullianus, Cyprianus, Hilarius, Ambrofius, Auguftinus, Lucifer, Caffianus, und wie die heiligen Männer alle heifsen, ganze und halbe Bogen weggenommen. Sogar das vom Fifcher herausgegebene Carmen de expeditione Attilae läfst fich S. 760 in *diefem Umriffe der römifchen Literatur* mitfehen. Im 9ten Seculo wird die Reihe dermafsen bunt, dafs bey Gelegenheit Carl des Grofsen S. 774 Anfegifus mit feinen Capitularien und S. 776 gar eine Collectio Conciliorum Galliae auftritt, fo dafs der fchwindelnde Lefer anfteht, ob er ein Handbuch der *römifchen Literatur*, oder eine Literatur der Patriftik, der deutfchen Reichshiftorie oder des Juris Canonici vor fich habe. Weil aber der Vf. doch wieder Bedenken trägt, „*nominandis „hominibus, qui in ea omnium difciplinarum barbarie emi„nuerint, molem libelli augere et fatigare lectores*," fo hebt nun S. 783 abermals ein kürzeres Verzeichnifs mit Aimoino an, und geht bis Lambertus Schaffnaburg. fort. S. 785 aber, nachdem jenes Verzeichnifs gefchloffen ift, befinnt fich der Vf. noch einmal, und läfst „*ex multis „aliis, de quibus Fabricius, Hamberger atque Saxius, „iique quos illi laudarunt, confulendi*" doch noch eine Partie vom Hermannus Contractus bis auf Rudolph Agricola ausziehen. Mit S. 796 entläfst er endlich den geduldigen Lefer, der aber doch, wenn er noch wifsbegierig genug ift, im Regifter unter Bonifacius, und in der Praefation, da indefs Seemillers *dritter* Fafcikel erfchienen war, von S. XII — XVII noch ein paar Dutzend, nur mit Seemillers Seitenzahlen, und nicht einmal mit Verweifung auf die Seiten der Notitia verfehenen Nachträge einfammeln kann, die noch reichhaltiger ausgefallen feyn würden, wofern dem Vf. *in conficiendo hoc opufculo* die Supplemente des Hn. Denis zur Hand gewefen wären.

Bey denjenigen Kapiteln, welche einen neuen merkwürdigen Zeitraum anheben, alfo bey dem II, III, V und VII. ift eine allgemeine Schilderung vorgefetzt, welche dazu dienen foll, die wiffenfchaftliche Charakteriftik und den fchriftftellerifchen Werth des Zeitraums unter einen Gefichtspunct zu faffen; hier, wo es auf eine geübte, fichere, feffe, aber doch feine Hand, ganz vorzüglich ankömmt, wird man fich leicht vorftellen, wie fchwankend der Vf. den Pinfel geführt, und wie gefückelt das ganze Gemälde ausfieht; an die wahre natürliche Farbengebung ift gar nicht zu denken. Auch wenn man hoffe, dafs einmal ein glücklicher Zug gelingen foll, ift er auf einmal unter einer Laft von unpaffenden Worten und Phrafen erftickt, wo Thatfachen ftehen follen, taumelt die Darftellung zwifchen Tropen, Metaphern und leeren Bildern herum, z. B. de imminente L. L. fenectute S. 306: „*latinitas a priftino fplendore et vigore „tantum receffit, ut quafi lucem amittere, caneficere et fe„nectutem quamdam habere videretur etc.*" S. 308: „Hinc „*factum eft, ut eloquentia ipfaque lingua externis fe ob„linerent moribus (?) omnemque etiam priftinae virilis di„ctionis fanitatem quafi perderent*," u. f. w. Doch man fehe nur, was S. 492 de Vegeta Ling. Lat. aetate gefagt ift.

Jedes diefer Kapitel ift meiftens in fo viele Paragraphen eingetheilt, als es Schriftfteller enthalt, und bey jedem derfelben wird wieder unter befondere Numern von den Geburts- und Sterbejahren, wenn fie bekannt find, von den Lebensumftänden der Schriftfteller, ihren

ihren Schriften und Ausgaben derſelben gehandelt. Dann folget gewöhnlich noch ein ſummariſches Urtheil über den Charakter und den Werth des Schriftſtellers, und Angabe von Erläuterungsſchriften und ähnlichen dahin Bezug habenden Dingen. Die Urtheile über die Schriftſteller ſind wieder unſtreitig der ſchlechteſte Theil, z. B. vom Cicero S. 157: „*In omni (?) pene literarum ge-*„*nere Graecorum ſimilis eſſe volait. Atque horum ſimilitu-*„*dinem imitando ſic adſequutus eſt, ut niſi ſuperavit quos-*„*dam, eos tamen aequaverit.*" Zuweilen beſtehen ſie blofs aus einem verunglückten Spaſſe, wie S. 540 vom Apicius: „*Stilus eſt varius et comtus,*" (als ob man bey einem Kochbuche *darauf* zu ſehen hätte,) „*ſed coqui* „*noſtri ejus praecepta non ſequentur, nec dapes Apicii* „*omnium palato erunt.*" (Als ob man um *dieſer* Abſicht willen ein römiſches Kochbuch in die Hände nahme; und ob nicht Antiquarier, Naturkenner, Aerzte, manchen Vortheil daraus zu ziehen verſtünden?) Manchmal ſieht man gar nicht, was der *Vf.* haben will, z. B. beym Pedo Albinovanus S. 291: „*Non immerito commentatur; praeſertim cultiſſima eſt elegia in mortem Druſi;*" es müſste denn *commendatur* heiſsen ſollen. Längere Stellen laſſen ſich hier nicht ausziehen. Aber Schriftſteller *treffend* zu beurtheilen, dazu gehört freylich mehr, denn Collectaneen- und Citatengelehrſamkeit; jedoch auch dieſe ſcheinen oft mehr aufgerafft, als aus dem eignen Studium der angeführten Schriften, erwachſen zu ſeyn. S. 60 wird angeführt: *Jovitae, Brixiani, de numero oratorio libri V. Coloniae, 1582, 8.* und noch in Parentheſe dazugeſetzt: „*liber eſt utiliſſimus.*" Aber erſtlich heiſst der Vf. ja nicht Jovita, ſondern Jovita Rapicius; dann iſt die *hier* angeführte Ausgabe gar kein für ſich beſtehendes Werk, ſondern nur ein Anhängſel der Schrift des Strebaeus de electione et oratoria collocatione verborum Coloniae 1582 8.; ſtatt dieſes fehlerhaften und verſtümmelten Nachdrucks aber, der, wie ihn Hr. H. citirt, nicht einmal zu finden iſt, anzuführen, hätte ja wohl auf das ſchätzbare und richtig abgedruckte Original: Jovitae Rapicii Brixiani de numero oratorio libri V. ad Reginaldum Polum Card. Venet. 1554. fol. verwieſen werden ſollen. S. 65 eine vollſtändigere Ausgabe von Voſſii Ariſtarchus, *vom J. 1653.* iſt, unſers Wiſſens, ein Unding. Bey der frühern vom J. 1635 fand Rec. mehrentheils ohne Spur eines Mangels nur die 2 Bücher de arte grammatica und die 4 de analogia, obgleich der Titel 7 Bücher verſpricht; bey der vollſtändigern vom J. 1662 findet ſich der liber de Conſtructione ſermonis, der aber doch wohl auch mit der frühern erſchienen ſeyn muſs. Der Ausgabe von 1653 wird gar nicht in dem Verzeichniſs Voſſiſcher Werke gedacht, das Colomeſius den Epiſtolis Voſſianis vorſetzen laſſen. S. 75 heiſst es: „*Columnam roſtratam* „*illuſtravit, in peculiari libro. Romae, 1608. recuſo in* „*theſ. antiqu. rom. Graeviano, Vol. IV.* — *Wer* denn? doch wohl Petr. Ciacconius. Der Commentarius iſt aber ſchon zu Rom 1586 mit den Büchern de ponderibus, menſuris, dann Lugd. Bat. 1597 von Franciſco Raphelengio, als ein Anhang zu ſeinem Salluſt, wie er ſagt, jedoch beſonders und ohne jene Bücher edirt. Am beſten hatte Hr. H. hier auf Fabric. Bibl. Latin. to. 2. pag. 445. Erneſt. verweiſen können. Andere dergleichen Berichtigungen zu geben, iſt hier ganz unmöglich. Mehr Entſchuldigung verdient es, wo Hr. H. *Andern* nachciliren *muſs*. So heiſst z. B. die S. 356 in der Anmerkung undeutlich angeführte Schrift des Grafen Bagnolo: *Della gente Curzia e dell' Età di Q. Curzio Iſtorico, Raggionamento del Conte Giov. Franceſco Giuſeppe Bagnolo*, in Bologna 1741. 8. Selbſt da, wo Hr. H. ſich noch am meiſten Genüge geleiſtet zu haben ſcheint, bey der Aufzählung und Beurtheilung der Ausgaben, könnte Rec. *unzählige* (er weiſs wohl, was er ſchreibt,) Berichtigungen beybringen; ſieht ſich aber auch hierüber nur auf wenige Beyſpiele eingeſchränkt. Bey den Ausgaben des Varro iſt S. 123 die bereits von Fabricius umſtändlich erwähnte Recenſion des Gaſp. Scioppius, Ingolſtadii, ex typographeo Adami Sartorii, 1605, 8., ſehr unrecht vergeſſen, da ſie nach S. 6 der Vorrede nicht nur Scioppii und Urſini Verbeſſerungen, ſondern auch Faerni geſammlete Lesarten enthält; auch ſind, wie wir gefunden haben, vom Urſinus kritiſche Vermuthungen und Verbeſſerungen aus Handſchriften am Rande beygefügt. Zuweilen ſcheint Hr. H. gar nicht gewuſst oder nicht bedacht zu haben, wozu ein ſeltenes Stück zu benutzen iſt; warum hätte er es ſonſt den *Junioribus* nicht beſtimmt herausgelagt? Beym Virgil S. 243 „*Praeterea nominandae ſunt editiones quaedam ob ſplen-*„*dorem aut nitorem literarum.*" Und nun ſteht zuerſt die von Foggini 1741 zu Florenz beſorgte Ausgabe des Codicis Aproniani da. Dieſs wäre alſo der einzige Gebrauch, den der Kritiker von dieſem Abdruck zu machen hatte? Nicht die Kenntniſs dieſer berühmten Handſchrift ſelbſt? Nicht die Manipulation der Abſchreiber und das Studium ſo mancher kritiſchen Kunſtgriffe? Dazu kömmt, daſs der *Nitor* bey dieſem gar nicht merklich ins Auge fallenden Quartband eben nicht hervorſtechend iſt. Beym Seneca, wo doch der *Vf.* noch am fleiſsigſten geweſen zu ſeyn ſcheint, herrſcht dennoch in der Angabe der Editionen hie und da noch erſtaunliche Verwirrung, aus der man ſich, ohne die Exemplare ſelbſt, ſchwerlich heraushelfen wird; gleich z. B. S. 327. mit der Ausg.: *Ope MSS. biblioth. Palatinae (Lugduni) ſumtib. Jo. e Preux. 1595. Tom. II. 1594. 8.* — Die Sache iſt: *Gruteri Animadverſiones in L. A. Senecae opera* (aber nicht der Seneca ſelbſt) erſchienen, ſumt. Jo. le Preux, 1594. (von welchem Jahr auch Gruterus Zuſchrift an den Marggr. Moriz von Heſſen datirt iſt.) der erſte Band; der zweyte 1595. beide gegen 600 Seiten. Im erſten Band nach S. 499 ſtehen noch: *Nicolai Fabri Annotatt. ad Senecae patris Controv. et filii Apocolocyntoſin.* Hr. H. führt S. 336 dieſe Animadverſiones des Gruter ſelbſt an; aber mit der Jahrzahl 1595. Auch nicht allein aus Handſchriften der Heidelberger Bibliothek, deren er 5 gebrauchen konnte, ſondern aus einer groſsen Menge anderer, die in der Vorrede namhaft gemacht ſind, verbeſſert Gr. den Text. Ueber die Tragödien des Seneca S. 335. iſt Kappens Periculum criticum angeführt, und Jo. Hildebr. Withofs Praemetium crucium criticarum praecipue ex Seneca Tragico, Lugd. Bat. 1749. 4. maj. übergangen. S. 439 fehlt der Phaedrus Gronoviorum mit den Collectaneis des Nic. Diſpontini

Digitized by Google

tini, 1703. 8. Ein sehr grober und lächerlicher Fehler ist es, wenn S. 261 gesagt wird: „*Georgius Fabricius egregiam Horatio navavit operam, Lipsiae, 1520, 8.*“ (denn dass dies kein Druckfehler sey, lehrt die Ordnung der Jahre, nach welcher die Ausgaben gestellt sind.) Fabricius also, der 1516 gebohren ist, hat schon im 4ten Jahr, wie Justus Lipsius beym Yorick, ein Werk ausgeführt, das man wegwischen . . . doch es wird 1570 gemeynt seyn, denn mit diesem Jahre, so wie mit 1575 und 1593 hat Rec. Ausgaben des Fabricius vor sich. Doch, siehe da! S. 262 bringt Hr. H. selbst das Richtigere nach, ohne das Obige — wegzuwischen. In der Ableitung der Ausgaben und in der genauen Bestimmung ihres Werths und ihrer unterscheidenden Kennzeichen hat der Vf. auch da, wo schon alles im Reinen war, doch wieder neue Verwirrung zu Schulden kommen lassen, z. E. über den Tacitus. Nachdem er S. 398 Basil. 1519 cura Rhenani angeführt, heisst es weiter: „*at eodem anno recognovit textum e cod. Budensi.*“ Gar nicht, *eodem anno*, wie Hr. H. dem unzuverlässigen Zweybrücker Ausgabenverzeichniss nachspricht, sondern 1533, wie ihn Ernesti hätte belehren können, der an 2 Orten in der Vorrede zum Tacitus, und über Fabriz, Bibl. Lat. to. 2. p. 395. alles dieses ganz richtig abgemacht hat, wie Rec. der Augenschein beider Ausgaben versichert. Bey Anführung der Erläuterungsbücher und anderer auf einen Schriftsteller Bezug habenden Schriften ist der Vf. mit Kleinigkeiten oder ganz unbedeutenden Abhandlungen und Anzeigen meistentheils verschwenderisch freygebig gewesen; unfruchtbarer sind seine Nachweisungen, wo es auf solche Supplemente ankömmt, durch welche die vorhandenen Bücher an Richtigkeit und Vollständigkeit gewinnen, oder doch sonst ein wesentlicher würdiger Zweck für das Studium derselben erreicht wird. So lässt es Hr. H. S. 575 beym Julius Firmicus mit der Anzeige von 2 oder 3 Ausgaben bewenden; aber kein Wort von den scharfsinnigen Vermuthungen, wodurch Lessing im 3ten Stück seiner unvergeslichen Beyträge die Quelle ausfindig gemacht, aus der die erste Ausgabe des Firmicus durch Pescennius niger vermuthlich geflossen; kein Wort von der mit so viel Nachlässigkeit und doch so grosser Prätension aus der Aldina formirten Hervägischen Ausgabe durch Nic. Prückner; kein Wort endlich von den wichtigen Supplementen, die Lessing für den Text des Firmicus S. 235—259 einer Schrift gegeben hat; an deren Spitze noch dazu Hn. H. Name gelesen wird. S. 336 hätte Diderot noch angeführt seyn sollen: L. A. Seneca, der Sittenlehrer, nach dem Charakter seines Lebens und seiner Schriften entworfen von F. Nüscheler, Prof. Erstes Bändchen, Zürich, 1783. 8. (Mehr ist uns nicht zu Gesichte gekommen, obgleich der Vf. S. 121 ein zweytes verspricht.) Hier ist ausser den übersetzten Stücken des Seneca in der vorläufigen Abhandlung von S. 1—122 viel Wahres und Treffendes über den schriftstellerischen Charakter des Philosophen beygebracht, und über den Einfluss, den seine Lage und sein Zeitalter auf die Bildung seiner Denk- und Schreibart haben mussten, manche gute Idee geäussert, die Hr. H. bey seiner Darstellung sehr wohl hätte nutzen können. Eben so ungern vermissen wir über den Tacitus die Nachweisung auf die drey schätzbaren und gedachten Mémoires des Herrn Weguelin, *sur l'art psychologique et politique* und *sur l'art caracteristique moral et politique de Tacite*, (in *Nouveaux Memoires de l'academie Royale de Berlin, Année MDCCLXXIX. p. 424—453.* und *Annee MDCCLXXX. pag. 487—503.*) wozu Hr. H. S. 404 eine so schickliche Veranlassung hatte, und obgleich in den sonst so verrufenen politisch-philologischen Commentaren über den Tacitus schon so mancher ähnliche gute Same verborgen liegen mag, der dem, welcher bey dem Studium der Classiker auf etwas weiter, als auf Jahrzahlen, Druckernamen und Formate zu sehen gewohnt ist, unendlich willkommener ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygel. *Leipzig*, bey Schladebach: D. *G. Ch. Conradi*, ausübenden Arztes in Hameln, *Bemerkungen über einige Gegenstände zur Ausziehung des grauen Staars.* 1791. 44 S. in kl. 8. Ohngeachtet er als ein Schüler von Richter gänzlich dessen Vorschriften bey Herausnehmung des grauen Staars befolge, glaube er doch einiges Eigenes zu haben, welches er hier bekannt mache. 1) *Ueber die Beveſtigung* (Befestigung) *des Auges.* Er gebrauche kein Instrument zur Befestigung des Auges, sondern verrichte dies mittelst des Mittelfingers der Hand, mit dem er das untere Augenlied hinabzieht, damit sich das Auge nicht in dem innern Winkel bewegen könne; sind die Augenlieder wenig gespalten, so wählt er den Zeigefinger. 2) *Ueber den Einstich des Messers in die Hornhaut*; er steche weder senkrecht, noch horizontal in die Hornhaut, sondern halte die Mitte zwischen beiden. 3) *Abweichung von dem allgemeinen Gesetze, das Messer durch die vordere Augenkammer gerade durchzustechen.* Bey enggespaltenen Augenliedern oder tiefliegenden Augen lasse sich das nicht völlig durchstechen, sondern vor Endigung des Schnitts müsse man das Messer herunterziehen, und so die untere Hälfte der Hornhaut durchschneiden; so verfuhr er einigemal, und ganz glücklich. 4) *Ueber die Oeffnung der Kapsel.* Zweymal schnitt er statt der bisherigen Oeffnung mit einer Staarnadel ein rundes Stück so gross, als möglich, und ihrem Umfange so nahe, als es anging, der Kapsel mit dem besten Erfolg. Dieser Handgriff, wozu er sich auch noch nachher der Pincette bedient, lasse sich ganz geschwind verrichten. 5) *Ueber den Vorfall der Regenbogenhaut.* Man solle ihn so früh als möglich, durch Besichtigung des Auges wegzuschaffen suchen. Die Spiessglasbutter machte ihm, immer auch noch so vorsichtig gebraucht, neue Entzündung, daher er sich nun auf Alaunauflösung bey viel Empfindlichkeit des Auges, mit Bleyextract vermischt, verlässt, und am Ende Tinctura thebaica. Spiessglasbutter sey auch deswegen unbequem: 1) weil die Augen bey ihrer Application geöffnet seyn müssten, die doch gewöhnlich geschwollen sind; 2) der Vorfall der Regenbogenhaut werde bey jeder Oeffnung des Auges, ohngeachtet aller Behutsamkeit, stärker vorgetrieben. 6) *Fortsetzung über denselben Gegenstand.* Er unterlasse zwar niemals, das Zurückbringen durchs Löffelchen zu versuchen; allein durch nichts glaube er die Contractilität der Pupille besser wiederherstellen zu können, als wenn man nach der Operation die geschlossenen Augenlieder (?) bisweilen, versteht sich mit Vorsicht, einiger Helligkeit aussetzt. (Dieser Rath scheint uns sehr vernünftig.) 7) *Ueber den Verband.* Nach der Operation verbindet er die Augen gar nicht, sondern vereinigt die Augenlieder in der Mitte sogleich nach der Operation mit englischem Pflaster von der Breite eines Strohhalms und der Länge eines Zolls, die er nicht vor dem achten Tage abnimmt; doch lässt er dünne leinene Compressen vor den Augen, doch ohne sie zu berühren, hinabhängen. Bey der Niederdrückung des Staars werde zugleich die Kapsel mit niedergedrückt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. September 1791.

LITERARGESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Weidmannischen Buchhandl.: *Theophili Christophori Harles Brevior Notitia Litteraturae Romanae inprimis scriptorum latinorum* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension*)

Selbst aus Hagers geographischem Bücherssaal hätte Hr. H. die, im 3ten Stück S. 159—212 befindliche, Abhandlung über den Solinus und dessen Polyhistor zu Rathe ziehen, und nützliche Anzeigen über Solinische Ausgaben, Vergleichungen u. s. w. mit Absonderung der Hagerschen Weitschweifigkeit und Redseligkeit für seinen Artikel über diesen Schriftsteller S. 535 ff. ausziehen können. Zu solchen und ähnlichen Anzeigen würde immer Raum genug erhalten worden seyn, wenn nur der Vf. die, *unzähligemal der Länge nach citirten*, Titel so vieler bibliographischer Werke abkürzen, ein für allemal in einem Syllabo zu Anfang oder am Ende des Buchs ihr Verzeichniss mittheilen, im Verfolg aber nur die Namen der Vf. mit Band- Stück- und Seitenzahl hätte anziehen wollen, wodurch gewiss ¼ Alph., wo nicht mehr, gewonnen worden wäre. Auf äusserliche gute Anordnung und Stellung der Sachen aber scheint so wenig gedacht zu seyn, als wie auf alles andere. Daher kommt es z. E., dass nachdem man S. 580. ganz ruhig vom Donato zu lesen angefangen, und alsdenn N. 6. gelernt hat, dass der Donat über Virgil und Terenz von jenem Techniker verschieden sey, man sich auf einmal mit N. 7. auf den Vf. des Itinerarii Antoniniani, das doch wohl einen eignen §. und eine besondre Rubrik verdient hätte, hingeführt sieht. Ungefähr denselben Modum beobachtet Hr. H. S. 625. mit dem Vibius Sequester und S. 634. mit dem Julius Rufinianus, von dem die, in der Ruhnkenschen Sammlung befindlichen *drey* kleinen rhetorischen Schriften nicht einmal vollständig aufgeführt werden. Wie vernachlässigt aber der Vf. seine Sätze hinschreibt, ohne auf Ordnung und Anstand zu denken, davon mag folgender kurze Artikel über den Eutrop ein Beyspiel instar omnium seyn. S. 595. liest man wörtlich: „*Scripsit breviarium historiae Rom., in quod, cujus metaphrasin graecam Paeanius concinnavit, Paulus Wanfriedus, diac. Aquil., suis addidamentis* (sic), *foedando opusculum valde injurius fuit. His vero sordibus ejectis Augaeum* (sic) *stabulum purgavit* etc." In sehr vielen Stellen muss der Vf. das gleichvorgehende vergessen haben, als er das nächst folgende schrieb, und andern fehlt die Schlussfolge, wie z. B. S. 546.: „*Modestus — Imp. Taciti jussu scripsit de vocabulis rei milit. librum, qui si genuinus est*" Punctum! Wie unadäquat in unzähligen Stellen Sprache und Ausdruck ist, davon verdriesst es uns, Beweis zu führen; bisweilen aber sagt er auch ganz was anders, als was des Vf. Meynung gewesen: S. 250.: „*Harduinus Aeneida Virgilio denegavit.*" Dies hiesse: er hat sie ihm auf sein Begehren verweigert. Also: *adjudicavit* wollte er schreiben. S. 635.: vom Ambrosio: „*Scripta ejus theologica, ex quibus XXXV Vera sunt*," doch wohl *genuina*? Auch an groben Sprachfehlern und Solöcismen ist kein Mangel. S. 622.: „*Mariangelus Accursius Ammianum Marcellinum quinquies millibus mendis purgavit.*" S. 307.: „*Peregrini linguae latinae suos adnisciuerunt dicendi modos, eamque mirum depravarunt.*" Etwa mirum quantum? S. 22. von dem Streit über die Vorzüge der Alten und Neuern: „*Nos quidem medium tenuisse beatum esse, arbitramur,*" medium tenuisse beatos? S. 32: „*historiam hujus controversiae, quod Morhofius et alii persecuti sunt.*" Dass es an Druk- oder Schreibfehlern, an falsch geschriebenen Zahlen und Namen u. s. w. nicht fehle, (*Dutens* heisst S. 22. *de Tens*; *Wächtler* S. 56. *Wächter*; *Bianconi* S. 212. *Brianconi*; die Murbacher Handschrift, woraus Erasmus 1518 den Text des Sueton verbesserte, wird in einen „*Codicem Morlacensem*" umgeschaffen) kann man analogisch vorhersehen. Noch eine Probe von der Beurtheilungskraft des Vf. müssen wir zum Schlusse nicht vergessen. „*Weitzius, Stoeberus, Klotzius, Barthius, Döringius*" werden S. 48. unter den Deutschen mit zu denen gezählt, „*quorum sunt magna et immortalia in edendis atque explicandis ductoribus latinis classicis merita!!*" Nicht viel anders muss es einem vorkommen, wenn S. 34. ein *Richter* unter den *Stephanis*, *Commelin*, *Rapheleng*, *Comini*, *Bodoni*, *Breitkopf* und *Rolland* auftritt, und die *Van der A.* und *Luchtmanns* zu den: *aliique* sich hingepflanzt sehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Ueber Volksaufklärung, ihre Grenzen und Vortheile.* Den menschlichen Fürsten gewidmet von *J. L. Ewald.* 1790. 158 S. 8.

Der Zweck dieses schon durch die grosse Schönheit des Drucks, (der indessen bey aller Sauberkeit doch wieder gar nicht fehlerfrey ist,) den Namen des Vf., und die Zueignung an *die menschlichen Fürsten* Aufmerksamkeit erregenden Buchs ist, zu zeigen, dass die Aufklärung des Volks nicht nur unschädlich, sondern sogar vortheilhaft sey, doch unter der Bedingung, dass sie sich innerhalb gewisser Grenzen halte. Nach einer kurzen Einleitung von den gegenwärtigen Feinden der Aufklärung und der Methode, sie zu bekehren, beschreibt Hr.

E. erſtlich das Weſen der Aufklärung im Allgemeinen, hernach die ſchädlichen Arten der Volksaufklärung; bezeichnet dann die Grenzen, die der Volksaufklärung, beſonders in Deutſchland, zu beſtimmen ſeyn möchten, legt weiter die beſte Methode, das Volk aufzuklären, dar, verſucht ferner die Vortheile der Volksaufklärung aus der Geſchichte, aus der Natur der Sache und aus der Erfahrung zu beweiſen, und widerlegt endlich die Einwürfe, wodurch man die Schädlichkeit der Volksaufklärung wahrſcheinlich zu machen ſucht.

Dieſer Gedankengang wäre nun wohl ganz ordentlich und richtig, wenn nur die Theile ſeines Syſtems beſſer ausgeführt und in Verbindung geſetzt wären; allein: ſo wie ſie hier behandelt ſind, erreicht die Schrift ihren Endzweck *nicht*; denn die Beſchreibung, die der Vf. von der Aufklärung giebt, iſt dem Gebrauche, den er davon machen will, gar nicht angemeſſen: das Unternehmen, die Grenzen der Aufklärung zu beſtimmen, iſt ganz vergeblich, und bey dem Beweiſe ihrer Unſchädlichkeit nimmt der Vf. auf die von ihm ſelbſt beſtimmten Grenzen gar keine Rückſicht mehr. — Auf die Frage: Was iſt Aufklärung? antwortet Hr. E.: „Licht, wo Finſter„niſs war. Wegräumen der Gegenſtände, die das Einfal„len des Lichts hinderten: der Wolken, durch die Son„nenglanz entzogen wird. Ohne Bild alſo: der Zuſtand, „wo mann richtig erkennen kann die Dinge um ſich her, „ſo weit unſer Aug-, unſer Geſichtskreis reicht. Ein „aufgeklärter Menſch, ein aufgeklärtes Volk iſt ein „Menſch, ein Volk, das richtige Erkenntniſs von den er„kennbaren Gegenſtänden um ſich her hat, und im Stan„de iſt, mehr zu erkennen, ſobald es nur will. Aufklä„ren heiſst jemand in den Stand ſetzen, daſs er erkennbare „Dinge richtig erkennen kann.“ — Nicht zu gedenken, daſs die Beſchreibung der Aufklärung, die ohne Bild ſeyn ſoll, doch nicht ohne Bild iſt; denn wo von Verſtandeserkenntniſs die Rede iſt, da können *Aug' und Geſichtskreis* doch fürwahr nicht Ausdrücke ohne Bild heiſsen: nicht zu gedenken, daſs Hr. E. die Aufklärung einmal als eine Handlung, (denn Wegräumen iſt Handlung,) und das anderemal als einen Zuſtand beſchreibt; ſo kann doch die Beſchreibung der Aufklärung im Allgemeinen zu der Beſchreibung der Aufklärung, die Hr. E. dem Landvolke zu geben anräthet, ſich unmöglich wie Geſchlechtsbegriff zum Gattungsbegriffe verhalten: denn wenn Aufklärung Erkenntniſs der Dinge um ſich her iſt, *ſo weit unſer Aug', unſer Geſichtskreis reicht*; ſo kann die Erkenntniſs *einiger* Gegenſtände, die in beſtimmte Grenzen eingeſchloſſene Erkenntniſs, die alſo nicht ſich erſtrecken ſoll, *ſo weit des Aufzuklärenden Aug' und Geſichtskreis reicht*; ſo kann eine ſolche Erkenntniſs wahrlich nicht Aufklärung genennet werden. — Wenn dasjenige Volk aufgeklärt heiſst, welches im Stande iſt, mehrere Gegenſtände zu erkennen, ſobald es nur will, ſo kann ein nach Hn. E. Ideen belehrtes Volk unmöglich aufgeklärt heiſsen; denn es gehört als weſentliches Erforderniſs zu dieſem Syſtem, daſs das Volk *nicht mehrere* Gegenſtände erkenne, *ſobald es will*, ſondern, daſs es juſt *nur ſo viel* Gegenſtände erkenne, *als es ſoll*. Wenn Aufklären heiſst, Jemanden in den Stand ſetzen, daſs er erkennbare Dinge richtig erkennen kann; ſo kann das, was die Fürſten nach Hn. E. Rathe für ihr Volk thun ſollen, nicht aufklären heiſsen; denn die Rechte des Volks und die Pflichten des Regenten ſind auch *erkennbare Dinge*, und doch ſoll ſie das Volk nicht erkennen: zur *richtigen* Erkenntniſs ſehr vieler Dinge wird auch Mathematik erfodert, und dieſe iſt dem Volke verſagt. Das kommt uns nun gerade ſo vor, als wenn jemand die Freyheit durch *das Vermögen zu gehen, wohin man will*, erklären, und nun die Anwendung davon ſo machen wollte: Man muſs die Sklaven in Freyheit ſetzen, ihnen aber auch genau die Plätze bezeichnen, wohin ſie gehen ſollen, damit ſie weder an gefährliche Oerter gerathen, noch ihrem Gebieter entlaufen. Wie würde dieſe Anwendung jener Erklärung entſprechen? — Daſs die Aufklärung nicht nur des Volks, ſondern auch der Philoſophen ihre Grenzen habe, wird wohl niemand in Zweifel ziehen: aber um einzuſehen, daſs es ganz vergeblich ſey, wenn *Ein Menſch der Aufklärung des Andern Grenzen ſetzen will*, hätte ſich Hr. E. nur ſelbſt fragen dürfen, was das heiſse: der Aufklärung Grenzen ſetzen? Es kann doch gewiſs nichts anders heiſsen, als im extenſiven Sinne: beſtimmen, wieviel und welche Gegenſtände der Aufzuklärende erkennen ſolle; und im intenſiven Sinne: Beſtimmen, welchen Grad der Deutlichkeit und Klarheit deſſen Erkenntniſs erreichen ſolle. Geſetzt nun auch, daſs jemand eine ſolche Beſtimmung in der Idee für möglich hielte, wo iſt denn das Mittel, ſie zu realiſiren? — Hr. E. giebt auch weiter keins an, als daſs man das Volk nur allein über diejenigen Gegenſtände belehre, auf deren Erkenntniſs man ihre Aufklärung einſchränkt. Aber, lieber Himmel! iſts denn ausgemacht, daſs der Menſch — ſey's auch der Bauerknabe, — durchaus weiter nichts erkennt, als worüber man ihn belehrt? — Daſs doch manche Leute noch immer den Geiſt der Mönchsſchulen nicht vergeſſen können, in welchen man darauf rechnete, daſs die Schüler nicht mehr wuſsten, als ihnen die Herren Präceptoren verſagten, und nun wähnen: um zu machen, daſs jemand gewiſſe Gegenſtände nicht erkenne, ſey's ein zuverläſſiges Mittel, daſs man ihm nichts davon vorſage. Wenn ſich das ſo verhielte; wir alle wären bis auf den heutigen Tag unter Leitung der Prieſterdidaktik, noch da, wo uns die Prieſter ſo gern hätten. Aber das Weſen der Aufklärung beſteht ja ſelbſt nach Hn. E. Beſchreibung nicht bloſs im Aufnehmen und Behalten des durch Unterricht gegebenen Materials, ſondern in der vom Verſtande des Aufzuklärenden ihm ertheilten Form, d. i. in der Klarheit, Beſtimmheit und Deutlichkeit der Vorſtellungen von den gegebenen Gegenſtänden. Daſs dieſe Aufklärung wirklich erfolge, dazu trägt nicht bloſs die Einwirkung von aufsen durch Belehrung und Unterricht bey; ſondern es iſt auch Thätigkeit von innen, d. i. eigene Verſtandesthätigkeit eines jeden aufzuklärenden Individuums, nöthig. Daſs dieſe Aufklärung bey dem Volke nicht weiter gehe, als Staat und Kirche es haben wollen, dazu iſts fürwahr nicht genug, daſs man die Belehrung des Volks auf gewiſſe Gegenſtände einſchränkt; denn zu geſchweigen, daſs die Eindrücke durch Schulmeiſterbelehrung nicht die Einzigen ſind, für die unſere Sinne Empfänglichkeit haben;

so ist ja auch diese Belehrung nur Beförderungsmittel, nicht wirkende Ursache der Aufklärung: und bekanntermaßen bleibt ein Erfolg darum nicht aus, weil man Ein Beförderungsmittel nicht anwendet; sondern um jene Grenzbestimmung geltend zu machen, müßte man Mittel haben, die eigenne Fortschritte des durch jene Belehrung einmal in Thätigkeit gesetzten Verstandes zu hemmen. Diese intellectuelle Selbstthätigkeit ist die nächste wirkende Ursache der Aufklärung: um also dieser Grenzen zu setzen, müßte man jene aufhalten. Wie soll nun das geschehen? — Ja, das ist ein Problem, welches noch kein Aufklärungsmesser, auch Hr. E. nicht aufgelöset hat. Er mag immerhin sagen (S. 38.) „Ich „rede nicht von vorzüglichen Köpfen, sondern vom gro„ßen Haufen, der ohne Anstoß nicht nachdenkt, sich „nicht bildet, nichts wirkt." Mag doch dieser große Haufe ohne Anstoß nichts wirken; so kann man doch, wenn ihm der erste Anstoß einmal gegeben ist, — und den will ihm ja Hr. E. durch die empfohlene Belehrung geben lassen, — wahrlich nicht wissen, wie weit ihn die nun einmal angeregte Selbstthätigkeit des Verstandes führen wird. Auch Hr. E. kann nicht wissen, wie weit das Feuer sich verbreiten wird, wenn der Funke einmal ins Strohdach geworfen ist: kann nicht wissen, wieviel unter diesem großen Haufen vorzügliche Köpfe stecken; nicht wissen, wie weit diese in ihrer Bildung und in ihrem Nachdenken gehen werden, wenn ihnen einmal der erste Anstoß gegeben ist; nicht wissen, ob nicht auch mittelmäßige Köpfe mehr wirken möchten, als das Interesse eines die Aufklärung seines Volks in Grenzen einschließenden Regenten gestattet. Wenn also Hr. E. den Fürsten Hoffnung macht, daß, wenn sie ihr Volk über die vorgeschlagenen Gegenstände belehren lassen, die Aufklärung desselben mit allen ihren Vortheilen erfolgen — und, wenn sie die vorgezeichneten Grenzen nicht überschreiten, aller von der Aufklärung etwa besorgte Nachtheil werde verhütet werden; so möchte er sie wohl täuschen. Der menschlichste Fürst mag immerhin sein Volk das alles lehren lassen, was ihm Hr. E. hier empfiehlt: daraus folgt nicht, daß dieses Volk nun werde aufgeklärt werden; denn die Belehrung ist, wie gesagt, nichts weiter als Beförderungsmittel der Aufklärung, und auch das nur unter der Bedingung guter Methoden. Ganz gewiß wird die Aufklärung durch die Belehrung nicht befördert, so lange die Belehrten dabey bloß zum Lernen des Vorgebeteten und nicht zum Denken über die Gegenstände angeführt werden. Werden sie aber zum Selbstdenken angeleitet, dann mag der menschlichste Fürst immerhin die Grenzen, welche Hr. E. ihm vorzeichnet, bey Beförderung der Aufklärung nicht um einen Fuß breit überschreiten: daraus folgt nicht, daß der Verstand seines Volks diese Grenzen auch nicht überschreiten werde: sondern der Fürst muß gewärtig seyn, daß der in den Gemüthern seines Volks nun angeregte Denktrieb mancherley Richtungen nehme; daß von zehen, deren Aufklärung er auf die von Hn. E. empfohlene Art befördert, der Eine ein zweifelsüchtiger Grübler, der Andere ein unbesonnener Raisonneur, der Dritte ein unruhiger Starrkopf, der Vierte ein eingebildeter Vielwisser, der Fünfte ein verfeinerter Geschmackler werde, und die übrigen fünf unaufgeklärte Dummköpfe bleiben: und bey aller angewandten Behutsamkeit in Beobachtung der Grenzen müßte sich ein solcher Beförderer der Aufklärung doch den Vorwurf machen, zu Bildung der Grübler und der Raisonneur und der Starrköpfe u. s. w. mitgewirkt, folglich auch alle von dieser Art Leuten zu besorgende Gefahren seinem Staate zugezogen zu haben. — Und warum gab sich auch der Vf. die vergebliche Mühe, die Grenzen der Aufklärung abzustechen, da er bey Darlegung der Vortheile, welche die Aufklärung bringen soll, auf diese Grenzen nicht weiter Rücksicht nehmen wollte? Um seinem System getreu zu bleiben, sollte Hr. E. zeigen, *nicht*, daß die Aufklärung *überhaupt* vortheilhaft sey; sondern, daß sie *nur dann* dem Volke und dem Regenten sichern Nutzen bringe, *wenn sie innerhalb der von ihm vorgezeichneten Grenzen bleibt:* aber das thut er nicht; sondern im 11ten §. drehen sich seine Declamationen bloß um den Satz herum, daß ein gebesserter Mensch besser sey als ein nicht gebesserter; daß ein vernünftiger und fleißiger Landmann sich besser und glückseliger befinde, als ein roher und fauler. Und, wenn der Vf. die Geschichte und Erfahrung zu Hülfe nimmt, um die Vortheile der (begrenzten) Aufklärung einleuchtender darzustellen, so widerlegt er damit sich selbst, vielleicht ohne es bemerkt zu haben; denn in allen den Thatsachen, die er in dieser Absicht aufstellt, findet man auch nicht eine Spur von absichtlich gesetzten Grenzen der Aufklärung. „Alles ging gut," (sagt er S. 75.) „in „dem Zeitraum, da Jesus von Nazareth auftrat, da seine „Lehre und römische Cultur den Kopf aufklärte." — Aber wir finden nicht, daß in der Lehre Jesu oder in der römischen Cultur das Nachdenken des Volks auf gewisse Gegenstände wäre eingeschränkt gewesen: und doch ging alles gut. Rußland und Preußen sind wahrlich nicht dadurch emporgestiegen, daß man der Aufklärung des Volks Grenzen gesetzt hat, sondern vielmehr dadurch, daß ihre weisen Regenten die Geistesschranken wegrissen, und ihrem Volke ganz unbegrenzte Freyheit ließen, zu denken, zu reden, zu lesen, zu schreiben, was, worüber und wieviel es nur immer wollte. — Die tabellarische Vorstellung der Macht- und Culturverhältnisse, in welchen einige europäische Staaten gegen einander stehen, scheint eine den Absichten des Hn. Vf. ganz entgegenlaufende Wirkung zu thun; denn daraus resultirt nicht, daß der Wohlstand der Staaten mit der Aufklärung bis zu einem gewissen Grenzpuncte wachse, und über diesen Grenzpunct hinaus wieder abnehme; sondern daß die Proportion zwischen Aufklärung und öffentlichem Wohlstande immer dieselbe bleibe, die Aufklärung mag so weit gehen als sie will. Noch mehr! der Vf. führt selbst Thatsachen an, welche die Schädlichkeit der Aufklärungsgrenzen beweisen müßten; z. B. S. 75.: „Aber alles sank wieder, als Einwanderung fremder Völ„ker, Lehensverfassung und Verfall des Christenthums „(die) Aufklärung verminderten." — Ja, er sagts endlich selbst mit klaren Worten, daß die Grenzen der Aufklärung in dem durch sie zu befördernden Volksglücke keinen Unterschied machen. S. 74.: „Aufklärung war „immer der Thermometer von Sittlichkeit und Volks„glück." S. 76.: „Der Mensch ist nur Mensch in dem

Digitized by Google

„Maafs, wie er aufgeklärt ist:" — Was heifst das anders, als dafs das Wachsthum der Aufklärung und das Wachsthum der Menschen- und Volksglückseligkeit bis ins Unendliche gleichen Schritt halten?

Wollten wir uns auf Zergliederung einzelner Stellen einlassen; so würde es uns nicht schwer werden, manche Verwirrungen der Begriffe, Widersprüche und Inconsequenzen zu finden. Wenige Beyspiele mögen zeigen, dafs dieses Urtheil nicht Tadelsucht zum Grunde habe. S. 24.: „Alle philosophische und populäre Gründe zusammengenommen, sind für das Volk nicht so viel „werth, als Eine Stelle aus der Bibel, als das Eine Wort: „Gott hats befohlen! Gott will's!" — Und S. 59. in der Note steht: „Der Mensch thut darum Etwas noch nicht, „weil man ihm sagt: Er soll es thun: er ist dann eher „geneigt, das Gegentheil zu thun. Die Menschheit lafst „sich nicht zu Moralität commandiren, wie ein Infanterieregiment zum Manöver." — Ist das nicht barer Widerspruch? — In eben dieser Note zankt Hr. E. mit den „redlichen, für's Gute bis zum Enthusiasmus warmen, Männern, die immer nur auf Moral dringen, von Moral „alles erwarten." — Er billigt ihren Zweck, aber „ihre Mittel," sagt er, „scheinen mir durchaus nicht der „Natur der Menschen angemessen zu seyn." — Was für Mittel er aber meyne, das erfährt man nicht; denn er wird doch in aller Welt diesen redlichen, für's Gute bis zum Enthusiasmus warmen, Männern nicht zutrauen, dafs sie die Menschen *zur Moralität commandiren wollen, wie ein Infanterieregiment zum Manöver*? dafs sie den Menschen nur Pflichten vorpredigen, nur befehlen und verbieten werden, ohne ihnen die Pflichten wichtig und angenehm zu machen? Wenigstens müfsten diese Männer, wenn sie so verführen, bey aller Rechtschaffenheit und allem Enthusiasmus für's Gute, gar einfältig seyn, und nicht einmal das A B C der Moral verstehen. Noch eine Stelle müssen wir anführen, um zu zeigen, wie leicht sich der Vf. in das Garn verwickelt, womit er seine Gegner zu fangen gedenkt. S. 112 ruft er aus: „Welch eine Ver„wirrung der Begriffe, wenn man sagt: durch Aufklärung „werde das Volk mit weit mehr Gemächlichkeit des Le„bens bekannt, es würden neue Bedürfnisse in ihm rege, „Luxus reifse unter ihm ein. Aber, um aller Vernunft „willen! was hat doch Aufklärung mit Gemächlichkeit „des Lebens und Körperbedürfnissen und Luxus zu thun?" — Nur das Blatt umgewandt, da sagt's Hr. E. S. 114. mit klaren Worten, *was Aufklärung mit Gemächlichkeit des Lebens zu thun habe*: „Oder fürchtet man sich etwa vor „dem (durch Aufklärung) gebildeten Verstand, der denn „auch *über Gemächlichkeiten des Lebens nachdenken* kann, „und sich vielleicht *eine und die andere verschaffen* könn„te?" — Ferner: „Wird der Landmann besser essen und „trinken, und sich feiner kleiden wollen, *blofs darum*, „weil er Gott und seine Pflichten und sein Verhältnifs zur „Obrigkeit und die Naturerscheinungen um sich her bes„ser kennt?" Nein! blofs darum nicht, aber darum, weil er nebst Gott und seinen Pflichten und den Naturerscheinungen auch die Gaben Gottes und die Naturproducte um sich her und deren Gebrauch besser kennt; weil er durch bessere Benutzung seines Ackers und Viehstandes (selbst nach Hn. E. Vorstellung,) wohlhabender geworden ist, und weil er vermöge der bessern Erkenntnifs seiner Pflichten sehr wohl einsieht, dafs weder Gott noch die Obrigkeit beleidigt wird, wenn derjenige, der Etwas besseres hat, auch Etwas besseres geniefst, weil durch den Wohlstand des Landmanns es ihm möglich gemacht, wird, *sich einen guten Tag zu machen*; weil endlich nach des Hn. Vf. eigener Versicherung (S. 34.) „alle Aufklärung nicht „stark genug ist, um den Strom der mächtigen Sinnlich„keit zu hemmen."

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Leipzig: De mercurialibus quibusdam pharmacis, eorumque praecipuis virtutibus*, specimen, quod Praeside *E. Platnero* pro Gradu Doctoris defendit *Joh. Adam Matth. Schäffer*, Pommersfelda — Francus. 1790. 26 S. 4. — Hr. D. S. lehrt in dieser wohlgerathenen Probeschrift die Zubereitung der wichtigsten mit thierischen und vegetabilischen Säuren verfertigten Quecksilbersalze, und sucht die praktischen Aerzte auf die grofsen Vorzüge aufmerksam zu machen, die diese Salze vor den bisher üblichen mit Mineralsäuren bereiteten Mercurialarzneyen in mehr als einer Rücksicht zu besitzen scheinen. Er verwirft den aus Vitriol- oder Salpetersäure durch Laugensalze oder absorbirende Erden gefällten Quecksilberkalk, und empfiehlt das im Feuer für sich verkalkte weit reinere Quecksilber. Dem Weinsteinrahme zieht er mit Recht die reine Weinsteinsäure vor, und unter den Essigarten scheint ihm, wie billig, der westendorfische Essig den Vorzug zu verdienen. Vorzüglich heilsame Wirkungen aber erwartet er von dem *phosphorsauren Quecksilber*; eine Vermuthung, die zwar noch nicht durch Beobachtungen bestätigt worden ist, allein nicht wenig für sich hat. Wir wünschen sehr, dafs praktische Aerzte hierüber Untersuchungen anstellen mögen, so wie wir den Hn. Vf. auffodern, die Resultate seiner eignen Beobachtungen dem Publikum einst mitzutheilen. — Das angehängte Programm vom Herrn D. *Gehler* handelt auf 12 S. *de effluente meconio neogeniti vitam non probante.*

PÄDAGOGIK. *Berlin*, b. Unger: *Einige Gedanken über die Uebung im Lesen*, von *Friedrich Gedike*. 1785. 29 S. 8. — Nur wenige Menschen können lesen! Und woher kommt das? Unter mehreren gegründeten Ursachen, die Hr. G. anführt, ist's Eine der wirksamsten, dafs diejenigen, die andere lesen lehren wollen, grofsentheils selbst nicht lesen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 22. September 1791.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Strahan: *Hiſtorical Diſquiſition concerning the Knowledge the ancients had of India* bey Dr. *W. Robertſon*. 1791. 4. 364. S. nebſt 2 Charten.

Hr. Dr. Robertſon hat bereits in der Einleitung zu ſeiner allgemein geleſenen Geſchichte von America, einen Theil des hier unterſuchten Gegenſtandes behandelt, oder dort eine kurze Anzeige von der Kenntniſs der Alten von dem heutigen Oſtindien, vor den Schiffarten der Portugieſen dahin, gegeben. Eben dieſe Materie, wie dieſe Länder den Alten ſich allmählig entwickelten, und was für Land- und Seereiſen von Griechen, Römern und Arabern, gröſstentheils des Handels wegen, nach Indien und China unternommen wurden, behandelt der Vf. in der vorliegenden Schrift ausführlicher. Er hat dabey die vorzüglichſten alten und neuen Quellen benutzt, vor allen *Rennels* bekanntes Memoir, und *Danvilles* Antiquité geographique de l'Inde, und beide Schriften haben einen überall ſichtbaren Einfluſs in die Ausführung des behandelten Gegenſtandes gehabt. Er hat ſich aber nicht bloſs an beide ſichere Führer gehalten, ſondern auch, wie überall hervorſcheint, den Strabo, Diodor, Plinius, Arrian und Ptolemäus benutzt, und von andern neuern Quellen Laiens Geſchichte des griechiſch Bactriſchen Reichs, des Ayin Achery, nebſt den wichtigſten engliſchen Werken über Indien und die in der arabiſchen Periode ſo reichhaltigen *Extraits des Manuſcrits de la Bibliotheque du Roi* zu Rathe gezogen. Die in dieſen und andern Nachrichten gefundenen Thatſachen ſind lichtvoll geordnet, oder vielmehr hat der Vf. aus den erhaltenen meiſt fragmentariſchen Nachrichten, fruchtbare Reſultate gezogen, und aus den vorhergenannten Quellen ein zuſammenhängendes, jedermann anſchauliches Ganze gebildet, kurz zum Beſten des groſsen Publikums, dem gelehrte Unterſuchungen dieſer Art behagen, ein wirklich unterrichtendes, allgemein intereſſantes Werk geſchrieben, das, wie wir hoffen, wie des Vf. andere hiſtoriſche Schriften, bald in jedermanns Händen ſeyn wird. Wir haben darinn überall die bekannte lehrreiche Manier des Vf. wieder gefunden, die ſeine Geſchichte von America zum allgemeinen Leſebuch für alle Stände erhoben hat. Er wollte keine eigentliche kritiſche Unterſuchung über die Kenntniſs der Alten von Indien, keine Präfung oder Vergleichung der darüber vorhandenen Zeugniſſe in dieſem Werke anſtellen, keine mühſame Nachleſe ſolcher Nachrichten zuſammen tragen, die einzeln in ſolchen Schriftſtellern vergraben liegen, worin der Geſchichtſchreiber kaum dergleichen vermuthen dürfte, und die oft ein unerwartetes Licht über den Gegenſtand werfen. Daher ſind hier am meiſten ſolche Schriftſteller benutzt, in denen der Vf. gewiſs Materialien für ſein ganzes Gebäude erwarten konnte, oder die vor ihm denſelben Gegenſtand im Ganzen und Theilweiſe unterſucht haben, daher ſind alle gelehrt ſcheinende Nachforſchungen entweder ſorgfaltig vermieden, oder in die der Hauptabhandlung angehängten Noten verwieſen, welche wie die bekannten Anhänge zur Geſchichte von America, einzelne unerwartete Aufſchlüſſe, treffliche Zuſammenſtellungen und eine Menge inſtructiver Bemerkungen enthalten.

Was alſo vor den Schiffarten der Portugieſen. Kriegsheere, Land und Seereiſen den Alten vom feſten Lande des ſüdoſtlichen Aſiens und den benachbarten Inſeln von Zeit zu Zeit bekannt machten, und auf welchen Wegen Römer, Griechen und Araber, nebſt den Europäern im Mittelalter indiſche Waaren erhielten, davon giebt Hr. R. in drey Abſchnitten eine getreue, deutliche Ueberſicht; dieſe enthält eine ſorgfältige Auswahl ſolcher Nachrichten, welche das alte Verkehr mit dieſem fernen Lande beſchreiben oder erläutern, die eigentliche indiſche Geſchichte aber iſt nur wo es der Zuſammenhang erfoderte, kurz berührt worden. Gelegentlich verbreitet ſich der Vf. über Materien, die zwar nicht eigentlich zu ſeinem Zweck gehören, aber doch Bezug aufs Ganze haben. Dahin gehören die Excurſus über die von den alten Schriftſtellern ſo oft veränderte Lage des caſpiſchen Meers, die alten Handelswege durch Aegypten, über die Kreuzzüge, die Handelskriege der Genueſer und Venetianer, ihre Schiffarten im ſchwarzen Meer, und wie aus den Pilgerfahrten nach Mecca, allmählig Handelscaravanen wurden. Der indiſche Handel der Phönicier, Salomons Schiffarten nach Ophir, das nach Bruces Meynung für das goldreiche Sofala erklärt wird, werden nur kurz angezeigt, und des Seſoſtris berüchtigter Zug nach Indien mit guten Gründen verworfen. Des Darius Hyſtaſpis Eroberungen am Indus eröfneten den Griechen Indien zuerſt. Das Land war damals ſchon den Perſern ſo wichtig, daſs Darius aus ſelbigen den dritten Theil ſeiner ganzen Reichseinnahme zog. Er lieſs durch den Scylax den Indus bis zu ſeiner Mündung unterſuchen. Herodot beſchreibt dieſe See Expedition, welche drittehalb Jahre dauerte, ausführlich; ſie war aber Alexandern und ſeinen Zeitgenoſſen völlig unbekannt. Hr. R. glaubt, daſs die vielen in Scylax Bericht verwebten Fabeln ſeine ganze Reiſe um allen Credit brächten. Megaſthenes aber erzählt noch mehr oder eben ſo viel unglaubliche Dinge, und doch ſchöpfen andere Schriftſteller aus ihm, wenn ſie von den Gegenden am Ganges handeln. Alexanders Zug

wird ganz nach Rennels Unterſuchungen beſchrieben. Er kam nicht weiter als bis zum Hyphaſis, dem heutigen Bejah. Seine Truppen litten auſserordentlich, weil er gerade in der Regenzeit marſchirte; dieſen miſsgünſtigen Zeitpunkt vermieden die ſpäterern Eroberer Hindoſtans Timur und Nadir Schach ſorgfältig, daher ſie auch weiter als der macedoniſche Held vordrangen. Ueber die Städte, welche Alexander in Indien erbauete, die Fahrt des Nearchus den Indus herunter, die genauen griechiſchen Nachrichten, welche von dieſem ganzen Zuge unſer Zeitalter erreicht haben, und Alexanders Plane, ſeine neuen Eroberungen mit ſeinen alten Staaten zu verbinden, ſind intereſſante Bemerkungen eingeſchaltet. Alexander errichtete ſchon ein indiſches Corps von 30.000. Mann, das, wie die heutigen Seapois, von griechiſchen Officiers diſciplinirt, und angeführt wurde. Weniger Nachrichten ſind von den Zügen der griechiſch-baktriſchen Könige zu uns gekommen. Jedoch erreichten die Griechen unter ihnen den Ganges, und die Geſandtſchaft des Megaſthenes, die ſich etliche Jahre in Palibothra aufhielt, verbreitete die vollſtändigſte Nachricht, vom Umfange des ganzen Landes, den verſchiedenen Reichen, den groſsen Städten, und allen indiſchen Merkwürdigkeiten. Die alte indiſche Hauptſtadt Palibothra glaubt Hr. R. in der heutigen Stadt Allehabat wieder zu finden, welche am Zuſammenfluſs des Ganges und Juman belegen iſt, und widerſpricht alſo Rennels Meynung, der in der Nachbarſchaft von Patna, in der Provinz Bahor, dieſen alten Ort in den Ruinen von Pateliputhra, ſo werden ſie noch bei den Eingebohrnen genannt, wieder erkannte. Hr. R. kann zwar für ſeine Meynung anführen, daſs Allehabat gerade an beiden Flüſſen liegt, wohin Arrian Palibothra ſetzt; uns ſcheint hingegen Rennels Meynung mehr zu überzeugen. Palibothra wird nicht immer an beide Flüſſen verſetzt, ſondern vom Plinius und Strabo am Ganges weiter ſüdoſtwärts, und beide nennen den Juman nicht. Nach Acbors Landbuch (Ayeen Akbery), das unſern Vf. am meiſten zu ſeiner Meynung veranlaſst hat, hieſs Allehabat ſonſt Piyaug; ein Nahme, der mit Palibothra nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hat. Acbors Landbuch ſagt auch nicht, daſs Allahabad als Stadt bey den Indiern für heilig gehalten werde, ſondern die Flüſſe Jumna und Ganges. Wenn man Tiefenthalers Beſchreibung von Allahabad aufmerkſam lieſt, ſo ſind die noch vorhandenen prächtigen Gebäude nicht indiſchen Urſprungs, ſondern von den Mahometanern aufgeführt. Ueberdem hat das benachbarte Benares in einem ältern Ruf der Heiligkeit als Allahabad geſtanden. — Nachdem nordiſche Barbaren das baktriſche Reich zerſtört hatten, kam Europa wieder durch Aegypten mit Indien in Verbindung, und die Schiffarten der Ptolemaer entdeckten einen andern Theil des Landes, die weſtlichen Küſten von Decan, welche von aegyptiſchen Handelsſchiffen regelmäſsig beſucht werden. Weil die Römer nach der Eroberung Aegyptens dieſen Handel fortſetzten, und anſehnlich erweiterten, ſo wird er hier nur kurz berührt, umſtändlicher aber in der römiſchen Periode beſchrieben. Schmidts Abhandlung *de Commerciis Ptolemaeorum* iſt dem Vf. zwar nicht bekannt geweſen, wir haben indeſs in dieſer Schrift keine vom Hn. *R.* überſehene Facta von Wichtigkeit gefunden, den einzigen Umſtand ausgenommen, daſs der Indiſche Handel vorzüglich unter dem Philadelphus blühete, unter ſeinen Nachfolgern aber, am meiſten unter dem Evergetes, abgenommen habe.

Unter den Römern ging der indiſche Handel eine Zeitlang über Palmyra, wie aus dem Appian bewieſen wird, und der Vf. aus dem noch vorhandenen prächtigen Ruinen dieſes Orts ſchlieſst. Er beſchreibt hernach den indiſchen Handel über Aegypten, der dadurch ſehr erleichtert ward, ſeitdem Hippalus mit dem weſtlichen Monſon den indiſchen Ocean durchſegelte. Er nennt die vornehmſten indiſchen Städte, welche von römiſchen Kaufleuten beſucht wurden, und folgt Rennels Erklärungen ihrer heutigen Nahmen. Unter dieſen vermiſſen wir den Hafen Calliena, der nach dem Vf. des Periplus vom rothen Meer eine Zeitlang der berühmteſte Handelsplatz auf der ganzen Küſte war, und den Coſmas noch im ſechſten Jahrhundert, unter den beſuchteſten Handelsplätzen anführt. Orme hat in ſeinen Fragmenten über das Mogoliſche Reich bewieſen, daſs Galion, eine jetzt zerſtörte Stadt in der Nachbarſchaft von Salſette, des alten Calliena war. Die Römer handelten nach den mitten in Decan belegnen Städten z. B. nach Togara (Deoghir), ſie wurden mit der Küſte Coromandel bekannt, ſie erreichten den Bengaliſchen Meerbuſen, und die Halbinſel Malacca, das Land der Seeren und die Grenzen von China. Mit Recht verwirft er die Meynung, des Ptolemäus, Sinu oder Sina Sinarum für China zu halten; allein ob die Römer, nach denen Ptolemäus ſchrieb, nicht etwas vom heutigen China erfuhren, möchten wir eher bejahen, als verneinen; einzelne Stellen beym Coſmas reden ausdrücklich von China. So heiſst es bey ihm, ohne die andern Stellen hier anzuführen, S. 337., nachdem er vom feſten Lande Indiens gehandelt hat: demum Sina, unde Sericum advehitur, ulterius vero nulla regio eſt, nam Oceanus illam ad Orientem ambit. Die Waaren, welche die Römer aus Indien holten, werden nur im allgemeinen angeführt, und in Gewürze und Specereyen, Perlen und Edelgeſteine, und Seidenwaaren claſſificirt. Baumwollene Zeuge wurden wohl nur in kleinen Quantitäten eingeführt, weil das Geſetz *de publicanis et vectigalibus*, dieſelben unter ſo vielen andern indiſchen Produkten nicht anführt. Die indiſchen Gewürze hat Hr. *Eichhorn* nach dem Plinius noch genauer als Hr. *R.* ſpecificirt, ein Verzeichniſs, das der Vf. aus eben dieſer Quelle hier wohl hatte mittheilen und mit den andern indiſchen Waaren vermehren können, und da er Akbers Landbuch bei ſeiner Arbeit benutzte, ſo war es ihm leicht, manche Drogerien und ihre Wirkungen daraus zu erläutern. Was Strabo und Plinius vom indiſchen Handel der Römer über das caſpiſche und ſchwarze Meer anführen, haben wir hier als die einzigen darüber vorhandenen Nachrichten wiedergefunden, und Hr. *R.* glaubt, daſs durch dieſen Weg die jetzt unbekannten Länder nordwärts Indien den Römern ziemlich bekannt geworden, weil Ptolemäus hier ſo viele Städte und Völker nach ihrer wahren Lage anführt. Wie der Vf. die Kenntniſs der Römer von den Ländern jenſeit des Ganges, nach dem Ptolemäus unterſuchte,

Digitized by Google

terſuchte, hatte er *Goſſelins Geographie expliquée des Grecs* vermuthlich noch nicht geſehen; daher werden hier nur D'anvilles Erklarungen der goldnen Halbinſel und der benachbarten Lander wiederholt. Jedoch in der 33. Anmerkung wird Goſſelins neues Syſtem vorgelegt, doch ohne Prüfung oder Beurtheilung deſſelben, daher es den Leſern überlaſſen bleibt, zu glauben, den Alten wäre die Straſse Malacca, der Meerbuſen von Siam, Sumatra und Java bekannt geweſen, oder mit Goſſelin anzunehmen, ſie hätten blos Nachrichten von der Halbinſel Malacca gehabt, ohne zu wiſſen, daſs oſtwärts derſelben ein weiter Ocean und viele Inſeln vorhanden wären, und daſs ſich ihrer Meynung nach dieſe Halbinſel weit gegen Süden, dort ein groſses Südland bilde, das mit dem auſserſten Africa zuſammenhieng.

Der dritte Abſchnitt handelt von den Schiffarten der Araber nach Indien, wie ſie ſchon ſehr frühe China erreichten, ingleichen wie Genueſer und Venetianer bis zum ſechszehnten Jahrhunderte Antheil am oſtindiſchen Handel nahmen. Als Quellen der arabiſchen Periode, ſind dabey vorzüglich benutzt worden die beiden alten von Renaudot überſetzten Geographen, deren lange bezweifelte Authenticität Deguignes endlich gerettet hat, und die Auszüge, die eben dieſer Gelehrte aus arabiſchen Geſchicht- und Erdbeſchreibern der Pariſer Bibliothek in den drey Bänden der *Notices et Extraits des Manuſcrits de la Bibl. du Roi* bekannt gemacht hat. Er zeigt aus dieſen und andern Nachrichten wie zahlreich überall Mahomets Bekenner ſich in Indien ausgebreitet hatten, wie der indiſche Handel nach der Eroberung Aegyptens eine lange Zeit in Alexandrien aufhörte, wie die Byzantiner nun den alten Handelsweg über das caſpiſche Meer wieder erneuerten, wie die Venetianer nach der Eroberung von Conſtantinopel dieſen Handel an ſich riſſen, ihn aber nach der Zerſtörung des lateiniſchen Kaiſerthums in Byzanz wieder verloren, ſich aber ſeit dem bemüheten, an dieſem vortheilhaften Handel in den ſyriſchen Hafen und Alexandrien Theil zu nehmen und endlich ihren Zweck erreichten. Die Europäiſche Handelsgeſchichte dieſes Zeitraums füllt bei weitem den gröſsten Theil des dritten Abſchnitts, und der Vf. ſchildert unter andern epiſodiſch die ehemalige Seemacht von Venedig, den Handel von Florenz, die Reiſen des Marco Polo, die erſten Schiffarten der Portugieſen, und die vergeblichen Bemühungen der Venetianer, mit Hülfe der Mamlucken die Portugieſen aus den indiſchen Gewaſſern zu vertreiben. Wahrend des Zeitraums, daſs Venetianer indiſche Waaren aus Alexandrien holten, verlor Europa weniger Baarſchaften in dieſem Handel als früher oder ſpäter, weil Venedig nicht directe mit Indien handelte und Aegypten eine Menge europäiſcher Waaren brauchte. Auch auf dem damaligen Wege über das caſpiſche Meer nach China ſcheint weniger baares Geld ausgeführt zu ſeyn. Unter andern ſagt der Florentiner Pegoletti, der 1334 dieſen Handel beſchrieb: die Kaufleute ſollten von Aſof Waaren bis Urgenz (Organci) nehmen, und dieſe dort für den chineſiſchen Handel in Silber umſetzen, alſo für fremdes Silber chineſiſche Produkte eintauſchen. Unter den indiſchen Regenten, welche die Araber in ihren Nachrichten wegen ihrer Macht und Reichthümer preiſen, nennen ſie einen König *Balhara*, deſſen Namen ſo viel als König der Könige bedeuten ſoll. Hr. R. glaubt, daſs Könige mehrerer indiſchen Reiche dieſen Namen führten, und meynt daher, der bekannte Zamorin von Calicut möge wohl einer von dieſen Balharas geweſen ſeyn. Wie wir ſehen, hat Hr. Chambres in den *Aſiatic Reſearches* S. 167. Hrn. R. zu dieſer Meynung veranlaſst, indem er die Herrſchaft des Balhara bis auf die Küſte von Malabar ausdehnt. Allein alle arabiſche Schriftſteller, Edriſi, Maſſudi, und andere, nennen blos *einen* indiſchen Regenten Balhara, der Guzeratte, vielleicht auch einige öſtlicher liegende Provinzen, beherrſchte, und deſſen Hauptſtadt Naherwale hieſs; der Ort hat jetzt ſeinen Namen in Puttem verändert. Achers Landbuch bemerkt T. I. S. 77: daſs Puttem die älteſte Hauptſtadt des Landes geweſen. Bei dem Handel nach Indien und China über das caſpiſche Meer führt der Vf. blos den Strabo und Plinius an; Schriftſteller, die unmöglich von Begebenheiten zeugen können, die ſo viel Jahrhunderte nach ihren Zeiten vorfielen. Spätere Zeugniſſe, die dieſen im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert gebrauchten Handelsweg auſser allen Zweifel ſetzen, waren dem Vf. wahrſcheinlich nicht bekannt, ungeachtet ſie dieſen Handel umſtändlicher als Plinius und Strabo beſchreiben. Der älteſte uns in dieſer Materie bekannt gewordene Schriftſteller iſt der vorher angeführte *Balducci Pegoletti*, in Pagninis Werk *della Decima*, (das Hr. R. weder in London noch Edinburg auftreiben können). Er hat eine vollſtändige Reiſeroute mit Anzeige der vornehmſten Städte hinterlaſſen, welche die Kaufleute paſſiren muſsten, wenn ſie von Azof nach Peking reiſeten, auf welchem Wege ſie wohl ſieben Monate zubrachten. Joſafat Borbaro, der zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts venetianiſcher Geſandte in dieſen Gegenden war, beſchreibt in dem Werke: *Viaggi fatti da Vinezia alla Tana in Perſia in India.* Vinezia. 1543. 8. eben dieſe indiſche Handelsſtraſſe über Aſtrachan (Ginterchan) die vor der Zerſtörung dieſer Stadt durch Timur, ſo viel Specereyen und Seidenwaaren lieferte, daſs die Venetianer damit jährlich ſieben groſse Galeeren in Aſof befrachten konnten. Wir könnten noch mehrere Beweisſtellen anführen, wenn es hier der Ort wäre, dieſe Materien gehörig auseinander zu ſetzen. — Der Vf. beſchlieſst ſeine Unterſuchungen mit einigen ſehr treffenden allgemeinen Bemerkungen, warum die Alten ſchwerlich eine Seereiſe nach America, oder um Africa nach Oſtindien vor Erfindung des Compaſſes anſtellen konnten, über das Unterſcheidende des alten und neuen indiſchen Handels, daſs Griechen und Römer ſich nicht überall in den fernen Gegenden feſtſetzten, hingegen die neuern Europäer gleich in den Anfängen des indiſchen Handels ganz Aſien entdeckten und überall Handelsniederlagen und Feſtungen anlegten. Ueber den vermehrten Verbrauch der indiſchen Waaren in Europa, ſeitdem die Portugieſen ſie aus der erſten Hand einkaufen, warum die Portugieſen ſo lange Herren des indiſchen Handels blieben, ungeachtet den übrigen Europäern der Weg offen, und leichter zu befahren war, als die alten Wege über das caſpiſche und rothe Meer, und wie die Entdeckung von America zur

Digitized by Google

Erweiterung des indischen Handels beytrug. Alle diese Gegenstände sind von ihm vortreflich entwickelt, und im höchsten Grade anschaulich vorgetragen. Der Raum verbietet uns aus den 55 am Ende angebrachten Noten und Erläuterungen, auch nur das Lehrreichste auszuheben, daher wir hier blofs folgendes anführen wollen. Hr. R. zeigt unter andern, dafs die Alten schwerlich bis an den Ganges schifften, er beweifst die Eintheilung der Indier in vier Kasten, aus den ältesten bekannten indischen Schriften, und dafs, wenn Arrian und andere von sieben Kasten reden, sie Unterabtheilungen für besondere Kasten hielten. Er vergleicht darinn die Stellen der Alten vom indischen Grundeigenthum mit den bengalischen Ryotts und Zemindars, deren Rechte auf die von ihnen bebauete Ländereyen, ungeachtet der langen Herrschaft der Engländer am Ganges noch nicht ausgemacht sind. Bey Gelegenheit des Schanscrit werden die verschiedenen Schriften nahmhaft gemacht, welche vorzüglich seit 1785. von den Engländern, aus dieser Sprache übersetzt worden.

Zuletzt hat der Vf. in einer besondern Abhandlung noch verschiedene Zeugnisse der Alten über allerley indische Einrichtungen mit dem heutigen Zustande dieses Volks verglichen, daraus, unserer Meynung nach, gründlich erwiesen, dafs die Indier bei ihrem ersten Verkehr mit den Europäern ein sehr gebildetes Volk waren, und aus alten und neuen indischen Nachrichten ihre bürgerliche Verfassung, Gesetze, Künste, Wissenschaften und das Religionssystem der Braminen so wohl als des gemeinen Volks geschildert. Bei ihren mathematischen Kenntnissen verweilt er am längsten, wie bey ihrer Erfindung der Zahlen, und wie diese durch Araber in Europa verbreitet wurden, bey ihren sehr frühen astronomischen Berechnungen, welche Bailly und Playfair wegen ihrer Richtigkeit und Genauigkeit vor ihm schon gerühmt haben. Als Beweise uralter indischer Kunst, werden die berühmtesten Pagoden, ihre unüberwindlichen Festungen Gualior, Chunar etc. angeführt. Wie sehr lange vor unserer Zeitrechnung die Dichtkunst unter ihnen blühete, und die Vortreflichkeit ihrer ältesten Dichter beweifst er mit einigen ausgesuchten Stellen des durch *Forsters* Uebersetzung auch uns bekannten Schauspiels Sakontala, und dem Gedichte Mahabarat, einer indischen Epopee von 400.000 Zeilen, davon Hr. *Wilkins* eine Probe unter dem Titel Bhagvat-Geeta übersetzt hat. Ueberall findet der Vf. unter den Indiern Spuren einer uralten Kultur, welche wir bisher aus Unbekanntschaft mit ihrer Sprache, oder weil ihr Land blofs des Handels wegen besucht wurde, übersahen. Was hier über die Kasten gesagt wird, unterscheidet sich durch tiefe Blicke in die bürgerliche Verfassung, von allen vorhergehenden Bemerkungen darüber, die wir über diese Materie gelesen haben. Ungerne vermissen wir die vom Vf. übersehene Untersuchung, ob diese Eintheilung des ganzen Volks in Braminen, Adel, Ackerleute und Knechte, überall in Ostindien eingeführt oder in allen Gegenden einerley sey. Auf der Malabarischen Küste scheint uns wenigstens diese Einrichtung nicht ganz eingeführt zu seyn. Die Unveränderlichkeit der alten Einrichtungen, und die Anhänglichkeit an alte Gebräuche, welche der lange Umgang mit andern Volkern, selbst unter fremder Herrschaft nicht abändern konnten, wird aus der Kasteneinrichtung erklärt. Doch sind die Indier nicht mehr, was ihre Anherren waren. Sie haben wahrscheinlich von den Mahometanern die ängstliche Absonderung der Weiber angenommen. Bey den Maratten, die weniger mit diesen Eroberern vermischt sind, dürfen die Weiber frey umhergehen; auch in dem indischen Gesetzbuch haben wir keine Verordnung gefunden, die diese Absonderung begünstigte. Auch englische Sitten haben unter den Einwohnern von Calcutta Eingang gefunden. Sie sitzen auf Stühlen, fahren in Kutschen umher und Braminen dienen unter den englischen Seapois. Dafs Alexander schon grofse Reiche in Indien fand, die zu den Zeiten der ersten arabischen Einfälle auch noch im nordischen Hindostan vorhanden waren, giebt unter andern einen Nebenbeweis, dafs die Einwohner damals schon ihre ursprüngliche Barbarey abgelegt hatten. Sie waren nicht mehr, wie andere Wilde, in eine Menge kleiner unabhängigen Stamme vertheilt. Bey der indischen Religion werden die Grundsatze der Braminen von dem Aberglauben und der Abgötterey des gemeinen Mannes unterschieden, den alle Reisende beschrieben haben. Die Braminen verehren ein ewiges unwandelbares höchstes Wesen, wie mit Stellen in diesen Schriften bewiesen wird. Eben dasselbe bezeugt Achors Landbuch, das im dritten Bande von Halheds Uebersetzung blofs von der Religion, Gesetzgebung, bürgerlichen Verfassung und den Sitten und Gebräuchen der Indier handelt.

Zwey Charten vom alten Hindostan dienen dem Werk zur Erläuterung, bey beiden liegt Danvilles Charte vom alten Indien zum Grunde. Die eine stellt das den Alten bekannte südliche Asien nach den Begriffen des Ptolemäus vor, und die andere Ostindien nach seiner wahren heutigen Lage mit den Namen der vornehmsten Provinzen, Küsten, Städte und Flüsse, die bey den alten Schriftstellern vorkommen. Hr. *R.* rühmt dabey die Hülfe seines Herrn Collegen Playfair, die aber mehr in Simplificirung der Danvillschen Charte, und in Weglassung einzelner Namen, als in genauerer Bestimmung der Lagen, oder einzelnen Verbesserungen besteht. Doch hat Hr. Pl. auf seiner Charte noch Arabien, und einen Theil der africanischen Küsten nebst den Ländern in Norden von Indien abgebildet, die Danvilles Charte nicht hat. Einen einzigen Zusatz im eigentlichen Indien haben wir nur bemerkt. Dies ist die Stadt Plitsana, deren Lage vor kurzen Hr. *Wilford* in den Asiatischen Untersuchungen gefunden hat. Wir sehen aber nicht ein, warum das benachbarte Tagara (Deoghir) weggelassen worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. September 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Stift St. Blasien im Schwarzwalde: *Ecclesia militans regnum Christi in terris, in suis fatis repraesentata a Martino Gerberto*, monasterii et congreg. S. Blasii in nigra silva Abbate, S. R. I. P. 1789. Tom. I. 368 S. Tom. II. 368 S. in 8. ausser Vorrede und Register.

Man glaubt sich in eine ganz neue Welt versetzt, wenn man in diesem Buche liefet, und wenn nicht so viele Begebenheiten und Personen neuerer Zeiten darin erwähnt würden, könnte man glauben, einen Schriftsteller des Mittelalters, einen Damiani oder Gerohus vor sich zu haben; so fremd und so conform der Denkart und Schreibart dieser Leute ist Inhalt und Einkleidung dieses sonderbaren Buchs. Dieselbe Manier, Schriftstellen und Weisagungen besonders aus Daniel und der Apokalypse zu deuteln und zu accommodiren, dieselben sauren dogmatischen und polemischen, dieselben süsen ascetischen und enthusiastischen Begriffe, dieselben Grundsätze über Staat und Kirche, über nothwendige innere und äusere Einheit der letztern, über die Fülle der päbstischen Macht und ihre Abkunft von Petrus, dieselbe wortreiche, durch holperichte Constructionen und liederliche Perioden unverständliche, barbarische Mönchslatinität. Am wenigsten sollte man glauben, dafs einer der gelehrtesten Prälaten in der deutschen katholischen Kirche ein solches Buch habe schreiben können, wenn man nicht durch einige andere seiner neuern Schriften, am meisten durch die bekannte Historia silvae nigrae einen Aufschlufs darüber erhielte, und wenn man nicht zugleich den Umstand, dafs der Vf. ein hochbejahrter Greis, und in der Lectüre und dem Studium der Schriften des Mittelalters grau geworden ist, in Betrachtung ziehen dürfte. Ohne Rücksicht hierauf, und auf die grosen Verdienste des ehrwürdigen Mannes um vaterländische Geschichte und Kirchenalterthumskunde würden wir in Versuchung gerathen können, dieſs Buch dem Hohngelächter und der bittern Verachtung der Zeitgenossen Preis zu geben; dahingegen nun schonende Sanftmuth und Mitleiden die angemessenſten Empfindungen sind, mit welchen wir es zur Seite legen. Selbst den liebloſen Eifer, mit welchem der Vf. wider Protestanten und wider alle einschlägt, die nicht so papistisch, mönchisch und intolerant denken, als er, wollen wir mit diesen Empfindungen betrachten.

Die Hauptideen dieſes Buchs sind folgende: Gott hat bey der Schöpfung der Welt seinem eingebohrnen Sohne, Christus, zu seiner Verherrlichung, als dem einzigen Zweck aller Dinge, die Herrschaft über das Menschengeschlecht beschieden; die erste Anlage zu dieser Theokratie ward im Paradise gemacht, und hernach unter dem Volke Gottes durch den Glauben an den verheisenen Messias fortgesetzt; darauf erschien er selbst, schickte seine Jünger in alle Welt aus, und stiftete die streitende Kirche, sein Reich auf Erden, das, nach Daniels Weisagung, alle andere Reiche verschlingen, und, wenn dieſs geschehen ist, mit der im Himmel triumphirenden Kirche vereinigt werden wird; aber ehe das geschieht, hat dieſs Reich manchen schweren Kampf zu bestehen, wie solches durch die sieben Siegel und eben so viele Posaunen in der Offenb. Joh. verkündiget wird; dieſs Buch mufs daher jeder Christ, Gelehrter und Ungelehrter, auf das fleisigste lesen; denn die 7 Briefe, mit welchen es anhebt, haben eine viel höhere Bestimmung und Würde, als alle übrigen Briefe im N. T.; diese sind von Aposteln, jene aber von Christus selbst, abgefasst. Weit gefehlt, dafs, wie die Ketzer träumen, in diesem Buche die innern Verderbnisse der Kirche durch die Päpste, und der Untergang dieſer geweisagt seyn sollten, (hier wird der Götting. Michaelis citirt, schon 1789. mit dem Beysatz: nuperrime defunctus S. 8.) enthalt es vielmehr die deutlichsten Beschreibungen von einer bis ans Ende der Welt währenden Dauer der Kirche und nicht das geistliche Rom, sondern das irrdische oder das Kaiserthum, ist zu verstehen, wenn vom Fall Babylons oder von der grosen Hure die Rede ist. Da indessen das römische Kaiserthum gewissermafsen noch in Deutschland fortdauert, da auch die vorhergesagte Apostasie vom Glauben noch nicht erfolgt, der Antichrist noch nicht gekommen ist, so sind alle Ausrechnungen dieſes Endes zwar falsch; das aber sieht man wohl, dafs Ketzerey, Aufklärung, Indifferentismus auch in der rechtgläubigen katholischen Kirche immer weiter um sich greifen, und dafs das Ende sich nähere. Während dieſer Dauer steht die streitende Kirche mit der triumphirenden schon in genauer Gemeinschaft; das ist die communio sanctorum, die man im apostolischen Symbolum bekennet, (ganz wider die Geschichte) und worauf sich auch in der Mefsliturgie viele Stellen beziehen. Die Verwaltung seines Reichs auf Erden hat Christus den Aposteln und ihren Nachfolgern, den Bischöfen, übergeben; eine Gewalt, die höher, als jede andere, und von keiner andern abhängig ist. Unter jenen war nun Petrus, und unter diesen ist der römische Bischof das Haupt des ganzen Reichs.

Diese Sätze liegen in dem ganzen Buche zerstreut umher; vornehmlich aber in den ersten 20 Kapiteln, von da an die Schicksale der streitenden Kirche, oder vielmehr der Hierarchie, zum Beweise der Richtigkeit jener Sätze, durchweg mit verächtlichen Seitenblicken

auf Proteſtanten, Richeriſten, Febronianer u. ſ. w. verfolgt werden. Wir begnügen uns, einige, vorzüglich frappante hiſtoriſche, Bemerkungen auszuheben. Mit Kaiſer Conſtantin fing die äuſserlich blühendere Periode der ſtreitenden Kirche an; er verlegte, velut in reverentiam Romanae ſedis, divinitus admonitus, (Tom. I. p. 175.) ſeine Reſidenz nach Conſtantinopel; nun ſtieg aus den Ruinen des opfernden Roms das neue religiöſe Rom empor, und es ward erfüllt, was Jeſ. 49. 23. ſagt: Könige ſollen deine Pfleger ſeyn, u. ſ. w. Aber ſchon damals brachen im Oriente viele Ketzereyen aus, über welche der römiſche Stuhl das entſcheidende Urtheil ſprach: ſie ſind die zweyte Poſaune, (Apok. 8. 8.) die Maſchinen, welcher ſich die Pforten der Hölle bedienten, um die Kirche zu verwüſten, die Saamen des Schisma, welches noch jetzt den Orient vom Occident trennt. (S. 187.) Immer weiter und glücklicher verbreitete ſich der katholiſche Glaube und das Anſehen des römiſchen Stuhls; um dieſes und überhaupt die gute alte hierarchiſche Ordnung aufrecht zu erhalten, gab der Compilator Iſidor im achten Jahrh. ſeine bekannte Decretalenſammlung, worüber man in neuern Zeiten ſo ſehr geſeufzt, und aus welcher mancher katholiſche Kanoniſt, ohne ſie vielleicht geſehen zu haben, hat zeigen wollen, daſs die Gerechtſame der Päpſte, die doch viel älter und allezeit anerkannt waren, auf einem Betruge beruhen. (S. 296.) Dennoch ward im zehnten und eilften Jahrhunderte die Kirche wiederum heftig erſchüttert, vornehmlich durch den Misbrauch, welchen die ſächſiſchen Kaiſer von ihrer Gewalt in Italien machten. Aber da erweckte Gott und belebte mit dem Eifer für ſein Haus den heiligen Papſt, Gregor VII. den libertatis eccleſiaſticae juriumque pontificiorum vindicem ac defenſorem acerrimum, morumque ac diſciplinae eccleſiaſticae reformatorem zeloſiſſimum, dieſs caput incontaminatum et imperterritum, dem man vergebens ſeine Härte gegen Heinrich IV. und ſeinen heiligen Umgang mit der Mathilde zum Vorwurf macht, (S. 338.) Seitdem blieb mehrentheils der wiederhergeſtellte hierarchiſche Wohlſtand in Sicherheit, nur daſs eine Menge von Ketzereyen zum Vorſchein kam, zu deren Ausrottung die Inquiſitionsanſtalt, welcher ſich Petrus von Chateauneuf, der Protomartyr dieſes apoſtoliſchen Officiums, der heil. Dominicus, und ſeine Genoſſen mit dem rühmlichſten Eifer unterzogen, gar ſehr nöthig war. (T. II. S. 14.) Hierauf aber folgte die Periode des betrübten Schisma der geiſtlichen und weltlichen Macht. Die Pariſer Univerſität fing an ſich gewaltig zu brüſten, und Frankreich lieſs ſich in dem Streite mit Bonifacius VIII. ganz von ihr leiten. Die Päbſte zu Avignon bedurften des Beyſtandes der Könige, und dieſe benutzten die Lage der Sachen zur Ausdehnung ihrer Gewalt in Kirchenſachen. Nun ſtellte Gerſon den zur Verwirrung der ganzen Welt geſchickten Grundſatz auf, daſs ein ökumeniſches Concilium über den Papſt gehe; nun wich man zu Cottnitz von der in der Kirche beſtändig beobachteten Ordnung ab, daſs die Biſchöfe, als die alleinigen Nachfolger der Apoſtel viritim votirten; man lieſs nach Nationen und von Geiſtlichen der zweyten Ordnung votiren, ſo auch zu Baſel. (S. 26.) Tauſend Jahr nach der Hinrichtung der apokalyptiſchen Beſtie claſſicum cecinit Lutherus, et ſparſas a diverſis diverſas easque jam ab Eccleſia damnatiſſimas haereſes in unam ſententiam congeſſit ſuisque adauxit. (S. 56.) Da ging denn die prätendirte Reformation in Deutſchland aus Gewinnſucht, in England aus Wohlluſt, in Frankreich aus Liebe zu Neuerungen, herrlich von ſtatten. An eine Vereinigung mit den Proteſtanten iſt nicht zu denken, niſi ante omnia de infallibili judice ac irreſragabili judicio conveniatur, quo neceſſario ſtandum eſt; ſecus enim dum accedere, aut etiam recedere, vel uno in capite liberum eſt, fides vacillat nihilque durabile eſſe poteſt. Daher denn auch der Herr Fürſtabt immer gewünſcht, und den heiligſten Vater Pius VI. bey ſeiner Ankunft in Deutſchland 1782 flehentlich gebeten hat, daſs er doch lieber die Vereinigung der ruſſiſchen Kirche, die ſich bisher noch zu der ſchismatiſchen griechiſchen gehalten, betreiben möchte, da dieſe Sache weit geringern Schwierigkeiten unterworfen ſey; er hört auch mit groſsem Vergnügen, daſs jetzt an dieſe Vereinigung mit Ernſt gedacht werde. (S. 53.) —

Die gröſste Hälfte des zweyten Theils iſt wieder apokalyptiſchen Deutungen über die letzten Zeiten, den Antichriſt, die Judenbekehrung u. ſ. w. gewidmet, und mit einem ſtarken Vorrath von patriſtiſchen Allegationen ausgeſchmückt. Es iſt nur ſchwer, auch der Mühe nicht werth, auszufinden, welche unter den vielen Erklärungen der Vf. für die beſte halte. Aber intereſſanter iſt es, ihn über die gefährliche Lage der Kirche zu unſern Zeiten klagen zu hören. Es ſey eine in vorigen Zeiten unerhörte Schande unſers Jahrhunderts und ein Frevel gegen die zärtliche Mutter, die Kirche, daſs alles, was ihre Feinde ehedem wider ſie ausgeſpieen, jetzt von Leuten prieſterlichen Standes, ja ſelbſt von Religioſen, wiedergekäuet werde, und daſs es nun wohl recht heiſse: filii matris meae pugnaverunt contra me. Dieſs iſt der Eingang zu einer heftigen Declamation gegen Febronius. (S. 113.) Am Ende ſöhnt ſich zwar der Vf. mit ihm wieder aus; aber er bedauert es doch, daſs reverendiſſ. Honthemius, dum larvam ſuam depoſuit retractando, animi obſtinati certe ſuſpicionem a ſe eſt amolitus, tamen Fenelonii docilitatem non omnino adſecutus ſit. (Ja wohl nicht!) Aber dann geht es über den Emſer Congreſs her. Die bekannten vier erzbiſchöflichen Deputirten hätten das Anſehn des Kaiſers und der Metropolitane zu misbrauchen, alle Grenzen zu überſchreiten, und ſich über die ganze von Gott feſtgeſetzte, und von den Zeiten des Apoſtels der Deutſchen, Bonifacius her, beobachtete Ordnung im hierarchiſchen Staate hinwegzuſetzen gewagt; ihre Punctation ſey bloſses Privatwerk; vom Erzbiſchof zu Mainz ſey es, bey ſo ſtarken ältern Proben ſeiner beſondern Devotion gegen den römiſchen Stuhl, welche von Bonifacius her eine Erbtugend der Mainziſchen Metropolitanen geweſen ſey, gar nicht zu glauben, daſs er jetzt anders denke; der Trieriſche aber habe den herrlichſten Beweis ſeiner innigen Ueberzeugung von den Prärogativen des Apoſtelſtuhls abgelegt, indem er den Febronius einen partum Satanae genannt; und wie ehrfurchtsvoll ſich Maximilian

Joſeph

Joſeph gegen Pius VI. perſönlich zu Wien betragen habe, erinnert ſich der Vf. ipſe teſtis non ſine tenero animi affectu. (Vom Salzburgiſchen kein Wort!) Nach einer weitläuftigen Abfertigung der Punctationen ſetzt er ſeine ganze Hoffnung auf den gegenwärtigen Coadjutor von Maiaz, dem er zugleich als ſeinem künftigen Diöceſanbiſchof von Coſtnitz, das Werk dedicirt hat. Von ihm erwartet er mit Zuverſicht, daſs er die von den *Pragmatikern* unſers Zeitalters (ein Lieblingsausdruck für Febronianer, Antipapiſten) ſo ſehr zerriſſene Harmonie zwiſchen Papſt und Biſchöfen vollkommen wiederherſtellen werde. Indeſſen ſo ehrerbietig und zutrauensvoll er gegen dieſen groſsen Mann geſinnt iſt, ſo will ſich doch damit die bittere Ironie nicht recht reimen, die er am Ende in einer gleichfalls ſehr geringen Excurſion gegen den Biſchof Ricci von Piſtoja angebracht hat. Er wirft es ihm vor, als einen janſeniſtiſchen Kniff, daſs er auf ſeinen Synoden Geiſtliche der zweyten Ordnung habe ſitzen und ſtimmen laſſen, und erinnert ihn, daſs zu Trident ſelbſt von Ausſchlieſsung der Biſchöfe in partibus die Rede ſey; ſolche Biſchöfe, ſagt er, pflegen auch heut zu Tage, angeſteckt von den Principien jener ſchismatiſchen Länder des Orients, in welchen mehrentheils ihre Sitze befindlich ſind, den Saamen der Zwietracht im Occident auszuſtreuen, wie man an Hontheim und einem der Emſer Commiſſarien (Heimes, Weihbiſchof zu Mainz) nur gar zu deutlich geſehen hat. Bekanntlich hat Herr von Dalberg auch ein Titularſtift, und iſt Erzbiſchof, wenn wir nicht irren, von Tarſus.

Bey einer ſo merkwürdigen und bisher zu wenig beherzigten Erſcheinung des katholiſchen Deutſchlands glaubten wir etwas länger verweilen zu müſſen. Verwundern müſſen wir uns aber, daſs, da ſo manche unbedeutende und anonymiſche Broſchüre über Materien des Kirchenſtaatsrechts unter unſern katholiſchen Mitbürgern zu unſern Zeiten dennoch oft ſtarke Senſation erregt, dieſs Product eines der berühmteſten und angeſehenſten Theologen ſeiner Kirche bisher nicht mehr Geräuſch gemacht hat. Iſt dieſs etwa ein böſes Omen für den gegenwartigen Zuſtand der theologiſchen Gelehrſamkeit in der deutſchen katholiſchen Kirche? Lieſet man das Buch nicht, weil es lateiniſch geſchrieben iſt? Wird es nicht in nähere Prüfung gezogen, weil eine gelehrte Beleſenheit dazu erfoderlich iſt? —

BERLIN und LIBAU, bey Lagarde und Friedrich: *Beruhigungsgründe wegen der neuen Veränderungen des Lehrbegriffs der proteſtantiſchen Kirche.* 1790. 32 u. 159 S. in kl. 8.

HALLE, b. Gebauer: *Erzählung und Beurtheilung der wichtigſten Veränderungen, die vorzüglich in der zweyten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts in der gelehrten Darſtellung des dogmatiſchen Lehrbegriffs* u. ſ. w. 1790. 160 S. in kl. 8.

Beiden Schriften gab die hinlänglich bekannte Preisfrage, welche über dieſe Materie vor einigen Jahren von der Societät der Unternehmer der A. L. Z. aufgeworfen ward, ihre Exiſtenz. Keine von beiden erhielt den Preis; beide aber wurden der öffentlichen Bekanntmachung würdig erklärt; der erſten iſt das Urtheil der Herausgeber der A. L. Z. als Vorbericht beygefügt. Der Vf. hat die vorgelegte wichtige Frage, welche nicht eine Apologie, ſondern eine hiſtoriſchkritiſche Deduction der Veränderungen des proteſtantiſchen Lehrbegriffs foderte, zu wenig nach ihrem ganzen Umfange und wahren Zweck erwogen; dennoch aber in der Aufſtellung der Religionslehren, welche in neuern Zeiten eine einfachere Geſtalt gewonnen haben, viel Gutes und Leſenswerthes geſagt. Allein, was er im Anfange von ſich ſelbſt erzählt, daſs er ehedem ein eifriger Vertheidiger der ſogenannten alten Theologie geweſen, darauf in viele Zweifel gerathen; nun aber völlig beruhigt, zur vollen Ueberzeugung, zum Lichte, gelangt ſey, das erweckt ſchon die Beſorgniſs, er werde, wie es allen Deſerteurs und Apoſtaten zu gehen pflegt, von der verlaſſenen Parthey ſehr ungünſtig und in der leidenſchaftlichen Selbſtvertheidigung manchmal auch unbillig ſprechen. Und dieſe Beſorgniſs wird man im Fortleſen gegründet finden. Der Vf. ſtellt ſich alte und neue Theologie als zwey Extreme vor, dichtet wirklich eine Art von Spaltung unter den Proteſtanten, die nur noch nicht völlig ausgebrochen iſt, und weiſs von keiner Mittelſtraſse, die zwiſchen ſeinen zwey Streithaufen durchführt, von keiner ſucceſſiven Annäherung beider Theile, von Ausgleichung der wechſelſeitigen Klagen und Vorwürfe. Aengſtliche Nachbeter, geſchworne Verfechter der ſymboliſchen Bücher, verblendete und verdammungsſüchtige Zeloten ſtehen ihm auf der einen Seite, und auf der andern die neuen Reformatoren, lauter ſanfte und weiſe, duldſame und freundliche Männer. Solche ins Allgemeine gehende Vorſtellungen und Urtheile über ganze Klaſſen von Leuten fallen leicht partheyiſch und ungerecht aus; die Idee des Vf. von der gegenwärtigen theologiſchen Welt iſt ganz der Wahrheit und Erfahrung zuwider; und was kann in der Beurtheilung des verſchiedenen Lehrbegriffs der Proteſtanten die günſtige oder ungünſtige Idee entſcheiden, die jemand von der Denkart und dem Charakter der einen und der andern Parthey proteſtantiſcher Theologen aufgefaſst hat? Bey unſerm Vf. hat dieſe Idee noch manche andere Verirrungen bewirkt, und vornehmlich ihn zu einem gewiſſen Mismuth geſtimmt, welcher ihn viele Dinge von der rechten Seite anzuſehen hindert. Es iſt undankbar, wenn man behauptet, (wie S. 11.) daſs in dem Volksunterricht noch *nirgend eine Verbeſſerung der alten Lehrſatze aufgenommen* ſey; es iſt zu viel geſagt, (S. 12.) daſs *unſere hellen Köpfe ihre Entdeckungen nur unter vier Augen ſich mittheilen*, und daſs der *gröſste Theil der Chriſten ſeinen Nacken noch unter das alte Joch des Kohlerglaubens ſchmiegen müſſe*, und der Wunſch, daſs die neue Reformation *von Männern, die mit Luthers Geiſt und Freyheitsſinn beſeelet, aufſtehen, die frey und muthig und offen, ohne Rückſicht auf Gewinn und Schaden, nur mit Rückſicht auf Wahrheit und Nutzen lehren*, zu Stande gebracht werden möchte, dieſer Wunſch iſt in einem gewiſſen Sinn längſt erfüllt; in einem andern Sinn aber iſt er unweiſe. — Mit Schatten ſieht der Vf., wenn er (S. 18) ſo declamirt: „Und doch ſollen die ſymboliſchen Bücher, wie im Sturm verfertiget, der einzige Geiſtes-

horizont, ewige Form und Richtſchnur unſers Glaubens ſeyn? Als das Volk Chriſtum zum Könige ſalben wollte, floh er; aber dieſe todten Bücher können nicht fliehen; man ſalbte ſie zu mehr, als Königswürde, kröute ſie zum Papſt, zum Tyrannen der Gewiſſen. — Warum werden die ſymboliſchen Bücher von jedem aufwachenden Kopf ſo gering geachtet? gewiſs nicht ihres Inhalts wegen, ſondern weil ſie ein Zwangsgeſetz ſeyn und bleiben ſollen. (Kennen denn etwa alle aufwachende Köpfe ihren Inhalt? ſind nicht viele auch Nachbeter von anderer Art, und unterwerfen ſich einem Zwangsgeſetz von anderer Art?) Heiden haben ihre gelehrten Sklaven frey gelaſſen; unſere Gelehrten ſollen alle ihren Geiſt in Luthers Mütze preſſen, alle über einen Leiſten ſklaviſch formen!" Was gewinnt man doch durch ſolche ausſchweifende Beſchuldigungen! — Zu den Quellen der Verbeſſerungen des proteſtantiſchen Lehrbegriffs zählt der Vf. und mit Recht 1) die Verbannung des unſeligen Disputirgeiſts; aber gleich übertreibt ers wieder, wenn er ſpricht: *Blutigen Gefechten der Theologen haben beynahe alle Religionsſatze ihre Geſtalt zu verdanken.* 2) Die an die Stelle des übermüthigen Stolzes getretene liebenswürdige philoſophiſche Beſcheidenheit, oder jener wohlthätige Skepticismus, *welchen unſere Religionslehrer endlich von — Hume, Bayle* u. a. gelernt haben. Treffliche Lehrer der Beſcheidenheit! 3) Die Trennung der Theologie von der Religion, mit welchem feinen, wahren und wohlthätigen Unterſchiede der groſse Semler zuerſt die Welt beſchenkt habe. „Religion gehört für den Menſchen; nicht die Theologie, ſo wie ſie in groſsen Folianten geſtaltet iſt." Aber wenn der groſse Semler weiter nichts entdeckt hat, als dieſs; ſo iſt das Geſchenk nicht ſehr groſs.

Die zweyte Schrift läſst ſich weiter in die Frage ſelbſt ein. Zuerſt erzählt der Vf. die wichtigſten Veränderungen in der Darſtellung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Darauf zeigt er die Brauchbarkeit dieſer Veränderungen, und endlich die Quellen derſelben. Allein ſchon dieſe Abtheilung hat ihn gehindert, ſeinen Gegenſtand völlig zu erſchöpfen. Denn wenn in dem erſten die Veränderungen aufgezählt wurden, ſo war da zugleich der Ort, zu zeigen, wie brauchbar *jede* dieſer Veränderungen geweſen ſey, und was für Antheil an *jeder* dieſer Veränderungen Philoſophie, Geſchichte und Exegeſe gehabt haben. Ueber beides aber wird hier ganz flüchtig weggefahren; der zweyte und dritte Abſchnitt ſind daher zuſammengenommen faſt viermal kürzer, als der erſte allein. Und auch dieſer hat beträchtliche Mängel. Der Vf. kennt gerade immer nur zweyerley Vorſtellungsarten der Dogmen, alte und neue, betrachtet ſie beide zu ſehr als Antitheſen, entwickelt weder die Gründe, noch was das Wichtigſte war, Succeſſion der verſuchten Verbeſſerungen der Lehrart.

Erlangen, bey Palm: *Nova Verſio graeca Pentateuchi; ex unico S. Marci Bibliothecae Codice Veneto nunc primum edidit atque recenſuit Chriſtoph. Fr. Ammon*, Philoſ. D. et Prof. Extraord. Pars II. Leviticum continens et numeros. 1791. 252 S. in 8.

Rec. ſieht mit Vergnügen die Fortſetzung dieſer Ausgabe einer literariſchen Seltenheit, und erwartet noch begieriger im dritten und letzten Theil neben dem Abdruck des Deuteronomium die additamenta critica, den vollſtändigen Sprachindex, welchen das Idiom des Ueberſetzers erfodert, und eine zur Einleitung in dieſe Verſion verſprochene Diſſertation mit kritiſchen Unterſuchungen des gelehrten Herausgebers. Da er bey dem erſten Theile einzelne Verbeſſerungen ſogleich in den Text aufgenommen hatte, ohne die Leſeart des Mſ. oder vielmehr der Villoiſonſchen Copie immer in den Noten anzugeben, und da mehrere Recenſenten, mit welchen auch wir unſere Stimme vereinigten, hier eine ſtrengere Beobachtung der Religionis criticae gewünſcht haben, ſo giebt er in der Vorrede nun einige begangene Ueberſehen, die ihm gewiſs auch niemand als Todſünden aufrechnen wird, mit Freymüthigkeit zu; ſtimmt aber doch mit den Anfoderungen, das Ganze durchaus mit allen orthographiſchen Fehlern der Abſchrift abdrucken zu laſſen, wegen der unglaublichen Menge dieſer Fehler nicht ganz überein. *Offenbare* Fehler, aus denen durchaus keine Abweichung im Sinn, keine Entdeckung einer andern Leſeart und keine Charakteriſtik des Ueberſetzers ſelbſt oder des Abſchreibers geſchöpft werden könnte, (z. B. *ατελφος* für *αδελφος* u. dgl.) wird freylich niemand angezeigt wünſchen. Aber wo die Anzeige irgend einen Nutzen haben kann, ſollte ihn auch der Herausgeber, beſonders da er noch mehrere Beſchäftigungen hat, nicht ſogleich ſelbſt vermuthen können, iſt ſie allerdings immer zu wünſchen, und verdient bey den additamentis criticis noch genau nachgeholt zu werden. Man muſs alles dafür thun, daſs das Sprüchwort: Oculi plus vident, quam oculus, für die Kritik in volle Erfüllung kommen kann. Meiſt wird eine ſimple correcte Anzeige, ohne weitere Erklärung und Beurtheilung, völlig befriedigend ſeyn. Denn das „magno cum „ſtrepitu annunciare" (S. 39.) entfernt der Herausgeber von ſich gewiſs mit Billigung aller, die ſeine jetzige und künftige Arbeiten nutzen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Prag u. Wien, in der v. Schönfeldſchen Buchhandl.: *Joſephs II. römiſchen Kaiſers Geſetze und Verfaſſungen im Juſtizfache*, im achten Jahre ſeiner Regierung. 1789. 198 S. — im letzten Jahre ſeiner Regierung. 1790. 100 S. Fol.

Jena, b. Cuno's Erben: *Bibliothek von Anzeigen und Auszügen kleiner meiſt akademiſcher Schriften.* 3. u. 4. St. 1790. 260—505 S. in 8.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. September 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WARSCHAU, b. Gröll, und in Comm. b. Hertel in Leipzig: *Polnische Bibliothek. Neunter Heft.* 1788. 96 S. 8.

Obwohl der Verleger der polnischen Bibliothek in der Vorrede zum ersten Bande des (nächstens von uns anzuzeigenden) *Tagebuchs des Polnischen Reichstages* die ununterbrochene Dauer dieses schatzbaren, und *in seiner Art einzigen*, Journals verheifsen, und nach Beendigung des *neunten* Hefts, mit dem *zehnten* fortzufahren zugesagt hatte; so ist doch aus Mangel des Abgangs (S. N. 28. des Int. Bl. der A. L. Z. d. J.) keine weitere Fortsetzung erschienen. In der That sind auch auswärtige Verfasser und Verleger zu beklagen: sie unternahmen eine gute Sache im eigentlichen Verstande *fürs deutsche Publicum*; und dieses *grofse* und *grofsmüthige* Publicum, unter dem das Studium der Statistik fast zur Modewissenschaft geworden, sieht unter hundert und aber hundert begünstigten guten und schlechten statistischen Versuchen über eine Zeitschrift hinweg, die zur genauern Kenntnifs eines merkwürdigen Reichs unternommen ward, das den meisten Ausländern so gut als gar nicht bekannt, das gleichwohl neuerlich mit dem benachbarten deutschen u. a. Staaten in die vielseitigsten Verhältnisse gerathen, und mit einem der angesehensten Churländer in ein so enges politisches Verhältnifs getreten ist, dafs man allein in dem letztern eine vorzüglich gute Aufnahme jener Unternehmung zu erwarten berechtiget war.

Dies neunte Stück enthält unter den bekannten drey Hauptrubriken (s. N. 360, 361. der A. L. Z. 1789.) I) *Historie und Statistik*, II) *Vermischte Abhandlungen und Aufsatze*, III) *Recensionen und Anzeigen*, 15 längere und kürzere Aufsätze, von denen die erheblichsten folgende sind: I) *Inhalt des Contracts wegen des Salzes zwischen der kaiserlichen Salzdirection und der königlich-Preufsischen Seehandlungssocietat*, vom 18 Febr. 1788.; und II) *Unterschied des jetzigen und ehemaligen Salzwesens in den preufsischen Magazinen in Polen.* Ersterer ist aus dem schon sonst benutzten, Dziennik Handlowny (Handelsjournal), wo der *ganze Tractat* in polnischer Sprache befindlich ist, ausgezogen, und hier um desto willkommener, da nicht nur die eigentlichen Worte des Vergleichs an mehrern Orten der polnischen Uebersetzung dunkel, und nicht ganz verständlich übersetzt zu seyn scheinen, sondern auch das Original des Tractats selbst von dem Redacteur jenes Journals nur durch grofse Mühe, wie leicht zu erachten, erhalten werden konnte. Vermöge dieses Vergleichs, der auf drey Jahre, vom 19 März 1788 bis zum 19 März 1791 geschlossen worden, tritt die kaiserl. Salzdirection der preufsischen Seehandlungssocietät eine Anzahl längs der Weichsel herunter, am Bug und an der Narwa, so wie in Grofspolen befindliche Magazine ab, wogegen sich letztere zu einer Abnahme von 85,000 Tonnen Steinsalz, die Tonne zu 560 Pf. Wiener Gewicht, für festgesetzte und nach der Lage der Magazine verschiedentlich angenommene Preise verbindet. Die kaiserliche Direction zahlt für die von der Societät oberhalb Warschau an der Weichsel in den an sie abgetretenen Magazinen befindlichen Vorräthe gleichfalls nach bestimmten Preisen; aber kein Theil kann für seine Rechnung in *das andere Debitbezirk* Salz einführen oder verkaufen; auch soll der Verkaufspreis in den polnischen Magazinen nicht höher seyn, als er bisher in den preufsischen Magazinen gewesen. Warschau bleibt der Mittelpunct des Salzdebits, und für beide Theile frey. — So sehr man sich nun dabey das Ansehen geben wollen, den freyen Handel in Polen und Litauen durch diesen Vergleich *nicht zu hemmen* oder *in ein Monopolium zu verwandeln*, vielmehr es jedem Einwohner Galliziens und des Königreichs Polen frey zu stellen, sein Salz zu kaufen wo er wolle; so drückend mufs gleichwohl für den Staat, dem ein, wie Rec. anderswoher weifs, dem Könige jährlich ungefähr 140,000 Ducaten einbringendes Regal entzogen war, dieser Salzverkauf geworden seyn, wie nicht nur die Steigerung der jetzigen Preise des Salzes gegen die ehemaligen, (da die Tonne Scheibsalz, die vorher in den preufsischen Magazinen 48 fl. 4 gr. kostete, itzt um 64 fl., die Tonne Samborer aber, die vorher 13 fl. 19 gr. kostete, itzt um 19 fl. verkauft wird,) sondern auch die vielfältigen und zum Theil kostspieligen Versuche, wovon Rec. noch andere als die in der Abth. IV. dieses Hefts angezeigten, aus den darüber geführten Protokollen bekannt sind, Stein- oder Solsalz auf den der Republik gehörigen Ländereyen ausfindig zu machen, zur Genuge beweisen. III) *Stadt Fastow in der Woiwodschaft Kiow.* Ein unterrichtender Artikel zur Topographie und Gewerbkenntnifs dieses, durch den dahin zusammenfliefsenden höchst beträchtlichen und sehr mannichfaltigen Handel aus der Wallachey, dem russischen Reiche, aus Podlachien, vom Don u. s. w., so wie durch den auf der Mittagsseite vorbeygehenden grofsen Karwanenweg berühmten, Platzes, von dem Büsching (Achte Aufl. 2. Th. S. 263.) nichts weiter zu sagen weifs, als dafs es: „*eine Stadt von 347 Rauchfängen*" sey. Das, auf eben dieser Handelsstrafse, den sogenannten Karwanenweg, von dem jetzigen Besitzer des Bisthums Kiow, Cieciszowski angelegte, neue Dorf *Fastówek*, wo sich schon funfzig Wallachen angesiedelt haben, und das ein schönes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes, Wirthshaus enthält, fehlt ganz bey Büsching. Zu Fastow

Digitized by Google

hat der Biſchof ein ſchönes, weitläufiges Magazin zur Niederlage für Kaufmannswaren aufbauen laſſen, und zur Zeit der Frühlings- und Herbſtmeſſe kommen aus dem ganzen Lande die berühmteſten Groſshändler dahin. Man hat daſelbſt ein leichtes Mittel, Ziegel mit Faſchinen zu brennen; auch hat man Mergel- und Tuffſteinkalk, ingleichen eine weiſse Erzerde (?) zur Läuterung des Eiſens gefunden, die, mit den ſchlechteſten Podlachiſchen Erzſtufen vermiſcht, ein vortreffliches Eiſen giebt. Weizen und Hirſen, woraus Grütze verfertigt wird, ſo wie alle Arten Gartengewächs, Arbuſen, Melonen, Karroffeln, Hopfen u. ſ. w. gedeihen vortreflich. Das Doppelbier, Honig, Milch, Zucker, Caffée, alle Arten Fleiſch, Heringe, Franzweine, Liqueurs ſind ungemein wohlfeil. Deutſche Künſtler, die ordentlich leben, ihre Kunſt verſtehen, und ſich den Ausſchweifungen nicht überlaſſen, können hier, ſo wie anderwärts, in Polen vieles erwerben, und reichlichen Unterhalt finden. IV) *Auszug aus dem Bericht des Herrn Staroſten von Nowogrod, Beyſitzers der königlichen Schatz-Commiſſion, Hr. Czacki, im Betreff der ſchon angefangenen, oder noch etwa anzulegenden, Salzfabriken an beſagte Erl. Commiſſion*, den 12ten Jun. 1788 abgeſtellt. In *Beyſce*, einem in der Woiwodſchaft Sendomir gelegenen Dorfe, würden dergleichen, wenn auch andere Anzeigen dazu vorhanden ſeyn möchten, aus Mangel des Holzes nicht ausführbar ſeyn; im Dorfe Solec (Solez), im Bezirk Zborowa, hatte die berühmte, nachher unglücklich zerſtreute, Familie der Zborowsker vom Stefan Batori im J. 1578 gegen eine Bezahlung von 46,666 fl. itziger Währung die Freyheit, Salz zu ſieden, dem zufolge hier tiefer wohl *reichliche Sohlbehälter* ſeyn müſsten, dergleichen auch der Kanonikus *Oſſowski* aufgefunden und bekannter gemacht; der von dem Baron Nordenflicht, mit dem Beſitzer des Orts gemeinſchaftlich gemachte, Verſuch, hier Salz zu ſieden, kam aber nicht zu Stande. Gewiſs iſt, daſs zwo hieſige Quellen unter vielen ſelenitiſchen Theilchen eine Sohle enthalten, deren Salzigkeit aber hier noch nicht beſtimmt iſt. Von auſserordentlicher Wichtigkeit müſſen dieſes thätigen Mannes anderweitige an die Commiſſion entlaſſene Berichte über den Handel mit der Moldau, über den türkiſchen Handel, über die Quarantainen, ſeine Plane von Zwaniec und Mohilow u. ſ. w. geweſen ſeyn, woraus aber leider der *Dziennik Handlowny* dem Publicum noch keine Auszüge ertheilt hat. Die VII und VIII. Abhandlung: *Ueber den Zug Boleſtaw III, Krzywousti mit dem ſchiefen Maule nach Dänemark*, und *Wratiſlaw, König von Böhmen, vermeynter König von Polen*, ſind Ueberſetzungen aus dem 3ten Bande der Hiſtorya Narodu Polſkiego des Hn. Biſchof Naruszewicz und abermals vortrefliche Belege von dem vorzüglichen Werth derſelben. Aus den *vermiſchten Abhandlungen und Aufſätzen* wollen wir noch eine Nachricht zur Kunſtgeſchichte ausheben. Auf der Univerſitätsbibliothek zu Krakau findet ſich ein lateiniſches Manuſcript vom J. 1459, welches eine Encyklopädie aller damals bekannten Künſte und Wiſſenſchaften iſt, mit der Grammatik anfängt, und mit der Theologie endiget. Der *Vf., Paulus de Praga, Med. et Phil. Doct.* iſt, ſeiner Ausſage zu Folge, durch die Huſſiten von Prag vertrieben worden, und hat 20 Jahre zu Pilen im Exil gelebt. Seinen bey dieſem Werke gebrauchten Amanuenſis nennt er: *Mag. Paulus de Novo Caſtro.* Aus dieſem Werke wird folgender, für die Geſchichte der Kunſt nicht unmerkwürdige, Artikel zur Probe mitgetheilt: „*Libripagus eſt „artifex ſculpens ſubtiliter in laminibus* (ſic) *aereis, ferreis „ac ligneis ſolidi ligni atque aliis imagines, ſcripturam et „omne quodlibet, ut prius imprimat papyro aut parieti aut „aſſeri mundo: ſcindit omne, quod cupit et eſt homo faci„ens talia cum picturis et tempore mei* (meo?) *Bambergae „quidam ſculpſit integram Bibliam ſuper lamellas et in qua„tuor ſeptimanis totam Bibliam in pergameno ſubtili prae„ſignavit ſculpturam*“ (ſculptura?)

Lausanne: *Memoires de la Societé de Sciences phyſiques de Lauſanne.* Vol. III. 1790. 404 S. 4.

In der *Geſchichte* der Geſellſchaft kommt vor: die Beſchreibung einiger römiſcher Inſchriften, welche im Pays de Vaud und in Wallis gefunden worden ſind, von Hn. *Levade.* Dieſe Inſchriften ſind theils zu Ehren der römiſchen Gottheiten, theils zu Ehren angeſehener Perſonen errichtet: zum Theil ſind es auch Meilenzeiger und Grabſteine. Auf dem Berge *St. Bernhard* hat man Inſchriften gefunden, welche beweiſen, daſs vormals ein Tempel des *Jupiter Penninus* daſelbſt geſtanden habe. Bruchſtücke von Statuen fand man eben daſelbſt, ſo wie auch viele römiſche Münzen.

Unter den *Abhandlungen* betreffen die meiſten die Naturgeſchichte. Hr. *Graf von Razumovsky* beſchreibt einen *roſenfarbenen Quarz* aus der Oberpfalz. Er hält dafür, dieſe Steinart ſey kein Quarz, ſondern einer Art von Edelſtein, obgleich derſelbe ſehr weich iſt, und im Feuer flieſst. Von *ebendemſelben* finden wir hier eine Abhandlung über das *ausgegrabene Holz*, und den Nutzen dieſes Holzes in den Künſten. Es gebe neun Gattungen davon, und man finde es: entweder noch unverändert, oder in Kohle verwandelt, oder mit Eiſen verbanden, oder mit Erdharz durchdrungen, oder mit Kupferkies, oder mit Bleyglanz vermiſcht. Eine *dritte* Abhandlung von demſelben enthält *Nachrichten von den Steinkohlen.* Er nimmt vier Gattungen derſelben an: die Erdkohle, die Schieferkohle, den Gagat, und die ſogenannte Pechkohle. Er hält dafür, daſs die Steinkohlen ſowohl aus dem Thierreiche als aus dem Pflanzenreiche ihren Urſprung nahmen, und behauptet, daſs die aus dem Thierreiche abſtammende Kohle, nach dem Verbrennen, eine weiſse Aſche zurücklaſst, welche mit Säuren aufbrauſe; dahingegen die Aſche der aus dem Pflanzenreiche entſtandenen Kohle, eine rothe, nicht aufbrauſende Aſche zurück laſſe. In einer *vierten* Abhandlung ſucht er zu beweiſen, daſs die Granite durch Kryſtalliſation entſtanden ſeyn, und bemüht ſich, wahrſcheinlich zu machen, daſs die Flufsſpathſäure das Auflöſungsmittel geweſen ſey. Eine *fünfte Abhandlung*, ebenfalls von dieſem Gelehrten, enthält *Beobachtungen über das Erdreich und den Boden der Schweiz und der benachbarten Länder.* Die Schweiz ſey eben ſowohl als ein Theil von Baiern und Schwaben, vormals ganz mit Waſſer bedeckt geweſen, und dieſes erhelle: theils aus den vielen Verſteinerungen und Ueberbleibſeln

von Fischen süsser Wasser, welche man hin und wieder in diesen Ländern antreffe; theils aus den mit Versteinerungen und Abdrücken von Fischen durchdrungenen Kohlenflözen, theils aus den Ormingerschiefern. 6) *Versuch einer Naturgeschichte von Baiern*, auch von Hn. *Gr. von Razumovsky*. Grösstentheils mineralogischen Inhalts. 7) *Beschreibung der Salzwerke des Baierschen Kreises*, von Hn. Gr. v. *Razumovsky*. Das Salzwerk zu *Hallein* soll jährlich 100,000 Gulden eintragen. 8) *Beschreibung einer Salzquelle in der Landvogtey Aigle in der Schweiz*, von Hn. *Vill*. 9) *Ueber die Elektricität der Wasserfalle, vorzüglich der Pissevache*, von Hn. *Vill*. Der Vf. fand sie immer negativ und zuweilen sehr stark. 10) *Beschreibungen der Wirkungen eines eingeschlagenen Blitzes in der Hauptkirche zu Vevay*, von Hn. *Reynier*. 11) *Beschreibung des Hügels, auf welchem das Städtchen Cossonay liegt*, von Hn. *Reynier*. Beide Abhandlungen enthalten nichts merkwürdiges. 12) *Beobachtungen über das Rothschwänzchen*, von Hn. *Thomas*. Es ziehe im Winter nicht weg, sondern verberge sich in Felsenritzen, und in andern Löchern der Schweizergebirge. 13) *Beschreibung der Larve eines Käfers*, von Hn. *Brez*. 14) *Ueber einen menschlichen Unterkiefer, welcher in den Berghöhlen über Vevay gefunden worden ist*, von Hn. *Levade*. 15) *Ueber die Wespen*, von Hn. *Levade*. Es sey ungegründet, dass sich die Wespen selbst unter einander tödteten; vielmehr stürben sie vor Hunger und Kälte, bey Einbruch des Winters. 16) *Ueber ein sogenanntes Weltauge aus der Solfatara* von Hn. *Hess* in *München*. 17) *Ueber die Bäder zu Leuk in Wallis*, von Hn. *Levade*. Widerholung des Bekannten. 19) *Nachricht von einem Schlafwandler*, von Hn. *Levade*. Ein junger Mensch von 19 Jahren wurde nach einem auf den linken Schlaf erhaltenen Schlag ein Schlafwandler. Man liess ihm wiederholt und sehr stark zur Ader, man legte ihm Blasenpflaster in den Nacken, man gab ihm gelinde und heftige Purgirmittel, und überdies liess man ihn noch Baldrian, Chinarinde und Zinkblumen gebrauchen. Er genas. Aber hier möchte man fragen: welches von diesen Mitteln hat geholfen? 20) *Beobachtungen über einen Schlafwandler*, von den Hn. *Levade*, *Reynier* und *van Berchem*. Ein andrer Schlafwandler, erst 13 Jahr alt, hatte besondere Zufalle. Wurde er aus seinem Schlafe aufgeweckt, so fiel er in Ohnmacht und bekam Zuckungen. Elektricität, sowohl als Berührung mit dem Magnet, machte ihn unruhiger, (wahrscheinlich würde jede Berührung mit einem *kalten* Körper diese Wirkung hervorgebracht haben, obgleich derselbe weder elektrisirt noch magnetisirt gewesen wäre.) 21) *Nachtrag zu der Abhandlung über den Schlafwandler*, von Hn. *van Berchem*. 22) *Ueber die Ursachen der Feuersbrünste, und über die Mittel, dieselben zu verhüten, und das Feuer zu löschen*, von Hn. Abbé *Bertholon*. Feuersbrünste entstehen nicht selten durch Körper, welche sich selbst entzünden. So entzünden sich die mit Oelfarben bemalten Segeltücher von selbst im Magazine. Um die Feuersbrünste zu verhüten, sollte man das Holz, dessen man sich zum Bau der Häuser bedient, mit einer Auflösung von Salz tränken, Balkeine zwischen die Balken und unter die Fussböden sowohl als unter das Getäfel, Eisen legen. Bey dem Löschen solle man Pottasche in dem Wasser auflösen. Noch besser sey es, Erde auf die brennende Stelle zu werfen; denn das Feuer lösche davon weit eher, als von dem Wasser. 23) *Untersuchung des Wassers zu Amphion bey Evian*, von Hn. *Tingry*. Es enthält: fixe Luft, Kalkerde, Selenit, Eisen, Bittererde, Kieselerde, Alaunerde, Salzasche, mineralisches Alkali und Extractivstoff. 24) *Ueber das Beschneiden des Weinstocks*, von Hn. Abbé *Bertholon*. Durch das Beschneiden werde der Weinstock stärker, fruchtbarer und dauerhafter. Doch darf das Beschneiden zu keiner andern Jahrszeit als im Herbste vorgenommen werden, ausgenommen in einem feuchten Erdreiche; denn da ist das Beschneiden im Frühjahr besser. 25) *Ueber die Amalgamation der gold- und silberhaltigen Erze*, von Hn. Prof. *Struve*. Ein Auszug aus der bekannten Schrift des Hn. von Born, mit einigen Anmerkungen. 26) *Ueber den Ursprung und die Entstehung der Schwämme*, von Hn. *Medikus*. Der Vf. hat die sonderbare Idee, dass die Schwämme weder zu dem Thierreiche, noch zu dem Pflanzenreiche gehörten, sondern eine eigene Art von Krystallen wären. Ferner glaubt er, und darinn stimmt Rec. ihm bey, es sey nöthig, wenn man Schwämme beschreibt, die Körper anzugeben, auf denen sie wachsen. 27) *Beschreibung einer neuen Art von Bienenstöcken*, von Hn. *de Gelieu*. Sie sind lang und cylindrisch, und sehn aus wie eine grose Kanone. 28) *Ueber den kalten Winter im J. 1788.* von Hn. *Gruner*. 29 u. 30) *Ueber die Ausdehnung des Quecksilbers und des Weingeistes im Thermometer*, von Hn. *Gruner*. 31) *Ueber das Bleichen des gelben Wachses an der Sonne*, von Hn. *Senebier*. Er bleiche das gelbe Wachs an der Sonne zwischen Glasplatten.

LONDON, b. Hookham: *The Art of Criticism; as exemplified in Dr. Johnson's* Lives of the most eminent English Poets. 1789. 250 S. gr. 8.

Ungeachtet der vielen biographischen Verdienste, welche man den Lebensbeschreibungen, die Dr. *Johnson* seiner Sammlung englischer Dichter beyfügte, und die auch besonders gedruckt, und zum Theil durch Hn. *v. Blankenburg* ins Deutsche übersetzt sind, ohne Ungerechtigkeit nicht absprechen kann, giebt es doch auch unter der Menge von Kritiken, welche sie in England veranlassen, manche sehr treffende und gegründete. Rec. erinnert sich vornemlich in Gentelman's Magazine manche einzelne Erinnerungen und Berichtigungen jener Arbeit gelesen zu haben. Dr. *Johnson* schrieb nicht ganz ohne Einfluss der Leidenschaft und Parteylichkeit; und *Milton's* Leben giebt davon vor andern die auffallendsten Beweise. Auch war seine Kritik nicht allemal billig und richtig genug; und nicht selten widerspricht ihr das Gefühl des unbefangnen Lesers. Er war ohne Zweifel mit einem nicht gewöhnlichen Maasse kritischen Scharfsinns ausgerüstet; aber seinem dichterischen Gefühle fehlte es gewiss an jener Feinheit und Empfänglichkeit, mit welcher andre Kunstrichter seines Landes, und vornemlich *Pope's* geschmackvollster Commentator, Dr. *Warton*, den wahren und vollen Werth poetischer Werke zu würdigen wusten. Nicht selten mischte sich seine, oft verstimmte, Laune in seine Urtheilssprüche, und gab ihnen einen ziemlich grellen Anstrich. Nicht selten verleitete ihn sein Hang, etwas sonderbares und Witziges zu sagen, seine

Digitized by Google

Neigung zu Maximen, Sentenzen und Antitheſen, zur Unbilligkeit und Härte. Selbſt die abſichtsvolle Kunſt und Abründung ſeiner Perioden, die im Ganzen ihr eigenthümliches Verdienſt hat, ward zuweilen ſeiner kritiſchen Gerechtigkeit nachtheilig.

Der ungenannte Vf. des hier anzuzeigenden Buchs ſtellt eine durchgängige Muſterung dieſer Lebensbeſchreibungen an, die man aber nothwendig ſelbſt zur Hand haben muſs, wenn man ſeine Kritiken verſtehen will. Gewöhnlich verweilt er ſich bey einzelnen Stellen, Wendungen und Ausdrücken, ohne ſich auf den ganzen Charakter der Biographie, oder des Dichters, den ſie betrifft, einzulaſſen. Deſto häufiger aber ſind die oft ganz unerwarteten, und wenig zur Sache gehörigen, Abſchweifungen, wozu der Anlaſs nicht ſelten weit herbeygezogen wird. So finden wir z. B. S. 26. eine weitläuftige Invective gegen die Geiſtlichen, von denen der Vf. glaubt, daſs ſie, *a few members excepted, ought to be hooted out of the world for their villainous hypocriſy, and will doubtleſs bring the grey hairs of the church with ſorrow to the grave; wretches, whoſe trade it is to barter inheritances in the other world by auction.* Und dann ein Langes und Breites über *Voltaire* und *Pope*, und ſeltſame Exegeſe über eine moſaiſche Stelle. Dergleichen fremde Auswüchſe giebt es die Menge, die dem Leſer nur Ungeduld erwecken, und ihm wenig Belehrung geben.

Zuweilen möchte auch wohl der Tadel, der ſehr oft gegen das Geſuchte und Erkünſtelte in Dr. J's Schreibart gerichtet iſt, wider unſern Vf. ſelbſt gekehrt werden können. Wenn er S. 68. von der den Gelehrten gewöhnlichen Nachläſſigkeit im Anzuge und äuſsern Anſtande redet, und bemerkt, daſs ein gelehrtes Frauenzimmer weit mehr auf ein hübſches Buch, als auf ein ſchönes Kleid, halte, ſo ſetzt er hinzu: *and a witty male one is fonder of a ſatire than of a razor.* Dergleichen Witzeleyen giebt es mehrere; und ſie fallen in einem Werke um ſo mehr auf, das ausdrücklich zur kritiſchen Prüfung nicht bloſs der Sachen, ſondern auch der Schreibart, beſtimmt iſt.

Manche dieſer Kritiken ſind äuſserſt flach; und viele Lebensbeſchreibungen werden mit vier oder fünf Zeilen abgefertigt, die ziemlich nichtsſagend und unbedeutend ſind. Zuletzt iſt noch ein *Traum* angehängt, der ein Geſpräch zwiſchen Dr. *Johnſon* und Dr. *Warton* enthält, die einander mit unter ziemlich derbe Wahrheiten ſagen. Der letztere wird durch die reizende Beſchreibung, welche ihm jener vom Elyſium macht, dergeſtalt entzückt, daſs er Luſt bekommt, ſich zu erhenken, um den Genuſs dieſer Glückſeligkeit zu anticipiren, und als Volontär in jene glückliche Regionen zu kommen. — Der Charakter Dr. *Johnſon's* S. 193. ff. iſt nichts weniger als vortheilhaft, und ſchlieſst mit folgenden Worten: *But theſe maladies, and his other defects and faults, candour will partially ſet down to his frame of body, ill adapted to a perfect mind, and acknowledge him, with whoſe anecdotes the preſs teemed, to have been no inconſiderable perſon, but a great author; notwithſtanding his Dictionary is imperfect, his Rambler pompous, his Idler inane, his Lives unjuſt, his poetry inconſiderable, his learning common, his ideas vulgar, his Irene a child of mediocrity, his genius and wit moderate, his precepts worldly, his politics narrow, and his religion bigoted.*

ROM: *Philoſophiſche Betrachtungen über Pfaffen, Wunderwerke und Teufel.* 1790. 214 S. 8.

Ein für ſeinen Joſeph eingenommener, wahrſcheinlich öſterreichiſcher Exmönch, kämpft gleich demſelben gegen Pfaffen, Wunderwerke und Teufel, und würde vielleicht intereſſiren, wenn er mehr ſeinem Verſprechen gemäſs, durch philoſophiſche Gründe, als durch Declamation kämpfte, und wenn ſeine im Kloſter gebildete Schreibart uns Ketzern und Laien lesbarer wäre. Plan iſt nicht in der Schrift, ſondern der Vf. giebt's, wie's ihm kommt. Zuerſt eine mit Ausfällen auf Pater Gaſsner und Lord Gordon, desgleichen mit Lobreden auf Voltaire, (der S. 17. ein Erdengott genennet wird.) auf Friedrich d. E., Katharinen, Joſeph II u. a. m., untermiſchte Klage über die Intoleranz, über das häufige Läuten mit den Glocken in den katholiſchen Kirchen und Kloſtern, über den Aberglauben, über die Inquiſiten, (die er mitunter aus Verſehen *Loyaliſten* anſtatt *Lojoliten* nennet.) über die Spanier, welche ſich der Hunde gegen die Amerikaner bedient haben, um letztere zu bekehren oder zu — *befördern*; über den Cölibat, wobey zwey abſcheuliche Anekdoten (S. 62 ff.) von der unmenſchlichen Grauſamkeit der Mönche, davon die Erſte vielleicht des Vf. eigene Geſchichte iſt. — S. 82. hebt ein Geſpräch im Reiche der Todten an, zwiſchen Lojola, und einem ſo eben daſelbſt ankommenden Philoſophen, in welchem Lojola nicht viel Verſtand zeigt. Durch eben dieſes Geſpräch ſpielt ſich der Vf. (S. 96.) auf die Wunderwerke, die er um allen Credit zu bringen befliſſen iſt. Er läſst den Lojola eine Menge Wunder erzählen, welche von Heiligen verrichtet worden ſind, worauf ihm aber der Philoſoph Zug für Zug mit Erzählung eben ſo vieler Wunder aus der heidniſchen Welt antwortet. Der Schluſs dieſes Geſprächs führt den Vf. auf ſeinen dritten Gegenſtand, nemlich den Teufel, und von demſelben ſehr natürlich auf die Verführung im Paradieſe. Hier wird er, gleich als käme er da in ſein Hauptfach, ganz unausſprechlich witzig und launicht bey Erklärung des berüchtigten Sündenfalles und ſeiner Folgen. Nach des Vf. Meynung war der Teufel ein Verführer, der Fleiſch und Blut hatte und zu brauchen wuſste. Er belehrte Jungfer Even (ſo wird ſie hier genennt) über den Baum des Erkenntniſſes, während daſs Adam im Garten ſpatzieren gieng, und fand an ihr eine ſehr gelehrige und willige Schülerin. Mit der Schlangengeſtalt hats gute Wege. Dieſe Erklärungsart iſt nun eben nicht ganz neu: auch Andere haben ſie ſchon vorgetragen; aber ſo ſelbſtgefällig und mit ſo vieler Theilnehmung, als unſer Vf., wohl noch keiner.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. September 1791.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Kritiſche Briefe an Herrn Emanuel Kant über ſeine Kritik der reinen Vernunft.* 1790. 309 S. gr. 8.

Wenn auch nur die Hälfte der groben Widerſprüche, willkührlichen Behauptungen, verworrenen Begriffe, unnützen Spitzfindigkeiten, Trugſchlüſſe, fehlerhaften Cirkel und Eingriffe in die unverlierbarſten Rechte des Sprachgebrauches, die der ungenannte Briefſteller dem Vf. der *Kr. d. r. V.* zur Laſt legt, und die er ſchon in der *Einleitung* und der *tranſcendentalen Aeſthetik*, auf welche ſeine Kritik ſich einſchränkt, gefunden zu haben vermeynt, probehaltig wären: ſo würde es bis itzt noch keine armſeligere Miſsgeburt ausſchweifender Speculation eines mittelmäſsigen Kopfes gegeben haben, als eben dieſe *Kr. d. r. V.*, deren Prüfung eine ſo geraume Zeit her das Hauptgeſchäft des deutſchen philoſophiſchen Geiſtes ausmacht. Allein indem alle die genannten Mängel, keinen einzigen ausgenommen, bloſs in demjenigen Sinne liegen, den dieſer Prüfer, wie ſo mancher andere, dem misverſtandenen Werke unterſchiebt, ſo charakteriſiren ſie nur *den* Geiſt, aus dem ſie hervorgegangen ſind; und ihre Menge und Beſchaffenheit kündigt den Grad von Talenten und die Beſchaffenheit der Vorkenntniſſe an, mit denen er ſich an ein Geſchäft wagte, das ſchon ſo manchem Veteranen mislungen iſt. Rec. kann ſein Urtheil nur durch einige Beyſpiele — aber er wird es durch ſolche, beweiſen, aus denen, weil ſie das Weſentlichſte des verkannten Syſtemes betreffen, ſich mit Zuverläſsigkeit auf den Gehalt der übrigen Einwendungen ſchlieſsen läſst.

In der *Vorrede* hat es der Vf. mit den Vertheidigern der Kritik d. r. V. zu thun, mit denen er ſich in keinen Streit einlaſſen zu wollen erklärt. Sie dürfen ſich dieſs um ſo leichter gefallen laſſen, da er ihnen bey dieſer Gelegenheit Proben genug giebt, daſs er ſie ſo wenig als ihren Lehrer verſtehe. „Raum und Zeit," heiſst es z. B. S. XIV., „ſind nach dieſer Philoſophie bloſs Formen der Anſchauung, haben äuſser ihr keine objective Gültigkeit" (aber doch wohl zuweilen *in* ihr und *durch* ſie) „und wenn man ihnen eine ſolche" (von der Anſchauung unabhängige) „Realität beylegen würde, ſo würden Ungereimtheiten *von der verwerflichſten Art daher* entſtehen. Dieſs behauptet Hr. Kant mit den deutlichſten Worten" (ja! aber auch zugleich das, was der Briefſteller weggelaſſen und Recenſent eingeſchaltet hat, wodurch dieſe Behauptung beſchränkt wird, und ihren wahren Sinn erhält) „und doch ſagt *Hr. Reinhold*: „Wenn man daraus" (d. i. daſs Raum und Zeit, Formen der Anſchauungen ſind, und folglich äuſser den empiriſchen Anſchauungen, durch die ſie allein objective Realität erhalten können, bloſs ſubjective, *im Vorſtellungsvermögen gegründete* Realität haben) „ſchlieſsen wollte, „daſs der Raum und Zeit nichts als *Vorſtellungen oder ſubjective Formen der Anſchauung* wären." — (Durch dieſs *oder* erſcheint unſer Prüfer in ſeiner ganzen Blöſse! Hr. Reinhold verwechſelt ſo wenig die *Vorſtellung* mit der *Form der Anſchauung*, daſs er vielmehr und zwar bei derſelben Gelegenheit, wo ihm der Vf. dieſe Verwechslung unterſchiebt, behauptet: Eben *weil* Raum und Zeit *Formen der Anſchauung* wären, könnte man ſie nicht für *bloſse Vorſtellungen* halten:) „ſo würde man „dadurch in die kantiſche Philoſophie einen fremden „Sinn hineingetragen haben. Will er alſo hiemit R. und „Z. nicht als *Formen ſubjectiver Anſchauung*, wovon hier „die Rede nicht ſeyn kann, eine objective Realität beylegen, oder nicht?" (Allerdings war von R. und Z. als von *ſubjectiven Formen* der Anſchauung — nicht Formen der *ſubjectiven Anſchauung*! — die Rede, als ſie Hr. Reinhold eben in dieſer Eigenſchaft von *bloſsen Vorſtellungen* unterſchied) „Beylegen? nun! ſo widerſpricht er offenbar dem Kantiſchen Syſtem" (Läugnen, daſs R. und Z. keine bloſsen Vorſtellungen ſind, iſt alſo dieſen Manne eben ſo viel als ihnen objective Realität beylegen!!) „und muſs es ſelbſt nicht recht verſtanden haben." (Ey!)

Im *erſten Briefe* findet er die kantiſche Erklärung der *Erkenntniſs à priori*, „daſs ſie nemlich eine von der Erfahrung und den Eindrücken unabhängige Erkenntniſs ſey," viel zu unbeſtimmt. Er will Unabhängigkeit der Erkenntniſs *à priori*, von Erfahrung in Rückſicht auf *den Inhalt*, die er zugiebt, von der Unabhängigkeit in Rückſicht auf den *Urſprung*, die er läugnet, unterſchieden wiſſen. Als ob die Erkenntniſs ihren Inhalt anderswoher als ihren Urſprung ziehen könnte? Die Verworrenheit der hieher gehörigen Grundbegriffe des Vf. enthüllt ſich noch weit auffallender im zweyten Briefe, und zwar in folgender Stelle: „Sie glauben" (muſs ſich Hr Kant hier ſagen laſſen) „die Unentbehr„lichkeit ſolcher reinen Erkenntniſs zur Möglichkeit der „Erfahrung, mithin *à priori* darthun zu können. *Wo„ferne Sie dieſe Ihre Behauptung ſelbſt deutlich gedacht „haben*: ſo *muſs* (?) dieſs wohl Ihr Gedanke ſeyn: „Selbſt Erfahrungen ſind nicht möglich, wenn nicht ei„ne Erkenntniſs *à priori* in der Seele da wäre, und je„ne möglich machte." (Nach den in der Kritik d. r. V. aufgeſtellten *deutlichen Begriffen* heiſst dieſes nichts anders als: Wenn nicht die Formen der Anſchauungen und Begriffe, die zwar als ſolche nur *à priori* erkennbar ſind, aber deren Erkenntniſs in dieſer Eigenſchaft, Erfahrun-

fahrungen vorher gehen müſſen, im Erkenntniſsvermögen vor aller Erfahrung beſtimmt wären. Nach *den verworrenen Begriffen des Briefſtellers* aber bedeutet es gerade das Gegentheil, nemlich: Wenn nicht eine der empiriſchen *vorhergehende* reine Erkenntniſs dieſer Formen die Erfahrung möglich machte). „Wäre denn dieſs" (nemlich die letztere ſinnloſe und Hn. Kant aufgedrungene Bedeutung) „durchaus nothwendig: ſo müſste die reine Erkenntniſs *a priori* vor aller Erfahrung in der Seele da ſeyn." (Freylich! denn dieſe Behauptung wäre dann mit jener völlig identiſch) „Allein dieſes widerſpricht geradezu den von Ihnen behaupteten Satz: der Zeit nach geht keine Erkenntniſs in uns vor der Erfahrung vorher" — (Freylich! Freylich!) „Welches iſt nun von beiden wahr? Doch wohl das letzte; und alſo muſs das erſte" (das iſt der angeblich *deutliche Begriff*, den der Briefſteller dem Vf. der Kritik zu leihen nöthig erachtete) „unwahr ſeyn."

Von den *ſynthetiſchen Urtheilen* (auf deren Begriff bekannter maſsen in der Kritik d. r. V. alles ankömmt) heiſst es unter andern S. 27. „*Synthetiſche Sätze* ſind in *Ihrer Sprache* ſolche, worinn das Prädicat B. ganz auſser dem Begriffe *A.* liegt, *ob es zwar mit demſelben in Verknüpfung ſteht.*" Hier iſt zwar die *Sprache*, aber nicht der *Sinn* der Kritik angegeben. Dieſem zufolge *ſteht* bey dem ſynthetiſchen Urtheile das Prädicat *B. vor* dem Urtheile ſelbſt mit dem Subjecte *A.* in keinerley *Verknüpfung*, ſondern die Verknüpfung zwiſchen beiden *entſteht* erſt mit dem Urtheile und durch daſſelbe; während ſie bey dem analytiſchen Urtheile, wo das Prädicat ſchon *vor* dem Urtheile im Begriffe des Subjectes enthalten war, dem Urtheile in ſo ferne vorhergeht). „Nach dieſer Erklärung ſollte man glauben: *Sie* redeten von Sätzen, in welchen das Prädicat eine *zufällige Beſtimmung* des Subjectes bezeichnet" (Wer ſollte *dieſs* glauben? gewiſs niemand, der geleſen und verſtanden hat: wie Hr. K. die ſynthetiſchen Urtheile *à poſteriori* von denen *à priori* unterſcheidet, jenen *Zufälligkeit*, dieſen aber *Nothwendigkeit* beylegt, und nur auf die letzteren in der letztern Eigenſchaft ſeine ganze Aufgabe einſchränkt?) „Es erhellet aber aus dem Gebrauch, „welchen *Sie* von dieſen Sätzen machen, daſs *Sie* da„durch ſolche verſtehn: worin das Prädicat zwar *ſeinen* „*Grund* im *Weſen des Subjectes* hat, wir aber dieſen nicht „anders als durch Vergleichung mehrerer Begriffe und „nicht ohne Beweiſe in ihm erblicken können" Nur die gänzliche, auf jeder Seite dieſes Buches in die Augen ſpringende, Unfähigkeit des Vf., das Werk, das er beurtheilt, zu verſtehen, macht es begreiflich, wie er *dieſes* in demſelben finden konnte, ohne es *abſichtlich* hineinzutragen. Denn geht nicht die ganze Kritik d. r. V. hauptſächlich mit dem Beweiſe um, daſs man den Grund ſolcher ſynthetiſcher Urtheile, die in die Metaphyſik gehören, keineswegs im *Weſen des Subjects*, durch keine *Vergleichung mehrerer Begriffe*, und durch keinen *möglichen Beweis erblicken* könne?) „*Ihre* ſynthetiſchen „Sätze ſind *alſo* gerade diejenigen, welche in *allen* „*Logiken* längſtens *Lehrſätze*, *Theoremata*, genannt „wurden"!!!

Und nun ein Pröbchen aus der *Kritik der tranſcendentalen Aeſthetik*. „Der Raum (raiſonnirt der Briefſteller S. 121) ſoll nach Ihrer Behauptung nichts anders als „nur die Form aller Erſcheinungen *äuſserer Sinnen* d. i., „die ſubjective Bedingung der Sinnlichkeit ſeyn, unter „welcher allein uns äuſsere Anſchauungen möglich ſind. „Allein was nennen ſie hier Form aller Erſcheinungen „der *äuſsern Sinnen*?" (Schlauigkeit iſt es gewiſs nicht, was hier der Verwechslung der *äuſseren Sinne*, der Organe, oder Modificationen des äuſseren Sinnes mit dem *äuſseren Sinne* ſelbſt zum Grunde liegt. Aber wohl eben dieſelbe Verworrenheit in den Begriffen des Briefſtellers, die ihm, nachdem er in der Kritik geleſen hat: *Erſcheinung* iſt der Gegenſtand der empiriſchen Anſchauung;" gleichwohl nicht bemerken lieſs, daſs ein Gegenſtand nur *durch* empiriſche Anſchauung zur Erſcheinung werden könne, und folglich *in ſo ferne* die Form der Anſchauung *auch* die Form der Erſcheinung ſeyn müſſe) „Iſt hier von der Form der Erſcheinungen *oder* von „der Form der *äuſsern Sinne* die Rede?" (Von *beiden*! nemlich von der Form der Vorſtellung des äuſsern Sinnes, oder der äuſsern Anſchauung, die *als ſolche* zugleich Form der Erſcheinung iſt). „Denken ſie ſich die „Erſcheinungen und die Form derſelbon: ſo ſind die „Erſcheinungen entweder die äuſsern Dinge *ſelbſt*" (Dinge an ſich!!!) „oder die Vorſtellungen, welche wir von ihnen haben." (Erſcheinungen ſind weder *bloſse Vorſtellungen*, noch *Dinge an ſich*, ſondern *vorgeſtellte Dinge*, das heiſst Objecte, worauf Vorſtellungen bezogen ſind. Und nun fällt die Ungereimtheit des folgenden von ſelbſt in die Augen): „Sind ſie das Erſte: (Dinge an ſich) „ſo haben ſie, wenn ſie zuſammengeſetzt ſind" (Es giebt alſo auch *einfache* Objecte des äuſsern Sinnes) „eine Form, welche dem Raum *objective Gültigkeit* er„theilt. Sollen Erſcheinungen aber Vorſtellungen von „dieſen Gegenſtänden ſeyn: ſo muſs Raum in den Vor„ſtellungen ausgedruckt liegen," (Rec. geſteht, daſs er hiebey gar nichts zu denken vermag) „wenn ſie anders „Anſchauungen von dieſen Gegenſtänden ſeyn ſollen. — „Denken *ſie* ſich aber Raum als die Form der *äuſsern* „*Sinne*" (der äuſseren Anſchauung); „ſo würde es eben ſo viel heiſsen als unſere *äuſseren Sinne* haben keine andere Receptivität als zu Vorſtellungen *vom* Raume. Hier wäre nun ein Satz, welchem die Erfahrung widerſpricht." Freylich! Freylich!

Ein Beyſpiel von der Manier des Vortrags: (S. 56.) „Sie ſind auch ſehr hart in ihren Foderungen. Unſere „Philoſophen ſollen alle ihre bisher gemachten Verſuche, „eine Metaphyſiſik zu Stand zu bringen, als ungeſche„hen anſehen, weil ſie dieſe durch einen bloſsen dog„matiſchen Gebrauch der Vernunft ohne Kritik ausgear„beitet haben. Dieſs letzte werden ſie läugnen, und „zum erſten ſich nicht verſtehen wollen:" (Beides iſt von mehreren Anhängern älterer Syſteme wirklich geſchehen, und der Vf. hätte ſich unter andern nur auf die von Hn. Eberhard neu entdeckte *Leibnitziſche Kritik der Vernunft* berufen dürfen; aber was beweiſet dieſes gegen Hn. Kant?) „Haben dieſe in ihren Metaphyſiken „bloſs analytiſche Begriffe entwickelt? keine ſynthetiſchen *vorgetragen*? nicht gezeigt, wie ſie zu dieſen Be-

„griffen *à priori* gelangt sind? Haben Sie nicht analyti„sche Sätze *regelmäßig gebraucht, um* synthetische Sätze, „*Theoremen*, aus *ihnen* richtig herzuleiten und zu be„weisen? Das wohl — werden Sie antworten" (Nein *so* wird Hr. K. nicht antworten!) „Allein sie verstanden „es nicht, ihre Erkenntniss *à priori* zu erweitern, d. h. in *Ih„rer* (in Hrn. Ks.) Sprache. Sie (die Philosophen Quaestio„nis) wusten nicht Begriffe, nicht Sätze zu *bilden*, welche „nicht blofs ihrem Inhalt, sondern auch ihrem Ursprung „nach von aller Erfahrung unabhängig sind. — (Wie trefflich der Mann die kantische Sprache versteht) „Wis„sen denn *Sie* diese zu bilden? Bisher hat ihnen noch „kein Versuch glücken wollen. Und warum ist denn „dieſs nothwendig, wenn eine gründliche Metaphysik „geschrieben werden soll?" (Die ganze Kritik ist ja eben die Antwort auf diese naive Frage) „Diese Noth„wendigkeit ist noch nirgend von Ihnen bewiesen wor„den. —— Der Erfolg zeigt, dafs sie durch ihre Theo„rie von synthetischen Urtheilen *à priori* endlich zu der „*Erkenntniss gekommen zu seyn glauben, es einzusehen*, „dafs — — *der Skepticismus das einzig wahre System un„serer reinen Vernunft sey!!!*

Leipzig, b. Barth: *Neues philosophisches Magazin. Erläuterungen und Anmerkungen des kantischen Systemes bestimmt. Herausgegeben von J. H. Abicht und E. G. Born.* II B. 1. 2 St. 1790. 3tes St. 1791. 396 S. 8.

Dieſes Magazin wird immer reichhaltiger an nützlichen Beytragen zur Aufklärung der bisherigen Mishelligkeiten in der philosophischen Welt. Die Herausgeber haben ihren Zweck nirgends aus den Augen verlohren, und auch der polemische Theil ist so beschaffen, dafs er die Wahrheitsliebe der Vf. sehr deutlich verräth. Zuerst machen wir auf zwey Aufsätze aufmerksam, wovon sich der eine im 1ten und der andere im 3ten St. findet und welche, nach Stil und Einflufs zu urtheilen, wahrscheinlich einen Vf. haben. Der eine ist ein *Versuch, eine Stelle aus dem Timäus des Plato durch die Theorie des Vorstellungsvermögens zu erklären.* Es betrifft diese Abhandlung die bekannte schwierige Stelle von der Entstehungsart der Seelen, und es offenbart sich darinne durchgängig eine sehr gute Bekanntschaft mit den Schriften des Plato. Ob aber gegenwärtiger Versuch die Dunkelheit heben und den wahren Sinn des griechischen Weltweisen mehr ans Licht bringen werde, daran ist sehr zu zweifeln. Denn der Gesichtspunkt, aus welchen man die Theorien der Alten überhaupt ansehen mufs, ist hier gänzlich verrückt, indem der Vf. des Aufsatzes die Erklärung des Plato in eine *psychologische* Zergliederung verwandeln will, da doch alle Erklärungen dieſer Art bey den alten physisch, oder wenn man lieber will, *metaphysisch* sind, und Plato ist hiervon nicht ausgenommen. Das Gegebene soll aus dem nicht gegebenen erklärt werden. Es kömmt ihnen daher nicht auf eine Zergliederung und Auffindung der Merkmale an, welche die logische Möglichkeit oder Denkbarkeit des Gegebenen ausmachen; sondern sie suchen den ganzen Realgrund dessen, was gegeben ist, zu bestimmen. Dafs sie hierbey das nicht gegebene durch Prädicate bestimmten, die dennoch aus dem Gegebenen genommen waren, ist freylich ein Schicksal, dem der phantasiereichste Denker aus sehr begreiflichen Gründen nicht entgehen konnte; und daher kann es denn freylich auch dem Vf. nicht fehlen, in dem, was Plato als die Ursache der Seele vorstellt, Prädicate zu finden, welche aus dem Vorstellungsvermögen entlehnt sind; insbesondere da Plato, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, den bisherigen Weg verliefs, und die Bestimmungen der Ursache der Seelen, nicht wie seine Vorgänger gethan hatten, aus der Körperwelt entlehnen mochte, wo ihm dann kein anderer Weg übrig blieb, als in das Reich der Vorstellungen überzugehen, welche hypostasirt doch auch eine Art von Wesen ausmachen, die der dichterische Philosoph für sich konnte wirken lassen, und die er nicht für ungeschickt hielt, Producte von einer so erhabenen Art zu erzeugen. So dunkel nun übrigens die Stelle auch seyn mag, so scheint doch so viel ganz deutlich daraus zu erhellen, dafs der Ursprung der Seelen aus einem Etwas, das von der Seele selbst ganz verschieden ist, begreiflich gemacht werden soll, und dafs unter diesen Etwas keine Prädicate der Seele selbst gemeynt seyn können. Das Neue und Unterscheidende, welches Plato in seiner Vorstellungsart hat, scheint darinne zu bestehen, dafs er teleologisch zu Werke gieng. Um deswillen mufste er die Seelen von dem Körper entstehen lassen, und um deswillen konnte er auch die Prädicate derjenigen Substanzen, wodurch er die Seelen entstehen liefs, nach einer andern Analogie bestimmen, als die Physiker gethan hatten. Man hat bey keinem alten Schriftsteller mehr Ursache, auf seiner Hut zu seyn, dafs man nicht seine eignen Ideen durch Interpretation hineintrage, als bey dem Plato.

Der andere von den beiden Aufsätzen, deren wir eben erwähnten, hat die Aufschrift: *Ueber die älteste Revolution in der Philosophie mit Hinsicht auf die neueste von* *** Er verräth eine vertraute Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern, besonders dem Plato und einen tiefen Blick in den Geist der Philosophie. Man kann leicht denken, dafs die Revolution gemeynt ist, welche Sokrates bewirkte. Die ganze Abhandlung beweist in einem deutlichen Beyspiele, wie sehr auch die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie durch den Geist, welchen Kant erweckt hat, gewinnen werde.

Hr. Prof. *Abicht* fährt fort, seine in dem ersten Bande abgebrochene Theorie des Gefühlsvermögens auszuführen, welche unstreitig Aufmerksamkeit verdient, ob man gleich bis jetzt noch diejenige Klarheit, welche allein die Wahrheit empfehlen und recht verständlich machen kann, vermifst. Es ist ein gewisses Dunkel, welches alle eigenthümliche Behauptungen des Hn. A. überzieht, und das, wenn wir nicht irren, von der Künsteley herrührt, mit welcher er auf eine fast mystische Art alles auf das Selbst bezieht und alles durch dasselbe bewirken läfst.

Hr. Prof. *Born* ermüdet nicht in seiner beschwerlichen Arbeit, die Nichtigkeit der Einwürfe zu zeigen, welche von den Gegnern und insonderheit Hn. Eberhard gemacht worden sind. Es findet sich in dem ersten Stücke eine Abhandlung über den Unterschied des

logiſchen und realen Weſens, und im dritten eine andere über den materialen Unterſchied der Verſtandesurtheile, woraus Hr. Eberhard manche Belehrungen hätte ziehen, und ſich viele auf ſeine vorigen Behauptungen gebauete Einwendungen hätte erſparen können, wenn es nicht einmal der Vorſatz dieſer Herren wäre, alles, was ſich in dem Kantiſchen Schriften Gutes findet, für bloſs aufgewärmtes Alte, und das, was in ihren Kram gar nicht paſſen will, für ungereimte Neuigkeiten zu erklären. Auſser dieſen Aufſätzen des Hn. B., über deren Ton ſich Hr. E. nicht zu beſchweren Urſache hat, findet ſich noch eine Abhandlung über die Analogie der Logik und Aeſthetik von ihm, die bloſs ein Auszug deſſen iſt, was Kant in ſeiner Kritik über dieſe beiden Wiſſenſchaften geſagt hat, und wobey der Vf. an ſeinem Herrn Mitherausgeber wohl den erſten Gegner finden dürfte. Endlich hat derſelbe Vf. die Kritiſchen Briefe an Imanuel Kant, welche in Göttingen erſchienen ſind, recenſirt. Er hat dieſen Stall des Augias mit bewundernswürdiger Geduld gereinigt, und bey einer ſolchen Arbeit iſt es ihm wohl nicht zu verdenken, wenn ſein Ton zuweilen ins härtere fiel.

Frankfurt a. Mayn, b. Jäger: *Joh. Michael Hoffmanns*, der Arzn. D., Hochgräfl. Solms Rödelheimiſchen Hofraths u. Leibarztes, *Abhandlung von den guten und böſen Wirkungen aller angenehmen und unangenehmen Leidenſchaften der Menſchen auf ihre Zufriedenheit und Geſundheit.* Erſtes Heft. 1788. 120 S. Zweytes Heft. 1789. 104 S. 8.

„Hr. Buchhändler *Jäger* hat ſich entſchloſſen, Hn. Hofr. Hoffmanns *gemeinnütziges Wochenblatt* in Commiſſion zu nehmen, und um den Abſatz zu erleichten, jede Abhandlung beſonders heftweiſe zu verkaufen. Das ganze Werk von den Leidenſchaften wird vermuthlich nicht mehr als 4 Hefte, jeder zu 30 Kr. ausmachen, und beym letzten ſoll ein weitläuftiges und genaues Regiſter folgen, zum Gebrauche deſſelben deſto nützlicher, um in jeden auch ſchnell ſich ereignenden Falle, den beſten Nutzen zur Beförderung der Geſundheit, und der Zufriedenheit daraus zu ſchöpfen und den oft unheilbaren Schaden, den beſonders unangenehme Leidenſchaften ſonſt plötzlich ſtiften können, durch die wirkſamſten Mittel auf der Stelle zu verhüten.“ — So weit der Vf. — Rec. will ganz und gar nicht in Abrede ſeyn, daſs dieſe periodiſche Schrift viel Wahres und Gemeinnütziges enthalte. Es iſt aber eben nicht jedermanns Sache, den geſchwätzigen, polemiſirenden, witzelnden und frömmelnden Ton lange auszuhalten, der dem Vf. eigen zu ſeyn ſcheint, und mehrere möchten alſo mit Rec. das Gute, was in dieſen Aufſätzen ſteht, lieber aus *Weikard*, *Zimmermann*, *Tiſſot*, *Scheidemantel* und andern Quellen und Hülfsbüchern des Vf. lernen wollen, um durch wörtliche Declamationen, und durch perſönliche Anſpielungen und Ausfälle u. dgl. weniger unterbrochen, ihren Zweck ſchneller und ſicherer zu erreichen. An Gewinn für die Wiſſenſchaften ſelbſt iſt ohnehin nicht zu denken.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Schneider: *Herrnhuth und Spangenberg*, aus meinem Geſichtspunkte betrachtet. Zwey Briefe. 1791. 32 S. 8. Vermuthlich von einem Zittauiſchen Primaner, der noch nicht rein deutſch ſchreiben, und ſich doch ſchon im Schönſchreiben, im Schildern und Raiſonniren üben will. Welche Conſtruction z. B. S. 9.: „*Engländer, Holländer, — Deutſche, beynahe aus allen Provinzen, liegen hier* (auf dem Gottesacker) *unter einander und erwarten den groſsen und frohen Tag des gemeinſchaftlichen Wiederaufſtehens, den Tag, wo Nationalvorliebe auf immer vergeſſend, auch dieſe zeitliche und irdiſche ſtille Ruhe nur ſchwacher Vorſchmack der feſten und ewigwährenden Einigkeit vollendeter Gerechten ſeyn und bleiben wird, in dieſem anmuthigen durch Natur, Kunſt und Moral in aller Vollkommenheit ſo genau mit einander vereinigten, ja, beynahe erdenhimmliſchen, Gefilde!*“ Oder S. 31.: „*Wenn nun dieſer, noch über die äuſſerſte Grenzlinie Moſis hinausgeſchrittene, dieſer 88jährige, folglich dem groſsen, wichtigen und letzten Ziele der Ewigkeit ſo nahe gekommene Greis mit heiterm Bewuſstſeyn einer möglichſt vollkommenſten Pflichterfüllung ſein grauet, mit ſilberfärbenen Haar geziertes Haupt neigend, ſeine dem Kirchenſtaate ſo viel geleiſteten Hände ſinken laſſend* u. ſ. w. Doch die Sachen, die der Vf. von ſeiner vermuthlich unerwartet gütigen Aufnahme in Herrnhuth zu berichten weiſs, ſind noch ungleich ſchülermäſsiger, als ſeine Schreibart. Alles iſt ihm neu, fremd, groſs und rührend, was er da geſehn hat, und das beliebt ihm, auf dem Titel, *ſeinen Geſichtspunkt* zu nennen. Es iſt der Geſichtspunkt, aus welchem, dem gemeinen Sprüchwort nach, ein gewiſſes Geſchlecht von Lebendigen das neue Thor betrachtet. Indeſſen ſo andächtig er thut, ſo kann er ſich doch auch der einem modeſten Primaner nicht wohl ſtehenden Anmerkung nicht erwehren, daſs *die Herrnhutiſchen Grazien, dieſe lieben Loſen, zwar die ihnen von der Natur geſchenkten Vorzüge auf eine recht kunſtvolle Art der irdiſchen und ſchnöden Eitelkeit zu entziehen wiſſen, daſs aber dieſer ihr kleiner, doch lobenswürdiger Neid ſich nicht auch bis auf die ſchönen und kaulichten Arme erſtreckt, welche ſie uns, faſt bis zum Ellenbogen ſehen zu laſſen, das Glücke gönnen.*“ — Was mag er da für einen Geſichtspunkt genommen haben!

Leipzig, b. Köhler: *Etwas über die jetzige innere Verfaſſung der Herrnhuter.* Zweyte umgearbeitete und ſtark vermehrte Aufl. 1790. 159 S. 8. Weniges, oder gar nichts findet man hier, was nicht ſchon in andern Schriften über dieſen Gegenſtand von Gr. Lynar, Biſch. Spangenberg, Lorez geſagt wäre. Der Vf. iſt kein Mitglied der Brüdergemeine, doch mit ihren gottesdienſtlichen Einrichtungen, geſellſchaftlichen Anſtalten, Regierung u. ſ. w. genau bekannt, aber eben ſo wenig ungerecht und lieblos in der Beurtheilung ihrer Eigenthümlichkeiten, als parteyiſch für ſie eingenommen. Nur in Reflexionen über theologiſche Sätze hätte er ſich nicht einlaſſen ſollen. Wie weit dieſe zweyte Aufl. der erſten vorzuziehen ſey, können wir nicht beurtheilen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. September 1791.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN: *Ueber den Feldzug der preußischen Armee in Böhmen im Jahr 1778* unter eigener Anführung Seiner Majestät des Königs, nebst einigen Bemerkungen über das Praktische der Kriegskunst. Von *F. W. C. Graf von Schmettau*, Königl. Preußischen Oberst und Quartiermeister etc. 1789. 349 S. in 4. mit einer grosen Karte, welche aus vier Blättern bestehet.

Dieser Titel drückt nicht bestimmt genug den Inhalt des Werks aus; es enthält eine Erzählung des Feldzugs v. 1778, Bemerkungen über die Anordnungen und über das Betragen des Königs in demselben, und einen Vorschlag, wie man eine Armee zweckmäßig zu dem Kriege bilden könne. Der Hr. Vf. hat von diesem für die Geschichte des grosen Königs und des Kriegs von 1778, wichtigen Werke, auch zugleich eine Ausgabe in französischer Sprache veranstaltet. Beiden ist eine Karte von dem Theil von Böhmen, in dem die preußische Armee sich befunden, beygefügt, welche zwar aus dem Müllerschen Atlas genommen, aber hier verbessert und weiter ausgeführt ist. Die Begebenheiten des beschriebnen Feldzugs sind meisterhaft entwickelt, und durch die Karte ungemein gut erläutert. Die eingestreueten Anekdoten sind äuserst interessant, und sonst nicht gedruckt, und die Bemerkungen über die Führung dieses Kriegs geben, wenn sie auch nicht immer, wie wir in der Folge zu erweisen glauben, richtig sind, doch Anlaß zu Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände der Kriegskunst.

Der Hr. Vf. widerspricht der gemeinen Meynung von diesem Kriege, welche dahin gehet, daß beide Theile keine Neigung zu demselben gehabt. Daß er ohne entscheidende Unternehmung geführt sey, komme daher, „daß der König an Geistes- und Körperkräften der drückenden Bürde des Alters und der Krankheit unterlegen, und daß das Andenken seines Ruhms und seiner Thaten die feindlichen Heerführer zu vorsichtig gemacht." Rec. hat sich durch ein aufmerksames Durchlesen dieses Werks doch nicht ganz von dieser Behauptung des Hn. Vf. überzeugen können. Andere Ursachen scheinen auch hier Einfluß gehabt zu haben. Daß der König wirklich nicht zum Kriege geneigt war, läßt sich ohnehin schon vermuthen. Niemand wagte mehr in demselben als er. — Er wagte, was andere wagten, und noch dazu seinen durch drey Kriege mit der größten Anstrengung und Aufopferung erworbenen Ruhm, den er, wie man weiß, über alles achtete. Daß er Hoffnung hatte, den Krieg ohne mißliche Unternehmungen zu enden, beweisen die Unterhandlungen, welche noch während des Feldzugs fortdauerten, und die Gesinnungen der Kaiserin. Nimmt man auch an, der König hätte in dieser Rücksicht nicht gezaudert, so würde er doch bey seinen Operationen nicht gern Etwas gewagt haben, wenn er nicht mit grosser Wahrscheinlichkeit den guten Erfolg vorausgesehen. Denn daß er am Ende seiner Tage durch eine mißliche Unternehmung seinen Ruhm hätte aufs Spiel setzen wollen, so lange noch ein anderer Weg möglich blieb, läßt sich nicht denken. Man kann daher mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten, *daß der König auch bey völligen Geistskraften, den Krieg ohne eine entscheidende Schlacht, zu enden suchte, und daß er wenigstens in keine entscheidende Unternehmung sich einlassen wollte, so lange sich nicht eine vortheilhafte Gelegenheit zu derselben darbot.* Litte die Behauptung des Hn. Vf., daß der König durch einen Uebergang über die Elbe bey Hohen-Elb die österreichische Armee hätte trennen, und zum Rückzuge bringen können, auch keinen Widerspruch, welches wir dahin gestellt seyn lassen: so bliebe doch noch die Frage, ob der König aus Schwächlichkeit und aus Mangel an Plan diese Unternehmung unterließ; oder ob es, um jeden entscheidenden Streich zu vermeiden, geschah? oder ob auch nach den Nachrichten, die er von der Stellung des Feindes hatte, diese Unternehmung möglich war? Denn was der Hr. Vf. jetzt weiß, wußte der König vielleicht damals nicht. Die Unzufriedenheit und die Härte gegen die Officiere, welche der König, wie uns der Hr. Vf. erzählt, in diesem Kriege zeigte, lassen sich einigermaßen aus der dem Alter gewöhnlichen Unzufriedenheit und Grämlichkeit, und aus dem Widerwillen, mit dem er den Krieg führte, erklären. Der stärkste Beweis von der Schwäche des Königs scheinen Rec. die Stellen zu seyn, wo der König einigemal Mangel am Gedächtniß zeigte; doch folgt daraus noch kein gänzlicher Mangel an Beurtheilungskraft. Von den grosen Fehlern, die der König in den genommenen Positionen gemacht, und von der gefährlichen Lage, in die er seine Armee versetzt habe, hat sich Rec. nicht überzeugen können. So läßt sich z. B. aus der Beschreibung und der Karte, so schön sie auch ist, nicht einsehen, wie ein dem von Hochkirchen ähnlicher Ueberfall bey Welsdorf möglich gewesen wäre. Denn nur bey einem lichten mit Colonnen ohne Schwierigkeit zu passirenden Walde, wäre auf dem rechten Flügel der erwähnte Ueberfall möglich gewesen; und licht ist der Wald doch nicht, es scheinen hier schwer zu passirende Berge und Defiléen zu seyn. Ueberdem setzte der Ueberfall noch voraus, daß man die Vorposten nicht weit genug ausgesetzt, und die Gegend nicht gehörig patrouillirt habe. Und daß dies der Fall gewesen, sagt der Hr. Vf. uns nicht. Wäre aber auch dies

dies: so wäre doch zu entscheiden, ob man den Feind in den Defilées und Gehölze nicht so lange aufhalten konnte, bis die Armee von Nachod herbey kommen, und ihn in die Flanke nehmen konnte? dazu wurden doch nur drey Stunden erfodert. Eine feindliche Batterie auf dem Berge bey Kladern und Belitz würde nicht von der Wirkung gewesen seyn, welche sich der Hr. Vf. davon verspricht. Diese Berge sind von dem rechten Flügel der preussischen Armee über 2000 Schritt entfernt, und auf eine solche Weite, zumal in unebenem Terrain, ist die Wirkung der Artillerie für nichts zu rechnen. Und gesetzt, man hätte auch zu Zeiten eine Kugel nach den Flügelbataillonen gebracht, das 3te hatte man schon nicht erreichen können. — Es scheint uns, als wenn der König, um jede Thätigkeit zu vermeiden, sich auf ein gewisses Terrain eingeschränkt habe. Wir gestehen gerne, dass unter andern Umständen diese Maasregeln von nachtheiligen Folgen fürs Ganze hatten seyn können, und dass sie seinen tapfern Officieren, die Gelegenheit suchten, sich auszuzeichnen, Fesseln anlegten, die ihnen unerträglich wurden.

Aus dem, was bisher gesagt, wird man sehen, dass wir uns nicht ganz von der Behauptung des Hn. Vf. überzeugen können, dass der König 1778 unfähig gewesen sey, eine Armee zu commandiren; wir wollen aber hierdurch nicht sagen, dass die Bemerkungen des Hn. Vf. ganz und gar ohne Grund wären; nur scheint es uns, dass er sich zu Zeiten geirrt, und mehrmalen die Sache in ein zu nachtheiliges Licht gesetzt habe. Die Bemerkungen, die man über einen andern macht, hängen immer mit viel von dem Verhältniss ab, in dem man mit ihm stehet, ohne dass man es selbst weiss. Dazu kömmt noch, dass eine jede Sache aus mehrern Gesichtspuncten betrachtet werden kann, und dass sie in dem einen ein ganz andres Ansehen, als in dem andern, hat; wiewohl sie immer dieselbe bleibt. Zu nahe thut der Hr. Vf. auch darinn dem grossen König, dass er behauptet, dieser habe von jeher viel dem ausserordentlichen Glück zu verdanken. Da müsste man doch erst abrechnen, was er durch ausserordentliches Unglück gelitten. Der bloss zufällige Verlust der Schlacht bey Collin, die Aufhebung des Finkschen Corps bey Maxen, der zufällige Verlust der schon halb gewonnenen Bataille bey Kunnersdorf, und viele andere Vorfälle gehören doch ohne Zweifel hieher. Ueberhaupt kann man das nicht Glück nennen, was hier der Hr. Vf. Glück nennt. Dass z. B. der Herzog von Lothringen dem Könige vor der Schlacht bey Leuthen entgegen kam, und seine vortheilhafte Stellung verliess, war noch kein Glück; denn der König konnte mit seiner 35,000 Mann starken Armee, von der dreymal so starken österreichischen auch auf den Feldern von Lissa geschlagen werden. Nur die vorzügliche Anordnung zu dieser Schlacht, die geschickte Art, mit der der König den Flügelangriff ausführte, die Tapferkeit der Truppen, die Geschicklichkeit, mit der die Befehlshaber jeden günstigen Umstand benutzten, dies entschied die Schlacht. Ein anderer Heerführer und eine andere, als die durch Friedrich gebildete, Armee, würde diesen Sieg nicht erfochten haben. Und wahrscheinlich hatte diese kleine, aber aus dem Kern der preussischen Truppen bestehende, Armee, auch die österreichische hinter dem Schweinitzer Wasser geschlagen. Die Geschichte zeigt, wie wenig solche Hindernisse des Terrains, als diese, grosse Männer und eine tapfere und geschickte Armee aufhalten. Wenn es für den König ein Glück war, dass die Russen die österreichische Armee verliessen: so wurde dies von dem Unglück aufgehoben, dass sie wieder von der seinigen abgiengen, als er ihrer am meisten benöthigt war.

Bey den grossen Vorzügen, welche der König vor andern Menschen hatte, war er doch auch nicht von manchen menschlichen Schwachheiten frey. Der Hr. Vf. verschweigt dieselben nicht, ohne der Achtung, die jeder seinen grossen Eigenschaften schuldig ist, zu nahe zu treten. In Rücksicht der Geschichte des Königs also verdient das Werk des Hn. Vf. besondere Aufmerksamkeit; zumal da die meisten andern Schriftsteller desselben einen so lobrednerischen Ton angenommen, dass es ihnen unmöglich wird, da, wo der König auch anerkannte Fehler hat, die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte darzustellen. Man hat dies insbesondere bey der Behandlung des Vn. v. Warnery gesehen, dessen Feldzüge gewiss noch gelesen werden, wenn von andern durch Buchhändler- und Schriftstellerverbindungen jetzt sehr ausgebreiteten Werken, kaum der Titel mehr wird aufbewahrt werden.

Beyläufig kömmt der Hr. Vf. S. 247. auf die Bildung der Officiere. Er behauptet: dass dieselbe sehr unvollkommen sey, dass ein General, wenn er auch 30 Jahre auf die gewöhnliche Art exerciert und manövrirt habe, sich doch nicht ohne andre Mittel in den verschiedenen Lagen, welche der Krieg darbietet, gehörig zu benehmen wisse; dass er wohl gute Materialien gesammelt, aber nicht Gebrauch davon machen könne. Um dem Officier eine vollkommnere Bildung zu geben, werde erfodert, dass man in Friedenszeiten Läger formire, und ohne bestimmte Disposition 2 Corps gegen einander manövriren lasse. Wir geben gern zu, dass des Hn. Vf. Vorschlag immer seinen Nutzen haben mag, behaupten aber doch, dass ohne Lectüre oder Studium auf keine Art in Friedenszeiten der Officier sich die im Kriege nöthige Kenntnisse erwerben könne. Wie will er einen richtigen Begriff von der Anordnung der Winterquartire erlangen? Sie zur Uebung anordnen, würde ungeheure Kosten erfodern, und dennoch würde jeder, der die *Geschichte des Baierischen Erbfolgekriegs im Jahr 1778* und den vierten Theil von *Tempelhofs Geschichte des 7jährigen Krieges* mit Hülfe der Wilandschen und Petrischen Karten studirte, mehr lernen, als wenn er sie in Natura sähe. Wie wird er sich ohne Lectüre von der Anlegung der Verschanzung einer Armee, von dem Angriff und der Vertheidigung eines verschanzten Lagers und einer Festung durch den vorgeschlagenen Unterricht richtige Begriffe machen können? Auch den Postenkrieg, die Führung der Patrouillen und Detaschements kann man sehr wohl durch die Lectüre lernen. Rec. kennt 2 Officiere, welche im 7jährigen Kriege sich durch den kleinen Krieg, ohne vorherige Erfahrung grossen Ruhm erwarben. Lectüre oder Studium muss dem vorgeschlagnen Mittel

zur Seite gehen, ohne dies wird es nur eine sehr unvollkommne Bildung verstatten.

COPENHAGEN u. LEIPZIG, b Faber u. Nitschke: *In Erfahrung gegründete Gedanken vom Gebrauch der Mannschaften, die jungen Officiers anvertraut werden beym Angriff und Vertheidigung kleiner Posten*, von dem Hn *Fosse*, Officier in des Königs Regiment zu Fuss. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von *J. H. Krebs*, Professor und Capitaine im K. Dänischen Art. Corps. 1790. 183 S. in 4. und 11 grosse Plane.

Der Titel dieses Werks ist etwas undeutlich: *Dispositionen der Vertheidigung und des Angriffs kleiner Infanterieposten*, wäre schicklicher gewesen. Der erste Theil handelt von der Vertheidigung der Posten, und der 2te von dem Angriff derselben. Jenem sind einige Notizen von dem Bau der Feldschanzen vorgesetzt. Dies war nöthig, denn der Hr. Vf. verschanzet jeden Posten; doch ist dieser Unterricht nicht sonderlich ausgefallen. Wer sonst nichts von der Verschanzungskunst weiss, wird hiemit nicht weit kommen; wer aber Struensees oder ein anders neueres deutsches Werk über die Verschanzungskunst gelesen hat, dem werden diese Notizen zu nichts nützen. Wer weiss z. B. nicht, dass Wolfsgruben Löcher sind, und dass mehrere Reihen Wolfsgruben den Feind mehr aufhalten, als eine? Aber wie gross und tief diese Wolfsgruben seyn müssen; in welchen Fällen sie den Vorzug vor Verhacken und andern Hindernissen, die man dem Feind in Weg legt, haben; wie weit sie vor dem Graben liegen müssen etc.; das weiss nicht jeder, und das hätte hier nicht übergangen werden müssen. Der Unterricht in der Anordnung der kleinen Infanterieposten ist durch Beyspiele gegeben. Diese Art des Unterrichts hat etwas vorzügliches; aber, wenn nicht allgemeine Regeln vorher gehen: so wird er äusserst weitläuftig, und bleibt doch immer unvollständig. Das ist hier der Fall. Vergeblich wird man in diesen Beyspielen Unterricht suchen, wie sich der junge Officier in der Nacht zu verhalten hat, in einem Posten, in dem er umgangen werden kann; wie er sich durch Veränderung des Standorts in solchen Fällen gegen einen Ueberfall deckt; wie er da seine detaschirten Posten und Schildwachen unterweisen muss, dass sie sich nicht beym Angriff auf ihn geradezu zurückziehen müssen, und eine Menge andere hier unentbehrliche Beobachtungen. Von den Patrouillen ist gar nichts befriedigendes beygebracht. Wenigstens hätte der junge Officier doch wissen müssen, dass zwischen der Ablösung die Patrouillen von ein Paar Mann in der Kette der Schildwache gehen, um sie zu visitiren, und dass nach der Ablösung wenigstens gleich eine Patrouille von der Kette der Schildwachen gehen muss, um den Feind zu entdecken, der sich in der Nacht herumgeschlichen, um beym Ablösen den Standort der Schildwachen zu erfahren. Solche und hundert andere allgemeine Grundsätze, die jeder wissen muss, der in diesem Fache Unterricht ertheilen will, fehlen hier ganzlich. Die französische Nation ist in dieser Art des Krieges weit hinter uns, und es hat uns um so mehr gewundert, dass Hr. Krebs nicht die nöthigen Berichtigungen hinzusetzte, da man über diesen Punct doch wenigstens hie und da guten Unterricht hat. Wir konnten dies mit Recht von einem Lehrer der Kriegskunst, der doch mit den bessern Quellen bekannt seyn musste, fodern. Wir bedauern um so mehr, dass es nicht geschehen, da dies Buch so allgemein in der dänischen Armee verbreitet, und mit vortreflichen Planen begleitet ist. Ueber die Voraussetzung bey den Beyspielen ist manches zu erinnern. Alle Posten stehen in einem eingebildeten Terrain, das so geformt ist, dass man hübsch rechts und links einige detaschirte Posten setzen, und dass man nicht umgangen werden kann. Sie sind in Verhältniss des zu deckenden Terrains stärker, als sie gewöhnlich gegeben werden, und alle verschanzt. Wir wollen übrigens nicht sagen, dass nicht einiger Unterricht für den jungen Officier in diesem Buche enthalten wäre; aber sehr nutzbar wird dieser Unterricht nicht ohne besondere Leitung seyn. Wenn die Franzosen nicht aus dem 7jährigen Kriege wüssten, wie weit wir ihnen in dem Postenkriege überlegen wären, so hatten sie Ursach, stolz darauf zu seyn, dass wir ihre schlechtesten Bücher über diesen Gegenstand übersetzen, und mit einer typographischen Schönheit herausgeben, die unsern vortreflichen Originalwerken fehlt. Die Uebersetzung ist immer gut genug, zwar ist Capitulation durch Uebergabe, Cantonner durch aufhalten, und Pelotons immer durch Züge übersetzt; auch findet man oft steife Stellen und Ausdrücke, die sonst in militärischen Büchern nicht gebraucht werden, z. B. Umbringen, wo Niedermachen oder Niederstosen stehen müsste. Um des Worts Reserve sich nicht zu bedienen, heisst es S. 103.: Man stellt einen Trupp hinten an. Wenn man anfängt, alle ursprünglich französischen Wörter in Büchern auszumerzen, so wird es bald eine neue militärische Bücher- und Dienstsprache geben, und was wird dadurch gewonnen? Wie unverständlich sind nicht die hinterlassenen Werke Friedrich des Zweyten durch die Uebersetzung der militärischen Ausdrücke geworden?

PRAG, b. Calve: *Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des österreichischen Kriegesheers* etc. 1790. 192 S. 8.

In diesem kleinen Büchelchen ist der österreichische Dienst auf Kosten des Preussischen auf eine höchst übertriebene Art gelobet. Gewisse Vorzüge in der Oekonomie kann man indes dem österreichischen Militär nicht absprechen, davon halt sich Rec., der beide Armeen kennt, überzeugt. Hatte der Hr. Vf. diese Vorzüge unparteyisch geschildert, den Zustand des gemeinen Manns von beiden Armeen neben einander gestellt, nicht beständig declamirt, und hätte er sich mehr auf die innere Verfassung beider Armeen eingelassen, so würde er durch sein Buch vielleicht einigen Nutzen gestiftet haben. In dem Lobe des österreichischen Soldaten gehet der Hr. Vf. so weit, dass er in dem Kapitel von ihrem Körperzustande sagt, er sey in einer solchen vorzüglichen Verfassung, dass er feuchte und pestige Luft ertragen könne. Von dem Prinzen von Coburg sagt der Hr. Vf.: „hat eine Armee unsere Helden? Wo giebt es einen Prinz Coburg, der mit 20,000 Mann 120,000 (Türken) schlug? Eine eben so ausserordentlich seltene als nützliche That (!)“ — So

Digitized by Google

erbärmlich die preufsischen Soldaten nach dem Vf leben, so sehr hat das Coburgische Regiment das *beneidungswürdigste* Leben. Seine Kriegesübungen sind die angenehmsten Erholungsstunden und glückliche Lustgänge. Sie erhalten aufser ihrem Solde die *willkommensten* Geschenke. Wie detaillirt der Hr. Vf. die vortheilhafte Einrichtung des österreichischen Soldaten durchgehet, mag man aus folgenden ersehen: „Haarlocken trägt unser Soldat schon gar nicht. Ein ungemein grofser Vortheil! Was Locken für Mühe kosten, glaubt kein Mensch, der bey ihrer Verfertigung nicht gegenwärtig gewesen ist. Man stelle sich vor, es wären 4 Locken zu machen, davon eine der andern völlig gleich seyn müfste. Eine so hoch als die andere seyn, beide gleich dick, gleich lang; beide sollten gleich Verhältnifs zu dem Gesicht haben; und so glatt seyn, dafs kein Härchen aus der Ordnung läge. Kostet das keine Mühe? Wären die Locken mit aller möglichen Genauigkeit gemacht, so käme der Unterofficier oder Feldwebel, und rifse sie alle zusammen etc."

Frankfurt a. M., b. Jäger: *Plans von 42 Hauptschlachten, Treffen und Belagerungen des 7jährigen Krieges.* Aus den seltensten und geprüftesten Quellen gezogen, mit den besten Werken über diesen Krieg sorgfältig verglichen und herausgegeben unter Aufsicht von *J. F. Rosch*, Ingenieurmajor etc. 4te und letzte Lieferung.

Aus den *seltensten* und *geprüftesten* Quellen sind nun freylich die Plane dieser Lieferung so wenig, als die vorhergehenden, genommen. Der Plan von dem Treffen bey Corbach ist ganz unrichtig, und nicht nach dem schönen bekannten genauen französischen Plan von diesem Vorfall gezeichnet. Die Situation, in der das Treffen bey Corbitz und die Schlacht bey Freyberg vorgefallen, ist gröfstentheils imaginirt. Genau und schön hätte man sie aus der Petrischen Situationskarte von Sachsen nehmen können. Wir übergehen manche andere Bemerkung, die wir hier noch machen könnten, und bedauern die Verlagshandlung, darinn, dafs sie keinen Mann getroffen hat, welcher die bessern Quellen zu einem solchen Werke kannte. — Bey Leuthen, Collin und Breslau ist Tempelhofs und bey Schweidnitz Tielkes Werk gut benutzet; Fellinghausen und Campen ist aus den Bawrschen Planen genommen. Aufser den genannten Planen enthält diese Lieferung noch das Lager bey Pirna, die Belagerung von Neifs und die Einnahme von Berlin.

Prag, in der Schönfeld-Meifsnerischen Handlung: *Vollständige Geschichte von der Belagerung und Einnahme der Festung Belgrad*, durch den K. K. Feldmarschal E. G. Freyh. *von Laudon* etc. im J. 1789, 1790. 107 S. 8. und 1 Plan.

Obgleich diese Geschichte nicht vollständig genennt werden kann, wie man an der Seitenzahl siehet, so verdient sie doch immer gelesen zu werden. Wäre der beygefügte Plan richtiger, so würde sie für den Ingenieur- und Artillerieofficier sehr interessant seyn. Die Belagerung dauerte doch vom 5ten Sept. bis 8ten Oct. Die ausgezogene Besatzung bestand aus 7000 Mann, von denen 1000 verwundet waren. 13000 Mann hatten die Türken in der Belagerung eingebüfst. Die Kanonen, welche man auf den Wällen fand, wären noch meist mit Stang- und Kettenkugeln geladen. Sie waren in Absicht des Kalibers fast alle verschieden, und unter den 351 vorgefundenen schossen 2 Stück 176pfündige eiserne Kugeln. — Unter den 34 Stück Mörsern waren 4 bis 5 135pfündige. — Die Türken haben also noch die gröfsten Kaliber in Europa. — Nach der Einnahme speisete zu Mittag der Bascha beym Feldmarschall. Er kam mit einem Gefolge von 30 Türken, die alle vor der Baracke des Helden auf der Erde speisten, und deren Tafel von bereits drey früh im Hauptquartiere eingetroffenen türkischen Köchen zubereitet wurde. Sie bestand aus mehr als 40 Speisen; von denen sich mancher einzelne oder 2 und 2 eine Speise nahmen, und sie aufzehrten. Alles wurde mit den Händen ohne Messer, Gabel und Löffel (der Reifs aus der Suppe mit der vollen Hand) gegessen.

Marburg, in der akadem. Buchdruckerey: *Die neuere Kriegsgeschichte der Hessen.* In beschränkter Beziehung auf den jetzt bestehenden Landgräfl. Hessischen Kriegsstaat, vom Anfang seiner Errichtung bis zum Jahr 1730. Erstes Bändchen. 1790. 193 S. in 8.

Man sollte aus dem Titel schliefsen, dafs auch das folgende Bändchen noch von der Geschichte bis 1730 handeln würde, da doch dieses bis dahin dieselbe enthält, und das folgende die neuere abhandeln wird. Der Inhalt dieses Werkchens läfst sich nicht ganz bestimmt anzeigen; er bestehet in Nachrichten von der Errichtung, der Vermehrung und der Verminderung der Truppen, kurze Nachrichten von den Generalen, Namensverzeichnisse von den Commandeurs, und insbesondere Fragmenten der Geschichte der Kriege, denen die Truppen beygewohnt haben. Hätte der Hr. Vf., (der sich in der Zuschrift an den regierenden Landgrafen W. Bek nennt,) interessante Nachrichten von den Personen, die er schildert, und den Vorfällen des Krieges, die er beschreibt, gehabt: so würde er sie gewifs auf eine zweckmäfsige Art benutzt haben, das siehet man aus dem, was er hier geliefert; denn das Buch ist wenigstens sehr gut geschrieben. Vielleicht hat er Gelegenheit über die neuern Kriege, welchen die Hessen beygewohnt, bestimmtere und interessantere Nachrichten zu erhalten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Kummer: *Französische Staatsanzeigen.* 2. 3. 4. Heft. 1790. 113—479 S. 8.

Wittenberg, b. Kühne: *Der Zuschauer an der Elbe.* Von Dr. K. H. *v. Römer.* 3—6 Heft. 1791. 257—768 S. 8.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. September 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Fleiſcher: *Pragmatiſche Geſchichte der chriſtlichen und vorzüglich der deutſchen Kirche, von der Geburt ihres Stifters, bis auf die jetzige Zeit*, in ſechs Theilen, nach dem katholiſchen Syſtem bearbeitet, von einem deutſchen Prieſter. Erſter Theil, erſte Periode, von Chriſtus bis auf Conſtantin. 1791. XVIII und 251 S. in 8.

Die Worte „nach dem katholiſchen Syſtem" wollen wir nicht rügen, ſie wollen ſagen, der Hr. Vf. habe als Katholik und für Katholiken geſchrieben. Inzwiſchen hätten ſie doch immerhin auch wegbleiben können, denn man findet es beynahe auf allen Seiten ſeines Buchs, wer er ſey, und was ſeine Abſicht bey der Compilation deſſelben war. Nach einer Vorrede an hohe Gönner und liebe Freunde, in der es Stellen folgender Art giebt: „Mit Joſephs Leben iſt auch unſere Hoffnung ziemlich verſchwunden, ſein Tod hat den heiligen Inſecten, die er nicht alle vertilgen konnte, wieder Luft gemacht, dieſe ſchwärmen jetzt ſchon frey unter der Menſchheit herum, und verdunkeln die Moralität;" kömmt eine *Vorbereitung* auf XVIII. S., welche die Lehre vom Urſprung, dem Zweck, der Gewalt der Kirche, dem Primate Petrus und ſeiner jedesmaligen Nachfolger u. ſ. w. nach den bekannten biſchöflichen Grundſätzen feſtſetzt, ohne daſs das Inconſequente und Nichtbewieſene in denſelben auch nur von ferneher geahndet worden wäre, ſodann eine *Einleitung*, die den Begriff, den Nutzen, die Quellen, Subſidien, Hülfswiſſenſchaften der Kirchengeſchichte überhaupt und den Plan der vorliegenden beſonders beſtimmt; endlich folgt die Geſchichte der beſtimmten Periode ſelbſt in 50 Paragraphen nach chronologiſcher Ordnung. Rec. kann nicht bergen, daſs von einem Mann, der mit beſſern kirchenhiſtoriſchen Arbeiten auch der Proteſtanten nicht unbekannt iſt, und ſie häufig recht ſichtbar gebraucht hat, etwas Vorzüglicheres zu erwarten geweſen wäre. Wir wollen nicht fodern, daſs er da, wo die hiſtoriſche Wahrheit offenbar auf Seite der letztern iſt, immer zu ihnen hätte übertreten, daſs er überall ganz vorurtheilsfrey hätte ſeyn ſollen, denn er wollte katholiſch-orthodox ſchreiben; (S. 251) aber wie kömmt es wohl, daſs er ſelbſt in andern Puncten, wo von Rechtgläubigkeit die Rede nicht ſeyn kann, das nicht allemal benutzte, was er doch gewiſs vor ſich hatte, und daſs aus dieſem Grunde ſein Buch ſo viele Unrichtigkeiten enthält, und nicht ſelten ſo äuſserſt mager ausgefallen iſt? Man darf doch warlich nicht weit nachſuchen, um einzuſehen, daſs ſich von der Apoſtelgeſchichte nicht ſo ganz unbeſtimmt hin ſagen laſſe, ſie enthalte den Urſprung (?) und die erſten Schickſale der chriſtlichen Kirche, wie auch die Geſchichte der Apoſtel, (S. 16) um zu lernen, daſs nicht die griechiſchen Väter *allein* Facta zur ältern Kirchengeſchichte liefern; (S. 18) um über den Nutzen, den die Liturgien dem Hiſtoriker bisweilen gewähren, mehr zu ſagen, als „wie viel die Liturgien zu einer vollſtändigen Kirchengeſchichte beytragen können, weiſs jeder; (S. 19) um von jedem Kirchenhiſtoriker unter den Griechen und Lateinern wenigſtens etwas Charakteriſtiſches beyzubringen. Rec. fängt in der Literatur der Kirchengeſchichte eine eigene Epoche bey *Chriſtian Thomaſius* und *Arnolds* Kirchen- und Ketzergeſchichte an, und nicht erſt ſeit geſtern und ehegeſtern preiſst man ziemlich allgemein ihre Verdienſte faſt in eben dem Grade, in welchem ſie ehemals verkannt worden ſind; aber unſer Vf. ſagt dennoch: „*Arnoldi hiſtoria eccleſiaſtica et haeretica* (haeretica? und hat er dann lateiniſch geſchrieben?) „will ſelbſt den Proteſtanten nicht gefallen, ſo heiſsen ſie auch deſſen Freund „Thomaſius einen Spötter." Unbefriedigender und unzuverläſſiger kann es doch auch nichts geben, als dergleichen Notizen. Von nicht wenigen, ſcheint uns, iſt die Schuld übrigens bloſs auf den Ausdruck zu legen, der nur ſelten mit Sorgfalt gewählt iſt. Wenn der Unkundige S. 18 lieſt: „Man hat von den Concilien ſchon lange groſse Sammlungen, worinn man nebſt den Conciliendecreten auch die Briefe der Päbſte und andere wichtige Urkunden antrifft;" ſo kann er leicht auf den irrigen Gedanken geleitet werden, als ob er *alle* Briefe der Päbſte in Werken dieſer Art beyſammenfände; er wird nicht wiſſen, was er denken ſolle, wenn er S. 128 unter den *unſterblichen* Männern, die in Domitians Zeit gehören, den *bis zur Tollheit vergötterten* Apollonius aufführen ſieht; er wird wenigſtens nur mit Mühe die in einer eigenen Note S. 206 beygebrachte Erörterung der Behauptung, man habe keine Urſache, Alexander Severus Mutter, Julia Mammäa, für eine Chriſtin zu halten, enträthſeln, wenn es heiſst: „Sie war zwar nach dem Euſeb. hiſt. eccl. l. VI. c. 21. eine fromme Frau; aber die Geſchichte der Römer (welch ein Ausdruck!) ſchildert ſie uns auch als eine herrſchſüchtige und geizige Fürſtin, darum hätte ſie der Oroſius hiſt. l. 7. cap. 19. nicht erſt im fünften Jahrhundert zur Chriſtin machen ſollen." So ein groſser Liebhaber der Hr. Vf. von Noten unter dem Text iſt, ſo wenig iſt es ihm damit gelungen; denn er citirt ganz bunt durch einander, und polemiſirt oft in dem derbſten Ton darinn; Beweiſe findet man wieder überall. Selbſt für katholiſche Leſer kann dieſe pragmatiſche Geſchichte alſo nicht uneingeſchränkt empfohlen werden, wenn wir ſchon glauben, daſs ſie vielen unter denſelben, neben andern ähnlichen Büchern gebraucht, von Nutzen ſeyn könne.

Digitized by Google

London, bey Faulder: *A Survey of the modern State of the Church of Rome*, with additional Obſervations on the Doctrine of the Pope's Supremacy. Addreſſed to the Rev. D. *Buttler* etc. By *William Hales*, D. D. Rector of Killeſandra and late Fellow of Trinity College Dublin. 1789. 226 S. in 8.

Seit einigen Jahren ward von verſchiedenen katholiſchen Geiſtlichen in Irland, beſonders von Buttler, O'Leary, Hawkins und andern eine Vertheidigung ihrer Glaubenslehre und ihrer kirchlichen Verfaſſung wider die proteſtantiſchen Vorwürfe der Intoleranz und der bürgerlichen Schädlichkeit unternommen. Ein Streit entſtand daraus, der ſchon an ſich wegen ſeines Gegenſtandes und wegen des Schauplatzes, auf welchem er geführt wird, faſt noch mehr aber wegen der ungewöhnlichen Mafsigung und Artigkeit, die in den von beiden Seiten gewechſelten Schriften und Pamphlets herrſcht, Aufmerkſamkeit verdient. Die gegenwartige Schrift iſt verzüglich gegen eine Apologie gerichtet, in welcher D. Buttler eine frühere Schrift deſſelben Vf. (*Obſervations on the political Influence of the Doctrine of the Pope's Supremacy, Dublin 1787*) zu widerlegen geſucht hatte. Dieſe und viele andere gelegentlich vom Vf. angezogenen Schriften ſind uns nicht zu Geſichte gekommen; ſo viel wir aber aus dieſer hier urtheilen können, beruhet der Streit hauptſächlich darauf, dafs die irländiſchen Katholiken ihre Unterſcheidungsdogmen für die Moralität und ihren Zuſammenhang mit dem römiſchen Stuhl für die bürgerliche Sicherheit ganz unſchädlich halten, und nicht nach Ausſprüchen und Meynungen einzelner Lehrer, oder nach Conſequenzen ihrer Gegner, ſondern allein nach dem gerichtet zu werden verlangen, was ſie von Religion, Tugend, Bürgertreu lehren; ob ſie die Grenzen der Tugend und des Laſters unterſcheiden oder vermengen, ob ſie göttliche Geſetze einſchärfen oder ſchwächen; ob ſie die Pflichten des guten, gehorſamen und friedfertigen Bürgers befeſtigen oder auflöſen, davon ſoll der Beyfall oder der Abſcheu abhängen, mit welchen man ihre Religion betrachte. Die Proteſtanten aber gehen tiefer ein, wollen ſolchen allgemeinen Verſicherungen nicht trauen, glauben Erfahrungen vom Gegentheil zu haben, und behaupten, dafs in der Beurtheilung der katholiſchen Religionsgründſätze und in der Frage von ihrem Werthe oder Unwerthe für das gemeine Weſen, nicht allein ihre Moral, ihre ungefährliche und ſchöne Aufsenſeite, ſondern auch die Tendenz des geſammten Syſtems erwogen werden müſſe. Sie werfen jenen vorzüglich den Epiſcopaleid, das Trienter Concilium, den päbſtlichen Katechismus, als öffentliche Denkmaler des unduldſamen, hierarchiſchen und conſtitutionswidrigen Geiſtes, von welchem die katholiſche Geiſtlichkeit belebt ſey, und pflichtmäſsig ihre Laien beleben müſſe, entgegen, und wenn hierauf und auf alle die bedenklichen Folgerungen, die daraus gezogen werden, von den Gegnern geantwortet wird, dafs alle dieſe Documente und Geſetze einer gefälligern Auslegung fähig wären, ſo verlangt man, dafs ſie dieſe Auslegung nicht nach ihrem Privatgutdunken, ſondern aus authentiſchen Quellen, anſtellen, oder doch den Beweis führen, dafs ihre Interpretation von ihrer Kirche gutgeheifsen werde. Hieraus läſst ſich der Umfang dieſes Streits und die eigenthümliche Wendung, die er genommen hat, erkennen. Wirklich iſt er mehr hiſtoriſch und kritiſch, als dogmatiſch; es iſt nicht ſowohl Streit über Wahrheit oder Schriftmäſsigkeit eines von beiden Lehrbegriffen als über den moraliſchen und politiſchen Einfluſs des einen, nämlich des katholiſchen, obgleich auch viele Abſchweifungen auf theologiſche Fragen vorkommen. Die katholiſchen Apologeten erhalten gute Gelegenheit, ihren Witz und ihre Boſſuetiſche Kunſt zu üben, und die proteſtantiſchen Ankläger viel Beleſenheit anzubringen. Wirklich muſs die Lectüre jener ungleich anziehender ſeyn. Sie drehen und künſteln an den in Frage kommenden Sätzen ihres Syſtems ſo lange, dafs aller Anſchein gerechter Beſchwerden darüber verſchwindet. Und von dem hier widerlegten D. Buttler vornehmlich möchte man, den vom D. Hales aus ihm angezogenen Stellen zufolge, mit Recht ſagen: *Si Pergama dextra* etc. Allein Hales dringt auf *öffentliche* Misbilligung und Zurücknahme der unduldſamen Lehrſätze von Ketzern, die in katholiſchen auch neuern irländiſchen Katechismen vorkommen, auf eine *öffentliche* Genehmigung des Sinnes, den B. dem Epiſcopaleide, vornehmlich den Worten: Hereticos — pro poſſe perſequar, welche er blofs von Widerlegung ketzeriſcher Lehren verſteht; auf eine *öffentliche* Verwerfung aller Greuel der Inquiſition, deren Geſchichte hier bis auf unſere Tage kurz erzählt wird; auf eine *öffentliche* Beſtätigung des Satzes, dafs Freyheit zu denken und Religion zu wählen, ein unveräuſserliches Recht des Menſchen ſey u. ſ. w. Dieſs iſt der Hauptinhalt der Schrift, die wohl in dem Kreiſe ihres Vf. mehr Senſation erregt haben wird, als unter uns.

TECHNOLOGIE.

Gratz, bey Hennig: *Anweiſung zum Kutſchfuhrweſen*, von *H. H. Kollner* in Gera. 1790. 96 S. in 8.

Des Vf. Abſicht iſt hauptſächlich, eine Anweiſung zu geben, wie man junge, ganz rohe Pferde zum Fahren gewöhnen, und dabey aller Gefahr ausweichen ſoll, ſo auch wie man Pferde warten und füttern muſs, um ſie lange gut und geſund zu behalten. Die Abſicht iſt lobenswerth; allein die Ausführung entſpricht ihr nicht ganz. S. 1 — 24 trägt er die bekannten Regeln, die Wartung und Pflege der Pferde betreffend, ſehr falſlich vor, ſo dafs ſie auch jeder angehende Kutſcher begreifen kann, und dann geht er zum Einfahren roher Pferde über; hier aber dürfte ſeine Behandlungsart oft für Pferde und Kutſcher gefahrlich und nachtheilig ſeyn. — Erſtlich verlangt er S. 25, die jungen rohen Pferde ſollten paarweiſe eingeſpannt werden. Das iſt offenbar falſch; wer je rohe Pferde zum erſtenmale eingeſpannt hat, wird durch Erfahrung überzeugt ſeyn, wie viel Mühe es koſtet, ein furchtſames Pferd, das durch das ungewohnte Geſchirr noch furchtſamer wird, zum erſtenmale an einen Wagen zu bringen, und iſt es mit einem gelungen, ſo kann es durch die Furchtſamkeit des zweyten leicht aus ſeiner Faſſung gebracht werden; bei-

Digitized by Google

de werden alsdann nur wilder, tobender und widerſpenſtiger gemacht, und dadurch verdorben; — ſie können ſehr leicht ſich ſelbſt und die Aufſeher beſchadigen. Alles das wird vermieden, wenn man ein junges Pferd allein neben ein altes frommes Pferd ſpannt, den Kutſcher auf das alte ſetzen, und durch Güte das junge nur zum Mitgehen bewegen läſst, demungeachtet wird es noch an einer Leine geführt, bis es gewöhnt iſt. — Zweytens die Wahl des Wagens iſt gewiſs unrichtig. Mit einem Kutſchwagen, meynt der Vf., ſollen junge Pferde eingefahren werden, damit ſie ſich an den rumpelnden Ton deſſelben gewöhnen ſollen. Eben der rumpelnde Ton, der junge Pferde furchtſam macht, und ſie in Schrecken und Angſt ſetzet, muſs ja anfangs vermieden, und ſie nur nach und nach daran gewöhnt werden. Ueberdem iſt der Kutſchwagen der unbequemſte, junge Pferde einzufahren, weil die Deichſel zu tief ſtehet, daher die Stränge auch dem Pferde zu tief an die Schenkel kommen, wo ſie am empfindlichſten ſind, und alſo das raſche Pferd zum Ausſchlagen reizen. Beym erſten nur etwas hohen Schlage wird das Pferd über die Deichſel oder Stränge ſchlagen, kann ſich leicht verwickeln, ſich ſelbſt, dem Nebenpferde oder dem Kutſcher auf dem Bocke Schaden zufügen u. dgl. m. In aller Rückſicht iſt daher ein Leiterwagen, wovon alle entbehrlichen Ketten abgenommen ſind, — hiezu der beſte, weil er weniger Geräuſch macht, beſonders wenn das Einſpannen auf einem ungepflaſterten Platze vorgenommen wird. An dieſem reizen die hochſtehende Deichſel und hochſtehenden Stränge die Pferde nicht ſo leicht zum Ausſchlagen. Rec. hat alle ſeine jungen Pferde auf dieſe Weiſe ohne Nachtheil zum Zuge gewöhnt. — Die Zäumung drittens nach Hn. K. Meynung verräth abermals nicht viel Kenntniſs in Abrichtung roher Pferde. Wer wird einem rohen Pferde gleich zuerſt einen Stangenzaum auflegen? Das Unſchickliche davon wird leicht jedem, der nur einigen Begriff davon hat, fühlbar werden. Rec. hat die traurige Erfahrung leider ſelbſt gemacht, wie üble Folgen das zufrühe Auflegen des Stangenzaums auf junge raſche Pferde hat, da ein paar junge Pferde, die doch ſchon als Vorderpferde einige Zeit am Wagen gezogen hatten, in die Kutſche geſpannt wurden; der Stangen ungewohnt, und durch ein klein Geräuſch in Furcht geſetzt, konnten ſie nicht gehalten werden; denn je mehr der Kutſcher ſie anzog, deſto unbändiger und tobender wurden ſie durch den Druck der Stangen, ſie giengen an einem gefährlichen Orte durch, und nur dadurch, daſs es dem Kutſcher noch glückte, an einem jähen Abhange das Sattelpferd nach der Kutſche herumzuziehen, wurden Perſonen, Pferde und Wagen vor einem unglücklichen Fall bewahrt. Rec. hat ſeinen jungen Pferden ein Dreuſengebiſs in einem Zaum mit Scheuledern auflegen laſſen, hierüber noch einen Kappzaum aufgelegt, und ſo daran das Pferd neben einem alten fahren laſſen, ohne zu verlangen, daſs es beym erſten Einſpannen mit Kreuzzügeln und Stangengebiſs geleitet werden ſollte. Nach und nach gewöhnt ſich ein Pferd an alles. — Der ganze Unterricht taugt alſo für einen, der nicht ſelbſt Erfahrung darinn hat, nichts, und für einen, der nur einige Kenntniſs davon hat, iſt er entbehrlich. — In einem Buche dieſer Art wäre übrigens doch wohl auch nöthig geweſen, Regeln zu geben, wie man ſich bey böſen Pferden vernünftig verhalten ſoll, damit ſie durch unvernünftige Behandlung der Kutſcher nicht noch mehr verdorben und ganz unbrauchbar gemacht werden, wie ſolches ſehr oft der Fall iſt; aber davon ſagt der Hr. Vf. nicht eine einzige Silbe. —

Altenburg, bey Richter: *Des Herrn Hellots Färbekunſt*, oder *Unterricht, Wolle und wollene Zeuge zu färben, nebſt Vorſchriften zu Prüfung derſelben durchs Abſieden.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit einer Anweiſung zur Seidenfarberey verſehen von *A. G. Kaſtner.* Dritte Auflage, aufs neue durchgeſehen und mit Zuſätzen und Anmerkungen begleitet von *C. A. Hoffmann.* 1790. 558 S. in 8.

Dieſer neuen Auflage hat Hr. *Hoffmann* durch die Beyfügung der neuern Entdeckungen in der Färbekunſt, durch Aenderung mancher hellotiſchen Meynungen nach neuern Grundſätzen, und durch genauere Beſtimmungen der Gewichte und Maſse wahre Bereicherungen verſchafft. Die Farbſubſtanzen ſind nebſt Bemerkungen der einheimiſchen brauchbaren nach den Hauptfarben beygebracht, auch Anleitung ertheilt, Gewächſe in Anſehung ihres Gebrauchs für Färbereyen zu prüfen. Bey den Blaulöpen ſind die Regeln zur Verhütung des Durchgehens zugeſetzt, auch roth auf Baumwolle zu färben gezeigt.

London, bey Sewell: *A Complete Theory of the conſtruction and properties of veſſels, with practical concluſions for the management of Ships, made eaſy to navigators.* Translated from Theor. compl. de la Conſtr. et de la Man. d. V. of the celebr. *Leonh. Euler*, by *Henry Watſon* Esqre. 280 S. in 8. (6 Schilling Sterl.)

Dieſe neue Ausgabe der engliſchen Ueberſetzung iſt von der erſten im Jahr 1777 erſchienenen Auflage durch das denſelben vorgeſetzte Leben des Ueberſetzers, welcher zuletzt Ingenieur en Chef im Dienſt der engl. oſtindiſchen Compagnie in Bengalen war, unterſchieden. Sie iſt nach der erſten Ausgabe des Originals gemacht, und enthält die der neueſten Auflage deſſelben beygefügten Zuſätze des Herrn Levell nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Manheim: Quadratura Circuli, abſtracte deducta, geometrice demonſtrata*, per Patrem *Fridericum*, Carmelitam Discalceatum. 1790. 26 S. in Fol. (48 Kr.) Dieſe Zirkelquadratur wurde neuerlich in öffentlichen Zeitungen (freylich nur

Digitized by Google

nur in polnischen) mit dem Lobe beehrt, dafs sie allerdings vollendet und durch Kenner bewährt erfunden sey. In dem Eingange dieser Schrift stehen auch wirklich zwey Zeugnisse von Professoren, welche dem Hn. Vf. Glück wünschen, das Ziel errungen zu haben; der eine unterschreibt sich: *Paton*, Prof. Math. in Schol. p. Met. et Varsoviae in Polon. dat. Heidelb. 1788; der andere: *A. Zimmermann*, Philos. Prof. emeritus. Wisloch. 1790.

Auch von dem verstorbenen Prof. *Huberti* von Würzburg ist ein Schreiben von 1783 beygebracht; in welchem jedoch das Werk des Hn. Paters Fr. opus nondum finitum genannt, und noch von keiner Probhaltigkeit gesprochen wird. Selbst der Universität zu Göttingen hat der Hr. Vf. seine Erfindung schon 1786 eingesendet; Hr. Prof. *A. L. Meister* aber hat den Hn. Pater durch kurze Hinweisung auf die bekannte Verhältnifszahlen 1 : 3,14159 . . . zurechtzuweisen gesucht. Die Warnung hat nicht gefruchtet, und der Vf. tritt dann jetzt ins Publicum. — Das Resultat der ganzen Erforschung wäre, dafs sich der Diameter zum Umkreis wie 13 zu 41 verhielte. (wie S. 22 und 23 vorkömmt.) Allein diese Angabe weicht gar sehr von der Wahrheit ab. 13 verhält sich zu 41 wie 1 zu 3,1538 . . . oder wie 100 zu 315,38 . . . Sollte der Vf. denn nicht so viel Kenntnisse besitzen, um einzusehen, dafs die Ziffern in 1 : 3,14159 . . . keine Veränderung leiden, und bis auf noch weit mehrere Decimalstellen hinaus erwiesen sind? Schon in der dritten Decimalstelle ist Hn. P. *Frid.* Angabe unrichtig, und giebt nicht einmal Schärfe bis auf Hundertheilchen. Der Vf. ist durch Handzirkelmessungen auf allerley Irrwege gerathen. Nach seiner Fig. 10, von welcher S. 20 und 21 handelt, denkt er sich die halbe Sehne von 60 Grad, WD = CU, und theilt sie in 6 gleiche Theile ein; das Drittheil eines solchen Theils, zu der gedachten halben Sehne hinzugethan, also EU $(1 + \frac{1}{18})$ oder EU 1,0555 . . . giebt, nach seiner Meynung, rein die Länge des Bogens von 30 Grad. Allein man bedenke nur, dafs EU = $\frac{1}{6}$ rad. (wenn der Halbmesser als 1 angenommen wird,) bekanntlich einen Bogen hat, dessen Länge = 0,5235 . . . 1 ist, und vergleiche damit EU 1,0555 . . . d. h. $\frac{1}{6}$ 1,0555 . . . oder 0,52777 . . ., welche aus des Vf. Calcul herauskämen. Weiter folgte nothwendig daraus, da der Bogen WE der 6te Theil der halben Peripherie ist, dafs das Verhältnifs des Diameter zum ganzen Umkreis seyn müfste: 1 zu 316,66 . . . welches nicht einmal mit den angeführten Verhältnifszahlen des Vf. selbst (13 : 41) harmonirt, so dafs sich der Hr. Pat. *Fr.* damit selbst widerspricht. — Ueberhaupt erhellet, wenn man die Zeichnungen Fig. 10 mit Fig. 2 und 8 vergleicht, dafs der Vf. in dem Wahn gestanden, die Tangente von 30 Grad sey = $\frac{1}{12}$ 1, und OU rein ein Zwölftel des Halbmessers. Allein bekanntlich ist

Tg. 30 Gr. = $\frac{1}{\sqrt{3}}$ 1 = 0,5773503 . . 1; und nun darf man blofs $\frac{1}{12}$ in Decimalen ausdrücken, = 0,5833333, um ganz klar den Irrthum des Hn. Pat. *Fr.* vor sich zu sehen. — Wollte er indessen etwa darauf bestehen, ein Drittel der Grundlinie des rechtwinklichten Dreyecks OUVW (dieselbe möge nun trigonometrisch sich zeigen, so grofs als sie wolle,) sey zum halben Radius zu addiren, um die gedachte Länge des Bogens von 30 Gr. zu erhalten, so langte er auch damit nicht durch: denn den Kathetus UW = Sin. vers. 60 oder $\frac{1}{2}$. $(2 - \sqrt{3})$ 1, in Dec. = 0,13397 . . . 1 gesetzt, und den Winkel bey O zu 60 Grad genommen, wie schlechterdings nothwendig ist, ergiebt sich OU = $\frac{2 - \sqrt{3}}{2 \cdot \sqrt{3}}$. 1, in Decim. = 0,044658 . . 1. Addirte man nun $\frac{1}{6}$. (0,044658 . . 1) zu EU, so ergabe sich: (0,014886 . . + 0,5.) = 0,514886 . . . als angebliche Länge des Bogens von 30 Grad; da sie doch 0,52359 . . . ist; und als Verhältnifszahlen für Diam. und Peripherie folgten daraus nothwendig 1 : 3,239 . . . Vorher zeigten sich zu hohe Ziffern; jetzt allzuniedrige. Also führt auch dieser Weg auf nichts als Irrthum! Und doch ist aus Zusammenhaltung mehrerer Paragraphen und der drey Zeichnungen Nr. 2, 8 und 10 abzunehmen, dafs bey dem Vf. *alles* auf die Basis dieses rechtwinklichten Dreyecks ankommt, und dafs keine andere, als die von uns angegebenen Winkel darinn statt haben können. Dafs der Kathetus UW oder WI = BM die von uns angegebene Gröfse sey, (Sin. vers. 60 Gr.) wird doch der Vf. nicht in Abrede stellen können? Er scheint gar die Länge dieser Linie nicht berechnet zu haben. — Am meisten scheint er sich zwar endlich noch auf die kleine Linie $\ddot{u}z$, (welche er auch einer andern g? gleichsetzt,) S. 19 und 20 einzubilden, und behauptet durchaus, sie sey wie der 6te Theil der Grundlinie OU; 39 mal genommen, sey sie der Hälfte des Radius, und 41 mal genommen dem Bogen von 30 Gr. gleich. Rec. hat diese Linie $\ddot{u}z$ genau trigonometrisch berechnet; sie ist sicher = $\left(\frac{5}{12} - \frac{\sqrt{27} - 1}{6}\right)$ 1 = 0,012892 . . 1, und kann also unmöglich der sechste Theil von OU seyn, man mag nun OU = 0,044658 . . . denken, (wo der sechste Theil nur 0,007443 . . . betrüge) oder als = $\frac{1}{3}$ 1. (wo 0,01388 . . . hervorkäme.) In jedem Fall behauptet der Hr. P. Fr. also etwas ganz und gar Unmögliches, und welches dazu auf einen neuen Widerspruch mit seinen eigenen oben angeführten Verhältnifszahlen des Diameters und des Umkreises führte.

Wir könnten nun überdem noch eine ziemliche Reihe von Stellen aus dem bisher beleuchteten Werkchen anführen, aus welchem augenscheinlich erhellet, dafs der Vf., wir wollen nicht sagen mit *Euklides* Geist, nicht einmal mit seinen Haupttheoremen, bekannt seyn mufs. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liest, wie der Vf. S. 1 und S. 11 zwischen dem Halbmesser, und der Seite des Sechsecks unterscheidet, und von den Dreyecken des letztern behauptet, sie berührten den Kreisbogen entweder gar nicht, oder nicht eigentlich. (S. 11. Nr. 6.) Freylich ist die Sprache des Vf. meistens so dunkel und schwerfällig, dafs man überall einen Schriftsteller aus dem mittlern Zeitalter zu lesen glaubt, und gar oft den Sinn des Vf. nur aus dem Zusammenhang errathen mufs. Die Gröfse eines Bogens heifst ihm largitas arcus; die Entfernung einer Linie amplitudo, S. 20, (etwa die *Weite?*) Stellen, wie die folgende, sind sehr häufig: (S. 7.) Ad intelligentiam hujus, (*um das zu verstehen,*) imaginemur easdem amplitudines ad diagonalem. — — Und anderwärts: De perpendiculari apicum *esse* loquens, hoc taliter figuratum vellem, qualiter . . . u. s. w. S. 17 heifst es: Tota diameter dissoluta est. — S. 18. Singuli effectus girales non successive contingunt. — Anstatt der Ausdrücke Chorda oder Subtensa liest man immer von basibus giro suo *provisis*, wie S. 19 Sinus und Cosinus, kommen gar nirgends vor.

Wir haben diese Rüge für so nothwendiger geachtet, da seit 5 Vierteljahren wenigstens 5 Zirkelquadraturen angekündiget worden sind, welche man alle mit vieler Dreistigkeit als unwiderleglich preisen mochte. Wir halten es für Pflicht, Unkundige zu warnen, sich nicht durch anmafslich-apodiktische Beweise blenden zu lassen, und bitten ehrgeizige Halbkenner von Mathematik, ihre unnütze Bemühungen zu unterlassen, und das Publicum mit ihren unreifen Producten fernerhin zu verschonen. Sie sollten doch vorher wenigstens die bekannten Erinnerungen von Leibnitz, von Lambert, von Kästner lesen, ehe sie sich an ein Unternehmen machten, an dessen Ausführung so unzählig viele, selbst gute Köpfe, bisher gescheitert sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 29. September 1791.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Braunschweig, im Verl. der Schulbuchh.: *G. F. Hildebrandt Lehrbuch der Anatomie des Menſchen.* Dritter Band, welcher die geſammte *Splanchnologie* enthält. 1791. 672 S. 8.

Das *fünfte Buch* handelt vom Kopfe und dem Halſe, nemlich im 28 Kapitel ganz kurz vom Kopfe überhaupt, von der Hirnſchale und dem Geſicht, dann im 29 Kap. von dem Halſe überhaupt; doch vermiſſen wir hier die Erwähnung der Saugadern und ihrer Drüſen, deren Beſchreibung doch, um ihre Geſchwülſte von Geſchwülſten der Thyreoidea oder der Speicheldrüſen unterſcheiden zu können, nicht überflüſſig geweſen wäre. 30 Kap. von den Augen; ſehr vollſtändig und deutlich. 31 Kap. von den Ohren. Auch hier wird man die neuſten Entdeckungen eines Scarpa u. ſ. f. genutzt und verarbeitet finden. 32 Kap. von der Naſe. 33 Kap. von dem Munde und dem Rachen; hier kömmt die Lehre von den Zähnen, vom Gaumen, von der Zunge und den Speicheldrüſen ausführlich vor. Sollte nicht in dieſes Buch die Beſchreibung des Gehirns, gerade ſo wie ins folgende die Beſchreibung des Herzens, gehören? *Sechstes Buch*, von der *Bruſt* (thorax.) 34 Kap. von der Bruſt überhaupt, von der Bruſthaut. 35 Kap. vom Herzen. Hier finden wir doch Wolffs Bemerkungen weniger, als wir erwarteten, genutzt; z. B. die Fila cartilagineo-oſſea werden S. 312. bloſs dem Namen nach angeführt, da doch ihr Bau ſo beſtandig iſt. 36 Kap. von den Lungen. Da der Hr. Vf. darüber ſchon ſeine Inauguraldiſſertation ſchrieb, ſo finden wir auch dies Kapitel vorzüglich gut bearbeitet, doch wünſchten wir, dafs er etwas mehr über ihren Nutzen, ſo wie er dies bey andern Theilen thut, geſagt hätte. In der Beſchreibung ſelbſt nimmt er den Kehlkopf und die ſogenannte Schilddrüſe, den Thymus (37 Kap.) und die Brüſte (Mammas) (38 Kap.) mit. *Siebentes Buch, von dem Bauche.* 39 Kap. von dem Bauche überhaupt, und dann von der Bauchhaut (Bauchfell) insbeſondere. 40 Kap. von den Verdauungswerkzeugen, nemlich dem Darmkanale, Schlunde (Pharynx), Speiſeröhre (Oeſophagus), Magen, dünnen Darm, dicken Darm, von der Leber und Gallenblaſe, von dem Pankreas, von der Milz, und endlich von den Netzen. 41. Kap. von den Harnwerkzeugen. 42 Kap. von den Nebennieren. Wir hätten gewünſcht, dafs er doch Hewſons von Sömmering und Meckel beſtätigte Beobachtung über die Kleinheit dieſer Theile in hirnloſen Kindern angeführt hätte, damit die Leſer ſeines Werks, welche zur Prüfung derſelben Gelegenheit haben, dadurch aufmerkſam gemacht würden. 43 Kap. von den Zeugungstheilen der Männer und der Weiber. — Im Ganzen können wir auch dieſen Band in Rückſicht auf Vollſtändigkeit und Deutlichkeit empfehlen; ob aber nicht manches, dieſen beiden Eigenſchaften unbeſchadet, kürzer gefaſst, und beſſer hätte geordnet werden können, darüber wollen wir mit dem Vf. nicht rechten; nur ſey es uns erlaubt, einiges anzuführen, worinn wir mit dem Hn. Vf. nicht übereinkommen. So würden wir (S. 5.) die flechſige Haube ſo wenig vom Hirnſchalenmuſkel als die Flechſe eines andern Muſkels von ſeinem Fleiſche trennen. Auch ſcheint uns der Satz (S. 9.) nicht recht deutlich: „die Höle des Mundes endigt ſich nach hinten in den *über den* Hals liegenden Rachen.“ Auch würden wir Pharynx doch lieber Schlundkopf als Schlund, und Oeſophagus lieber Schlund als Speiſeröhre nennen. Denn der Pharynx iſt ja auch Speiſeröhre. — Ferner würden wir die S. 19 bis 21. beſchriebenen Arterien nicht getrennt, ſondern zur Erleichterung der Faſslichkeit zuſammen beſchrieben haben. (S. 31.) Das Grübchen für die Thränendrüſe iſt doch *ſo klein* nicht; den flachen Eindruck von der Befeſtigung des Muſculi obliqui inferioris in der Augenhole finden wir in keinem unſerer Schadel. — Auch finden wir nicht, dafs die Periorbita minder genau an den Knochen befeſtigt iſt, als die Knochenhaut anderer Knochen. — Sollte ſich wohl das Oberhäutchen der inwendigen Platte der Augenlieder (S. 36.) wirklich zeigen laſſen? — Der Ausdruck: „Stränge kleiner Schmierhölen“ (S. 42.) ſcheint uns nicht recht deutlich. — Wir zweifeln, dafs die kleinen Bündel (S. 43.) der Fleiſchfaſern, welche vom untern Theil des Orbicularis mit dem Zygomatico minore und dem Levatore Labii ſuperioris ſich verbinden, dem Aufwärtsziehen des untern Augenlieds widerſtehen, weil ſie zu fern vom untern Augenliede liegen. — Auch wundern wir uns, dafs er die Ausführungsgänge der Thränendrüſe nicht hat finden können. Die Puncta lacrymalia ſcheinen uns nicht kreisrund (S. 48.) ſondern elliptiſch. — S. 51. Der Thranenſack habe wahrſcheinlich (wir können ſagen: *gewiſs*, da ſie in gut injicirten Köpfen mehr als zu deutlich ſind,) Schleimhöhlen. — Wir vermuthen, dafs die kleinen Gefäſse, die *Zinn* aus dem Thränenſacke bey der Anfüllung deſſelben mit Wachs hervorgehen ſah, Saugadern waren. — Dem, was im §. 1474. von den Fleiſchadern und der Zuſammenziehung oder dem Ringmuſkel des Thränenſacks vermuthet wird, können wir unmöglich beypflichten, weil wir mehreremale dies eigentlich unterſucht und gefunden haben, dafs der Thränenſack ringsum am Knochen ſo feſthängt, als nur immer die Riechhaut an dem Naſenknochen. — Auch kann man wohl nicht (wie S. 57.) eigentlich ſagen, dafs die *Sclerotica* ein Loch hat, — die Worte im §. 1489. „an dem vordern Theile der auswendigen Seite der Sclerotica

rotica liegen die Blutgefäfse der Conjunction" sind uns, so weit wir die Sache kennen, nicht deutlich. — Auf der menschlichen Aderhaut nimmt er ein analogisches Tapetum (?) an. Beym Pigmento nigro kann noch J. Hunter angeführt werden. — Wäre es nicht besser, wenn er den Lauf der Venen der Natur gemäfs von den Aesten zu den Stämmen als umgekehrt, z. B. bey den Ciliarvenen (S. 68. u. f. f.) beschrieben hätte? — Wir haben bey unsern sorgfältigsten Versuchen keine Gemeinschaft zwischen den Zellchen der Glasfeuchtigkeit, die er S. 95. annimmt, finden können. Auch lafst sich alsdann nicht begreifen, warum bey einer im Leben und im Tode ausgestochenen Zelle nicht allmählig alle Feuchtigkeit ausfliefst? — Haller behauptet dies freylich; aber dies gilt nur von der Glasfeuchtigkeit, wenn sie sich in der Luft befindet, wo eine Zelle nach der andern bersten mufs. — Auch ist nach unsern eigenen Versuchen diese Glasfeuchtigkeit z. B. im Weingeist gerinnbar, (wovon er doch S. 95 bis S. 99. das Gegentheil behauptet.) — In Augen ungeborner Kinder finde man hinter der Membrana pupillaris wäfsrige Feuchtigkeit (?) — Wäre es nicht besser, wenn er alles vom Sehenerven zusammengestellt hätte; allein hier kommt zuerst S. 91. die Nervenhaut, dann S. 104. der Sehenerven, derselbe nochmals §. 1577. vor; und doch soll noch von ihm ferner in der Nervenlehre gehandelt werden. — Die (S. 152.) angegebene Wirkung der geraden Muskeln des Augapfels kann unmöglich, sondern es mufs gerade das Gegentheil statt finden. „Alle vier gerade Muskeln, heifst es, zusammenwirkend, ziehen den ganzen vordern Theil (des Augapfels nemlich) rückwärts gegen das foramen opticum hin, wodurch die Länge des Augapfels von hinten nach vorn, mithin die Entfernung der Kryftallinse von der Nervenhaut etwas verkürzt werden kann." Allein um dies zu thun, müfste der Augapfel nothwendig hinten einen starken Wiederhalt haben, der ihm doch fehlt, da er blofs am Nervo optico befestigt ist. Könnte daher die vereinigte Wirkung der vier geraden Muskeln den Augapfel in Ansehung seiner Form ja verändern, so würden sie nichts anders als ihn *verlangern*, nicht verkürzen. — Auch würden wir doch lieber alle Aeste der Augenarterien zusammengestellt haben, — die hier an vier Stellen von einander getrennt vorkommen, nemlich erst §. 1526. die Arteriae ciliares, dann §. 1561. die Centralis retinae, die §. 1570. nochmals beschrieben wird, und dann erst §. 1576. die Gefäfse des Auges. Kennern macht dies keine grofse Schwierigkeit, aber nicht blofs für diese ist dies Handbuch bestimmt. — Er selbst habe nie den Musculus major und Minor Helicis gesehen, wir besitzen sie doch in sehr deutlichen Präparaten. — Die Existenz des Lavator Tympani sey noch nicht gewifs angenommen. (Wir haben ihn doch in allen Subjecten, die frisch und stark waren, gefunden, und können ihn unter andern in einem Präparate unvergleichlich deutlich vor Augen legen.) — Der Nutzen der Eustachischen Trompete sey, dafs durch sie Luft in die Paukenhöhle gelange etc. Dies läugnen wir nun nicht, allein ihr Hauptnutzen ist doch wohl, um dem Schleim aus der Paukenhöhle einen Ausweg zu schaffen, der sonst leicht stocken könnte. — Wir sehen nicht, wie sich das Septum Vestibuli (wahrscheinlich meynt er das Cotunnische) mit Scarpa's, von uns richtig befundenen, neusten Entdeckungen zusammenreimen läfst; auch ragt das umgebogene Blättchen des Spiralblatts (hamulus) nie so weit hinauf, dafs er sich mit der Kuppel vereinigen kann, wie S. 157. angenommen wird. — Man kann doch auch nicht wohl sagen, „das vordere Loch der Schnecke geht in einen Gang *Tractus spiralis* über, der in den *Modiolus* tritt." Auf die Stelle S. 159: „Zu dem innern Ohr gehen zween Nerven, welche Gehörnerven heifsen, wollen wir den Vf. nur aufmerksam machen. — Er erzählt von sich selbst, dafs er ein rundes Loch von der Gröfse einer Erbse im knorpligen Theile seiner Nasenscheidewand habe." §. 1652. sagt er: „Nur der häutige Anhang der Nasenscheidewand ist beweglich, da hingegen der knöcherne *und knorpligte* Theil der Scheidewand unbeweglich," man darf ja nur seine eigene Nase befühlen, um das Gegentheil zu finden; zweytens sagte er selbst im zweyten Bande §. 1087. vom Niederziehen der Nasenscheidewand ausdrücklich: *„dafs er die knorpligte Scheidewand herunterzöge,"* welches wir von diesen Muskeln nicht einmal bey Ewachsenen behaupten würden. S. 183. zweifelt er, ob die Stirnhöhlen jemals bey Erwachsenen gänzlich fehlen; wir gestehen, dafs wir auch zweifelten, bis wir wirklich einen mehr als dreyfsigjährigen Schädel, wo die eine Stirnhöhle gänzlich fehlte, erhielten. In den Nebenhölen der Nase giebts schlechterdings nach unsern sorgfaltigsten Untersuchungen keine Schleimhaut, (die er S. 188. annimmt,) sondern eine blofse Beinhaut. Auch können wir nicht mit den vor uns liegenden Beyspielen die Worte S. 206. vereinigen, „dafs nemlich die inwendige und auswendige Fläche des Zahnschmelzes einander meist parallel seyen." — S. 217 heifsts: Selten finde man einen Backenzahn mit fünf Zinken; allein ganz gewöhnlich hat ja der dritte Backenzahn, versteht sich, ehe er abgeschliffen ist, vorzüglich in der Oberkinnlade fünf Zinken. In der S. 209. von Ruysch angeführten Stelle, die wir nachschlugen, steht doch nichts von einem sechsten Backzahn. — Mit Knochensubstanz *zugeschlossen* haben wir noch nie die Zahnhöhle im reifen Fötus, von dem doch im citirten Stellen des Ersten Bandes die Rede ist, gefunden, sondern immer mehr oder weniger offen, freylich schrumpft der Rand der Kiefer nach dem Austrocknen von Kinderskeleten zusammen, wir sprechen aber auch nur vom frischen Zustande. — Die sogenannte Hornsubstanz des Zahns §. 1689 und 1704. ist ganz offenbar Kränklichkeit. — Nicht manchen Kindern, (wie er S. 220. sagt), sondern gewöhnlich brechen die ersten Backzähne früher als die Spitzzähne vor. — Die Ursache der Lösung in der Abnahme der Wurzel der Milchzähne besteht nicht in einer Absterbung ihrer zuführenden Gefäfse, sondern wenn man die Sache frisch untersucht, wird man die Wurzel vielmehr erweicht, und gefäfsreicher finden. — Bey unsern Untersuchungen fanden wir gerade das Gegentheil von dem, was §. 1711. gesagt wird, „dafs nemlich vermöge der Spannkraft die Zahnhöhlenränder und der (nach dem Ausfallen der Zähne) noch fortwahrenden Ansetzung der Knochenmaterie in dieselben, nach und nach die verlassenen Zahnhöhlen verenget, und endlich gänzlich geschlossen

ſchloſſen werden.“ Nemlich, die Zahnhöhlen werden oft ſchon vor dem Ausſtoſsen der Zahnhöhlen gänzlich weggeſaugt, nicht ausgefüllt; nie haben wir wenigſtens eine Anſetzung von Knochenmaterie gewahr werden können. S. 282. Z. 6. v. n. ſteht wohl nur durch einen Druckfehler ſtatt dreyeckig — viereckig. S. 264. verdient noch das merkwürdige Bonnſche Präparat, deſſen in Hallers Grundriſs der Phyſiologie deutſcher Ueberſetzung S. 343. Erwähnung geſchieht, angeführt zu werden. Unter die Schriften über die Drüſen verdient noch *Pflug* Diſſ. *de Glandulis*, Duisburg 1787. aufgenommen zu werden. — Der Vf. hält die Glandula ſubmaxillaris für weicher als die Parotis und ihre Acinos für gröſser. — Auch müſſen noch zu den in der Höhle der vordern Bruſtmittelwand enthaltenen Theilen der Ductus thoracicus anterior oder ſternalis und die Saugaderdrüſen hinzugefügt werden u. ſ. w.

OEKONOMIE.

Halle, b. Gebauer: *Anweiſung zur guten Pferdezucht und Wartung, auch wie man ein guter Pferdekenner werden könne;* nebſt einer Beylage *von den Betrügereyen der Roſshändler*, wie auch *von den vorzüglichſten Krankheiten und Kuren der Pferde* für Landwirthe und ſonſtige Pferdeliebhaber, von *C. S. Richter.* 1789. 192 S. 8. mit zwey Kupferplatten. (16 gr.)

Unter dieſem weitſchweifigen und beynahe abſchreckenden Titel erhält der Pferdeliebhaber ein Buch, welches er, wenn anders die Sprache des Vf. ihm nicht unangenehm iſt, nicht ohne Vergnügen und Nutzen aus den Händen legen wird. *I. Kapitel. Wie die zur Zucht benöthigten Pferde beſchaffen ſeyn müſſen.* Der Vf. getraut ſich von guten Hengſten, hingegen übel gebauten und ſchlechten Stuten, vortrefliche Fohlen zu ziehen. Rec. giebt zwar zu, daſs man allerdings mehr auf Erſtere, als auf Letztere bey der Pferdezucht ſehen müſſe, findet ſich aber durch die beygebrachten Beweiſe lange nicht überzeugt, daſs man bey der Auswahl der Stuten ſo nachläſſig ſeyn dürfte; vielmehr weiſs er, daſs bey den Menſchen ſowohl, als andern Thiergattungen, die moraliſchen und nicht ſeltnen körperlichen Fehler der Mutter auch bey den allerbeſten Vätern auf die Jungen fortgepflanzet werden. *II. Kap. Von der Springzeit*, enthält viele richtige Beobachtungen; indeſſen würde Rec. doch nicht anrathen, die Stute ſogleich nach der Belegung herumzuführen, oder gar zu reiten, ſondern ihr etliche Minuten zur Ruhe und Erholung zu erlauben. *III. Kap. Von der Geburt der Füllen* iſt für den Unwiſſenden zu kurz, und für den erfahrnen Pferdeliebhaber ganz überflüſſig. *IV. K. Von der Entwöhnung und Fütterung der Füllen* hat Rec. wegen der vielen praktiſchen Regeln vorzüglich gefallen, ingleichen das *V. K. Von der Fütterung und Wartung der Arbeitspferde. VI. K. Von den Kennzeichen des Alters bey Pferden* enthält zwar keine neue, aber doch gut geordnete und vorgetragene, Dinge. *VII. K. Wie man man ein guter Pferdekenner werden könne*, iſt unter allen das magerſte, und in Rückſicht des Vortrages das unerträglichſte. In der That gehört zu einem guten Pferdekenner mehr, als daſs er weiſs, wie z. B. Kopf und Hals geſtaltet ſeyn müſſen, es ſind an dieſen Theilen noch Theile vorhanden, die er ſchlechterdings kennen muſs, wenn er Meiſter in ſeiner Kunſt ſeyn will. Sodann ſind alle jene Merkmale, die auf den Charakter und innere Beſchaffenheit eines Pferdes ſchlieſsen laſſen, beynahe ganz von dem Vf. überſehen worden, welche gewiſs, ohne dem Liebhaber Nachtheil zu verurſachen, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden dürfen. Die beiden hier beygefügten Kupfer ſind von der nemlichen Beſchaffenheit, und das eine eben ſo wenig genugthuend, als das andere. Hingegen iſt das *VIII. K. Vom Beſchlag der Pferde* reich an guten Vorſchriften, und man merkt es dem Vf. an, daſs er auf dieſen wichtigen Gegenſtand ſeine ganze Aufmerkſamkeit gerichtet hat. Es verdient von einem jeden, dem es um die Erhaltung ſeiner Pferde zu thun iſt, wiederholt geleſen zu werden. *IX. K. Was man beym Einkauf der Pferde zu beobachten habe*, iſt, da es eine genaue Kenntnifs der Pferde vorausſetzet, und ſonach auf das vorhergehende VII. Kap. ſich gründet, eben ſo unzulänglich, als jenes, obgleich Rec. gerne zugiebt, daſs, wenn man die hier vorgeſchriebenen Regeln beobachtet, man nicht ganz ſchlechte Pferde ſtatt guter zu kaufen in Gefahr ſey. *X. K. Vom Wallachen oder Caſtriren der Pferde.* Der Vf. räth, dieſe Operation, um das Wachsthum nicht zu unterdrücken, im dritten oder vierten Jahr vorzunehmen; wird aber, da um dieſe Zeit die Abſonderung des Saamens lange vor ſich gegangen iſt, dieſe Operation nicht gefährlicher, beſonders wenn man nicht hat verhüten können, daſs der junge Hengſt ein oder etlichemale zum Belegen gekommen iſt? Auch wird die Caſtration mit dem ätzenden Queckſilber, als die vorzüglichſte und gewöhnlichſte angeprieſen, da doch das Abdrehen der Hoden eben ſo wenig gefährlich, als ungewöhnlich iſt. *XI. K. Vom Schweifſtutzen* oder Engliſiren, iſt der Vf., und wohl nicht mit Unrecht, kein beſonderer Freund, trägt aber doch kurz und deutlich die hierbey üblichen Handgriffe vor. Wider den Brand einzig das Goulard'ſche Waſſer zu brauchen, iſt nicht zu empfehlen, da alle übrigen, den Brand weit kräftiger abhaltenden, Mittel nicht immer mit glücklichem Erfolg werden angewendet werden können. — Die Beylage *von den Betrügereyen der Roſshändler* macht zwar einen nicht unbeträchtlichen Theil dieſes Buches aus, aber ſie würde viel gröſser haben werden müſſen, wenn der Vf. alle Kniffe dieſer Leute hätte namhaft machen, und Pferdekäufer davor ſichern wollen. — Der Anhang *über die Krankheiten der Pferde, deren Urſachen, Kennzeichen und Heilart* enthalt auſser einer Menge langer Recepte wenig von den Urſachen und der gründlichen Heilung derſelben, die offenbaren Irrthümer abgerechnet, die hin und wieder vorkommen, und welche der Vf. andern, beſonders Hn. von *Sind*, unbekümmert nachgeſchrieben hat. Nach S. 146. ſoll z. B. durch die Naſe der Weg zur Luftröhre, nicht aber auch zum Magen, gehen! S. 156. ſoll die dyſenteriſche Kolik von ſcharfen Humoren herkommen, welche ſich aus den lym-

Digitized by Google

phatiſchen und Milchgefäſsen ergieſsen!! S. 173. Die Würmer in dem Magen und dem Maſtdarm der Pferde (Oeſtrus haemorrhoidalis) ſollen ſich vermöge ihrer Rinde anklammern können. S. 187. ſollen Menſchenurin, geſchnittene Seife, gute Miſtjauche und Aſche ein gutes Fuſsbad für Pferde ſeyn, welche verſchlagen ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITTERARGESCHICHTE. *Stockholm*, b. Zetterberg: *Tal om Kongl. Vetenſkaps Societeten i Upſala* — Rede über die königliche Societät der Wiſſenſchaften in Upſala, von der Akademie der Wiſſenſchaften bey Niederlegung des Präſidiums gehalten, von Erich *Proſperin*, königl. Obſervator und Mitgl., auch Secretair der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Upſala. 1791. 77 S. 8. — Zu einer Zeit, ſagt der Vf., da man mehr ſeinen Witz zu üben ſcheint, die Grundpfeiler alter Wahrheiten, und gewiſſer ihnen an Werth nahe kommenden, Vorurtheile zu erſchüttern, als ſelbſt auf feſten Grund zu bauen; da man mehr das Neue als das Wahre ſucht, mehr leicht als tief denken, mehr einnehmend als gründlich reden will; da man Newtons Geſetz der Schwere wankend machen will, aber glaubt, daſs der animaliſche Magnetismus auf feſtem Grunde ſtehe; da es Leute giebt, die bey gefundenen Vernunftſchlüſſen zweifeln, aber durch Offenbarungen, Geſichte und Geiſter überzeugt werden; da das Publikum ſeine Aufmerkſamkeit von Herſchels Entdeckungen auf Montgolfiers Erfindung, von einem ganzen groſsen mit vielen Monden verſehenen Weltkörper auf eine Luftblaſe wendet; zu einer ſolchen Zeit iſt es kein Wunder, wenn man allerhand Einwürfe gegen die Errichtung gelehrter Geſellſchaften hört. Dieſe Einwürfe beantwortet der Redner zuerſt kurz, und beruft ſich auf den Nutzen, den Schweden beſonders in den letzten 70 Jahren, da die Upſaliſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und die königl. Akad. der Wiſſenſch. zu Stockholm errichtet worden, davon gehabt hat. Letztere entſtand, da Schweden ſchon 20 Jahre die Ruhe des Friedens genoſs, da Handel, Schiffahrt und Manufacturen ſchon ungemein zunahmen. Erſtere aber ward zu Upſala zu einer Zeit errichtet, da Hunger und Kriege Schweden an den Rand des Verderbens ſtellten. Dazu kam die Peſt, welche 1710 alle Studirende von Upſala verjagte. Da alſo die Lehrer ohne Geſchäfte waren, ſo vermochte der berühmte Erich Benzelius, damaliger Bibliothekar der Akademie, einige gelehrte Männer einigemal in der Woche auf der Bibliothek zuſammenzukommen, um von gelehrten Sachen zu ſprechen. Dieſe Geſellſchaft nannte ſich Collegium Curioſorum. Sie correſpondirte mit Polhammar und Eman. Swedberg, der hernach unter dem Namen Swedenborg ſo bekannt geworden iſt, (wenn wir, ſagt Hr. P. S. 11. auf den groſsen Abfall ſehen, den deſſen neues Jeruſalem gegen deſſen 1718 in 10 Büchern gedruckte Algebra (Regelkonſten) macht, ſo haben wir Urſache über die Verwirrungen des menſchlichen Verſtandes zu ſeufzen, und Swedenborg giebt dadurch denen kein Recht, ihm nachzuahmen, die weder ſeine Verdienſte haben, um ſie gegen ihre Thorheiten aufzuwiegen, noch ſein Alter, um ſich damit entſchuldigen zu können.) Die erſte Frucht ihrer Arbeiten war dieſes Swedbergs Daedalus Hyperboreus, der vierteljährig 1716, 1717 und 1718 zu Upſala, meiſt in ſchwed. Sprache, erſchien. Phyſik, Oekonomie und Aſtronomie waren die Hauptgegenſtände dieſer Geſellſchaft. Allein ſie ward bald bey den damaligen Zeiten abgebrochen. Doch ruhte E. Benzelius nicht, bis er 1719 eine andere unter dem Namen Bokvetisgille d. i. litterariſche Geſellſchaft, zuſammenbrachte, deren vornehmſte Abſicht geweſen zu ſeyn ſcheint, ein gelehrtes Journal herauszugeben, das auch 1720 unter dem Titel: *Acta Litteraria Sueciae*, ans Licht zu treten anfieng, worinn doch die eigentlichen gelehrten Abhandlungen bald den gröſsten Theil einnahmen. Nachdem dieſe Geſellſchaft den Reichsrath Gr. Arved Horn zu ihrem Präſes erwählt und erhalten, ſo ward ſie vom Könige 1728 beſtätigt, und bekam den Namen: *Societas Regia Literaria et Scientiarum*. Von den Actis derſelben erſchien 1729 der zweyte Band. Die *Acta Literaria et Scientiarum Sueciae* ſollten nun mit Ausſchlieſsung der bloſsen Nova Litteraria nicht mehr vierteljährig, ſondern alle Jahr erſcheinen. Sie wurden auch, doch in verſchiedenen Zwiſchenzeiten, für 6 Jahre in 4 Bänden gedruckt; allein da ſie in eigenem Verlag der Geſellſchaft herauskamen, ſo waren ſie ſchwer abzuſetzen, und viele Jahrgänge ſind faſt gar nicht mehr zu finden, andere aber liegen noch gröſstentheils unverkauft. Und mit dem fünften Bande am Ende des Jahrs 1751 hörten ſie endlich auf längere Zeit ganz auf. Sie enthalten auſser einigen Recenſionen, Urkunden und vielen meteorologiſchen Obſervationen, an 200 Abhandlungen, worunter einige als kleine Tractate anzuſehen ſind, als *Bromels Lithographia Suecana*; *O. Celſii monumenta quaedam ſuis temporibus reddita*; *G. Wallins Runographia Gothlandica* u. a. m. Die Geſellſchaft gab auch 1742 eine gelehrte Zeitung unter dem Titel: *Tidningar om de Lärdas Arbeten*, heraus, die aber auch bald wieder aufhörte. Dieſe Geſellſchaft hatte 1735 den gelehrten Reichr. Graf Bonde zum Präſidenten erhalten, er blieb es bis an ſeinen Tod 1764. Nach der Zeit erhielt ſie den jetzigen Herzog von Südermanland zu ihrem Schutzherrn. Sie bekam dadurch neues Leben. Sie hat auch darauf wieder angefangen, ihre Abhandlungen unter dem Titel: *Nova Acta Regiae Societatis Scientiarum Upſaliensis* herauszugeben, wovon zur Zeit doch nur 4 B. in 4to erſchienen ſind; denn nach des Secret. Prof. Aurivillius Tode 1786 iſt nichts weiter davon aus Licht getreten. Die übrigen Bemühungen dieſer Geſellſchaft für die Errichtung eines Obſervatoriums in Upſala, für das Aufkommen der Mathematik und Phyſik, für die Ausgabe eines ſchwediſchen Lexicons, die doch nicht zu Stande gekommen, für die Verbeſſerung ihres Fonds, ſind von Hn. *P.* angeführt. Der verſtorbene Bergmeiſter Gyllenhal und der Hofapotheker, Hr. Ziervogel, haben der Geſellſchaft eine anſehnliche Sammlung von Mineralien und Büchern nebſt 4613 Rthlr. Spec. zur Unterhaltung und Fortſetzung verehrt. Von den Gyllenhalſchen Erben hat ſie ein ſchönes ſteinernes Haus in Upſala, wo ſie ſich jetzt verſammelt, erhalten. Hr. Ziervogel hat ſeine ihr geſchenkten koſtbaren Sammlungen auch dahin geſchickt, und iſt ſelbſt dahin gezogen, alles in Ordnung zu bringen. Sie beſtehen aus mehr als 2000 Arten von Pflanzen, worunter viele ſelbſt im Linneiſchen Syſtem noch nicht aufgenommen ſind, aus einem Conchyliencabinet in 2 Schränken mit 72 Schiebladen, einer Inſectenſammlung mehrentheils von ſchwediſchen Inſecten, einer Mineralſammlung in 10 Schränken mit 270 Schiebladen, die über 10,000 Stücke enthalten, und über 3000 Petrificaten in 2 Schränken, aus ungefähr 400 Stücken Bernſtein, 120 Tafeln ſchwed. und ausländiſcher Holzarten, einer Materia medica, worinn ſich unter vielen ausländiſchen alles findet, was in der Pharmacopaea Suecica aufgenommen iſt; aus einer Bibliothek von etwa 1400 Bänden, aus der Naturhiſtorie, Chemie, Bergwiſſenſchaft u. a. Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. Ein paar die Geſellſchaft betreffende Urkunden, als z. E. der königliche Confirmation von 1728 u. ſ. w. nebſt einem Verzeichniſs aller ihrer von Anfang an geweſenen Mitglieder ſind angehängt worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. September 1791.

PHYSIK.

PARIS, gedr. b. Mouthard: *Traité elementaire, ou Principes de Physique* par M. *Brisson*, de l'Academie Royale des Sciences, Maitre de Physique et d'Hiſtoire naturelle des Enfans de France et Profeſſeur Royal de Physique experimentale. 1789. III. Voll. in 8. 3 Alphab. 21 Bog. nebſt 46 Kupfertafeln. (2 Rthlr. 8 gr.)

In der Vorrede führt Hr. B. an, wie viel weiter man ſeit 20 Jahren in der Kenntniſs der Beſtandtheile der Körper, der mannichfaltigen Verbindung und vorzüglich der Zerſetzung dieſer Beſtandtheile gekommen ſey; und dieſer Fortſchritt habe ſeine Epoche da, als man das Vorurtheil, daſs die, bey den Auflöſungen in verſchiedenen (in feſten, tropfbar- oder lüftigflüſſigen) Zuſtänden ſich entwickelten Subſtanzen in dieſem Zuſtande vor der Scheidung in dem Körper vorhanden geweſen, abgelegt und dafür angenommen habe, die Grundſtoffe hätten ſich während der chemiſchen Arbeit meiſt in dieſen Zuſtand umgebildet. Der Vf. glaubt mit Recht, daſs es jetzt Bedürfniſs für die Wiſſenſchaft ſey, die in den Abhandlungen der gelehrten Geſellſchaften und anderswo zerſtreuten Entdeckungen zu ſammeln, und ſo ein Ganzes zu liefern, ohne ſich jedoch zu ſehr an ein Syſtem zu binden. Der Gedanke verdiente gewiſs ausgeführt zu werden.

Dem erſten Theile ſind 3 Regiſter vorgeſetzt, wo im erſten die alten und neuen chemiſchen Kunſtnamen angegeben, oder beſſer jene in dieſe Sprache überſetzt ſind. (Hiermit hat der Vf. der Sache keinen geringen Vorſchub geleiſtet; denn kaum verſtehen ſich bey der neuen Sprache die Sachverſtändigen mehr.) Im zweyten werden die Worterklärungen, deren ſich ältere Schriftſteller meiſtens bedienten, erläutert; im dritten wird der Inhalt der Kapitel angegeben; noch iſt ein vollſtändiges Sachregiſter dem dritten Bande angehängt.

Rec. hat das ganze Werk mit Aufmerkſamkeit und mit der Erwartung geleſen, die man von einem Lehrbuche der Phyſik aus dem Jahre 1789 zu haben berechtigt iſt, deſſen Vf. ſchon durch mehrere Schriften, vorzüglich durch ein Dictionaire de Phyſique, bekannt iſt; allein ſo ganz fand er dieſe Erwartung nicht erfüllt. Die neuern Entdeckungen in der Phyſik ſind zwar meiſt alle angeführt; allein die Erklärungen von manchen Erſcheinungen ſind nicht mit dem Scharfſinne und der Ueberzeugungskraft gegeben, wie ſie der Deutſche fodert. Oft iſt die Sache in der That gar nicht erklärt, wenn ſchon der Vf. die Miene annimmt, es gethan zu haben; auch giebt es Stellen, wo der Vf. den Geſichtspunct der Erſcheinung gar nicht gemerkt hat. Im ganzen jedoch wird das Buch dem Anfänger wegen des ſehr faſslichen Vortrags und der Vollſtändigkeit der Materien ganz gute Dienſte leiſten. Der Vortrag iſt ermüdend weitſchweifig, und kann höchſtens nur dem Anfänger behagen. Das Buch hätte um ein Viertel ſeines jetzigen Volumens kleiner ausfallen können, ohne die Deutlichkeit oder Vollſtändigkeit zu verletzen. Um unſer Urtheil zu rechtfertigen, und die deutſchen Leſer auf die Stellen aufmerkſam zu machen, die eine beſſere Erklärung bedürfen, ſoll ein möglichſt kurzer Auszug des Ganzen gegeben werden. Der Vf. leitet die Auflösbarkeit der geiſtigen, gummichten und ſalzichten Subſtanzen im Waſſer und die Nichtauflösbarkeit der harzigten in demſelben, welche letzte im Weingeiſte, worinn doch die Salze unauflösbar ſind, geſchieht, daher, daſs die Geſtalt der Poren im Harze und Salze verſchieden, und eben ſo verſchieden die Theilchen des Waſſers und Weingeiſtes ſeyen, daſs ſie nur in dieſe verſchiedene Poren eindringen können. (Es ſind doch wohl dieſe und alle chemiſche Auflöſungen das Werk der Wahlanziehung.) So wie überhaupt in den Lehrbüchern der Phyſik, werden auch hier die allgemeinen Eigenſchaften der Körper nur erzählt, und doch iſt dem Phyſiker ein höheres Ziel, als bloſse Hererzählung der Naturerſcheinungen, geſteckt; er ſoll die Erſcheinungen erklären. Allein da liegt allgemein der Fehler in der Methode, weil in dieſen Büchern nicht ganz zu Anfange die Urſachen aller Naturerſcheinungen, die zwo bekannten Attractionskräfte und die Art ihrer Wirkungen, vorgetragen werden. — Die Bemerkung des Vf. S. 39, daſs nämlich die zurückſtoſsende Kraft der Materietheilchen eine metaphyſiſche Grille ſey, die ſich durch keine Thatſache beweiſen laſſe, hat des Rec. Beyfall. Es braucht dieſer Annahme einer dritten mit den bekannten zwo Kräften im offenbaren Widerſpruche ſtehenden Kraft nicht, wenn man urſprüngliche Bildung der Theilchen, ferner Mangel der Anziehung auf der einen, oder Uebergewicht der Anziehung auf der andern Seite annimmt. — Die ſtatiſchen Lehren ſind deutlich, aber zu oberflächlich vorgetragen; ſo iſt das ſtatiſche Geſetze vom Hebel nicht ſtrenge und allgemein erwieſen. Der Carteſianiſche Grundſatz, der doch als erſter in der Statik nicht gelten kann, wie das von Hn. Hofr. *Käſtner* erwieſen iſt, wird zum Grunde gelegt; ſonſt werden alle Gattungen von Hebzeugen ausführlich und gut erklärt. Eben ſo findet man hier die Lehre vom Stoſse der Körper, die bekanntlich nicht unter die leichten gehört, weniger befriedigend, als in deutſchen Schriften, vorgetragen. Der Satz, daſs die am elaſtiſchen Körper zuerſt zuſammengedrückten Theile ſich zuerſt wieder herſtellen, ſcheint falſch, gewiſs aber nicht er-

weislich zu seyn. Das Kräften-Parallelogramm ist auf den zu willkührlich angenommenen Satz gegründet, dass sich die eine Kraft mit beständig beybehaltener Richtung und Gröfse, wie mit dem bewegten Körper verbunden, nach der Richtung und Geschwindigkeit bewege, die die andere Kraft dem Körper giebt. Der Versuch, wie Tangentalkraft zur Centrifugalkraft werde, ist gut ausgedacht; aber die vorausgegangene Erklärung, dass man sich die Tangentalkraft an dem verlängerten *Radius vector* hinstreichend vorstellen, und daraus schliefsen soll, beide Kräfte wären gerade entgegengesetzt, ist doch eine harte Zumuthung, die dem Verstande gemacht wird. Die Lehren von der schiefen Ebene und dem Pendel sind mehr erzählend, als bewiesen, vorgetragen; doch sind die veränderlichen Fälle alle angeführt. Die Hydrodynamik beruht auf dem Satze §. 889, wo es heifst: Um den Druck der tropfbaren Flüssigkeiten (*des liqueurs*) sowohl zur Seite, als in die Höhe zu begreifen, mufs man bedenken, dass deren Theilchen wie Haufen Kügelchen anzunehmen sind, die sich in einem Gefasse eingesperrt befinden; dass diese Kügelchen aber nicht in verticalen Reihen über einander, sondern etwas verworren liegen, so dass die Verticalen auf seitwärts liegende Reihen drücken, und solche zu weichen zwingen werden, u. s. w. Dieses wird durch Zeichnungen erläutert; mannichfaltige Versuche werden angeführt, die den hydrostatischen Druck und das Gleichgewicht in gebogenen Röhren bestätigen. Das Ausfliefsen des Wassers aus Oeffnungen, die am Boden und an den Wänden der Gefäfse angebracht sind, wird gut vorgetragen; die Theorie gehört bekanntlich in die höhere Mathematik. Dass die Wassermengen aus verschiedenen Oeffnungen, wenn sonst alles gleich ist, sich wie diese Oeffnungen verhalten müfsten, aber sich gewöhnlich nicht so verhalten, wird auf Rechnung der Friction geschrieben. Das ist freylich die allgemeine Meynung; allein giebt es bey solchen Ausfliefsungen *eigentliche Friction* an den Wänden? Es sind wohl durchkreuzende Ströme durch den Hauptstrom, deren Richtung von den Rauhheiten der Wände, ihre Geschwindigkeit aber und daher die zu ihrer Beugung in die Richtung des Hauptstromes erfoderliche Kraft, von der Geschwindigkeit des fliefsenden Wassers abhängt. Dass durch eine Oeffnung am Boden des Gefäfses mehr Wasser ausfliefse, wenn man an diese Oeffnung noch eine Röhre setzt, wodurch die Friction vermehrt wird, meynt der Vf., komme daher, dass sich in der Röhre der Stral nicht so verenge, wie in der einfachen Oeffnung. (Die Röhre wird ja so ein Theil des Gefäfses, und daher wird die Wasserhöhe im Gefäfse um die Länge der Röhre vermehrt, welches den Ausfluss vermehren mufs.) — Bey den Pumpen hätte der *Veraischen* und noch anderer Maschinen, Wasser zu heben, gedacht werden können. Von elastischen, und zuerst von luftigen Flüssigkeiten. Der Name verschiedener Luftarten und ihre Grundsubstanzen. Der Name der von Priestley sogenannten dephlogistisirten Luft sey übel gewählt, weil ihre Basis der Säure erzeugende Grundstoff (*generateur des acides*), verbunden mit Wärmestoffe, sey. Sie sey die Ursache des Kalkzustandes der Metalle, und wenn sie durch Wärmestoff von diesen Kalken ausgetrieben werde, so erscheinen die Metalle ohne hinzugekommenes Inflammabile wieder in ihrem Metallglanze, wie das die Versuche lehren. — Jede Verbrennung sey eine Verbindung dieser Lebensluft mit verbrennenden Körpern, und nicht der verbrannte Körper, sondern diese Luft, werde zersetzt. Das Athmen der Thiere zersetze diese Luft, wobey ihr sauermachender Grundstoff sich mit dem Kohlenstoffe (*carbonne*) aus dem Blute verbinde, und die ausgeathmete fixe Luft erzeuge; der freygewordene Wärmestoff verbinde sich mit dem Blute und den Theilen der Lunge, und so werde die Wärme im Thierkörper verbreitet, und der beständige Abgang ersetzt. Ueberhaupt herrschen in diesem Kapitel durchaus Deutlichkeit und Vollständigkeit, in dem nämlich, was bisher der chemische Theil der Physik geleistet hat; auch sind die Ursachen überall angeführt, bey denen die Elementarstoffe der Körper in Luftgestalt verwandelt werden, und wie sie durch Reagentien aus diesem Zustande wieder zurückgebracht werden können. Man findet hier den Stahlischen Brennstoff (Phlogiston) und die Luftarten nach diesem Stoffe nicht mehr so genannt; der Vf. scheint zwischen den Phlogistikern und ihren Gegnern das Mittel zu halten; allein wenn man nicht um Namen streiten will, so ist doch des Vf. *gas hydrogène*, mit den verschiedenen Luftarten verbunden, das modificirte Stahlische Phlogiston. Die allgemeinen Eigenschaften der Luft, ihre Elasticität, Compressibilität und Ausdehnbarkeit durch Wirkung der Wärme, wird durch zweckmäfsige Versuche gut erklärt. Aber die aufsteigenden Blasen in kochenden Flüssigkeiten hätte der Vf. doch nicht als Luft, die sich in der Flüssigkeit befinde, und durch die Wärme ausgedehnt werde, erklären sollen, wie das §. 944. so geradehin geschieht, man weifs ja, dass es gröfstentheils, wo nicht ganz und gar, elastische Dämpfe sind. — Eben so unrichtig ist es, wenn §. 949 die Blasen, die aus dem Wasser unter der Glocke auf der Luftpumpe entstehen, blofs für Luftblasen gehalten werden; auch hier sind es Dämpfe, die auf eben die Art, wie die vom Feuer beym Kochen, entstehen, das beweist der Wasserhammer in der warmen Hand. Auffallend war es dem Rec., die Erklärung des Regens §. 981. so angegeben zu finden, dass er aus der mehr oder minder verdichteten Luft, die das Wasser aufgelöst erhält, entstehe, (vermuthlich hieraus zuerst die Wolken,) und so hier die uralte Meynung zu lesen, dass die Winde die Wassertheilchen in den Wolken zusammentreiben, diese sich dann verdichten, und so specifisch schwerer als die Luft werden, und im Regen herabfallen müssen. Der vom Vf. selbst §. 825. angeführte Versuch, dass reine und inflammable Luft, (*gas oxigène et hydrogène*) abgebrannt eine Menge Wasser geben, welche dem Gewichte dieser angewandten Luftarten gleichkomme; ferner die van *Marumsche* Versuche vom Durchströmen der elektrischen Materie durch verschiedene Luftarten, wodurch diese meist zersetzt wurden; — so die Beobachtungen von *Saussure*, dass die Wolken aus Bläschen bestehen, die wegen ihrer Leichtigkeit mit einer specifisch leichtern Materie, als Luft, müssen angefüllt seyn, und dass diese Anfüllungsmaterie nicht der Wärmestoff seyn könne, alle diese Umstände zusammen gewähren gewifs eine den bekann-

bekannten Naturkräften analogere, und daher weit beſſere, Erklärung vom Regen. Die Schneeflocken, die zu einerley Tageszeit fallen, haben einerley Figur, und ihre Figur wird verſchieden in verſchiedenen Tageszeiten beobachtet. (Das iſt merkwürdig; daher ſeltſam, daſs dem Vf. hierbey die von *de Luc* und von *Sauſſüre* gemachten Beobachtungen, daſs auch die Luftelektricität in verſchiedenen Tageszeiten verſchieden ſey, nicht einfielen, — ſo daſs es auch äuſserſt ſelten zur Nachtzeit hagelt.) Die ſpecifiſche Leichtigkeit des Eiſes hat bekanntlich ihren Grund in den leeren Blaſen in ihm, und da meynt der Vf., dieſe Blaſen entſtünden von der Luft, die während dem Gefrieren zwiſchen den Waſſertheilchen austrete. Allein eine andere Meynung, daſs dieſe Blaſen von Dämpfen entſtehen, die ſich entwickeln, wenn der Wärmeſtoff vom äuſsern zu Eiſe werdenden Waſſer häufig austritt, iſt weit wahrſcheinlicher, und gründet ſich auf die Verſuche, daſs gefrierendes Waſſer auch ſonſt ſtarke Metallgefäſse, in die es flüſſig eingeſperrt war, zerſprenge; die Luft würde dieſe Zerſprengung nicht hervorbringen, ſie würde ſich, da ſie ohnehin auch immer noch kälter wird, eher zuſammenpreſſen. Und warum giebt es vergröſserte Blaſen im Eiſe, welches im Boyliſchen Vacuum gefriert, wenn auch vorher die Luft nach Möglichkeit aus dem Waſſer gezogen iſt? Die empfindbare Wärme, die bey Miſchung des Waſſers und Weingeiſtes oder des Waſſers und der Mineralſäuren entſteht, ſelbſt die Flamme, die beym Aufgieſſe der Salpeterſäure auf gewiſſe Oele entſteht, leitet der Vf. vom Reiben dieſer gemiſchten Subſtanzen her; da doch offenbar die Zerſetzungen derſelben dieſe freye Wärme hervorbringen. Sehr unbefriedigend ſind die gegebenen Erklärungen von den mannichfaltigen Erſcheinungen des Feuers. Dem Vf. konnten wohl die groſſen Entdeckungen, die im nächſtvorigen Jahrzehend hierin gemacht wurden, nicht unbekannt ſeyn, und in dieſer Rückſicht hätte er hier etwas weit Beſſeres ſagen können und ſollen. Wie gewagt iſt die Behauptung, daſs Wärme- und Lichtſtoff einerley ſey; daſs die geradlinichte Bewegung dieſes Stoffes Leuchtung, die irregulaire Bewegung aber Wärmung gebe! Und am Ende ſcheint doch der Vf. die *Carteſiſche* von *Eulern* verbeſſerte Theorie über das Licht anzunehmen. (Alle Erſcheinungen des Lichts gehörig erwogen, und die Schwierigkeiten, die bey deren Erklärung auftoſsen, gegen einander verglichen, ſo möchte wohl die Euleriſche Theorie Vorzüge haben.) Die optiſchen, katoptriſchen und dioptriſchen Lehren ſind ſehr vollſtändig und deutlich vorgetragen, auch die Verſuche und Zeichnungen ſind allenthalben zweckmäſsig angebracht. — Die phyſiſche Aſtronomie iſt gewiſs, wie ſie hier vorgetragen wird, dem Anfanger unverſtändlich. So ganz ohne die nöthigen Vorbereitungslehren werden die verſchiedenen Aberrationen der Fixſterne hier erzählt, ſo wird von der ſphäroidiſchen Geſtalt der Erde, von den Knoten der Mondbahne, von den verſchiedenen Attractionen, die auf den Mond wirken, von dem Rückgange der Nachtgleichen, geredet, ohne daſs vorher die tägliche und jährige Bewegung der Erde faſslich und gründlich angegeben ſey, aus der ſich doch die gedachten Erſcheinungen erklären laſſen. — Die Abhandlung über Ebbe und Fluth iſt ſehr gut. — Bey den magnetiſchen Erſcheinungen werden die Methoden, dem Stahle und Eiſen die magnetiſche Kraft mitzutheilen, ſehr umſtändlich angeführt. Des *Aepinus* Theorie, die ſich auf Analogie dieſer mit der elektriſchen Materie gründet, wird widerlegt, und — überhaupt keine Theorie gegeben. Die elektriſche Materie iſt, nach des Vf. Annahme, §. 2226. mit der Feuer- und Lichtmaterie einerley, und mit ihm ſollen beynahe alle Phyſiker der nämlichen Meynung ſeyn. — Das iſt doch zu viel behauptet! Und warum nannte der Vf. nicht eine gute Anzahl ſeiner Gewährsmänner? Und wenn es ja manche Phyſiker gäbe (deutſche ſind es wohl dann nicht), die dieſe Stoffe für einerley hielten, ſo ſind die angeführten Gründe lange von dem Gewichte nicht, daſs ſie dieſer Meynung die erfoderliche Wahrſcheinlichkeit gäben. Die Gründe nun ſollen ſeyn: 1) Elektricität wird, wie das Feuer, (?) durch Reiben rege; 2) beide Materien haben ihre mehr oder weniger vollkommene Leiter; 3) beide ſetzen ihre Leiter, oder doch die in Verbindung mit ihnen ſtehende Körper, in den nämlichen Zuſtand; 4) das Leuchten haben alle drey Materien gemein. Der Harnphosphorgeruch der elektriſchen Materie, ſo wie der ſäuerliche Geſchmack, ſey ein weſentlicher Beſtandtheil der elektriſchen Materie. Dieſes letzte ward noch niemals ganz ſicher, und nun, nachdem uns *van Marum* ſo vortreffliche Verſuche in Durchſtrömungen dieſer Materie durch verſchiedene Luftarten geliefert hat, wird es von keinem Phyſiker mehr behauptet. Die elektriſche Materie macht nämlich in der Luft, durch die ſie ſtrömt, Zerſetzungen, die dieſe Stoffe nun als empfindbar darſtellen, weil ſie frey ſind. Unter den vielen angegebenen und meiſt bekannten Verſuchen ſind die mit ausſtrömenden Waſſer, ſowohl bey der Glas- als Harzelektricität, ſehr zweckmäſsig und gut variirt, indem ſich die Ein- und Ausſtrömung der elektriſchen Materie zu gleicher Zeit, (wie es der Vf. nennt; welches aber eigentlich nichts anders, als das bekannte Zurückſtoſsen und Anziehen iſt,) hier gut darſtellt. Die Theorie des *Dufay* und *Nollet* werden unterſucht, und in des erſtern mehr Ueberreibung, als in der des letztern, entdeckt; obſchon ſich nach keiner alle Erſcheinungen gut erklären laſſen. Nollet nimmt bekanntermaſsen zwey elektriſche Ströme, den einen aus-, den andern einſtrömend, zu gleicher Zeit an. Nun wird *Jallaberts* Theorie, die alle elektriſche Erſcheinungen aus dem Austritte der elektriſchen Materie, aus den Poren des geriebenen Körpers annimmt; dann *Aepinus* Theorie, die alle Erſcheinungen in das Anziehen und Zurückſtoſsen zweyer Materien ſetzt; eben ſo die bekannte Franklinſche Theorie unterſucht und widerlegt, und dieſes alles mit einer Weitſchweifigkeit und Streitſucht, die einem das Aushalten ſauer macht. Hierauf folgt des Vf. eigene Theorie. Er ſetzt 36 Grundſätze voraus, die unmittelbar auf Beobachtungen beruhen ſollen. Der zweyte, daſs die elektriſche Materie aus dem Wärme- und Lichtſtoffe und noch aus einem, der ihr Geruch gebe, (warum nicht auch noch aus einem vierten, der ihr Geſchmack giebt?) beſtehen ſoll, gründet ſich freylich auf Sinnengefühl. Aber nach

des Vf. eigener Vorrede sind ja nicht immer die entwickelten Substanzen als solche in dem zerlegten Körper; und ists denn die elektrische Materie allein, die während ihrem freyen Zustande in Wirkung ist? Dieses wird so wenig behauptet werden können, als man von der dephlogistisirten Salpetersäure behauptet, sie entwickele aus sich den gelbfärbenden Grundstoff und gelbe Dämpfe, wenn sie der freyen Luft ausgesetzt ist, oder das Weinsteinsalz entwickele das Wasser aus sich, wenn es in der freyen Luft zerfliesst. Und wird denn alles Schmelzen nur durch Feuer bewirkt; warum schmelzen Metalle in Säuren? Ist Schmelzen doch nichts anders, als Aufheben der chemischen Bindung. Die elektrische Materie ist, nach des Vf. Meynung, allenthalben vorhanden, und hat die Körper in ihrem ganzen Gewebe durchdrungen. Das Reiben erschüttert die Theile des geriebenen Körpers, und die Theilchen der elektrischen Materie treten mit Gewalt aus. (Ausströmen.) Der erfolgte Abgang wird sogleich aus der benachbarten Luft und den Körpern, die zunächst in Berührung stehen, wieder ersetzt. (Einströmen.) Die Leiter erhalten Ueberfluss, und es geht so etwas vor, als wenn man in ein mit Wasser schon angefülltes Gefäss noch anderes giessen wollte, wodurch das Wasser zum Ueberlaufen gebracht werde. Dieses Aus- und Einströmen bringe die Erscheinung vom Zurückstossen und Anziehen. (So wäre die elektrische Materie nur mechanisch mit den Körpern vermengt, weil eine mechanische Kraft, das Reiben nämlich, ihre ganze Zersetzung bewirke. Die *Franklinische* Theorie, von Hn. Hofr. *Lichtenberg* sehr gut erläutert und verbessert, gewährt doch schon eine bessere Erklärung, als die hier entgegengehenden, und daher auch fast unbegreiflichen Ströme. — Endlich ist wohl noch keine Meynung, die die Sache analoger mit allen andern Erscheinungen in der Natur erklärt, als die *Symmersche*, die zwey elektrische Materien annimmt, die sich vermöge ihrer Affinität ziehen und sättigen, und deren Zersetzung die elektrischen Bewegungen verursachen.) Der Vf. fühlt auch die Schwäche seiner Theorie der beiden Ströme, weil er gesteht, dass die Erscheinungen der Leidner Flasche ihm gröstentheils unerklärbar seyen. Nur wie im Vorbeygehen wird des Elektrophors erwähnt. Die Gewitterwolken sollen, nach des Vf. Meynung, ihre elektrische Ladung durch Reibung erhalten, und diese soll vorgehen, wenn die Wolken durch die Luft, und, wie das bey Gewitterwolken gewöhnlich ist, gegen den Wind streichen. — Rec. glaubt, der Mühe überhoben zu seyn, das Seichte in dieser Erklärung zu zeigen, und merkt nur an, dass die bessere Meynung sey, die Wolken erhalten bey ihrer Entstehung (sie sind wohl meist ein chemischer Niederschlag oder Reduction der Luft selbst,) ihre Elektricität, und da kommt es noch auf die Lage der Wolken in mehr oder minder leitenden Luftschichten an, dass sie zum Aufnehmen und Beybehalten der Elektricität fähiger gemacht werden. Aller dieser Erinnerungen ohngeachtet, bleibt das Buch wegen des überwiegenden Guten, für Anfänger brauchbar, und die Stellen, die hier ausgehoben sind, verdienen bey dessen Gebrauche nähere Prüfung und Berichtigung.

KLEINE SCHRIPTEN.

Geschichte. *Göttingen*, b. Dietrich: *Grundriss einer Geschichte der kirchlichen Verfassung, kirchlichen Regierung und des kanonischen Rechts, besonders in Hinsicht auf die deutsche Kirche.* Zum Gebrauch in Vorlesungen, vorzüglich für Zuhörer, die sich der Rechtswissenschaft gewidmet haben, von D. *G. J. Planck*, Prof. der Theologie. 1790. 56 S. in 8. Umfang und Absicht dieses Grundrisses erhellet aus der Ueberschrift hinlänglich. Aber von der Menge und Fruchtbarkeit der in einem so engen Raum zusammengepressten Materien wird man sich nur durch ein fortgesetztes Studium derselben einen Begriff machen. Zwar wird jede Materie nur gleichsam rubricirt; aber doch nicht wie in einer dürren Inhaltsanzeige; es ist ein Skelett, aber so fein präparirt, dass nicht blos das Knochenwerk, sondern auch alle fleischichten Theile, Venen und Arterien, daran kenntlich sind. Kaum ist uns noch in irgend einer Disciplin ein Lehrbuch von solcher Vollständigkeit und Präcision bekannt: das Verstehen dieser wenigen Bogen dürfte man als eine sichere Probe gründlicher und pragmatischer Erkenntniss der Kirchengeschichte, vorzüglich des deutschen Kirchenstaatsrechts, betrachten. Das Einzige möchte man, zur Bequemlichkeit derer, die über das Buch lesen und hören, wünschen, dass den erheblichen Begebenheiten die Zeitangabe beygefügt wäre; diess ist aber nur in den Ueberschriften der fünf Perioden, von welchen Constantin, Muhamed, Hildebrand, Luther, die Grenzsteine ausmachen, und zwar auch hier nur nach Jahrhunderten geschehen; z. B. dritte Periode, vom 7ten bis 12ten Jahrh. (eigentlich gegen Ende des 11ten.) Weiter im ganzen Buche keine Jahrszahl; obgleich sehr oft ein *damals*, *nachher*, *um diese Zeit*, vorkommt. Auch dürfte hie und da zum Gewinn für Sachen die Sprache noch mehr beschnitten werden können; z. B. *Die Synode zu Sardika verordnet, dass in einigen Fällen an den römischen Stuhl appellirt werden darf. Aber die Synode zu Sardika setzt manche Einschränkungen hinzu, und im Orient bekümmert man sich nichts um die Synode zu Sardika.* S. 35 steht: *Jura majestatica circa sacra, welche die christliche(n) Kayser* (Kaiser, so auch *Layen* für Laien) *in dieser Periode ausuben. Grundsätze, welche zuweilen in ihren Rescripten, und welche zu andern Zeiten von den Repräsentanten der Kirche darüber aufgestellt worden*, u. s. w. Sollte das nicht vielmehr Jura collegialia heissen müssen; da doch die Jura majestatica durch den Uebertritt der Kaiser zu der christlichen Parthey keinen Zuwachs erhalten, oder besonders modificirt werden konnten? Es scheint auch aus dem, was von den verschiedenen Grundsätzen *darüber* bemerkt wird, dass hier ein Schreibfehler vorgegangen ist. S. 27. *Advocati ecclesiae* — Jetzt noch (im achten und neunten Jahrh.) *blosse Guterverwalter und Sachwalter der Kirchen bey gerichtlichen Verhandlungen.* Es liegt aber weder in dem Worte Advocatus, noch in den Anordnungen wegen dieser Leute, die Idee eines blossen *Verwalters.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. September 1791.

TECHNOLOGIE.

LONDON, b. den Verlegern des European Magazine: *A Collection of Papers on naval Architecture originally communicated through the Channel of the European Magazine.* Pars I. 28 S. Vorrede. 67 S. 8. 1 Titelk. und 2 andere Kupferpl.

Dieſe kleine Sammlung von kurzen Abhandlungen iſt dem Ausländer vorzüglich darum merkwürdig, weil ſie glaubwürdige und ſichere Nachrichten enthält, wie die Schiffbaukunſt bisher in England betrieben wurde. Wahrſcheinlich wird es vielen auffallen, wenn ſelbſt Engländer geſtehen: „die Franzoſen ſeyen ihnen, wegen „der gröſsern Sorgfalt, welche ſie auf die Ausbildung „der Theorie dieſer wichtigen Kunſt verwendeten, ſo beträchtlich weit vorgerückt, daſs beynahe alle neuern „Verbeſſerungen des engliſchen Schiffbaues franzöſiſchen „Urſprungs ſeyen," (Vorr. S. IV. und wiederholt in der Abhandl. S. 4. N. 4) und es nöthig finden, die Nation ſelbſt darauf aufmerkſam zu machen, und ſie aufzubieten, nachzuholen, was durch dieſe Vernachläſſigung verſäumt worden. Dieſe Aufmunterung, welche zuerſt durch den Umſchlag eines in England beliebten Journals im Publicum verbreitet wurde, hat denn ſchon ſo viel gewirkt, daſs in dem charakteriſtiſchen Eifer, mit welchem die Nation jeden Gegenſtand verfolgt, ſo bald er nur zum Nationalintereſſe erhoben werden kann, eine Akademie für den Schiffbau geſtiftet worden iſt. Dieſe verdankt ihre Entſtehung gröſstentheils dem Patriotismus eines aſthmatiſchen engliſchen Buchhändlers, dem zur Erleichterung ſeiner Beſchwerden Bewegung und Seeluft empfohlen war, und der ſich beides durch fleiſsiges Beſuchen von Schiffbauereyen verſchaffte, und ſeiner Verbindung mit einigen Freunden, unter denen einige Schiffbauer von groſsem Ruf ſind. In der Mitte des April d. J. wurde die erſte Einladung zum Beytritt zu Errichtung dieſer Akademie bekannt gemacht; ſie wirkte ſo viel, daſs dieſe Akademie unmittelbar darauf zu Stande kam, und daſs ſie jetzt ſchon, nach der zweyten Auflage des Verzeichniſſes ihrer Mitglieder und Beförderer, aus mehr als anderthalbhundert Mitgliedern und Beförderern beſteht, die ſich (wie bey mehreren ähnlichen Einrichtungen in England gewöhnlich, und ſelbſt bey der bekannten *Royal Society* eingeführt iſt) durch Verpflichtung zu einem jährlichen Beytrage die Mitgliedſchaft erwarben. Der Beytrag iſt bey dieſer Akademie auf zwey Guineen jährlich, oder 20 Guineen ein für allemal, feſtgeſetzt. Ausländer, die zum Beytritt der Geſellſchaft eingeladen werden, ſind von dieſem Beytrage befreyet; man erwartet aber von ihnen thätige Unterſtützung durch Arbeiten. In dem angeführten Verzeichniſs ſind ihrer nicht über ein halbes Dutzend, und unter dieſen zwey Deutſche. Prinz Wilhelm Heinrich, Herzog von *Clarence*, iſt Präſident.

Die Aufſätze dieſer Sammlung ſelbſt ſind von ſehr ungleichem Werth, und bey weitem dem gröſsten Theil nach bloſs einzeln hingeworfene Gedanken. Ein Verzeichniſs der Schriftſteller über den Schiffbau macht den Anfang; in welchem aber, vornemlich in Anſehung der ausländiſchen Schriften, ſich auch Belege zum Beweiſe des den Engländern oft gemachten Vorwurfs mangelhafter Kenntniſſe ausländiſcher Literatur finden. So ſcheint es z. B. S. XVI. No. 35., als habe der Vf. dieſes Verzeichniſſes die vom Obriſten Watſon überſetzte kleinere im Original franzöſiſche Eulerſche Abhandlung vom Schiffbau für einerley Werk mit der groſsen *Scientia navalis* gehalten. Dagegen findet man aber auch andere ſchätzbare literariſche Nachrichten von engliſchen Schriftſtellern; z. B. vom Vf. des in der *A. L. Z.* 1791. No. 37. angezeigten Shipbuilders Repoſitory; doch auch wieder mehrere gar nicht zum Schiffbau gehörige Schriften mit aufgeführt. Nach einer auf die Vorrede folgenden Einleitung kömmt wieder ein Verzeichniſs einzelner Schriften über den Schiffbau, welches einen Brief des Hn. Capitain Müller zu Stade an den Herausgeber veranlaſste, der Ergänzungen dieſes Verzeichniſſes, und einzelne literariſche Nachrichten von den Büchern deſſelben und einigen andern enthält, die man aber ungleich vollſtändiger und mehr geordnet in deſſen Vorrede zur deutſchen Ueberſetzung von *du Hamels* Werk vom Schiffbau findet. Doch kann die zuletzt angeführte Ueberſicht der Literatur des Schiffbaues nicht unbeträchtliche Nachträge aus dem der Vorrede dieſer Sammlung folgenden Verzeichniſſe erhalten. Die beiden nächſtfolgenden unter No. II und III. befindlichen Aufſätze, betreffen Vorſchläge zu Abänderungen und Verminderung der Anzahl der Zarter der engliſchen Kriegsſchiffe, und eine vorläufige Ankündigung einer Verbeſſerung im Bau der Steuerruder, die in dem unter No. IV. folgenden Aufſatze erklärt wird, und darinn beſteht: daſs der Schaft des Steuerruders oberhalb des oberſten Ruderhakens eine vollkommene Walze wird, deren Axe die Verlängerung der gemeinſchaftlichen Axe der Ruderhaken iſt, um welche das Ruder ſich dreht, und dadurch den Schaft bey Verminderung des Spielraums, deſſen er ſonſt bey dem Steuern bedarf, nicht unbeträchtlich verſtärkt. No. IV. enthält mehrere Anfragen, die ſich zum Theil durch bloſse Verweiſungen auf ſchon vorhandene Abhandlungen vom Schiffbau, zum Theil auch durch Kenntniſs des Unterſchiedes der Verſchiedenheiten in dem Schiffbau einzelner Nationen, beantworten laſſen; ferner eine Erzäh-

lung der Rettung des vom Lieutenant *Riou* geführten *Guardian*, und einen Auszug aus Doctor *Franklins* obserw. in den *Transact. of the Americ. Philoſ. Soc.* Tom. II., in ſo fern ſie die Furcht wegen des Sinkens leckgewordener Schiffe betreffen. No. V. giebt eine kurze Ueberſicht der neueſten Beobachtungen zu Beſtimmung des Geſetzes für den Widerſtand feſter im Waſſer bewegter Körper; Vorſchläge zu Verſuchen an Modellen; und Fragen über die Breite des Kiels, von denen die letzteren dem Rec. hier keine Stelle zu verdienen ſcheinen. Die beiden folgenden No. VI und VII. enthalten einen Entwurf von *Sir William Petty's Naval philoſophy*, der ſehr vielumfaſſend iſt, aber in der Art, wie er hier aufgeſtellt worden, ſchwerlich jemals ausgeführt werden dürfte. No. VIII. giebt eine kurze Nachricht von den Preiſen, für welche man eichne Schiffe in Amerika bauet, die ungefähr ¼ des Preiſes betragen, für welchen man führene Schiffe in der Oſtſee bauet; Vorſchläge zu Verſuchen über den Einfluſs der Geſtalt des Hauptſpunts auf die Neigung des Schiffes zur Seite; eine ſehr kurze, nichts als das allgemein bekannte enthaltende, Theorie des Stauens; und noch eine Anfrage wegen der Geſchwindigkeit der Wellen bey Sturm. Der Inhalt von No. IX. iſt oben ſchon angezeigt. No. X. iſt ein kurzer recenſirender Auszug des Inhalts von Admiral Chapmans Abhandlung über den Schiffbau, nach Hn. Vial du Clairbois Ueberſetzung. No. XI. Ein Complimentenbrief von Hn. Sewell, von dem man kaum begreift, was er hier ſoll; Hn. Prof. Heinle zu Augsburg Ankündigungen vom 25ſten Febr. und 7ten März d. J. wegen eines Mechanismus zu Bewegung von Schiffen unter allen möglichen Umſtänden, der eine vortrefliche und ſehr nützliche Erfindung ſeyn würde, wenn er das Verſprochene auch nur zum Theil leiſtete; und noch eine Nachricht von einem nach ganz neuen Vorſchlägen völlig platt gebaueten Cutter, *Trial*, mit drey Kielſchwerdtern, und einem ſehr vortheilhaften Zeugniſs für dieſe Bauart, von den Officieren, die ihn führten. No. XII. iſt eine Beantwortung einer Reihe ſehr intereſſanter Fragen über die Verwendung und den Preis des Schiffbauholzes in England, von drey Sachverſtändigen, von jedem beſonders. Ein Anhang enthält die Vorſchläge zu Errichtung der oberwähnten Akademie zu Verbeſſerung des Schiffbaues, und die Beſchlüſſe der erſten desfalls veranſtalteten freundſchaftlichen Zuſammenkünfte. Die beiden beygefügten Riſſe ſind, der erſte: von einem Dreydecker vom erſten Range nach engliſcher Bauart, der zweyte: von der franzöſiſchen Fregatte *Artois*. Beide ſind aber leider nach einem für Riſſe dieſer Art zur Brauchbarkeit viel zu kleinem Maaſsſtabe, nach welchem 26 Fuſs einen Pariſer Zoll betragen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Debatten, Beobachtungen und Verſuche* von *E. Chr. Trapp.* Erſtes Stück. 1789. 84 S. gr. 8.

„Den Titel eines Buchs," ſagt der Vf., „faſst man „gern ſo *kurz* als möglich," und das hat ihn abgehalten, anſtatt *Debatten* zu ſetzen: *Unterſuchungen problematiſcher Materien.* Wir dächten, man faſste lieber den Titel eines Buchs ſo *verſtändlich* als möglich, und alſo würden wir die drey Worte, die jedermann verſteht, immer dem einzigen vorgezogen haben, das wahrſcheinlich die meiſten Leſer falſch verſtehn, — nicht blofs, weil dieſe Debatten, nach des Vf. Erklärung, nicht leicht *perſönliche Zänkereyen* ſeyn ſollen, ſondern weil hier nicht *mehrere* Parteyen ſind, die mit einander über eine Sache *debattiren*, ſondern ein *einziger* Mann, der, um uns auch *kurz* zu faſſen, ſeine Gegner *battirt.* Der erſte Schlag trifft Hn. Hofrath *Schlözer*, über eine Stelle in ſeinen *Staatsanzeigen*, März 1787. S. 242., wo er bemerkt haben will, dafs die Neopädagogen noch keinen Kopf aufweiſen können, der ſich, nach ihrer Erziehungsart gebildet, als Gelehrter ausgezeichnet hätte. Es wird ihm geantwortet: die Neopädagogen verſprechen nicht, dafs die jungen Zöglinge ſich als Gelehrte *auszeichnen*, dafs ihre Zöglinge *gelehrter*, und *früher gelehrt*, als anderswo, werden ſollen (das letzte hatte auch Schlözer nicht verlangt). Sie wollen allgemeine zweckmäſsige Aufklärung befördern. In *Deſſau* richtete man ſich nicht ſowohl nach dem Sinne der neuern Padagogik, als nach dem Sinn des Publicums. Es fehlte anfangs der neuern Padagogik an einem ausführlichen und vollſtändigen Plan des Ganzen, an zweckmäſsig geſchickten Lehrern, an einer hinlänglichen Anzahl derſelben, an zweckmäſsigen Lehrbüchern und andern Lehrmitteln. Wenn der Rec. ſich in dieſe Debatte miſchen darf, ſo dünkt ihn, mit dem Hn. Vf., allerdings, dafs der Begriff *Gelehrſamkeit* näher beſtimmt werden müſſe, wenn der Mangel derſelben bey den neopädagogiſchen Zöglingen, der Erziehungsart der Neopädagogiker zum Vorwurf gereichen ſoll. Da man aber doch ſo ziemlich wiſſen kann, *welche* Gelehrſamkeit Hr. *Schl.* meyne, und da man annehmen darf, dafs die Neopädagogiker es weder unnütz noch ſchädlich finden, ihre Zöglinge zu *ſolchen* Gelehrten zu bilden; ſo bleibt, im Fall die Schlözerſche *Bemerkung* richtig iſt, (welche wir weder zu unterſchreiben noch zu verwerfen uns herausnehmen,) noch immer ein Vorwurf auf der neuen Erziehungsart, den der Hr. Vf. nicht abgewandt hat. Es iſt nemlich nicht zu zweifeln: dafs ſo vorzügliche Köpfe, als der Hr. Vf. u. a. neue Padagogiker ſind, Schlözeriſche Gelehrte gebildet haben würden, wenn ſie die *vorherige Erziehungsart* beybehalten hätten. Es ſcheint alſo immer noch, in *ihrer Erziehungsart* etwas zu liegen, was die Bildung zur Gelehrſamkeit hindert oder erſchwert. Wahrſcheinlich iſt dieſes Etwas die zu groſse Sorgfalt, den jungen Zöglingen ſolche Kenntniſſe beyzubringen, die ihnen in ihrem künftigen Leben *brauchbar* ſeyn können. Wahrſcheinlich werden dadurch manche Kenntniſſe vernachläſſigt, die vielen unbrauchbar bleiben können, die aber, wenn ſie auf die rechte Art beygebracht werden, die *Kräfte des Geiſtes* beſſer üben als jene brauchbaren Kenntniſſe, und es ihm erleichtern, ſich der brauchbaren Kenntniſſe ſelbſt zu bemächtigen, wenn er ſie nöthig hat. Aber wir müſſen abbrechen, um nicht aus dieſer Recenſion ſelbſt eine Debatte zu machen. — Die zwey nächſten Aufſätze enthalten Debatten mit dem Freyherrn von *Knigge*, ſeine *Briefe über die neuere Erziehungsart* (im

Jahr-

Jahrbuch für die Menschheit 2. B. 3. St.) betreffend. Hr. von *Knigge* hatte in denselben behauptet, man richte durch das zu viele Schreiben über die Erziehung in schwachen Köpfen Unheil an, hatte der neuern Erziehungsart manches zur Last gelegt, und der vorherigen grosse Vorzüge zugesprochen. Hr. *T.* hat, unsers Bedünkens, in dieser Fehde das Recht gröstentheils auf seiner Seite, und erklärt sich über die Grundsätze der neuern Erzieher so einsichtsvoll, als man von ihm erwarten kann. Wir können indessen nicht bergen, dass wir auch hier in manchen Puncten noch Bedenklichkeiten haben. — Der letzte Aufsatz enthält ein *Gespräch über mittelbare und unmittelbare Offenbarung.* Der *Dialog* ist sehr schön, rasch und unterhaltend; aber der *Inhalt* ist nicht befriedigend. *T* will dem X beweisen, dass die *Quaker* und ihres gleichen allein den rechten Begriff von unmittelbarer Offenbarung haben. Er giebt zu, dass die Offenbarung, deren sie sich rühmen, Phantasien seyn können; sie haben aber doch den richtigen Begriff von einer unmittelbaren Offenbarung, und dürfen also ihre angeblichen Offenbarungen nur mit diesem Begriff zusammenhalten, und scharf nach demselben prüfen. — Alles kommt, wie man sieht, auf den Begriff der Quäker von unmittelbarer Offenbarung an; allein das Gespräch bestimmt ihn nicht näher, als dahin, dass sie die *unmittelbaren* Offenbarungen von den *mittelbaren* unterscheiden. Das hilft nun wohl so viel, dass sie wissen können, ihre unmittelbaren Offenbarungen seyen, *wenn* sie *Offenbarungen* sind, keine *mittelbaren*; wie es ihnen aber helfen könne, sich zu überzeugen, *dass* sie wirklich *Offenbarungen*, und keine *Phantasien* seyen, das können wir wenigstens nicht absehen. — Die *Schreibart* ist übrigens in allen diesen Aufsätzen so lebhaft und angenehm, als in den übrigen Schriften des Hn. Vf.; nur könnte bisweilen diese Lebhaftigkeit etwas gemässigter seyn. Solche Floskeln, wie die S. 33. „Hier haben sie einige *Tropfen* aus dem *Ocean* von historischen Beweisen," kann der gute Geschmack, selbst in scherzhaften Briefen, wenn sie nicht durchaus von der komischen Art sind, wohl nicht billigen.

Leipzig, b. Kummer: *Beyträge zur Geschichte der Erfindungen.* Von *J. Beckmann.* 3ten Bandes 2tes Stück. 1790. 8.

Dieses Stück liefert 1) die Geschichte der *Holzflösse.* Unerachtet die Scheitholzflösse viel einfacher, als die Bau-, Zimmer-, oder Langholzflösse sind, so findet man bey den Alten doch keine Nachricht von jenen, da hingegen letztere von Plinius rates, und vom Strabo σχεδαι genannt werden. Zu den ältesten Nachrichten von diesem Wassertransport gehört die Lieferung der Cedern von Libanon zu dem Salomonischen Tempel von *Hiram*, dem Könige von Tyrus. Da aber vom Libanon keine Flösse nach Jerusalem gehen, und der Jordan von jenem Gebirge zu weit entfernt ist, so musste das Bauholz auf dem Meere an den Küsten nach *Joppe* gebracht worden seyn. Eine Stelle des *Pindarus* scheint die Erbauung der Stadt *Camarina* in Sicilien, aus dem Thone herzuleiten, den der Fluss *Hipparis* mit sich führte; allein der Ausleger *Didymus* erklärt den *Pindar* so, dass auf dem Flusse Holz zur Erbauung der Stadt geflösst worden sey. Nach *Vitruv* liessen die Römer besonders viel Lerchenholz von den Alpen vornemlich aus *Rhätien* auf dem *Padus* nach *Ravenna*, und zu wichtigen Gebäuden auch nach Rom kommen. Nach den Freyheiten, welche der Kaiser Valentinian den Schiffern ertheilte, erhielten sie auch aus Afrika Brennholz für die öffentlichen Bäder. Uebrigens finden sich aber keine Stellen, welche die Kenntniss der Alten von den Scheitholzflössen beweisen. In Deutschland sind die ältesten Nachrichten vom Flosswesen in Sachsen eine Urkunde vom Markgraf Heinrich dem Erlauchten von 1258, wo es aber ungewiss bleibt, ob eigentliche Flösse oder Transport auf Schiffen gemeynt ist. Bestimmter ist die Nachricht von der auf der Sale angelegten Flosse in den Briefen *Friedrich's* und *Wilhelm's*, Landgrafen von Thüringen vom J. 1410. Auf dem Muldenstrom bey Freyberg wurde 1438, und auf der Elbe 1495 zu flössen angefangen. In Frankreich war ein Kaufmann, Jean *Rouvel*, der erste, welcher 1549 in kleinen Flüssen flösste; sein Unternehmen kam aber erst 1566 durch René *Arnoul* eigentlich zu Stande. Wegen des Zusammenhangs mit dem Forstregale wurde in der Folge das Flosswesen auch zu den Regalien gezogen. Woher aber die Benennung Jus grutiae entstanden seyn mag, lässt sich noch nicht bestimmen, da das, was *Stypmann* und *Hadrian Junius* davon sagen, nicht befriedigt. Denn wenn auch das Wassergeld, welches von den niederländischen Familien von Wasenare erhoben wurde, *Gruytgeld* genennt worden, so bleibt doch wegen der Bedeutung des Worts *Gruyt* noch viele Dunkelheit, da es in einem Lehnbriefe von 1593, worinn der Kurfürst von Cölln die Gräfin von Mörs mit der Gruit belehnte, Bier und Zuthat zum Bier bedeutet. 2) *Ultramarin.* Der Hr. Vf. hält den Lazurstein für den Sapphir der Griechen, mit welchen er in den mehresten Merkmalen übereinkommt. Auch ist es möglich, dass das coeruleum der Alten wahrer Ultramarin gewesen. Nach Hn. *Tychsen* kommt der Name Lazuli aus dem Persischen, wo Lazuardi, blaue Farbe, bedeutet. Camillus Leonardus gedenkt 1502 des Ultramarins, und ist wahrscheinlich dieser Name in Italien aufgekommen. Seine Bereitung lehrt Vanuccio Biringoccio in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, besser aber Alex. Pedemontanus. 3) *Kobolt, Saflor, Schmalte.* Es finde sich fast gar keine Spur, welche die Kenntniss der Alten vom Kobolte bewiesen, und selbst die bekannte Stelle im *Plinius*, in welcher *Lehmann* den Kobolt zu erkennen glaubte, lässt sich gar nicht darauf anwenden. Das blaue Schmelzwerk, welches man inzwischen auf manchen Alterthümern antrifft, scheint nach Hn. Hofr. *Gmelins* Untersuchungen gröstentheils von Eisen herzurühren, wie dies auch blaue Eisenschlacken und blaue vulkanische Laven beweisen. Am Ende des 15ten Jahrhunderts scheinen die Kobolterze in Sachsen und Böhmen vorzüglich häufig geworden zu seyn, und da sie die Hoffnungen des Bergmanns vereitelten so wurden sie wahrscheinlich nach dem Berggeiste Cobalus' Kobolte genennt. In den Jahren 1540 oder 1560 wurde die blaufärbende Eigenschaft desselben von einem Glasmacher Christoph *Schürer* entdeckt, das Mahlen aber

in Holland vervollkommt. Der Name *Zaffera* kommt offenbar von dem Worte σαπφειρος her, und eben so auch Saflor. *Schmalt* kömmt von Schmelzen her, *Eschel* scheint aber von Asche abzustammen. 4) *Spitzen. Kanten.* Sie scheinen den Alten ganz unbekannt gewesen zu seyn; denn das Opus phrygianum des *Plinius*, so wie auch die griechischen Wörter κεντειν und κατακιζειν, gehen auf das Sticken mit der Nadel, nicht aber auf das Knüppeln. Der Vf. hält die Erfindung für eine deutsche, welche zu Annaberg im Meissnischen Erzgebirge von *Barbara*, Christoph *Uttemanns* Frau, vor dem Jahre 1561 ausgeführt wurde. Ein sehr schätzbares Verzeichniss über ältere Spitzen-Modellbücher beschliesst diesen Artikel. 5) *Indianische Hühner.* Die Mallagrides und Gallinae africanae der Alten waren Perlhühner und Abänderungen, so wie auch Arten, davon. Die Indianischen Hühner konnten sie nicht kennen, da sie in Amerika wild sind, und von daher nach Europa versetzt worden. Oviedo beschrieb sie um das J. 1525 zuerst. 6) *Butter.* Unerachtet manche Stellen der hebräischen Schriftsteller auf die Butter gedeutet werden könnten, so kommen doch die gründlichsten Ausleger darinn mit einander überein, dass das Wort Chamea Milch, Rahm, dicke Milch, aber keine Butter, bedeute. Die älteste, aber noch dunkele, Erwähnung der Butter findet sich beym *Herodot*, wo er die Behandlung der Pferdemilch bey den Scythen beschreibt, und deutlich Butter (βούτυρον), Käse und Molken angiebt. *Hippokrates* bedient sich, ausser jener Benennung, auch noch des Wortes τιχέριον, welches aber *Galen* in βούτυρον übersetzt, welcher sie schon genau kannte. *Dioskorides* beschreibt nicht nur die Butter, sondern auch ihren Gebrauch zur Speise. Die Oxygala das *Plinius* war eine Art Käse, dessen Verfertigung *Columella* weiter lehrt. Der Gebrauch der Butter zur Speise ist inzwischen von wenigen altern Schriftstellern angegeben, da hiezu besonders in Italien Oel viel gemeiner ist; auch wird sie von mehrern Alten für flüssig ausgegeben, und *Hecatäus* nennt sie Milchöl. Wahrscheinlich mag sie auch in wärmern Ländern wohl mehr flüssig gewesen seyn, da man die Handgriffe des Butterns noch nicht so genau kannte. 7) *Gartenblumen.* Nach dem Vf. ist die heutige Blumenliebhaberey im 16ten Jahrhunderte aus Persien nach Constantinopel und von da nach Europa gekommen, wozu Clusius viel beygetragen. Die Tuberosen erhielt der spanische Arzt Simon von *Tovar* vor 1594 aus Ostindien. Die Aurikeln wurden aus den Schweizer- und Steyermärkischen Alpen nach *Pleche* von wallonischen Kaufleuten nach Brüssel gebracht. Die Frittillaria meleagris kam in der Mitte des 16ten Jahrhunderts in die Gärten, und gab ihr Noel *Capperon* zuerst den Namen Fritillaria, da sie nachher Lilium variegatum geheissen. Die Fritillaria imperialis kam um jene Zeit aus Persien nach Constantinopel, von da in den kaiserlichen Garten nach Wien. Die Tagetes erecta und patula sollen nach *Dodonäus* aus Afrika nach Europa gekommen seyn; allein sie sind im mittägigen Amerika zu Hause, und vor dem Feldzuge Kaiser Karls des 5ten wider *Tunis* bekannt. Die erste Zwiebel von der Amaryllis formosissima erhielt Simon von *Tower*, Arzt in Sevilien, 1593 aus Südamerika. Amaryllis Sarnensis, welche in Japan wächst, kam zu Anfang des 17ten Jahrhundert in den Garten des Johann *Morin* nach Paris. Der Ranunculus asiaticus wurde vorzüglich um die Zeit Mohammed IV ausgebreitet.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Frankfurt u. Mainz*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Historisch-philologische Abhandlung über die zu Aschaffenburg vom Jahre 1777 bis 1787 neuentdeckte(n) römische(n) Alterthümer.* Von *H. Eb. Heim.* 1790. 56 S. 4. — Es sind sieben Steine mit Schrift und ein Altar mit erhobener Arbeit, welche theils in der Mauer eines Stadtthurms, theils unter einem Steinhaufen bey der Stadtmauer zu Asch. gefunden wurden. Römer von der VIII, XI, XXII, und XXIII Legion, die in dieser Gegend gestanden haben, hatten die Steine vermöge eines Gelübdes dem Jupiter und andern Gottheiten errichtet. Die Achtung des Hn. *H.* für diese Denkmähler, und das Bestreben, seine Landsleute darauf aufmerksamer zu machen, ist zwar lobenswerth; allein die Behandlung derselben möchte wohl schwerlich Beyfall finden. Moralische Anmerkungen, *dass alles auf der Welt verweslich und vergänglich sey, dass, wenn die heydnischen Römer ihre falschen Gottheiten um Hulfe anriefen, unser Vertrauen auf den wahren Gott desto lebhafter seyn müsse*, und solcher viele, stehn hier ganz am unrechten Platze. Andre sind eben so überflüssig, z. B. dass die Römer jedem Lande seinen Schutzgeist gaben; endlich sind andre, so gemein sie auch sind, nicht einmal richtig. Wer wird z. B., wie der Hr. Vf., schliessen, dass einer, der dem Jupiter einen Gelübdestein setzt, deswegen *eine wahrhaft edle heroische Seele sey?* Ueber die ersten 6 Steine findet man ausser der Beschreibung ihrer äusserlichen Gestalt und der Inschrift nichts, als dergleichen Bemerkungen. Nur von dem 7ten Steine wird eine Erklärung gegeben, die aber, unsrer Meynung nach, nicht glücklich ist. Dass nemlich N. BRIT. numini Britannico heissen könne, zweifeln wir, theils weil das einzelne N., soviel wir wissen, auf Inschriften nie Numen heisst, sondern meistentheils natione, theils weil eben die Buchstaben auf einem Steine bey Gruter Tom. I. p. XCIV, 2. gar nicht numini britannico erklärt werden können. Eben so wenig möchten wir der Erklärung der übrigen Schrift in allen Stücken beytreten. Vermuthlich sind nicht alle Buchstaben der alten Schrift jetzt mehr sichtbar, und der Hr. Vf. hat nicht genau genug angezeigt, wo der Stein verletzt ist, und wo etwa noch Buchstaben könnten gestanden haben. — Dieser Abhandlung ist von S. 33. an ein Verzeichniss der Schriftsteller über die Mainzischen Alterthümer angehängt, und S. 43. folgt eine Prüfung der Recension von des Hn. Vf. Wolfgang, Erzbischof und Kurfürst zu Mainz, in dem XII Stücke der Mainzer Anz. v. gel. Sachen.

CR

JENA, gedruckt bey *Johann Michael Mauke.*

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 1 4 1934